F. v. Raumer's

Briefe

aus Paris und Frankreich

im Jahre 1830.

Briefe

aus

Paris und Frankreich

im Jahre 1830

von

Friedrich von Raumer.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1831.

Wbg 15(1)212

Erworben
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Als ich die, in Auszügen hier mitgetheilten Briefe an meine Familie und einige Freunde niederschrieb, dachte ich auch nicht auf das Entfernteste daran, daß sie jemals sollten gedruckt werden. Erst nach meiner Rückkehr in die Heimath ward ich dazu von mehreren Seiten aufgefordert und meinen nahe liegenden Einwendungen entgegnet: „Wenn man von den Lebenden, aus Zurückhaltung und angeblichem Schicklichkeitsgefühl, gar nicht, und von den Todten nach dem alten Sprichworte nur lobend sprechen soll, so wird

alle Mittheilung auf Nichts oder auf bloße Unwahrheiten zurückgebracht. Unter so vielen Stimmen über eine so merkwürdige Zeit, mag sich auch die eines deutschen Beobachters vernehmen lassen; und wenn er oft irrig oder einseitig gesehen und berichtet hat, so werden die Franzosen dies am willigsten entschuldigen und anerkennen: daß man gegen solche Mängel selbst dann nicht geschützt ist, wenn man einigen Fleiß auf Sprache, Literatur und Geschichte eines fremden Volkes verwendet hat. Überdies macht niemand unbillige Ansprüche an fliegende Blätter, die nur Ansichten und Stimmungen des Augenblicks ausdrücken sollen und können."

Diesen und ähnlichen Vorstellungen vielleicht mit Unrecht nachgebend, strich ich zuvörderst in meinen Briefen das aus, was für das größere Publikum kein Interesse zu haben schien, und durfte hiebei selbst diejenigen Stellen nicht verschonen, welche meine Freude und Dankbarkeit

über so viele Gefälligkeiten ausdrückten, die mir in Paris von Franzosen und Deutschen erwiesen wurden. Wenn deßungeachtet Manches stehn geblieben ist, was lediglich auf meine Person Bezug hat, so findet dies wohl darin eine Entschuldigung, daß es Briefe ohne alle Beziehung auf die Person des Schreibers, kaum geben kann oder soll.

Schwieriger erschien das Verfahren in Bezug auf den eigentlichen Inhalt. Denn sobald ich diesen von allen sachlichen Irrthümern, so wie von einseitigen, zu herben oder zu nachsichtigen Urtheilen reinigen, oder nach den Ansichten irgend einer Partei umgestalten wollte, verschwand das einzige Verdienst unmittelbare Eindrücke rücksichtslos niedergeschrieben zu haben; es ging Eigenthümlichkeit und Wahrheit der Reisebriefe verloren, ohne daß an deren Stelle etwas erheblich Besseres wäre gesetzt, oder allgemeine Beistimmung gewonnen worden. Daher kann und will

ich nicht jeden einzelnen Ausdruck, jede Thatsache, jede Betrachtung als objektive Wahrheit vertreten; wohl aber bekenne ich mich im Ganzen und Grossen zu der durchgehends hervorblickenden Weltanschauung und Gesinnung. Honny soit qui mal y pense!

Inhalt.

		Seite
Erſter Brief.	Halle, den 2ten März 1830	1
Zweiter Brief.	Frankfurt a. M., den 5ten März	3
Dritter Brief.	Brüſſel, den 12ten März	5
Vierter Brief.	Den 12ten März	12
Fünfter Brief.	Den 13ten März	17
Sechster Brief.	Paris, den 18ten März	26
Siebenter Brief.	Den 19ten März	30
	Den 20ſten März	33
	Den 22ſten März	36
Achter Brief.	Den 20ſten März	39
	Den 21ſten März	41
Neunter Brief.	Den 21ſten März	44
Zehnter Brief.	Den 23ſten März	47
Eilfter Brief.	Den 24ſten März	51
	Den 25ſten März	52
Zwölfter Brief.	Den 26ſten März	56
	Den 27ſten März	59
Dreizehnter Brief.	Den 28ſten März	60
Vierzehnter Brief.	Den 29ſten März	64
Funfzehnter Brief.	Den 30ſten März	68
Sechzehnter Brief.	Den 31ſten März	72
	Den 1ſten April	73
Siebzehnter Brief.	Den 2ten April	76
Achtzehnter Brief.	Den 3ten April	83
Neunzehnter Brief.	Den 4ten April	87
Zwanzigſter Brief.	Den 6ten April	93
Einundzwanzigſter Brief.	Den 6ten April	96
	Den 7ten April	99
Zweiundzwanzigſter Brief.	Den 8ten April	101
Dreiundzwanzigſter Brief.	Den 9ten April	104
	Den 10ten April	107

Seite

Vierundzwanzigster Brief. Den 10ten April . 111
Den 11ten April 117
Den 12ten April 120
Den 13ten April 123
Den 14ten April 128
Fünfundzwanzigster Brief. Den 15ten April . 132
Den 16ten April 134
Sechsundzwanzigster Brief. Den 17ten April 137
Siebenundzwanzigster Brief. Den 18ten April 143
Achtundzwanzigster Brief. Den 19ten April . 146
Den 21sten April 150
Neunundzwanzigster Brief. Den 27sten April 151
Den 28sten April 153
Dreißigster Brief. Den 29sten April 156
Den 30sten April 159
Einunddreißigster Brief. Den 2ten Mai . . 175
Den 3ten Mai 177
Den 4ten Mai 180
Zweiunddreißigster Brief. Den 6ten Mai . 182
Den 8ten Mai 183
Dreiunddreißigster Brief. Den 9ten Mai . 187
Den 10ten Mai 190
Vierunddreißigster Brief. Den 11ten Mai . 193
Fünfunddreißigster Brief. Den 12ten Mai . 202
Sechsunddreißigster Brief. Den 13ten Mai . 208
Den 14ten Mai 212
Siebenunddreißigster Brief. Den 15ten Mai 226
Achtunddreißigster Brief. Den 20sten Mai . 234
Den 21sten Mai 236
Den 23sten Mai 243
Neununddreißigster Brief. Den 25sten Mai . 251
Vierzigster Brief. Den 30sten Mai 253
Den 31sten Mai 262
Einundvierzigster Brief. Den 1sten Junius . 265

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erſter Brief.

Halle, Dienſtag den 2ten März 1830,
Morgens 5 Uhr.

Das war und wird eine merkwürdige Reiſe! Die Fahrt von Berlin nach Potsdam verkürzten Geſpräche mit K. und H., ſo daß wir über unſere Weisheit gar nicht dahin kamen, die einer mitreiſenden Dame zu prüfen. Auch bei Baſſewitz vermißten wir unter Freunden die Heimath noch nicht; aber Abends kamen die übeln Anzeichen: Regen nämlich und Wind über Maaß. Doch wurden wir in den Wagen eingepackt und erreichten Belitz gleich nach Mitternacht. Hier erſcholl die Nachricht: das Waſſer habe die nächſte Brücke weggeriſſen und das Weiterreiſen ſey unmöglich. Während nun die Andern darüber viel erſtaunten, zweifelten, fragten und Rath gaben, dachte ich an das Endreſultat, wandte mich eiligſt mit meiner

bekannten Geſchicklichkeit und Beredſamkeit an das Dienſtmädchen, und erhielt durch deren Hülfe ein Bette, während die Übrigen noch auf Stühlen ſaßen und an der Erde lagen. Am zweiten Morgen beſahen wir den Durchbruch, und wurden belehrt: wir müßten einige Tage liegen bleiben. Der Vorſchlag, über Eisſchollen hinüber zu wandern, mißfiel den Furchtſamen; allmälig faßten jedoch auch dieſe Muth, es gelang, und auf der zweiten Seite wurden wir, wie Kälber, auf Bauerwagen geworfen. Nach kurzem Forteilen kamen wir aber an einen zweiten Durchbruch, ſehr durchfroren, obgleich die Wohlthaten der Md. K. und Md. Cr. an Haupt und Hand, und die preiswürdigen Überſchuh an den Füßen, die nützlichſten Dienſte leiſteten. Ein Vorſchlag, auf der Landſtraße im Kothe ſtehen zu bleiben, war um ſo widerwärtiger, da wir jenſeits in der Ferne ein lockendes Feuer ſahen. Deshalb wagten wir uns auf einem Brette hinüber, fanden beim Feuer Holzhacker, die ſich halb nackt ausgezogen hatten und Strümpfe und Beinkleider trockneten. Auf Kienreiſern liegend ſollten wir bivouakiren, bis aus den fernen Dörfern Wagen geholt würden; bald aber kam kühnerer Rath: man führte die Pferde auf Brettern hinüber, ſchob die Wagen nach, und ſo ſind wir glücklich über die Elbe bis hieher gekommen. — Nun beginnt aber das Leiden von Neuem, und es wird ſo eben über-

legt und nach Tagesanbruch entschieden seyn: ob wir weiter nach Kassel reisen können, — oder nach Frankfurt reisen müssen.

Zweiter Brief.

An Frau von B.

Frankfurt a. M., den 5ten März.

Aus amtlichen Berichten werden Sie, meine theure Freundinn, gehört haben, daß der Durchbruch bei Belitz uns 12 Stunden lang aufhielt. Wir wagten uns endlich über die Eisschollen, und kamen unter Leiden mannigfacher Art bis Halle. Hier ward berichtet, der Weg nach Kassel sey durch Überschwemmungen gewiß für mehre Tage gesperrt, und so entschloß ich mich mit meinem Reisegefährten B., den nach Frankfurt am Main einzuschlagen. Hieraus ward aber die mühseligste Fahrt, die ich in meinem Leben gemacht habe. Ein großer, bequemer, verschlossener Wagen fehlte, und so packte man nun die Reisenden in klägliche offene Beiwagen, die alle Stationen wechselten und der argen Kälte freien Zutritt verstatteten. Ferner wurden wir, zur ungewöhnlichen Zeit ankommend, überall aufgehalten, mußten zwan-

zig Mal dieſelben Berichte über den Grund der abweichenden Verſendung mancher Poſtſtücke erſtatten, unſere Sachen (da ein Schirrmeiſter fehlte) ſelbſt umpacken, und uns beſonders mit den faulen und groben heſſiſchen Poſtknechten herumzanken. Zu meinem beſondern und eigenthümlichen Vergnügen hatte mich ein Barbier in Naumburg ſo geſchunden, daß ich an zehn Stellen blutete, und mit Hülfe des ſcharfen Oſtwindes ein Geſicht bekam, röther als die aufgehende Sonne, oder ein kupferner Keſſel, wogegen die grau gewordenen Seitenhaare doppelt grau aus ſahen. Mit Hülfe von Roſenwaſſer und Crême de Perſe iſt für die Schönheit des Hauptes zwar noch nichts gewonnen, aber die Schmerzen ſind doch vertrieben, und ich möchte hier Hrn. Schwenke beſuchen, der von mir hat drucken laſſen: „mein begeiſtertes Haupt ſey ſtets mit den ſchönſten puritaniſchen und frömmelnden Redensarten friſirt.“ Dies wird Ihnen unbegreiflich erſcheinen, ich kann mich aber auf ſolch Zeugniß einmal in den puritaniſchen Himmel einſchmuggeln; muß indeß ſogleich ein zweites, etwa von M. Cr — r. mitnehmen, damit ich, wenn's mir dort zu langweilig wird, wieder hinausgejagt werde. — Geſtern Mittag kamen wir hier an, aßen und tranken nach langem Faſten ſehr gut, ſahen 2 Akte von Auber's Braut und thaten nach vier durchfahrenen Nächten einen langen, ſehr erquickenden Schlaf. —

Das Wetter ist noch kalt, aber schön, wir hoffen das Übelste der Reise überstanden zu haben, und gehen frisch vorwärts. — Gedanken und Gefühle konnten bei den ununterbrochenen Unannehmlichkeiten jedes Augenblicks nicht aufkommen, werden aber hoffentlich nicht immer ausbleiben.

Dritter Brief.

Brüssel, den 12ten März.

— — — Den 5ten März fuhren wir bei gutem Wetter nach Mainz, fanden die Schiffbrücke schon hergestellt, mußten aber, weil frühere Vorkehrungen dies nicht voraussetzten, einige Stunden verweilen, welche wir verwandten, die schöne Aussicht über den Rhein bei Mondenschein zu genießen, die, keineswegs reizende, Stadt zu durchlaufen und ein mittelmäßiges Abendbrod mit sehr sauerem Wein zu uns zu nehmen.

Um 9 Uhr Abends ging's weiter gen Bonn, anfangs im schönsten Mondenlichte, das Bergen und Thälern und dem Flusse einen ganz eigenthümlichen Reiz verlieh; dann Morgenroth, endlich Tageshelle. Noch nie hatte ich mehr mit dem Sinne der alten Edlen übereingestimmt, sich auf hohen Bergen anzu-

ſiedeln und die Welt zu überſchauen, ja auch wohl zu beherrſchen. Aus jenen Burgfenſtern den grünen weinumkränzten Rhein hinabzublicken; — es müſſen ganz andere Gedanken und Gefühle entſtanden ſeyn und geherrſcht haben als jetzt, wo man ſo tief hinabzieht daß man Waſſer nur in den Kellern erblickt, und der Triumph aller Baukunſt unſeres Landadels darin beſteht, die Ausſicht aus dem Wohnzimmer ſo einzurichten, daß man jede Scheunen- und Stallthüre im Auge behält. Es beſtand damals eine Ariſtokratie von ganz anderer Haltung, als bankerotte Junker jetzt wieder herſtellen möchten. — Doch war jene Adelsidee, wie alle Conceptionen des Mittelalters, ſo übergroß, daß ſie nicht fertig zu Stande kam; ja, der Bau konnte ſich nicht ſchließen, weil nur die Freiheit des geſammten Volkes eine dazu hinreichende breite Grundlage gegeben hätte. — Selbſt jetzt erſcheinen die Städtchen und Dörfer am Rheine noch meiſt wie elende Neſter; darum möchte H. v. — ſtatt einer Communal- und Städteordnung, ſein Wohlthätigkeitsinſtitut der Leibeigenſchaft wieder einführen! Und dieſe Leute, welche Gegenwart und Vergangenheit gleich wenig begreifen, halten ſich für berufen und verpflichtet, jene in Ordnung zu bringen und die Zukunft mit ihrer Weisheit auszuſchmücken!

Sonnabend den 6ten März, Nachmittags, kam ich in Bonn an. — — — Die Vorzüge einer großen Stadt

für wissenschaftlichen Unterricht fallen so in die Augen, daß es jetzt weniger nöthig ist, hierauf aufmerksam zu machen, als daran zu erinnern, daß auch die kleinern Universitätsstädte eigenthümliche Vortheile gewähren. Sie haben zur Verbreitung ächter vielseitiger Bildung in Deutschland ungemein heilsam gewirkt und der ausschließenden tyrannischen Herrschaft einer Hauptstadt vorgebeugt. Während in Frankreich alles sich nach Paris hindrängt, dort allein durch Mittel jeder Art literarischer Einfluß und Ruhm erlangt werden kann, verschmähen Männer wie Niebuhr, Schlegel u. Andere die Hauptstadt, und leben aus eigener Wahl in Bonn. Ein Zeugniß, daß die Wissenschaft ihr Leben auf würdige Weise ausfüllt, und daß sie den Werth der Unabhängigkeit höher stellen, als den Beifall gewisser Coterien. Möge diese Sinnesart nie in Deutschland ausgehen. — — In einem Gespräche mit — über die Vorzüge von Berlin und Bonn habe ich behauptet: das subjektive Gefühl sey nicht die ganze Wahrheit, und die Bonner könnten mit gleichem Rechte das Gefühl für ihre Vaterstadt der berliner Vorliebe entgegenstellen, auch dürfe man ganz persönliche Verhältnisse nicht als Eigenschaften von Ort und Land aussprechen. — — Bei H. fand ich — — lauter gelehrte, gebildete und auch heitere Leute. — — Der Versuch, von einer musikalischen Kritik der Räuberbraut aus, in die Un-

terſuchung einzugehn: ob man ein Maler ſeyn könne, ohne zu malen, ein Dichter, ohne zu dichten, brach bald in Stücke, und läßt ſich kaum ſo nebenher abmachen, da ſie die tiefſten Geheimniſſe der menſchlichen Natur berührt. Auf gewiſſem Standpunkte laſſen ſich jene Fragen eben ſo gewiß bejahen, wie verneinen (etwa gleich der: ob man der Liebe widerſtehen ſolle und könne, oder nicht); woraus klärlichſt hervorgeht, daß eine ganz andere und höhere Löſung geſucht und gefunden werden muß.

— — — Mit S. befand ich mich ganz à mon aise. Neben den Anekdötchen, Verschen, Scherz und Spott, die durcheinander ausgeſpielt wurden, fiel ſo viel Lehrreiches ab, daß ich an dem Abend mehr Neues gehört und gelernt habe, als in vielen auf Weisheit zugeſchnittenen Geſellſchaften. Ich kann nun einmal den Ernſt in Holzſchuhen nicht leiden; der ächte Ernſt geht vielmehr barfuß, damit das Gefühl ſchärfer werde, und hüllt ſich keineswegs in Pedanterei, um menſchliche Schwäche zuzudecken. Nicht oft genug läßt ſich behaupten: Heiterkeit ohne Ernſt ſey nur Frivolität, und Ernſt ohne Heiterkeit verwandele ſich in üble Laune und Nergelei. — — Wie Recht hat unſer Freund Tieck, wenn er mir ſchreibt: Einem Gelehrten laſſen wir Schmutz, Cynismus, Tabak, Faulheit, Eigenſinn, Grobheit, Unwitz und Ungeſelligkeit, wenn er ſonſt nur tüchtig iſt, gern hin-

gehn: — wenn aber ein ausgezeichneter Mann (aus Haß gegen die Steife der meiſten deutſchen Gelehrten) einmal den Chevalier etwas ſpielt — da verdammen wir ihn!

Gegen L — s Tadel meiner Darſtellung Richelieu's kann ich nichts einwenden, als daß Niemand ſeiner Länge etwas zuzuſetzen im Stande iſt. Allgemeiner ging unſere Anſicht in ſofern auseinander, als ihm Styl und Darſtellung als etwas ganz ſubjektives, mir aber als etwas erſcheint, das weſentlich auch durch den Gegenſtand bedingt und erzeugt wird. Der gleiche Styl für ganz verſchiedene Zeiträume und Gegenſtände dürfte ein falſches Vorwalten des Perſönlichen in ſich ſchließen, was mit den Sachen nicht ganz ineinander aufgeht; wenigſtens habe ich keinen Begriff davon, wie man die römiſche Kaiſerzeit nach Weiſe Herodots, oder die Perſerkriege nach Weiſe des Tacitus beſchreiben ſollte. Dieſe Männer würden das neue Thema gar nicht, oder anders als ihr erſtes behandelt haben.

Bis Bonn war ich, wenn nicht ſorgenlos, doch gedankenlos gekommen; als ich hier aber zum erſten Mal den Bindfaden meines Packets aufband und die Nadeln losſteckte, ergriff mich Heimweh und Sehnſucht ſo gewaltig, daß ich nur mit großer Mühe die Thränen zurückhalten konnte, und das Erbieten, mich plötzlich nach Berlin zurück zu verſetzen, unbedenklich

angenommen und den ganzen Reiſeplan herzlich gern aufgegeben hätte. Insbeſondere erſchien mir der gelehrte Anſtrich (der dem Plane angeblich erſt Haltung und Verſtand giebt) leer, und ganz abgeſchmackt nach einem Paar Notizen, für welche Niemand einen Dreier giebt, in der Welt umherzulaufen. Die literariſche Abmühere, welche ſich lebenslang hinzieht, um am Ende zu 100,000 Büchern noch eins, und obenein nur ein ungeleſenes und mangelhaftes hinzuzuſchreiben, trat mir wie ein recht dummer Wahnſinn vor die Augen, und ich beneidete alle diejenigen, deren Aufgabe einfach und beſchränkt, darum aber auch lösbar erſcheint; während die Bahn der Wiſſenſchaft und Kunſt freilich unendlich, für die meiſten aber nur die Bahn der Eſel in der Mühle iſt. Im Gefühl, ein ſolcher Eſel zu ſeyn, ſollte ich nun bei Leuten Viſiten machen, die ich bisher meinen Kollegen beigezählt hatte!

Man kann ſolcherlei Stimmungen allerdings als Krankheit, als eine Art von Schwindel bezeichnen; andererſeits aber berühren ſie (gleichſam hellſehend) die innerlichſte Wahrheit, für welche in dem Lärm oder der Leierei des täglichen Lebens, Sinn und Gehör fehlt. Daß mir in jener Stimmung die gutgemeinten Fragen nach der Weisheit, die ich mitbringe und die ich holen wolle, gar wunderlich vorkamen und mir da capo einen Eſel zu bohren ſchienen, kannſt Du leicht den-

ken; allmälig kam ich aber wieder in den alten Butterfrauentrab.

Durch Schlegel, einen intereſſanten Franzoſen, Berchet, den ich bei ihm kennen lernte, und Niebuhr, der ſich ſehr freundlich gegen mich benahm, hat ſich meine Brieſſammlung für Paris noch gemehrt.

Den 8ten März Mittags fuhren wir bei gutem Wetter von Bonn nach Köln, wo ich, wie das erſte Mal, die Gereonskirche und einige andere merkwürdig, den Dom bewundernswürdig, die Ausſicht von oben herab reich und fruchtbar, den Eindruck der engen, verwirrten Stadt aber keineswegs angenehm fand; ſo daß ich ungeachtet jener Denkmale des Mittelalters hier nicht professeur du moyen âge ſeyn möchte.

Den 9ten März nach Tiſche erreichten wir Aachen und fanden Deines Bruders Bedienten ſchon auf der Poſt, ſeine Einladung für die beiden Reiſenden freundlich wiederholend. Mit großer Sorgfalt hat er uns alles Merkwürdige in der Stadt gezeigt; da aber das Wetter günſtiger war als vor zwei Jahren, fuhr er und die Schwägerinn mit uns in der Gegend umher, beſonders nach dem Luſtberg. So wie bei Hirſchberg in Schleſien aus dem Cavillerberge durch Veredlung ein Cavalierberg geworden iſt, ſo hier aus dem Lusberge ein Luſtberg. Er verdient aber den letzten Namen, denn die Ausſicht iſt ungemein ſchön

und mannigfaltig, ob wir gleich nur den Kupferstich eines Gemäldes sahen, das der Frühling mit glänzenden Farben bekleiden wird.

Vierter Brief.

An Auguste Cr — r.

Brüssel, den 12ten März.

Ob ich gleich noch nicht lange aus Berlin entfernt bin, habe ich doch schon oft an den Ausspruch eines alten nichtsnutzigen Oberförsters gedacht, der vier Frauen todt geärgert hatte und mir sagte: „Herr von Raumer, es ist immer mein Grundsatz gewesen, mich weder an Menschen noch Vieh zu attachiren.“ — Lebte ich desselben Glaubens, führe ich auch wohl leichter durch die Welt; — aber da es nun weder seyn kann noch soll, will ich meinen Eigennutz nur darin kund thun, daß ich Ihnen schon jetzt schreibe, um in einer Antwort reichlich belohnt zu werden. — Also, ehe das Blatt sich mit andern Herzensergießungen füllt, gleich zum Theater.

In Frankfurt den 4ten März gesehen: zwei Akte der Braut von Auber. Der letzte fiel aus, weil wir nach vier durchwachten Nächten die hochzeitliche Mun-

terkeit nicht ganz festhalten konnten. Hr. Nieser als Löwenstein und Hr. Beils als Fritz nicht übel, Demoif. Hauß als Henriette unbedeutend; das Ganze wohl anzusehn, ohne jedoch ein großes Talent zu zeigen oder für die Zukunft anzukündigen.

In Köln Montag den 8ten März: Wilhelm Tell. Gewaltig zugeschnitten, manches mangelhaft, doch ohne Störung. Zwei Demoif. Strenge zeigten, als Gertrud und Bertha, mehr guten Willen als Anlage. So weit sie auch den vielversprechenden Mund öffneten, es kam kein rechter Ton heraus. Tell (Hr. Kramer) löste seine Aufgabe löblich genug. Arnold von Melchthal (Hr. Urspruch) gar sehr im Dialekt befangen, sich überschreiend, handthierend, ohne Schule; aber gute Mittel und eine starke sonore Stimme, so daß er, in die rechte Schule genommen und von der (wie es scheint vorhandenen) Selbstzufriedenheit geheilt, doch wohl eher zu Heldenrollen erzogen werden könnte, als — — — —

Aachen den 9ten März zum ersten Male: Oberon. Für die äußere Ausstattung war mehr geschehen, als je in dieser Stadt, und wohl mehr als der Finanzminister des Theaters erlauben sollte. Orchester und Sänger sind ohne Zweifel vorzüglicher als in Frankfurt. Vor Allen verdient Mad. Fischer eine rühmliche Erwähnung. Sie ist, so weit meine Augen und Gläser tragen, eine schöne Frau und spielt nicht so

hölzern, als ich nach mancher Beſchreibung fürchtete. Ihre Stimme iſt voll und ſtark, nur nicht immer ganz rein; eine gründliche und ſtrenge Schule würde die Mängel hoffentlich vertilgen und die guten Eigenſchaften verdoppeln. Am Schluß des zweiten Aktes erhob das, ohnehin unruhige, Publikum ein gewaltiges Geſchrei. Die Töne waren undeutlich, doch glaubte ich die Worte Madame und Fiſcher zu verſtehen, und fand die Höflichkeit und Theilnahme für die Künſtlerinn ganz natürlich und angemeſſen. Als aber der Vorhang in die Höhe ging, erſchien im Hintergrunde ein Mann, der ſehr ſchmierig ausſah und gar ſehr beklatſcht wurde: — es war der gerufene Maſchiniſt. — Und ich hatte, im Verhältniß zu Berlin, gerade die Maſchinerien ſchlecht, die Sängerinn aber ſo gefunden, daß ſie den Vergleich nicht zu ſcheuen brauchte. Neues Geſchrei: Fiſcher, Fiſcher!! Unhöflich genug (dachte ich) ſie nach dem Maſchiniſten zu rufen, indeß vielleicht doch beſſer wie gar nicht. Aber ſiehe — es erſchien wieder ein Herr, nämlich Herr Fiſcher, dem das Publikum hiemit ſeinen Dank für den Geldaufwand abſtatten wollte; — von Madame Fiſcher war nicht die Rede, außer daß am Schluſſe des Stücks ein Paar Stimmen ihren Namen ohne Erfolg riefen! So gehts in der Welt! — Frau — klagte mit Recht, daß die Logen nie Theilnahme zeigen und das Parterre die

Herrschaft sogar hat an das Paradies kommen lassen, wo in den Zwischenakten Thierstimmen aller Art mit großer Virtuosität nachgeahmt, wo gebellt, gemauzt und gewiehert wurde. Weil die Tänze fehlten, erschien manches sehr kahl; noch wunderlicher war es, die Instrumentalmusik der Meermädchen ohne Chor ewig lang herzuspielen, damit man desto länger die angeblich bewundernswürdige Dekoration bewundern könne. Droll war gestrichen, Puck trug einen steif abstehenden Weiberrock, unter dem die rothen, etwas wetzbeinigen Weiberbeine viel zu lang und unschön hervorguckten und einherschritten. Dieser Puck, Dem. Absenger, versengte mein Herz nicht; Namuna, Madame Absenger, hätte meinetwegen abwesend seyn mögen; das Meermädchen, Dem. Stehle, stahl so wenig als Dem. Absenger versengte, und obgleich ich in Dem. Hanff eine alte Bekannte erkannte, mochte ich doch nicht in ihr Garn gehen; Roschane, die kleine Mad. Meck, hätte, bei etwas mehr embonpoint, Mad. Speck heißen können, und wäre dann gewiß nicht in den Wogen des Tigris untergesunken. Oberon (Mühling) nicht so gut als Bader; Hüon (Schäffer) mindern Versuchungen junger Schönen als Stümer in Berlin ausgesetzt; beide jedoch im Ganzen, gleichwie das Orchester, lobenswürdig.

Brüssel den 11ten März: Henri III et sa cour. Ich gebe Ihrem Manne Recht, daß das Stück

beim Aufführen nicht ganz ſo langweilig iſt, als beim Leſen; daß es aber im Weſentlichen nichts taugt, wird doppelt deutlich, und ich geſellte mich am Ende lieber zu denen, welche pfiffen, als zu denen, welche klatſchten. Guiſe (Bouchez) war ohne Stimme und großartige Haltung; Arthur (Mad. Lemoigne) in kurzer Jacke und engen Hoſen, mit höchſt miſerabeln Beinen und einer unermeßlichen krummen Hakennaſe, die lächerlichſte Figur, die je aus einer Käſerinde geſchnitten worden; ſonſt ſpielten die meiſten gut genug, das heißt, in franzöſiſcher Weiſe mit Ziehen, Zittern der Stimme und des Leibes u. ſ. w. Wenn Graf St. Megrin (Jenneval) mit gekrümmten Knieen, den Kopf vorwärts ſtreckend, daſteht, Arme und Hände nach dem Rücken dreht, und damit vor dem Hintern tremulirt; — dagegen iſt L—s berühmter Schlag an jene Region nichts, — auch ward die Anſtrengung laut beklatſcht. Katharina (Mlle. Verneuil) hatte gute Momente, ohne jedoch jene Fehler zu vermeiden; auch iſt mir jeder unartikulirte Ton der höchſten Leidenſchaft widerwärtig, ſobald er blos beſtialiſch klingt. Sie, meine Freundinn, würden ſich allerdings in zwei Scenen zeigen können, aber beide ſind herbe, unſchön, ja roh. Das Schnupftuch iſt ohne Zuſammenhang dem Shakſpear abgeborgt, die Scene des Einſperrens dem Don Gutierre nachgebildet, nur beides ungeſchlachter. Nach dem

Anſcheine, es würden große Begebenheiten vorgeſtellt werden, wendet ſich alles zu der Eiferſuchtsgeſchichte, und für Liebe wie für Eiferſucht fehlen höhere Gründe, bis ſich das Ganze widerwärtig endet, und der Schluß eigentlich ausſpricht, der rechte Anfang ſolle erſt folgen. Daß Einheit des Orts und der Zeit (dieſer alte franzöſiſche Aberglaube) verletzt wird, verdient keinen Tadel, erhebt aber ein Stück nicht in die Region des Romantiſchen. Es iſt auch keine Einheit der Handlung und des Planes vorhanden, das iſt viel ſchlimmer.

Fünfter Brief.

Brüſſel, den 13ten März 1830.

Sobald ich geſtern meinen Brief beendet hatte, wanderte ich nach allen Richtungen durch die Stadt. Die Gegend iſt fruchtbar und angenehm, mehre Straßen im Innern reich und glänzend, einzelne Kirchen und Gebäude ſehr ausgezeichnet; aber ich kam auch an die parties sales et dégoutantes, welche als Kehrſeite faſt nothwendig zu einer großen Stadt gehören, während die Miſtſtätte auf dem Bauerhofe als rechter Glanzpunkt, oder als Palaſt des Finanzminiſters

betrachtet werden kann. — Im Café aux mille colonnes ſuchte ich nach Zeitungen, fand aber nur die Gazette vakant, welche berichtete, daß die Adreſſe der Pairskammer für die Miniſter ausgefallen ſey, und dieſe überall die Majorität hätten. Ich war über dieſe Neuigkeit ſehr verwundert, bis ich mir ein minder parteiiſches Blatt holte und ſah, aus welchen willkürlichen und windſchiefen Deuteleien die arme Geſchichte zuſammengedreht werden ſoll. Das franzöſiſche Miniſterium erinnert an Kasperle, der im Fauſt den Neugierigen fragt: Haſt du nichts geſehen? — Nein. — Haſt du nichts gehört? — Nein. — Nun, ich habe auch nichts gethan und nichts geſagt.

— — Alſo diejenigen, welche den Anfang der Befreiung Griechenlands ein unglückliches Ereigniß nannten, haben nun einen König für dies Land und zugleich eine neue Sorte von Legitimität aufgefunden! Wenigſtens iſt von der gefährlichen Volksſouverainität und Volksmitwirkung diesmal noch weniger zu ſpüren, als da Katharina II den Stanislaus Poniatowski auf den polniſchen Thron erhob. Leicht könnte aber der neue Herrſcher erfahren: es ſey ſchwerer ein Volk aufzuerwecken, als — — ſchlafen. Wer Regierungen de facto nicht bloß anerkennt, ſondern ſelbſt einſetzt, darf künftig Einwendungen nicht gegen Form und Rechtstitel, ſondern nur gegen ihren materiellen Gang richten.

Der Stand der Parteien im Königreiche der Niederlande ist, wie ich aus allen Erzählungen abnehme, viel verwickelter als etwa in Frankreich, auch wird er (bei geringerer welthistorischer Wichtigkeit) mit weniger Aufmerksamkeit verfolgt. Die großen Gegensätze der vereinigten und spanischen Landschaften, des Protestantismus und Katholicismus, des Ackerbaus und Handels, der Priester und Laien, der Regierung und der Stände wirken so mächtig und vielfach durcheinander, daß eine einfache und allen genehme Richtung unmöglich erscheint. Die Opposition der Liberalen hat meist die negative französische Richtung, welche die Bürgschaften aller Freiheiten nur an einer Stelle sucht, und sie lediglich in gewissen constitutiven Formen findet, ohne Rücksicht auf Verwaltung, oder gegebene Verhältnisse; — indeß gehen bis jetzt diese Bestrebungen großentheils wie Schwärmer ohne Zusammenhang in die Luft. — Dagegen stehen die Ultrakatholiken in enger Verbindung, stützen sich auf ein unnachgiebiges System, finden aller Orten Hülfe und in Rom ein mächtiges Oberhaupt. Sie wollen, unbegnügt mit einzelnen Zugeständnissen, allmälig das Ganze erobern und herrschen, bedienen sich aber jetzt der Firma der Freiheit und stehen im Bündniß mit den Liberalen gegen die Regierung. Hätten beide über die letzte (welche sich allerdings auch Übereilungen und Mißgriffe zu Schulden kommen läßt) obgesiegt, so

müßten jene Parteien nothwendig unter sich zerfallen, und während jeder Liberale darauf rechnet, die Geistlichkeit alsdann durch die Freiheitsformeln zu besiegen, deren sie sich jetzt für ihre Zwecke auch bedient, hofft diese, eine ihr beliebige Deutung wohl durch andere Mittel durchzusetzen. So spricht sie jetzt für unbedingte Freiheit alles Unterrichtens, Lehrens und Lernens; wohl wissend, daß, wenn der Einfluß der weltlichen Regierung vernichtet ist, aller Unterricht durch hundert Mittel und Wege lediglich in ihre Gewalt kommen muß. Ohne Befragen und Zustimmung der Geistlichkeit hatte die Regierung ein sogenanntes philosophisches Collegium mit großen Kosten gegründet, um die künftigen Priester zu höherer Bildung heranzuziehen. Man sah darin, oder gab vor darin nur eine Anstalt zu sehn, die Ungläubige erzeuge, und alles Widerstandes unerachtet mußte die Regierung zuletzt ihre Auflösung genehmigen. — Die Preßfreiheit der Journale überbietet die französische, und in diesen Tagen hat deshalb die Regierung eine Sammlung der kühnsten oder frechsten Stellen zusammen drucken lassen, damit man Freiheit von Frechheit unterscheiden lerne und durch angemessene Gesetze Maaß, Ordnung oder Strafe feststelle. Zur Probe ein Paar Stellen: vom Justizminister van Maanen heißt es im Journal von Löwen: tu es un méchant fou, que pour le repos du genre humain

il faudrait garroter pour toujours et fouetter quelquefois. Man behauptet, Belgien werde überall den Holländern und Proteſtanten preisgegeben und die Rechtgläubigen ſollen deshalb herbeieilen, à la defense du sanctuaire menacé par la fureur du despotisme impie. — La liberté des cultes (ſagt ein anderes Blatt) est enfreinte par l'envahissement général des emplois des acatholiques. Von der erſten Kammer heißt es: la moitié de la représentation nationale confiée derisoirement à des personnages, que la nation réprouve; und: c'est notre hôpital des invalides, et l'on pourrait dire des incurables. Von der zweiten Kammer ſagen die Journaliſten: les mandataires de la Belgique ne se sont pas montrés ce qu'ils devoient être. Les oui et les non semblent échapper à la seconde chambre au hazard. Die, welche für die Regierung ſtimmten, werden genannt: une horde d'oligarques pour le soutien du ganachisme et de l'absolutisme des traitres de la patrie. — Der Katholique ſpricht von den prejugés, que nourrit le roi contre la moitié de son peuple. — De tous les Nassau (äußert das Journal von Löwen) le seul, que la Belgique honore, c'est Guillaume le Taciturne. — Und: nous sommes fort éloignés de croire que, comme en France, la personne du roi dut être sacrée. — La monomanie de la peur, qui s'est emparée tout-à-coup

de nos hommes d'état, même de sa Majesté, ne saurait être attribuée qu'à l'influence de la température. Depuis 15 ans nous sommes gouvernés à merci et miséricorde. — Nous vivons sous le joug de l'arbitraire et du despotisme. — Les tyrans de 93 avaient sur nos ministres l'avantage de la franchise. — Semblable à ces filous encore peu aguerris, le gouvernement hésite dans ses usurpations. Catholiques prenez garde à vous. Que pouvez vous être dans un système de protestantisme intolérant, ou vous n'avez point de droits. Les catholiques hollandais sont presque toujours traités comme des Parias. — Obéir! et pourquoi? Parcequ'il vous a plu de revêtir une de vos Lubies de formes officielles? La royauté se dépopularisera de plus en plus, et qui sait comme finira la lutte pénible qui s'engage. — Les Lévites lèvent les mains au ciel, et vous, généreuse jeunesse, fixez vos regards sur l'épée de Gédéon. Il serait difficile de vous exprimer la frayeur, dont les protestans sont saisis. Devons nous les rassurer? Il y aurait faiblesse de notre part. (*Catholique!*) — Il ne faut, qu'une minute pour adapter une corde de chanvre à un cou royal, ou pour attacher un Capet sur la planche de la Guillotine. Un auguste personnage (man meint den König) croit sa volonté grande et forte parcequ'elle est opiniâtre.

Jadis il comptait sur la lâcheté de la nation; mais la nation a repris courage. On lui a fait beaucoup de mal: elle s'en vengera. (Journ. d. Louvain.) — Il faut se conféderer pour conquérir nos libertés envahies. Nous n'avons plus de représentation nationale. — Bon Dieu! Où serait donc le grand mal, qu'y aurait-il de si terrible, à voir descendre du trône une famille, qui aurait mis le sceptre en guerre avec la liberté?

Ich kann nicht darüber urtheilen, in wie weit dieſe, meiſt katholiſchen, Blätter von ihren Gegnern gereizt ſind, und ob und welche Schuld die Regierung wirklich trifft, doch geht aus dem, was ich ſah und las, mancherlei hervor. So 1. daß die Preſſe bisher nichts weniger als beſchränkt war, vielmehr die Frage wegen Preßfrechheit ſehr natürlich zur Sprache kömmt.

2. Daß gegen wirkliche oder eingebildete Übel nur nichtsnutzige, revolutionnaire Mittel in Vorſchlag gebracht werden und die Staatsweisheit dieſer Freiheitsapoſtel ſehr gering iſt.

3. Daß ein Bündniß des Ultrakatholicismus mit dieſem irrigen Liberalismus, unnatürlich und unheilbringend ſeyn muß.

4. Daß die katholiſchen Belgier wenigſtens kein durch die frühere Geſchichte beſtätigtes Recht haben, die proteſtantiſchen Holländer der Unduldſamkeit anzuklagen.

5. Daß die Holländer, als ein Volk mit einer gleichsam abgeschlossenen Geschichte, die Freiheit vorzugsweise in die Fortdauer dessen setzen, was sie schon besitzen, und mit dem Besitzthum auch das monarchische Element für verträglich halten. Die Belgier hingegen, jetzt erst emancipirt, nehmen einen Anlau zu neuen Bahnen, wollen ein politisches Daseyn erst erringen und sich am wenigsten von den Holländern diese vorzeichnen oder verkürzen lassen. Wenn die Belgier den Holländer als phlegmatisch, abgestorben und knechtisch bezeichnen, so findet dieser jene revolutionnair, für ruhige Freiheit unempfänglich und hochmüthig auf ihre neue, unbewährte Weisheit. Der Holländer gründet seinen Werth und seine Forderungen auf das, was er bereits gethan hat; der Belge auf das, was er thun will. Auch verwirft der Katholik größtentheils das, was der Protestant sich zum Ruhme anrechnet. — So sind die beiden Haupttheile des niederländischen Staats mehr aneinander geleimt, als organisch verwachsen, und es wird Zeit, Mäßigung und Weisheit kosten, dem Körper einen Blutumlauf beizubringen. Ja, man kann fragen, ob der König es nicht leichter gehabt hätte, wenn zunächst ein Doppelstaat, etwa wie Schweden und Norwegen, wäre organisirt worden? —

— — — Die Demagogie der alten Welt ist klein und unbedeutend im Vergleich mit der modernen.

Ein Volksverführer, wie der Gerber Kleon, und ein Held ächter Freiheit, wie Demosthenes, sprachen nur zu dem engen Kreise einer einzelnen Gemeinde. Jetzt überfliegt Weisheit und Thorheit binnen wenig Tagen ganz Europa und wird von Millionen gehört und wiederholt, bewundert oder verdammt. Diese unermeßliche Mehrung der Gewalt des Geistigen über das Materielle ist, Alles zu Allem gerechnet, ein unendlich wichtiger Fortschritt, der nichts weniger als ausgetilgt werden soll. Wohl aber giebt es böse wie gute Geister, beide für diese Unterwelt unsterblich. Daher wird der Versuch, jene mit Gewalt zu tödten, nie gelingen; wohl aber soll man sich bestreben, sie zu bekehren, mindestens zu beherrschen. Mehr als Censoren, Jury's und Strafgerichte gegen die Bösen würde es helfen, wenn die Regierungen es verständen, die bessern Stimmen zu gewinnen und in Thätigkeit zu setzen; während aber jeder Naseweis wider dieselben schreibt, halten sie es (sehr irrig) für überflüssig, auch nur einen dazu fähigen, wohlgesinnten Mann zur Entwickelung und Darstellung des Richtigern in Thätigkeit zu setzen. Überall leibliche Soldaten mehr als zu viel, aber keinen geistigen Vertheidiger!

Sechster Brief.

Paris, Donnerstag den 18ten März.

Montags, den 15. März, bin ich zum zweiten Male in diese Allerweltshauptstadt eingezogen. Umfang, Lebendigkeit, Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, der Kaufläden, Überschriften u. s. w. machte einen lebhaften, und im Ganzen sehr anziehenden und heiteren Eindruck. Wie viele Jahrhunderte an Zeit, Hunderttausende von Menschen, welche Überzahl von Gedanken, Gefühlen, Thaten gehörte dazu, diese Stadt (trotz aller rückläufigen Bewegungen) auf diesen Punkt, zu dieser Größe zu erheben; wogegen, geistig abgeschätzt, halb Asien und ganz Afrika **nichts** sind. Und welcher Verlust, wenn solche Spitzen menschlicher Bildung, durch Lässigkeit oder positive Schuld, zusammensinken oder niedergeworfen werden, damit Wüsten entstehen wie Ägypten, oder eine ewig lange Krankengeschichte wie die der Byzantiner. Noch blüht Frankreich trotz seiner Revolution, und hoffentlich auch fernerhin trotz der Congregation; geht aber die schöne pyrenäische Halbinsel nicht unter der Firma von Ordnung, Gehorsam, Legitimität, Katholicismus u. s. w. einem Zustande entgegen gleich dem der Moldau und

Walachei, wo die Schweine die ausdrucksvollsten Physiognomien haben und der Hauptausfuhrartikel sind, weil immer noch überflüssig viel Schweinerei aller Art im Lande bleibt.

Doch wozu diese allgemeinen Betrachtungen, da ich ja zunächst Einzelnes erzählen soll. Unsere vornehme Fahrt im Coupé von Brüssel aus, nahm eine so klägliche Wendung, als unsere Reise von Berlin. Beschädigter Wege halber durften die großen Wagen eine Zeitlang nicht fahren, und so wurden wir denn in andere gepackt, wo das Coupé nichts war, als der schlechte Bock eines dresdner Fuhrmannswagen. Erst in der Nähe von Paris lebte unser wohlbezahltes Recht wieder auf. Das Land, bis zu dem alten Frankreich hin, ist sehr fruchtbar, sonst aber keineswegs schön. Erst der Übergang über die Oise bot von Bergen, durch Thäler hinab, einen malerischen Anblick. Drei Visitationen durch zwei Douanenlinien hindurch und in Paris, waren unbequem, aber nicht streng. Für das Beste auf der Reise hielt ich, nach zwei übeln Nächten und unbedeutenden Tagen, ein treffliches Abendbrot in Peronne. Mein Paß ward in Valenciennes ohne Aufenthalt umgetauscht; der Hauptplatz dieser Stadt mit dem Rathhause und einem eigenthümlichen Thurme, verdient rühmliche Erwähnung.

Bis jetzt beschäftigt mich das Abgeben meiner vielen Briefe dergestalt, daß ich noch nicht an das

Arbeiten kommen kann; auch beharre ich auf der Überzeugung: die Lebendigen seyen so lebendig als die Todten, und ich werde unter jenen für meine wahre geistige Ausbildung in dieser wichtigen Zeit weit mehr lernen, als wenn ich mich ganz in alten Papieren begrübe, um einigen Pedanten mit einem Paare ungesehener Citate zu imponiren. Das ist der Fehler so vieler deutschen Gelehrten, daß sie glauben, man lebe allein von Papier.

Am ersten Abend wäre ich vielleicht ins Theatre français gegangen, aber Müdigkeit und die lange Queue schreckten mich ab; vorgestern sah ich im Theater Madame: Une visite à Bedlam, Mémoires d'un colonel, und Zoé ou l'amant prêté. Im zweiten Stücke spielten (wie vor zwei Jahren) Gontier und Allan vortrefflich; Zoé von Scribe, zum ersten Male gegeben, fand Beifall. Ueber die Damen Vertpré und Berenger mag ich, nach einer Vorstellung, nicht urtheilen; man spürt, daß jede gern eine Mars — sein möchte. Legrand, als Fermier Rousselet, geschickt und ergötzlich. Vor mir saßen zwei Leute, welche das Theater, laut ihrer Reden, fleißig besuchten und frisch aburtheilten. Unter andern freuten sie sich auf eine Schauspielerinn, die sie la coquette nannten. Sie rühmten z. B., sie habe la langue fine, ein Ausdruck, der mir freilich noch nicht vorgekommen war, den ich aber doch im Dictionnaire de l'Acadé-

mir aufzusuchen und gehörigen Orts anzuwenden beschloß. Bedenklicher war die Äußerung: „die Künstlerinn gehe un bon galop“; indeß dachte ich an die Paralellstelle von der M. als Susanne, die auch galoppire, wie Reiterei im coupirten Terrain. Als aber der Herr versicherte, er werde sich morgen la coquette zum Spazierritt satteln lassen, merkte ich endlich, er spreche von keiner Schauspielerinn, sondern von einem Reitpferde. Auch war der Kunstkenner wirklich ein angehender Bereiter. — Ähnlicherweise setzte mich eine Inschrift in der äußersten Vorstadt in Erstaunen, welche mit ungeheuren, die ganze Breite des Hauses einnehmenden Buchstaben hieß: „Langues anciennes!“ indessen behauptete ein Kenner: es sey nicht vom Griechischen und Lateinischen, sondern von alten Ochsenzungen die Rede.

Doch ihr wollt nicht Possen, sondern politische Weisheit von mir hören. Wie könnte ich aber, bildlich und unbildlich hier noch nicht warm geworden, mich mit entscheidenden Worten vorwagen! Das Wesentliche ergeben ohnehin die öffentlichen Blätter. Daher heut vorläufig nur so viel: daß ich keinen einzigen Menschen gefunden habe, der das Ministerium vertheidigte oder an dessen lange Dauer glaubte. In den ersten Sitzungen hat sich die politische Unfähigkeit dieser Männer noch in weit größerem Maße gezeigt, als selbst ihre Gegner erwarteten. Polignac

ist leichenblaß auf der Rednerbühne erschienen und hat geradehin Nichts zum Vorschein gebracht. Eine vorbereitete Rede behielt er, durch einige Einwendungen außer Fassung gebracht, in der Tasche, obgleich ihm mehrere zuriefen: er möge sie doch nur hervorziehen und drauf los lesen. Heut erwartet man die Prorogation oder Dissolvirung der Kammern; an Aenderung des Ministerii glaubt keiner. Noch andere meinen, es werde, unbekümmert um die Adresse, seinen Gang weiter gehen und zuletzt das Budget durchtreiben. — Doch wozu schreiben, was ihr neuer und vollständiger in den Zeitungen findet. Künftig mehr von eigenen Beobachtungen und Resultaten.

Siebenter Brief.

An Auguste Cr—r.

Paris, den 19ten März.

In der Voraussetzung, daß Sie Wort halten und Ihrem entfernten Freunde schreiben werden (obgleich gar viele Dinge Ihre Zeit in Anspruch nehmen und beschränken), will ich einen zweiten Brief mit Theaterberichten an Sie absenden.

Gestern trat Mad. Malibran zum letzten Male in der Semiramis von Rossini auf. Ich legte mir

die Geduldprobe auf, mich um 6 Uhr an die schon lange Queue anzuschließen, ward um 7 Uhr meine 3 Franken und 12 Sous los, und saß bis 8 Uhr in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Von dem, was ich während dieser Zeit gedacht oder nicht gedacht, weiß ich nichts zu melden; folgendes Gespräch ward indeß zur Mehrung meiner Bescheidenheit zwischen mir und meinem Nachbar in französischer Sprache geführt. Er: Wo haben Sie diese Schnupftücher gekauft? — Ich: In Berlin. — Er: Waren Sie lange in Berlin? — Ich: Eine ziemlich lange Zeit. — Er: Ich auch; ich habe daselbst Theologie studiert. — Ich: Kennen Sie einen Professor von Raumer? — Er: Nein, ein solcher existirt nicht! — Da sitzt nun der berühmte Verfasser der Hohenstaufen im pariser Parterre neben einem berliner Studenten, der sein Daseyn läugnet, und will hier, auf seine Berühmtheit hin, Bekanntschaften machen und alte Charteken lesen, um noch berühmter zu werden!! Wäre es nicht klüger, frische Austern zu essen? — fände ich sie nur nicht durch das hinzugethane Salzwasser sehr verschlechtert.

Endlich ging die confuse Ouvertüre an, der Vorhang in die Höhe, und es sang Profeti; so, daß er in seinem Vaterlande schwerlich für einen Propheten gelten würde, Bordogni nicht so gut wie Bader, Inchindi am besten. Unter den Frauen kennen Sie ja

wohl die Pisaroni? Frankreich und Italien können sich streiten, welches Land das schönste Weib hervorgebracht habe, denn zwischen jener und der Duchesnois fällt die Entscheidung schwer. Hätte die reiche Natur nur ein klein wenig hinzugegeben, so wäre aus der Pisaroni ein Kerl geworden, wie der alte Bassist Fischer, dem sie meines Erachtens auch sehr ähnlich sieht. Ihre Stimme ist in der Tiefe tiefer als irgend eine Weiberstimme und von einer außerordentlichen Kraft. Aber die Vollendung der Schönheit fehlt, man ist mehr erstaunt, als fortgerissen, und während des Erstaunens konnte ich mich des Lachens über das kerlhafte Weib nicht enthalten.

Mad. Malibran. — Man kann den Gedanken an ihre Nebenbuhlerinn, die Sontag, nicht unterdrücken, und sollte doch erst urtheilen, wenn man sie wirklich neben einander gehört hätte. Dies um so mehr, da viele verständige Personen hier behaupten: Stimme und Singweise der Sontag habe sich durch Rücksicht auf die Malibran sehr verbessert, und insbesondere sey ihre Darstellung der Donna Anna meisterhaft. Also unter Vorbehalt künftiger besserer Einsicht, will ich sagen wie es mir, der alten Erinnerung und der neuen Erscheinung nach, vorkömmt. Die bewegliche Anmuth, welche der Sontag (selbst wenn sie nur sich spielte) so viel Beifall erwarb, scheint Mad. Malibran nicht zu besitzen. Ihre grö-

ßere Gestalt führt schon in eine etwas ernstere Haltung, und ihr Gesicht macht auf mich einen tiefern Eindruck, weil es mehr und in größerem Style zu sprechen scheint, wenn auch die ganze Darstellung der Pasta nicht gleichkommen mag und mit einer andern Tochter der Luft aus vielen Gründen nicht verglichen werden kann. Die Rossinischen Kräuseleien gelingen der Sontag leichter und glatter, als der Malibran, und das mezza voce, wobei alle Leute verhimmelten, hat die Spanierinn in der Semiramis gar nicht angebracht, entweder, weil es ihr nicht zu Gebote steht, oder weil sie es verschmäht. Ohne Zweifel aber ist ihre Stimme voller, in der Tiefe umfangsreicher, der Vortrag großartiger, begeisterter, und selbst in dieser Rossinischen Oper mehr ergreifend, als was ich früher von der Sontag hörte. Daß es jetzt anders sey, darf ich Unkundiger nicht bestreiten. Die Pisaroni, mit ihrer tiefern und stärkern Stimme, macht in einzelnen Augenblicken noch mehr Effekt, bleibt aber an Maß, Haltung und Schönheit hinter der Mallbran zurück.

Den 20sten März.

Kein Schauspiel war anziehend, und ein Billet für die Stumme von Portici erhielt ich geschenkt; das entschied gestern für die Oper. Das Haus und die äußern Einrichtungen kennen Sie, deshalb nur

einige Worte über die Darstellung selbst, besonders im Vergleich mit Berlin. Im Allgemeinen möchte ich behaupten, das Stück gehe hier rascher, schärfer, ja wilder; im Einzelnen liegt der Vorzug bald hier, bald dort. Die Dekorationen zuvörderst sind in Berlin der Natur getreuer, die Gegenden besser aufgefaßt und die Malerei ohne Zweifel viel schöner. Den hiesigen Solotänzern und Tänzerinnen gebe ich dagegen, wenigstens für diese Oper, schon deshalb den Vorzug, weil sie fast gar keine Windmühlen und abgeschmackte Springereien anbrachten. Die Figurantinnen haben hier mehr à plomb und doch weniger Blei in den Beinen; sie tanzen, als sey es ihre Lust und Natur, während man in Berlin bisweilen an das Lernen und die Dienstpflicht erinnert wird. Wie sich das Aeußere der Mädchen zu einander verhält, ist nach einer Darstellung schwer zu entscheiden; unter den Köpfen ist mir keiner vorzugsweise aufgefallen, zwei der Mädchen aber waren so schön gewachsen, daß der Bildhauer sie hätte als Modelle gebrauchen können. Im Ganzen finde ich indeß die berliner Figurantinnen jünger und hübscher. — Die Cinti sang brav; doch macht die Schätzel mit ihrer jugendlichen und frischen Stimme keinen geringern Eindruck. Nourrits Stimme ist in einzelnen Momenten noch stärker und kräftiger, als die Baders, aber nicht so herzlich; auch würde ich des letztern ed-

leres, phantaſtiſches Spiel, dem abgebrochenen, wilden Nourrits vorziehen. Des letzten kurze, dicke Geſtalt mißfiel mir, zu Pferde ſah er lächerlich aus, und im letzten Akt machte er auf mich keineswegs den Eindruck, den Bader hervorbringt. Überall fiel mir die unangenehme Tonloſigkeit der franzöſiſchen Sprache auf, nur die engliſche mag noch unmuſikaliſcher ſeyn. Die Desargus iſt Monate lang in Paris geweſen, um der Noblet die Künſte abzulernen, und beſtrebt ſich allerdings viele von den Bewegungen nachzuahmen, die ohne Text kein Menſch verſteht. Hiermit iſt aber den Forderungen noch nicht volles Genüge geleiſtet: denn außer jenen Bewegungen ſind ununterbrochen **Empfindungen verſtändlicher Art** auszudrücken. Alle jene ſymboliſchen Bezeichnungen nimmt die Noblet ohne Vergleich ruhiger und einfacher, und erreicht damit mehr, als die Desargus mit ihrer Unruhe. Ich möchte ſagen, jene giebt einen Thaler, die Desargus 24 Groſchen; für den Wechsler daſſelbe, aber nicht für den Künſtler. Der Kopf der Desargus iſt ſchöner, klüger; aber ihre Heiterkeit widerſtrebt dem Ausdrucke ſchmerzlicher Empfindung, und alle Verſuche dieſe feſtzuhalten, gehen ſchnell in unpaſſendes Lächeln über. Die Noblet vermag gewiß nicht alle Stufen menſchlicher Empfindungen (gleichwie Sie, meine Freundinn) in ihrem Geſichte auszudrücken; aber den Ausdruck tiefen Schmer-

ges, den ihr Geſicht als Grundlage bleibend feſthielt, ſchien mir ein vollkommen natürlicher, zu ihrem Weſen gehöriger, ſo daß der Gedanke an ein Machen und Schauſpielern verſchwand. Ich glaubte die Wahrheit vor mir zu ſehn. — — Genug, die Stumme iſt hier keineswegs ein hors d'oeuvre der Oper, und wenn auch die Wirkungen dieſer Mimik keineswegs an das hinanreichen, was die Alten (wahr oder fabelhaft) darüber berichten, habe ich doch den Abend hindurch vorzugsweiſe meine Aufmerkſamkeit auf ſie gerichtet, und mehrere Male ſind mir die Thränen (nicht bloß in Folge meiner ſchwachen Augen) über die Backen gelaufen.

Den 22ſten März.

Nicht Ihnen, ſondern Ihrem unmuſikaliſchen Manne zum Poſſen, will ich über das geſtrige Concert im Conſervatorium (den menus plaisirs) Bericht erſtatten. Der Saal hat die Form einer ſehr länglichen Ellipſe. Den untern Raum nehmen Bänke ein, drei Reihen Logen ſteigen über einander auf, und vor der erſten läuft ein Balkon mit einer Reihe Sitze. Säulen tragen ringsum das Ganze, die Decke iſt flach gewölbt, und die feſte Wand hinter dem Orcheſter dem Klange weit vortheilhafter, als ein leerer Raum, oder gar herabhängende Couliſſen von Leinwand. Die erſte Hälfte des Orcheſters iſt wenig höher als das Parkett, dann ſteigt es in vier Abſtufungen immer

mehr. Vorn ist der Platz für die Solosänger, zur Seite stehen Diskant und Alt, weiter zurück Tenor und Baß. Ganz zur Rechten und Linken sind in zwei Doppelreihen die ersten und zweiten Geigen aufgestellt, hinter den Sängern die Bratschen und auf den vier hintern Erhöhungen befinden sich Blasinstrumente, Bässe und Pauken. Ich zählte 14 erste, 14 zweite Geigen, 7 Bratschen, 8 Kontrabässe, 10 Violoncells, 3 — 4 Hörner, 3 Flöten, 2 Klarinetten, 2 Oboen u. s. w. Jedem muß die ungemein starke Besetzung der Bässe auffallen, sie schien mir einige Male auf meinem Logenplatze bisweilen zu stark, mag sich aber für andere Theile des Saals eben so rechtfertigen lassen, wie die schwächere Besetzung der Bratschen. Man begann mit der Symphonia pastorale von Beethoven, an der ich sonst wohl allerlei zu mäkeln hatte; die Ausführung war indeß so überaus vortrefflich, daß ich in meinem Leben vielleicht nichts so Vollkommenes gehört habe. Das ganze Orchester, fest, als spiele nur ein einziger Mensch; ein Piano, so zart, daß ich hinabsehen mußte um mich zu überzeugen daß alle Geiger wirklich strichen, ein meisterhaftes Crescendo und ein furchtbar gewaltiges Fortissimo. In den schwersten, schnellwechselnden Stellen alles klar und genau aufs Haar, kein Vordrängen einzelner Virtuosen, die Blasinstrumente überall discret, nirgends übertäubend. Nur in

Folge lebhaften Eifers und sehr vieler gewissenhafter Proben ist so etwas möglich. Hiegegen stehen manche berliner Versuche gewiß zurück; die Ouvertüre aus Euryanthe giebt man indeß bei uns eben so gut. Ein Männerchor aus Euryanthe ging löblich; ein Hornconcert ward gut geblasen, doch zeigte es ein Verkennen dessen, was das Instrument vorzugsweise leisten soll, daß der Komponist (welcher zugleich der ausführende Künstler war) kein Adagio gesetzt, oder auf einige sich dahinneigende Stellen kein Gewicht gelegt hatte. Ein Violoncell-Solo gut, doch nicht vom ersten Range. — Scene aus dem Freischützen von Mad. Cinti zum Theil verkünstelt und im Ganzen kalt und ohne Begeisterung gesungen. Ich ziehe die Seioler, und natürlich auch die Schechner weit vor. — Credo von Cherubini — nicht an den Gott der Christen, sondern an den Jupiter tonans gerichtet, oder eben so gut als Triumphchor in einer Oper zu gebrauchen. Meines Erachtens völlig verfehlt. Diskant und Alt war nur mit 30 Mädchen, Baß und Tenor etwa mit 40 Männern besetzt, die Ausführung ohne Zweifel minder gut als vom berliner Opernchor, und mit den Leistungen der Singakademie auch nicht von fern zu vergleichen. Hiermit hätten Sie, meine Freundinn, kurz und wahrhaft, was mir musikalisch lobens- oder tadelnswerth erschien. Noch aber gehört hieher, daß die Mädchen alle ganz gleich

und sehr einfach angezogen waren, weiß, der Hals mit einem Kragen bedeckt, blaues Leibband. Mad. Cinti mit bloßem Kopf, durch ein Diadem verziert, die Haare fast ganz aus dem Gesicht hinweggescheitelt, weißes Kleid, kleiner, gestickter, zurückgeschlagener Kragen, kurze Aermel mit festen Falten, desgleichen oben an den Hüften; in der Gegend des Knies eine gestickte Guirlande in grünen Blättern, sonst einfach ohne Abzeichen. — Jetzt ist's aber wohl Zeit, von Ihnen Abschied zu nehmen, eine gelehrte Maske vorzubinden und den alten Pergamenten nachzusteigen. Lassen Sie im Wohn- und Schauspielhause einmal fünfe gerade seyn, um Zeit für ihre Freunde zu gewinnen.

Achter Brief.

Paris, den 20sten März.

Die Zeit vergeht, und noch immer komme ich nicht an meine gelehrten Untersuchungen. Aber 50 Briefe in Paris an den Mann zu bringen, kostet Zeit und hat schon aus dem Grunde Eil, weil man erst durch die Lebendigen zu den Todten hindurchdringen kann. Dazu kommt, daß die politischen Bewegungen viele beschäftigen und eine Wahl für die Akademie auch die Gelehrten übermäßig aufregt, weil man dies hier

als einen Gegenſtand von hoher Wichtigkeit betrachtet und obenein eine politiſche Parteiſache daraus macht. Deshalb wenden die ſogenannten Ariſtokraten alle Mittel an, Hr. v. P., die Liberalen Hr. Ch. durchzubringen, und ich muß alle dieſe Stürme abwarten, bevor ich (Anfangs der nächſten Woche) mit gutem Winde ſegeln kann. Unterdeß ſehe, höre, beobachte ich mancherlei, was freilich noch ſehr vereinzelt daſteht, aber doch ſchon jetzt zu meiner Belehrung dient. So z. B. ſagte mir ein Kabrioletführer: Sie ſind ſehr glücklich in ihrem Vaterlande! — Warum? — Parceque vous n'avez pas ces bougres, ces foutus gueux etc. — Er zeigte auf einen katholiſchen Geiſtlichen, der vorbeiging! — Die Urſachen ſolcher Erſcheinungen mögen liegen, wo ſie wollen, der Tadel mag treffen, wen er will; unſer Zuſtand, wo kein berliner Kutſcher jemals von einem proteſtantiſchen Prediger ſo ſprechen würde, iſt der geſundere.

In der Stummen von Portici ſah ich die Familie Orleans. Der Vater ein altes, treuherziges Geſicht, die Mutter einſt vielleicht eine wohlgebildete Frau. Der Duc de Chartres geſcheuten Anſehens, die ältere Tochter blonder, die zweite brauner. Jene gleicht der Hofdame Fr. v. S — n in D — u. Beide Mädchen waren höchſt einfach angezogen, die ältere mit freier Stirn und Seitenlocken, die zweite ohne alle Locken. Hüte und Hauben ſind im Ganzen klei-

ner und geschmackvoller als in Berlin; ein Paar Damen, welche der allerneuesten Mode zu folgen schienen, hatten die Haare nicht bloß aus dem Gesicht weggestrichen, sondern wie weggewaschen, wodurch das Ganze ein kahles, etwas dummes Ansehen erhält und im Verhältniß zur Breite viel zu lang erscheint. Selbst das schönste Gesicht kann dieses Verfahren nicht ertragen, was soll nun gar aus den andern werden? So verletzt man überall Maß und Schönheit, und geht von einem Äußersten zum andern über. Erst behangen wie die Bologneserhunde, daß kaum die Nasenspitze hervorguckte, und nun so kahl, wie ein nackgeschorner Pudel.

Paris, den 21sten März.

Als ich gestern Abend 9 Uhr Deinen Brief erhielt, hatte ich mich schon hingelegt, aber nicht um liegen zu bleiben, sondern um mich für zwei noch bevorstehende Soireen, beim Grafen S. A. und dem Herzoge von B., zu stärken. —

Wie ich, laut der, die Namen ausrufenden Bedienten beim Eintritte in die beiden Gesellschaften geheißen habe, weiß ich nicht mehr; gewiß hieß ich nicht Raumer. Überall elegante Einrichtungen, Sophas neben dem Kamine hingestellt, meist für die Damen; niedrige, oder auch keine Stühle für die Herren. Doch hievon später mehr, denn gestern war natürlich

meine Aufmerksamkeit vorzugsweise auf die Menschen gerichtet. Der Graf S. A., Verfasser der Geschichte der Fronde, ist ein Mann so verständig, als angenehm; sie eine noch schöne, sehr einnehmende, kluge Frau. Nach kurzer Frist erschien Mad. Rec—r, was mich veranlaßte, eiligst meine Brille aufzusetzen. Sie war ganz weiß, ganz einfach angezogen, und hatte einen weißen, keineswegs großen Hut auf, ohne alle farbige Takelei. Also eine pariser Patentfrau, gegen die keine Berlinerinn Einwendungen machen darf, angezogen, völlig nach meinem so oft vertheidigten Systeme, und in ähnlicher Weise die Gräfinn S. A. und ihre Töchter. .... Bei Erwähnung des Theaters waren alle einstimmig, daß die Aufnahme eines Stücks hier wesentlich von der — Politik abhange, was denn doch ein noch schieferer Maaßstab ist, als wenn bei uns die Formeln einer philosophischen Schule angelegt werden. Graf S. A. erinnerte sich beifällig, er habe die Crelinger hier lesen hören, und schließe günstig auf ihre Darstellungen. Ich ließ es an kurzen, aber deutlichen Lobeserhebungen nicht fehlen. Alle erkennen in der Mars die Hauptstütze des Theatre français. — Daß die politischen Verhältnisse erwähnt und die Auflösung der Kammern beklagt wurde, versteht sich von selbst. Viele Deputirten, die mit Mühe und Kosten hierher gereiset sind, ihre Familie wohl mitgebracht und sich eingerichtet haben, werden plötz-

lich nach Hause geschickt. — Du kannst denken, daß schon dies, abgesehen von allen größern Gründen, sehr verstimmt. Doch heut nichts von Politik, so unangenehm mir es auch persönlich seyn muß, wie vor zwei Jahren den Reichstag nicht zu sehn.

— — — Ich wandte mich zu den jungen Gräfinnen, die an einem besondern Tische mit Musik beschäftigt waren. Ehe ich aber eine französische Periode im Munde zurecht drechselte, redete mich die eine in reinem Deutsch an, und ehe ich hierüber meine Verwunderung gebührend an den Tag legen konnte, erfuhr ich, daß nicht bloß Vater und Mutter, sondern auch die Töchter meine Hohenstaufen kannten. Dies Heilmittel, von jungen französischen Gräfinnen aufgelegt, muß schnell die Wunde heilen, welche der berliner Student meiner etwanigen Eitelkeit beigebracht hat. Im Ernst aber ist der Eifer, sich mit der deutschen Sprache und Literatur bekannt zu machen, sehr erfreulich.

Eben, als ich weggehen wollte, erschien Sismondi, dessen Aeußeres an Hermbstädt erinnert, und den ich aufsuchen werde. — Beim Herzoge von B. fand ich B. C—t: ein bejahrter, langer, blonder Mann, der in seinen Formen und Bewegungen so natürlich, fast möchte ich sagen lässig ist, daß ich zweifeln möchte, ob er als Redner eine so strenge Haltung hat, wie sie die Athener und Römer verlangten.

Neunter Brief.

Den 21sten März.

So ungemein lehrreich der Aufenthalt in Paris zweifelsohne für eine gewiſſe Zeit iſt, muß es doch ſchwer fallen, ſich ſo zu iſoliren und abzuſchließen, wie es nöthig erſcheint, um ein Werk der Kunſt und Wiſſenſchaft hervorzubringen. Wenigſtens gehört dazu ein feſter Entſchluß und das Gegentheil der Lebensweiſe, welche ich mir für den Augenblick gern gefallen laſſe. Doch ſoll heut das Studiren auf der Bibliothek ernſthaft beginnen. Einerſeits giebt mir dies eine Sicherheit und Beruhigung, ich ſey hier nicht bloß ein Pflaſtertreter; andererſeits ängſtet es mich, weil darin ein Anſpruch auf Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit liegt, den ich ſehr ungern zu Tage lege. In Rom trieb man das ganz incognito, hier fragt jeder, was man ſuche; und wenn ich gewiß einſt ſelbſt das Gefundene nicht auf ſo viel abſchätze, wie man an mich wendet, was ſoll da der Miniſter, was werden die ſagen, welche mein angebliches Glück beneiden und mich nicht für voll halten? Das beſte, was ich für meine Hohenſtaufen gewinne, iſt vielleicht die Einſicht, wie die Franzoſen das Buch gemacht

wissen wollen, und diese Buchmacherei wenigstens verstehn sie im Ganzen besser als die Deutschen. Wenn indeß ein Deutscher mich hier befragte: ob nicht die zwei letzten Theile, der Franzosen halber, in den vier ersten untergesteckt werden könnten? so lag die richtige Einsicht zum Grunde, daß jene zwei Theile kein Lesebuch, kein Fouqué'scher Roman sind (wie Sch. anklagte), und daß die Franzosen sie nie lesen würden. Aus dem Unterstecken des Inhalts (wäre es möglich) würde aber nur folgen, daß nun auch niemand die vier ersten Theile ansehen möchte. Bücher, wie manche von — — — — — u. a. (gründlich, lehrreich, aber kaum lesbar) sollten von einem französischen Buchmacher ins Geschick gebracht, dann von den Verfassern nochmals durchgesehen und nun erst herausgegeben werden. — Außer der historischen Literatur scheint in Frankreich am meisten die dramatische in Bewegung. Das Verwerfen aller Geschichte im Anfange der Revolution, um negativer Abstraktionen willen, ist meist verschwunden; man will Geschichtliches, Positives, obgleich wohl noch nicht recht deutlich geworden ist, wie gut sich dies mit einer echten Philosophie verträgt, ja nothwendig dazu gehört. Redet man doch in Deutschland noch immer von einer historischen und einer philosophischen Schule des Rechts, der Geschichte u. s. w., als sey es nicht thöricht, den organischen Zusammenhang durch solch einen chemi-

ſchen Gegenſatz zu zerſtören. — Zur dramatiſchen Literatur, behaupten Manche, dränge ſich Alles, hauptſächlich weil ſie mehr Geld einbringe, als jede andere. Geld aber fällt nur ab, wenn der Beifall groß iſt, und dieſer ſteigt in dem Maaße, als man den Wünſchen, Vorurtheilen und Leidenſchaften der Menge ſchmeichelt, wenig bekümmert um Kunſt und Nachwelt. Daher die Mißhandlung der Könige, Miniſter, der Vornehmen, ſo wie ſie auch lange genug in Deutſchland Mode war; und umgekehrt der Edelmuth und die Vortrefflichkeit der Modehändlerinnen, Maitreſſen, Spitzbuben und Galeerenſclaven. Möchte man aber auch dieſe äußerlich aufgefaßte Demagogie und manche frühere umgekehrte Ariſtokratie der Richtungen hingehen laſſen, kann ich doch in den gewandten Erzeugniſſen, welche Scribe und Andere geben und die das Publikum ſo begierig in dem Vertrauen verzehrt, es werde ihm keinen Tag eine neue Schüſſel fehlen: ich kann in ihnen nichts entdecken, was irgendwo in die Tiefen des menſchlichen Gemüths hinabſtiege, oder im Flügelſchlag wahrer Poeſie über das kleine Treiben des gemeinen Lebens erhöbe. Das Schöne und Gute im höheren Sinne hat mit dieſer ganzen Dramatik nichts zu ſchaffen, und von einer Katharſis, einer Reinigung und Heiligung, welche gleichmäßig das Häßliche und das Böſe austreibt, iſt gar nicht die Rede.

Zehnter Brief.

Den 23sten März.

Gestern habe ich meine Arbeiten auf der Bibliothek angefangen, und mich, so wie es wirklich losging, darin so wohl und bequem gefunden, daß ich spürte, es sey doch eigentlich meines Amts und Handwerks. Die lange Übung hat mir hier eine Herrschaft und Übersicht gegeben, wie ein Kapellmeister sie hinsichtlich der vor ihm liegenden Partitur besitzt. Dadurch hoffe ich, selbst in beschränkter Zeit, ziemlich viel abzuthun, und habe z. B. gestern drei Folianten beseitigt. Der eine, ein Roman über Gottfried von Bouillon, war als geschichtliche Quelle nicht zu gebrauchen, der zweite enthielt eine bereits gedruckte Fortsetzung Wilhelms von Tyrus, der dritte eine große Zahl eigenhändiger Briefe des Antonio Perez. Das Geheimniß über seine und Philipps des II. Schlechtigkeiten wird dadurch nicht enthüllt, wohl aber ergiebt sich, wie man ihn Anfangs in Frankreich mit offenen Armen empfing, um die Geheimnisse seines Herrn zu erfahren und ihn gegen Spanien zu benutzen. Später vernachlässigte man ihn, oder verachtete ihn wohl gar, und die fortgesetzten Leiden und Klagen

erſcheinen als Nemeſis für die Zweideutigkeit oder Schuld ſeines früheren Benehmens. — — Einige Beſuche mißlangen; Mittag aß ich, in Folge einer freundlichen Empfehlung der Mad. Sp., in einer angenehmen Geſellſchaft beim Maler Herſent und eilte dann zur entfernten italieniſchen Oper. Man gab den dritten Akt des Othello von Roſſini, die zwei erſten Akte des Figaro und den dritten Akt des Romeo von Zingarelli. Die Malibran ſang noch einmal in jedem der drei Werke, und nahm die Aufmerkſamkeit ſo überwiegend in Anſpruch, daß alles Übrige daneben kaum bemerkt ward. Othello iſt ein für die Oper unpaſſender Gegenſtand, und wie weit ſtand Roſſini hinter Mozart, ja dies Mal wohl ſelbſt hinter Zingarelli zurück. Indeß that die letzte Scene Desdemonas durch Geſang und Spiel der Malibran eine große Wirkung, obgleich die ganze Aufgabe einer Darſtellung des wahrhaft Schönen nicht zuſagt. Als Suſanne ſingt die Seidler den Diskant noch heller und gleichartiger, doch lautete im Ganzen alles löblich, und die für Cherubim übernommene Arie aus b dur trug die Künſtlerinn ſo meiſterhaft vor, daß ſie dieſelbe (ſo hart heut dieſe Forderung auch war) zweimal ſingen mußte. Endlich die dritte Verwandlung. Madame Malibran als Romeo im Grabgewölbe. Dieſe Darſtellung übertraf Alles, was ich von ihr geſehn und gehört hatte. Welch' herrliche Töne des

tiefen Alt (wogegen die gerühmte Pisaroni mir schrof und gewaltsam erschien), welcher Umfang bis in den hohen Diskant, ein Vortrag meisterhaft in jeder Beziehung, eine Begeisterung des Gesanges und Spiels, die alles mit sich fortriß und am Schlusse den ungemessensten, verdientesten Beifall hervorrief. Mir war einen Augenblick, als verkündete die edle Spanierinn alles Große und Herrliche was ihr Volk gethan, den tiefen Schmerz des Sinkens und Hinsterbens, die glänzende Freude der Auferstehung, endlich das neue Schwinden aller Hoffnung und den zweiten Tod. Es war ein großer, wahrhaft künstlerischer Genuß, hervorgehend aus der Begeisterung, und sie **erweckend**: **keine unserer jetzigen berliner** Sängerinnen ist fähig, solch eine Wirkung hervorzubringen. Der Diskant der Seidler ist klarer, der Milder anklingender, der Schechner voller, der Sontag beweglicher und süßer; aber die Malibran ist eben die Malibran, und in ihrer Weise eine bewunderungswürdige Künstlerinn, die keine Nebenbuhlerinn zu scheuen braucht. — Gern bezahlte ich noch einmal meinen sehr theuren Sperrsitz, um noch einmal so etwas zu hören, und als ich um Mitternacht das Haus verließ, hatte ich noch keinen Augenblick Zeit gehabt, an den Ablauf der Zeit zu denken. Leider geht die Malibran für den Sommer nach London, und alle die andern werden mich eben nicht anlocken.

Bei H — war gestern viel vom classique und romantique die Rede, und fast alle schalten auf das letzte. Mit Recht, sofern Alexander Dumas als Gründer der letzten Richtung gelten soll. Auch Hernani von Victor Hugo muß, laut aller Beschreibungen, neben einzelnem Guten viel Willkürliches enthalten. Nach dem Sprengen der alten pedantischen Regeln, scheint Gesetzlosigkeit und Mangel an Motivirung und Zusammenhang für Poesie zu gelten, und die Mitte überspringend, ist man gleich bei der Karikatur angelangt, um sie zu bewundern. Hoffmanns überpfefferte Werke gefallen Vielen, die Tieck wahrscheinlich deshalb fade und geschmacklos finden dürften.

In der Politik sind erzwungene Ferien, und das wenige Neue erfahrt ihr aus öffentlichen Blättern. Ich muß erst mehr sehen und hören, um gründlicher darüber schreiben zu können. Lebt alle wohl und schreibt mir; denn in vieler Beziehung stehe ich, obgleich unter einer Million Menschen, doch da, als der Gelehrte in der Einsamkeit.

Eilfter Brief.

Paris, den 24ſten März.

Mit meinen Arbeiten auf der Bibliothek geht es ſo vortrefflich, daß ich darüber äußerſt vergnügt bin. Nachdem ich die Briefe des Antonio Perez durchgeſehn hatte, wagte ich es, ſogleich nach wichtigern Handſchriften zu fragen, und erhielt zunächſt die Berichte, welche ein franzöſiſcher Abgeordneter, Montreuil, aus England an den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in den Jahren 1645 — 1650 erſtattet hat. Sie ſind höchſt lehrreich, und ich habe geſtern vier Stunden ununterbrochen geleſen und geſchrieben, ohne daß ich gewahrte, wie lange ich auf derſelben Stelle ſaß. Morgen iſt alles ſo weit, daß ich auch Handſchriften nach Hauſe erhalte. Ich hoffe, Augen und Geſundheit ſollen nicht leiden. Die Geſellſchaften hören nächſtens auf, und wenn die Malibran fort iſt und die Mars nicht ſpielt, werden die Theater ſehr an Reiz verlieren. Schon geſtern wußte ich nicht wohin ich gehen ſollte, und wählte zuletzt le Dissipateur von Destouches im Theatre français. Der Titel zeigt bereits den Inhalt des ganzen Stücks: zu einem Pfennige Poeſie, drei Pfennige Moral. Un-

ter den Männern war Grandville als Cleon der beſte, die Weiber unbedeutend bis auf die Demerſon, welche (wie immer) ihre Kammerjungfer- und Vertrautenrolle ſehr gut durchführte. Das Haus war übrigens jämmerlich leer, ſo daß man ſich auf die Bänke des Parterres hinlegen konnte. — —

Donnerstag, den 25ſten März.

Nachdem ich geſtern bis 2 Uhr auf der Bibliothek gearbeitet hatte, ging ich mit P. zum Herzoge v. B., welcher um dieſe Zeit empfängt, und Abends zum Prof. G. Ähnlichkeit und Unterſchied zwiſchen der Geſellſchaft bei B. und G. war merkwürdig und auffallend. Ähnlich, ſofern dieſelben den Wirthen keinen Heller koſten, und nicht einmal (wie in Italien) von einem Glaſe aqua fresca die Rede iſt. Ferner, daß jeder kommt und geht wie er will und man Gelegenheit hat, ohne Mühe und Zeitverluſt, viele intereſſante Leute kennen zu lernen und zu ſprechen. Andererſeits möchte ich doch die deutſche Weiſe vorziehen: 1) weil die Koſten mäßigen Eſſens und Trinkens nicht allzugroß ſind, der Leib ſein Recht verlangt, und durch Beſchränkung auf nähere Bekannte der Umgang ſo viel an Innigkeit gewinnt, als er an Ausdehnung verliert. 2) Unterbricht das Kommen und Gehen alle Geſpräche unzählige Male; auch weiß man nicht, welche Perſonen, ob zu viel oder zu

wenig erſcheinen, und wann und wie lange ſie ſich einfinden werden. Der Wirth nimmt an daß die Leute ſich kennen, und kann ihnen in der That keine beſondere Aufmerkſamkeit widmen. Daß der Bediente unverſtändlich den Namen jedes Ankommenden in die Stube hineinſchreit, hilft indeß ſo wenig weiter, als wenn der Haus- oder Familienhund einen anbellt. Wer erſt ganz in dieſen Geſellſchaften zu Hauſe iſt, muß es freilich bequemer finden, wie jemand, der ungekannt hineinfällt. Unähnlich war die Geſellſchaft bei B. und G. Dort ein großes Hotel, glänzende Säle, gefüllt mit den mannigfaltigſten Kunſtwerken, der Wirth darüber wohl unterrichtet und mit der Haltung eines vornehmen Diplomaten aus altem und reichem Stamme. Neben vielen Gelehrten, auch einige Geſandte und höher geſtellte Leute. Das Ganze machte den Eindruck des Ariſtokratiſchen im guten Sinne des Worts. Die Geſpräche betrafen meiſt Kunſt und Wiſſenſchaft; unter andern erzählte Champollion viel Lehrreiches über Ägypten. Bei G. kam ich früh genug an, um mit ihm einiges zu beſprechen; ſobald aber die übrige Geſellſchaft anlangte, beſchränkte ich mich lediglich aufs Hören. Die ſchmale Treppe auf dem Hofe führte in ein kleines Bibliothekzimmer, und für die ziemlich zahlreiche Geſellſchaft war nur ein zweites, auch nicht großes Zimmer beſtimmt. — — — Die Männer waren größten-

theils Deputirte oder Freunde der liberalen Partei, und die Gespräche nahmen sogleich eine ausschließend politische Wendung. Mir recht, weil ich viel zu lernen hoffte; allein bald sprach man so schnell, und mehrere so zu gleicher Zeit, daß ich kaum die Hälfte verstehen konnte. Auch war nicht von Politik im Ganzen und Großen die Rede (worüber ja jede Partei ihre fertigen, abgethanen Ansichten hat), sondern meist von den unzähligen kleinen Parteiungen, Wünschen, Zweifeln, Hülfs- und Kunstmitteln und Persönlichkeiten, welche sehr natürlich das tägliche Leben und Treiben ausfüllen, oder durch dasselbe herbeigeführt werden. Darin waren alle einig, daß ein so unfähiges Ministerium, als das jetzige, Frankreich nicht auf lange Zeit beherrschen könne; allein darüber walteten viele Zweifel ob, wie die Stimmen sich bei einer nochmaligen Versammlung, oder zufolge neuer Wahlen stellen dürften. Bei dieser Wahlschlacht werden (neben bessern Gründen) auch wohl Mittel der Gewalt und List angewendet, und das letzte Resultat ist keineswegs durch Weisheit und Tugend unabänderlich bestimmt, sondern geht oft wie aus dem Zufallsrade eines Lotteriespiels im Großen hervor. Dies erscheint als eine fast nothwendige Folge, sobald die Wahlformen nur mit unbenannten Zahlen spielen, alle Qualifikation lediglich auf Geldbesitz hinausläuft, und der Reichstag kein Fundament und keine Seitenmauern

hat. Iſt da wirklich eine genügende Bürgſchaft der Freiheit vorhanden, wo man Sonntags noch nicht weiß, ob die Majorität von einem Paar Stimmen Montags vorſchreiben wird, nach Norden oder nach Süden zu ſegeln? Wenn alles von unten auf gehörig angeordnet iſt, ſo muß allerdings das Plus und Minus in der letzten höchſten Stelle das richtige Facit nachweiſen; addire ich aber nur gewiſſe Titel der Einnahme und Ausgabe, ſo kann von einem vollſtändigen und richtigen Abſchluſſe kaum die Rede ſeyn. Seit der Revolution ward Frankreich lange Zeit abwechſelnd von einer tyranniſirenden Minorität und einer thörichten Majorität beherrſcht; es iſt eine höchſt ſchwierige Aufgabe, jener die Mäßigung, dieſer die Weisheit beizubringen.

— — — Bourmonts Zug nach Algier ward von nyhren verſpottet und behauptet: für insgeheim erhaltenes franzöſiſches Geld werde der Dey einen ſcheinbar ruhmvollen Frieden bewilligen. Von der angeblich ſo vortrefflichen Regierung Ägyptens, wußte Champollion jammervolle Geſchichten zu erzählen. Wenn jene die meiſten Erzeugniſſe nach willkürlich geſetzten Preiſen an ſich kauft — wie muß ſich da das Volk befinden? Die Krokodille erſcheinen unter den Thieren als vornehmere Oligarchen, denn die Beis, und laſſen meiſt jeden ungeſchoren, der ſie nicht ſchiert. Doch lob' ich mir, im Vergleich mit Krokodillen,

Schlangen und Scorpionen, unſere Ratten, Flöhe und Läuſe. Gleichwie die Zahl dieſer letzten Völkerſchaften in den letzten 40 Jahren um Millionen abgenommen hat, müßte man auch, bei höherer Ordnung und Bildung, jenes coloſſalern Ungeziefers Herr werden können. — Sobald man ſeine Blicke über Europa hinausrichtet, ſpürt man erſt, wie es trotz aller Mängel doch das beſitzt und erhält, was Menſchheit im höhern Sinne zu heißen verdient.

Zwölfter Brief.

Paris, den 26ſten März.

Ich thue Unrecht, Dir täglich in Form eines Tagebuchs Nachricht von mir zu geben, wodurch alles vereinzelt und zerſtückelt zum Vorſchein kommt. Wenn ich Erzählungen und Betrachtungen ſammelte und alle vierzehn Tage einen wohlgeordneten und wohlſtyliſirten großen Brief ſchriebe, könnte mir der Ruhm eines vortrefflichen Reiſebeſchreibers nicht entgehn. Andererſeits iſt jene Methode viel bequemer: wie ich täglich Eurer gedenke, möchte ich Euch auch täglich ein Wort ſagen, und die Vorurtheile, Irrthümer, Übereilungen, Stimmungen, kurz alles, was mir in jeder Stunde

durch den Kopf geht, will ich lieber anspruchlos in Eure Hände legen, als die Hälfte verschmähen oder vergessen, ohne daß dadurch die Weisheit des Übrigbleibenden gewönne. So reite ich also fernerhin im Zuckeltrabe meinen Reiseklepper, und trachte nicht danach mir einen Prachtgaul, wie manche Reisebeschreiber, anzuschaffen.

Gestern um zwei Uhr ging ich also, nach gethaner Arbeit, in die institution royale de musique religieuse de France, rue du Vaugirard N. 69. Der Saal ist unbedeutend und faßt außer den Sängern nur 150 — 200 Menschen. Zehn Reihen Bänke steigen allmälig in die Höhe, und hinter diesen folgt nahe an der flach gewölbten Decke, eine etwas theurere Tribune von zwei Reihen. Der Preis für diese Abtheilung beträgt sechs, für jene fünf Franken. Der Dirigent sitzt neben dem Fortepiano; dies wird von einem zweiten gespielt und steht mit der Spitze gegen die Sänger gerichtet. Außer Violoncell und Contraviolon findest Du keine Instrumente. Das Chor bestand etwa aus 100 Stimmen: Tenor und Baß natürlich erwachsene Personen, die Überzahl Kinder, heranwachsende Knaben und etwa zwanzig, zum Theil sehr junge Mädchen. Es ist ungemein zu loben, was Hr. Choron mit diesen Kindern ausgerichtet, welche Sicherheit und Gewandtheit er ihnen beigebracht hat. Indeß behalten die Kinder- und Knabenstimmen bei

aller Frische etwas unfertiges, scharfes und kaltes; Weiber- und Jungfrauenstimmen sind für Ausdruck und Poesie der Musik unentbehrlich, und ich bin (anderer Gründe nicht zu gedenken) sehr entfernt, ihnen die stärkeren und schärferen Stimmen der römischen Kastraten vorzuziehen. Man gab Stücke aus dem 60sten Psalm von Aiblinger, den 100sten von Händel, einen großen Theil der Israeliten in der Wüste von Emanuel Bach, und les cris de Paris nebst der Bataille de Marignano von Jennequin. Neben dem schon ausgesprochenen Lobe über das, was mit den gegebenen Mitteln ausgerichtet ist, muß ich bemerken, 1. daß die berliner Singakademie in Hinsicht auf Stärke und Milde, und besonders in richtiger Auffassung des Charakters geistlicher Musik sehr weit voranstehe; 2. war es ein Mißgriff, Bach's, so reich instrumentirtes, Oratorium dem Publikum ohne Orchester vorzutragen, und durch diese lückenhafte Leistung ganz irrige Urtheile hervorzurufen; 3. nahm man die meisten tempi so ungebührlich schnell, daß die Stimmen sich nicht gehörig von einander ablöseten und Würde und großartige Haltung verloren ging. — Am Besten wurden die Arbeiten Jennequin's vorgetragen, beide sehr merkwürdig durch die Art, wie dieser Kapellmeister Franz des Ersten strenge Formen mit freiern, und noch mehr, wie er Ernstes und Komisches zu verbinden wußte. Die Bataille de Ma-

rignano ist Erzählung, Triumphgesang, Nachahmung der Instrumente und des Kriegslärms, originell zusammengearbeitet. In den cris de Paris sind die Formeln und Tonfälle, womit alles Mögliche damals in Paris ausgerufen und angeboten wurde, sonderbar aber ergötzlich mit einigen geistlichen Anklängen verbunden, und rasch und geschickt durchgeführt. Es lohnte der Mühe, daß man in Berlin davon Kenntniß nähme.

Den 27sten März.

— — — Heute ist endlich nach langer Kälte das Frühjahr, fast möchte man sagen der Sommer, eingetreten. Denn selbst in unserer Stube ist das Thermometer auf 15 Grad gestiegen. Die Tuilerien sind voll von Menschen aller Art, und im Palais royal spielen die Kinder eine so große Rolle, als sonst im berliner Lustgarten. Wenn das Palais royal, besonders Abends, nicht so angefüllt erscheint als vor zwei Jahren, so liegt dies zum Theil an der Jahreszeit, zum Theil aber auch wohl daran, daß alle liederlichen Dirnen daraus verjagt sind. Ich kann nicht anders als dies billigen; denn die Art, wie sie sich unter ehrlichen Frauen und Mädchen umhertrieben und vordrängten, war durchaus unanständig. —

Dreizehnter Brief.

Den 28ſten März, Sonntags.

Geſtern aß ich bei der Baroninn S. de R—d. Ich ging zu ihr mehr in einer neugierigen Stimmung, als in der Hoffnung, daß es mir daſelbſt beſonders wohl gefallen werde. Wohnung und Einrichtung fand ich zuvörderſt ſo, wie es großer Reichthum erfordert und mit ſich bringt; doch keineswegs geſucht, oder überladen, oder die Neigung andeutend, immer die letzte — oft geſchmackloſe — Mode mitzumachen. Eſſen und Wein ſo vorzüglich, daß die Künſte gewöhnlicher Speiſewirthe dagegen verſchwinden, und ich nicht nöthig habe dieſe aufzuſuchen, um für ſchweres Geld geringe Einſicht über die pariſer Küche einzuholen. Friſche Bohnen und Erbſen, Fiſche aus Montpellier u. dgl. hätte ich anderwärts für Geld nicht zu ſehn bekommen. Trotz der Mäßigkeit, die ich hier ſtreng beobachte, habe ich alſo vortrefflich gegeſſen und getrunken. Dies alles kam mir indeß nicht unerwartet, wohl aber übertrafen die Menſchen meine Erwartung. Abgeſehn von der Annehmlichkeit, daß in der ganzen Geſellſchaft lauter ſehr hübſche Frauen gegenwärtig waren, verdient die Familie R. beſondere

Erwähnung. Keine Spur von Anmaßung, Vornehmthuerei, Auslegen des Reichthums u. dgl., und eben so wenig Ziererei mit Herablassung, leichtem Tone, Natürlichkeit; sondern alle wahrhaft natürlich und unbefangen, daß mir dabei recht wohl zu Muthe ward, und ich mich freute daß der Reichthum nicht nothwendig den Kopf verdreht. Die Baronin S. R., schon Großmutter, sieht noch so jung aus, als sey sie selbst eben erst verheirathet; die unverheirathete Tochter könnte man heirathen, selbst wenn sie gar kein Geld hätte, und die Schwiegertochter würde in allen Verhältnissen für eine gebildete, eigenthümlich reizende Frau gelten. Der Sohn, welcher einst bei mir Kollegia hörte, ist jetzt in Berlin, und sein damaliger Hofmeister B. erneuerte zuvorkommend meine Bekanntschaft.

Von R. fuhr ich zum Herzoge von B. Es liegt, wie gesagt, in der Natur dieser Gesellschaften, daß für Leib und Seele nicht recht viel dabei herauskömmt, insbesondere so lange man die Personen keineswegs genau kennt. Der Wirth empfing mich sehr höflich, aber er hatte vielfache Pflichten; Miß R. stellte mich einer sehr hübschen Frau vor, mit der ich mich eine Viertelstunde recht gut unterhielt, dann aber ging sie fort. Nun war ich verlassen, bis eine zweite Präsentation statt fand, und ich einem hiesigen Professor G., der nach Deutschland reisen will, patriotische

Vorlesungen halten und Reiserath geben konnte. Ich merke erst hier recht, daß ich ein eifriger preußischer Patriot bin, und meine Ansichten über das Verhältniß und die Eigenthümlichkeit der französischen und deutschen Freiheit, finden täglich Bestätigungen. Beliebt kann ich mich damit aber freilich so wenig machen, als mit meiner Abhandlung über den Aristoteles, welche Frankreich keineswegs als lebendigen Mittelpunkt der neuen dramatischen Poesie betrachtet. — Beim Nachhausegehn, als ich von dem Kai aus die Tuilerien, den Louvre und die ungeheure mit Lichtern noch hier und dort besternte Stadt vor mir liegen sah, trat es mir lebhaft vor die Seele, daß dies alles nicht da wäre ohne den Geist, daß es nur da ist, sofern ein Geist es sieht und denkt, daß, den Geist hinweggedacht, sogleich die wahre und schlimmste Nichtigkeit unbesiegbar hereinbricht. Wird einst Paris so in Wüsten und Sümpfen begraben seyn, wie das hundertthorige Theben? Stärkt sich der Tod nicht in gleichem Maaße wie das Leben sich mehrt? Haben Jahrtausende jenem auch nur das Geringste abgewinnen können? Bricht er nicht übermüthig die Ewigkeit in kleine Stücke und wirft Zeit und Zeitlichkeit hohnlächelnd in sein kaltes Chaos, wo man nicht sieht, hört, denkt, fühlt oder liebt? Kein positiver inhaltsreicher Gedanke, selbst der Gedanke der Hölle, ist nicht so schrecklich, als diese bloße Verneinung, dieses

Aufheben alles ächten Seyns. Alle Kraft schwindet vor dieser Leere, wo man nichts fassen, auf nichts wirken, nichts festhalten, nichts verändern, nichts erzeugen kann. Sogar der allein allmächtige Talisman des Glaubens wirft seine erleuchtenden Strahlen mehr zurück auf den, welcher ihn trägt, als daß er das ewige Jenseits inhaltsreich darstellen, mannigfach entwickeln und den Sprung vom Leben zum Tode durch eine Brücke so ausfüllen könnte, daß der Gegensatz von hier und dort ganz aufhörte. Er soll aber auch nicht aufhören, oder unbedeutend und gleichgültig erscheinen! — Der Stein scheint der Ewigkeit am meisten abgewonnen zu haben, unverändert dauert er Jahrtausende; manche Pflanze widersteht Jahrhunderten; an lebendigen Geschöpfen hingegen offenbart sich vor allen die Vergänglichkeit, und die Schönheit des Lebendigen verschwindet wiederum noch schneller als das kurze Leben. Sollen wir um jener Dauer willen dem Steine das ächteste und höchste Daseyn zugestehn? Umgekehrt; jene bloße Dauer ist ein Nichtiges. Mit dem Wechsel und der Beweglichkeit beginnt erst das Leben, und jene Betrachtungsweise, welche der Materialismus für sich anführt, bringt mich dahin erst im Geiste ein ewiges Leben, ein ächtes Seyn anzuerkennen. Er allein weiß von sich und andern, er ist fester als Eichenholz, dauerhafter als Granit; ohne ihn ist überhaupt Nichts. In einem

einzigen Gedanken ist mehr Leben und Seyn, aneignende und erzeugende Kraft, als in allen Wäldern und Gebirgen.

Vierzehnter Brief.

Den 29sten März, Montags.

Der gestrige Sonntag ist zum geringern Theile der Arbeit, zum größern Theile Besuchen und geselligen Vergnügungen gewidmet worden. Zuerst ging ich abgeredetermaaßen zu B., dem Herausgeber der alten französischen Chroniken. M—r hatte mir einen Brief an ihn mitgegeben, wofür ich danken muß, so nachtheilig auch andere berühmte Männer von jenem sprachen. — — — Ich ließ mich durch diese Äußerungen nicht abschrecken zu behaupten: B. habe Unkanntes wohlfeiler und bequemer, Seltenes und Unbekanntes zum ersten Male dem Publikum mitgetheilt, und das sey und bleibe ein großes Verdienst; möge ein Anderer kommen und es besser machen. Ich fand an ihm einen lebhaften, thätigen, und so weit ein Gespräch es zeigen kann, wohlunterrichteten Mann, der mir manchen nützlichen Rath und brauchbare Nachrichten mittheilte und sich zu fernerer Hülfe erbot

Auch diesmal schien es mir deutlich, daß die hiesigen Gelehrten in scharfe, oft gar nicht wissenschaftliche Parteien zerfallen, und nach der bürgerlichen oder politischen Trennung, Lob und Tadel abgemessen und vertheilt wird. — Von B. begab ich mich zu V., den ich früher verfehlt hatte. Ich möchte ihn den mittheilendsten unter den Gelehrten nennen, die ich bisher in Paris kennen lernte; wenigstens kamen wir sogleich in ein eigentliches Gespräch über Geschichte und historische Kunst, und nächstdem über die öffentlichen Verhältnisse in Frankreich und Preußen. Ich behauptete hiebei: jedes Volk habe oder bedürfe seine eigenthümlichen Bürgschaften der Freiheit, und die Abstraktion, welche überall gleiche Formen, Richtungen und Überzeugungen verlange, gerathe nothwendig in das Leere und Verkehrte. Sonderbar, daß die Franzosen überall behaupten, die Leiter und Anführer für die Entwickelung aller Völker zu seyn, und dann doch (wenn man im Einzelnen auf den Grund geht) alles Treffliche und Bewunderungswürdige eigentlich erst in die Zukunft legen. So z. B. in ein künftiges Ministerium, eine künftige Communalordnung, eine künftige Zollrolle, eine künftige Unabsetzbarkeit der Beamten. Wenn die letzte jetzt plötzlich einträte, sprach V., würde Frankreich so arg verwaltet werden wie die Türkei. Man sieht also Rettung in der Willkür, und meint immer, nächstens werde die allerletzte ein-

treten. Die Meinung: beide Kammern dürften ohne weiteres Zwischenereigniß bis zum ersten September prorogirt bleiben, nimmt täglich ab, und der Glaube an baldige Auflösung derselben und selbst an Modificationen im Ministerium steigt. Als Hr. S—y bei V. eintrat, hielt sich das Gespräch noch fester an der Politik. — Preußen (das konnte ich auf seine Fragen antworten) sey nicht bloß liberal gesinnt, sondern habe wesentlich und ächt Liberales durchgeführt und ohne Revolution die Zwecke der Revolution erreicht. Die Liberalen Frankreichs möchten nun aber auch nicht von Eroberungsplanen gegen Preußen sprechen, und ein natürlich freundliches Verhältniß dadurch stören. Statt an Preußen eine Vormauer gegen Rußland zu besitzen, werde jene Macht alsdann nothwendig eine Vormauer Rußlands gegen Frankreich. Obgleich Hr. S. dies alles zugab, lag ihm doch die alte Arrondirungspolitik am Herzen, und er meinte, Preußen gewinne wenn es die Rheinlande loswerde, und dereinst dies und das in Deutschland nehme, um seinen Wuchs und seine Gestalt zu verbessern. Ich erwiederte: solcherlei Ansichten wären sonst in Preußen auch wohl gäng und gebe gewesen, jetzt aber größtentheils ausgetrieben, weil sie in letzter Stelle auf einer verwerflichen Ansicht von Staat, Recht und Politik beruhten. Preußen arrondire sich in Deutschland weit besser, sofern es an die Spitze der gei-

stigen und leiblichen Entwickelungen trete, und die allgemeine Zuneigung gewinne. Das freiere Zollsystem und das Anschließen Baierns und Würtembergs sey z. B. ein Arrondiren ohne Verletzung und Gewalt.

Der Politik jetzt den Abschied gebend, eilte ich in die Tullerien, über welche sich schon ein leichter grüner Schleier ausbreitet, und die an diesem warmen Frühlingstage von unzähligen Menschen besucht waren. Daß ein großer Theil der Gesellschaft zwischen Baumgängen auf leichtgeflochtenen Stühlen sitzt, mindert das Gedränge und erleichtert die Beobachtung. Im Ganzen ist zwischen der Kleidung hier und in Berlin gar kein wesentlicher Unterschied; doch führt alles Nachahmen leicht zu Übertreibungen. Nur sehr wenige Frauen und Mädchen zeichneten sich durch ihre Schönheit aus, die meisten — freilich wie überall — unbedeutendes Mittelgut. Es fiel mir auf, daß nicht Wenige einen so völlig verdorbenen Teint hatten, wie man es bei uns fast gar nicht sieht. Ich weiß nicht, ob dies Folge der Nahrung und des Getränks, oder des Klimas, oder der vielleicht nachtheiligen Kunstmittel ist.

Funfzehnter Brief.

Paris, den 30ſten März.

Der achte Theil der Reiſezeit iſt vorüber; mit Ausnahme der beiden letzten Monate ohne Zweifel der unruhigſte und mannigfaltigſte. Im Sommer, wo Handſchriften den Mangel alles Übrigen erſetzen ſollen, wird das Heimweh trotz aller Vorſätze wohl nicht ausbleiben, und ſchon jetzt tritt es mich bisweilen ſonderbar an, daß von einer Million Menſchen, in deren Mitte ich plötzlich verſetzt bin, kein Einziger ſich etwas aus mir macht, und ich mit aller Anſtrengung vielleicht einzelnen Köpfen ein Paar Gedanken, aber keinem Herzen ein Gefühl entlocken kann. Zwar werde ich mich dem Mückenſeigen bedeutungsloſer Melancholie um ſo weniger ergeben, da ſo Geſtimmte von den tiefſinnigen Urſachen unüberwindlichen Schmerzes oft am wenigſten eine Ahndung haben; doch giebt's Tage, wo alles quer zu gehn ſcheint, — ſo geſtern. Nach gethaner Arbeit ſuchte ich den preußiſchen und öſtreichiſchen Geſandten und Hrn. Sismondi am Ende der Vorſtadt St. Germain auf; die beiden erſten waren ausgegangen, des letzten Nummer hatte man mir falſch angegeben. Bei einem neuen Speiſewirth be-

ſtellte ich, um meine Kenntniſſe zu erweitern, unbekannte Gerichte: Soupe à la Condé, Erbſenſuppe; Boeuf à la Bretagne, Rindfleiſch mit weißen Bohnen; wäre mir zu gutem Glück nicht beigefallen, was canard à la purée ſey, hätte ich (der ich ſtets darauf ausgehe, ganz leichte Speiſen zu wählen) in einem Mittag gelbe Erbſen, weiße Bohnen und graue Linſen eſſen müſſen. Jetzt ſollte der famoſe Hernani beſucht werden, obgleich die Berichte über ihn nicht anziehend lauten. Ich ſtelle mich an eine queue, höre aber nach einiger Zeit, ſie ſey die der Logen. Da ich nun als guter Hausvater für dieſe matte Romantik nicht 2 Thlr. 12 Gr. ausgeben wollte, ließ ich mich zu der queue des Parterres hinweiſen. Nachdem ich hier eine halbe Stunde ausgehalten, vernehme ich: an dieſe queue hielten nur Leute feſt, die bereits ein Billet gelöſet hätten. Zum dritten Male an das Hintertheil eines unendlich langen Wurms von Kaufluſtigen gewieſen, verging mir die Geduld und ich wanderte fort, ungewiß, ob ich bei den Italienern oder in der großen Oper mein Heil weiter verſuchen ſollte. Endlich entſcheide ich mich für jene, ſtehe auch hier eine Ewigkeit, werde dann beim Eröffnen der Kaſſe ſo gedrängt, wie ich es ſeit meiner Gymnaſiaſtenzeit nicht erfahren habe, und erhalte (da auf andern Wegen Andere ſchon früher eingedrungen waren) für meinen Thaler den letzten Sitzplatz an

der Thür, welchen alle Ein- und Ausgehenden zum Fußschemel ihrer schmutzigen Füße machen. — Wäre der Besuch des Theaters nothwendig mit so viel Leiden und Märtyrerthum verknüpft, ich würde hinsichtlich dieses Gegenstandes gewiß ein Puritaner! — Man gab, zum Benefiz der Heinefetter, Rossini's in einen Akt zusammengedrängten Barbier von Sevilla, und drei Akte von Mozart's Figaro. Eine verkehrte Methode, Kunstwerke umzugestalten und zu beschneiden! Freilich, wo Gedanke, Einheit, Gliederung und Zusammenhang fehlt — läuft alles auf eins hinaus. — Zufällig hatte ich Rossini's Barbier noch nicht gehört. Warum sollte ich jenen nicht loben, wie könnte ich sein großes Talent jemals leugnen? Mir war's, als sähe ich diesen musikalischen Restaurateur de l'Europe, wie er, an seinem reichgefüllten Kessel sitzend, unermüdet mit großem Löffel seine neugeprägten Silberlinge hoch emporschleudert. Sie bewegen sich spielend und glänzend in der Sonne, fallen dann den staunend umherstehenden Sängern in das aufgesperrte Maul, werden von diesen eiligst in unzählige noch weit kleinere Centimen zerdrückt, zerkaut und zerbissen, fliegen nun glatt und gepräglos aus jenen Maulfontainen nochmals in die Höhe und kommen endlich, fast in ein Nichts aufgelöset, als Staub in die Augen und Ohren der klatschenden und niesenden Zuhörer und Zuschauer. Mir ward denn doch ganz

wohl zu Muthe, als ich aus diesem bunten blauen Dunst, aus diesen regellos umherfliegenden Schwärmern der Willkür, in die gesetzmäßigen Bahnen eintrat, auf welchen Mozart wie ein seliger Geist durch den weiten Himmel siegreich einherzieht. Maaß, Ordnung, Schönheit, Mannigfaltigkeit reichen sich die Hand, und während Rossini das zweideutige Stück noch zu überpfeffern und durch Karikatur pikant zu machen sucht, hat es Mozart aus der Gemeinheit in eine edlere Region hinaufgehoben, wo Heiterkeit und der leichte Scherz unerschöpflicher Melodien, nicht den geringhaltigern Boden erblicken läßt, über welchen man sorglos dahinschifft.

Obgleich Mozart etwas in's Italienische übersetzt war, blieb er doch unverwüstlich, und obgleich Susanne der Malibran weniger zusagt als manche andere Rolle, habe ich mich doch wieder, besonders an der Arie Cherubims, welche größere Gemüthsbewegungen ausdrückt, sehr ergötzt. — Manche Scenen werden hier ganz falsch genommen, z. B. die, wo Figaro singt: non più andrai farfallon. Er stand fast still, der Page (Mad. Amigo) rührte nicht Hand noch Fuß, und Susanne machte sich etwas in allen Stubenwinkeln zu thun. — Die Heinefetter sang in beiden Stücken recht brav, und besonders war die Einfachheit des Vortrags in der einen großen Arie sehr zu loben, doch wird sie die

Mallbran, Sontag, Schechner ſchwerlich je erreichen und muß auf ihr Spiel noch viel größeren Fleiß verwenden.

Sechzehnter Brief.

Mittwoch, den 31ſten März.

Um zu zeigen, wie man bereit ſey mich mit Wohlthaten zu überſchütten, gab mir geſtern ein Bibliothekar das Verzeichniß der Briefe, die in einer einzigen hinzugekommenen Unterabtheilung der königlichen Bibliothek befindlich ſind. Ich könnte daran bis an mein Lebensende leſen, und wäre doch nicht fertig; daher werde ich ſie vor der Hand um ſo eher zur Seite liegen laſſen, als andere Quellen, z. B. geſandtſchaftliche Berichte, größere Ausbeute darbieten. Mittags war ich in einer kleinen angenehmen Geſellſchaft, bei Madame B. Nach preiswürdiger Mahlzeit ward von hinzukommenden Herren und Damen unter Hummel's Leitung mancherlei Mehrſtimmiges aus einer ſeiner Meſſen löblich vom Blatte geſungen. Nachher fantaſirte Hummel, ohne die jetzt modige, wilde, ſinnloſe Teufelswirthſchaft, mit Maaß, Anmuth und Geſchmack. Meinem Urtheil über den Ge-

ſang der Piſaroni ſtimmte Hummel ganz bei. Den meiſten hieſigen Liebhabern ſcheint aber das Aparte, Sonderbare, Effektvolle mehr zu gelten als Anmuth und Adel. Auf mich thun, wie geſagt, die edlen Töne der Malibran weit größere Wirkung, als das ungemeſſene Treiben der Piſaroni.

Donnerſtag, den 1ſten April.

— — — Nachher wurden Verſe von Lamartine vorgeleſen, und die Gräfinn war allein unzufrieden mit der Art und Weiſe, wie alle Übrigen ſie aufnahmen und kritiſirten. Vor deutſchem Richterſtuhle enthielten ſie guten Theils freilich nur oft Geſagtes über menſchliche Schickſale, Glück und Unglück, Tod und Unſterblichkeit. Den Franzoſen wurden indeß dieſe Dinge keineswegs oft und mit großartiger Kraft vorgeführt; ſie ſind keine lieus communs und ſollen es nie werden. Sonſt wären es auch Frühling, Jugend, Liebe — und es bliebe zuletzt gar keine Poeſie übrig. Darauf geht aber jene meiſt perſiflirende Kritik hinaus. Wenn alles in Sprache, Gedanken, Gefühlen ganz regelrecht, klar, verſtändlich, handgreiflich wird, verſchwindet alles Geheimnißvolle, Bezugreiche, Wunderbare, und man iſt, wenn nicht in kalter Philiſterei feßhaft, doch gewiß in das Gebiet der bloßen Proſa hineingerathen. Lamartine, von Jugendhoffnungen ſprechend, hatte z. B. ungefähr den Ausdruck

gebraucht, sie lebten dans un palais flottant. Nun ward untersucht, was das sey, ob und was man dabei denken könne, ob ein Palast nicht feste Grundlagen haben müsse, ob er zu schwimmen im Stande sey u. s. w.? Warum nicht? Ist ein Linienschiff kein schwimmender Palast? Haben die Franzosen nicht den Ausdruck chateaux en Espagne angenommen, die gar in der Luft schweben? Sind ihre ministeriellen Palais, ihre Wahl- und Communalgesetze u. s. w. nicht alles palais flottants sehr prosaischer Art? Jene negative, zersetzende, unbegeisterte Kritik zerfrißt nicht bloß französische Verse, sondern selbst Aeschylus und Dante widerständen dieser Chemie und Anatomie nicht. Das Geheimniß, wie morgen der Curs der Staatspapiere stehe, beschäftigt mehr Franzosen, als das Geheimniß ihrer eigenen Brust und des unerforschlichen Daseyns. Zahl und Maaß sind nur zu oft ihre Universalmittel: daher Zahl der Sylben, der Theater, der Thalia, der Köpfe der Wähler u. s. w.; und doch ist das Quantitative überall nur die unterste Stufe, und Geist, Leben und Individualität beginnt erst mit dem Qualitativen. Die Gräfinn fühlte ganz richtig das Unheimliche und Zerstörende jenes Verfahrens, und wenn es sich geschickt hätte, würde ich ihr mit deutschem, schwerem Geschütz zu Hülfe gezogen seyn. Sie schenkte mir ein Billet zur heutigen Einführung Lamartine's in die Akademie. Da mir diese erhabenen Institute immer in den Dunst-

kreis der Langenweile eingehüllt zu seyn scheinen, war ich willens, das Billet für ein Concertbillet zu vertauschen. Ich machte aber den Handel rückgängig sobald ich hörte, welch außerordentliche Gunst jene liebenswürdige Frau mir erwiesen hatte; denn Tausende trachten hier vergebens nach solchen Billetten, so sehr ist es Mode, sich daselbst im höchsten Glanze zu zeigen. Das heißt, alle Frauen, die auf Schönheit, Geschmack, Literatur Anspruch machen, halten es für ihr Recht und ihre Pflicht, zu hören, wie der alte und neue Akademiker ihre louanges aufeinander abschießen. Überzeugt, daß ich wenig davon hören und verstehen werde, soll mich mein Fernglas begleiten, und ich werde das Sehen dem Hören voranstellen.

Um halb zwölf Uhr in der Nacht kam ich zum Baron G., und als ich nach ein Uhr wegging, begegnete ich noch Damen, die erst anlangten. G., ein geborner Italiener, ist der beste Maler unter allen denen, welche die Franzosen ihrer Schule beizählen möchten; aber freilich stimmt seine Weise nicht mit der ihrigen. Auch weiß der geistreiche Mann alle Eitelkeiten der Franzosen nach allen Richtungen hin (z. B. gestern die akademischen Eitelkeiten) so gewandt zu berühren und zu persifliren, daß sie mitlachen müssen.

Siebzehnter Brief.

Freitag, den 2ten April.

Das war gestern ein Tag, wie man ihn nur in Paris erleben kann. Zuvörderst zu Bette gegangen nach Anbruch des neuen Tages, dann auf der Bibliothek Depeschen des Hrn. Desmarets (vielleicht eines alten Vetters) gelesen, hierauf réception de Mr. Lamartine à l'académie, Spaziergang in den Tuillerien, Essen im Palaisroyal, Abends Theater français, gegen dreiviertel auf zwölf Uhr zu Bett, und heut um sieben Uhr am Schreibtisch. So der Grundriß, oder das Thema, wozu ich aber freilich noch einen Commentar hinzufügen muß. —

Um halb drei Uhr sollte die Feierlichkeit in der Akademie beginnen, und ich glaubte (nach meiner Weise) um dreiviertel auf Eins gewiß zu früh, oder doch so früh zu kommen, daß ich alles in ungestörter Ruhe vorläufig betrachten und meinem Gedächtniß einprägen könnte. Aber siehe, die pariser Damen hatten noch mehr Zeit übrig, und noch mehr guten Willen gehabt, zu beobachten und sich betrachten zu lassen. Mit Mühe fand ich noch einen Sitzplatz, der indeß

günſtig genug lag, um zu ſehen und zu hören. Selbſt wenn man die Akademiker mitrechnet, welche Alters halber generis neutrius ſind und ſeyn müſſen, waren der Damen ſo viele, daß zwei bis drei auf einen Mann gefallen wären. Sie drängen ſich, ſagte mir ein Gelehrter, hinzu wie die Bachantinnen; dieſer Vergleich mit derlei beweglichen und viel ſich bewegenden Perſonen paßte indeß nur halb; denn ſobald ſie in dieſen Freudenſaal oder Nothſtall eingefangen waren, ſahen ſie ſich dergeſtalt eingeengt, daß keine Hand oder Fuß rühren konnte. Nur wenige der jüngſten gingen in bloßem Kopfe, alle übrigen trugen Hüte, die ſo aneinanderſchloſſen, oder ineinander verſchränkt erſchienen, daß man über ſie hätte hinweggehen können, wie über eine testudo von römiſchen Schilden. Keine beſtimmte Mode erſchien vorherrſchend im Anzuge, ſobald man die Grundregel, ſeidene Kleider und Hüte, nicht dafür hält. In Farbe, Schnitt und Verzierung dagegen erblickte ich ſehr große Mannigfaltigkeit: alſo weiße, rothe, lilane, hellblaue, gelbe, grüne Hüte; die beiden letzten Farben und dunkle Kleider jedoch in etwas geringerer Zahl. Das Gebäude oder der Hauptſaal iſt eine große, ſchöne, von oben erleuchtete Rotunde, an welche ſich vier Seitenkapellen anſchließen. In der Mitte ſteht ein kleiner Tiſch, und in Kreiſen, die ſich erweitern, laufen die Bänke ringsumher und ſchließen ſich endlich an die

der vier Seitenkapellen an. Über dieſen Seitenkapellen oder Amphitheatern finden ſich noch beſondre Tribunen. Der Präſident, die Sekretaire und die Akademiker haben ihre beſtimmten Plätze; hinter dem erſten ſteht die Büſte des Königs. Das Ganze iſt amphitheatraliſch, wie eine alte arena geordnet, und gewährte einen ſehr heitern, gefälligen und ſo glänzenden Eindruck, wie ich ihn in der Art noch nicht gehabt hatte. Auch kann ich es den Damen gar nicht verdenken, daß ſie die ſeltene Gelegenheit begierig ergreifen ſich am hellen Tage, bei günſtiger Beleuchtung, ſo wohl aufgeſtellt zu zeigen. Doch nicht die Damen, die Akademiker ſind ja für mich, Mitglied auch einer Akademie, die Hauptſache. Seit zweihundert Jahren ſaßen hier immer vierzig Leute, von denen jeder unweigerlich einen feierlichen Eid geſchworen hätte, er ſey zur Unſterblichkeit prädeſtinirt. Wenn, laut Falſtaff, Kummer und Seufzen den Menſchen aufblaſen wie einen Schlauch, wie ſollen dies die geſetzlichen vanités et louanges nicht thun! Wie kann man ſich wundern, daß dieſe vierzig Stereotyp-bubbles ſich eben für das hielten, was ihr Beruf erforderte und man ihnen amtlich und öffentlich bezeugte: für große Leute! Und doch ſind die Meiſten nur noch in den literariſchen Wörterbüchern todter Namen mit ſechs, acht Buchſtaben vorhanden; alle ihre übrige Weisheit iſt verſchwunden,

gleichwie die vergängliche Schönheit zuhörender Damen! Während Richelieu, der Stifter der Akademie, wie ein Jupiter, wenn auch nicht mit rosenfarbenem, doch mit dunkelrothem Lichte durch die Jahrhunderte schreitet, sind die Akademiker, welche ihn durch Lobreden erhalten und erleuchten wollten, Sternschuppen vergleichbar nach kurzer Freude in das Dunkel gesunken, und nirgends ist mir mehr als in diesem Tempel gelehrter Gloire die Wahrheit des Wortes in die Seele gedrungen: o vanitas vanitatum, et omnia vanitas! — Lamartine, Daru's Nachfolger in der Akademie sprach nicht, wie viele Akademiker, langweilig gelehrt, sondern wie ein Mann von Geist und Gemüth, dem das Herz voll ist und der auf solch eine Versammlung wirken will. Und wiederum, welch Zeugniß der vanitas, daß dieser Mann in Paris den Franzosen sagen darf: ihre Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts habe gar nichts, ihre Poesie sehr wenig getaugt; Tyrannei sey mit ächter Herrschaft, Anarchie mit Freiheit verwechselt, und der Lebensquell des Christenthums bald verschmäht, bald für andere Zwecke mißbraucht worden! Und bei den Stellen, die am herbesten eingriffen, klatschen Herren und Damen, wie zur Zeit Ludwigs XV beim Anhören des Gegentheils. Wären vierzig Unsterbliche jener Zeit nur auf eine Viertelstunde lebend zugegen gewesen, hätten sie wohl ein Wort von dem Allen begrif-

sen? Doch gestehen wir ein: es ist eine merkwürdige und preiswürdige Wendung der Dinge, daß die gestrige Versammlung solche Worte zu hören bekam. — Cuvier beantwortete Lamartine's Rede wie ein gewandter Rhetor, der in diesem Präsidentengeschäft lange zu Hause ist. Hierauf erschien Hr. L. in der Mitte des Saals, war von Damen enger eingefangen als Hüon im Oberon, und gab ein hachis zum Besten, was die Sachverständigen Ode nannten. Sprache und Deklamation lautete so, daß ich nicht zweifelte, er habe irgendwo einen obligaten Hammel versteckt, der ununterbrochen blöke, um ihn im rechten Tone festzuhalten. — Zu Daru's louanges hätte ein Preuße einige Zusätze liefern können, doch deutete Lamartine die Schattenseiten, wenigstens der ihn bestimmenden Verhältnisse, deutlich genug an, und charakterisirte Horaz (welchen Daru übersetzt hat) mit einer Schärfe, gegen welche sich manches einwenden ließ, ohne daß man den Tiefsinn der Auffassung leugnen konnte. Die Poesie hat andere Elemente und Geschäfte als die Theologie, und das geoffenbarte Wort des Evangeliums bedarf weder der Bearbeitung, noch der Ausschmückung: daher weiset Lamartine zwar mit Recht darauf hin, daß eine gottlose Dichtkunst ihren Tod in sich trägt; indeß füllen Bestrebungen, etwa nach der Weise Klopstock's, keineswegs den ganzen Kreis dichterischen Lebens. Wenn ich mich also oben gegen

die prosaische Kritik der Gedichte Lamartine's erklärte, so bin ich doch nicht der Meinung, religiöse Gedanken und Gefühle machten schon und allein den Dichter. Auf diesem Wege würde der Gipfel aller Poesie ein Halleluja und Hosianna seyn, was doch erst der Musiker eigentlich in das Gebiet der Kunst erhebt. Auch bliebe zuletzt wohl nur lyrische Dichtkunst übrig, die epische verlöre ihr halbes Leben und die dramatische würde ganz hingeopfert.

Aus der Akademie heraustretend, erschien mir der ruhige Fluß der Seine und das Knospen der Bäume in den Tuilerien natürlicher als Vieles, was man zur Natur des Menschen zählt.

Abends gab man im Theatre français pour la dernière répresentation d. Mrs. Armand, Edouard en Ecosse, l'ecole des Bourgeois von Dalainval und les suites d'un bal masqué. Da die Mars (welche während dieser Monate nur im Hernani spielt) ausnahmsweise im ersten und letzten Stücke auftrat, so entschloß ich mich hineinzugehen, gerieth aber in die frühern Betrachtungen über hohe Preise und lange Queues, bis ein altes Weib sich erbot, mich für einen Franken an den Kopf der langen Schlange zu bringen. Ihr Ambassadeur plénipotentiaire verließ seinen Posten, ich, über die Barriere kletternd, nahm ihn ein, hätte aber leicht emigriren und mich wieder à la queue begeben müssen, wenn meine Nachbarn

nicht zum Theil in gleichen Umtrieben begriffen oder nachsichtig gewesen wären. Ich sah und hörte von der zweiten Bank des Parterrs sehr gut. Jünger ist freilich die Mars in den letzten zwei Jahren nicht geworden, aber auch keineswegs zusammengefallen, wie ein altes Gebäude. Sie sah noch immer ungemein wohl aus, und ihre Anmuth und Gewandtheit, die Musik ihrer Stimme setzte mich wie ehemals in die heiterste Stimmung. Obgleich Mad. Menjaud deutlich und prácis spricht, kam's doch zu keiner rechten Wirkung; obgleich Mad. Leverd jetzt so dick ist, daß sie die Arme nicht am Leibe kann gerade herabhängen lassen, verschwand sie doch vor der Mars wie ein Schatten. Doch, ich will nicht unbillig seyn. Die Demersen verdiente auch heut das, schon oben über sie ausgesprochene Lob, und Mad. Desmousson spielte eine reiche Bürgersfrau, die ihre Tochter an einen Marquis verheirathen will, höchst ergötzlich. Unter den Männern verdienen am meisten Erwähnung Desmousson als Mylord Athol, Grandville als Onkel Mathieu, und Michelot als St. Albe. Was ich schon vor zwei Jahren über Armand bemerkte, müßte ich in Lob und Tadel am Schlusse seiner Laufbahn wiederholen. Ich begreife sehr wohl, wie die kleinen hiesigen Theater manchen mehr anziehen können, als die Tragödien des Theatre français; wie man aber um jener willen die bessern, trefflich gespielten Komödien

und die vollendeten Darstellungen der Mars versäumen kann, ist, wenigstens vom Standpunkte der ächten Kunst, nicht erklärbar.

Achtzehnter Brief.

Sonnabend, den 3ten April.

Durch M. B—s Verwendung hörte ich heut die Hauptprobe der Krönungsmesse von Cherubini in der königlichen Kapelle in den Tuilerien. Allerdings eine Krönungs-, Pracht- und Gallamesse, aber nicht galanter als manche von Haydn. Giebt man überhaupt diese etwas theatralische Richtung und Art der Behandlung zu, so war Vieles als brav, tüchtig und originell zu loben. Dasselbe gilt für die Ausführung hinsichtlich des Orchesters, wogegen die Weiberstimmen mir scharf, unrein und alt klangen. Das letzte hatte, wie ich beim Herausgehen bemerkte, seinen natürlichen Grund. Von dem Naturgesetze, daß alle Choristinnen nicht schön sind, machte nur eine junge Italienerinn eine bedeutende Ausnahme. Aus der Messe ging ich zu Vitet. Ich begreife ihn nicht ganz und möchte ihn schelten. Wie kann man ein so hervorragendes Talent haben und es ganz zur

Seite ſtellen, ganz etwas anderes anfangen wollen? Die Neugier oder Wißbegier jedes wahrhaft tüchtigen Menſchen greift freilich nach allen Seiten; aber in der Beſchränkung zeigt ſich erſt der Meiſter. —

— — — Wenn ich ſehe, mit wie jämmerlichen Zänkereien manche jüngere deutſche Schriftſteller ihr Leben, wo nicht ausfüllen, doch verkümmern, wie andere es für ein Glück und eine Ehre halten, als literariſche Marqueure Jahr aus Jahr ein eine Klatſchbude für das ordinärſte Leſepublikum offen zu halten; — möchte ich die jungen Franzoſen rühmen. Denn ſo elendes Zeug, wie bei uns für voll ausgeſpielt wird, dürfte hier doch keiner im Globe oder einem andern namhaften Blatte zu Tage fördern, ohne literariſch geſtäupt zu werden. Auch iſt die politiſche Richtung, in welche faſt alle, mit oder ohne Talent und Einſicht, hineingerathen, nicht ohne Würde und Wichtigkeit. Ein Kampf gegen das Miniſterium Polignac iſt doch etwas Anderes, als ein Kampf gegen Saphir. Wiederum erſcheint mir das immerwährende politiſche Schwatzen, das ewige Wiederholen deſſelben Themas als eine Krankheit. Wie ſonſt ein theologiſches, muß jetzt jeder täglich ſein politiſches Glaubensbekenntniß herſagen, und wie ehemals Confeſſionen jener, gelten jetzt Confeſſionen dieſer Art für ein untrügliches Zeichen aller Weisheit und aller Thorheit, aller Tugend und aller Schuld. Mag einer

ſprechen vom Nordpol oder Südpol, von der Ceder oder vom Yſop, von der Analyſis des Unendlichen oder von Accouchement, bevor er nicht ſeine politiſche Erkennungskarte vorgezeigt hat, wird über ihn nicht geurtheilt, und von dieſer hängt es ab, ob man ihn ſelig ſpricht oder verdammt. — Unparteilichkeit, nennen theologiſche Eiferer gemüthloſe Indifferenz; politiſche Eiferer ſchelten ſie Achſelträgerei. Es giebt allerdings eine Indifferenz, welche die Religion, eine Achſelträgerei, welche den Patriotismus ertödtet; es iſt aber dumm und unrecht zugleich, die Kraft und Lebendigkeit eines fieberhaften Zuſtandes über die Geſundheit hinaufzuſetzen und jenen religiöſer, patriotiſcher, poetiſcher u. ſ. w. zu finden. Die Unparteilichkeit, welche Recht und Unrecht auf beiden Seiten menſchlicher Weiſe zu erkennen ſucht und ſich rückſichtslos darüber ausſpricht, möchte hier kaum bezweckt, viel weniger gefunden werden; alles ſoll eine beſtimmte Farbe tragen, ſonſt gilt es nichts. Eben ſo wie unſere theologiſchen Puritaner ihre Reinheit darin ſuchen und ſetzen, die Gemeinen immer mehr zu verkleinern und immer mehr Chriſten aus dem Tempel hinauszuweiſen; ſpielen die politiſchen Puritaner auch à la baisse, und nach den Anſichten der royalistes tout purs iſt, mit Ausnahme weniger hundert Menſchen, ganz Frankreich ſchmutzig und ungewaſchen. In einem Sinne gewiß wahr, denn wer

iſt vor dem höchſten Standpunkte ganz rein und ſündenfrei? aber ſehr unwahr, ſofern die Splitterrichter den eigenen Balken nicht ſehen oder nicht ſehen wollen.

Der Verſuch zwiſchen den Parteien hindurch zu laviren, hat ſehr große Schwierigkeiten; das wird auch Lamartine mit ſeiner Rede erfahren. So kann der Satz: „die herrſchenden Dynaſtien wären das Ebenbild des Volkslebens, und wenn jene veralteten, gingen auch die Nationen zu Grunde," den Franzoſen unmöglich gefallen, welche die Bourboniden für abgelebt und verbraucht, ſich aber für jung und friſch halten. — Allerdings ſtehen Herrſcher und Völker in einem Wechſelverhältniß, ſo daß z. B. die Hohenſtaufen in China nicht zu denken ſind; aber jener Satz iſt in ſolcher Ausdehnung ungeſchichtlich und unwahr. Ein friſches, kräftiges Herrſcherhaus hat wohl ein ſinkendes Volk wieder gehoben, und ein tüchtiges Volk hat ſich, nach Scheidung von einer unbrauchbaren Königsfamilie, mit einer anderen zu neuem Leben verehlicht. So abſtrakte Sätze ſagen zuletzt nichts; das Leben und die Geſchichte iſt viel reicher und mannichfaltiger. —

Neunzehnter Brief.

Paris, den 4ten April 1830.

— — Gestern erschien es mir doch zu theuer, zehn Franken für ein Parterrebillet zu Rossini's Tankred zu bezahlen, um Mad. Malibran singen zu hören, auch mochte ich die Soirée beim Grafen St. A. nicht versäumen. Ich finde dies Haus so häuslich und habe gestern nach einander mit Vater, Mutter und Töchtern dies und das ohne Anstrengung und Ziererei bequem besprochen. Nichts thut in der Fremde wohler, als wenn man sich einmal nicht fremd fühlt. Hr. Professor G., der, um Deutsche und Deutschland kennen zu lernen, nach Berlin reiset, sey Dir und den Freunden empfohlen. Ich weiß, wie angenehm es ist, wenn man durch Empfehlungen in anziehende Gesellschaften kommt. Es ist selten, daß ein Franzose Deutschland für voll und es für der Mühe werth hält, Literatur, Kunst, politische Einrichtungen u. s. w. zu studiren; nun muß man aber einem solchen auch freundlich beistehen, daß er mehr als die bloßen Häuser zu sehen bekömmt.

Gestern ward bei St. A. erwähnt, daß mehrere Leute behaupteten: Lamartine habe Daru nicht genug gelobt. Ich widersprach: denn die Schattenseite, daß er als ein Knecht des Weltstürmers seine Geißel

über die unglücklichen Völker mitgeschwungen und nirgends Herz und Gemüth gezeigt, nirgends erleichtert, Zutrauen gewonnen, Leiden gemildert hat, sollte auch erwähnt, ja es darf hervorgehoben und behauptet werden: diese Klasse herber Gehülfen, die ihre höchste Würdigkeit darin setzten daß sie nicht selbst stahlen, sonst aber zu allen Tyranneien willig die Hand boten, diese haben die unendlichen Leiden jener alles auflösenden Jahre großentheils herbeigeführt. Louanges der Akademie sind noch keine Weltgerichte, und ein Mann, wie Lamartine, mußte den faulen Fleck jener Größe zu lebhaft fühlen, als daß er dies Gefühl ganz hätte unterdrücken können oder unterdrücken sollen. Die Napoleonische Eroberungssucht hat der französischen Eitelkeit nur zu sehr zugesagt: sie ließen sich gern in diese Bahn werfen, ohne zu bemerken oder zu rügen, wie dabei nicht bloß die Entwickelung anderer Völker gehemmt und deren Freiheit gestört ward; sondern wie sie selbst alles dessen verlustig gingen, was sie durch die Revolution bezweckt, wenn auch noch nicht erreicht hatten. Gar gern würden manche Franzosen noch einmal ihre Nachbarn überziehen, und das mittlere Europa muß, obgleich aus verschiedenen Gründen, seine Augen unverwandt nach Osten und nach Westen richten; doch ist das völlig Unconstitutionelle der Alleinherrschaft Napoleons allen Verständigen jetzt so einleuchtend, daß ähnliche

Verſuche unpopulär bleiben würden. Vor einigen Jahren war Frankreich faſt ganz beruhigt, die Ernennung des Miniſteriums Polignac hat alles wieder aufgereizt, und die Macht der Wenigen, welche man die Congregation nennt, iſt ſo groß als unheilbringend. Zu dem Steigen dieſer Macht haben die Liberalen durch den Sturz des Richelieuſchen und Martignacſchen Miniſteriums ſelbſt beigetragen, und ihre ſtete Oppoſition, das immerwährende Verneinen entſteht faſt nothwendig dadurch, daß die Regierung ſich die alleinige Initiative vorbehalten hat und keiner als ein bloßer Jaherr erſcheinen will. So geht aus dem, wodurch die Regierung ſich ſtärken wollte, der unbequeme Kampf großentheils hervor. Die Liberalen appelliren jetzt an die Wahlen, ganz der Verfaſſung gemäß; wie, wenn aber das jetzige Wahlgeſetz, welches nur die Thaler zählt, eben ſo wenig die wahre Bürgſchaft ächter Freiheit brächte, als die Wahlgeſetze, welche vor dreißig Jahren nur die Köpfe zählten? Dann müßten ſich die Liberalen gegen das Wahlgeſetz erklären; ſehr natürlich, ja verſtändig, obgleich man es als revolutionär bezeichnen würde. Zu einem für die Miniſter günſtigen Reſultate der Wahlen ſollen die Verſetzungen und Abſetzungen vieler Präfekten dienen, welche man in dieſen Tagen auf bloße Vermuthungen und Möglichkeiten hin mit furchtſamem Muthe ausgeſprochen hat. Was ſoll bei ſo willkür-

lichem, dummen Verfahren aus der Verwaltung werden? Iſt der Präfekt ein Knecht, wird er es überall ſeyn; iſt er es nicht, kann ihn eine Verſetzung keineswegs dazu machen. Durch den Moniteur erfahren dieſe Leute, daß man ſie willkürlich und tyranniſch aus allen Verhältniſſen herauswirft, und die, welche nicht ganz abgeſetzt ſind, werden in Landſchaften geſchickt deren Verhältniſſe und Einwohner ſie nicht kennen — hauptſächlich damit ſie (ich weiß nicht wie und wodurch) die ihnen fremden Wähler lenken und beherrſchen ſollen! Um einen Wahlakt ad libitum zu vollbringen, wird die ganze Verwaltung auf den Kopf geſtellt, in Verachtung gebracht, und der Zweck dennoch nicht erreicht.

Vielleicht ging die Deputirtenkammer zu weit in der Art, wie ſie ſich gegen das unthätige Miniſterium erklärte; aber ſie war herausgefordert, und die Unfähigkeit mündlich irgend einzuwirken, kam gar zu kläglich an den Tag. Dieſes rhetoriſche Ungeſchick wäre unbedeutender erſchienen, hätten die Miniſter ſtatt die Kammern zu prorogiren, wahrhaft heilſame und populäre Geſetzentwürfe vorgelegt und dadurch ihre Gegner gewonnen oder in erhebliche Verlegenheit gebracht. Der kühne Plan, bis zum September ohne Kammer zu leben und ſich im December etwa $\frac{1}{12}$ vorſchußweiſe für 1831 bewilligen zu laſſen, iſt aufgegeben, gleich dem ein neues Wahlgeſetz aus königlicher

Machtvollkommenheit zu erlaſſen. Hierauf folgte der Coterienſtreit für Polignac oder für Villèle; unnütz, ſofern die bis jetzt ſtärkere Gegenpartei keinen von beiden will und die Rückkehr zu dem, amtlich als déplorable bezeichneten Miniſterium, unmöglich für ein gründliches Heilmittel gelten kann. Endlich ſollte der Feldzug gegen Algier die Stimmen Frankreichs und Europa's gewinnen. Er iſt aber hier nur populär bei jungen Offizieren, welche auf Beförderung warten; unpopulär, ſofern der Dey dies Mal keineswegs ſo ganz Unrecht hat (wie Laborde's Schrift erweiſet), und man die Ausgabe ſcheut, den Erfolg unſicher nennt, ja die Folgen eines glücklichen Reſultats faſt noch mehr fürchtet, als die eines unglücklichen. Nach einſtimmigen Nachrichten hat der Dey einen großen Schatz, welchen er aus vielen Gründen nicht fortſchaffen kann. Nun rechnet das Miniſterium mit größter Beſtimmtheit darauf: der Dey werde die Koſten des ganzen Feldzugs dergeſtalt bezahlen, daß vor den Kammern davon gar nicht die Rede zu ſeyn brauche. Dieſe Rechnung könnte aber leicht täuſchen, und es iſt für die innere Freiheit ohne Zweifel höchſt gefährlich, wenn derlei recettes extérieures die Kriege bezahlen, den Regenten von allen Bewilligungen unabhängig und jede Rechenſchaft angeblich überflüſſig machen. Übrigens erheben England und Oeſtreich, ſeitdem es mit dem Zuge gegen ihre

Erwartung Ernſt wird, gar viele Schwierigkeiten, und er wäre noch vor wenigen Tagen vielleicht ganz aufgehoben worden, wenn nicht das Daſeyn des Miniſteriums davon abhängig erſchiene. Überdies (ſo erzählt man laut genug) hatte Bourmont ſchon die Lieferungscontrakte abgeſchloſſen und dabei vier Millionen erhalten, wovon er drei dem Kardinal und der Congregation abgiebt. Ja, die Fertigung der Rüſtwagen und vieler anderen Dinge iſt dem hieſigen Hofſattler und Conſorten in Entrepriſe überlaſſen worden!! Mögen nun dieſe Dummheiten und Nichtsnutzigkeiten wahr oder erfunden ſeyn, ſo viel ſteht feſt, daß, wenn die Sache mißglückt, das Miniſterium auf eine Weiſe zuſammenſtürzt, die für daſſelbe perſönlich gefährlich werden dürfte: im ungekehrten Fall könnte der Kampf noch länger dauern, wenn größere Talente ſich demſelben zugeſellten. Zuletzt aber wird (es iſt wahrſcheinlich, und man muß es hoffen) die Contrerevolution, ſo wie ſie die Glieder der Congregation wollen, nicht gelingen, und Frankreich nach ſo langen Irr- und Nebenwegen gemäßigt und regelmäßig vorwärts ſchreiten. Für eine allgemeine, gefährliche Revolution ſind keine Gründe vorhanden; niemand will, jeder fürchtet ſie. Fremde Einmiſchung könnte indeß ſchlafende Leidenſchaften erwecken und einigen; darum möge man vorſichtig ſeyn und davon bleiben.

Zwanzigſter Brief.

Paris, den 6ten April.

— — — Die Partei, welche das alte nichtsnutzige régime (wie zur Zeit Ludwigs XV) herſtellen und auch alle heilſamen Folgen der Revolution wegwerfen möchte, iſt der Zahl nach ſo klein und dem Geiſte nach ſo ſchwach, daß ſie nichts Weſentliches ausrichten kann. Gefährlicher iſt die ultrakatholiſche Partei durch ihren innern Zuſammenhang, ihre ſtete Beziehung auf das (freilich mißverſtandene und ſchlecht angewandte) Chriſtenthum, die Einigkeit und Feſtigkeit ihrer Herrſcherplane, die Wirkung auf das Volk u. ſ. w. In letzter Beziehung hindert ſie die Vertheilung der Bibeln, die, beim Mangel an Lehrern, ſo nützlichen Schulen des wechſelſeitigen Unterrichts, — und lebt weſentlich der Überzeugung: der Ungebildete ſey der gehorſamſte und beſte Unterthan. Bildung und Anarchie, Philoſophie und Atheismus gilt ihnen gleich, oder ſie ſuchen dieſe Gegenſätze als gleichbedeutend darzuſtellen. Kindern, welche jene Schulen beſucht haben, verweigert der Prieſter die Confirmation; ächtes Chriſtenthum (ſo heißt es) erfordere eine ſolche Prieſterherrſchaft. Andererſeits ſind Manche nicht unnatürlich noch im entgegengeſetzten Extreme

ſeßhaft, und verwerfen Geiſtliche und Kirche ganz unbedingt; beide Auswüchſe rufen ſich gegenſeitig immer wieder ins Leben.

Sieht man im Bulletin des lois, wie ſeit ſechzehn Jahren faſt gar keine wahrhaft förderlichen Geſetze gegeben ſind, Frankreich aber doch, wenigſtens an Reichthum und Wohlſtand fortgeſchritten iſt, ſo möchte man die Geſetzgeberei überhaupt nur für Nebenſache halten. Andererſeits aber mangeln ſo große Grundeinrichtungen, daß der Wahlſpruch des jetzigen Miniſteriums: „keine Zugeſtändniſſe!“ wahrhaft einfältig erſcheint. Die ganze Geſchichte beſteht ja aus Zugeſtändniſſen und Reaktionen; wer beide verwirft, ſpricht vom jüngſten Tage. Auch ſind viele Zugeſtändniſſe eben ſo zum Vortheile des Königs, wie des Volks, und das unbedingte Entgegenſetzen beider eine Krankheit oder Dummheit, oder beides zugleich. Die Franzoſen ſehen ein, daß ſie eines Königs bedürfen, aber dieſe kalte Überzeugung reicht nicht aus, nach ſo langem herben Scheidungsproceſſe eine glückliche Ehe mit den Bourboniden zu begründen. Viele meinen: eine zweite Scheidung, wie 1688 in England, habe keine großen Schwierigkeiten, ja ſie ſey nothwendig, ſobald der eine Theil die Ehepakten übertrete und auflöſe. Die Zahl der ſogenannten royalistes purs (Gegner der Charte und aller conſtitutionellen Einrichtungen) nimmt täglich ab, und ein coup d'état

in diesem Sinne versucht, würde auf jeden Fall ganz und gar mißlingen. Es kommt also nur darauf an, wie ein Ministerium sich innerhalb der constitutionellen Kreise bewegen will oder zu bewegen versteht. Dem jetzigen kann man in beider Beziehung nicht viel Gutes nachsagen; Polignac ist, abgesehen von seinen geringen Fähigkeiten, als Gegner der Charte verhaßt, und Bourmont wird nicht populär, brächte er auch den Dey von Algier in einem Gitterkasten für die Menagerie mit. In den Ansichten der Liberalen ist gewiß manches einseitig und anderes verwirrt; für die Personen des jetzigen Ministeriums habe ich aber bis jetzt auch noch gar keine Stimme gehört, und die rechte Seite spricht sich bloß in den Formen verschieden, sonst aber eben so aus, wie die linke. Denn die Minorität verlangte ja nur eine höflichere Fassung der Adresse, etwa nach Weise der Pairskammer, welche den König und die Minister an die Verfassung wies, und den übereilt anklagenden Artikel der königlichen Rede keineswegs einräumte oder die Minister lobte.

Einundzwanzigſter Brief.

An Auguſte Er—r.

Paris, den 6ten April.

Ihr lieber Brief, meine theure Freundinn, hat mir um ſo mehr Freude gemacht, da ich lange nichts von Berlin gehört hatte und Sie ihn ſchrieben, bevor meine an Sie gerichteten Zeilen in Ihre Hände kamen. Möchte die Geſundheit Aller hergeſtellt und befeſtigt ſeyn und Ihr Reiſeplan nicht nach dem kalten Norden, ſondern nach dem Rhein oder gar bis hieher gerichtet werden. Ihre Händel mit der Direktion haben ganz den Gang genommen, den ein wohleingerichtetes Stück nehmen ſoll: Verwickelung, Verfolgung, unerwartete Wendungen, Kataſtrophen, Genugthuung, Lob und neue Verheirathung mit der moraliſchen Perſon, welche durch den Gr... R..... dargeſtellt wird Des K—s Beifall über die Königinn Sibylle konnte nicht ausbleiben. — — —

Ich hätte eher manches andere Stück Shakſpeare's als den Cäſar auf die Bühne gebracht: das gewöhnliche Publikum findet, mit deſſen Tode ſey eigentlich alles aus, und die weitere politiſche

Entwickelung und sittliche Nemesis erscheint Vielen überflüssig. Aber nun gar die Umarbeitung, welche für einen veredelten und verbesserten Shakspeare gelten soll! — — — Robert's Bearbeitung von Henry III kenne ich zwar nicht, möchte sie aber ein nicht bloß überflüssiges, sondern auch ein schädliches Werk nennen. Hat denn ein so talentvoller und geistreicher deutscher Dichter, wie er, nichts Besseres zu thun, als ein solches Machwerk seinen Landsleuten mundrecht zu machen, und sind denn die Paar Momente, welche durch Ihr Spiel allerdings Wirkung machen können, Ersatz für die Haltungslosigkeit des Ganzen und das Widerwärtige des Einzelnen? Daß dergleichen Dinge in dem hiesigen Kampfe der ästhetischen Parteien eine Bedeutung erhalten, ist natürlich; unmöglich aber kann man sie uns als ächte Romantik auftischen wollen. Wäre es ein Wunder, wenn Raupach sich den Schneider- und Streckanstalten französischer Schauspiele gegenüber, für einen ganz andern maître tailleur und für ein Wunder hielte? In einer Scene von Kaiser Heinrich den VI. ist mehr Poesie als in dem ganzen Henry, Robert mag daran pressen und keltern, stopfen und flicken, so viel er will. —

Das italienische Theater ist geschlossen, die treffliche Malibran geht nach London und die Deutschen ziehen ein, unter denen Haitzinger und die

Bayerische Staatsbibliothek

Devrient wohl die einzigen erheblichen Talente seyn dürften. —

Vorgestern, den 4ten April, erhielt ich durch Hr. v. B. ein Billet (für Geld sind keine zu haben) zum Concert im Conservatorium. Eine Symphonie von Beethoven in b, und die Ouvertüre zum Freischützen wurden mit der Vollkommenheit gegeben, die ich schon in einem früheren Briefe laut gerühmt habe. Solos auf der Geige und Clarinette verschwanden dagegen, und zwei Opernscenen (eine ernste von Cherubini, eine komische von Catel) waren, aus dem Zusammenhange gerissen, unverständlich und ohne erhebliche Wirkung. Alles französische Singen, besonders im Chore, ist nicht viel werth; die Singakademie überragt weit, weit alle pariser Chöre und die Solosänger von Verdienst sind meist Deutsche und Italiener. Aber jene Instrumentalmusik dürfte die geübteste, zusammentreffendste und gewaltigste in Europa seyn. Wir könnten dasselbe, oder noch mehr leisten; aber statt 20 — 30 Proben einer Symphonie hält man in Berlin zwei, drei. Die Ouvertüre zum Freischützen mußte, so laut und anhaltend war der Beifall und das Rufen, zwei Mal gespielt werden, was mich im Andenken an Weber sehr rührte. Hätte er doch dies und Ähnliches erlebt: denn er sehnte sich nach Beifall, nicht aus gemeiner Eitelkeit, die auch mit Schlechtem wirken will, sonderm aus ernstem Streben, Vollkomme-

nes zu liefern und der Mit- und Nachwelt würdig zu seyn. Überhaupt war es für mich Deutschen ein freudiges Gefühl, daß deutsche Tonkünstler alle anderen hier überflügeln, und ein Franzose neben mir sagte eifrig seinem Nachbar: „nur die Deutschen können so etwas leisten, die sich isoliren, in sich versenken, ganz der Kunst leben; wir gehen in Zerstreuungen und Rücksichten zu Grunde, und arbeiten bloß für eine Soirée, wenn es hoch kömmt, für eine Saison." — Wie in der Poesie, scheinen die Franzosen auch in der Tonkunst, nach Abstreifen unnatürlicher Fesseln, an dem den meisten Gefallen zu finden, was am weitesten von Gesetz und Regel abliegt; und wo mir z. B. Beethoven's Arbeiten in das Willkürliche, Gesetzlose oder Gesuchte überzugehn schienen, ward die beifällige Überraschung am deutlichsten ausgesprochen.

Den 7ten April.

Gestern Abend ging ich in das théâtre des nouveautés und sah Jovial en prison von Theaulon und Gabriel, le mari aux neuf femmes von Leon und Casimir, und Henry V et ses compagnons von Romieu und Alphonse, lauter Vaudevilles, die schlecht gesungen und, mit Ausnahme eines Hr. Philippe, nur sehr mittelmäßig gespielt wurden. Das erste ist ein gewöhnlicher Tagespilz; der Reiz des zweiten scheint lediglich darin zu liegen, daß neun Mädchen

in verſchiedenen Landestrachten auftreten. Sie waren aber, trotz dieſes Verſchönerungsmittels, nicht ſehr ſchön. Im dritten Stück iſt Shakspeare à la française eingekocht und, als crouton à la sauce piquante, eine nichts weniger als pikante Liebesgeſchichte zwiſchengeſchoben. Der erſte Akt beginnt mit einer Prügel- und ſchließt mit einer Saufſcene in der Schenke. Zur letzten wird natürlich gevaudevillt, und zwar (nicht als Parodie, ſondern in aller Unſchuld und Albernheit) — nach dem erſten Elfenchore aus dem Oberon! So wird dies ätheriſche, duftige, heiter glänzende, leicht hinſchwebende Chor recht eigentlich in irdiſchen Schmutz hinabgezogen und abgebrüllt. Schwerlich ſehe ich während meines Aufenthalts in Paris dies Theater zum zweiten Male; lieber leſe ich alte Handſchriften, ſo lange es die Augen ertragen. Grüßen Sie Mann und Kinder von Herzen, was ich Ihnen ſchreibe, iſt ja an ihn mitgerichtet. Ich kann überhaupt nicht jedem beſonders ſchreiben; wer mir antwortet, iſt mir aber der liebſte Leſer. —

Zweiundzwanzigster Brief.

An Hr. Prof. v. H—n.

Paris, den 8ten April.

Unter allen berliner Freunden und Freundinnen hat allein die Cr. auf preiswürdige und dankenswerthe Weise aus eigenem Antriebe an mich geschrieben; all' ihr andern wartet mit Unrecht auf besondere Briefe, und sollet doch bedenken, daß ihr die an meine Frau gerichteten mit zu beantworten habt, da ihr sie leset. Also bessert euch! — Wie gut es mir hinsichtlich der Handschriften auf der Bibliothek geht, habe ich schon geschrieben; auch für die Osterwoche erhielt ich eine hinreichende Dosis nach Hause. Sonderbarerweise habe ich noch nichts Erhebliches über die französische Geschichte gelesen, an welche ich doch bei der ganzen Reise vorzugsweise dachte; theils aber wollte ich anfangs dadurch nicht Bedenken erregen oder in die Kreise eines Andern eingreifen; theils ward ich sogleich von zwei andern Seiten fest gehalten. Erstens durch die genaue Analyse aller der in Besançon befindlichen Papiere Granvella's. Zweitens durch eine Reihe von Berichten, welche die französischen Gesandten über England erstatteten. Die ältesten sprechen

von den letzten Jahren der Elisabeth, die jüngsten über die letzten Jahre Cromwell's. Obgleich sie keineswegs sich aneinander schließen, sondern große Lükken lassen, giebt das, was ich bereits excerpirte, eine lange und interessante Abhandlung. — — —

Abends war ich bei G. Berliner Wirthe und Wirthinnen stürben vor Angst, wenn sie in einer so ungemein kleinen Stube so viel Leute aufnehmen und ihnen gar nichts vorsetzen sollten. Ja es sind nicht einmal so viel Stühle als Menschen da, und ein Theil muß nach anständiger, höflicher Reihefolge stehen. Andererseits ist es sehr erfreulich, sofern das Geistige die Menschen hier vorzugsweise zusammenführt und zusammenhält. Unter andern sah ich gestern daselbst Augustin Perier, Lafayette, Benj. Constant und andere merkwürdige Männer. Auch Lerminier der Jurist und Vitet waren da. Mit B. C. gerieth ich in ein längeres Gespräch über sein religiöses Werk, deutsche Literatur u. s. w. Er giebt zu, daß das Wahlgesetz, welches bloß auf Geld Rücksicht nimmt, keine sichere Bürgschaft für die Art der Wahlen giebt, doch sey es einmal da und der Reichthum (besonders der Gewerbetreibenden) wesentlich liberal gesinnt. Die meisten Wähler verdienten das Lob wohlgesinnter, patriotischer Leute, keineswegs aber könne man von ihnen gleichmäßig Einsichten und Kenntnisse allerlei Art fordern. Da indeß die Wahlen von ihnen abhingen,

würde vieles, was ihren Ansichten widerspreche (z. B. über freien Handel), schon deshalb in vielen Jahren noch nicht durchgehen. So hat z. B. Dudon in Nantes, hauptsächlich als ein alter Vertheidiger des Sklavenhandels, obgesiegt. Wollte man jetzt die Wahlformen mehr qualitativ festsetzen, und z. B. einige Wahlen der Universität, den Städten u. s. w. etwa nach baierscher Art zuweisen: so würde das Ministerium schlechthin das Übergewicht bekommen, da alle jene Institute, Genossenschaften ꝛc. ganz von ihm abhängen. — So wäre also der Reichthum das einzige Selbstständige und Unabhängige in Frankreich. Gut, aber keineswegs allzugut: denn die Freiheit der Bürger, Beamten, Geistlichen u. s. w. u. s. w. ist doch mannichfaltiger, einwirkender, vorwärtstreibender, als die der bloß reichen Leute. —

Niemand zweifelt mehr an der Auflösung der Deputirtenkammer, und der König glaubt, er werde sein Ministerium ungestört so lange behalten können, als es ihm gut dünkt. Er hält sich für berufen, die Regierungsweise Ludwigs XIV herzustellen, die nie etwas taugte und jetzt völlig außer der Zeit liegt. Selbst Ludwig XIV oder Richelieu vermöchten das nicht, und sollten es nicht vermögen. Zu einer großen, allgemeinen Revolution ist weder Grund noch Stoff, noch Lust vorhanden; Leute, wie Polignac und Bourmont, erregen durch ihre Kraft keinen Sturm, der

ganz Europa überbrauſete. Nur miſche ſich keiner voreilig in das franzöſiſche Treiben, ſondern jeder fege vor ſeiner Thür.

Dreiundzwanzigſter Brief.

An H. v. R.

Paris, den 9ten April.

Deine Einſegnung iſt ein wichtiger Punkt des Lebens, du wirſt dadurch in einem der wichtigſten Punkte für großjährig erklärt, und haſt dabei, als Schüler Schleiermacher's, mehr Glück als ich. Mein Lehrer, der Hofprediger K., war ein ſehr braver und würdiger Mann, verſtand aber nicht, Zweifel, Bedenken und Einreden junger Leute zu begreifen und zu widerlegen, nicht durch Kraft der Gedanken ſie zu beherrſchen, oder durch Tiefe des Gefühls zu begeiſtern. Daher haben mir erſt Umwege und vielfache Studien das Verſtändniß des Chriſtlichen eröffnet. Freilich ſteht Manches dann auch deſto ſicherer und nicht bloß als ein Angelerntes da, man wird zugleich duldſamer, unbefangener und fähig verſchiedene Anſichten zu begreifen und zu würdigen. Auf jeden Fall wird dich das ächte Chriſtenthum gegen nichtsnutzigen Leicht-

ſinn und thörichte Kopfhängerei gleichmäßig ſchützen; du wirſt nie vergeſſen daß es entweicht, wo Demuth und Liebe ſich in Hochmuth und Verfolgungsſucht umwandeln.

Liebe A —! Für deinen kurzen Brief will ich dir einen längern ſchreiben. — Ich ging geſtern von der rue Vivienne, wo ich wohne, zum Palaisroyal. Dies bildet ein großes längliches Viereck, rings mit Bogengängen eingefaßt. Zwiſchen jedem Bogen iſt ein Kaufmannsladen, auf's ſchönſte eingerichtet und geſchmückt. Du kannſt hier alles bekommen und kaufen, was du nur irgend willſt, vorausgeſetzt, daß du ſehr viel Geld haſt. Fehlt dies, ſo verfahren viele Leute genau, ſo wie ich: ſie ſehen alle Sachen an, haben darüber ihre Freude und gehen, wenn ſie höflichſt zum Kaufen aufgemuntert und die Sachen ihnen angeprieſen werden, ſachte weiter, ohne ein Wort zu ſagen. Doch ſteht auch jedem frei, höflich zu antworten und zu ſprechen: man werde ein andermal wiederkommen. Durch den Platz des Palaisroyal laufen mehre zierlich beſchnittene Reihen Bäume, die Mitte füllen Grasplätze und Blumenbeete, und ein Springbrunnen mit zehn bis zwölf Strahlen bildet eine große Waſſergarbe, die ſich beſonders im Sonnen- und Mondenſcheine ſehr gut ausnimmt und dem Ganzen Heiterkeit und Leben ertheilt. — Aus dem Palaisroyal ging ich weiter durch die rue Richelieu

und den Karouſſelplatz nach den Tuilerien. Hinter dieſem Schloſſe iſt ein ſehr ſchöner Garten, der jetzt im hellſten Frühjahrsgrün prangt. Zunächſt dem Schloſſe ſtehen Bildſäulen, dann folgen regelmäßige Garten- und Waſſerplätze mit Blumen und Springbrunnen und niedrig gehaltenen Bäumen, damit man überweg ſehn könne. In größerer Entfernung vom Schloſſe ſtehen aber große Bäume, die bereits jetzt dichten Schatten geben. Am äußerſten Ende der Tuilerien liegt der Platz Ludwig's XV, einer der ſchönſten in Paris. Rechts führt die rue royale zur Kirche de la Madeleine, die zwar noch nicht fertig ausgebaut iſt, aber ſchon ein großes Säulenportal zeigt, was ſich von jenem Platze ſehr gut ausnimmt. An dem Eingange in die rue royale ſtehn rechts und links zwei ſchöne Gebäude, welche man die Garde meuble nennt, und wo ehemals wohl mehr aufbewahrt ward als jetzt. Von der entgegengeſetzten Seite des Platzes führt die Brücke Ludwig's XVI über die Seine zum Palaſt, wo ſich die Deputirten verſammeln. Auf dieſer Brücke ſtehn große Bildſäulen franzöſiſcher Feldherren und Staatsmänner. Ich will dir ihre Namen nicht herzählen, ſondern dir ein Büchelchen mitbringen, welches darüber die nöthige Auskunft giebt. Gerade den Tuilerien gegenüber liegen die Champs élisées, dann folgt der Weg bis zum Triumphbogen an dem Thore von Neuilly, endlich weitere Wege bis

nach einem Dörfchen Longchamps. An gewiſſen Tagen des Frühjahrs nun macht alle Welt zu Wagen, zu Pferde, oder zu Fuß dieſe Promenades de Longchamps, und ich habe dich einladen wollen, mich dahin zu begleiten; zwar zu Fuß, doch hoffe ich du ſollſt auf die Weiſe wie ich dich führe, nicht müde werden, obgleich wir ſchon von der rue Vivienne an ein gut Stück Weges mitſammen gemacht haben.

Paris, den 10ten April.

Ich habe angenommen, du wollteſt geſtern nicht weiter gehn, und fordere dich nun zum zweiten Male auf, mich heut bis Longchamps zu begleiten. Wir machen raſch denſelben Gang bis zum Platze Ludwig's XV, werden aber hier durch die Menge der Menſchen gezwungen, uns langſamer fortzubewegen. Du ſiehſt in der Mitte die ſehr breite Allee von Neuilly. In dieſe treten alle Wagen von der rechten Seite ein, fahren Schritt vor Schritt bis an einen fernen Punkt, wenden um, kehren dann gleichermaaßen auf der linken Seite zurück, und fahren endlich nach der Brücke Ludwig's XVI ab. Beide Seiten der Hauptallee ſind alſo mit einer ununterbrochenen Wagenreihe angefüllt; die Mitte iſt den Reitern zugewieſen, und reitende Gensd'armen halten auf die vorgeſchriebene Ordnung. Zu jeder Seite jenes Hauptweges findeſt du eine breite Allee, welche beide ledig-

lich für die Fußgänger bestimmt sind. Der erste Gedanke bei dem Allem ist der: wie groß eine Stadt seyn müsse, welche so viel schaulustige Menschen aussenden könne. Begeben wir uns zunächst unter die Fußgänger, so sehen wir daß die Zahl der Männer weit die der Frauen übersteigt, und an ihren schwarzen oder dunkeln Anzügen eben nichts zu bemerken ist. Auch die Frauen und Mädchen halten die Aufmerksamkeit nicht lange fest, weil wir gewahren, daß sie selbst ihre Aufmerksamkeit nur auf die Wagen richten. Der Versuch, bis zu diesen hinanzudringen, mißlingt, weil doppelte Reihen von Stühlen zur Seite des Hauptweges gestellt und schon längst mit Herren und Damen besetzt sind, die ein Durchbrechen ihrer Verschanzung sehr übel nehmen würden. Deshalb ist's am Besten, wir kehren zum Anfange der Allee von Neuilly zurück, und gehn etwas seitwärts gegen die Brücke Ludwig's XVI hin. Hier sehen wir ungestört und ungedrängt alle Wagen langsam bei uns vorbeifahren, und erreichen hiemit den Hauptzweck unseres Spazierganges. Du bist schon einige Male ungeduldig geworden, weil dich einer bald rechts, bald ein anderer links angestoßen hat und du nicht über die Menschen hinwegsehen kannst. An der jetzt gefundenen Stelle hältst du es schon eine Zeitlang aus, und erfreust dich mit mir an dem bunten Schauspiel. Die prächtigsten Karossen, bespannt mit sehr schönen

Pferden, stolziren vorüber, bis von Zeit zu Zeit die elendeste Miethskutsche, von den jämmerlichsten Mähren gezogen, gleichsam als Parodie und komischer Anhang dazwischentritt, fast noch größere Wirkung thut und beweiset, daß gewisse Leute um jeden Preis lieber sehr schlecht nach Longchamps fahren, als auf eigenen wohlgebornen Beinen hingehn wollen. Die Hauptsache sind und bleiben aber zuletzt doch die Menschen, oder vielmehr die Damen, welche in den Wagen sitzen. Alle Schönen — und Häßlichen, welche Paris in den mittlern und höhern Ständen aufzuweisen hat, sitzen im besten Putze den sie aufzutreiben vermögen, wie zu einer Kunstausstellung oder Specialrevue, meist in großen zurückgeklappten Wagen. Geringer ist die Zahl der zugemachten und der einspännigen Kabriolets, welche man sehr bezeichnend demisortunes genannt hat. Einige Damen fahren, zur Erhöhung der Aufmerksamkeit, selbst, und rufen ununterbrochen ihr gare, selbst wo es nicht nöthig erscheint. Von Gefahr ist auch bei dem regelmäßigen und langsamen Bewegen der Wagen nicht die Rede; erst als der heitere Himmel sich bezog, setzten sich Alle, Regen fürchtend, in eiligern Schritt, und nach einem starken Gewitter folgen gewiß wieder kältere Tage, sowie sie der ungewöhnlich raschen Erwärmung der Luft vorhergingen. — — —

An —

Du schreibst: S— habe gesagt, der König von Frankreich werde nun wohl die Notabeln berufen. Ich weiß nicht, ob und was er dabei dachte. Soll es heißen: er werde Charte und Verfassung (wie diese Ultras wünschen) ganz umstoßen, so wäre dieser Staatsstreich gewiß nur ein dummer Streich. Soll man dabei an Karl I denken, so mißglückte dessen Versuch, mit den Lords allein zu regieren. — Oder will S— die Revolution da capo beginnen? Wenn nun aber die willkürlich zusammengesetzte Versammlung der Notabeln schon 1788 nothwendig zu einem Reichstage führte; wie kann man jetzt darin etwas Dauerndes oder Sicherndes sehen, und, alle Resultate vernichtend, zum Anfange zurückkehren wollen? Und sind denn nicht die Notabeln in der Pairskammer seßhaft, und theilen denn nicht die Pairs, in ihrer entschiedenen Majorität, die wesentlichen Ansichten der Deputirten? Genug, jene Äußerung scheint mir von der Art zu seyn, wie gewisse Leute sie wohl hinwerfen, damit maulaufsperrende Jünger sie gläubig auffangen. In Wahrheit aber ist's dummes Zeug, was dem Orakelgeber in den Hals zurückgeworfen werden müßte, damit er, wie der Drache zu Babel, endlich platze.

Wie wenig Karl X die wahre Lage der Dinge erfährt, ergäbe sich, wenn er wirklich gesagt hat: er habe Mitleiden mit den armen Deputirten der linken Seite, weil man sie in den Provinzen sehr hart empfangen werde. — Polignac wird spottweise Africanus genannt. Man hofft durch den Zug wider Algier das Heer zu gewinnen. Gelänge dies bis zur Gründung einer bloß militairischen Monarchie, es wäre das größte Unglück. Was aber jetzt allgemein verdammt wird, und Napoleon nicht einmal zu Stande brachte, geht weit über die Kräfte Bourmont's hinaus. Das Heer wird, trotz aller Begünstigungen, bei derselben Rede bleiben und sagen wie Just in Minna von Barnhelm: Hr. Wirth, er ist doch ein — — —

Vierundzwanzigster Brief.

An Frau v. B—

Paris, den 10ten April.

Ob ich gleich seit langer Zeit keinen Brief unmittelbar an Sie, meine theure Freundinn, gerichtet habe, dachte ich Ihrer und der Ihrigen doch sehr oft, und unter den pariser Zerstreuungen gerade am

häufigsten, weil man gern mit alten, treuen Freunden alles Neue und Merkwürdige bespräche und sich mittheilte. Daß ich, trotz meiner amtlichen Arbeiten, Theater und Gesellschaften, für das Briefschreiben Zeit zu gewinnen und allerhand Betrachtungen und Erinnerungen niederzulegen suche, haben Sie wohl von berliner Freunden gehört; oder Sie lesen auch wohl einmal die bei meiner Frau gesammelten Berichte selbst durch. Sie würden daraus sehen, daß die Leiden der Reise bis Frankfurt dauerten und auch noch zwischen Brüssel und Paris einiges Mißgeschick statt fand; mit meinem hiesigen Aufenthalte habe ich dagegen alle Ursach zufrieden zu seyn. Selbst wenn ich gar keine literarischen Arbeiten vornähme, würde ich behaupten: die Reise sey nützlich, lehrreich, und diese Zeit für meine Ausbildung und den innern Reichthum meines Lebens sehr wohl angewandt. Was ich literarisch suche und finde, ist (leider, oder gottlob) nicht Mode: hätte ich aber von einem nichtsnutzigen römischen Kaiser, oder gar für einen assyrischen oder mesopotamischen König so viel aus einem schmutzigen codex rescriptus aufgefunden, als z. B. über die Königinn Elisabeth, über Jakob und Cromwell, ich könnte gewaltig in die Trompete stoßen und wäre ein großer Mann für die philologischen Götzenanbeter. Diese Eitelkeiten rühren und reizen mich indessen gar nicht, und so bleibe ich denn in meiner Bahn und thue so viel,

oder so wenig, als ich vermag. Übrigens zweifele ich keinen Augenblick daran, man werde, wenn einst dies oder das von meiner Ausbeute gedruckt wird, laut genug sagen: „also um dergleichen unbedeutend Zeug zu holen, hat der Mensch Urlaub genommen und königliche Unterstützung erhalten? Besser, er wäre zu Hause geblieben und hätte seine Pflichten gewissenhaft erfüllt. Im Theater und den Garküchen mag er wohl Zeit und Geld durchgebracht, um Gelehrsamkeit sich aber nicht bekümmert haben." — Allerdings theilt sich die Zeit zwischen dem Studium der Vergangenheit und der Gegenwart; bildet denn aber die letzte keine Geschichte? ist denn Paris nicht auch ein lesenswerthes Buch, und haben lebende Schriftsteller keinen Anspruch auf die Zeit ihres Kollegen? Viele Geschichtschreiber kennen weder Länder, noch Völker, noch einzelne Menschen und Menschenklassen, noch Geschäfte und Regierungsweise; und dennoch wollen sie das Alles darstellen und darüber belehren! Durch glückliche Fügungen und die Kraft meines Willens ist mir vieles von dem Genannten nicht fremd geblieben, und wenn ich (bei der Kleinheit des mir anvertrauten Pfundes) doch nur wenig zu Stande bringe, so darf ich behaupten, es wäre ohne jene mannigfaltigere Lebensbahn — gar nichts gelungen.

Fast möchte ich behaupten, Paris sey für einen Fremden lehrreicher, als für die Einheimischen selbst.

Abgesehen davon, daß täglich Gesehenes die Aufmerksamkeit nicht reizt, oder zu Betrachtungen und Vergleichungen auffordert, sind die Pariser scharf nach Ansichten und Grundsätzen getheilt, ja entgegengesetzt. Jeder hört und sieht in der Regel nur seine Partei, und die gegenüberstehende wird von vorn herein als geistlos, oder charakterlos bezeichnet und verworfen. Unbekümmert hierum spricht der Fremde Leute von jeder Farbe und Stimmung, lernt ihre starken und schwachen Seiten gleichmäßig kennen, und erkennt oft da noch Verstand und guten Willen, wo die eifrigen Gegner ihn abläugnen. Doch bleibt eine gewisse Vorsicht hiebei rathsam, um nicht zu verletzen und seinen Credit zu verderben. Sage ich z. B. einem Ultraliberalen: Hr. P., von der äußersten Rechten, habe ein sehr gründliches Buch über die Seegesetze herausgegeben, so fängt jener an für meinen Verstand und meine Grundsätze bange zu werden; und hätte ich vorgestern in der Soirée beim — —. Gesandten erzählt, ich sey Abends zuvor mit Benjamin Constant und Lafayette in Gesellschaft gewesen, wäre ich vielleicht zur Thür hinausgewiesen worden.

Warum soll denn allen Bäumen eine Rinde wachsen? Das Leben besteht ja aus und in lauter Gegensätzen; deren Verschwinden ist nichts anders als der Tod. Wenn also z. B. hier eine Partei nur Ruhe, die zweite nur Bewegung will, so vergessen

beide, daß diese Begriffe alle Haltung, allen Inhalt verlieren, sobald man den einen oder den andern aufhebt. Ferner ist es verkehrt, nur das Gleichartige kennen, nur mit ihm verkehren zu wollen: da müßte ich zuvörderst allen Umgang mit mir selbst abbrechen. Denn welch wunderbar mannigfaltige, selbst entgegengesetzte Reihen von Gedanken und Gefühlen gehen durch Kopf und Herz jedes wahrhaft lebendigen Menschen. Wer dies läugnet, möchte schwerlich der Reichere oder Wahrhaftere seyn!

So hatte ich den 7ten April beim Prof. G. ganz andere Register meiner geistigen Orgel gezogen, als den 8ten beim Grafen A. Soll ich nun etwa die eine Hälfte zerschlagen und mit der andern Götzendienst treiben? das sey ferne! Der von Natur blonde B. C. war zum mindesten eben so merkwürdig, als der Bruder des Fürsten Talleyrand mit seinem Cadogan und gepuderten Kopfe, und die noch immer schöne Gräfinn A. sah ich eben so gern an, als die sehr zierliche Frau Professorinn G. Wollte jemand behaupten: aus dieser Sinnesweise gehe zuletzt ein nichtsnutziger Indifferentismus und Egoismus hervor; so würde ich nachdrücklichst widersprechen. Je schärfer die Parteiung ist, desto bestimmter tritt Egoismus und Gleichgültigkeit gegen die Mannigfaltigkeit der Schöpfung Gottes heraus. Das beweisen die doppelten politischen Ultras, gleichwie Jesuiten und Puritaner;

scheinbare Gegner und doch durch eine, den Meisten unsichtbare Achse verbunden, welche beide Pole zusammenhält. Müßte ich in den jetzt technischen, oft aber ohne alle tiefere Untersuchung ausgesprochenen Formeln gemäß, ein politisches Glaubensbekenntniß ablegen, so würde ich rund heraussagen: ich sey wesentlich liberal gesinnt. Dies Wort ist indessen so vieldeutig, daß ich mich mit verschiedener Auslegung desselben immer noch in jede Ansicht und jedes System hineinlügen könnte, darum behaupte ich, belehrt durch Vergangenheit und Gegenwart: das hitzige Fieber politischen Wahnsinns, wie er aus übertriebener und mißverstandener Freiheitslust entsteht, ist ein schneller vorübergehendes, minder verderbliches Übel, als das schleichende Gift, der Knochenfraß und Krebsschaden langer, angewöhnter Sklaverei. Frankreich und England sind nach dreißig bis vierzig Jahren gesunder aus jener Krankheit hervorgegangen; wer will die Jahrhunderte römischer oder asiatischer Kaisertyrannei vorziehen? Ich verkenne keineswegs, wie ungemein viel in Frankreich noch tadelnswerth und ungesund ist, darf aber doch behaupten: Paris sey jetzt keuscher, züchtiger, thätiger, gescheuter, philosophischer, religiöser, als zur Zeit der verwerflichen Maitressen- und Ministerherrschaft unter Ludwig XV. Es ist so dumm, als schlecht, dies le bon vieux temps zu nennen und es herstellen, oder durch Niederreißen

aller sichernden Schutzwehren dessen Herstellung erleichtern zu wollen.

Sonntag, den 11ten April.

Über die politischen Betrachtungen gerathe ich in Gefahr zu vergessen, was jeder Tag hier Neues brachte. Die Spazierfahrten in Longchamps und der Abend bei A. sind genügend erwähnt, und es folgt der 9te April, Charfreitag, wo ich durch M. B—s Güte noch ein Billet zu dem Concert im Conservatoire erhielt. Es ward gegeben: Symphonie von Beethoven, Credo von Cherubini, Violinsolo, Dies irae von Mozart, Violoncellsolo, Ouvertüre aus dem Oberon. Sie werden mir zugeben, daß dies für ein angeblich geistliches Concert an einem heiligen Tage ein confuser Mischmasch ist; aber die Leute fordern hier nicht sowohl viel, als vielerlei, und das Institut will sein Licht und seine Stärke, die lediglich in der Instrumentalmusik liegt, nicht unter den Scheffel stellen. So ging denn die Symphonie wieder meisterhaft, die Ouvertüre jedoch nicht besser als in Berlin; das Credo zu gewaltsamer und weltlicher Art; Dies irae, so vortrefflich es auch an sich ist, doch unangenehm aus dem Zusammenhange gerissen; die beiden Solos ohne allen wahrhaft künstlerischen Inhalt; der Gesang überhaupt hart, selbst die Weiber scharf und rauh, und nicht von fern der Singakademie gleich zu stellen.

Im Vergleich mit den großen Kunstwerken, welche Berlin in der heiligen Woche darbietet, ist das hiesige musikalische Treiben nicht der Rede werth.

Den 10ten April hörte ich beim Hrn. Kapellmeister Neukomm eine orgue expressive. Sie nimmt nicht mehr Raum ein als ein Fortepiano, und hat den wesentlichen Vorzug, daß der Spielende durch das Treten der beiden Bälge den Ton vom leisesten Piano bis zum stärksten Forte kann anschwellen lassen, was bei dem ohnehin schönen Ton des Registers die trefflichste Wirkung thut. Auch spielte Hr. Neukomm, wie es sich gebührt, im ächten Orgelstyl und mehrstimmig.

An demselben Tage sah ich die Gemäldegallerie des — S —, welche für die Kenntniß der spanischen Malerschule von höchster Wichtigkeit ist. Über Morales und Morillos insbesondere bekommt man eine ganz andere Ansicht, und darf den letzten nicht bloß nach den münchener Bettelknaben beurtheilen. Christus, der den Gichtbrüchigen heilt, ist in durchaus edlem Style, und noch mehr Bewunderung erweckt die Madonna de la conception: sie schwebt weiß gekleidet in den Wolken, rings von kleinen Engeln umgeben. Manche von diesen erscheinen, obgleich nicht rafaelisch, doch lieblich und mannigfaltig, ein Paar derselben mögen aber wohl aufgezwungene Portraite seyn. Bei weitem das Schönste ist endlich der Kopf

der Madonna, wenn auch keine herrschende, tiefsinnige Himmelskönigin, doch von der größten Anmuth und reinsten Unschuld. — Ungeachtet all dieser Schätze kam ich nicht in die rechte Stimmung vollen Kunstgenusses. Ich konnte den Gedanken nicht loswerden, daß während der Revolution so vieles mit List erbeutet, mit Frechheit gestohlen, mit Gewalt geraubt ward, und mancher neue Besitzer (ursprünglich ein Habenichts) mitten in diesen königlichen Besitzungen ungestört dasitzt, und mit einiger Kopfhängerei und Betbruderei hinreichende Buße zu thun meint, ohne jedoch das Geringste den heiligen Orten zurückzugeben, oder von seinen ungeheuren Verkaufsforderungen auch nur einen Sou abzulassen. Wie oft haben diese Bilder die Gemeinden erbaut, die der Welt abgestorbenen Seelen getröstet, auf wie vielen Punkten und in wie vielen Richtungen gewirkt, wie viele Erinnerungen belebt, wie fest und sicher auf dem väterlichen Boden ihres Ursprungs ihr Leben fortgesetzt. Wäre das aber auch Alles gar nicht der Fall, verdrießt mich doch das leichtsinnige Wort: es sey gut, daß diese oder jene Schätze den Mönchen genommen worden. Denn, erstens nahm man sie keineswegs bloß den Mönchen, sondern auch den christlichen Gemeinen; und wo kommt man ferner hin, wenn vorgeblich ästhetische Rücksichten das Stehlen und Rauben verdienstlich machen sollen? Auch sperren ja Viele, ihren

Erwerbstiteln nicht recht vertrauend, die Sammlung so ein, daß es die größte Mühe kostet, sie einmal zu sehen. Welche Leiden und Gewaltthaten, welche Auflösung aller menschlichen Verhältnisse gehörten dazu, daß solche Kriegsfürsten die Zeugnisse edlen Lebens einem Volke wegnehmen, und sie nach angeblich hergestellten Rechtsverhältnissen behalten konnten. Nur dem Oberhaupte dieser Harpyen nahm die Nemesis Alles, so Alles, daß ihm auf Helena nur ein einsames Grab blieb; den Größten würdigte sie der Strafe, damit er dadurch, wie durch ein Fegefeuer, gereinigt werde; die andern überließ sie ihrer eigenen Nichtigkeit und der Verachtung.

Montag, den 12ten April.

Das Wetter ist zu den Ostertagen so sehr schlecht, daß alle auf Wärme und Sonnenschein berechneten Plane dahinfallen, und ich mußte mich begnügen, gestern Vormittag mit einem Neffen Cherubini's und Meyer Beer Messe in der königlichen Kapelle der Tuilerien zu hören. Sie war schon lange vor dem Anfange des Gottesdienstes so angefüllt, daß an mehren Orten lautes Gezänk über die Plätze entstand. Hierauf erschienen mit noch größerem Geräusch Dragoner und Grenadiere, die den mittelsten Gang besetzten, dann Geistliche in mancherlei Abstufungen, vom Bischofe bis zum Chorknaben, welche auf dem

geistlichen Exercierplatze vor dem Altare bestimmte Sitze einnahmen, und in wohl eingelernten demüthigen Stellungen unbeweglich dasaßen, bis, zu meinem Schrecken, ein Hofbeamter mit lauter Stimme vom Chore in die Kapelle hinabschrie: le Roi! Sogleich alle Trommeln und Pfeifen nach einer alten miserabeln Melodie in Bewegung, das ungeistlichste Scharivari, was man hören konnte. Sobald die Tamboure mit dem letzten starken Schlage das Zeichen gegeben, sie wollten sich nun ruhiger verhalten, begann Cherubini's Messe, und wenn diese mir drei Tage vorher in der Probe zu weltlich erschien, hätte ich sie heut in dieser Umgebung und mit diesem Zubehör fast zu heilig nennen mögen. Gleichzeitig setzten sich nun die Geistlichen in Bewegung, und manövrirten mit höchster Pünktlichkeit. Aber das Bücken, Niederknien, Aufstehen, Bekreuzen, Küssen, Räuchern, An- und Ausziehen u. s. w. wollte heut weder in der unmittelbaren Erscheinung, noch in Erinnerung an die symbolische Bedeutung, auf mich einen christlichen Eindruck machen; ein pontifex maximus oder ein Mithrasopfer, hätte mir zwischen den Trommeln und Pfeifen fast consequenter und großartiger erscheinen können. Während man dem Bischofe wohl dreißig Mal seine Mütze aufsetzte und abnahm, die Geistlichen dieselben Pas wiederholten, die Chorknaben ihre faltigen Oberhemden in Ordnung brachten, und alle abwechselnd gar

ſchlecht zwiſchen Cherubini's Muſik hineinſchrien, hatte ich Zeit genug, mich nach der königlichen Familie umzuſehen. — Die Herzoginn von Angouleme, ein ſcharfes ernſtes Geſicht, hielt faſt immer das Buch vor die Augen, ſo daß meiſt nur ihr weißer Federhut zu ſehen war; der Dauphin blieb dergeſtalt im Hintergrunde, daß ich nur in einigen Augenblicken ſeine bourbonidiſchen Züge erkennen konnte. Die Herzoginn von Berry hingegen ſah neugierig nach allen Seiten in die Welt hinein, und hatte eine kleine weiße Toque mit kleiner weißer Feder keck ihrem Haupte aufgeſetzt. Der König endlich iſt ein alter Mann, von deſſen Äußern ich eben nichts anders ſagen kann — als daß er nach Nichts ausſieht. Weder ſchön, noch würdig, noch geiſtreich, ſondern unbedeutend — wie er es denn auch iſt. Seine Hände waren die ganze Meſſe hindurch gefaltet und doch in ſteter Bewegung, indem er bald den rechten, bald den linken Daumen obenauflegte und dann die übrigen Finger ſehr anſtändig nachfolgen ließ.

Nach beendeter Meſſe trieb mich das Wetter in meine Wohnung, wo ich in alten Handſchriften aus der Zeit Karls des V, nicht bloß über Staatsangelegenheiten, ſondern auch über große Gaſtereien manches fand und excerpirte, bis ſechs Uhr, oder die Tiſchzeit herankam. Ich aß beim Bankier L., der (gleichwie ſeine Frau, Schwager und Schwägerinn) ſich

meiner mit der größten Freundlichkeit annimmt. Zum erſten Male hörte ich hier Abends nach Tiſche von einem jungen Manne Angriffe auf die liberale Partei und ihre Anſichten. Eine repräſentative Regierung tauge nur auf ein Paar Jahre, dann müſſe ſie einer feſten, dauernden Platz machen. Adel, Geiſtlichkeit und Königthum hätten ſeit 15 Jahren ununterbrochen verloren und würden täglich mehr untergraben u. ſ. w. Statt einzureden half ich (Lernens halber) den Mann immer mehr in den Trab, und er würde wohl mit noch größeren politiſchen Siebenmeilenſtiefeln vorgeſchritten ſeyn, da trat Hr. L. hinzu und ſteckte ihm den Stock ſo geſchickt zwiſchen die Beine, daß er nicht weiter konnte, und das Geſpräch ein Ende nahm. Um eilf Uhr kam der Thee und ich ſollte noch länger verweilen; aber ich richtete mich ſo ein, daß ich noch vor Mitternacht in's Bett kam, um heut bei Zeiten aufzuſtehen, Ihnen dieſe Zeilen zu ſchreiben und nun wiederum meine Handſchriften in die Hand zu nehmen.

Dienſtag, den 18ten April.

Ich ſehe eben an, was ich Ihnen geſtern ſchrieb, und finde mich heut ſo kriegeriſch geſtimmt, daß ich die Bemerkungen jenes jungen Mannes unmöglich ohne Rüge durchlaſſen kann. Sie ſind zuerſt und zuletzt — nicht wahr. So hat z. B. die Geiſtlichkeit

in den letzten Jahren zweifelsohne an Einfluß gewonnen, und dieser Einfluß würde weniger getadelt, ja er würde gepriesen werden, wenn er sich minder auf weltliches Herrschen, als auf christliches Heiligen legte. Denn im Ganzen und Großen sind Vornehme wie Geringe für christliche Ansichten und Grundsätze empfänglicher, als vor der Revolution, und wollen sie nur nicht mit der Sauce piquante der Jesuiten oder Methodisten zwangsweise sich eingeben lassen. Noch irriger ist jene Behauptung hinsichtlich des Adels. Vor der Revolution hatte derselbe gar keine politische Stellung, und der gerühmte Wirkungskreis des Hofadels war meist nachtheilig, oder doch dem der Minister und Maitressen ganz untergeordnet. Jetzt dagegen ist durch die Pairskammer ein wahrhaft politischer Adel erst erschaffen und ihm eine Macht gegeben worden, woran er früher gar nicht denken konnte. Aber freilich giebt's einzelne Thoren, die nach dem Schlechten und Geringen greifen und das Große gern fahren lassen; sowie bei uns Manche alle politische Erneuung, Aussicht und Wiedergeburt willig dran gäben, wenn man ihnen Zwangsbier, Zwangsgemahl und Zwangsgesinde wieder zuwiese. Und diese auf dem schmutzigen Boden kurzsichtigen, irrigen Eigennutzes hinkriechenden Leute stellen sich an, als lebten sie auf der Menschheit Höhen, und als wären sie die Chorführer der höchsten Bildung und Gesinnung! —

Endlich jene Behauptung über die königliche Macht, geht recht eigentlich von dem Allerunheiligſten und Verkehrteſten der politiſchen Lehre aus. Sie ſieht nämlich das Ächte, Dauernde, Lebendige nur in dem Unbegränzten, Unbeſchränkten, rein Willkürlichen. Nun iſt aber für Natur, Kunſt, Wiſſenſchaft, Familie, Staat, kurz überall, — das Unbegränzte, das eigentlich und weſentlich Nichtige. Wodurch wird denn die Maſſe der Erde ein ächter Weltkörper, ein Individuum, als dadurch daß der Centrifugalkraft, die alles verflüchtigen würde, die Centripetalkraft entgegenwirkt? Wodurch anders ſchließt ſich ein Kunſtwerk, als daß es Geſetz und Regel wahrhaft belebend und erſchaffend anerkennt? Warum ſtelle ich Ehe und Familie, Volk und Staat hin, und ſondere ſie von wilden Geſchlechtsverbindungen, bloßen Menſchenhaufen u. ſ. w.? weil ſie ſo erſt zu ächtem Daſeyn, Leben, Individualität, Dauer u. ſ. w. gelangen. Jene thörichten Politiker möchten aber Alles regieren ohne Individualität, lebendige Gliederung und wahren Organismus. Daher ihre Wuth zu Centraliſiren, ihre Neigung, die Stände, Communen, Verfaſſungsformen u. dergl. aufzulöſen, daher ihr engherziger Begriff, der nur von Herren und Knechten weiß. Jene erſehnte Unbeſchränktheit des Königthums iſt gar nichts anders, als die ſogenannte reine Demokratie der Jakobiner; beide erwachſen auf demſelben Acker der Thorheit und eine

frißt immer die andere auf. Und dies jammervolle ekelhafte Thun und Treiben nennt man hier Freiheit, dort Ordnung und Gehorsam! Können die Bourboniden und ihre angeblich ächtesten Freunde gar kein anderes geselliges Daseyn begreifen, als das zur Zeit Ludwig's XIV und XV, so werden sie niemals in Frankreich wieder einheimisch, sie werden ausgeschieden werden, früher oder später, je nachdem sie Maaßregeln ergreifen, oder Verhältnisse es begünstigen. Wenn ich die Herzoginn von Angouleme betrachte, und bedenke wie die rasenden Machthaber ihren milden Vater, ihre edle Mutter ermordeten und sie selbst fast erfrieren und verhungern ließen, so finde ich es menschlich erklärlich und erklärt, wenn sie zu diesem Volke kein heiteres Vertrauen fassen kann, und ihr alles in einer dunkeln, widerwärtigen Gestalt erscheint. Lieber in dem einsamsten Kloster der Welt, als in den blutigen Tuilerien leben und täglich den Todesplatz der Ältern vor Augen sehen. — Will sie aber Königinn von Frankreich seyn oder werden, so muß sie noch anderer Gedanken und Gefühle fähig seyn, nach überstandener Krankheit die Wiedergeburt fördern, kühn daran glauben und die Vergangenheit vergessen, um Kraft und Einsicht für die Gegenwart und Zukunft zu finden. Die Sünden der Väter sind an dem Herrscherhause, wie an dem Volke gestraft worden, Alle haben gebüßt; käme aber die Mensch-

heit nie gereinigt aus solchem Fegefeuer, — das hieße ja Alle für immer der Hölle zuweisen!

Ich ward in meinen Betrachtungen unterbrochen und muß nun schon in einem anderen Tone fortfahren. Mein hiesiger zweiter Aufenthalt ist wesentlich vom ersten unterschieden: zuvörderst dadurch, daß das Arbeiten sehr ernstlich betrieben wird, und zweitens dadurch, daß ich sehr viel Gesellschaften besuche. Das letzte betrachte ich zum Theil auch wie ein Lernen, und stelle Theater und ähnliche Dinge sehr zur Seite, weil im Sommer die meisten Gesellschaften aufhören und mir dann Zeit genug bleiben wird, das wenige recht Anziehende der hiesigen Schauspiele zum zweiten Male an mir vorübergehn zu lassen. Gestern Abend war ich beim w—n Gesandten, Grafen M., der die Tochter des reichen Bankier R. geheirathet hat. Ich weiß nicht, ob es Folge des Reichthums oder Deutschthums ist, daß man Limonade, Orgade, Kuchen und Eis herumgab. Die Gesellschaft war zahlreich, und die Damen sonderten sich bald in die zwei Hälften, der Verheiratheten und Unverheiratheten. Keine der letzten trug einen Hut, keine hatte übergroße Locken, oder ganz zurückgestrichene Haare; einige sahen sehr hübsch aus. Die Kleider meist weiß, oder schwarz, ganz einfach. Unter den Frauen trug die Herzoginn von Düras den größten mit Flügeln des Paradies-

vogels geſchmückten Hut; die meiſten andern Hüte glichen ſehr dem kleinen, etwas zurücktretenden der Cr—r, dem ich meinen allerhöchſten Beifall zu geben mich veranlaßt fand. Am auffallendſten erſchien eine junge Engländerinn, die allein unter den Weibern ſitzen blieb und ſich von einem alten Herrn die Cour machen ließ. Ihr Haupthaar (hoffentlich natürliches) glich vollkommen einer Allongenperücke, und ſie ſah leibhaftig aus wie auf den Bildern le grand Conde, der jedoch im Vergleich mit Alexander, Karl oder Friedrich den Großen nur ſehr klein erſcheint. — Unter den Männern ſprach ich mancherlei mit einem gebornen Raguſaner, und lernte Hr. Eynard kennen, der ſich, merkwürdig genug, ganz freundſchaftlich mit dem ö—n Geſandten unterhielt. — Betrachte ich ſolch eine Geſellſchaft auch nur wie einen Guckkaſten, ſo lohnt es ſich doch eher hineinzuſehen, als in manchen andern Mein Reiſegefährte kann ſich aber nicht genug über dieſe thörichten Strapatzen wundern.

Paris, den 14. April.

Im Widerſpruch mit dem oben Geſagten bin ich geſtern Abend in keine Geſellſchaft, ſondern in das Theatre français gegangen, um Hernani ou l'honneur castillan von Victor Hugo zu ſehen. Da aber die Mars wahrſcheinlich nächſtens abreiſet und in keinem andern Stücke ſpielt, da man ferner in Geſell-

schaften ausgescholten wird, wenn man über den vielbesprochenen Hernani kein Urtheil abgiebt, durfte ich es nicht länger aufschieben, dem Wunderdinge meinen Besuch abzustatten. Und so weiß ich denn nun, was den Franzosen l'école romantique heißt, welche Bergeshöhen ihre neue Poesie erstiegen hat, und auf welche Weise sie von da herab Natur, Völker, Herrscher, Ehre und Liebe betrachtet. Wie könnte man den Inhalt einer unbekannten, neuentdeckten Welt auf einem Oktavblättchen wiedergeben, wie dürfte man den unersetzlichen Genuß des ersten Eindrucks dadurch verkümmern! Muß doch schon dieser Eindruck beim Lesen unendlich hinter dem Sehen und Hören zurückbleiben. Welche Überraschung, wenn Kaiser Karl V, der in seinem ganzen Leben nie Maaß, Haltung und Würde verlor, als ein Hasenfuß und Lump erscheint, der sich in einen Schrank sperren läßt und einem andern seine Braut stehlen will, während seine Begleiter den Bräutigam abfangen sollen, dem ein Rebell die größten Grobheiten sagt, der während der Kaiserwahl im Grabgewölbe zu Achen Monologe hält u. s. w. u. s. w. Dann dieser Hernani, wie man eine Hand umdreht, 20 Mal wüthend und zärtlich, lebenslustig und lebensüberdrüssig, seine lange Rolle mit allen Manieren der französischen Schule durchführend: also schnappernd, dehnend, lispelnd, blökend, zitternd, alles nach advenant. Überall das point d'honneur

caſtillan ſo vorherrſchend, daß Calderons zugeſpitzte Verhältniſſe oder Müllners Zweikampf in der Schuld dagegen nur muthloſe Verſuche ſind, der ganze Farbenkaſten ſogenannter Romantik umgeſtoßen und zum Ergötzen der Zuſchauer in die Luft geworfen! Ernſtlich geſprochen: ich habe in den erſten vier Akten faſt ununterbrochen aus allen Kräften gelacht, hielt am Schluß des vierten das Stück für geendet, blieb dann, weil niemand fortging, auch ſitzen, und mußte im fünften das ergreifende Spiel der Mars bewundern, ſo unangenehm und widerwärtig mir auch Sinn, Moral und poetiſche Ausführung erſchienen. — Auf dieſem Wege werden die Franzoſen nie zur Poeſie, ſondern noch weiter als bisher davon abkommen. Im Vergleich mit dieſen neuen Erzeugniſſen ſind Corneilles und Racines Tragödien Erzeugniſſe ächter Begeiſterung und Kunſt, und das Beſchränkende des Conventionellen aus der Zeit Ludwigs XIV, dieſe zierlichen Hofpas vorgeſchriebener Etikette ſind nicht ſo verwerflich oder unangenehm, als wenn dieſe neuen, plebejiſchen cochers mit ihrem Cabriolet durch dick und dünn umherjagen und den geduldigen Zuhörer mit jedes Bodens Unterſchied beſpritzen. Bei uns gilt es auch wohl irrig für Poeſie, wenn man das Wirkliche auf den Kopf ſtellt, aber einen ſolchen saltomortale aus falſchem Zwange in gränzenloſe Willkür, wie jetzt die Franzoſen verſuchen, haben wir in Deutſch-

land nie gemacht; sie gerathen aus dem bornirt Klassischen plötzlich in die Karikatur des Romantischen. Und wäre es nur noch Willkür und Karikatur; aber es findet sich daneben noch Schlimmeres: das Absurde, Abgeschmackte, Dumme. Wenn die Parteiung des Tags (die sich schon freut, daß der deutsche Kaiser als ein Jammerhahn und der Rebell als eine außerordentliche Kreatur dargestellt ist), wenn diese Parteiung, welche allein dergleichen Stücke über Wasser hält, vorüber seyn wird, wirst man sie in die alte, große Rumpelkammer, Literärgeschichte überschrieben. Der letzte Akt des Hernani erinnert an Romeo und Julie. Im Shakspeare aber entzündet sich das Irdische an einem Funken himmlischen Feuers, und nachdem jenes ausgeschieden und zu Grunde gegangen ist, fühlen wir eine Reinigung, Beruhigung und Verklärung, es beginnt ein neues Leben in Licht und Schönheit. Victor Hugo dagegen hat eine Sternschuppe erhascht und sie in eine alte Zunderbüchse geworfen, die nun mit allen Schwefelfaden aufbrennt und die Leute (nach Vorschrift der verschiedenen ästhetischen Heil- oder Löschanstalten) klatschen, husten, spuken, pfeifen und trommeln läßt. Auch eine Katharsis, aber freilich nicht aristotelischer Art.

Fast kommt mir mein Brief so bunt durcheinandergewürfelt vor, als gehöre er auch zu dem nouveau genre romantique. Meine klassisch ruhige, gesetzte

Zeit verlebe ich aber auf der Bibliothek, und Resultate dieser Beschäftigung finden in Briefen keine bequeme Stelle.

Fünfundzwanzigster Brief.

Paris, den 15ten April.

— — — Unter andern Dingen kamen wir auch auf Hernani zu sprechen, wo Hr. F. meine Ansicht ganz theilte und meinte: Victor Hugo werde, bei aller Liebenswürdigkeit und vielem Talente für das Einzelne, doch nie fähig seyn ein großes Kunstwerk hervorzubringen. Wohl nicht ganz unbekannt mit den ächt romantischen Dramen anderer Völker, habe er doch einen zu festen Glauben an sich selbst, um Lehre anzunehmen. Die wahre Romantik und eine ächte Behandlung historischer Gegenstände versteht noch kein Dichter dieser neuen Schule, und doch könnte den Franzosen daraus allein eine lebendige Tragödie und auch wohl eine neue Schauspielkunst erwachsen. Abgesehen von der leichten Waare des Tages, welche auf einigen der kleinern Theater unterhaltend genug dargestellt wird, fehlt es den Franzosen an aller höhern, tragischen Schauspielkunst. Ihre alte, durchaus conventionelle erschien einst natürlich, wie das ganze

siècle de Louis XIV; ist aber jetzt wesentlich abgestorben, und kann so wenig wieder ins Leben gerufen werden, als die alte Regierungsweise. Einzelne große Talente brachen durch die Fesseln dieser Schule, wie Talma und die Mars; geringere Naturen gingen und gehen daran zu Grunde, und Firmin, als Hernani, ist ein trauriges Beispiel, wie die neuen Thorheiten nach Weise alter Thorheit abgespielt werden. —

Meine Neigung, die Damen durchzumustern, konnte ich gestern bei Miß C. weniger befriedigen, da ich sogleich mit einem Franzosen, dem das Deutsche nicht fremd war, in ein langes Gespräch über Geist und Verhältniß beider Sprachen gerieth. Und kaum war dies zu Ende, so kam ich an einen zweiten, der die deutschen Systeme der Philosophie genauer kannte, als viele Deutsche. Dieser Kenner war — hört und erstaunt — ein junger französischer Offizier! Vor zwei Jahren reisete ich mit einem russischen Offizier, der Jordanus Brunus genau studirt hatte, jetzt ein dito französischen Ursprungs. Mögen sich unsere Lieutenants zusammennehmen, damit sie in so unerwartetem Kampfe nicht geschlagen werden. Von dem jungen Philosophen wandte ich mich an B. C. und berührte ohne viele Umschweife gewisse Punkte, über welche ich Belehrung zu erhalten wünschte. Er gab z. B. zu, daß die Liberalen das Ministerium Martignacs wohl hätten kräftiger unter-

stützen sollen; allein derselbe sey, bei allem Talente, doch zu sehr Hofmann gewesen, und habe nicht selten die linke Seite fast vorsätzlich beleidigt, um nur dem Könige sagen zu können, er gehöre nicht zu dieser Partei, sondern werde von ihr verfolgt. Das Communalgesetz habe der König zwar vorschlagen lassen, aber von Hause aus den Willen gehegt, es zurückzunehmen. Die äußerste Rechte, welche seit 15 Jahren beharrlich behaupte, sie allein könne den Staat regieren und retten, habe nothwendig einmal ans Ruder kommen müssen, damit die Erfahrung jene Behauptung widerlege und die Unfähigkeit dieser Partei augenfällig erwiesen werde. — — Das alles läßt sich hören, beweiset aber eben, daß Frankreich eines sehr langen Fadens bedarf, sich aus dem Labirinthe herauszufinden, ohne dem Minotaurus der Anarchie oder Despotie in die Hände zu fallen.

Paris, Freitag den 16ten April.

Kaltes und heißes, trockenes und nasses Wetter, schlechte Luft auf der Bibliothek, Arbeiten und Nachtwachen hatten mich so ermüdet und verschnupft, daß ich gestern eine Art von Ruhetag zu halten beschloß. Daher setzte ich mich auch nicht der Gefahr aus, in unfreundlichem Wetter mich mehrere Stunden auf dem Marsfelde umherzutreiben, um einer Heerschau beizuwohnen. Nach gewissenhaftem Abhal-

ten meiner Bibliotheksstunden ging ich nach den Tuilerien, sah vom pont royal noch die Rückkehr einiger Schaaren Fußvolk, und stellte mich dann in die vorderste Reihe derer, welche den König erwarteten. Ihre Zahl erschien mir so erstaunlich gering, daß ich mich erkundigte, ob kein Irrthum obwalte? Bald aber war die Sache außer Zweifel, denn in raschem Trab und Galopp eilten Vorreiter, geputzte Dienerschaft, Husaren, Dragoner, Offiziere (fast alle sehr schlecht reitend) vorüber und deuteten an, wie wichtig, erhaben und mächtig der sey, dem sie diese Ehre erzeigen wollten oder müßten. Und in der That erweckte diese Feierlichkeit ein Gefühl von Würde und Größe, was so leicht in theilnehmendes Anschließen und Anerkennen übergeht. Endlich erschien der König in seinem Wagen, Prinzen, Prinzessinnen; aber die Franzosen, welche sonst mehr schreien als nöthig ist, und mehr Beifall spenden (schon, um sich wichtig zu machen), als andere Völker, blieben stumm und unbeweglich; einige hoben langsam die Hüte etwas in die Höhe, andere ließen sie ruhig sitzen. In Berlin, wo man gewohnt ist den König und die königliche Familie täglich, und nicht alle Jahre nur ein Paar Mal zu sehen, wo Liebe und Anhänglichkeit fast nie mit Klatschen und Jauchzen ausgedrückt wird, hätte sich das Volk bei solcher Feierlichkeit mehr herzugedrängt, in solcher Nähe schicklicher benommen

und ohne Zweifel ſeine Theilnahme laut und lebendig geäußert. Ich war unwillkürlich vielleicht derjenige, der ſeinen Hut am raſcheſten und tiefſten abzog; weil aber kein einziges Vive le roi ertönte, wollte ich nicht allein damit übereilt losbrechen. Des innigſten Schmerzes konnte ich mich aber nicht erwehren, daß König und Volk, die nur vereint ein ächtes Leben führen, ſo völlig entfremdet neben einander hergehen. Mag die Schuld an einem oder dem andern, oder an beiden liegen, gewiß iſt dieſer Zuſtand eine gefährliche, ſchwer zu heilende Krankheit. Sie war im Abnehmen, iſt aber durch die Ernennung des Miniſteriums Polignac ſo erhöht worden, daß man kaum weiß, ob ein ſehr langſames Ausheilen möglich iſt, oder eine raſche Scheidung vorzuziehen wäre. Der König ſucht die Heilung darin, daß er dem Volke die Beinſchienen einer andern Zeit zur Erziehung anlegen möchte; und das Volk verehrt das königliche Haupt nur, weil es erfahren hat, daß nach Ludwigs XVI Tode ſeine eigenen Köpfe nicht mehr feſt ſaßen. — Niedergeſchlagen ging ich nach Hauſe und las Depeſchen aus der Zeit Jakob's I, der ſo die engliſche Rebellion vorbereitete wie Ludwig XV die franzöſiſche; dann folgen regelrecht und parallel Cromwell und Napoleon, hierauf zwei Reſtaurationen und zwei Könige. Ob ein franzöſiſches Jahr 1688 eintreten wird, mag noch zweifelhaft ſeyn; natürlich und

gerecht ist aber Wunsch und Forderung, daß man in Frankreich bei einem positiven Resultate anlange und es festhalte. Sonst bliebe ja kein Gefühl zurück, als man habe sich, wahnsinnig gewordenen Thieren gleich, in der Todesmühle endlosen Elends umhergetrieben.

Sechsundzwanzigster Brief.

Paris, Sonnabend den 17ten April.

Gestern Abend war ich bei B. C. Es ward allmälig von sehr verschiedenen Dingen geredet; mir lag indeß mehr daran ihn über gewisse Punkte, ich möchte sagen zu vernehmen, die in den neuesten Ereignissen einen Fremden nicht recht verständlich erscheinen. Also z. B. Wie ist das Ministerium dazu gekommen, durch die letzte Periode der königl. Rede einen beleidigenden Fehdehandschuh hinzuwerfen? — Antwort: „Diese Schlußformel galt als Hauptsache, man glaubte dadurch zu imponiren, ja zu schrecken." — Hätte die Mehrzahl der Deputirtenkammer nicht besser gethan, wenn sie die mildere und höflichere Fassung der Adresse angenommen und nicht auf bloße Vermuthungen hin es unmöglich genannt hätte, mit dem Ministerium zu gehen? Im Gange der eigentlichen Verhandlungen wäre ein Sieg über dasselbe begründeter, vollkomme-

ner, und auf jeden Fall minder heftig und leidenschaftlich geworden. — Antwort: „Ich muß dies zugeben, allein die Ereigniſſe hängen immer von der allgemeinen Stimmung ab, und Frankreich wollte eine heftige Adreſſe. Die Deputirten ſind in Frankreich nicht ſo unabhängig, nicht des Wiederwählens ſo ſicher, wie in England, und wenn z. B. Lafayette oder ähnlich geſtellte Männer nach eigener abweichender Meinung, nicht im Sinne der Wähler, geſtimmt hätten, würden ſie alle Popularität verloren haben.“ — Die ſehr ſtarke Minorität rechnet doch aber auch darauf, man werde ſie wiederwählen. — Antwort: „Manche erreichen dies Ziel durch Hülfe der Miniſterien, andere als brave, in der Kammer jedoch ſchweigende Männer, die ihre politiſche Haltung nicht compromittiren, andere, weil ſie zugleich die Geſchäftsträger ihrer Landſchaft ſind, — viele aber wird man nicht wieder wählen.“ — Mit dieſer Weiſſagung ſtimmen einige Nachrichten, andere widerſprechen ihr. So weiß ich aus ſehr guter Quelle, daß ein in der Majorität ſtimmender Abgeordnete von ſeinen Wählern die Antwort erhielt: man werde ihn nicht wieder wählen Verwundert fragt er warum? Man erwiedert: ſie haben durch ihr Benehmen den Schein erweckt, als wären ſie ein Gegner der Bourbons und der jetzigen Einrichtungen. Wir wollen aber keine Unruhen und Neuerungen, und werden deshalb unſere

Stimme einem Gemäßigtern geben. Auf seine Bemerkung: er theile ganz diese Meinung, habe aber geglaubt, sein Benehmen sey ihren Wünschen gemäß gewesen, gehe nun erst in weitere Kapitulationen über eine neue Wahl und Verfahrungsweise ein. Diese, auf gemäßigte Entwickelung hinweisende Gesinnung ist sehr erfreulich, und man sieht daraus, daß es die eigene Schuld der Herrschenden seyn dürfte, wenn je eine zweite Vertreibung der Bourboniden einträte. Auch denken ihre Gegner immer nur an eine ruhige Veränderung, ohne Streit, Krieg u. s. w. Aber das Jahr 1688 kehrt schwerlich so bequem wieder. Ein Schwiegersohn, wie Wilhelm III, ist nicht gleich zur Hand, Frankreich ist keine Insel, die Franzosen sind keine Engländer, — und endlich: wie viel Fehden haben sich nicht an diese scheinbar so ruhige Veränderung angereiht! Die Bürgschaften der Freiheit müssen ganz wo anders gesucht und gefunden werden, als im persönlichen Wechsel. Ein Staatsmann, der nur darin Hülfe sieht, steht noch bei den ersten Anfangsgründen, und wenn man schon durch zu häufigen Wechsel der Parlamente und Kammern nicht vorwärts kommt, dann noch weniger durch Wechseln der Herrscher. — Warum, fragte ich weiter, hat das Ministerium die Kammern prorogirt? Warum trat es nicht mit einigen verständigen Vorschlägen auf und beschämte seine Gegner? — Antwort: „Die Prorogation

ist hauptsächlich vom Könige ausgegangen, und populäre Gesetze fürchten die jetzigen Machthaber."

Sehr zweifelhaft ist es noch immer, ob die Minister nicht mit der jetzigen Kammer noch eher zu Stande kämen, als mit einer neugewählten, und ob man ein ermäßigtes Budget verweigern würde, wenn einige populäre Maaßregeln, z. B. für die Weinbauer, zum Durchlootsen vorgespannt würden. In diesen Tagen muß sich die Frage über Dissolviren oder Prorogiren entscheiden.

Während einige behaupten, Bourmont habe durch nützliche Verfügungen den Beifall des Heeres gewonnen, sagen andere: und wenn er noch so viel Nützliches durchsetzt, wird man ihm nie vergeben, daß er zu den Feinden überging und Ney's Tod herbeiführte, nachdem er ihn mit zum Abfall verleitet hatte. — Man gesteht, Bourmont sey der Gescheuteste im Ministerium, und sogar im Grunde ein gemäßigter Mann. Aber Verschwendung, Schulden, Spiel hätten ihn in Lagen und Maaßregeln des Eigennutzes und ungebührlichen Gelderwerbes getrieben.

Ein junger Mann, der bei — erschien, und wahrscheinlich beim Forstwesen angestellt war, gab den Gesprächen eine zum Theil andere Wendung. Ich warf eine Zeit lang nur klein bei, als er nun aber aussprach: wir hätten gar keine Freiheit und keine Bürgschaften derselben, der König habe sein Wort

nicht gehalten, die Meinung sey in Frankreich, er werde gehaßt und könne einer Revolution gegen seine Despotie nicht entgehen u. s. w. — da vergaß ich meiner weisen Theorie und zeitherigen Praxis. Der Knebel, mit dem ich mir den Mund verstopft hatte, flog heraus, und über den Knüppeldamm meines Französisch ging ich frisch zum Angriff vorwärts. Ich sagte ihm: die Franzosen wüßten fast gar nichts von Deutschland und urtheilten doch über alles, sie bildeten sich ein, es gebe nur eine einzige volksthümliche Entwickelung, nämlich die ihrige; sie meinten, jede Nation habe die Aufgabe, sich zu französiren, während sie unter einander selbst stritten, was das wahre Französische sey, und weder die Vergangenheit noch die Gegenwart dafür gelten ließen. Sie läugneten die Kraft moralischer und religiöser Bürgschaften, und hätten mit den droits de l'homme in der Hand, Namens der Freiheit, Menschenopfer eingeführt, sie hätten ihr Knie vor all den Fahnen gebeugt, die allmälig auf dem Constitutionsthurme aufgesteckt worden und in jeder die unbedingte Bürgschaft eines neuen Weltalters gesehen. — So gings dann zu den Communalordnungen, Douanengesetzen, Centralisiren, Wegjagen der Beamten u. s. w. — bis mir, erschreckt, das goldne Sprichwort einfiel: sprich nicht zu viel, sondern höre mehr! — Es war aber zu spät — oder auch nicht. Denn warum soll man

ſich denn von jedem Franzoſen wie ein dummer Junge zurecht weiſen laſſen, die ſtrafende Hand demüthig küſſen und geringhaltige Weisheit wie ein welterlöſendes Wort anbeten? Genug, wenn man ihre großen und wahren Verdienſte anerkennt und ihnen Vergebung ihrer Sünden, ihrer anarchiſchen, militäriſchen, miniſteriellen Despotien zuſpricht, ſofern ſie reuig und ächter Beſſerung geneigt ſind. Ihre Eitelkeit auf Koſten des deutſchen Volks hätſchein wollen, wäre ein baares Unrecht; und ich fühlte mich auch ein Mannſen dem Forſtreferendarius gegenüber, der es für weiſe und nothwendig hielt, daß der König von Frankreich eine beſondere Ordonanz erlaſſe, wenn ein Paar alte Bäume von einer Gemeine gefällt werden ſollen! Nachdem ich einmal ſo hintenaus geſchlagen habe, will ich lange wieder ſtill an mich halten, ſonſt könnte ich in den Ruf von S—s Ungeſchick und Grobheit kommen.

Was rede ich aber von Ruf! Wenn ich euch ſchreibe, daß, und wie ich in vielen Geſellſchaften aufgenommen werde, ſo bildet euch ja nicht ein, dies geſchehe weil man irgend etwas von mir wiſſe oder mich für einen gelehrten oder intereſſanten Mann halte. Umgekehrt, weil ich für gar nichts gelte, als für eine namenloſe Null, laufe ich überall in der Heerde mit unter. Sobald ich eine Eins, ja nur ein Decimalbruch einer Eins ſeyn wollte, nähme

die Freude ein Ende. Zuvörderſt müßte ich, um beliebt zu werden, meine deutſche Haut mit einer franzöſiſchen vertauſchen, und hätte ich mir dieſe angepaßt, ſo würde ſie doch keine Partei dafür gelten laſſen, ſondern jede mir ihre Prachtlappen aufheften wollen, bis ich eine Harlekinsjacke anhätte — und dann (im letzten Akte meiner demüthigen Beſtrebungen) verſpottet wieder über den Rhein gejagt würde!

Siebenundzwanzigſter Brief.

Paris, Sonntag den 18ten April.

Mir ſcheint's, ich verdiene von eurer Seite einen doppelten Vorwurf: einmal, daß ich immer von denſelben Dingen ſchreibe, und dann, daß ich verſchieden darüber ſchreibe. Doch iſt beides natürlich. Denn gewiſſe Gegenſtände und Geſpräche ſind ſo an der Tagesordnung, daß man nothwendig darauf zurückkommen, ſie durchdenken und durchſprechen muß; und wiederum ſind die Standpunkte, von denen die Sprechenden ausgehen, die Richtungen, in welchen ſie ſich bewegen, ſo entgegengeſetzt, daß die Berichtserſtattung, der Wiederhall auch verſchieden lautet. Auch haben die Dinge in der That mehr als eine Seite, und wenn man mit gleicher und ruhiger Aufmerkſamkeit

um sie herumgeht, lernt man allmälig alle richtig würdigen und darstellen. Die hiesigen Parteien wollen aber immer nur eine Seite sehen; sie sind mit ihren Blicken daran festgenagelt und merken nicht, daß, so viel sie auch hin und wieder gehen, sie den Gegenstand keineswegs umkreisen, sondern ihr politischer Mond ihnen immer dasselbe unveränderte Angesicht zukehrt. Sucht man ihnen dies zu beweisen, so erwiedern sie: die sogenannte zweite Seite sey kein Angesicht, sondern eben das Hintertheil, welches zu verehren und zu zeigen, Sitte und guter Geschmack schlechthin verböten. Abgesehen davon daß sich dies, an der Hand einer bekannten Venus, leicht widerlegen ließe, steht der Staatsmann (und zuletzt jeder) zwischen dem Doppelangesichte des Janus, von denen eines der Vergangenheit, das zweite der Zukunft zugerichtet ist. — Erlaubt mir also, nicht bloß die Köpfe und die Seiten zu beschauen, sondern, ich möchte sagen, jeden Winkel zu durchkriechen, und wundert euch nicht wenn ich bei diesen Bestrebungen bald hier, bald da anstoße und anstreiche, bald weiß und bald schwarz aussehe. Ich werde mich zu seiner Zeit schon rein bürsten und, wie das Chamäleon, ungeachtet alles scheinbaren oder wirklichen Farbenwechsels, zuletzt doch eine natürliche und dauernde Farbe behalten.

Gestern Abend ging ich zur Gräfinn — und ward von ihr über Hernani examinirt. Eingedenk meines

verkehrten Eifers vom vorigen Tage, hielt ich indeß gar vorsichtig an mich, und setzte meine Worte so höflich und bedingt, als möglich. Hierauf erzählte die Gräfinn: sie habe aus Berlin einen Brief, worin Demoiselle M. ihr schriebe: alles Übel, was Frankreich im Kriege über Deutschland gebracht, sey gering im Vergleiche mit der romantischen Krankheit, wenn sie nach Weise Hernani's angeblich aus Deutschland hierher gebracht werde. Diese Äußerung galt mir für einen Beweis, daß sich meine werthen Landsleute durch diesen moitié Romeo (lies Rum et eau) noch nicht berauscht haben; doch blieb ich meiner Mäßigung um so mehr getreu, da die Gräfinn versicherte, Hernani mit Theilnahme gelesen zu haben, — was ich weder läugnen will noch kann, obgleich daraus für Kunstrichtung und Kunstwerth nichts folgt. Der Graf suchte zu erweisen: Hernani sey eher ein klassisches als romantisches Stück, da jene Dichtungsart die Menschen in einer gewissen Richtung und Abstraktion auffasse und darstelle, diese hingegen sie zeige, wie sie wirklich sind. Aus welchen Gründen mir dieser Gegensatz ungenügend erschien, hätte ich in der Eil schwerlich klar machen können, und wandte mich jetzt zu den Töchtern, wo nochmals die Rede auf Hernani kam. Ich begnügte mich bescheiden zu bemerken: mir erscheine manches willkürlich — worauf die eine rasch erwiederte: ihr er-

ſcheine vieles absurde et contre le sens commun! Wäre mir nicht Holberg's geſchwätziger Barbier eingefallen, vielleicht hätte ich mich wieder in lange Reden verwickelt; ſo aber kam ich, trotz dieſes Reizmittels, nicht aus verſtändigem Schritt in falſchen Galopp.

Achtundzwanzigſter Brief.

Paris, Montags den 19ten April.

Geſtern beſuchte ich Th—s und M—t. Der erſte war genöthigt, ſich bald zu entfernen, mit dem letzten kam ich in ein langes, anziehendes Geſpräch über Geſchichte und ihre Behandlung, Frankreich und das Ausland, Gegenwart und Zukunft, Freiheit und Nothwendigkeit. Aus vielem nur ein Paar Andeutungen. Das Mittelalter, ſagte er, bedarf einer neuen Unterſuchung und Darſtellung, da die früheren Anſichten, ſelbſt ausgezeichneter Männer, z. B. Robertſon's, nicht mehr genügen. Die Schule der engliſchen Hiſtoriker iſt früher überſchätzt, jetzt in Frankreich zu ſtreng beurtheilt worden. Ihr Standpunkt war nicht ſelten beſchränkt, aber die Kunſt ihrer Anordnung und Darſtellung bleibt bewundernswerth. Auf jeden Fall iſt es irrig, wenn man die Perſönlichkeit des Geſchichtſchreibers und die Sprache der Gegenwart ganz zur

Seite stellen und, wie Barante in seiner Geschichte von Burgund, bloß mit Worten und Ansichten einer andern Zeit auskommen will. Es giebt keine höhere Geschichtsschreibung ohne historische Kunst. Eben so wenig taugt die Weise, wie Lacretelle die Geschichte der französischen Religionskriege behandelt. Ihm fehlt gründliche Kenntniß und ächtes Eingehen in den Sinn der Zeit. Er hat alles in seine Ansicht übersetzt und eingepaßt, und mit einem Worte ein schlechtes Buch geschrieben. — Wie in der Geschichte sich alles nach Verdienst lohnt und straft, hat auch Frankreich und Europa überall in der Revolution Strafe und Lohn gefunden, und nicht nöthig eine weitere Zurechnung aufzusuchen und anzuwenden. Freiheit und Zurechnung kömmt überhaupt nur bei Einzelnen zum Vorschein, die Massen handeln nach Leidenschaft und Nothwendigkeit; jene Ideen können bei ihnen nicht angewandt werden. — Die Bourboniden wurden bei ihrer Rückkehr und Einführung durch die Fremden aufs äußerste und allgemein gehaßt, diese Stimmung milderte sich und im Jahre 1827, nach dem Falle Villèle's, ward der König, wenn auch weniger aus Anhänglichkeit als aus Politik, überall mit großen Zeichen des Beifalls empfangen. Man hoffte eine bessere Zukunft, und glaubte deshalb gern an sie. Schon Martignac's Ministerium vernichtete diese Hoffnung. Anstatt daß ein constitutioneller Minister sicher

und mächtig zwischen König und Kammern dastehen und die herrschenden Ansichten ins Leben rufen soll, hatte er sich knechtischen Bedingungen unterworfen, ließ sich von der höfischen Coterie Wirkungskreis und Handlungsweise vorschreiben, und konnte also von der liberalen Partei keineswegs gestützt und erhalten werden. Es ist keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die Bourboniden sich mit den Franzosen je verständigen und verwachsen, und gar vieles in Europa, selbst der Besitzstand (z. B. in Italien), kann nur als provisorisch betrachtet werden. — Ich gebe euch hiermit Bruchstücke aus M — s Reden, nichts von meinen Antworten und Ansichten. — Über Deutschland und Preußen sang ich mein altes Lied. Auf die Frage nach der politischen Denkungsart in unserem Vaterlande, erwiederte ich (laut der hiesigen, technischen Sprachweise): hinsichtlich der Verfassung dächten die Meisten wie das linke Centrum; hinsichtlich der Verwaltung erschiene uns aber die äußerste Linke, mit ihrem Absetzungssysteme der Beamten, noch sehr illiberal.

In dem gestrigen Journal des Debats steht ein gewaltiger Angriff auf Österreich und den Grafen A. Ich weiß nicht, in wie weit dieser Befehlen seines Hofes genügt, oder sich selbst unnütz vorgewagt hat. Auf keinen Fall kann ich es weise finden, wenn irgend eine fremde Macht um des jetzigen Ministeriums willen großen Haß auf sich ladet, oder durch

Antreiben zu heftigen Maaßregeln Frankreich in Unruhe bringt. Auch sollten die Bourboniden nicht vergessen daß, im Fall dringender Gefahr, Österreich, um sich populär zu machen, leicht ihre Legitimität in den Hintergrund, Napoleon II aber als hülfreiches Schild in den Vordergrund stellen könnte.

Zu andern Betrachtungen giebt die Gazette Veranlassung. Sie vergleicht die Zahl derer, welche aus jedem Departement jetzt für die Adresse stimmten, mit denen, welche eben daher für den Tod des Königs votirten. Hätte auch der Vergleich mehr innere Wahrheit und Nothwendigkeit, so überbietet er doch alle Kühnheit der Gegner, und wirft eine Menge der wohlgesinntesten Männer in die Reihen der Königsmörder. Ferner sagt die Gazette: die Wiederwahl eines jeden Abgeordneten, der für die Adresse stimmte, ist nichtig, weil nur Personen in die Kammer eintreten können, die mit dem Gouvernement gehen und stimmen wollen. Diese Behauptung widerspricht so dem constitutionellen A B C, daß es weit besser wäre rund herauszusagen: wir halten die Charte für unnütz und schädlich, und wollen sie je eher je lieber abschaffen. Aber gerade jetzt hält Frankreich allgemeiner und fester wie je, an der Charte, als an dem einzigen Rettungsanker fest, und stellt man sinnloser Weise die Wahl zwischen ihr und dem unbeschränkten Königthum der Bourboniden, so wird sich unter Tausen-

den kaum einer für dies erklären. Frankreich ist jetzt constitutioneller als 1814, wo es eben erst aus der Zuchtruthe Napoleons und der Fremden hervorging. Man erzählt: A. — habe jene Ansicht von der heilsamen Unbeschränktheit in einem Salon so laut vertheidigt, daß P. d. B. ihm sagte: wie viel weiße Röcke werden sich nach ihrer Meinung dafür in Bewegung setzen? — worauf jener nichts antwortete. Wahr oder unwahr; gewiß würden die royalistes tout purs ausbleiben, oder so nach Hause geleuchtet werden, daß die weißen Röcke nicht weiß blieben.

Sonnabend den 24sten April.

Ich schreibe euch sehr unbequem aus dem Krankenbette.

Die eiskalten, nie geheizten Lesezimmer der Bibliothek zogen mir eine Erkältung zu, die in eine Entzündung der Eingeweide überging. Das Übel war entsetzlich und ich am Rande des Grabes. Jetzt ist Entzündung und Fieber gehoben, und alles wird, wenn auch langsam, besser werden. Ängstigt euch nicht. Seit Sonntag habe ich keinen Bissen genossen, daher fehlen jetzt Kräfte. Doch ist die schlechte Handschrift nicht Folge der Krankheit, sondern der ganz unnatürlichen, erzwungenen Schreibestellung. Hoffentlich bald einen umständlicheren Bericht. Lebt wohl.

Neunundzwanzigster Brief.

Paris, den 27sten April 80.

Außer Stande, einen ordentlichen Brief zu entwerfen, will ich einzelne Sätzchen niederschreiben, wenn und wie es die Kräfte erlauben.

Zwei Briefe von euch und einer von K. kamen gestern zu meiner großen Freude auf einmal an, und zwar in dem Augenblicke, wo ich den kühnen Entschluß gefaßt hatte, mir von meiner Wartefrau Strümpfe anziehen zu lassen, um zu versuchen ob ich an ihrer Seite im Stande sey, die Stube auf und ab zu gehen. Das Wagestück gelang, so wie ein zweites, mir selbst einen Bissen Apfelmuß in den Mund zu stecken. — Das wäre ein Schreibeabsatz. — Nun relâche. —

Bisher konnte ich jemand belehren, was er täglich in Paris brauche, wenn er so oder so essen, trinken, sehen, hören u. s. w. wolle. Jetzt kann ich ihm sagen, daß, wenn er dies alles nicht thut, es etwa um die Hälfte theurer wird. —

Die Krankheit. — Freilich sollte ich darüber vorzugsweise berichten. Allein noch vermag ich es nicht. Sie war zu ernst und herbe, ich mag die Gedanken

noch nicht darauf wenden und mich durch längere Erzählung ermatten. — Entzündung und Fieber und die entsetzlichen Schmerzen sind bezwungen; hoffentlich kein Rückfall und allmälige Stärkung.

Ich kann mich rühmen, daß ich jedes erhebliche Lebensereigniß (in Freude, wie in Schmerz), was Gott mir schickte, reiflich überlegt, benutzt und mir zur Lehre und zum Frieden habe dienen lassen. Das wird auch diesmal geschehen und für Reise-, literarische und Lebenspläne als Resultat heraustreten: — contrahere vela! —

Die Schechner!! Es ist ein bitterer Jammer! Drei Sommer dieser Lebensperiode verflossen seit dem ersten glanzvollen Sonnenaufgang in Berlin — und eigentlich kein großartiger Schritt vorwärts! Was haben die Malibran, Sontag, Schätzel, Devrient — was selbst kleinere Talente in der Zeit versucht und geleistet. — Auf eigene Kosten hätte die Schechner hieher reisen, und wenn nicht im Theater, auf der Straße ihren siegreichen Gesang anstimmen müssen, um sich europäischen Ruhm zu erobern. Sie wird in München nie ihre bewundernswerthen Anlagen für dramatisch-tragischen Gesang vollkommen ausbilden, und, großer Vorbilder, ernster Freunde und begeisternden Beifalls entbehrend, hinter dem höchsten, ihr erreichbaren Ziele zurückbleiben.

Meine Krankheit ist mir sehr lieb. Wenn man den Tod einmal so nahe mit solchem Angesichte gesehen hat, kann man nicht mehr fürchten und erschrecken, er mag kommen wann und wie er will. —

Paris, den 28sten April.

Heut habe ich mir die Strümpfe selbst angezogen und bin ohne Stütze in der Stube auf und ab gegangen. Reicht das nun hin, einen selbstständigen Menschen zu constituiren?

Der Mensch besteht aus mehr als zweien Theilen. Wie hätte ich sonst an einem Ende Eingeweide todtkrank seyn können, während der nahe Geschäftsgehülfe, der Magen, völlig gesund war und blieb?

Ich finde, nachdem ich dem Tode ins Angesicht gesehen, meine Arbeiten und Bestrebungen weder unwichtiger noch wichtiger, als wie zuvor. Es sind eben die von Gott mir für dieses Leben zugewiesenen. Nur darauf ward ich aufmerksam, schärfer hinzusehen, was meines Amtes ist und ich wohl noch zu Stande bringen kann.

Wolfgang Menzel hat im Literaturblatte den Hrn. v. L. und Zubehör großartig und preiswürdig gezüchtigt. Da ist doch Muth, Hand und Fuß, und Geißel und Verachtung wo und wie es sich gebührt.

Aber dieſe Hätſcheleien, Liebedienereien, Ängſtlichkeiten, rückſichtsvolle Rückſichten u. ſ. w. mancher wendehalſigen Klatſchbudenredakteure! Es ſind die Barrères in unſerer Käſemilbenliteratur. Jahre lang hat Müllner auf niederträchtige Weiſe Tieck verläumdet, und dieſer hat mit großartiger Ruhe geſchwiegen, wie es ihm und ſeinen bejahrten Freunden gebührt. Aber die jungen enthuſiaſtiſchen Poeten und Kritiker, hat denn wohl einer den Muth gehabt, die Pfote gegen M. herauszuſtrecken? In der Taſche haben ſie Schnippchen geſchlagen und Tieck geſagt, ſie gölten ſeinem Gegner, und dieſem, ſie gölten dem alten, thörichten Zauberer! Man könnte manchen malen, wie er über den d — Altmarkt, als poſitiver und negativer Korkſtöpſel zugleich, von Tieck zu — und von dieſem zu jenem in gar raſtloſer Thätigkeit hin- und herfliegt, bis er zuletzt in der Mitte bei den Portechaiſenträgern in äſthetiſche Ruhe und ſein Cabinet d'aisance geräth.

Ihr glaubt nicht, wie wichtig einem Kranken das Bett wird.

Ich werde ein Buch ſchreiben, um darauf Doctor medicinae zu werden. Scilicet:

Motto scientifico: Duo cum faciunt idem, non est idem; id est: wenn ſich zwei in zwei Betten legen, liegen ſie nicht gleich gut.

Titulus: Gründliche und doch ansprechende, vorurtheilsfreie und doch ad causam intereſſirte, wahrhafte und doch neue, neue und doch beglaubigte Abhandlung, Darſtellung und Entwickelung über die zwei Haupttypus, Ur- und Übergangsformen, in welchen die natura soporificans hominis ſich erzeugend vernichtet und vernichtend wiederzeugt, oder lingua vulgari über das Bett, und zwar über das parallelepipedon elongato - contractum oder das deutſche Langſchmaldünnlich und das parallelepipedon fere quadratum largoſactum, oder das franzöſiſche Langbreitwürflich, nebſt Auseinanderſetzung über die Bequem- und Annehm-, Schön- und Häßlich-, Einfach- und Mannichfaltigkeit und heit beſagter beiden Urideale und Reale; verſehen mit einer lehrreichen Sammlung Abbildungen aller möglichen und unmöglichen Stellungen, welche ein ammalato in demſelbigen Stadio morbi seu mali anzunehmen im Stande und nicht im Stande iſt. Als Zugabe endlich die Lehre von der lectiaedificatio oder dem Bettmachen, und eine Budgetificatio oder mathematiſch-finanzielle Dechiffrirung über die erforderlichen Koſten und Räumlichkeiten für obbenannte beiden Streck- oder Krummliegeanſtalten.

Dreißigſter Brief.

An den Geheimenrath v. R.

Paris, den 29ſten April 1830.

Beſter Onkel!

Es giebt eine keilförmige Schlachtordnung, die immer obſiegt; die nämlich, welche das älteſte Haupt eines zahlreichen Geſchlechtes kühn dem Tode entgegenführt. Sie beſter Onkel ſind jetzt chronologiſch der Führer und Feldmarſchall aller Raumer's; gleichwie ſchon mancher, habe aber auch ich aus den Reihen herausſpringen und mich an die Spitze ſtellen wollen. Sie haben wohl allerhand von mir aus der Fremde gehört, Ihnen will ich aber noch ſubordinationsmäßig unmittelbar einige Worte über meinen Krankheitsfeldzug zuſenden.

Auf der Bibliothek las ich täglich mit großer Anſtrengung intereſſante Handſchriften. Die Größe des Formats, die oft blaſſe, abgekürzte oder ſehr undeutliche Schrift, der äußerſt geringe Raum für viele Leſer, zwangen ununterbrochen in derſelben Stellung zu verweilen und beſonders den Leib ſehr einzupreſſen. Hiezu kam eine arge Kälte. Die Leſezimmer werden hier nämlich nie geheizt, und die Fenſter

wohl sehr selten geöffnet. So fiel denn die alte, böse Winterluft dergestalt auf den Leib daß man, ungeachtet warmen Anzugs, nach dem Sprichwort fror bis auf die Knochen. Aus der Bibliothek heraustretend, fand ich dann gleich kalte Winde oder schwüle Gewitterregen; daher meine Erkältung, welche in eine Entzündung der Eingeweide überging.

In den ersten Stunden des Übels dachte ich an das Bittere der Einsamkeit unter so vielen Menschen, an die Heimath, — bald aber verloren sich alle Gedanken: so drängte Einnehmen, Einreiben, Blutigel, Aderlaß, Ohnmacht. Ich wäre nicht gestorben wie ein Mensch, sondern dahingefahren wie ein vom Schmerze zu Tode gequältes Thier. — Als ich aus einer Ohnmacht erwachte und den deutschen (Koref) und französischen Arzt, den Reisegefährten und die Wartefrau beschäftigt sah, mich ins Leben zurückzurufen, hätte ich freilich glauben sollen, mein Leib sey etwas mehr als ein Bündel verbrauchter Materie. Es war mir nie so nahe gekommen zu fühlen, welche Wahrheit der alte, bittere Spruch mancher Theologen habe: der Mensch sey nur ein schmutziger Madensack! Als man mir am andern Morgen sagte: die Gefahr habe abgenommen, war mir dies völlig gleichgültig; — ein Beweis für die Größe des Übels. Erst in der nächsten Nacht, als ich erwachte, kam's mir vor als sey das Leben ein Gut, und als hätte ich noch

Ausſicht daſſelbe eine Zeit lang zu beſitzen. In demſelben Augenblicke ließen ſich (eine Seltenheit in Paris) zwei ferne Waldhörner hören, was auf mich den größten Eindruck machte. Mir fiel Tieck's Lied ein, und ich hätte gern laut gerufen: Waldeinſamkeit, meine höchſte Freud! Der Gedanke an Paris war mir dagegen höchſt widerwärtig. Es ſchien mir ſelbſt an einem großen Entzündungsfieber krank darnieder zu liegen, und ich ſah wie die Strafengel des Gottes, welcher die Sünden der Väter züchtigt bis ins dritte und vierte Glied, ganze Haufen von den Sitzen ihrer Weisheit oder Thorheit herabwarfen und ſie hinausfegten in die Todesgruben des Paters Lachaiſe. Ich bemühte mich vergeblich, den Begriff des Erhabenen irgendwie mit Paris zu verbinden, das unendliche Gewirre und Getreibe ſchien mir lediglich klein und bedeutungslos, bis meine Seele, ich weiß nicht wie, den Gedanken der Erhabenheit der Wüſte ergriff und feſthielt. Denn wo nichts iſt und denkt, iſt und denkt eben Gott, und der Menſch muß ihn denken, und nicht (wie hier) an ſich und ſeine hinfällige Weisheit.

Man ſagt, in der Nähe des Todes zeige ſich höhere Verklärung, Offenbarung. Mein ſchmerzhafter Zuſtand war nicht der Art. Ich konnte geradehin nichts begreifen oder erwägen; ich war weder Chriſt noch Heide, weder Deiſt noch Atheiſt; ich hätte mei-

nen eigenen Namen nicht gewußt. Wo war denn nun mein Geist, als diese Säuren und Salze, welche ihre Paar Tropfen und Körner zu meinem Leibe hergegeben hatten, diesen Concursprozeß anstellten und mich, strenger als nach den Zehentafelgesetzen, zerrissen? Wäre die Seele denn nichts als das Resultat einer solchen temporellen Bettelmannsanleihe bei den seelenlosen Massen, auf willkürliche Kündigung? Umgekehrt! — Wenn der Geist aber das Herrschende ist, warum kehrt er sklavisch in das anbrüchige Gehäuse zurück, warum duldet er solche Empörung der niedern Mächte? — Wer kann diese und ähnliche Fragen lösen? — Auch soll man es nicht! Das Schauen wird später kommen und alle Versuche, Mittelstufen zu überspringen, sind Salto mortales. Ich bin aufs Innigste von dem Daseyn eines allweisen, allgütigen Gottes überzeugt, in dessen Hand wir alle stehen, und diese Überzeugung begleitet mich durchs ganze Leben und hält mich überall aufrecht. An ihn zu zweifeln, weil einmal geschieht was wir ein Unglück nennen, wäre unsinnig; kindisch, läugnen zu wollen daß es, menschlicher Betrachtungsweise nach, Leiden und Unglück giebt.

Paris, den 30sten April.

Gestern bin ich bei sehr schönem Wetter zum ersten Male ausgefahren, und es ist mir gut bekom-

men. In das Kabriolet ſteigend, bezeichnete ich mit zwei Worten die Richtung nach den Champs élisées, und ſagte nach dem hieſigen, techniſchen Ausdruck: à l'heure. Unerwartet fängt der Kerl bald darauf Händel an, und behauptet: ich müſſe von Zeit zu Zeit ausſteigen, oder er habe das Recht, von Zeit zu Zeit ſtille zu halten. Dieſe Rede weckte mich aus ganz andern Gedanken, und ich hielt ihm eine nachdrücklichere darüber: ob er ein sot ſey oder mich dafür halte. — Mais mon Dieu, ſagte er jetzt, vous n'êtes donc pas un Anglais nouvellement arrivé — und war nun zu allem willig und bereit.

Meine Kräfte erlauben mir heut nicht mehr zu ſchreiben, deshalb lege ich einen Aufſatz für Sie bei, über das franzöſiſche Schul- und Kirchenweſen ſeit der Revolution.

Religion und Kirche in Frankreich während der Revolution.

So unbegreiflich die politiſche Geſchichte Frankreichs ſeit der franzöſiſchen Revolution erſcheint, wenn man die frühern Veranlaſſungen und Ereigniſſe nicht berückſichtigt, ſo unerklärlich bleiben die religiöſen und kirchlichen Anſichten und Geſetze, im Fall man ſie als eine mit der Vergangenheit ganz unverbundene Erſcheinung darſtellt, beurtheilt und verdammt. Eine

genauere Ermittelung der Triebfedern und Urſachen wird nicht etwa die Strenge des Urtheils und der Zurechnung aufheben, ſondern ſchärfer begründen und über alle Schuldige angemeſſen vertheilen. So wie der Arzt nach den Gründen des Wahnſinnes bei jedem einzelnen Kranken fragt, um hier zu heilen, dort vorzubeugen, muß auch der Wahnſinn ganzer Völker nicht als Zufall willkürlichen Heilmitteln überwieſen, ſondern in ſeinen Urſachen erforſcht und durch tiefere Erkenntniß des Übels getilgt werden.

Woher alſo kam es, daß in Frankreich während des 18ten Jahrhunderts erſt in Scherz und Spott, dann mit dem Ernſte angeblicher Wiſſenſchaft, endlich mit ſchrankenloſer Wuth Kirche, Prieſter, Religion angegriffen und zu Boden geworfen wurden? Neben den Beweiſen: es habe Leichtſinn, Eitelkeit, Hochmuth und angeborene oder angelernte Sündhaftigkeit die Führer in dieſe Bahn hinein und immer weiter und weiter getrieben, ſtehen andere nicht minder vollgültige, daß ſeit Franz I die Angegriffenen keineswegs immer auf dem rechten Wege verharrten, daß ſie vielmehr ihrerſeits die Übel weſentlich mit veranlaßt und herbeigeführt haben. Während jener König den deutſchen Proteſtanten ſchmeichelte, ließ er die franzöſiſchen verbrennen, und unter ſeinem Sohne und Nachfolger Heinrich II ſteckte man den Verurtheilten (damit ſie vom Scheiterhaufen herab nicht zu den Um-

ſtehenden ſprechen könnten) einen Holzkloben mit ſolcher Gewalt in den Mund, daß beide Seiten bluteten. Auf dieſem Wege erhob ſich ein 30jähriger Bürger- und Religionskrieg, und das Elend Frankreichs ſtieg auf eine faſt unglaubliche Höhe. In jeder Stadt, jedem Dorfe, ja in jeder Familie erhob ſich grauſamer Zwieſpalt, alle Bande des Bluts und der Natur verloren, den wilden Leidenſchaften des Tages gegenüber, ihre heilſame Bedeutung, und es ſchien gerechtfertigt wenn Söhne ihre Väter anklagten, und Väter gegen ihre Söhne kämpften. Wo die Hugenotten obſiegten, zerſtörten ſie Kirchen, Orgeln, Bilder, Altäre und Bücherſammlungen, plünderten die Geiſtlichen und ſchlugen Geld aus den Kirchengeräthen; wo die Katholiken die Oberhand gewannen, tauften und trauten ſie von neuem, verbrannten die Bibeln und meinten auch das Ärgſte in Vollmacht eines Geſetzes begehen zu dürfen, welches der Kardinal von Lothringen erſtritten hatte und jedem Einzelnen erlaubte, wider jeden Hugenotten Krieg zu beginnen, zu rauben, zu brennen, zu morden. „Es giebt," ſagte der edle Kanzler Hospital, „Geſellſchaften von Aufrührern und Schurken, welche alles mit dem Mantel der Religion bedecken, aber nicht Reformirte oder Katholiken, ſondern Gotteslängner ſind und mit Verwerfung kirchlicher und bürgerlicher Geſetze lediglich ihrer frevelhaften Willkür nachhangen."

Kaum aber darf man die Leidenſchaften der Menge anklagen, wenn (ein abſchreckendes Beiſpiel für Jahrtauſende) Könige und Königinnen die verruchte Bluthochzeit anordneten, mit vorſätzlicher Lüge die Schuld Unſchuldigen aufwälzten, und Papſt Gregor XIII ob des Geſchehenen ein Tedeum anſtimmen ließ.

Noch 26 Jahre dauerte das Elend; da ſtellte das Geſetz von Nantes (1598) die Ruhe her, keineswegs aber die Hugenotten in ihren Rechten den Katholiken gleich. Nur als politiſche, mit Reichsfeinden in Verbindung tretende Partei wollte Richelieu die Reformirten nicht dulden; ihre kirchlichen und religiöſen Freiheiten ließ er unangetaſtet. Ganz anders Ludwig XIV. Im Jahre 1666 ſchrieb er dem Herzoge von Beauvilliers *): „Da die Reformirten mir nicht minder treu ſind als meine übrigen Unterthanen, muß man ſie nicht mit geringerer Achtung und Güte behandeln, und wenn Sie an jenen etwas nicht zu Duldendes entdecken, müſſen Sie ſich ſehr hüten daraus eine allgemeine Angelegenheit zu machen, und nur hinſichtlich des Einzelnen die nöthigen Vorſichtsmaaßregeln ergreifen.“ Bald aber entfernte ſich der König von dieſen richtigen Grundſätzen und kam allmälig bis zur Billigung der nichtswürdigſten Grauſamkeiten gegen ruhige, ſchuldloſe Unterthanen. Zwei jeſuitiſche Beicht-

*) „Lettres de Louis XIV“. II. 178.

väter, La Chaiſe und Tellier, der harte Kriegsminiſter Louvois und die Maintenon waren Haupttriebfedern und Gehülfen. In ihrem eigenthümlichen Zorne ſchrieb deshalb Ludwigs Schwägerinn, die Herzoginn von Orleans: „Man konnte in der Welt nicht einfältiger in der Religion ſeyn als der König. Die alte Maintenon und der Pater La Chaiſe haben ihn perſuadirt daß alle Sünden, ſo Ihre Majeſtät mit der Monteſpan begangen, vergeben ſeyn würden, wenn er die Reformirten plagte und wegjagte, und daß dies der Weg zum Himmel ſey. Das hat der arme König feſt geglaubt; denn er hat in ſeinem Leben kein Wort in der Bibel geleſen, und darüber iſt die hieſige Perſecution angegangen.“

Gewiß traf die Herzoginn deutſcher Herkunft das Richtige *) beſſer als die berühmte Frau v. Sevigné, welche über das Geſetz, die Aufhebung des Edikts von Nantes betreffend, äußert: „Nichts kann ſchöner ſeyn als alles, was es enthält, und niemals hat ein König etwas Denkwürdigeres gethan oder wird etwas Denkwürdigeres thun. Die ehemaligen Kriege und die Bartholomäusnacht haben dieſe Sekte nur vermehrt und ihr Kraft gegeben, Ihre Majeſtät dagegen hat ſie ganz allmälig (petit à petit) untergraben und das neueſte Geſetz, unterſtützt von Dragonern

*) Tome VI. lettre 743.

und Bourdaloues, iſt der letzte Gnadenſtoß geweſen.“ Wenn zarte, wohlgezogene Frauen damals in ſolchen Wahnſinn geriethen, kann man den der Jakobiner von 1792 als einzig darſtellen?

Wer ſeinen Glauben auf Befehl nicht wechſeln wollte, mußte ungeheuere Geldbußen zahlen und erhielt täglich bis 100 Mann Einquartirung. Wer auf dem Todtenbette nicht das Abendmahl nach katholiſcher Weiſe nahm, verlor als Apoſtat ſeine Güter und ward auf dem Schindanger begraben; genas der Kranke, ſo kam er lebenslang auf die Galeeren. Die Kinder, ſo erfordere es das Heil der Seelen, wurden den reformirten Aeltern genommen und bei Katholiken oder in Waiſenhäuſern untergebracht.

Die zweite, nicht minder ſchreckliche Hälfte zur Aufhebung des Edicts von Nantes (1685) gab 14 Jahre ſpäter der durch gleiche Unduldſamkeit herbeigeführte Aufſtand in den Cevennen.

Noch unter Ludwig XV im Jahre 1724 erging ein Geſetz des Inhalts: Proteſtantiſche Verſammlungen werden mit Galeerenarbeit und Gütereinziehung, ja ſelbſt mit dem Tode beſtraft. Wer proteſtantiſchen Geiſtlichen Hülfe leiſtet, kommt lebenslang auf die Galeeren; ſie ſelbſt werden hingerichtet. Wer einem Proteſtanten nach proteſtantiſcher Lehre auf dem Krankenbette Troſt zuſpricht, verliert ſeine Güter und wird für immer eingeſperrt. Die oben erwähnten

Beſtimmungen über Nehmen des Abendmahls u. ſ. w. wurden beſtätigt *).

In den Jahren 1746 bis 1750 ſind Hunderte von Perſonen, als angebliche oder wirkliche Reformirte, ihres Vermögens beraubt und auf die Galeeren geſchickt worden. Dieſelbe Strafe traf jemand, weil er die Melodie eines Pſalmes an Andere gelehrt hatte. Alle Bibeln wurden weggenommen, Manche wegen ihres Beſitzes an den Schandpfahl geſtellt und proteſtantiſche Geiſtliche aufgehangen.

Das Alles geſchah angeblich für die Religion und zu Gottes Ehren, während der ſittenloſeſten Zeit Ludwigs XV!

Aber nicht bloß gegen die Reformirten ward jenes Syſtem verwerflicher Unduldſamkeit befolgt, vielmehr finden wir auch innerhalb der katholiſchen Kirche, insbeſondere Seitens der Jeſuiten gegen die Janſeniſten, alle Arten von Verfolgungen und Strafen (die Hinrichtung allein ausgenommen) mit größter Leidenſchaftlichkeit zur Anwendung gebracht. Selbſt Papſt Clemens XI ward durch falſche Darlegungen, oder durch Furcht vor dem mächtigen Beichtvater Tellier vermocht, die Bulle Unigenitus zu erlaſſen, welche die Kirche in unheilbringende Streitigkeiten verwickelte

*) Rambach, „Schickſal der Proteſtanten", I. 303–360. Defodoard's „Hist. de France", II. 68.

und ſich weder nach Form noch Inhalt rechtfertigen läßt. Unter den verdammten Sätzen ſtehen z. B. folgende: „Diejenigen werden unfehlbar errettet, welche Gott durch Jeſum Chriſtum erretten will. Wenn die Liebe Gottes nicht mehr in dem Herzen des Sünders regiert, ſo beherrſcht und verdirbt fleiſchliche Begier nothwendig ſeine Handlungen. Der Gehorſam gegen das Geſetz ſoll aus der rechten Quelle fließen, und dieſe iſt die Liebe. Es iſt vergebens, daß man zu Gott ruft: mein Vater! ſobald dies nicht im Geiſte der Liebe geſchieht. Wenn allein Furcht vor Strafe die Reue erzeugt, ſo führt dieſe, je heftiger ſie wird, deſto mehr zur Verzweiflung. Man ſoll ſich Gott nahen nicht mit wilden Leidenſchaften, oder bloß vom Inſtinkt der Furcht getrieben wie die Thiere, ſondern in Glauben und Liebe gleichwie die Kinder. Den Chriſten das Leſen der heil. Schrift verbieten, heißt, die Kinder des Lichts vom Lichte ausſchließen. Die Furcht vor einem ungerechten Bannſpruche ſoll uns niemals verhindern, unſere Schuldigkeit zu thun.“

Dieſe und ähnliche Sätze heißen nun in der Bulle falſch, verfänglich, übelklingend, fromme Ohren beleidigend, anſtößig, gefährlich, verwegen, aufrühreriſch, gottlos, irrig, ketzeriſch u. ſ. w. Alle Gläubige werden bei Strafe des Bannes angewieſen, nie etwas zur Vertheidigung jener Irrthümer zu ſchreiben oder

zu drucken; es wird ihnen verboten, über dieſelben anders zu denken, als die Bulle anbefiehlt.

Nicht unnatürlich überſchritten die ſo hart Angegriffenen nun auch ihrerſeits die Grenzen gemäßigter Vertheidigung, und verſchmähten nicht, weil ihnen Päpſten und Biſchöfen gegenüber, keine Gewaltmittel zu Gebote ſtanden, durch die angeblichen Wunder auf dem Grabe des Abtes Paris die Menge zu locken, bis der König den Kirchhof ſchließen ließ und ein Spötter die Inſchrift anſchlug:

De par le Roi défense à Dieu
De faire miracle en ce lieu.

Alles dies, woran wir hier nur mit wenigen Zügen erinnern konnten, darf man nie aus den Augen verlieren, um es begreiflich zu finden, daß die Proteſtanten ihre katholiſchen Verfolger ſtürzen wollten, die Janſeniſten einfache Einrichtungen der erſten Jahrhunderte herzuſtellen trachteten, und faſt alle guten Köpfe Frankreichs ſich zunächſt nicht gegen die wahre Religion, ſondern gegen die Mißbräuche richteten, welche unter ihrem Namen ſtattfanden. Hatten Biſchöfe und Beichtväter ihrem Aberglauben und ihrer Herrſchſucht ſo viele Menſchenopfer gebracht: konnten ſie ſich wundern, daß die früher Angegriffenen ihre neugewonnene Allmacht nun auch mißbrauchten, aus der Nothwehr bald in Verfolgungsſucht hineingeriethen und mit frechem Unglauben den thörichten Aberglauben bekämpfen wollten?

Während Janseniſten die geiſtlichen Güter einzogen, weil nur eine arme Kirche heilig ſeyn könne, erkannten ſcharfſichtigere Gegner derſelben, ſie müſſe auf dieſem Wege ganz zuſammenſtürzen; und bald folgten den Geſetzen über die Güter, andere wider die Perſonen, bis die erſten Tage des Septembers 1792 einen entſetzlichen Beweis gaben: daß im achtzehnten Jahrhundert Pöbelwuth, von frevelnden Demagogen aufgereizt, in der Bahn des Verbrechens und der Greuel nicht hinter den königlichen Bluthochzeiten des ſechzehnten Jahrhunderts zurückbleibt.

Nicht bloß der Katholicismus, nicht bloß das Chriſtenthum, ſondern alle und jede Religion ſollte durch die revolutionnaire Geſetzgebung mit beſonnenem Vorſatze vertilgt werden, und nur zu viel gelang, wie aus folgenden Beiſpielen der Thorheit und des Wahnſinns hervorgeht. In einer Sektionsverſammlung zu Paris ward die Frage aufgeworfen: ob man Gott an ſeinem Platze (à sa place) laſſen ſolle, und ob ſeine Gegenwart von einigem Nutzen ſeyn könne? Als hierauf ein Mitglied erklärte: er läugne Gottes Daſeyn, ward die weitere Unterſuchung für überflüſſig gehalten. In Nismes (ſo erzählt man) rief der Vorſteher eines Klubs: Wer an Gott glaubt, hebe die Hand in die Höhe! — Und ſiehe, nur ein altes Weib hatte den Muth, dies zu thun. Es galt für rühmlich, ein Gotteslängner zu ſeyn, und Hebert ver-

klagte Lavaux bei den Jakobinern, daß er an ein höchstes Wesen glaube. In seinem Lexikon zählt Sylvain Maréchal unter den Atheisten auf: Malebranche, Fénelon, Bossuet, Pascal, Augustinus, Athanasius, Cyprian, Irenius, Hiob und Jakob, Paulus und Johannes, — Christus und den heiligen Geist! Der bekannte Astronom Lalande ließ drucken: „Man sagt mir oft: Sie betrachten Sonne, Mond und Sterne, wie können Sie nicht ein höchstes Wesen darin erkennen? Ich antworte: Ich sehe, daß es eine Sonne, einen Mond und Sterne giebt, und daß Sie ein Dummkopf (une bête) sind."

An vielen Orten wurden die Gebräuche der katholischen Kirche auf unanständige Weise verspottet. Man behing Hunde, Böcke, Schweine, vor allen aber Esel mit geweihten Gegenständen und Kleidern. In Bourgen-Bresse (damals Bourg régénéré genannt) hatte man ein Pferd und einen Ochsen zusammengespannt und auf ihre Stirne das Wort Gleichheit geschrieben. Drei Esel folgten mit diesen Inschriften: Ich bin nützlicher als ein König; ich ehrwürdiger als ein Priester; ich keuscher wie der Papst. Bei dem Feste zu Ehren der Vernunft sah man einen Wagen, gezogen von sechs gekrönten Eseln, wodurch die gegen Frankreich verbündeten Könige bezeichnet wurden. Eine Frau, die Sittenlehre vorstellend, saß im Wagen und hielt in einer Hand ein Buch, mit der andern aber

zwei Stricke, von denen einer am Halse des Papstes, der zweite am Halse des Königs (Ludwig Capet's) befestigt war.

Der republikanische Kalender beruhte keineswegs allein auf wissenschaftlicher Überzeugung, sondern hatte den Zweck, christliche Einrichtungen und Feste, insbesondere die Sonntagsfeier, abzuschaffen. Nach Romme's Vorschlage sollten die Monate folgende Namen erhalten: Republik, Einheit, Leidenschaft, Freiheit, Gerechtigkeit, Gleichheit, Wiedergeburt, Vereinigung, Ballspiel (zur Erinnerung des Eides im Ballhause), Bastille, Volk, Berg. Die fünf überschießenden Tage hießen: Adoption, Gewerbfleiß, Belohnung, Vaterschaft, Alter. Für die Tage der Dekade wurden vorgeschlagen die Namen: Mütze, Kokarde, Pike, Pflug u. s. w. Auf den zu Ehren des neuen Kalenders veranstalteten Festen, stellten alte Männer die überschießenden Tage vor, junge Mädchen dagegen die Zeichen des Thierkreises und die Tag- und Nachtgleichen. Alle Heiligen- und Monatsnamen wurden auch bei anderweitem Gebrauch abgeschafft; ein Herr Januar z. B. nannte sich jetzt: Herr Nivose; Märzbier hieß: Bier des Germinal; die Pflaume reine Claude wurde citoyenne Claude genannt. Es geschah der Vorschlag, den Kindern künftig bedeutende, denkwürdige, lehrreiche Namen zu geben, etwa: Erfindung der Buchdruckerkunst; oder: dritter Stand geworden Na-

tionalverſammlung. Jemand fragte nach der Straße Saint-Denys, und erhielt die Antwort: Es giebt keine Heiligen mehr; — alſo Denys; — es giebt keine de mehr; — alſo rue Nys. Die rue notre Seigneur nannte man rue Voltaire, die rue de l'enfer: rue vieux conte.

Wenn von einem Kultus der Vernunft die Rede war, ſo dachte man nicht an die ewige, allumfaſſende, welche in Gott ſelbſt iſt, auch nicht an die menſchliche, wie ſie ſich ſeit Jahrtauſenden offenbart hat, ſondern man trieb ſo argen Götzendienſt mit der haltungsloſen, willkürlichen, frevelhaften Meinung des letzten Augenblicks, daß ſelbſt Robespierre meinte, man müſſe ſtatt deſſen eine Verehrung des höchſten Weſens wieder einführen. Es hätte dies wohl ein Schritt ſeyn können, um ſich von dem finſterſten Atheismus zu entfernen, weshalb auch Baudin ſagte: „Dieſer verdammte Robespierre hat uns mit ſeinem höchſten Weſen um zehn Jahre zurückgeworfen; Niemand dachte mehr daran, und wir waren auf dem beſten Wege.“ Unter zahlloſen Greueln das Daſeyn Gottes dekretiren zu laſſen, war indeß ſelbſt ein Greuel; und was ſollten die neuen abſtrakten Feſte der Freundſchaft, der kindlichen Liebe, der Achtung für das Unglück, während man aller Liebe und Freundſchaft Hohn ſprach und mehr Unglück erzeugte, als durch alle republikaniſchen und philoſophiſchen Feſte wieder gutgemacht werden konnte.

Am 8ten Junius 1794 führte Robespierre (bisher der Henker, nun der Hoheprieſter und angebliche Heiland Frankreichs) den Konvent zum Feſte des höchſten Weſens, verbrannte eine Puppe, Atheismus überſchrieben, ſprach nach ſeiner froſtigen Weiſe von Tugend, Glück, Gerechtigkeit und Freiheit, und forderte zu fröhlicher Theilnahme auf, während Hunger das Volk drückte und die Miſchung von Sand und Menſchenblut auf dem Revolutionsplatze in dampfende Gährung gerieth und Leib und Seele betäubte und vernichtete. Statt mit zerknirſchtem Gemüthe niederzufallen und Gnade zu erflehen, that der Konvent groß mit der ehrenvollen Genugthuung, die Gott zu Theil werde indem man mit langen Buchſtaben an die in Kaufmannsbuden verwandelten Kirchen ſchreiben ließ: Das franzöſiſche Volk erkennt das höchſte Weſen und die Unſterblichkeit der Seele an. Es war nicht genug, daß die frevelnden Haufen es ſo weit gebracht, daß ihre Mitmenſchen und ſchwache Staaten ſich durch ihre anſteckende accolade fraternelle geehrt finden mußten; ſie ſprachen auch zu Gott wie zu den Sansculotten in der Vorſtadt St.-Antoine.

Jene ungläubige Zeit charakteriſirend und bitter verſpottend, hatte man das chriſtliche Glaubensbekenntniß alſo umgeändert: Ich glaube an Sieyes, den allmächtigen Schöpfer der Jakobiner und Philanthropen, und an Robespierre, ſeinen geliebten Sohn unſeren

Herrn, der da ist empfangen vom Teufel, geboren von einer Furie, gelitten am 9ten Thermidor, guillotinirt, gestorben und begraben, niedergefahren zur Hölle, auferstanden von den Todten am 13ten Vendemiaire, aufgefahren zum Palaste Luxemburg, wo er sitzt zur Rechten oder Linken des Barras, um zu richten den Rath der Fünfhundert. Ich glaube an Barras, Reubel und Lareveil'ère-Lepaux, an die constitutionnellen Gesellschaften, den Berg, an die Auferstehung der Schreckensregierung und ihre ewige Dauer.

Im Vergleich mit dem Früheren stellten die Theophilanthropen allerlei Gutes und Gemäßigtes auf; aber keine Religion, Nichts, was die tiefer forschende Vernunft oder das Bedürfniß des Glaubens befriedigt hätte. Auch hatten sie das Beste dem Christenthum entnommen, nur überall abgeschwächt und zu trockener Abstraktion herabgezogen.

Die Rückkehr zum Christenthume und der Sieg desselben war für das Heil Frankreichs unausbleiblich. Möchte man sich jedoch, unter dem Vorwande, die Übel der revolutionnairen Ansichten fernerhin zu bekämpfen, nicht der Unduldsamkeit und Herrschlust früherer Zeiten wieder ergeben; denn so wenig Tyrannei ein Mittel gegen Anarchie ist, so wenig abergläubige Verfolgungen gegen Unglauben. Und auch in Deutschland hüte man sich Parteinamen wieder hervorzusuchen oder neu zu erfinden, um von vorn herein Geg-

ner gehässig zu machen, deren Ansicht und Lehrweise von der eigenen irgendwo und wie abweicht. Anstatt (was nicht ausbleibt) auf diese Weise lieblos zu verketzern und überall Unchristen um sich zu sehen, befolge man den Rath, welchen Burke in einer viel gefährlicheren Zeit gab. „Atheismus," so spricht er, „ist das furchtbarste und grausamste Unglück, was ein Volk treffen kann. Hier ist nicht von Abweichung, sondern von vollkommener Entgegensetzung, nicht von Duldung, sondern von offenem Kriege gegen das Böse die Rede. Aber wo nur noch ein Funke von Religion ist, von natürlicher oder geoffenbarter, laßt uns ihn lieben, dulden und anblasen, daß er zur heiligen Flamme werde! Das stärkt am Besten den Bund gegen alle Feinde des Wahren, Guten und Schönen!"

Einunddreißigster Brief.

An Hrn. Geheimenrath K—.

Paris, den 2ten Mai.

— — Auf der Bibliothek ist für die Hohenstaufen wenig Ausbeute, und für die Geschichte der Kreuzzüge aus morgenländischen Quellen hat Hr. Reinaud so vor-

treffliche Auszüge geliefert, daß man sich keine bessere Vorarbeit wünschen kann. Im Allgemeinen ist embarras de richesse, ich kann nicht den tausendsten Theil dessen lesen, was für die neuere Geschichte zugänglich daliegt. Daraus folgt, daß Quellenstudium und Bearbeitung dieser Zeit anders aufgefaßt und getrieben werden muß, als etwa des fünften bis zehnten Jahrhunderts, wo man allerdings Alles lesen kann, was aus dieser Zeit vorhanden ist.

Meine Krankheit, die so streng an die Kürze des Lebens und die Beschränktheit der Kräfte erinnerte, hat die sehr gute Folge gehabt, daß ich mich selbst über mich orientirte. Sie schiebt die neuen, zu großen Plane in den Hintergrund, und ich bin entschlossen, nach der Rückkehr alle Kräfte daran zu wenden, das bereits Geschriebene zu höherer Vollkommenheit auszubilden und zu neuen Ausgaben gründlich vorzubereiten. Also die Hohenstaufen, die Schrift über Recht und Staat, und selbst die Vorlesungen über die alte Geschichte, die ich zu sehr aus den Augen verloren hatte, und die doch eher verdienen erzogen als verstoßen zu werden. In Deutschland meinen Viele: nur der sey lebendig und thätig, der alle Jahre etwas Neues auf die Messe schicke, und doch ist dies ein unfehlbares Mittel bald und für immer zu sterben.

Den 3ten Mai.

Ich habe in vierzehn Tagen die hiesigen öffentlichen Blätter nicht gelesen und daran wenig verloren. Denn sie haben als Zeitungen keineswegs den Zweck, mitzutheilen, was Merkwürdiges in der ganzen Welt geschieht; sie sind nur rhetorische Parteiblätter, die ihr Grundthema unzählige Male variiren und den kleinen Krieg täglich fortführen, schon um nicht für geschlagen zu gelten. Auch will hier jeder im Wesentlichen nur seine Ansichten ausgesprochen und wiederholt sehen, er hat sein Blatt und einen Spiegel seiner eigenen Weisheit in demselben. Unser historischer Sinn verlangt ganz etwas Anderes: er will von jeder Ansicht und Thatsache Kunde, um nach allen Richtungen hin zu sehen, zu überlegen, zu entscheiden. Schon um deswillen war der Plan, unserer preiswürdigen Staatszeitung eine Farbe aufzuzwingen, ganz undeutsch und verwerflich: denn hätte man auch die schönste Farbe erwählt, wir wollen nicht Farbe, sondern Farben; nicht Ton, sondern Töne.

Die Auflösung der Kammern ist beschlossen, und ich weiß aus sehr guter Hand, daß der Minister des Innern jemanden die vorläufigen Listen und Berichte gezeigt und behauptet hat: sie würden in der neuen Kammer eine sehr große Majorität haben. Ob nun gleich die Wahlen immer eine Lotterie sind, weil das

Geſetz nur auf Geld Rückſicht nimmt, ſonſt aber ohne alle Beziehung auf innerliche Qualifikation mit unbenannten Ziffern ſpielt, finde ich jene Hoffnung doch ſehr täuſchend. Aller Einfluß der Präfekten u. ſ. w. kann dies Miniſterium nicht beliebt machen: es hat geradehin keine Partei, und alle Menſchen aller Art ſind von ſeiner Unfähigkeit, Frankreich zu beherrſchen, völlig überzeugt. Nun iſt aber Frankreich ſo abgeneigt, ſich in neue Revolutionen zu ſtürzen, als ich, mir noch einmal ein Entzündungsfieber zuzuziehen, und es entſteht die Frage: wird das Miniſterium in der neuen Kammer das Budget durchbringen? Werden nicht viele dafür ſtimmen, um nur die äußerſte Verwirrung weiter hinauszuſchieben? Dieſe Möglichkeit würde ſehr erſchwert werden, wenn der Dey von Algier nicht zuletzt die Koſten der ſehr verſchwenderiſch zugeſchnittenen Expedition trägt. Er hat (obgleich diesmal das Recht eigentlich auf ſeiner Seite ſteht) zwanzig Millionen Entſchädigung angeboten; man will aber den Krieg, um Eindruck zu machen, das Heer zu gewinnen, Kraft zu zeigen — und nebenbei um für die Faiſeurs und die Congregation Geld zu ſchneiden.

Der König iſt völlig unwiſſend über die wahre Lage der Dinge: ſeine alten Freunde, die jetzt entſchädigten Emigrirten dürfen kein Wort mehr ſagen, ſo beſtimmt hat er ihnen verboten ungefragt zu

reden, so mit Entlassungen u. s. w. gedroht. Es ist ein unbegreiflicher Eigensinn, dies Ministerium erhalten zu wollen, für dasselbe (dem, in Wahrheit Ruhe wünschenden Frankreich gegenüber) solche Trödel anzufangen. Nun suchen die Ultrablätter jener Partei (thöricht oder schändlich, oder beides zugleich) darzuthun: daß der König nach dem vierzehnten Absatz der Charte im Falle der Noth, Gefahr u. dgl. allein Gesetze geben, das heißt ihnen die ganze Verfassung einseitig umstoßen könne. Ja sie wünschen Skandale und Übertreibungen der liberalen Partei, um Vorwände für ihre gewaltsamen Plane zu erhalten. Sie vergessen 1) daß §. 15, 17, 18 jenen §. 14 so erläutern, daß ihre Deutung völlig grundlos erscheint; 2) daß gar keine außerordentliche Noth, Gefahr u. dgl. vorhanden ist; 3) daß, durch eine unabweisliche Umkehrung des Satzes, die Kammer für solche Fälle das Recht behaupten könnte, Gesetze ohne den König zu geben; 4) daß Unruhen an sich höchst verderblich sind, und diese wenigen, gehaßten Personen in solchem Falle, trotz aller Gewaltstreiche, unterliegen würden. Nur darüber können hin und wieder Zweifel obwalten, welche Gränzen die Begriffe von loi und ordonnances haben; wo indeß das Gesetzbülletin ergiebt, daß weit eher der letzte, als der erste zu sehr ausgedehnt ist. Gegen Gesetz und Gebrauch wäre es aber, wenn der König (sofern die Majorität

der neuen Kammer dem Ministerium entgegentritt) allein ein neues Wahlgesetz erlassen wollte. Auch läßt sich ja durchaus keine Wahlform ersinnen, welche dieser Partei dauernd die Oberhand verschaffen könnte. Dem Auslande gegenüber reden die Franzosen, als hätten sie ausschließlich alle Weisheit und Freiheit in Beschlag genommen; vergessen sie aber einen Augenblick lang diese Stellung und Richtung, haben sie der Klagen nur zu viel, und es wäre allerdings das größte Unglück, nach solch einer Revolution, ohne Resultat, in die angeblich paradiesischen Häfen le Tellier's, Terray's, der Dubarry u. s. w. wieder einzulaufen.

Paris, den 4ten Mai.

Um nicht ganz allein zu Hause zu sitzen und mich (da ich das Lesen noch nicht lange aushalten kann) schrecklich zu langweilen, ging ich in das Theater Madame und sah zuerst les actionnaires von Scribe und Bayard, worin Spekulationswuth, Dummheit und Eigennutz, so wie sie sich hinsichtlich vieler Unternehmungen zeigen, vorgeführt und verspottet werden. Die Darstellung lebendig und natürlich genug, doch Inhalt und Aufführung ohne höhern Kunstwerth. Das zweite Stück, Philipp, von denselben, geht etwas mehr in die Tiefe und könnte tragisch und wirkungsvoll aufgefaßt und bearbeitet werden, obgleich das hindurch-

gehende Mißverhältniß herbe bleiben dürfte. Während der Revolution rettet sich ein vornehmes Fräulein zu einer niederen Familie, zeugt mit ihrem Erretter einen Sohn und nimmt jenen als Haushofmeister zu sich, ohne ihn jemals (nach veränderten Verhältnissen) als Gatten, oder das Kind als das ihrige anzuerkennen. Daran reihen sich Verwickelungen bis zur Entdeckung. Die Weichheit und Resignation des Vaters, die Kälte der Mutter, die sonderbare Stellung des Sohnes sind besser behandelt, als sonst wohl in diesen Tagesstücken; vor Allem aber stieg das Interesse durch das meisterhafte Spiel Gontiers, des Vaters. Von den Weibern ist nicht viel zu sagen; die ich bisher sah, sind weder schön, noch große Künstlerinnen.

Die deutsche Oper besuchte ich noch nicht, die Chöre, Haitzinger und die Fischer werden gelobt; alles Andere sey kaum mittelmäßig. Irrig hat man Spohr's Faust statt der Jessonda gewählt, auch Vibiana von Pixis scheint keinen großen Eindruck zu machen.

Zweiunddreißigster Brief.

Paris, den 6ten Mai.

— — Abendgesellschaften muß ich noch vermeiden, um mich nicht übermäßig abzumatten, bin dagegen zweimal (den 4ten und 5ten Mai) im Theatre français gewesen und zur rechten Zeit nach Hause gekommen, weil ich mein Billet beide Male nach Beendigung des ersten Stücks verkaufte. Dies Verfahren ist, da man jeden Abend acht bis zehn Akte giebt, sehr gewöhnlich, und ermäßigt Zeit, Kosten und Anstrengung. So kostet das Parterrebillet z. B. funfzig Sous, und ich habe meins gestern, nachdem ich fünf Akte gesehen, noch für funfzehn Sous, und vorgestern, wo ich mich mit drei Akten begnügte, für fünfundzwanzig Sous verkauft. Man hat hierdurch die Wahl, früher oder später ins Schauspiel zu gehen. Beide Male war das Haus außerordentlich leer, so daß ich fünf Minuten vor dem Anfange noch Platz auf der zweiten Bank fand und kaum vier Bänke besetzt, Stalles, Logen und Balkons aber eine Wüste waren. Ich sehe immer mehr daß das regelrechte, sogenannte klassische Trauerspiel und Lustspiel fast gar kein Publikum und nur noch theoretische Vertheidiger hat, und ich mag nicht tadeln daß man von einsel-

tigem Götzendienste zurückgekommen ist; aber die höchst oberflächlichen Vaudevilles und die unsinnigen, sogenannten romantischen Stücke sind kein schönerer, und wohl noch ein dummerer Abweg. Die Aufführung der Bellemère von Sanson und der Ecole des femmes von Moliere war im Ganzen lobenswerth und besser, als man auf den meisten kleineren Theatern spielt. Im ersten Stücke gab Grandville den alten phlegmatischen Onkel Duchemin sehr ergötzlich, und Mad. Desmousson die böse Schwiegermutter Derfeuil mit französischem Eifer. — Nicht minder gut fand ich St. Aulaire als Arnolphe in der Ecole des femmes, und Mad. Despreaux, von der ich bisher nur ganz unbedeutende Rollen sah, zeigte, daß sie wenigstens Charaktere dieser Art gut halten und durchführen könne.

Paris, den 8ten Mai.

Immerdar suchen die Franzosen die Freiheit und Trefflichkeit der geselligen Verhältnisse in der höchsten Spitze der Verfassung, während selbst die äußerste Linke eine freisinnige Verwaltung für unmöglich hält. Sie möchte für den Fall künftigen Herrschens viele napoleonisch-tyrannische Einrichtungen eben so gern erben, als dies ihre Gegner von der äußersten Rechten gethan haben. Beide Theile stellen oft willkürliche Zwecke an die Spitze, und scheuen nicht immer

willkürliche Mittel, dieſelben zu erreichen. Zuletzt ſind aber die Ultraroyaliſten conſequenter, welchen alle Beſchränkung hinſichtlich der Verfaſſung eben ſo ein Gräuel iſt, als hinſichtlich der Verwaltung, die eben ſo gern abſetzbare Wähler und Deputirten, als abſetzbare Maires und Präfekten haben möchten. Das iſt wenigſtens eine Anſicht aus einem Stück, während die ihrer Gegner in unvereinbare Theile zerfällt. Wer einen Journaliſten antaſtet, begeht nach ihrem Sinne ein crimen laesae majestatis, und alle ſchreien darüber mit Stentorſtimmen; aber Beamten dutzendweiſe ohne Grund wegjagen, c'est une attribution necessaire du pouvoir exécutif. Und das wäre kein, aus leeren Abſtraktionen hervorgehender Aberglaube? Kein Einziger denkt daran, daß zu einer freien Verfaſſung eine freie Verwaltung gehört, ja daß aus der letzten, in ihrer unendlich vielfachen Anwendung, noch mehr Wohl und Weh hervorgeht, als aus der erſten. Die Unabhängigkeit der Communen iſt doch wohl ſo wichtig, als die der Tagesblätter. Es iſt Mode geworden, von jener hier zu reden, aber das, was ſelbſt die Liberalen bis jetzt darunter verſtehen, iſt kaum der Rede werth. Die Franzoſen begnügen ſich nicht ſelten mit Form und Wort, wir beſitzen in aller Stille weit öfter die Sache.

Jeder fragt jetzt hier den andern: was wird geſchehen? Aber es iſt leichter aus wenigen gegebenen

Elementen eine Kometenbahn berechnen, als aus den bloß mathematischen Elementen des Wahlgesetzes, Ansicht und Richtung der neu zu wählenden Kammer. Angenommen, sie tritt gegen das Ministerium auf, was wird geschehen? — Der König wird, sagen Manche, ein neues Wahlgesetz aus eigener Macht geben. Aber kann ein solches jemals die Wahlen in einer bestimmten Richtung verbürgen? Hebt eine Form, die jeden Minister unbedingt erhält, nicht den Gedanken der Repräsentation ganz auf? Wird Frankreich die, nach Inhalt einer königlichen Verfügung Erwählten anerkennen, da die Wahlen laut der Charte durch Gesetze bestimmt seyn sollen? Wird man zahlen, wenn eine solche Kammer Geld bewilligt? Wird auch nur die Pairskammer eine solche Deputirtenkammer anerkennen? — Allerdings haben die Franzosen eine Neigung, sich überall der Macht anzuschließen, woraus zeither oft die Leichtigkeit hervorging, sie zu tyranniſiren; aber wer hat denn jetzt solche Macht und Ansehn? Nicht der König, nicht die alten Marschälle, nicht die Congregation, nicht die Paar Gelehrten und Professoren. — Deshalb scheinen mir, trotz alles guten oder bösen Willens, die coups d'état unausführbar, und die Gefahr vorübergehend. Bewilligt die neue Kammer Geld, so schleppt sich die Sache noch ein Jahr lang weiter, bewilligt sie nichts, so wird der König, trotz seines Eigensinns, in ande-

rem Sinne herrschen und ein anderes Ministerium wählen müssen.

Seit dem 1sten Mai ist allen öffentlichen Dirnen untersagt, sich in irgend einer Straße blicken zu lassen. Paris hat dadurch, besonders Abends, in manchen Gegenden ein ganz anderes Ansehn gewonnen. So wenig Keuschheitscommissionen (z. B. in Wien zur Zeit der Maria Theresia) und andere inquisitorische Maaßregeln nutzen, so heilsam wirkt jede Erschwerung des Verkehrs mit jenen Personen. Denn ob es gleich nicht gefährlich ist, wenn ein häßlicher Drache sagt: voyez comme je suis aimable, macht Gelegenheit doch Diebe, und wenige haben Neigung, alten Kupplerinnen mehr als ihren eigenen Augen zu trauen. Beharrt man streng auf jener Maaßregel (was eigentlich keine Schwierigkeiten hat), so muß der Hunger die Zahl jener Mädchen ungemein verringern, und andere von der verderblichen Bahn abschrecken, die fast immer mit höchstem Elende endigt.

Mittags.

Eben erhalte ich zu meiner großen Freude eure lieben, langen Briefe vom 21sten bis 24sten April. Ich danke für den umständlichen Bericht über die Aufführung des Don Juan, und freue mich, daß die Nachrichten Sachverständiger über die großen Fort-

schritte der Sontag hinsichtlich der Rolle der D. Anna, sich überall bestätigen. Die Schule des Ernstes und der Sorge hat also mehr zu ihrer Entwickelung beigetragen, als die flaue und matte Courmacherei von — — und Consorten. Gegen die S— hat das Publikum sich unbillig und unpassend benommen; so wie auch die bunte Herausruferei am Ende sich mit rechtem Enthusiasmus nicht verträgt.

Sonderbar, gerade dieselben Stunden, welche H. im Don Juan zubrachte, waren hier für mich entscheidend über Leben und Tod; erst nach Mitternacht kam ich wieder zu einiger Besinnung in Folge großen Blutverlustes.

Dreiunddreißigster Brief.

An H— von R—.

Paris, den 9ten Mai 1830.

Es kommt bei Erwählung eines Berufs hauptsächlich auf zwei Dinge an: erstens, nicht sowohl danach zu fragen, welcher Beruf der angenehmste, einträglichste, ruhmvollste sey, sondern zu welchem Gott Anlagen und Kräfte gegeben hat. Zweitens, die Wahl nicht auf das Außerordentliche, Ungewöhnliche zu rich-

ten, was so Wenige erreichen; sondern sich an das Gewöhnliche anzuschließen, wofür viele Arbeiter berufen, und mehr als für jenes erwählt sind. In Künsten und höheren Wissenschaften hat das Mittelmäßige wenig Werth und giebt gewiß die geringste Beruhigung und Zufriedenheit; ein kleiner Wirkungskreis, den man völlig ausfüllt, ist besser, als ein großer, dem man nicht gewachsen ist. Ein Hr. — in — erzog seine Söhne so, daß einer der zweite Mozart, der andere ein zweiter Rafael, der dritte ein zweiter Göthe werden sollte, und das Ende vom Liede ist, daß Alle Stümper geblieben sind. Viel Geschrei und gar keine Wolle. Jeder Beruf hat seine Leiden, seine Schattenseite. Wenn du also in einer Stelle deines Briefes dich von der Geschäftslaufbahn durch willkürliche Behandlung der Vorgesetzten zurückgeschreckt fühlst, so finde ich dies sehr natürlich; bedenke aber, daß andere Richtungen von ähnlichen Erfahrungen nicht frei sind. Das Publikum, auch eine Art von Vorgesetzten, zeigte sich z. B. nach demselben Briefe willkürlich und undankbar gegen die S—, jeder Hans Narr kritisirt Dichter, Maler und Musiker, und mancher Schriftsteller wird von Leuten heruntergemacht, die alle Weisheit eben erst aus seinem Buche holten. Es gab barbarische Zeiten, wo die Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft nichts galt; jetzt sind wir am entgegengesetzten Ende angelangt und überschätzen diese

falsche Poesie im Vergleich mit der gesunden Prosa des Lebens. Glaube mir, eine gute Relation ist der Welt mehr nütze, als ein schlechtes Sonet, und ein ordentlicher Regierungsrath mehr, als ein Redakteur, der alle Tage seine Nothdurft in einem Tageblatte verrichtet, und nach vollbrachtem Geschäfte das Blatt auch sogleich verbraucht. Aus dem Allen folgere ich zunächst, daß du (um die technischen Ausdrücke beizubehalten) damit anfangen mußt, dich zu irgend einer Fakultät zu bekennen. Ob du von da aus dereinst (wie ich es selbst that) eine eigenthümliche Richtung nehmen kannst oder sollst, wird sich finden; die regelmäßige Bahn, auf der ich lange gegangen bin, ist für mich kein Umweg gewesen. Gehen wir die einzelnen Fakultäten durch, so fühlst du, wie zu der Laufbahn eines praktischen Arztes ganz bestimmte Neigung, Thätigkeit, Gemüthsstimmung nöthig ist, ja nicht minder zur theoretischen Behandlung einzelner Zweige, z. B. der Anatomie. Der Theolog muß Prediger oder Professor werden, beides eine mildere, ruhigere und nicht minder nützliche Richtung, als die des Arztes. Ja sie steht, recht durchgeführt, den meisten andern voran. In der juridischen Fakultät findest du nebeneinander die rechtsprechende Behörde und (wenn das Talent Erfolg herbeiführt) die einträglichere Advokatur. Es gehört aber eben so eine bestimmte Richtung dazu, sich gern mit kranken Rechts-

ſachen, als mit kranken Leibern abzugeben. Mehr Mannigfaltigkeit und Ausſicht iſt für einen geſchickten jungen Mann in der cameraliſtiſchen, als in der juriſtiſchen Laufbahn; doch dürfen die Studien nicht getrennt, es kann ein letzter Entſchluß darüber ſpäter gefaßt werden. Das Alterthum muß jeder gebildete Menſch kennen, aber das Leben an die klaſſiſche Philologie zu ſetzen, ſcheint mir ohne beſtimmten Beruf unrathſam; warum hier nur Ähren leſen, während man anderwärts noch aus dem Vollen ſchneiden kann. Naturwiſſenſchaft zeigt (ohne Medizin) kein leichtes Fortkommen. — Faſſeſt du dies kurz Angedeutete zuſammen, ſo findeſt du überall Schwierigkeiten; welche davon groß oder klein, zu beſeitigen oder unüberſteiglich ſind, entſcheidet nun eben Neigung und Beruf, die ſich oft inſtinktartig ausſprechen, bevor man den Gegenſtand genau kennt und beherrſcht. So war mir als Studenten ſchon die Geſchichte ſehr wichtig, und ich ließ mich nicht ſtören, wenn der, der Phyſik zugewandte A. v. A. mich darüber auslachte. Auf jeden Fall muß das erſte Jahr deines Studentenlebens vorzugsweiſe der allgemeinen menſchlichen Bildung gewidmet ſeyn, ohne welche jede ſpezielle Richtung einſeitig und philiſteriſch bleibt.

Paris, Montag, den 10ten Mai.

— — — Mit dem Eſſen in den Reſtaurationen (ob es mir gleich zu Hauſe beſſer ſchmeckt) ver-

trage ich mich noch eher, als mit dem Trinken. Jenes iſt indeß, wie ich wohl ſchon ſchrieb, oft durch Gewürze mannichfacher Art ſeinem urſprünglichen Geſchmacke entfremdet, ſo daß das Meiſte eine pikante und doch charakterloſe durchgehende Ähnlichkeit erhält. Ich kann dieſer franzöſiſchen Küche nur eine künſtliche Manier, keinen einfachen großartigen Styl zugeſtehn. Weit beſſer kocht man in den Privathäuſern, die ich kennen lernte. Und nun das Trinken des filtrirten, durchgeſeigten, abgematteten Waſſers! Die Pariſer ſagen: c'est une eau bonne, agréable, salutaire. Bekäme man aber auch nicht Leibweh danach, erſcheint dieſe Äußerung doch jedem irrig, der jemals die Hand nach einem Alpenquell ausſtreckte, oder den Wohllaut der Aqua Trevi einſchlürfte, oder auch nur an unſer reines, friſches berliner Sandwaſſer gewöhnt iſt. Gießen Sie, ſagt mir einer, Wein in das Waſſer um es zu verbeſſern; gießen Sie, ſpricht der andere, Waſſer in den Wein, damit er Ihnen nicht übel bekomme. Wenn ich alſo zwei ſchlechte Dinge zuſammenmiſche, ſoll etwas Vortreffliches daraus hervorgehn! Der beſſere Wein iſt verhältnißmäßig theuer und ſehr hitzig, und das Bier, was ich am erſten loben möchte, beſchwert den Magen, weil man in Folge jener Kochweiſe gewöhnlich ſehr dürſtet.

Aus dem Allen ſoll nur hervorgehn, was ſich von ſelbſt verſteht, daß ich nicht Eſſens und Trinkens

halber in Paris bin, und auch nicht deshalb hergehen würde. Ja mir sagt die cuisine bourgeoise mehr zu, als die aufs höchste gesteigerte Manier bei den theuersten und modigen Restauranten.

Gestern war ich im letzten Concerte des Conservatoire. Zwei Singstücke aus Cherubini's Abencerragen, besser componirt als gesungen; ein Duett aus Wallace, unverständlich, weil man die dramatische Situation nicht kannte; ein Hornsolo unbedeutend. Dagegen wurde eine Symphonie von Mozart, g mol, eine von Beethoven, c dur, und das Andante aus Haydn's türkischer Symphonie mit höchster Vortrefflichkeit gegeben und mit größtem Beifall aufgenommen. Mozart stand — wie eigentlich immer — oben an. Alles aus einem Stück, schön, harmonisch, nicht zu viel und nicht zu wenig, nichts Gesuchtes, Heraustretendes, Incommensurabeles. Wenn ein Faß voll ist, strömt der Wein ununterbrochen und gleichmäßig in den vorgehaltenen Becher; hebe ich es hinten hoch, stürzt er plötzlich mit verdoppelter Gewalt hervor, daß der Becher überströmt. Der Kenner weiß jedoch, daß dort der wahre Reichthum, hier der Vorabend der Erschöpfung ist. — Ich will hiemit nichts zur Herabsetzung des großen Genies von Beethoven gesagt, sondern nur im Allgemeinen eine Ansicht ausgesprochen haben. Man kann ihn mit Michel Angelo, Mo-

zart mit Rafael, und Haydn mit einem der besten, ältern, naiven Niederländer vergleichen. Wir Deutschen haben so großen Reichthum, daß wir oft unbillig und krittlich werden. Wen können die Franzosen nur einem von jenen drei Männern mit vollem Gewichte gegenüberstellen? Gluck, der einzige höchsten Ranges, war auch ein Deutscher, nicht bloß der Geburt nach, sondern auch in seiner ganzen Kunstrichtung.

Vierunddreißigster Brief.

Dienstag, den 11ten Mai.

— — Gestern um zwei Uhr fuhr ich zu einem déjeûner dansant beim Grafen —. Der mir wohlbekannten aristokratischen Einrichtung gemäß, stieg ich schon auf der Straße aus meinem bescheidenen Kabriolet und ging zu Fuße über den Hof zum eigentlichen Hotel, während die Equipagen in den Hof hinein und vorfahren. Dieser Aristokratismus ist indeß verkehrt und unhöflich: denn, wenn alle Personen der Eingeladenen für die Gesellschaft als ebenbürtig betrachtet werden, so giebt es keinen vernünftigen Grund zwischen ihren Kutschern und Pferden eine solche ver-

ſchiedene Rangordnung einzuführen. Auch hat die Einrichtung ihre ſehr weſentlichen Unannehmlichkeiten: denn hätte ich z. B. geſtern während des Regens über den langen Hof gehen ſollen, wäre ich ganz durchnäßt angelangt.

Mein erſter Gedanke beim Eintritt, nachdem Wirth und Wirthinn mich mit einem Paar theilnehmenden Worten empfangen hatten, war an mich ſelbſt. Denn obgleich ein ganz ſchwarz angezogener Menſch, in der heutigen Lehre vom Coſtüme, überall bedeutungslos durchläuft, wie eine ſchwarze Null, ſo war ich doch nicht ohne Sorgen über Schuh ohne Schnallen, runden Hut u. dgl. Sobald ich aber all dieſe Mängel oder Vorzüge an mehren bemerkte, ja manche Nichttanzende ſogar in Stiefeln einhergehen ſah, kam ich mir hinreichend geputzt vor und konnte, mit der Brille auf der Naſe, meine Beobachtungen beginnen. Zur rechten des großen Eingangszimmers folgte ein zweites, und auf dieſes der Tanzſaal; zur linken des Einganges waren in anderen Zimmern viele kleine Tiſche für das déjeûner gedeckt und mit feinen Speiſen und Weinen beſetzt. Die älteren Herren trugen meiſt ſchwarze, die jüngeren meiſt blaue oder braune Röcke, weiße, ſchwarze und bunte Binden und Sommerbeinkleider von allen Farben. Unter den tanzenden Damen die meiſten weiß, ganz einfach, die Haare geſchickt geſcheitelt, oder in Locken gelegt, oder in Flech-

ten gewunden und aufgesteckt. Keine auffallend oder überladen. Manche tanzten in Hüten mäßiger Größe, so geschieht es wohl bei déjeûners dansants. Die nicht weißen Damen trugen Kleider von Seide, Merino oder Kaschemir, die kostbarsten mit eingewirkten Mustern, oder Blumen. Keine Besätze oder Stufen; nur wenige hatten eine einfache Franze derselben Farbe etwa in der Höhe des Knees ums Kleid gesetzt; ein einziges war in derselben Höhe mit einem breiten Kranze glänzender Blumen gestickt. Drei oder vier der Tanzenden trugen Blumen in den Haaren; jede aber einen großen Blumenstrauß in der Hand, welchen der Graf höflichst beim Eingange überreichen ließ. Man tanzte fast lauter französische Contretänze, und jede Dame hob während des Tanzens das Kleid, welches nur bis zum Knöchel reicht, noch etwas mehr mit beiden Händen in die Höhe. Schuhe meist schwarz, Füße klein und geschickt. Von der Schönheit kann ich aber (in Betracht der großen Zahl der Gegenwärtigen) nicht viel Rühmens machen; Lob verdient es hingegen, daß keine einzige unter ihnen war, was man aufgetakelt nennt. Gern hätte ich den Dingen noch länger zugesehn und auch das déjeûner erprobt; aber große Hitze an einer Stelle, der Zug geöffneter Thüren und Fenster an der zweiten, ließen mich eine neue Erkältung befürchten, auch drängten mich noch andere Plane für den Abend.

Man gab in der großen Oper Orpheus, von Gluck, der, zum Vorwurfe Berlins, ſchon ſo lange von unſerer Bühne verſchwunden iſt. Obgleich die Jawurek (Amor) und die Dabadie (Eurydice) keine großen Sängerinnen ſind und dem lobenswerthen Nourrit die Rolle etwas zu hoch liegt, ward mir doch im Vergleich mit ſo mancher beliebten neuern Oper ſogleich zu Muthe, als käme ich von einem fidelen Tanzboden in eine ſophokleiſche Tragödie. Und hätte Gluck nichts geſchrieben als die große Scene mit dem No des Furienchors und das erſte Duett des dritten Akts, er entginge damit dem Tode der Vergeſſenheit und ſtiege hinauf zu neuem Leben, während die Todtenrichter gewiß die Lappen vieler zuſammengewürfelten dicken Partituren in ihr hölliſches Feuer werfen und die eitlen Komponiſten daran etwas reſten würden, um ſie beſſer gegen die Verweſung zu ſchützen. Nach Beendigung des Orpheus überlegte ich, ob es nicht unwürdig ſey, noch etwas anderes zu ſehen und zu hören, und ob der Tag nicht ſchon reich genug ausgeſtattet ſey. Aber ich ſaß nun einmal auf einem guten Platze, das Ballet Manon Lescaut ſollte ja ein hiſtoriſches Intereſſe haben, und es gilt für unverantwortlich, ſo lange in Paris zu ſeyn, ohne die Monteſſu und Taglioni geſehen zu haben. Alſo ich blieb. Manon Lescaut (Monteſſu) wird von ihrem Liebhaber Desgrieux (Ferdinand) im Jahre 1750 ins

Palais royal geführt, iſt darüber höchſt erfreut, möchte (worin ſich die Zeiten nicht geändert haben) gern alles kaufen, hat aber ſo wenig Geld als ihr Liebhaber. In dieſer Sorge läßt ſich der letzte von einem Beutelſchneider verlocken, geräth in Händel und wird verhaftet. Dieſe Zeit benutzen einige vornehme Herren und nehmen Manon in die Oper, wo nun ein Ballet nach Weiſe jener Zeit getanzt wird. Plötzlich erſcheint der Liebhaber, ſtört die Oper und wird zum zweiten Mal verhaftet. Der zweite Akt zeigt Manon im Hauſe des vornehmen Herrn, in allerhand Geſellſchaft, bis jener ſie verläßt, der Liebhaber durchs Fenſter einſteigt, mit dem rückkehrenden Herrn in Händel geräth und nebſt Manon nochmals eingeſperrt wird. Im dritten Akte finden wir Manon in Neuorleans unter Sträflingen und Sklaven, ſtets mit Prügeln bedroht, bis der Liebhaber wiederum anlangt und ſie entführt. Unterwegs aber leiden beide an ſchrecklichem Durſt, und als endlich der Gouverneur und die vornehme Welt ſich die Mühe geben, ſie im Walde aufzuſuchen, iſts zu ſpät; ſie ſtirbt eines kläglichen Todes! — Das Alles gefällt nun hier ungemein. Die genaue Nachahmung der Kleidungen, Sitten, Gebräuche, Opern u. ſ. w. des Jahres 1750 hat etwas Anziehendes und Merkwürdiges. Neben dem Lächerlichen aber fiel mir (dem Fremden) auf die Seele, wie eben Kleidungen, Sitten u. ſ. w.

ganz geſchmacklos, albern, ja verdammlich erſcheinen, und das Ganze eine bittere Satyre auf die Vorfahren, ja die Franzoſen überhaupt iſt. Aber ſie merken das Alles in der Freude nicht, es jetzt ſo ungemein weit gebracht zu haben. Freilich iſt Manches beſſer geworden, aber das Scharivari der heutigen Muſik Halavis dürfte eben nicht mehr werth ſeyn als das damalige Lyrumlarum Rameaus, und der Amor in rothen Schnürſtiefeln und grünen Taffethoſen eben nicht abgeſchmackter als Kaiſer Karl V in Viktor Hugo's Hernani. Daraus geht aber keineswegs hervor, das Modige und Schöne ſey daſſelbe, vielmehr gerade das Gegentheil; und ſo abgeſchmackt uns die Reifröcke, Schminkpflaſterchen, kleinen Pagen mit Haarbeuteln, gepuderten Friſuren u. ſ. w. erſcheinen, ſo thöricht nach wenig Jahren unſere ungeheuern Hüte und Hauben. Das Schöne und Modige ſtehen ſich, ſage ich, entgegen, ſofern jenes das Ewige, in allem Wandel Gleiche, dies das in ſeiner oberflächlichen Beweglichkeit Vergängliche, Nichtige iſt. Jenes ewig Schöne erhält ſich freilich nicht in der einzelnen alt werdenden Perſon, wohl aber in ſteter Erneuerung der Geſchlechter und vor Allem in der Kunſt. Bei den Griechen und in der großen italieniſchen Zeit des ſechszehnten Jahrhunderts war der Sinn und das Gefühl des Schönen ſo mächtig, ſo in das ganze Leben übergegangen, daß die Mode dagegen gar keine

Macht hatte, oder ein eigenes, dem Schönen feindliches Reich errichten konnte. Vor zehn bis zwanzig Jahren glaubten wir eben ſo weit zu ſeyn, aber das Griechenthum der Damen war auch nur eine Mode, und die am lauteſten von gutem Geſchmack reden, unterwerfen ſich dummerweiſe den kläglichen Erfindungen einfältiger Putzmacherinnen. — Doch ich ſoll ja über Manon Lescaut berichten. Im dritten Akte alſo vient la morale, um Alles in die Richte zu bringen, und wenn mans etwa nicht merkte, ſtößt der Schluß der Analyſe jeden mit der Naſe darauf und ſagt: terrible exemple de l'inconduite! Wenn mir aber die Frivolität der erſten Akte, von Schönheit und künſtleriſcher Darſtellung zu weit entfernt zu ſeyn ſchien; ſo läßt ſich dieſe Moral und das Verdurſten, als Schluß eines ſolchen Ballets, wohl noch weniger rechtfertigen. Iſt Manon das, was man, rund heraus geſagt, eine liederliche Dirne nennt, ſo gehört ſie gar nicht auf die Bühne und die Treue des Liebhabers erſcheint unwürdig, oder als bloß ſinnliche Begier; iſt ſie dagegen nur den Gefahren der Verführung ausgeſetzt geweſen, daraus aber nicht ſchuldig, ſondern gebeſſert hervorgegangen, warum ſie in eine Lage bringen, die ärger iſt als im Zuchthauſe, und warum den unangenehmen, aber ganz zufälligen Tod, als innere und äußere Buße, und als einen conſonirenden Schluß des Ganzen hinſtellen? Doch was

bleibt, wenn man dieſe Erzeugniſſe kunſtgemäß kritiſiert! Die Pantomime war, — wie immer: man verſteht recht gut, ob und wenn einer ißt, trinkt, Prügel kriegt u. ſ. w., und die anderen Geheimniſſe können ohne großen Verluſt unaufgeklärt bleiben. Die Menteſſu hat keine großartigen edlen Züge, daher ihr Mienenſpiel in den Tagen der Noth zwar vielen Ausdruck zeigte, aber mehr einen ängſtlichen und peinlichen, als einen tief tragiſchen. Sie tanzt als hätte ſie Stahlfedern in den Beinen und könnte ohne Mühe und Ermüdung die größte Laſt damit in die Luft ſprengen; die Taglioni dagegen tanzt als hätte ſie gar kein Gewicht, als ſchwebte ſie über den Brettern und ließe ſich nur zufällig hinab, dieſe einmal mit den Füßen zu berühren. Sie iſt hier bei weitem die beſte Tänzerinn, und ſeit der Vigano und einer kleinen Engländerinn in Neapel, habe ich nichts ähnliches geſehen. Nicht bloß die Füße tanzen bei ihr, ſondern Kopf, Arme, kurz alle Theile des Leibes ſind in einer harmoniſchen, zu einander gehörigen Bewegung, oder Ruhe. Was bei mancher andern als ein halsbrechender Katzenſprung oder als unanſtändige Beinſparkelei erſcheint, hat ſich bei ihr (trotz der größten Kühnheit und Schwierigkeit) in eine leichte, reizende Erſcheinung verwandelt, als ſähen wir eine der herkulaniſchen Geſtalten vorüberſchweben. Niemals erblickt man an ihr etwas Unſchönes, nie die tours de force

einer ausgearteten Schule, nie dieſe Windmühlen, Pirouetts und gewaltſamen Kräuſel. Doch drehet ſie ſich, aber ſtets mit Anmuth und mit der mittleren Schnelligkeit, welche einem edlen Mädchen allein gebührt. Und bei dieſem Drehen (ich habe ſehr genau Acht gegeben) ſtreckte ſie das Bein nie rechtwinklig zur Seite, ja nicht einmal gerade aus, ſondern das Knie blieb reizend gebogen und die Zehenſpitzen erhoben ſich kaum vier bis ſechs Zoll über die Erde. Lernten unſere jungen Figurantinnen oder Soloſpringerinnen hier ſo tanzen, lohnte es ſchon eine Reiſe nach Paris; aber wenn ſchon die Schönheit der Formen eine Gabe des Himmels iſt, dann noch mehr die Anmuth der Bewegung! Und zuletzt hielte jede ihre Sprünge für einen höheren Grad der Kunſt; ſowie die verkehrten Nachahmer Michael Angelo's, mit Verachtung auf die Einfachheit und Anmuth Rafaels hinabſahen. — Die Nachahmung der Tänze von 1750, regelrechte Menuetts u. dgl. waren luſtig genug anzuſehen, und ein Ballet von Negern und Sklaven im dritten Akte ſehr charakteriſtiſch und lobenswerth angeordnet.

Um Mitternacht kam ich erſt ins Bett, ſtand heute um ſieben Uhr auf, dir dieſen Bericht zu erſtatten und wandere nun wie gewöhnlich auf die Bibliothek. Meine Geſundheit ſcheint ſich täglich zu befeſtigen, nur iſt das Wetter noch ſehr rauh und unfreundlich.

Fünfunddreißigster Brief.

Mittwoch, den 12ten Mai.

Gestern erhielt ich eure lieben Briefe vom 2ten und 4ten Mai. Fahrt fort, mich auf diese Weise von allen Ereignissen des täglichen Lebens zu unterrichten, denn nicht auf die Wichtigkeit des abgehandelten Gegenstandes kommt es hier an, sondern auf die Theilnahme, die man wechselseitig aneinander nimmt. Diese voraussetzend, melde ich euch auch von hier manche Kleinigkeiten, ohne je daran zu denken, Briefe für eine literarische Kunstausstellung zusammenzudrechseln. Noch Einzelnes zur Antwort. Was du über Iffland's Werke sagst, ist ganz richtig. Er war nicht ungeschickt für theatralische Anordnung, beobachtete für gewisse Stände und Regionen genau und wirksam, hegte Ehrfucht für Sittlichkeit und verschmähte gesetzlose Willkür. Das alles konnte aber freilich den Mangel höherer Dichtungskraft nicht ersetzen; daher so viel breiter Ballast, den himmlisches Feuer hätte verzehren sollen, daher die Seltenheit einer wahrhaft poetischen Anregung, daher soll die Moralität einer prosaischen Weltanschauung oft jene Mängel verdecken, als sey zwischen Sittlichkeit und Poesie ein Gegensatz, oder die eine die Herrinn und die andere die Magd.

Die Jäger gelten gemeiniglich für sein beſtes Werk; ich möchte dieſem Urtheile nicht beiſtimmen, ſchon des viel zu breiten Geredes willen. —

— — Was das Theatre moderne français betrifft, ſo wirſt du ſehen, wie loſe und willkürlich dieſe Arbeiten ſind, und weder durch Regelmäßigkeit noch durch ächte Freiheit ins wahre Leben erhoben werden. Den alten Weg der Schriftſteller Ludwigs XIV kann man freilich nicht mehr gehen, nicht ewiglich in die alten Fußtapfen hineintreten, wie es Kühe und Schafe in ihren Triften wohl thun; aber die Kreuzſprünge aus dem Stalle herausgelaſſener Kälber, ſind noch keine edlen Bewegungen im neuentdeckten Garten der Poeſie. Dumas und Hugo werden nicht ſo lange leben wie Racine und Corneille; was ſich auch gegen dieſe ſagen läßt, ſie ſtehen in ihrer Art den neuen Arbeiten voran, die noch gar keine Art und Geſchlecht zeigen, ſondern Exemplaria ſind monſtröſer Art, mit zu vielen oder zu wenig Gliedern.

Mit Recht wächſt deine Achtung vor den beiden Schlegel. Es giebt wenige Schriftſteller, wo ſich Reichthum der Gedanken mit Schönheit der Formen ſo harmoniſch vereinigen. Der Katholicismus Friedrichs wäre an ſich nicht zu tadeln, denn warum ſoll jemand es nicht ſeyn oder aus Überzeugung werden; gerechte Vorwürfe aber beginnen da, wo er ſeiner Anſichten und Zwecke halber unwahr wird, Thatſachen

verschweigt und, ich möchte sagen auf Verführung ausgeht, indem er das letzte Wort nirgends ausspricht. Ja unbegnügt mit den Formen der Kirche und den Gränzen der Menschheit, war der Reichbegabte zuletzt, trotz allen Scheines des Allumfassens, in einen so engen Kreis gebannt, daß er bei längerem Leben fast nothwendig hätte mit Wahnsinn endigen müssen. — An dem anderen Ende dieser angeblich höhern religiösen Welt bewegen sich die einseitigen, unduldsamen Puritaner; so viel leichter ist es, an den äußersten Gränzen im Leeren zu fechten, als vom ächten Mittelpunkte aus Gottes Werke zu begreifen und sich des Reichthumes der Welt zu erfreuen. Es ist merkwürdig daß selbst die klügsten Männer und Frauen dieser Partei wähnen, das rechte Licht treffe ihr Auge, wenn es durch das Nadelöhr ihrer beengten Lehre eingeht; sie werden allmälig immer unfähiger, man kann wohl sagen, dummer, und bilden sich doch ein täglich mehr Weisheit zu erlangen, um Welt und Menschen, in Gottes Namen, nach ihrem Belieben zu arrangiren und zusammenzuschneidern.

Auch ich wünschte, A. W. Schlegel hätte sich enger an Deutschland angeschlossen und für das Deutsche gearbeitet. Gleiche Vorwürfe kann man Göthe und Tieck machen, nur aus verschiedenen Gründen. Jenem erschien es bisweilen wohl gering und barbarisch; dieser hat seine deutschen Tragödien, bei aller

Bewunderung für das Germaniſche, in der Taſche und im Kopfe behalten, und muß nun leiden, daß Andere nach ihren Kräften verſuchen, was er mit größeren nicht zu Stande gebracht hat. Bleibt mir ein Verdienſt, ſo beſteht es darin, mein kleines Pfund dem Deutſchen und dem Vaterlande dargebracht zu haben, und dies reut mich nicht, ob ich gleich viel berühmter wäre wenn ich über Armenien und Meſopotamien geſchrieben, einige neue Lesarten entdeckt, oder in einem codex rescriptus gefunden hätte, der Kaiſer Markus Aurellus habe gegen Verſtopfungen eine Frühjahrskur gebraucht. Ich ertappe mich hier oft darauf, wie ich eben ein Deutſcher und deutſch geſinnt bin; in der Heimath fällt es mir gar nicht ein, obgleich die ſechs Bände Hohenſtaufen (neben tauſend andern Dingen) dafür ein nur zu breites Zeugniß ablegen.

Geſtern war ſo kaltes Regenwetter, daß meine Plane unausführbar wurden. Erſt Abends entſchloß ich mich ins Theatre français zu gehen, weil ich gewiß war noch um die Zeit des Anfangs einen bequemen Platz zu finden. Ich ſah: la femme jalouse, von Desforges, für ein Stück moraliſchen Inhalts ohne höhere Anſprüche, leidlich genug. Die Vorſtellung war gut, raſch, ineinandergreifend und aus einem Stück. Perrier, S. Aulaire, Dem. S. Ange recht brav und Mad. Dupuis als femme jalouse lobenswerther als Vieles, was auf den kleinern

Theatern beklatscht wird. Welch ein Vorzug, daß man auf dem Theatre français diesen verteufelten Singsang mit der miserabeln Begleitung nicht, wie in den Vaudevilles, mit anhören muß.

Beim Nachhausegehen sah ich im Palais royal mit großen Buchstaben angekündigt: Petition des filles publiques de Paris à Mrs. le préfet de Police etc., redigée par Mlle. Pauline et apostillée par Msrs. les épiciers, cabaretiers, limonadiers et marchands de comestibles de la capitale. Der wesentliche Inhalt dieser und noch einer andern Schrift ist etwa folgender. Wir sind durch die Verfügung des Herrn Präfekten allen Gräueln des höchsten Elends preisgegeben, und weil wir Huren sind, haben wir deshalb nicht aufgehört Menschen zu seyn. Warum uns verhaften, wenn wir anständig gekleidet auf der Straße gehen und Niemand beleidigen. Das Gewerbe ist an sich leider ein elendes, aber durch die Concurrenz von anderen Weibern und vornehmen Damen, die keine Steuer bezahlen, ganz uneinträglich geworden. Oder sind wir so viel schlechter, weil wir baares Geld, jene aber Shawls von Kaschemir nehmen? Die Charte verbürgt jedem persönliche Freiheit; hilft unsere Vorstellung bei dem Herrn Präfekten nicht, werden wir bei den Volksrepräsentanten, den Kammern einkommen. Besser wäre es sonst im Reiche Golkonda, wo die Mädchen unseres Gleichen eine

der vierundvierzig Abtheilungen des Volkes bildeten und die einzige Verpflichtung hatten, dem Könige etwas vorzutanzen, welchen Dienst wir auf Verlangen dem Hrn. Präfekten zu leisten bereit wären, wenn er nur sein Einsperrungsdekret aufheben wollte u. s. w. u. s. w. — Allerdings fragt sich: ob man diese Mädchen, welche man duldet, besteuert, privilegirt, plötzlich durch eine polizeiliche Verfügung von ihren fruchtbaren Triften verweisen und nicht auf Stallfütterung, sondern auf Stallhungerleiderei setzen darf? Nur noch ein Schritt und Hr. Mangin schickt alle in ein orthopädisches Institut und läßt sie an den Betten festbinden. Mit Recht wird allem Skandal gesteuert und die Verführung gemindert; dann passen aber die Steuersätze nicht mehr, welche sich auf ein freieres Gewerbe gründeten. Überhaupt ist das Affichiren tugendhafter Richtungen, das Geldnehmen und der Plan große liederliche Häuser neu zu organisiren, keineswegs aus einem Stück, sondern in widerwärtigem Widerspruch.

Die deutsche Oper habe ich aus mehrern Gründen noch nicht gesehen. Ich muß entweder zwölf Franken für ein Billet zahlen, das ist mir zu theuer, oder ein Paar Stunden an der Queue stehen, das ist mir zu langweilig und ermüdend. Dazu kommt, daß ich mich äußerst vor Erkältungen hüten soll, und im Hause die Hitze unerträglich, draußen die Luft empfindlich kalt ist. Haitzinger hat sehr großen Beifall, und die De-

vrient macht furore. Alle erschöpfen sich in Lobeserhebungen, besonders ihres Fidelio. Ich sah und hörte ihn in Dresden, und habe damals meinen Beifall gegen einige Opponenten durchzufechten gesucht. Es freut mich, daß wiederum eine Deutsche alle hiesige französische Sängerinnen bankerott macht.

Sechsunddreißigster Brief.

Paris, Donnerstags den 13ten Mai.

Gestern war das Wetter zwar noch sehr unangenehm, aber doch so, daß man ausgehen konnte. Daher unternahm ich, zwei sehr entfernte Besuche zu machen, Cousin rue d'enfer und P. école du droit. Durch das Studium der Griechen, Engländer und Deutschen hat Cousin eine weit tiefere Einsicht in das Wesen der Philosophie gewonnen als seine Landsleute, welche oft ganz unwissenschaftliches, oberflächliches Hinundherreden mit jenem ehrenvollen Namen belegen. Daß man nicht zu viel esse, trinke, Geld durchbringe, nicht mit der Polizei in Händel gerathe, nicht im Zorne dumme Streiche mache oder aus Faulheit seine Angelegenheiten versäume, heißt Manchem schon Philosophie, und wenn Einige scheinbar tiefer eingehen wollen, offenbart sich ihre Unkennt-

niß Dessen, was die größten Denker geleistet haben, noch wunderlicher und fast noch unangenehmer. Condillac ist für die Meisten der Ausgangspunkt, Locke das ultima Thule, wohin sehr Wenige gekommen sind; drüber hinaus wohnen keine Leute mehr! Cousin hat das sehr große Verdienst, die den Franzosen fast unbekannte Geschichte der Philosophie ins Leben gerufen zu haben. Er zwingt sie dadurch, jenen oberflächlichen Standpunkt aufzugeben, sich anders als in hergebrachten Formeln zu bewegen und endlich einmal an die Arbeit des Denkens zu gehen. Er hat (gegen H.) Recht, daß er, um seine Landsleute zu gewinnen, schrittweise gehen muß; sonst würden sie kopfscheu umkehren und sich mit Waffen des Lächerlichen von den neuen Lehrern befreien. Wenn jemand, der an Leute wie Volney und Destutt de Tracy glaubt, plötzlich Hegel in die Hand bekäme, er würde ihn für toll halten, ja beim besten Willen keine halbe Seite begreifen. Daher muß, laut Cousin, in Frankreich zunächst Locke und Condillac durch die schottische Schule vertrieben, dann müssen die Leute durch Hume's Skepticismus aufgerüttelt und so an Kant und die große, vielseitige deutsche Entwickelung hinangeführt werden. Cousin's Übersetzung des Platon wird nicht bloß in Frankreich, sondern auch in England, Italien und Amerika gelesen, und für Viele eine ungekannte Welt aufschließen.

Es iſt löblich, daß Couſin (obgleich man ihn in Berlin ohne zureichenden Grund einſperrte und ihm keine öffentliche Ehrenerklärung gab) doch die veranlaſſenden Urſachen entſchuldigend anerkennt, nie gegen Preußen ſchrieb und deſſen Inſtitutionen richtiger würdigt als manche Liberale, die ohne Kenntniß darüber aburtheilen. Auch iſt er weit weniger mit negativen Abſtractionen behaftet, als viele der letzten; und während z. B. M. meint, ein Wechſel der Dynaſtie ſey ſo natürlich und leicht wie man eine Hand umkehrt, würdigt er die Schwierigkeiten und Folgen ſo kühner Verſuche ſehr richtig. Überhaupt kann man, wenn ſolch Ereigniß eintritt, es als Folge von Dummheit, Leidenſchaft, Vorurtheil u. ſ. w. anerkennen und dafür zureichende Gründe nachweiſen; aber man kann es nicht als probates Heilmittel in die politiſche Pharmakopöe aufnehmen. In allen aſiatiſchen Reichen iſt es an der Tagesordnung und hat keineswegs der Freiheit einen Schritt näher geführt, ſondern den Despotismus nur deſto tiefer begründet und deſto herber in Anwendung gebracht. Kein Wechſel der Perſonen giebt dauernde Bürgſchaft; ſchon der erſte des neuen Geſchlechts kann ein Cromwell und Bonaparte ſeyn; und nun die Kinder, Vettern, Muhmen und Baſen! Andererſeits erſetzt aber auch keine Form die Perſönlichkeit, kann dieſe nicht unbedingt leiten und verwandeln. So beherrſcht in Frankreich

jetzt keineswegs das Ministerium den König, sondern das Daseyn des Ministeriums und der eingeschlagene Weg rührt wesentlich von ihm her, und er besteht darauf. Folgt der Dauphin ähnlichen Sinnes, dann eine Minderjährigkeit; welche Form kann das ändern? Oder wäre der Herzog von Reichstadt unter Josephs Vormundschaft besser? Oder das glänzende Elend der militairischen Kaisertyrannei?

Von Cousin ging ich zu P., dem Verfasser eines sehr gründlichen Werkes über das Handels- und Seerecht, wovon jetzt der zweite ungemein lehrreiche Theil gedruckt wird. Also ein gelehrter, verdienter Mann, der aber den Liberalen als ihr Gegner nichts gilt. Die Behauptungen seiner Partei dürften etwa auf Folgendes hinausgehen. Die repräsentative Form ist nur eine Scheinbürgschaft, keine wahre, für Freiheit und Ordnung. Es ist fast unmöglich, daß so viel Franzosen auf einmal gute Gesetze entwerfen können. Jede neue Wahl setzt Alles auf eine Karte, keiner kann den Ausgang mit Sicherheit voraussehen, und je nachdem die Karte so oder so fällt, schreit die eine Hälfte, das Kapitol sey verloren. Die verschiedenen Interessen sollten vertreten werden, nicht die Thaler oder Köpfe; in einer Kammer, wo aber zufällig die Grundbesitzer die Mehrzahl waren, konnte man nichts für den Handel, in einer zweiten, aus entgegengesetztem Grunde, nichts für den Landbau

durchsetzen. Eine Hauptaufgabe, die Kritik des Budget, hat zeither auch nur wenig geholfen: die Millionen gehen ruhig durch, und über Kleinigkeiten chikanirt man. Die meiste Opposition entsteht, weil jede Partei gern in die Stellen der Minister einrücken möchte u. s. w. — Ein andermal weitere Entwickelung und Erläuterung dieser Ansicht.

Paris, Freitag den 14ten Mai.

So ist denn wieder ein Jahr vorbei, und ich kann es für eine Merkwürdigkeit halten, daß ich einen Geburtstag in Paris gefeiert, oder vielmehr erlebt habe. Denn von Feier ist nicht die Rede, ja es steht mir heute gar nicht einmal etwas äußerlich Interessantes bevor. Mir fehlt die Morgenchokolade, obgleich ich sie eigentlich nicht trinke, mir fehlen die Blumen, obgleich ich sie nicht rieche, mir fehlt alle Theilnahme und der Freitag am Freitage. Bei der Erinnerung, was ich in dem letzvergangenen Jahre vollbracht habe, erscheint mirs sehr wenig: die Ausführung der Reise und die große Krankheit bleibt das Erheblichste; jene als Zeichen von Lebenslust und Kraft, diese als Hinweisung aufs Ende. Das nächste Jahr, giebt es Gott, wird so wenig als das vergangene ohne Interesse seyn, und bringe ich nicht viel positive Gelehrsamkeit mit, habe ich doch mancherlei gelernt.

Gestern ging ich, nach gethaner Arbeit, zu Hrn. Macarel, den Verfasser des Buchs Sur les tribu-

naux administratifs, einem wohl unterrichteten, lebhaften Mann. Nach einigen Worten fragte er: ob ich der Verfaſſer des ins Franzöſiſche überſetzten Werkes über das brittiſche Beſteuerungsſyſtem ſey? und war nach bejahender Antwort ungemein erfreut und theilnehmend. Sonderbar, daß dies Büchlein, welches geſchrieben zu haben ich faſt nicht mehr weiß, mir zu Bekanntſchaften hilft und überſetzt worden iſt, während meine übrigen Skripturen nur in deutſcher, unverſtändlicher Zunge reden. — Ich theilte ihm mit, wie ganz anders die preußiſchen als die franzöſiſchen Einrichtungen hinſichtlich des obgenannten Gegenſtandes wären, und er wünſchte darüber von mir ein franzöſiſches Memoire für ein Journal zu erhalten. Ich mußte aber, aus Mangel an Zeit, ſogar das Entwerfen eines deutſchen ablehnen, und habe nur verſprochen von Berlin aus Einiges zu ſenden, was die Irrthümer oder die Unwiſſenheit über Preußen mindern könnte. Beiliegender Aufſatz belehrt über den Inhalt des trefflichen Macarel'ſchen Buchs.

Über die in Frankreich mit der Verwaltung verbundene Rechtspflege.

In der Verwaltung laſſen ſich drei Haupttheile unterſcheiden: 1) Die eigentliche Verwaltung. 2) Die Entſcheidung über die Steuern und ihre Vertheilung.

3) Die Entscheidung aller anderen bei der Verwaltung entstehenden Streitigkeiten. Das Gesetz weiset die erste Abtheilung durchgehends einem Einzelnen zu, dem Präfekten im Departement, dem Unterpräfekten im Bezirke, dem Maire in der Gemeine. Das zweite Geschäft ist in die Hände der Räthe (conseils) der Departements, Bezirke und Gemeinen gelegt; das dritte aber den Präfekturräthen (conseils des préfectures) zugewiesen. Man geht also von dem Grundsatze aus: Verwalten sey das Geschäft eines Einzelnen, Richten das Geschäft von Mehreren.

Während Alles, was das bürgerliche und peinliche Recht anbetrifft, sicher, geordnet und scharf bestimmt erscheint, findet sich auf Seiten der Verwaltung ein Haufen verwirrter, ja oft sich widersprechender Gesetze, Verfügungen, Bescheide u. s. w., dergestalt, daß diese Mängel durch die Gewandtheit und den richtigen Sinn der einzelnen Beamten keineswegs ganz, und am wenigsten hinsichtlich der mit der Verwaltung verbundenen Rechtspflege, können gehoben werden. Diese Rechtspflege ist zugewiesen den Präfekturräthen (conseils), dem Staatsrathe und gewissen außerordentlichen Gerichten oder Kommissionen.

Schon vor dem Jahre 1790 war die eigentliche, und die verwaltende Rechtspflege nicht in denselben Händen, wohl aber thaten die Parlamente oft unpassende Eingriffe in die Verwaltung, und umgekehrt

zogen der König und die Minister Sachen vor den Staatsrath und vor außerordentliche Kommissionen, welche von Rechtswegen den Gerichten zugehörten. Beides ward durch ein Gesetz vom 24sten August 1790 untersagt; die Gründung der Präfekturräthe erfolgte aber erst durch das Gesetz vom 27sten Februar 1800. Sie bilden die Behörde für die verwaltende Rechtspflege in den Landschaften, leiden aber an mehreren wesentlichen Mängeln. Ihre Glieder nämlich sind absetzbar und stehen unter dem größten Einfluß des Präfekten, der auch bei Stimmengleichheit den Ausschlag giebt; die Parteien haben keinen Zutritt zu ihren Richtern, und es fehlt an allen Vorschriften über den Rechtsgang. Wenn nun bei diesen Verhältnissen die an der Verwaltung selbst Theil nehmenden Präfekturräthe für keine völlig unabhängige und unparteiische Gerichtsbehörde gelten dürfen, so kann man noch weniger billigen daß die Minister selbst, in nicht wenig Fällen, eine Rechtspflege ausüben.

Die höchste Instanz für die verwaltende Justiz ist endlich der Staatsrath. Er besteht aus dem Könige, den königlichen Prinzen, den Ministern, Staatsräthen, Requêtenmeistern und Auditoren. Der König und die Prinzen sind aber nie, die Minister sehr sehr selten daselbst erschienen, und der Vorsitz in der Regel vom Großsiegelbewahrer geführt worden. Der Staatsrath zerfällt in fünf Abtheilungen: für Krieg,

Seewesen, Finanzen, das Innere und die verwaltende Rechtspflege. Nur die Staatsräthe haben entscheidende Stimme; sie können gleich den Requêtenmeistern und Auditoren willkürlich entlassen werden.

Über die verwaltende Rechtspflege, so wie über das Wesen und die Einrichtung, den Nutzen oder Schaden des Staatsraths, sind von Schriftstellern und Mitgliedern beider Kammern sehr verschiedene Meinungen aufgestellt worden. Diese lassen sich, was die verwaltende Rechtspflege anbetrifft, auf drei Hauptansichten zurückführen. Erstens, sie müsse lediglich der Verwaltung selbst untergeordnet seyn. Zweitens, sie müsse von derselben getrennt und dafür eine eigene Behörde errichtet werden. Drittens, sie sey schlechthin den gewöhnlichen Gerichten zu überweisen. Für die erste Ansicht ward angeführt: das allgemeine Wohl und die allgemeinen Interessen sind von so überwiegender Wichtigkeit, daß man Gegenstände, welche damit zusammenhängen, der Verwaltung unterordnen muß, keineswegs aber Behörden anvertrauen kann die nur den Einzelnen im Auge behalten, und denen Sachkenntniß und Übersicht fast durchaus mangelt. — Die zweite Ansicht gründete sich darauf, daß die verwaltenden Personen bei Handhabung der mit ihren Geschäften in Verbindung stehenden Rechtspflege sich parteiisch benehmen und oft vergessen dürften, wie sehr das Wohl des Ganzen auf der Gerech-

tigkeit beruht, die man jedem Einzelnen zu Theil werden läßt. Weil aber allerdings eigenthümliche Vorkenntniſſe und ein engeres Verhältniß zum Ganzen erforderlich ſind, um die bei der verwaltenden Rechtspflege in Anregung kommenden Gegenſtände zu beurtheilen, darf man ſie eben ſo wenig den gewöhnlichen einſeitig verfahrenden Behörden zuweiſen. — Die Vertheidiger der dritten Anſicht finden endlich die Gründe für eine Abweiſung dieſer Behörden ungenügend und meinen: der mangelhaften Kenntniß oder dem einſeitigen Prozeßgange könne durch beigefügte oder befragte Sachverſtändige, ſo wie durch geſetzliche Vorſchriften, abgeholfen werden.

Was nun die Geſammteinrichtung des Staatsraths anbetrifft, ſo wollen wir darüber die Äußerungen mehrerer Schriftſteller, Miniſter, Pairs, Deputirten u. ſ. w. in kurzem Auszuge mittheilen, theils weil ſie dem Inhalte nach wichtig ſind, theils weil ſie die Perſonen charakteriſiren.

Herr von Cormenin (maitre des requêtes im Staatsrathe) ſagte 1818 in ſeinem Werke über denſelben: Er iſt als berathende Behörde der Charte nicht zuwider, als rechtſprechende mit ihr unvereinbar. Die letzte Hälfte muß einer unabhängigen Behörde überwieſen und auch die erſte Hälfte neu begründet werden, da ſie nur vermöge einer königlichen Verfügung, nicht aber vermöge eines Geſetzes beſteht. Der Prä-

sident Henrion de Pansey (sur l'autorité judiciaire) behauptet: Der Staatsrath ist keine Macht (autorité) im Staate; deshalb konnte er, ohne Dazwischenkunft der Kammern, durch eine königliche Verfügung angeordnet werden. Ferner geht alle Verwaltung, wie alle Rechtspflege vom Könige aus, nur mit dem Unterschiede, daß er jene nicht weiter zu übertragen braucht. Daher ist die verwaltende Rechtspflege als Ausfluß der Verwaltung lediglich in seiner Hand, und es kann nur von einzelnen Verbesserungen, nicht von einer Umgestaltung der jetzigen Einrichtungen die Rede seyn.

Bérenger (ehemals avocat général, jetzt Deputirter) äußert in seinem Werke über die peinliche Rechtspflege: Unter der alten Monarchie war die verwaltende Gerichtsbarkeit viel freisinniger und unabhängiger gestaltet, als jetzt unter der constitutionnellen Regierung; aber wir schleppen uns noch hin mit den Einrichtungen, welche dem kaiserlichen Despotismus zur Stufenleiter dienten. Man sollte entweder, wie ehemals, besondere unabhängige Behörden für die in Frage stehenden Prozesse errichten, oder sie (noch besser) den gewöhnlichen Gerichten zuweisen, wodurch nebenbei der große Vortheil entstände, daß aller Streit über die Gränzen der Geschäftskreise aufhörte, welchen jetzt, sehr einseitig, die Verwaltung allein entscheidet.

Der Graf Lanjuinais sagt in seinem Buche über die französischen Verfassungen: Zufolge der Charte giebt es keinen Staatsrath, er ist nach allen seinen Zweigen und Geschäftskreisen im Widerspruche mit den Gesetzen und der Verfassung.

Isambert (Verfasser mehrerer lehrreichen Werke und Advokat) äußert: Die Gerichtshöfe sind wenig tauglich die großen Fragen zu entscheiden, welche bei der Verwaltung zum Vorschein kommen; doch sollten die richtenden Staatsräthe unabsetzbar, das Verfahren öffentlich und die Form der rechtlichen ähnlicher seyn.

Corbière (1827 Minister des Innern) behauptete in der Pairskammer: Es ist ein Irrthum, daß die verwaltende Rechtspflege weniger Sicherheit und Bürgschaften darbiete, als die gewöhnliche. Beide müssen schlechterdings von einander getrennt seyn, wenn nicht Alles in Verwirrung gerathen soll. Übrigens richtet der Staatsrath nicht, er giebt nur Gutachten, welche durch des Königs Beistimmung in Ordonanzen verwandelt und von einem verantwortlichen Minister gezeichnet werden. Wie kann man, bei einem solchen Pfande der Sicherheit, noch Argwohn hegen und Klagen erheben?

Nachdem in der Deputirtenkammer (1818) die schon erwähnten Gründe gegen den Staatsrath wiederholt waren, antwortete der Großsiegelbewahrer Ba-

ron Pasquier: Was die Charte nicht ausdrücklich abgeschafft hat, besteht noch, und spätere Gesetze beziehen sich auf den Staatsrath. Der Gedanke, seine Mitglieder für unabsetzbar zu erklären, ist gegen die Natur der Dinge und wirft alle Verwaltung um. Er urtheilt nicht über Rechte, sondern verhandelt nur über Interessen, würde aber mit unabsetzbaren Gliedern bald allen Behörden, ja dem Könige selbst, Gesetze vorschreiben.

Der Baron Cuvier sagte (1819): Der Staatsrath ist auf die freisinnigsten Grundsätze gegründet, und bietet den Bürgern mehr Mittel dar eine gerechte Entscheidung zu erhalten, als sich in irgend einem anderen Lande finden. Auch hat ja die Regierung weder den Wunsch noch das Interesse, den Rechten der Bürger zu nahe zu treten. Ein unabsetzbarer Staatsrath wäre ein König, welcher niemanden Rechenschaft ablegte und bald die Kammern, die vollziehende Gewalt und alle freisinnigen Einrichtungen vernichten würde.

Herr v. Villele: Der Staatsrath gewährt den Bürgern keine genügende und verfassungsmäßige Sicherheit bei ihren Streitigkeiten mit der Regierung, und die Verantwortlichkeit der Minister ist ein leerer Schein, wenn von unzähligen Entscheidungen bloßer Privatstreitigkeiten die Rede ist, mit welchen sich die

Kammern nie in höchster Stelle beschäftigen können und beschäftigen werden.

Manuel (1821): Es ist höchst nachtheilig, daß bei Streitigkeiten zwischen den rechtsprechenden und verwaltenden Behörden, der Staatsrath allein entscheidet.

Gaëtan de Larochefoucauld (1828): Der Staatsrath sollte ursprünglich nur Gesetzentwürfe und Vorschriften über die Verwaltungsweise entwerfen, bald aber wurden unter Bonaparte seine Befugnisse übermäßig erweitert: ohne Widerspruch, weil man damals Alles ehrte, was stark war, während man jetzt nur dem gehorchen will, was gesetzlich ist. Nach der Charte findet sich keine Stelle für den Staatsrath; seine Geschäfte gehören andern Behörden oder Gewalten. Auch haben deshalb höhere Gerichtshöfe sein Daseyn schon laut für gesetzwidrig erklärt und seinen Verfügungen keine Folge geleistet.

Portalis (1829 Großsiegelbewahrer): Der Staatsrath ist gesetzlich und nothwendig, und keineswegs dadurch aufgehoben, daß seiner in der Charte nicht ausdrücklich Erwähnung geschieht. Könnte die Regierung Fragen über die Verwaltung, welche vor den Gerichten verhandelt werden, nicht an sich ziehen, so würde die ganze Regierung bald Gegenstand juridischer Entscheidungen werden. Der Staatsrath ist lediglich ein Zweig der Verwaltung, ein Organ der

Krone, und kann deshalb seine Einrichtung nicht einem Gesetze, sondern nur einer königlichen Verfügung verdanken.

Dupin der Ältere: Obgleich ein Staatsrath bei einer repräsentativen Verfassung minder nöthig erscheint, mag er als eine blos rathgebende Behörde unangetastet bleiben, dann aber auch aus der Civilliste bezahlt werden. Soll er aber Recht sprechen und das für ihn erforderliche Geld außerordentlich bewilligt werden, so muß man untersuchen, ob sein Daseyn schon gesetzlich, oder erst durch ein Gesetz zu begründen sey. Es ist irrig, zu behaupten, daß alle die 50,000 seit 1789 gegebenen Gesetze und getroffenen Einrichtungen noch Rechtens und in voller Wirkung wären, sofern man sie nicht ausdrücklich aufgehoben habe. Der Staatsrath des Jahres 8 war eine Art von kaiserlichen Divan und in den Händen Bonapartes ein thätiges Werkzeug, alle Gewalten an sich zu ziehen und alle unsere Freiheiten zu zerstören. Er war der Kern und Mittelpunkt dieses weiten Systems der Centralisation, welches jegliches an sich zog, und das wir noch zu bejammern Ursache haben. So wenig die Kammern ohne den König Gesetze erklären und ändern dürfen, so wenig der Staatsrath im Namen des Königs ohne die Kammern, und die Gerichtsbehörden haben ganz Recht, wenn sie im letzten Falle den Gehorsam verweigern.

Vatismenil (1829 Minister des öffentlichen Unterrichts): Kein Artikel der Charte ist unverträglich mit dem Daseyn des Staatsraths. Sobald es eine Verwaltung giebt, muß es auch eine verwaltende von ihr abhängige Rechtspflege geben. Wollte man diese den Gerichten zuweisen, oder ihnen gar die Entscheidung von Streitigkeiten über die Gränzen der Geschäftskreise verstatten, so würde alle Gewalt in die Hände der Rechtsgelehrten übergehen. Man mag deshalb die Art des hierbei zu beobachtenden Verfahrens durch Gesetze ordnen und auch andere einzelne Verbesserungen einführen.

Es sey erlaubt, dieser Zusammenstellung französischer Ansichten wenige Bemerkungen folgen zu lassen.

Erstens: Der Versuch einiger Journalisten, aus dem vierzehnten Absatze der Charte das Recht abzuleiten, daß der König von Frankreich ohne die Kammern Gesetze geben könne, steht im offenbarsten Widerspruche mit den Absätzen 15—18. Allerdings gehen aber die Begriffe von Gesetz und Verfügung (Ordonanz) in einander über, und es können Bedenken über die Gränzen beider entstehen. Eine genaue Durchsicht der französischen Gesetzsammlung zeigt indessen, daß eher der letzte als der erste Begriff zu weit ausgedehnt seyn dürfte; so wie zweifelsohne sehr viele Dinge durch königliche Verfügungen entschieden werden, welche man in einem Staate wie Frankreich

den landschaftlichen und örtlichen Behörden überweisen sollte.

Zweitens: Der Staatsrath ist, als berathende Behörde, ein Organ der Verwaltung und in keinem Widerspruche mit der Charte oder dem Wesen einer repräsentativen Regierung; der Staatsrath als rechtsprechende Behörde müßte dagegen (gleichwie alle andern Gerichte) durch ein Gesetz angemessen eingerichtet werden.

Drittens: In letzter Beziehung gewährt der Staatsrath (mit absetzbaren und durch bestimmte Vorschriften nicht gezügelten Beamten) keineswegs genügende Sicherheit für eine unparteiische Rechtspflege. Die Bemerkung: es habe die Regierung weder den Wunsch noch das Interesse, den Rechten der Bürger zu nahe zu treten, hat, wenn von juridischen Formen die Rede ist, gar keine Bedeutung; so wie die Äußerung, der Staatsrath urtele nur über Interessen, nicht über Rechte, bloß einen wunderlichen Gegensatz enthält und obenein mit der Wahrheit nicht übereinstimmt.

Viertens: Dasselbe gilt von der irrigen Behauptung: in keinem Lande sey eine größere Bürgschaft für unparteiliche Handhabung der verwaltenden Rechtspflege vorhanden. In Preußen z. B. besetzte man die alten Kammer-Justizdeputationen zur Hälfte aus Mitgliedern der Kammern und zur Hälfte aus Mitgliedern der Gerichtsbehörden. Alle waren unabsetzbar

und an die gewöhnlichen Gesetze und Prozeßformen gebunden. Und dennoch hob man diese Einrichtung (welche weit vorzüglicher war als die jetzige französische) auf und wies alle verwaltende Rechtspflege ohne Ausnahme den gewöhnlichen Gerichten zu. Wem käme wohl in den Sinn, zu behaupten: dadurch sey die königliche Gewalt verringert oder in Gefahr gebracht worden! Doch muß man wünschen, daß die verwaltende Behörde nicht, um sich zu decken, übermäßig viel Dinge an die Gerichte bringe, und die Richter sich nicht der Ansicht hingeben, Fiskus sey der reiche Mann, der wohl einen Verlust tragen könne.

Fünftens: Bei dieser preußischen Einrichtung haben fast alle Streitigkeiten über die Gränzen der Geschäftskreise ein Ende; bei getrennter Rechtspflege sollten sie aber weder allein von der juridischen, noch allein von der verwaltenden Seite entschieden werden.

Sechstens: Daß die Lehre: alle Beamten müßten nach Willkür absetzbar seyn, unheilbringend ist, setzt Frankreichs Beispiel außer Zweifel. Das entgegengesetzte System sichert gegen ministeriellen Despotismus, giebt dem Stande der Beamten Muth, Kraft und Würde, und gewiß trägt dasselbe im preußischen Staate wesentlich mit dazu bei, fortdauernd eine gute Verwaltung zu bewirken.

Siebenunddreißigster Brief.

Paris, den 15ten Mai.

So gewiß Frankreich Ruhe und keine neue Revolution will, ſind doch die täglich wiederkehrenden Aufreizungen höchſt betrübt. Die vielen Brandſtiftungen, welche die Gazette mit politiſchen Zwecken in Verbindung ſetzt, erinnern an das Jahr 1789, und der Ton, womit ſie die Deputirten als hommes sans foi und sans loi bezeichnet, ſtimmt mit dem von 1792 gegen Adel und ſogenannte Ariſtokraten. Glücklicherweiſe fehlt es noch nicht an geſetzlichen Auskunftsmitteln. Die Regierung beſchuldigt die Liberalen ſträflicher Umtriebe hinſichtlich der Wahlen, und ſie wirkt wiederum auf eine ſolche Weiſe, beſonders durch die Präfekten, Circulare, Anweiſungen u. dgl., daß von Freiheit und Unabhängigkeit der Wahlen in der That nicht mehr die Rede ſeyn kann. Wenn der Präfekt von Lyon erklärt: man möge wählen wen man wolle, nur keinen der für die Adreſſe, das heißt gegen das Miniſterium geſtimmt habe; ſo iſt dies gegen das conſtitutionelle ABC, wo die Deputirten eben die Controle gegen das Miniſterium bilden ſollen. Das Miniſterium hofft durch all dieſe Mittel die Majorität zu erhalten, ob gleich die ſo gefundene Mehrzahl ge-

wiß nicht das ausdrückt, was die Mehrzahl Frankreichs will. Polignac kann ſich aber auch ſehr verrechnen, wie dies dem klügern und gemäßigtern Villele 1827 wiederfuhr. Mit der, gewiß nur geringen, Majorität würde dann das Miniſterium fortvegetiren, bis die Macht der Verhältniſſe und eigene Unfähigkeit es zu Grabe trügen. Dieſer Unfähigkeit beſchuldigt man Bourmont nicht, ſondern läßt ſeinen Talenten und ſeiner Willenskraft Gerechtigkeit wiederfahren, während man Charakter, Ehrlichkeit und Mäßigung vermißt. Ihm wäre ein großer Krieg gelegen, der die bürgerliche Freiheit durch militairiſchen Ruhm begraben läßt. Der Zug gegen Algier iſt hauptſächlich ſein Werk, während alle Welt hier laut ſagt: einige Eigennützige (darunter D—n) hätten den Dey um ſeine gerechten Forderungen betrogen, und es ſey unſinnig 80 Millionen auszugeben, weil er einen notoriſchen Schuft von Conſul mit ſeinem Fliegenwedel hinter die Ohren geſchlagen habe. Bourmont hat in Toulon eine große Rede gehalten und darin übereilt von künftigen großen Handelsvortheilen, Anſiedlungen u. ſ. w. geſprochen. Darüber ſind von England dringende Vorſtellungen ergangen und Polignac genöthigt worden, ſeinen Kollegen faſt ganz zu desavouiren. Doch iſt das Verhältniß zu England noch ſehr geſpannt. Die Landung bei Algier hält man für ſchwer, nicht die Eroberung der Stadt nach der Landung Aber

was dann? Behalten? Nach Hause gehen? Bezahlt oder unbezahlt? Daß all den Raubstaaten das Lebenslicht diesmal ausgeblasen werde, ist nicht zu hoffen, wird auch kaum bezweckt. Man will den Sieg fürs Innere benutzen, die Wahlen in den darauf folgenden Tagen durchtreiben und dann ad libitum regieren. Gebe der Himmel, daß die beiden Centra sich verstärken, Extreme können nicht ruhig, gemäßigt und lange herrschen. —

Weil gestern mein Geburtstag war, will ich selbst das Unbedeutende erwähnen. Nach vollbrachter Arbeit auf der Bibliothek nahm ich zwei Folianten Briefe aus dem sechszehnten Jahrhundert mit nach Hause, um Facsimile's der Unterschriften berühmter Personen zu entwerfen. Darunter z. B. Franz II., Heinrich III., Karl IX., Katharine von Medici, Philipp II., Maximilian II., Franz von Guise, Graf Egmont u. s. w. Vom langen Sitzen ermüdet, wanderte ich nach den Boulevards und hätte, in lebhaftem Andenken an euch, heut gern alle Läden ausgekauft, nicht um mir, sondern euch Geschenke zu machen. Da es aber nicht kennt' sein, ging ich vorüber, machte eine Visite bei Leo's, aß bei Hurbain und ging Abends ins Theatre français. Das erste Stück: Minuit, comédie de Desandras, unbedeutend mit einigen handlichen Scherzen aufgehöht. Madam Menjaud, als Neffe, sah,

wie die meisten Frauen, in Mannskleidern nicht besonders aus, oder verschwand wenigstens der Geliebten, Mad. Mante gegenüber, die so dick ist, daß man immer fürchtet der Athem werde ihr ausgehen. Hierauf un an, ou le mariage d'amour, drame en trois actes de Ms. Ancelot, ein neues Stück. Graf Lesseville heirathet, gegen den Rath seiner Mutter, die Tochter eines Serganten, ein treffliches Mädchen, mit der er durch einen von ihm verschuldeten Unfall in Bekanntschaft kam. Er liebt sie von Herzen und sucht sie auf alle Weise zu bilden; doch gerathen beide, bei ihren Verhältnissen zu Höhern und Niedern, in tausend Verlegenheiten, der Mann wendet sich frühern Neigungen zu, die Frau fühlt daß sie ihren alten Verbindungen entwachsen, für die neuen aber unpassend, mithin nirgends glücklich und zu Hause ist. Ebenso wenig bequem befinden sich die beiderseitigen Verwandten, und als die Frau endlich entdeckt daß ihr Mann sie nicht mehr liebt, sondern sich ganz einer vornehmen Kokette zugewandt hat, die er früher heirathen sollte, geräth sie in Verzweiflung und stürzt sich zum Fenster hinaus. Also einmal die Schattenseite sogenannter Liebesheirathen, herbe, bitter, und von mildernder Schönheit oder eigentlicher Poesie sehr wenig durchzogen; aber das oft da Gewesene ist mit Geschicklichkeit geordnet und von einer ergreifenden Kraft der Wahrheit. — Die Personen denken,

sprechen und fühlen natürlich, und wenn die Moral auch nicht von höherer Dichtung durchdrungen und gesättigt erscheint, ist doch Kraft zur Reinigung der Leidenschaften vorhanden. Daß im Hernani Kaiser und Fürsten auftreten, stellt das Stück nicht höher; denn es sind eben keine ächten Kaiser und Fürsten, und es fehlt alle Sittlichkeit in dem Sinne, daß keiner thut was die wahre Sitte von ihm verlangt, was aus seiner Lage und Individualität nothwendig und großartig hervorgehen sollte. Die Putzmacherinn, ihr Vater der Sergant, ihr erster Liebhaber der Conscribirte u. s. w. sind lebendigere Menschen, als Hugo mit allen künstlichen Situationen hat zusammendrechseln können. Durch diese Schule natürlicher, richtiger, anspruchsloser Zeichnung hindurchgehend, kann man doch wohl noch eher zur Poesie gelangen, als im Rausche einer falschen zusammengebrauten Romantik. — Übrigens ward Ancelot's Drama vortrefflich gegeben, *Alle*, ohne Ausnahme, spielten gut, und es erwuchs hieraus ein Genuß, wie man ihn jetzt sehr selten im Schauspiele findet. Michelot der Graf, Montrose der Sergant, Samson der Conscribirte, die Desmousseau die Mutter des Grafen, die Demerson eine Putzmacherinn, die Brocard die junge Gräfinn u. s. w., verdienten, ohne Ausnahme, großes Lob. Insbesondere führte die Brocard ihre schwierige, mannichfaltige Rolle mit Kunst, Wahrheit und Gefühl

durch bis zu Ende. — Um zehn Uhr endete dieſes Stück, ein drittes von vier Akten zu ſehen, war mir zu viel; ich verkaufte mein Billet für einen Franken, ging zu Bette, und ſchlief mit dem ernſten Gedanken ein, daß, wenn Hermann ſo alt iſt als ich, Vater und Mutter längſt begraben ſind.

Mr. G., est il chez lui? Non Mr.! So wollte ich wiederum unverrichteter Sache abziehen, als er in den Hof trat, mich freundlich empfing und mir (weil ich unverzüglich Fragen ſtellte und auf ernſte Sachen einging) verſtändig und zuvorkommend Rede ſtand. So oft dieſe Dinge auch ſchon in meinen Briefen berührt wurden, will ich euch doch einige ſeiner Äußerungen mittheilen, ohne ſie durch meine Bemerkungen und Zwiſchenreden zu unterbrechen. Frankreich hat in den letzten 15 Jahren an politiſcher Einſicht und Haltung ungemein zugenommen und ſelbſt während des Villèleſchen Miniſteriums und durch daſſelbe viel gelernt. Eine äußerſte Linke wird immer da ſeyn, ſie mag ſich ausſprechen; aber ſie iſt nicht gefährlich und hat ſeit 10 Jahren immerdar an Zahl und Einfluß verloren, während die Centra ſich verſtärkten. Noch fehlen unter den Liberalen die Männer, welche zum Regieren überwiegend tauglich ſind, täglich aber kommt man einem wahrhaft conſtitutionellen Miniſterium näher, gewinnt dafür Einſicht und Geſchicklichkeit, und wird ſelbſt durch die Fehler der

Gegner auf das Wahre und Rechte hingewiesen. Sobald die Liberalen das Regieren verstehen, ist man am Ziele, darf ihnen aber das zeitherige Regiren und die Fehler nicht zu hoch anrechnen. Martignac z. B. wollte durch die linke Seite gar nicht gestützt und gehalten seyn, wie konnte sie ihn also stützen und halten? Sein Communalgesetz hätte alle Gewalt in den Städten lediglich der rechten Seite zugewiesen, er konnte keine Änderung beim Könige durchsetzen, und es unverändert annehmen, wäre für die Liberalen eine Thorheit gewesen. — Die neueste Adresse rechtfertigt sich dadurch, daß ein Eingehen auf Diskussionen nur zu Zank geführt und man gar keine wahre Sitzung gehabt hätte. Überdies war diese Kammer am Ziele ihres politischen Lebens, und hatte die ihr zugewiesene Aufgabe erfüllt. Sie sollte Villèle's Ministerium stürzen, konnte aber ihrer Zusammensetzung nach kein constitutionelles gründen und erhalten. Durch die neuen Wahlen werden sich die Centra verstärken und die Liberalen vielleicht 15 — 20 Stimmen gewinnen. Daß die äußerste Linke zum Centrum werde, und eine bloß republikanische oder gar anarchische Partei eintrete, ist nicht zu besorgen. Das Wahlgesetz hat seine Mängel, wirkt aber jetzt doch so, daß die wahrhaft tauglichen Männer in die Kammer kommen und so ziemlich alle Interessen vertreten werden. Nur die Forderung des hohen Alters wirkt nachthei-

lig. Mit Recht klagt man über zu große Centralisation, aber sie hat mehr genützt als geschadet und die Macht und Bildung befördert. Im Ganzen werden die Angelegenheiten der Gemeinen gut genug verwaltet, und ein Wahlgesetz für dieselben dürfte fast schwerer zu entwerfen seyn, als eins für den Reichstag. Die Hauptsache ist, wahrhaft Taugliche an die Spitze zu bringen; übertrieben republikanische Formen führen aber keineswegs immer zu diesem Ziele u. s. w. u. s. w.

Außer dem politischen und literarischen Inhalte des Gesprächs fragte ich: ob er wirklich glaube (wie der so geistreiche F. mir gesagt), daß alle sachlichen Verhältnisse, Zustände, Antiquitäten in die geschichtliche Erzählung hinein gehörten? Er sagte Anfangs ja, bestimmte indeß auf meine Einwendungen die Sache so, daß vieles für besondere Dissertationen übrig bleibe, was denn ungefähr auf das hinauslief, was ich auch meine. Es ist gar leicht, über diese Dinge im Allgemeinen entscheiden, gar schwer, das Einzelne wirklich machen.

Nachdem ich Besuche abgestattet, bekam ich Besuche 1) von einem Berliner la R., der von mir Reisegeld nach Amerika haben wollte. 2) von einer geputzten Dame, die da verlangte, daß ich auf ein großes Werk subscribire, sur la piété filiale. 3) von dem Überbringer eines Briefes, von einem Herrn, der sich Academicien et mon collegue nannte. Zu 1) die

Antwort, daß ich ſelbſt um Reiſegeld eingekommen wäre. Zu 2), daß mein Mantelſack für Bücher zu klein ſey. Nr. 3) gab ich einen Franken, womit er ſich, trotz beredter Redensarten, zuletzt begnügen mußte.

Achtunddreißigſter Brief.

An A. und D. Er.

Paris, den 20ſten Mai.

Wäre ich nicht ſo ernſtlich krank geweſen und ſeit meiner Herſtellung ſo ſehr mit Geſchäften überhäuft, müßte ich mich meines langen Schweigens halber noch härter anklagen. Aber Freunde nehmen die Sachen nicht ſo genau, und meine übrigen Briefe kommen ja auch in Ihre Hände. Zuvörderſt einiges zur Antwort auf Ihre Briefe.

Daß V. ein Verehrer der Malibran ſey, habe ich nicht gewußt. Eine gewiſſe ſoubrettenartige Unbedeutſamkeit ihres Geſichts bemerkte ich allerdings in der Suſanne, ſie verſchwand aber in der Desdemona und dem Romeo. Die muſikaliſchen Ketzereien des D. E. beweiſen, daß man, um ein vortrefflicher, geiſtreicher Mann zu ſeyn, nicht nöthig habe im vollen Sinne fünf Sinne zu beſitzen; wie mir ja z. B.

auch ganz fehlt, was man eine feine Nase nennt. Es giebt aber eher Mittel, dem Ohre als der Nase aufzuhelfen, besonders wenn von dem Ohre eines Bankiers die Rede ist. Man kann nämlich jede Melodie und Harmonie in Mathematik übersetzen: die Musik ist gehörte Mathematik, und ich bin fest und ernst davon überzeugt, daß die mathematischen Verhältnisse der Weltkörper sich in Tönen aussprechen und die Musik der Sphären erzeugen. Daß wir sie nicht hören, wie den Gesang der Demois. S., ist kein Einwand; da jener gräflich-bürgerliche Gesang nur in gewissen Zwischenräumen erklingt, jene Musika aber von Ewigkeit zu Ewigkeit forttönt, und wir so wenig davon bemerken, als vom Athmen, Blutumlauf, Bewegung der Eingeweide u. s. w., sofern nicht Krankheitszustände die Aufmerksamkeit darauf richten. Sänge einmal ein Planet d statt dis, wir würden gewiß hinhorchen und es merken. Auf jeden Fall wird sich der besagte O. Cr. leicht mit dieser unhörbaren Musik der Sphären vertragen; wenn auch die A. Cr. und andere sich einer übertriebenen Zweifelsucht hingeben sollten. Also: jede Musik läßt sich in Mathematik übersetzen und in Zahlen ausdrücken, und es ist ganz gewiß, daß die ansprechendsten Melodien und Harmonien auch mathematisch die einfachsten, oder in ihrer Mannichfaltigkeit bedeutendsten Zahlenreihen geben. So ist 1, 2, 3, 4 Grundton,

Oktave, Quinte und Terz, die natürlichste und schönste Harmonie; wollte ich 1, 17, 39, 67 aneinander reihen, oder 1, $1\frac{1}{17}$, $1\frac{1}{19}$ und dergleichen, das gäbe Katzenmusik. Wenn sich die Curszettel einfach nach dem Zinsfuß der 2, 3, 4 u. s. w. stellen, ist eine einfache Melodie und Harmonie vorhanden, stellen sich aber neben die 3, 4, 5 incommensurable Brüche, ohne Gesetz steigend oder fallend: so verwandelt sich die einfache, unhörbare Musika des Credits in ein Teufelsgeschrei auf der Börse. Nach meiner Rückkunft werde ich dem O. Cr. einige beliebte Melodien in Mathematik übersetzen und nicht vorsingen, sondern vorrechnen, um ihn durch diesen Umweg endlich bis an die aller Welt verständliche Musik hinanzuführen. So wie nämlich die Zahl allen gebildeten Völkern verständlich ist, aber nicht das Wort, eben so die Oper und der Gesang, aber nicht die Tragödie und die Komödie, anderer wichtiger Folgerungen z. B. über das Bezahlen der Sängerinnen, über die Natur der Interjektionen, des Seufzens, Gähnens, Schluchzens u. s. w. diesmal nicht zu gedenken.

Paris, den 21sten Mai.

Ihre politischen Fragen haben sich in der Zwischenzeit großentheils beantwortet. Lassen Sie uns indeß (da Ihre Frau nicht da ist) immer ein Bischen

politiſiren, uns einigen oder zanken. Mit dem letzten höre ich nicht auf, ſo lange Sie Ihre Bewunderung Napoleons nicht von dem Irrthume löſen, er habe die Freiheit gefördert, oder unter ſolch einen Herrſcher könne die Freiheit gedeihen. Darin ſehen die hieſigen Liberalen richtiger, ſie ſind alle antinapoleoniſch, und ich möchte unterſchreiben, was Daunou in ſeinem Buche sur les garanties individuelles ſagt. Nämlich: quoique le gouvernement de Bonaparte ait commis d'épouvantables attentats, nous devons avouer que les persécutions ont été plus sanguinaires, les proscriptions plus vastes en 1793 et 1794, ainsi qu'en 1815 et 1816; mais l'époque de 1800 à 1814 est celle où l'on a le plus avancé l'oeuvre de l'asservissement général de la France, et même de l'Europe, ou l'on a le plus habilement travaillé à éteindre toute lumière dans les esprits, toute énergie dans les caractères, tout germe de liberté publique et d'indépendence personnale.

Etwas Ähnliches möchte unter andern Vorwänden (denn die fehlen niemals) die Congregation durchſetzen, aber es mangelt ihr Genie und Macht; daher wird ſie Frankreich auf die Dauer nicht bezwingen, und noch weniger Europa unterjochen. Allerdings nehmen die Dinge ſeit dem 8ten Auguſt 1829 hier täglich eine üblere Wendung, ich kann mich aber nicht überzeugen, daß aus dem Geſchehenen ſchon große

Umwälzungen hervorgehen müssen, und hoffe, daß, wenn das Übel bis zu einer gewissen Höhe gestiegen ist, eine örtliche und persönliche Crisis es zwar nicht völlig heilen, aber eine andere Richtung herbeiführen wird. Die Furcht vor der neuen Kammer verzögerte die Auflösung der alten; obgleich nicht zu begreifen war, was dies Ministerium mit der letzten anfangen wollte. Die Hoffnung auf Stimmenmehrheit in der neuen hat (ungeachtet der Versicherungen in der Quotidienne) abgenommen, und obgleich die Machthaber vom Tage zum Tage leben, ließ sich der Gedanke nicht abweisen: was da geschehen solle, wenn das Ministerium in der Minderzahl bleibe? Wäre ich in des Königs Stelle gewesen, ich hätte nach Empfang der Adresse Kammer und Ministerium aufgelöset, und der günstige Ausfall der neuen Wahlen war bei einer irgend vernünftigen Besetzung des letzten außer Zweifel. Das ward nicht bloß versäumt, sondern seit dreien Tagen stehen die Sachen allerdings noch ganz anders. So lange Courvoisier und Chabrol, zwei ehrliche Männer, im Ministerium blieben, war man überzeugt es wolle sich innerhalb der gesetzlichen Formen und der Charte halten, und man habe keine gewaltsamern Maaßregeln zu befürchten. Deren Austritt zeigt, daß allerdings der Wille da ist, sich für gewisse Fälle nicht an die Vorschriften der Charte zu kehren, sondern sie willkürlich zu deu-

ten oder gar abzuschaffen. Nun ist aber Frankreich mehr als je, ja, man kann sagen, es ist ganz constitutionell gesinnt, und selbst die rechte Seite und die Pairs sind (bis auf wenig Ausnahmen) für die Erhaltung der Charte. Daraus folgt: daß eine Änderung des Ministeriums gar keine erheblichen Gefahren zeigt, die der Charte aber die größten herbeiziehen könnte. Unter allem, was nach Chabrol's und Courvoisier's Austritt irgend hätte geschehen können, hat man das Unpopulärste ausgewählt. Peyronnet ist so allgemein gehaßt und verachtet, daß seine Ernennung der öffentlichen Meinung einen Fehdehandschuh hinwirft, ja sie mit der Faust ins Gesicht schlägt. Auch ist diese öffentliche Meinung diesmal nicht ohne Grund: wer ein Gesetz, wie das sur le sacrilège und andere durchsetzt, erscheint unwerth in unsern Tagen Gesetzgeber zu seyn, und die Anklage über seinen Eßsaal ist gutentheils auch auf ihm sitzen geblieben. Polignac wird unbedeutend, seit ihm Peyronnet zur Seite steht, und der scheinbare Sieg über die Villèlisten dürfte ihm schlecht bekommen. Alle Stimmen, die Villèle und Chabrol zu Gebote standen, wenden sich jetzt gegen das Ministerium, während ihnen Peyronnet (jetzt Villèle's Feind) keine einzige bringt. Es ist nunmehr seit drei Tagen so gewiß, wie zwei mal zwei vier, daß eine bedeutende Majorität gegen das Ministerium auftritt. Geben wir nun die Reihe von

Maaßregeln durch, welche daſſelbe mit der Congregation ergreifen kann.

Erſtens es löſet die neue Kammer ſogleich auf, läßt nach einem neuen Wahlgeſetz eiligſt eine dritte wählen, und regiert, nach Bewilligung des Budgets, ruhig weiter. Allein abgeſehen von dem Hauptpunkte, daß das Miniſterium allein kein Wahlgeſetz geben darf, läßt ſich a) keine Form erſinnen, welche ihm mit Sicherheit die Mehrheit zuwieſe, man müßte denn jeden Erwählten verwerfen wollen, der den Machthabern nicht behagt. b) werden die Wähler nicht wählen. Oder, wenn dies geſchieht und die Erwählten ſich für berechtigt halten, das Budget zu bewilligen, werden c) die Pairs die geſetzwidrige Kammer verwerfen und d) die Steuerpflichtigen nicht zahlen. Dieſe Möglichkeiten haben auch Bankiers und Staatsgläubiger ſo geſchreckt, daß die Papiere ſehr geſunken ſind, und leicht noch mehr ſinken könnten. Andererſeits ſind dieſe Möglichkeiten in Wahrheit ſo unmöglich, oder doch ſo ganz thöricht, daß ich die Hoffnung hege: wenn die Sache zum Äußerſten kommt, werden Hofleute, entſchädigte Emigranten, Pairs, Gerichtsbehörden u. ſ. w. mit ſolcher Angſt oder ſolchem Muthe auf den König, den Dauphin, die Dauphine und das Miniſterium losgehen, daß Vorurtheile und Eigenſinn zuſammenſinken und die verhaßte Sippe entlaſſen wird. Ein ſolcher Sieg kann in jedem Augenblicke obiger

Krankheitsgeschichte eintreten, er muß eintreten. Bleibt der König verstockt, eigensinnig, verblendet, spielt er alle seine Karten bis auf die letzte aus, so steht am Ende des Dramas nicht der Sieg, sondern eine zweite Verjagung, wenn nicht aller Bourboniden, doch seiner Linie, und man kann nichts sagen als: tu l'as voulu George Dandin. Ich wiederhole (ich weiß nicht, zum wievielsten Male): Frankreich will am Schluß und im Überdruß der Revolution keine neue; aber es will mit Recht doch einige Früchte derselben festhalten, und verweigert man diese so können die Gemüther, obgleich sie gewaltsamen Bewegungen sehr abgeneigt sind, noch einmal in einen, wenn auch nur sehr kurzen, doch heftigen Sturm gerathen. Ich vermuthe, hoffe und wünsche, daß das Ministerium spätestens am Jahrestage seiner Geburt, am 8ten August 1830, dahinfahre und die innere Entwickelung gesetzlicher Art fortschreite, deren Frankreich so sehr bedarf, und für die seit 1815 nur sehr wenig geschehen ist. — Einige fürchten: das aus Algier siegreich zurückkehrende Heer werde sich zur Aufhebung der Charte gebrauchen lassen. Ich theile diese Furcht nicht; versuchten aber wahnsinnige Machthaber diesen Weg, trügen sie die Schuld des ausbrechenden Bürgerkrieges.

Jeder Mensch muß den Untergang der afrikanischen Raubstaaten wünschen, und die, welche seit

drei Jahrhunderten immer ohne alles Recht angriffsweise verfuhren, erfahren von Rechtswegen, daß man nicht bloß Rechenschaft über den letzten Tag fordert. Anfangs sagten die Franzosen den Engländern, alle Vorbereitungen würden nur getroffen, den Dey zu schrecken; dann hieß es: der Ägypter solle die Länder bekommen und civilisiren!! Als dies (den Franzosen zuletzt nicht ungelegen) heimlich von Österreich in Konstantinopel hintertrieben wurde, schlugen sie vor, die Angelegenheit auf einem europäischen Congresse zu verhandeln. Unterdeß wurden alle Vorbereitungen fertig, und die Engländer schicken nun Linienschiffe hin, welche hoffentlich die Eroberung nicht verhindern; sind die Franzosen einmal drinn, so wollen und werden sie nicht wieder herausgehen; auch dürfte England andere Dinge zu thun haben, als darüber einen Krieg anfangen. Welche Absurdität, die ewige Barbarei dieser einst so blühenden nordafrikanischen Küste als nothwendig für das Wohl europäischer Staaten zu halten; welcher kleinliche Neid! Besitzt doch England einen Welttheil außerhalb England; und was sagt denn zuletzt die dumme Rede: England kann nicht zugeben, daß der legitime Dey von Algier verjagt werde! Sie sagt nichts. Oder sind die indischen Herrscher, die Dinge dergestalt betrachtet, nicht noch viel legitimer? Ist Nordafrika so wichtig, warum erhält es denn England in solchen Händen? Aber

es hat freilich bei der Erhaltung, sowie Frankreich bei dem Angriffe, andere als die ausgesprochenen Zwecke. Die Vorsehung wird aber, neben diesen geringern Zwecken beiweg, höheren entgegenführen.

Sonntag, den 28sten Mai.

Das vermaledeite Politisiren, dies eigentliche mal français der neuesten Zeit, hat mich zu einer Menge Reden verführt, die nur das O interessiren können, und ich habe darüber das A vernachlässigt, welches doch überall voransteht; ja dem O, was groß thun will, dem Omega, wird von den verständigen Griechen die letzte Stelle im Alphabet angewiesen, damit es Bescheidenheit lerne.

Ich wende mich also zur Augusta, ein unendlich bedeutungsvollerer Name als Otto, dessen ganze Merkwürdigkeit darin besteht, im Widerspruch mit der Natur von vorn und von hinten gleich auszusehen. Was ich nun aber der kaiserlich königlichen Frau vortragen soll, darüber bin ich wirklich im Zweifel; denn der Theaterwechsel ist hier fast seltener als der Ministerialwechsel, und hat man gewisse Stücke gesehen, die Mode sind und immer wiederholt werden, kostet das Schauspiel nicht viel Zeit oder Geld. Dazu kommt, daß ich in andern Briefen über dies und das schon Bericht erstattet und in der letzten Zeit selbst mehrere Abende gearbeitet habe, um nicht in dem Meere von

Handschriften ohne Ausbeute unterzugehen. Vorigen Donnerstag war ich zur Prinzessinn —, geborenen Herzoginn von —, eingeladen, um auf ihrem Landsitze S. ein Schauspiel und ein Vaudeville, meist von Liebhabern aufführen zu sehen. Ich freute mich auf diese histrionische Merkwürdigkeit, aber ein Hauptschauspieler ward krank und die Aufführung deshalb verschoben. Ich möchte sagen, glücklicherweise: denn Abends kam ein ungeheueres Gewitter, Freitag ein ähnliches, und doch ist es nicht kalt geworden, sondern so warm geblieben, daß ich den Ankauf von Sommerkleidung nicht länger verschieben konnte. Heute früh um sechs Uhr hatten wir im Schatten funfzehn Grad, jetzt zwanzig.

Donnerstag Abend versuchte ich, in das mir unbekannte Theater des Hrn. Le Comte einzudringen, aber im Parterre war kein Platz mehr, und es hieß: ich möchte mich mit meinem Parterrebillet einige Treppen hinauf bemühen! Ich that es, in der Hoffnung, ein interessantes Publikum zu finden und meine demagogischen Studien über Köchinnen und Hausmädchen fortzusetzen; allein die Hitze war so groß, und die Atmosphäre so mit riechenden Aromen überfüllt, daß ich merkte, der fünfte Sinn fehle mir doch nicht ganz. Mit diesem Troste ging ich hinweg und schenkte mein Billet einem Jungen auf der Straße.

Wichtiger als dieser gescheiterte Versuch, mich mit

der gräflichen Bühne bekannt zu machen (ich werde ihn schwerlich wiederholen), ist der gestrige Besuch des deutsch-italienischen Schauspiels. Man gab erstens ein Concert und dann den Fidelio mit einigen Auslassungen. Im Concert: Ouverture aus der Zauberflöte, dies Bildniß ist bezaubernd schön, Violinsolo, vierstimmiger Männergesang, Isis und Osiris. Bis auf das Diskantgegurgele der Geige, alles gute Sachen, gut ausgeführt. Im Fidelio tragen die Devrient, Haitzinger und der Chor das Ganze, alle andern sind kaum mittelmäßig, und besonders Demoiselle Roland ein illegitimes oder untergeschobenes, kraftloses Kind des starken Roland; Haitzinger und die Devrient kennen Sie; beide finden den größten Beifall, und man hat dieser die vortheilhaftesten Anerbietungen gemacht, sie dauernd bei der großen Oper zu engagiren; was ganz etwas anderes ist, als bei der unsichern italienischen Oper auf eine kurze Zeit gut bezahlt zu werden. Sie würde alle großen Rollen in den eigentlich dramatischen Opern erhalten und die Cinti auf die der neuern italienischen Schule angewiesen werden. Wann dos zu Stant' kummt, wos wird to te olt' — soogen? — die da meinte, sie wisse allein, wo und wie man Ruhm und Geld hole!! Der hiesigen großen Oper ist (wie unserer) eine solche Frau für jene Rollen ganz unentbehrlich; doch steht unsere immer noch weit

voran, denn die Seidler und Schätzel sind Singwunder im Vergleich mit der Jawurek und Dabadle. Gestern sang die Devrient sehr brav und spielte vortrefflich, Haitzinger, den ich früher nur in musikalisch unbedeutenden Rollen hörte, erwies, er sey auch dieser gewachsen. Das Finale mußte wiederholt und der Vorhang wieder aufgezogen werden, was, glaube ich, vor der diesjährigen Aufführung des Fidelio noch niemals vorgekommen ist. Freilich ist dies deutsche Werk etwas ganz anderes als Rossini'sche Dratzieherei; aber die musikalischen Barren, die Beethoven heranführt, erfordern ganz eigene Ohren, sonst gehen sie ihrer Dicke und Schwere halber nicht hinein. Auch nähert sich das Ganze einer concertirenden Symphonie mit obligaten Menschenstimmen und steht an den äußersten Gränzen des Erlaubten, während Gluck und Mozart im Mittelpunkte eines Meeres von Schönheit, Harmonie und Wohllaut wohnen. — Jetzt wehklagt aber O so über Musik, wie A früher über Politik; weg von der Oper zum Drama. Also: die Schauspieler haben dem Henry III ihren Beifall gegeben; sehr natürlich. Was hätte wohl ein Schauspieler mißbilligt, wenn er glaubt, in einer Rolle Beifall zu gewinnen? Und was hätte sich das Publikum nicht gefallen lassen, wenn ein Paar ausgezeichnete Talente den Praß durchlootsen? Ist denn das aber irgend ein Beweis für ächten Werth? Was soll aus der Bühne

werden, oder was ist aus ihr geworden, wenn Waare leerer Neugier aus Paris verschrieben und von Männern ausgeboten wird, die für andere Werke (z. B. Heinrich VI) einen so strengen Maaßstab anlegen.

Die drei ersten Akte und die beiden letzten von Henry III haben gar keine Einheit und keinen Zusammenhang; auch hat Dumas diese erst hinzugeschrieben, als das Stück auf ein anderes Theater kommen sollte. Der Schluß spricht sich aus wie ein Anfang, und der fünfte Akt, auf welchen die A. rechnet, dessentwegen sie ungeheuer beklatscht und herausgerufen wird, ist doch nur ganz gering im Vergleich mit Donna Mencia. Schon Calderón erscheint herbe, bleibt aber doch ein großer Dichter, und wie ist Guise im Verhältniß zu Gutierre, platt und gemein. — Aber, sagen Einige: der Hergang ist historisch — und meinen, damit sey ich insbesondere aus dem Felde geschlagen. Hierauf eine doppelte Antwort. Ich habe niemals behauptet, ein Stück sey gut, weil es geschichtlich treu sey; denn es giebt solcher Stücke genug, die völlig unpoetisch und unter aller Kritik sind, und es giebt umgekehrt Stücke der höchsten Vortrefflichkeit, wo das Historische und Geographische gar nicht zur Beurtheilung kommen soll. Oder wem fällt es ein, Shakspeare's Hamlet aus dem Saxo Grammaticus, oder seinen Macbeth aus Buchanan verbessern und historisiren zu wollen; wer nimmt einen An-

ſtoß, daß man im Wintermärchen von Sicilien zu Waſſer nach Böhmen fährt? Ich kämpfe nur gegen die Erfindungen, welche, ohne poetiſches eigenthümliches Leben, das klare Angeſicht großartiger Geſchichte mit Schminkpflaſterchen bepflaſtern und aus ihrem Königsmantel eine zuſammengeflickte bunte Jacke machen. Dieſe adinventiones superfluae (dieſe überflüſſigen unpaſſenden Zuthaten einer ärmlichen Küche, die ſich auf einem großen Schilde für die wahre restauration poétique ausgiebt) ſind ſo wenig hiſtoriſch als poetiſch, ſie ſind geradehin thöricht und abgeſchmackt. Sonderbar, daß hierüber viele Deutſche noch ſo in Verwirrung leben, während hier die wahrhaft geſcheuten Männer dieſe neuen franzöſiſchen Erzeugniſſe vollkommen richtig würdigen.

Wenn nun aber (ſo ſchließt man weiter gegen mich) der Dichter an dem geſchichtlichen Stoffe nichts ändern ſoll, wie kannſt du das Hiſtoriſche (z. B. in Heinrich III) tadeln? Ich antworte: keineswegs ſind alle geſchichtlichen Stoffe brauchbar für den Dichter (ſind ſie doch kaum brauchbar für den Hiſtoriker); jener ſoll vielmehr die unſchönen, unpoetiſchen ſtreng verwerfen. Ferner bleibt dem Dramatiker noch unendlich viel zu thun, zu erſchaffen übrig. Zuvörderſt iſt der Übergang aus der Erzählung in das Geſpräch, aus dem Epiſchen ins Dramatiſche eine ſo ungemein große Erfindung und Entdeckung, daß ganze Völker

niemals damit zu Stande kamen. Dann bleibt noch so viel zu thun hinsichtlich der Anordnung, Zeitfolge, Triebfedern, kurz in aller und jeder Beziehung, daß das getreuste, geschichtliche Drama zweifelsohne ein eigenthümliches Werk des ächten Dichters, und nichts weniger als bloßer Wiederhall gegebener Thatsachen ist. Verkehrterweise wollen manche den Dichter auf Kosten des Geschichtschreibers erheben, oder umgekehrt. Laßt doch beide, jeder hat sein Talent, seine Arbeit. Sie sind befreundet, einer kann nie ohne den andern leben, aber nie fällt Ansicht, Geschäft und Zweck ganz zusammen.

Was nun endlich noch das Geschichtliche in der Geschichte anbetrifft, welche die A. mit dem Guise zur Bewunderung des Publikums abspielt, so will ich hiermit eine ächte Quelle citiren, die man benutzen kann, wenn vielleicht das Stück zum zweiten Male umgearbeitet und in ordinäre Prosa zurückgebracht wird. Es heißt Manuscrits de la bibliothèque du Roi, fond Dupuy, Nr. 661. folio, wie folgt: „Pour réquerir des hommes, le Duc de Guise eut fait l'impossible, et prêté sa femme à un chacun, mêsmes à Sieur Megrin, qui fut surpris avec elle sur le lit de la reine mère, dont il ne se fit que moquer". Sollte dieser Anhang für ein königliches Nationaltheater zu natürlich und nicht genug kunstgemäß seyn, so ließe sich ja eine Parodie für heiterere See-

len und kleinere Theater daran knüpfen, denen es lieber wäre, wenn die letzte Scene durch blaues und rothes bengaliſches Feuer verklärt und ins rechte Licht geſetzt würde, als wenn rothe und blaue Flecke auf dem Arme der Herzoginn für das ächte Farbenklavier des Dichters gelten ſollen! Auf jedem Fall müßte der Sieur Megrin dieſen Ausgang, dem Abgange durchs Fenſter vorziehen.

Dudon's Anſtellung haben Sie aus den Zeitungen geſehen, heut heißt es Chabrol, der Präfekt, verliere ſeine Stelle. Vor drei Tagen hat Peyronnet (!!) den König abhalten müſſen, durch eine leidenſchaftliche Proklamation alles zu verderben! So iſt dieſer Karl X (oder Jakob II) kaum zu halten, nachdem er ſich hat in den Schuß bringen laſſen. Die Aufregung nimmt durch dies Offenkundige oder ſchlecht Verſchwiegene zu, und die Wahlſchlacht wird zwar noch kein Blut koſten, iſt aber wichtiger und entſcheidender, als ſeit Jahren. Noch immer glaube ich indeß nicht, daß der König ſo kurzweg die Charte zur Seite werfe, um zur Seite geworfen zu werden. —

Neununddreißigſter Brief.

Paris, den 25ſten Mai.

Allerdings hat die freie Wahl der Lehrer auf der Univerſität für den Studenten viel Reizendes, und man muß dem Jüngling dazu irgend einmal Einſicht und Geſchicklichkeit zutrauen; aber glaube mir aus ſehr langer Erfahrung: gar viele wählen ſchlecht, das Oberflächlichſte reizt nicht ſelten am meiſten, das Ernſte und Gründliche heißt langweilig, und manche können ſich nicht an unſchuldige und unbedeutende Gewohnheiten eines Lehrers gewöhnen, die das Erbärmliche und Verkehrte an einem zweiten bewundern. Nie geht im Leben das aus, was man wohl das Langweilige nennt, es kommt darauf an, deſſen Herr zu werden, ihm eine Seite abzugewinnen, es in eine günſtigere Beleuchtung zu ſtellen und aus eigener Kraft zu verwandeln. Jeder Menſch hat ſeine eigenthümliche Natur, und die wichtige Aufgabe iſt: dieſes Eigenthümliche mit dem von außen Gegebenen angemeſſen zu verbinden, zu verquicken, und dann in Werken des praktiſchen Lebens, der Kunſt oder Wiſſchaft lebendig wiederum darzuſtellen. Möchteſt du in dieſer Beziehung ein Lob verdienen, was Meierotto mir beim Abgange vom Gymnaſio gab, was

mir aber schon deshalb nicht gebührte, weil ich es damals kaum recht verstand. Die, welche ihre Eigenthümlichkeit allein an die Spitze stellen, sie ausschließend hegen und pflegen und mit ihr Götzendienst treiben, werden die leeren, falschen Genies, welche nach kurzem Scheinleben wie die Seifenblasen platzen und nichts zurücklassen, als einige schmutzige Wassertropfen. Die, welche sich nicht von innen heraus kräftigen, die Arbeit des eigenen Denkens und Erzeugens mattherzig scheuen, werden zu sogenannten Philistern, die ihre Vortrefflichkeit sehr oft dadurch zu erweisen meinen, daß sie über alle Verhältnisse des Lebens langweilige Klagen erheben, während die Nichtigkeit nicht in diesen Verhältnissen und Geschäften, sondern in ihnen selbst liegt.

— — — Auf das weitläufige Kapitel der Politik mag ich mich heut nicht einlassen, da der Raum zu Ende geht. Nur so viel: die unzähligen Feuersbrünste, deren man, Gott weiß durch wessen Schuld, nicht Herr werden kann, machen den unangenehmsten Eindruck. Da die Behörden behaupten, noch sey kein Schuldiger in ihre Hände gefallen, üben die Landleute in ihrer Verzweiflung Gewalt für Recht, und schlagen todt, wer ihnen verdächtig erscheint. Aus solchen Erscheinungen könnten eher allgemeine Gefahren hervorgehen, als aus dem Geschrei der Tagesblätter. — Der Wille zu Staatsstreichen mag bei Ein-

zelnen vorhanden seyn, auch weiß niemand, wie weit Dummheit und Eigensinn gehen können; aber ohne Geist, Macht und Geld können Dumme und Eigensinnige nicht auf die Dauer herrschen. Vor dem Eintritt ins Ministerium giebt es der Eisenfresser viele; nachher werden alle nach einander durch die Macht der Verhältnisse zahm und matt. So dürfte (wenn nicht ganz Neues und Unerwartetes dazwischen tritt) meines Erachtens die Krise mit einem ganz neuen oder wesentlich modificirten Ministerium enden. Doch wer kann weissagen!

Vierzigster Brief.

Paris, den 30sten Mai.

Ich bin jetzt 2½ Monat in Paris, oder schon etwas über die Hälfte der Zeit, die ich überhaupt hier verweilen kann. Wie viel habe ich seit der Ankunft gesehen, gehört, gelesen, gedacht, geschrieben, — gelitten! Gewiß ein sehr reicher und lehrreicher Abschnitt meines Lebens; besser verwandt, als wenn ich daheim geblieben wäre, um junge hyperboreische Bären mit Historie aufzunudeln. Obenein sperren diese nicht einmal gierig die Hälse danach auf, wie die unschuldigen, lernbegierigen Gänse, sondern brummen einen

undankbar an, oder beißen kritisch in die Finger. — Der zweite Theil meines hiesigen Aufenthalts wird, alles zu allem gerechnet, unbedeutender und minder reich seyn. Der Reiz der Neuheit verschwindet, gewisse Gegenstände sind durchgesprochen, gewisse Gesellschaften abgethan, und gleich schwer aus vielen Nieten die rechten Bücher und die interessantesten Menschen herauszugreifen. Bin ich gleich in gewissem Sinne nach zweimaligem Aufenthalte in Paris keineswegs mehr fremd, werde ich doch um deswillen nicht einheimisch; vielmehr weiset jenes Nichtfremdsein darauf hin, daß die Aufgabe für den Fremden abgethan und seine Heimath wo anders sey. Dies spüre ich schon an den Stimmungen, die mich bestimmter ergreifen. Die Witterung (oft ungünstig) ist, wenn auch nicht so einflußreich wie in Rom, doch keineswegs gleichgültig für das Maaß der Kraft und Heiterkeit; und die größere oder geringere Ausbeute, welche ich in den Handschriften finde, läßt ebenfalls das Barometer steigen oder sinken. Auf jeden Fall ist es für die Annehmlichkeit der weitern Reise äußerst wichtig, einen Gefährten zu finden, und ich erwarte begierig Ls. Antwort, da ich auf B. gar nicht rechnen kann.

Gestern Abend war endlich das, seit vielen Wochen angekündigte, vorbereitete, aufgeschobene, aber, trotz aller Hindernisse, nicht aufgehobene theatralische

Feſt bei der Pr. — auf ihrem Landſitze in —. Schon beim Hinausfahren zeigte die lange Reihe glänzender Wagen, daß ſehr viele und ſehr vornehme Leute eingeladen waren. Beim Eintritt in den großentheils ſchon gefüllten Saal bot ſich Stoff zu mancherlei Bemerkungen dar; wiederholte Erfahrungen gaben meinen Gedanken aber eine mathematiſche Richtung, und ich berechnete, daß 1600 Pferdebeine etwa 400 Menſchenbeine hieher gebracht hätten, im Saale aber höchſtens 400 Stuhlbeine wären. Da nun jeder Gegenſtand, der ſicher ruhen ſoll (alſo auch ein menſchlicher Sitztheil), mindeſtens drei Stützpunkte haben muß, ſo folgte daraus augenſcheinlich, daß die halbe Geſellſchaft nicht ruhen oder ſitzen, ſondern ſtehen und dadurch zu doppelter Aufmerkſamkeit gezwungen werden ſollte. Zwar ſah ich hie und da noch einige unbeſetzte Stühle, da aber ſehr vornehme Leute um mich her nicht zugriffen, auch noch immer Damen anlangten, beſchloß ich im Hintergrunde an der Thür zu verweilen, wo die Hitze erträglicher war als in der Mitte. Nachdem man ſich lange genug hin und her gedreht hatte, gaben (nach Weiſe der hieſigen Theater) drei Hammerſchläge das Zeichen zum Anfang, und das Orcheſter begann ſeine dünnliche Dratzieherei. Hierauf gab man erſte Liebe, und die vornehmen Akteurs fanden gar vielen Beifall. Nicht unnatürlich, denn als ich z. B. jemand fragte, wer ein

Schauspieler sey, sagte er: c'est mon frère! Da mußte man schon seinen Hut opfern und zwischen die Beine klemmen, um die Hände zum Klatschen frei zu erhalten. Doch soll man billig seyn: die Leute spielten etwa so gut, wie hier auf einigen kleinen Theatern gespielt wird. Lohnt denn das nun aber der Mühe, seit sechs Wochen ein ganzes Haus umzukehren, unmäßig viel Zeit mit Proben und Auswendiglernen zu tödten, ein Paar hundert Menschen zwei Meilen weit fahren zu lassen, und ihnen zu sagen: diesem Genusse beiwohnen zu dürfen, sey die höchste Gunst. Dazu kam, daß die bei uns weggelassenen Couplets hier als das wahre Gewürz betrachtet und so abgesungen wurden, daß es einen Stein hätte erbarmen können. Es ist buchstäblich wahr, daß die 45jährige Dame, welche (wie einer leise sagte) seit 30 Jahren alle amoureuses bei solchen Gelegenheiten spielt, auch nicht einen einzigen Ton richtig sang. Und zu solchem Gemautze war alles eingeladen, von den Personen des alten Régime an, deren ich ein Paar mit Zöpfen und gepuderten Köpfen in der Ferne sah, bis zu meiner Wenigkeit hinab, dem die Töne glücklicherweise schon etwas abgeschwächter zukamen. Auf der ersten Stuhlreihe muß der Eindruck noch größer gewesen seyn. — Während nun alle Augen und Ohren vorwärts gerichtet waren, hatte sich das Hausgesinde leise dem Eingang genähert,

dann war daſſelbe theilnehmend vor=, und eine neue Abtheilung von Verwandten und Bekannten nachgerückt, und ſiehe, als ich mich zufällig umwende, ſehe ich mich von Köchinnen und Hausmädchen eingeſchloſſen, über welche der Koch mit ſeiner ſchwarzen Kappe und weißen Jacke und Schürze hervorragte. Er gab mit ſeinem groſſen Kochlöffel ein Zeichen, das dienſtbare weibliche Heer ſolle ſich etwas zurückziehen; ich dagegen gab der Nächſten, die ſehr luſtig darein ſah, nach meiner bekannten Menſchenfreundlichkeit ein Zeichen vorzurücken, das mehr Beifall fand, als des Kochs muthloſe Weiſung. So fiel denn die Scheidewand der Stände zu Boden, und es koſtete mir die gröſte Überwindung, meine pſychologiſchen Studien nicht ganz von der Ariſtokratie weg und zur Demokratie hinzuwenden, oder mich nicht auf der Bank einzuſchmuggeln, welche das dienſtbare Heer hereingebracht hatte, und wo daſſelbe bereits zwei Mädchen hoch ſaß. — Endlich war das Stück aus, und es folgte der natürliche Abgang von äſthetiſchen Bläſungen, mit denen man die Spielenden und ihre Sippe einräucherte. Ich muß machen, daß ich fortkomme, ſagte mir Graf — — denn dieſe Rederei kann ich nicht aushalten. Nun ſollte zwar noch gegeben werden une folie von Mehul, aber ich fürchtete das franzöſiſche Singen und das vier= bis fünfſtündige Stehen auf meinen ſchwachen Beinen. Auch war

keine Aussicht zu anziehenden Gesprächen oder hinreichenden leiblichen Genüssen, — deshalb nahm ich — s Anerbieten an, mich in seinem Wagen zurückzuführen, und lernte auf dieser Rückfahrt mehr, als wenn ich aus der solie hätte Weisheit schöpfen wollen.

Hier, wie so oft, habe ich gefühlt, wie selten eigentliche höhere Geselligkeit ist, und die weitläufigsten Anstalten gerade am wenigsten zum Ziele führen. Die Prinzessinn ist zweifelsohne mit Lob und Dank überhäuft worden, hat aber von 200 gewiß nicht mehr als zwanzigen den Genuß und die Freude gewährt, welche sie durch ihre Gutmüthigkeit, ihre Anstrengungen und Aufopferungen bezweckte. Dies Anstalten machen zum Geistigen vertreibt den Geist weit häufiger, als daß er dadurch herbeigezaubert wird.

— — Es giebt Geschichten so praktischer und überall anwendbarer Art, daß man im Leben sehr häufig daran erinnert wird, und sie als Text oder Bestätigung anderer Texte gebrauchen kann. Dahin gehört folgende. Zur Zeit, als ich in Halle studirte, war das Schreiben und Lesen fliegender Blätter, die Neugier nach den letzten vergänglichen Erscheinungen und Erzeugnissen des Tages, noch gar nicht Mode. Prof. Jakob meinte aber die studirende Jugend, und nicht minder die Professoren, in den Trab ununterbrochenen, rastlosen Vorschreitens zu bringen, wenn er einige Krippen voll von jenem neusten Futter Jahr aus

Jahr ein bereit halte und unter dem Namen Museum ausbiete. Ein Student redete hievon gar viel mit lautem Lobe und oberflächlicher Begeisterung zu Matthias Sprengel, bis dieser ungeduldig nach seiner plebejen Weise in die Worte ausbrach: schwerenoth, ich wollte, daß der Professor Jakob lieber eine Taverne anlegte, wo man was Gutes zu trinken bekäme! Als ich gestern die vielen Schilder in S. (außerhalb der pariser Steuerlinie) las: bon vin! hätte ich mich gar gern mit ein Paar Leuten hingesetzt und mir auf Freitagsweise nach der Ermüdung bene gethan, — aber es ging doch „gar nicht, nicht an!“

Ich wollte den heutigen Pfingsttag nicht so ganz weltlich hinbringen, und ging deshalb in die Kirche S. Roch, wo eine Messe von Chelard gegeben werden sollte. Das erste, was mir beim Eintritt in die Kirche auffiel, waren die Abtheilungen, welche man in derselben nach Maaßgabe des höhern oder niedern Verkaufspreises der Stühle gemacht hatte. Mit Hürden, Horten oder Geländer, denen ganz ähnlich, womit man die Leute zum Theaterschweif einpfercht, war die sitzende Aristokratie hier noch strenger als gestern von der beweglichern Plebs geschieden. Sonst verhielt sich das Heutige zum heiligen Gottesdienst, wie etwa das Gestrige zur wahren Kunst.

Ich muß meine völlige Unfähigkeit wiederholt bekennen, durch das eintönige, naſengeklemmte Quäken der Prieſter in eine andächtige, gottesfürchtige Stimmung zu kommen. Sang oder quäkte der Geiſtliche gar zu falſch, ſo ſtieß ein kleiner, dicker Kerl dergeſtalt in ſeinen tiefen Serpent oder Contrafagott, daß ich glaubte, es ſey der Stier von Ury. Wenigſtens erklang das Inſtrument ſtark genug, um einer ganzen Heerde Stiere damit in den rechten Ton zu helfen. Gewöhnlich hörte man indeß wenig oder nichts vor dem Kommen und Gehen, Sprechen und Schnauben, Stühle tragen und Stühle rücken; es war alles ſo jahrmarktsartig wie in Rom. Endlich ward's etwas ruhiger; da erſchien eine Küſtersfrau, die ſich zwiſchen jede Reihe Stühle durchdrängte und mit den ſchmachtendſten Blicken ſchöner Augen fragte: ob man ſeinen erſten Stuhl bezahlt habe und einen zweiten zum Knien behalten wollte. Ich ſagte, ſo einladend auch die Blicke waren, ſtandhaft nein; und fand mich mit zwei Sous ab. Nun erſchien aber eine hochgeputzte, wohl conſervirte Frau von etwa 35 Jahren, und ſammelte mit noch eindringlichern Mienen, als die Küſtersfrau für ſich, jetzt für die Armen; da mußte ich ſchon vom Kupfergelde zum Silbergelde übergehen. Neben dem allen und dem immer fortgehenden, angeblichen Gottesdienſte wanderten drei Prozeſſionen durch die Kirche und die beiden erſten

(weil's nicht regnete) auch muthig auf die Straße hinaus. Die erste bestand aus Geistlichen; der zweiten voran ging ein gepuderter Bedienter mit Haarbeutel, in einer Hand eine Partisane, in der zweiten einen großen Stock, auf den Schultern bunte Bänder; dann folgten weiß verschleierte Weiber und Mädchen, in ihrer Mitte ein miserables Marienbild, aufgehöht mit Federn ganz nach Weise der Schlitten. Die Tragende und die vier, welche herabhangende Bänder hielten, schienen mir dem Hochmuthe näher zu seyn, als der Demuth. Die dritte Prozession, männlichen Geschlechts, trug große Pfingstkringel oder Bretzeln, und der gutmüthige, heitere, alte Mann, welcher davon später umherreichte, machte fast allein einen patriarchalischen, edlen Eindruck. — Und die Messe von Chelard? Nun die ging ihren eigenen Gang nebenher oder mittendurch. Ich will lieber kein Urtheil fällen, als sie zur Mehrung der Einsicht öfter hören. Aus allen diesen geistlichen Musiken ist nichts für die Oper zu ernst, und manches dringt noch weiter ins Weite, bis auf den Paradeplatz. Se. Majestät, Hr. Saraſtro, singen viel geistlicher für Isis und Osiris, und ein Chor erinnerte lebhaft an das Schlußchor zu Ehren des großen Pascha Selim. Ja zu der sonstigen Janitscharmusik, kam hier noch als gewürzige Zugabe die Bimmelei der Meßglocke. Ob sich Gott an solchem Gottesdienst erfreut, weiß ich nicht; mich

elendiglichen Menſchen ergriff ſimpliciter die Langeweile, und wäre ich nicht weit vom Gange eingeſperrt geweſen, würde ich das Ende nicht abgewartet haben. Steinigt mich nicht für meine Aufrichtigkeit; es wäre ja kinderleicht, mit zwei Pfennigen Binſenlicht ein Neorama in entgegengeſetzten Farben heuchleriſch auszumahlen, um bei weichlichen Seelen für das Muſter eines gemüthvollen Menſchen zu gelten. Ich kann nun einmal meine Religion ſo nicht ausſpielen. Oft habe ich ein Gefühl der tiefſten Zerknirſchung und innigſten Nichtigkeit; wem ſoll ich dies aber in ſolchem Scharlwari von Eitelkeit und Menſchentand troſtbedürftig offenbaren? und wiederum giebt es Augenblicke, wo der Menſch über ſich ſelbſt hinausgehoben, durch einen Strahl göttlichen Lichts verklärt und verwandelt, wo der Gottesdienſt zur Theilnahme am Göttlichen wird. Müſſen ſolche Augenblicke nicht jedem als frecher Wahnſinn erſcheinen, der da nicht begreift, wie ſie von jener Demuth unzertrennlich ſind?

Montags, den 31ſten Mai.

Die geſtrige Fahrt nach Nogent ſur Marne ward bei ſehr ungünſtigem Wetter unternommen; wie denn überhaupt der Mai hier nichts weniger als ein Wonnemond geweſen iſt, und heut früh, an ſeinem Abſchiedstage, nur 10 Grad Wärme darbietet. Es hat mehr ſchöne Stunden als Tage, und keine Reihe

schöner Tage gegeben. Doch hätten diese, wie ein kurzer Anfang zeigte, wohl voreilig in Staub und Hitze hineingeführt. Trotz des Regens stieg ich mit Hrn. H., unter dessen Leitung ich fuhr, bei Vincennes aus, und sah den Unglücksort, wo im Graben des Schlosses der Herzog von Enghien erschossen ward. Ein einfaches Geländer umschließt den Todesplatz, und eine Pyramide mit der Inschrift: hic cecidit, hält das Andenken an eine That fest, deren vielfache Abscheulichkeit durch den neuen Schriftwechsel in noch helleres Licht gesetzt worden ist. Allerdings bleibt Bonaparte der erste wahre Urheber des Frevels; aber ohne so viele willige Helfer und Helfershelfer wäre dieser vielleicht unterblieben, oder nicht mit so vielen Nebenumständen begleitet worden, welche die Nichtswürdigkeit und das gerechte Entsetzen aufs höchste steigern. Alle, die ihre Hände nach des Kaisers Fall in Unschuld waschen wollten, haben, wie Lady Makbeth, ihre Blutflecken nur noch röther und leuchtender gemacht, und (so z. B. S.) nach Jahren noch frech die Lüge der Unthat zugesellt.

Das Landhaus des Hrn. P. liegt ungemein reizend auf einer Anhöhe, von welcher man das reiche Thal der stark gekrümmten Marne übersieht. Die höchste, mit Blumen mannigfach geschmückte Terrasse erinnert an Lattorf's Wohnung in Klieken; dann folgen aber, da die Berglehne in Nogent bedeutender

iſt, noch zwei Terraſſen, bevor man die Ebene erreicht. Den fernſten Hintergrund verdeckte die trübe Luft, doch bot das Nähere ſchon große Abwechslung, und als endlich gegen Abend einige Sonnenſtrahlen durch die grauen Wolken drangen, ward die Beleuchtung vielleicht noch magiſcher, als bei vollem Tageslichte. — — —

Der Inhalt meiner Geſpräche mit den Damen war übrigens ſehr einfach: Reiſen, Kindererziehung, Blumen und Gärten, Stadt und Land und dgl.; aber die Form! Man ſpricht doch, genau genommen, blind darauf los ein gräuliches Franzöſiſch. Die Herzoginn von B. hat als Erzieher einen jungen Mann aus Berlin von der Kolonie, der ſich einbildet, vollkommen Franzöſiſch zu ſprechen; ſie will indeß lieber einen, der gar kein Franzöſiſch verſteht, und ſagte von jenes Sprechweiſe: il parle comme un prince allemand. Les mots hurlent de se voir tellement accouplés!

Einundvierzigster Brief.

An Hrn. Geheimenrath P—.

Paris, den 1sten Junius.

Obgleich in meiner Zeit sehr beschränkt, habe ich doch, Ihrer gedenkend, beikommenden Aufsatz über die Philosophie in Frankreich während des neunzehnten Jahrhunderts für die St. Z. entworfen. Möge er Ihnen nicht ganz mißfallen.

Die Philosophie in Frankreich während des neunzehnten Jahrhunderts.

I.

Obgleich die in der neuesten Zeit wiederholte Behauptung unerweislich ist, daß die französische Revolution lediglich Folge irriger philosophischer Ansichten gewesen sey, so haben dieselben doch wesentlich auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten eingewirkt. Um deswillen muß eine Zeitung nicht bloß von den eigentlich politischen Ereignissen sprechen, sondern auch

Überſichten aller der Verhältniſſe geben, welche damit zuſammenhängen oder daraus hervorgehn. Dies iſt hinſichtlich der Philoſophie Frankreichs um ſo nothwendiger, da die Erinnerung an Voltaire, Helvetius, Diderot u. A. ſchlechterdings nicht mehr ausreicht, um die Verhältniſſe und Anſichten der Gegenwart zu begreifen. Wir wollen deshalb, mit Zurückſetzung deutſcher Standpunkte und Urtheile, darzulegen ſuchen, welche philoſophiſchen Schulen und Schriftſteller während des neunzehnten Jahrhunderts ſich in jenem Lande bildeten und Einfluß gewannen. Als Leitfaden dient uns zunächſt: „Damiron Essai sur l'histoire de la Philosophie en France au dixneuvième siècle. 2 Vol. Seconde édition, revue et augmentée", ein Werk, welches mit Geſchmack, Verſtand, Unparteilichkeit und Mäßigung geſchrieben iſt, und dem wir in Deutſchland recht viele Leſer wünſchen.

Die Geſchichte der Philoſophie iſt, aus dem richtigen Standpunkte betrachtet, nicht die müßige Aufzählung der unpraktiſchen Meinungen einzelner Menſchen, welche bloß für ſich und gleichſam außerhalb aller Geſellſchaft ſtanden und dachten. Sie entwickelt vielmehr alle Ideen, welche Kraft und Wirkſamkeit beſaßen, und ſich als die großen Hebel aller Bewegungen des menſchlichen Geſchlechts erwieſen. Die ächten Denker ſind ihr die Repräſentanten der Menſchheit; indem ſie jene erforſcht, begreift und beurtheilt, thut

sie daſſelbe hinſichtlich der Menſchheit überhaupt. Dieſelbe Aufmerkſamkeit, welche ſie den Lehren der Philoſophen widmet, richtet ſie auf Glauben, Willen und Handlungen des Volks; ja zu den Geſchäften und einzelnen Ereigniſſen hinabſteigend, erklärt ſie dieſelben und bringt ſie in Verbindung mit ihren Grundſätzen.

Drei große Schulen haben ſich in Frankreich während des neunzehnten Jahrhunderts erhalten oder neu entwickelt: erſtens, die der Sinnlichkeit, des Sinnenthums (Sensation), welche Alles aus der Natur erklärt und zum Materialismus führt; zweitens, die der Offenbarung, welche Alles auf Gott bezieht und mit Theologie und Kirchenthum abſchließt; drittens, die der vernünftigen Geiſtigkeit (Spiritualisme rationel), welche ſich auf Kenntniß und Erforſchung des menſchlichen Geiſtes gründet. Die Häupter der erſten Schule ſind Cabanis, Deſtutt de Tracy, Garat und Volney; die der zweiten de Maiſtre, de Bonald und Lamennais; die dritte, mannigfaltiger in ihren Richtungen, läßt ſich minder gut durch einzelne Namen und Worte bezeichnen. Wir wollen zuvörderſt jede dieſer Schulen im Allgemeinen charakteriſiren und dann auf die einzelnen Schriftſteller übergehen.

Die erſte Schule hält Sinne und Sinnlichkeit für die einzige Grundlage aller Philoſophie. Ihr Gegenſtand iſt die Materie, der Körper und ſeine Eigenſchaften, die äußere Welt, ihre Verhältniſſe und

Geſetze. Von Geiſt, Seele, Sittlichkeit, Gedanken als ſolchen in urſprünglicher Weſenheit, weiß ſie nichts und will ſie nichts wiſſen. Auf den Körper des Menſchen, auf Selbſterhaltung und Genuß, bezieht ſich die natürliche und ſittliche Thätigkeit des Menſchen. In ähnlicher Weiſe umfaßt die Politik dieſer Schule auch nur den ſinnlichen Nutzen. Sie liebt Ordnung, weil ſonſt Gefahr und Elend einbricht; aber es gilt ihr gleich woher jene entſtehe, ſofern ſie nur das einzige Recht verbürgt, welches ſie den Einzelnen zuſpricht: nämlich zu leben und der ſinnlichen Güter zu genießen. Sie zieht die Freiheit vor, würde ſich aber auch (wie das Syſtem des Hobbes zeigt) mit dem Despotismus vertragen. Das Weſentliche in ihren Augen iſt das Gute, jedoch nur in dem Sinne wie ſie dieſen Begriff auffaßt, und jede Regierung iſt ihr recht, ſofern ſie jenes Gute erzeugt. Geſetzgebung, Gerechtigkeit, Macht, Religion betrachtet ſie nur in Bezug auf ihre Zwecke, richtet Alles lediglich ein für ihre Zwecke und durchdringt Alles mit ihren Anſichten. Sie iſt ein Induſtrialismus, welcher Regierung und Geſelligkeit nur in einem materiellen und phyſiſchen Sinne begreift. Ähnlicherweiſe verfährt ſie hinſichtlich der Kunſt und ſetzt ihr einziges Ziel in die ſinnliche Wahrheit, ohne Rückſicht auf Geiſt und Ideal. In Beziehung auf Gott langt ſie entweder an bei der bloßen Ausdehnung und der bedeutungs-

losen Einheit des materialistischen Pantheismus; oder bei der charakterlosen Vielheit, dem Atomismus Epikurs. Für beide Fälle ist von Geistigkeit, Sittlichkeit, Wille, Vorsehung nicht die Rede. Ihre Religion erscheint als ein Götzendienst mit einer blinden Nothwendigkeit; keine Frömmigkeit, Dankbarkeit oder Hingebung, kein Gebet, Vertrauen oder Hoffnung; sondern allerhand Gemüthsbewegungen ohne Begeisterung, Liebe ohne Dankbarkeit und Innigkeit, eine kalte Theilnahme, eine Anbetung, die auf der Erde bleibt, ohne Ideal und höhere Eingebung.

Die zweite theologische Schule betrachtet keineswegs vorzugsweise die körperliche und sinnliche Seite des Menschen; er ist ihr vielmehr vor Allem ein Geist, dem Organe dienen. Diese Lehre von der Geistigkeit, dieser Spiritualismus, erhält aber dadurch eine eigenthümliche Beschaffenheit, daß er mit der Kirchenlehre in enge Verbindung tritt, den Glauben mehr als die Erkenntniß hervorhebt und die Lehre von der Erbsünde, als Haupterklärungsmittel, in den Vordergrund stellt. Das ganze Leben ist, dem gemäß, ein Zustand der Strafe und Buße, und die Menschheit muß durch die Herrschenden mit Strenge zu diesem Zwecke angehalten werden. Freiheit würde nur von demselben abbringen und ins Verderben stürzen. Auf jeden Fall muß es wenigstens von der Macht, der Autorität abhangen, wie viel und wie lange sie die-

ſelbe einräumen will; auch kann jene nur ein örtliches und zeitliches Zugeſtändniß, aber niemals ein weſentliches und allgemeines Recht ſeyn. Wenn alſo die Regierungen den Bedürfniſſen der menſchlichen Geſellſchaft entſprechen und denen von Gott ihnen auferlegten Pflichten genügen wollen, ſo müſſen ſie jenem Grundſatze der Abbüßung (expiation) gemäß verfahren, den Völkern nicht nachgeben, ſondern dieſelben mit Übermacht und Unumſchränktheit beherrſchen und behandeln. Sie ſind für die Völker weit mehr als bloße Lehrer und Vormünder, — ſie ſind Richter und Beſtrafer; finden aber in lezter Stelle ſelbſt ein höchſtes unfehlbares Oberhaupt in der Kirchengewalt und dem Papſte.

Die dritte auswählende (eklektiſche) Schule der vernünftigen Geiſtigkeit, ſteht zwiſchen der ſinnlichen und katholiſchen auf gewiſſe Weiſe in der Mitte. Sie geht weder von den Sinnen, noch von der Offenbarung aus, ob ſie gleich den Werth beider nicht läugnet; ſie beginnt vielmehr mit den Thatſachen des Bewußtſeyns und begründet von da aus eine philoſophiſche Theorie, welche jene beiden Syſteme erleuchtet und vervollſtändigt. Sinnlichkeit, Natur, Offenbarung, Überlieferung, Geſchichte u. ſ. w. nimmt ſie an und auf, jedoch unter der Bedingung, Alles mit der Wiſſenſchaft ſeiner ſelbſt in Übereinſtimmung zu bringen, die da unmittelbar und ſelbſtſtändig iſt,

und gegen welche nichts obſiegen kann. Dieſe Schule erkennt Wahrheit in der Natur, wie in Zeugniſſen und Überlieferungen; aber ſie ordnet dieſe bloß äußere Wahrheit der innern unter, vermittelſt welcher ſie Alles beurtheilt. Sie verwirft das Sinnenthum nicht, nimmt es aber auch nicht unbedingt an, ſondern begränzt daſſelbe und geht alsdann gern auf alle ſeine Richtungen und Forſchungen ein. Ähnlich iſt ihr Verhältniß zum zweiten Syſteme. Sie räumt z. B. ein, daß die Menſchen zu Arbeit und Thätigkeit beſtimmt ſind, und auf dieſem Wege Hinderniſſe, Noth und Schmerz nicht ausbleiben; aber ſie betrachtet jene nicht wie bloße Heerden von Gottloſen, den Herrſchern zu Zucht und Strafe Preis gegeben. Sie hält die Bildung keineswegs für eine bloße Strafe und die bürgerliche Regierung für eine bloße Bußanſtalt; ſondern fordert von den Herrſchern, im Namen der Völker, ſtatt Zwang und Strenge, Freiheit und Theilnahme und ſieht in jenen vielmehr Lehrer und Väter, denn unerbittliche Herren und Zuchtmeiſter. Sie denkt mit einem Worte weit mehr an Erziehung, als an Züchtigung und Beſtrafung des menſchlichen Geſchlechts.

Von den drei hier im Allgemeinen geſchilderten Schulen, herrſchte die erſte bis zum Falle Napoleons. Mit der Herſtellung des Königthums begann die dritte, jedoch ſchwach und unſicher, während die zweite ſe-

gleich geharnischt und mit voller Kraft und Thätigkeit hervortrat. Von der Geistlichkeit verbreitet und der Regierung begünstigt, fand sie Anhänger, bis Übertreibungen und Nebenzwecke Beifall und Achtung minderten und die vermittelnde Schule sie in gar vielen Beziehungen überflügelte.

Die politische Geschichte der letzten dreißig bis vierzig Jahre zeigt die Einwirkung der philosophischen Systeme; beide erklären und begründen sich wechselseitig. Der sinnlichen Philosophie entspricht unter dem Direktorium und dem Kaiserthume der geringe Glaube an Sittlichkeit und Tugend, der Mangel an Gewissen, die knechtische Unterwürfigkeit, die plumpe Handhabung der öffentlichen Macht, der Materialismus in den Künsten und die Verachtung der Religion. Wenn sich zwischen hindurch Kriegsruhm und eine gewisse Größe zeigt, so kommt dies daher, daß den Gemüthern noch etwas vaterländische Begeisterung geblieben war und ein überlegener Genius die Geister bewegt, selbst während er sie unterdrückt.

Als nun die katholische Philosophie, mit Glanz und von bedeutenden Namen unterstützt, hervortritt, scheint sich der Glaube wiederzugebären. Sie gewinnt Macht, geht über in Künste und Sitten, hat ihre Regierung, Geschäftsleute, Gelehrte, Dichter, und ihre Anhänger verwirklichen nach allen Seiten ihre Ideen, sey's aus Überzeugung, oder aus Nachahmung,

oder (wie wohl bei den Meiſten) aus Eigennutz. Endlich aber erhebt ſich der Jeſuitismus, der mit Gewandtheit, Ehrgeiz und Polizei überall ſeinen Geiſt hineinträgt und Staat, Sitten, Dichtkunſt, ja ſelbſt die Religion verdirbt.

Dieſen beiden Schulen gegenüber hat ſich die dritte allmälig, aber mit deſto mehr Sicherheit, fortgebildet. Von umfaſſenderen Grundlagen ausgehend, nur die Übertreibungen abweiſend, Milde und Mäßigung anempfehlend und zeigend, wird ſie allmälig in Staat, Kunſt, Wiſſenſchaft und Religion gröſseren Einfluß gewinnen.

II.

Unter den Häuptern der Sinnlichkeitsſchule verdient zuerſt Erwähnung Cabanis (geb. 1757, geſt. 1808), ein Schüler Condillacs. In ſeinem Hauptwerke, vom Verhältniß des Phyſiſchen und Moraliſchen im Menſchen, lehrt er: alle Empfindung beruht lediglich in den Nerven, alſo auch Geiſt, Wille, Tugend, Laſter u ſ. w. Der Menſch iſt nur ein moraliſches Weſen, weil er ein ſinnliches, empfindendes Weſen iſt, er empfindet nur, weil er Nerven hat; die Nerven machen den ganzen Menſchen. Abgeſehen davon, daß das Geheimniß warum denn die Nerven empfinden, hierbei ganz unerklärt bleibt, iſt nirgends gehörig erörtert, wie denn die Empfindung zum Be-

wußtſeyn kommt, ob jeder Nerv ſein eigenes Leben führt, ob denn nicht für alle ein ganz anderer Mittelpunkt, eine Einheit, ein Ich vorhanden ſeyn müſſe? — Folgerechtes Fortſchreiten auf jener materialiſtiſchen Bahn mußte in jeder Beziehung zu ſo geringhaltigen und verderblichen Ergebniſſen führen, daß Cabanis ſelbſt in einem ſpäteren Schreiben eine etwas tiefſinnigere Richtung einſchlug. Deſtutt de Tracy (geb. 1754) nimmt die phyſiologiſchen Lehren des Cabanis an und ſucht nur allgemeinere Grundſätze, eine Art von Metaphyſik dieſer Schule aufzuſtellen. Bei der Mangelhaftigkeit ihrer erſten Grundlagen kommt er jedoch in ſeiner Ideologie nicht über leere und negative Abſtractionen hinaus. Wenn der Menſch nichts iſt, als Materie, als ein Körper, ſo verliert die Lehre von Freiheit und Sittlichkeit an Würde und Bedeutung; es kann nur noch vom phyſiſchen Leben und körperlichen Wohlbefinden die Rede ſeyn.

Dies tritt noch deutlicher hervor bei Volney (geb. 1757, geſt. 1820), welcher, gleich wie Tracy der Metaphyſiker, ſo der Moraliſt dieſer Schule iſt. In ſeinem Katechismus, der nur zu viel Eingang und Anhänger fand, lehrte er: alles Thun und Laſſen des Menſchen habe lediglich zum Zweck — die Selbſterhaltung. Als Verehrer der phyſiologiſchen Hypotheſen, ſah er den ganzen Menſchen in ſeinen Or-

ganen und betrachtete den geſunden Zuſtand, die Unverletztheit und Übung dieſer Organe als die einzige Aufgabe, welche der menſchliche Wille ſich ſetzen könne. Indem er den Geiſt läugnete, oder (was daſſelbe iſt) ihn nur als Ergebniß der organiſirten Materie hinſtellte, wird von demſelben bei weiterer Entwickelung der Grundſätze und Vorſchriften nicht geſprochen. Das gröſte Gut iſt ihm das Leben, das gröſte Übel der Tod. Im Leben wiederum ſteht Geſundheit und phyſiſches Wohlſeyn allem Anderen voran, ſo wie körperlicher Schmerz als höchſtes Leiden erſcheint. Tugend und Laſter ſind nur Gewohnheiten, mit den Geſetzen der Erhaltung übereinſtimmend, oder ihnen widerſprechend. Von Kunſt, welche ja zur nächſten Erhaltung des Menſchen nichts beiträgt, iſt nirgends die Rede; gegen die Religion hingegen tritt Volney feindlich auf. Er will weder Glauben noch Hoffnung, und nennt ſie Tugenden der Thoren, zum Vortheil der Schurken.

Im Sinne von Condillac und Cabanis trat Garat (geb. 1758) als Lehrer in den Normalſchulen auf. Auch ihm iſt der Gedanke nur Folge des ſinnlichen Eindrucks, und wir kommen zu Tugend und Laſter, Gottheit und Ewigkeit, gerade eben ſo, wie zu Farbe, Ton, Geſchmack u. ſ. w.

Die hart angegriffene Schule der Sinnlichkeit zu vertheidigen und neu zu begründen, iſt der Zweck Broussais (geb. 1772) in ſeinem Werke von der

Erregbarkeit und dem Wahnsinne. Ihm umfaßt die Physiologie den moralischen wie den physischen Menschen, die Erscheinungen der Seele wie des Leibes, das Bewußtseyn nicht minder wie die einzelnen Organe. Es giebt für ihn keine Psychologie und Seelenlehre, neben oder unabhängig von der Physiologie; nur der Physiolog kann über Tugend, Sittlichkeit u. s. w. Auskunft und Rechenschaft geben. Man hat ihm vorgeworfen: er komme auf seinem Wege nie bis zu einer Einheit des Bewußtseyns, nie zu einem wahren Ich, und es sey eben so thöricht wenn er den Leib denken, als wenn ein Anderer (vom ganz entgegengesetzten Standpunkte ausgehend) die Seele verdauen lasse. Das Wesen des Denkens und der Seele sey eben die Einheit; alles Räumliche und Materielle hingegen wesentlich theilbar und zusammengesetzt, mithin ein Zusammenwerfen beider weder wissenschaftlich zu begründen, noch in der Erfahrung nachzuweisen.

III.

Wir kommen zur theologischen Schule. Der Graf Joseph de Maistre (geboren 1753, gestorben 1821) hat in dem philosophischen Theile seiner Werke die Absicht, die Wege der Vorsehung bei Regierung der Welt zu erklären und zu rechtfertigen. Er erforscht den wahren Zustand des Menschen auf-

Erden, die Urſuchen ſeiner Lage, die Mittel ſie zu verändern und zu verbeſſern, und die Verhältniſſe, welche ihn mit Gott in Verbindung ſtellen. Die Klage der Menſchen über ihre Schickſale iſt ungegründet, der Gerechte leidet keineswegs mehr als der Ungerechte, und wenn er nicht ganz gegen Unfälle geſichert iſt, ſo ſind dieſe eine verdiente Büßung für die allgemeine Schuld, welche durch die Erbſünde über alle Menſchen gekommen iſt. Um dieſe Leiden und Strafen zu mildern und abzukürzen, giebt es zwei Mittel: das Gebet und die loskaufende Befreiung (réversibilité). Vermöge der letzten übernimmt der Unſchuldige die Stelle des Schuldigen, zahlt für ihn aus ſeinem Reichthume, büßt ſeine Vergehen und errettet mit himmliſcher Liebe eine verbrecheriſche Seele. Eine ſolche Lehre iſt tröſtlich für die Guten, wie für die Böſen: jenen gewährt ſie die Gunſt, vor Gott Vertheidiger und Erretter ihrer Brüder zu ſeyn; dieſe bewahren dadurch bis ans Ende die Hoffnung der Verzeihung und die Sehnſucht nach dem Guten. — Gegen dieſe Lehre iſt in Frankreich eingewandt worden: ſie will die Erſcheinungen durch die Lehre von der Erbſünde erklären, daß heißt: durch ein unerklärliches und unbegreifliches Geheimniß; ein Verfahren, welches auf dem Boden des Glaubens genügen mag, aber gewiß nicht philoſophiſch oder wiſſenſchaftlich genannt werden kann. Dazu kommt, daß

dem Grafen de Maiſtre die göttliche Weltregierung nur hart und ſtrenge, nicht als eine Führung der Güte und Barmherzigkeit erſcheint, und er auch alle weltliche Herrſchaft nur in ſofern ſchätzt, als ſie zum Strafen ſtark und bereit iſt. Wir ſollen aber die Übel dieſer Welt keineswegs ausſchließlich wie Strafen betrachten; ſie ſind eben ſo oft Warnungen, Lehren, Begnadigungen. Kämen alle Leiden lediglich von Gott als verdiente Strafen, ſo fragt ſich, ob ein religiöſer Sinn ſie nicht demüthig annehmen müßte, ohne irgend etwas dagegen zu thun, ob die Bitte nicht Aufruhr wird, und die Übernahme oder das Auflegen einer fremden Schuld den höheren Weltrichter als grauſam und ungerecht darſtellt? Lemaiſtre vergißt, daß zwiſchen dem Morgen- und Abendgebete ein Tag der Arbeit und Thätigkeit liegen ſoll, und daß wir unabläſſig darnach ſtreben müſſen, ohne Verlaß auf Andere, ſelbſt gerecht zu werden und unſere Schulden abzutragen. Jene Geheimniſſe von der Erbſünde, dem Gebete, dem Loskaufe können wohl auffallen, imponiren, aber es mangelt ihnen wiſſenſchaftliche Evidenz; ſie führen unzeitig zu einem aſcetiſchen, abergläubigen und müßigen Leben, unterwerfen einem kirchlichen Joche, verwandeln die Geiſtlichen in herrſchende Prieſter und ſtellen den Papſt dar als höchſten, unfehlbaren, unumſchränkten Herrn der Völker und der Könige.

Lamennais (geb. 1780) kommt auf verschiedenem Wege zu ähnlichen Ergebnissen. (Siehe sein Werk: sur indifférence en matière de réligion,) Ihm ist der Mensch ein vernünftiges Wesen, aber so unglücklich organisirt daß er, mit Hülfe der Sinne, Empfindung und Vernunft, doch nirgends die Wahrheit erkennen kann, sondern überall nur Zweifel, Täuschung und Irrthum findet. Durch sich selbst wird er weder zum Glauben noch zur Wissenschaft gelangen; es giebt nichts Wahres, Wesenhaftes in ihm oder außer ihm, und er sollte nicht einmal an sein eigenes Daseyn glauben, wenn er dafür keine andern Zeugnisse hat als sein eigenes Gefühl und sein eigenes Bewußtseyn. Aus dieser Noth kann nichts erretten als die Autorität. Diese ist das Zeugniß von mehr oder weniger Personen, deren Aussage Glauben verdient; es ist das Recht, welches diesen Personen zusteht, daß man ihnen über Thatsachen Glauben beimesse, die sie wahrhaft bezeugen. Die Autorität faßt also in sich eine Thatsache, Zeugnisse für die Thatsache und Glaubwürdigkeit der Zeugen. Ohne Autorität sind alle unsere Urtheile zweifelhaft oder irrig; sie ist die einzige Regel derselben und wir haben nichts zu thun, als die Entscheidungen der Wissenden, der Autorität, zu vernehmen und uns ihnen zu unterwerfen. — Wenn nun aber allen Einzelnen, als solchen, die Wahrheit verborgen und unzugänglich ist,

woher kommen denn nun die Wissenden, welche vermögen glaubhaftes Zeugniß abzulegen? Wollte man ihnen etwa Weisheit und Wahrheit (ohne weiteren Erweis) durch ein unmittelbares, göttliches Wunder beilegen, so müssen doch eben Sinne und Vernunft zur Aufnahme des Göttlichen fähig und organisirt seyn. Und soll Lehre und Mittheilung stattfinden, so muß auch der Lernende die Fähigkeit besitzen, zu lernen, zu wissen, zu erkennen. Daß dieser unbedingte und doch oberflächliche Skepticismus Lamennais zuletzt nur dazu dienen soll, in letzter Stelle Kirchengewalt und Papstthum als Rettungsmittel darzustellen, fühlt man, ohne weiter in seine Entwickelungen einzugehen. Eine Prüfung der merkwürdigen politischen Ansichten dieser Männer findet sich in Raumer's geschichtlicher Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik.

Der Dritte zu Lemaistre und Lamennais ist Bonald (geb. 1762). Seine Widerlegung des Materialismus verdient rühmliche Erwähnung, doch kann er zu eigentlicher philosophischer Erkenntniß nicht gelangen, da ihm die Arbeit des Denkens unfruchtbar und das Eingehen in die Tiefen des Bewußtseyns thöricht erscheint. Nur eine Frage: über die Entstehung der Sprache, greift er willkürlich heraus und entwickelt sie, um zu Ergebnissen zu gelangen, die man beim Anfange der Untersuchung nicht vermuthen

sollte. Wie dem Lamennais das Zeugniß alleinige Quelle der Wahrheit war, so sucht sie Bonald in den Zeichen der Gedanken, im Ausdruck, im Worte. Das alleinige wahre Wort enthält aber die Bibel; was mit ihr nicht übereinstimmt, wird als Lüge und Irrthum verworfen. Alle Wissenschaften aller Art müssen sich einer biblischen Prüfung unterwerfen und darin rechtfertigen. Die Kirche ist das höchste Tribunal für alle Gedanken und Erkenntnisse, die Priester sind die Richter der Gelehrten, die Religion giebt der Philosophie das Gesetz, so daß diese nicht neben oder außerhalb jener steht, sondern ganz in ihr begriffen und aufgenommen ist.

Etwas anders gestalten sich die Dinge (laut Damiron's Darstellung) bei dem Baron Eckstein. Wie Lamennais und Bonald läugnet er, daß man auf dem Wege der Erforschung der Thatsachen des Bewußtseyns zur Erkenntniß seines Ichs oder der Menschheit überhaupt gelangen könne, ihm ist Geschichte und Tradition Quelle aller Wahrheit, Alles wird ein Geschäft der Gelehrsamkeit und historischer Kritik, wobei denn natürlich Glauben und Autorität wieder eine Hauptrolle spielen, ohne daß nachgewiesen würde, wie die gesammte Menschheit oder eine Klasse derselben das besitzen und erhalten könne, was jedem Einzelnen, als solchem, durchaus mangelt. Auch darf man, wenn von der Entwickelung der Menschheit die Rede

iſt, keineswegs den Blick ausſchließend auf die Vergangenheit richten und daſelbſt unbedingte Vorbilder ſuchen oder finden, und eben ſo wenig kann man die Menſchen der Vergangenheit richtig beurtheilen, ohne den Menſchen der Gegenwart wiſſenſchaftlich zu erforſchen. Herr v. Eckſtein giebt mehr ein Syſtem katholiſcher Tradition, als eine Theorie der Erkenntniß oder ein Syſtem eigentlicher Philoſophie. Doch erkennt er an, daß die katholiſche Geiſtlichkeit, wie ſie jetzt wirklich iſt, auf eine unbedingte geiſtige Oberherrſchaft keinen Anſpruch machen oder ſie wenigſtens nicht behaupten kann. Daher will er daß ſie lerne, ſich bilde, fortſchreite; ſobald ſie wieder an der Spitze der Wiſſenſchaft und des Glaubens ſteht, wird ſie ohne Geſetze und äußeren Beiſtand, ſo wie ehemals, herrſchen.

Zu andern Ergebniſſen kommt Ballanche (geb. 1776), ein milderer Schriftſteller dieſer Schule, in ſeinen Institutions sociales und ſeiner Palingénésie morale. Er will keine Autorität, keine Beſchränkungen, keine ſtrenge Herrſchaft nach obgedachter Weiſe, ſondern glaubt, daß die Menſchheit in freier Entwickelung ununterbrochen fortſchreite, und Religion und Wiſſenſchaft dereinſt das Beſitzthum und Gemeingut aller Menſchen ohne bevorrechtete Kaſten ſeyn werde.

Noch weiter von den obigen Ergebniſſen und Schlußfolgen ſind die St. Martin's entfernt. Denn-

so sehr er auch der Religion nach ihrer mystischen Seite zugewandt ist, hält er doch den katholischen Priesterstand keineswegs für eine wesentlich christliche Einrichtung und dringt auf das Studium des Menschen, da er der Schlüssel und das Bild aller Wahrheit sey und Selbsterkenntniß die natürliche Offenbarung genannt werden könne. Während die politischen Ansichten der meisten Schriftsteller dieser Schule auf eine strenge Herrschaft der Kirche hinauslaufen, wendet sich St. Martin zu Ansichten, welche, aller bestimmteren Formen ermangelnd, nicht genügend seyn dürften, die menschliche Gesellschaft zu ordnen und auf rechtem Wege zu erhalten.

IV.

Diejenigen Schriftsteller, welche wir zur dritten, der eklektischen Schule der vernünftigen Geistigkeit (spiritualisme rationel), zählen müssen, sind weder Schüler Eines Meisters, noch bewegen sie sich alle in derselben Richtung. Die Sensualisten gingen von der Beobachtung aus, bezogen sie aber lediglich auf die Sinnlichkeit; die Theologen legten ausschließlich Glauben und Tradition zum Grunde; die Eklektiker endlich suchen durch eine vielseitigere Beobachtung das einseitige System der ersten zu erweitern und den Sinn und die Wahrheit der theologischen Lehren tiefer zu erforschen. Sie ergreifen nicht willkürlich hier

und da zerstreute Züge oder gar entgegengesetzte Ansichten und Grundsätze, um daraus ein haltungsloses Ganzes zu erkünsteln; sondern gründen ihre Theorie auf mannichfaltige Erfahrung und wenden sie nächstdem an, um die Wahrheit überall, wo sie sich findet, zu erkennen und den Irrthum davon abzusondern. Es ist die Philosophie des gesunden Menschenverstandes (sens commun), angewandt auf die Kritik der Systeme.

In der Reihe der hierher gehörigen Schriftsteller nennen wir zuerst Bérard (geboren 1793, gestorben 1828). Er ist Materialist, so lange er nur die Thatsachen betrachtet, verläßt aber dies System, sobald er die Grundsätze erforscht. Das Sinnliche beurtheilt er durch die Sinne, das Nichtsinnliche aus dem Bewußtseyn; er beobachtet als Arzt und schließt als Psycholog. Es giebt (dies lehrt er in seiner „Doctrine des rapports du physique et du moral"), außer der Sinnlichkeit, einen inneren Sinn, ein Princip, ein Wesen, welches, obgleich unkörperlich und nicht in die Sinne fallend, doch nicht minder wahrhaft ist und sich, ohne Materie zu seyn, als Kraft lebendig und thätig zeigt und in der mannichfachsten Weise auf das Körperliche einwirkt. Es ist nicht das Gehirn, welches denkt, oder der Magen, welcher verdaut, sondern die geistige Kraft denkt im Gehirne und die verdauende Kraft verdaut im Magen: Gehirn und

Magen sind nur die Orte, wo sie ihre Rolle spielen und ihre eigenthümliche Natur entwickeln. So gestaltet, bildet und erhält sich die Organisation durch den Beistand von Ursachen und Mitteln, die nicht körperlich sind.

In ähnlicher Weise wendet sich Virez (de la puissance vitale) zum Spiritualismus und sucht darzuthun, daß diejenige Kraft im Menschen, welche sich dem bloß Körperlichen so oft widersetzt und es bekämpft, von demselben nothwendig verschieden seyn müsse. Diese eigenthümliche Lebenskraft ist in der ganzen Natur in verschiedener Weise und Mächtigkeit vorhanden und vertheilt, und, obgleich oft einander entgegentretend und sich bekämpfend, geht aus allen Wirkungen aller Lebenskräfte das Gleichgewicht und die Erhaltung der Welt hervor. Die Nerven und Muskeln sind nicht in derselben Weise empfindend und beweglich, wie sie etwa schwer oder räumlich sind; diese Eigenschaften bleiben ihnen immer, jene sind Folge des Lebens und dauern nur, so lange dies dauert. Bestände der Mensch lediglich aus Räumlichem und Körper, so müßte der Geist ohne alle Kraft und lediglich ein Sklave seyn.

Obgleich Kératry (geboren 1769) in seinen inductions morales et physiologiques mehr die allgemeine Beschaffenheit der Dinge zu entwickeln, eine Art von Ontologie zu geben versucht, geht er doch

oft, minder wiſſenſchaftlich, zu Hypotheſen über das ehemalige und künftige Daſeyn der Seelen über und kann mit Theilnahme und Wohlwollen die Mängel einer Moral und Äſthetik nicht vertilgen, welche ſich meiſt auf den Begriff des Nützlichen gründen.

Eben ſo wenig dürften die Verſuche von Maſſias, Welt und Gott zu erklären, genügend erſcheinen, da ſie, des wiſſenſchaftlich ſtrengen Ganges oft ermangelnd, kaum in wenigen Worten charakteriſirt werden können.

Eben ſo wenig iſt hier der Ort, von Ancillon und Bonſtetten zu ſprechen, da dieſe Schriftſteller bekannt und mindeſtens eben ſo ſehr den deutſchen als den franzöſiſchen Philoſophen beizuzählen ſind.

Aus dem Werke von Droz (geboren 1773) über die Moralphiloſophie heben wir dagegen Folgendes aus: Der vernünftige Mann gehört keiner Schule, keiner Sekte, keiner Partei an und iſt doch weder gleichgültig (indifférent), noch Zweifler (sceptique); dieſe Art, die Meinungen der Menſchen anzuſehen, nennen wir Eklekticismus. Sie iſt kein Skepticismus, denn dieſer läugnet, daß es Wahrheit gebe, oder dieſelbe vom Irrthume unterſchieden werden könne; wogegen der Eklekticismus nicht bloß das Daſeyn von Wahrheit einräumt, ſondern auch feſtſtellt worin ſie beſtehe und wie ſie zu erkennen ſey. Zwei Dinge ſind vorhanden, die Wirklichkeit und der Gedanke,

die Realität und die Idee. Jene ist weder wahr noch falsch; nur die Idee, als Abbild der Wirklichkeit, ist beider Eigenschaften fähig, wird aber, bei der Beschränktheit des menschlichen Geistes, nie ganz treu und vollständig seyn. Aus dem ächten unbefangenen Eklekticismus geht die Überzeugung hervor, daß in jeder Ansicht eine gewisse Wahrheit enthalten sey. Daher allgemeine Duldung und ein vermittelnder, versöhnender historischer Sinn, welcher alle Völker und Zeitalter erforscht, alle Länder besucht, alle Sprachen versteht und allen Systemen ihr Recht widerfahren läßt, weil die Wahrheit nirgends ganz fehlt und niemals einem Lande, einer Zeit, einem Menschen allein angehört. Dieser neue Geist und Sinn hat in den Naturwissenschaften die Beobachtung an die Stelle der bloßen Meinung gesetzt, in der Kritik das Klassische und das Romantische als zwei Standpunkte für Erkenntniß des wahren Schönen nachgewiesen, in der Politik die Freunde der Republik gelehrt daß man unter einer Monarchie frei, und die Freunde der Monarchie, daß man in einer Republik tugendhaft und glücklich seyn könne. Diesem Sinne gemäß anerkennen die neuen Philosophen auch Philosophie im Christenthume, und die neuen Christen Religion in der Philosophie.

Degerando hat sich, von Locke und Condillac ausgehend, dem Spiritualismus immer mehr zugewandt und in einem neuen Werke du perfectionne-

ment moral, zu zeigen gesucht, daß das Leben des Menschen eine große ununterbrochene Erziehung sey, für welche Selbstbeherrschung und Liebe des Guten als die beiden Hauptmittel angenommen werden müssen. Wichtiger noch als dieses Werk ist Degerando's vergleichende Geschichte der philosophischen Systeme, welche in der neueren Ausgabe von minder einseitigen Standpunkten ausgeht.

Eben so hat **La Romiguière** Condillac's Ansichten allmälig verlassen und die Thätigkeit der Seele, die Eigenthümlichkeit des Gedankens, anerkannt. Sollte auch seine Theorie der Eigenschaften des menschlichen Geistes (welche er auf die Aufmerksamkeit, die Vergleichung und das Raisonnement zurückführt) nicht ausreichen, haben doch seine Vorlesungen (leçons de philosophie) angeregt und manchen auf den Weg gebracht, tiefere Forschungen anzustellen.

Durch mancherlei Entwickelungsstufen gelangte **Maine de Biran** (geb. 1766, gest. 1821) vom Sensualismus des Cabanis, bis zum Spiritualismus Leibnitzens. Ihm ist die Seele eine reine Kraft, ein wesentlich thätiges und freies Princip. Ja es giebt in der Welt gar nicht zweierlei Dinge, thätige und leidende Elemente, Kräfte und Atome oder Mollecules; sondern es giebt nur thätige Elemente, Kräfte. Dies schließt indeß das Daseyn der Körper nicht aus, denn diejenigen thätigen Kräfte, deren Eigenschaft nur im

Widerstande liegt, bilden eben in ihrer Vereinigung das Ausgedehnte, Räumliche, den Körper. Leib und Seele stehen in dem Verhältnisse von Kraft zu Kraft, von Thätigkeit und Gegenthätigkeit oder Reaction, und die Urkraft, die Kraft aller Kräfte, die Quelle aller Seelen, der reine, unbeschränkte, alles erschaffende und erhaltende Geist, ist Gott selbst.

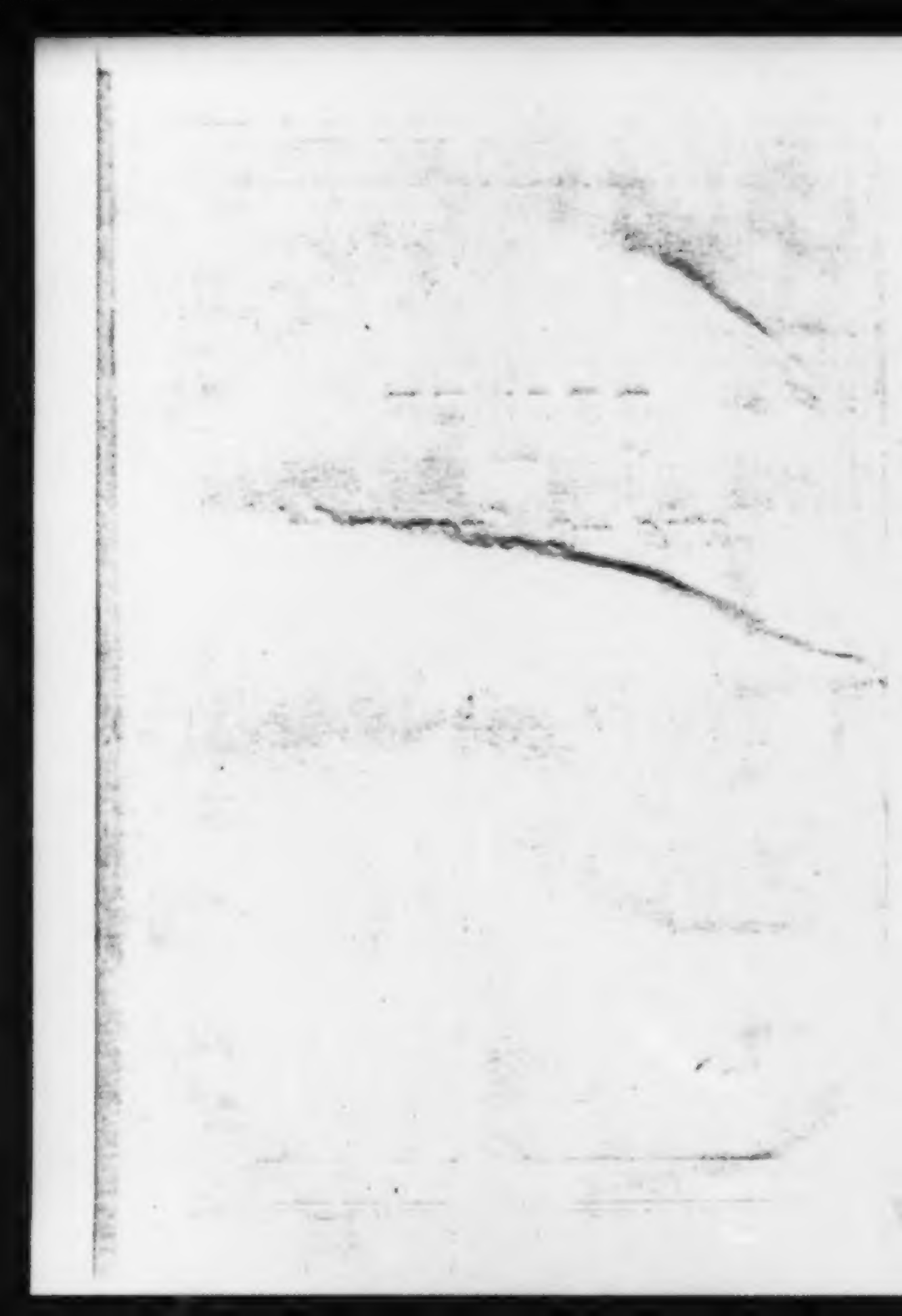
Royer-Collard begann ums Jahr 1811 seine philosophische Laufbahn mit der Kritik der philosophischen, besonders des herrschenden Sinnlichkeits-Systems. Er zeigte, daß dasselbe die Ideen von Raum, Ursache, Dauer, Substanz, Ewigkeit u. s. w. nicht erzeugen oder erklären, daß es zu keinem wahrhaft sittlichen Gedanken kommen kann. Alle diese wichtigeren und höheren Elemente der Philosophie suchte Royer-Collard (an die Schotten, besonders an Reid, sich anschließend) neu und besser zu begründen, und hat, so wie früher als Lehrer, so später in der politischen Laufbahn, ungemein heilsam eingewirkt.

Das Studium der Schriften Cousin's erweiset, daß er von der Philosophie der Griechen und Deutschen (dieser beiden philosophischen Hauptvölker) weit mehr weiß, als die meisten seiner Landsleute, und diese gründlichere Kenntniß hat auf die Entwickelung eigener Ansichten den vortheilhaftesten Einfluß gehabt. Wenn man, am deutschen Standpunkte festhaltend, manchen der von uns genannten Schriftsteller kaum

würde für einen Philosophen gelten lassen, so darf man Cousin diesen Namen nicht versagen. Seine Untersuchungen über die Freiheit, die Erkenntnißformen des menschlichen Geistes, die Natur der Wahrheit, die Verbindung von Geist und Körper, das Verhältniß Gottes zur Welt u. s. w., beruhen nicht auf einem unsichern, schwankenden Eklekticismus, sondern tragen den Charakter ächter Wissenschaftlichkeit an sich. Wollte man ihn aber aus diesen Gründen auch nicht an die Spitze einer für Frankreich wahrhaft neuen und tiefsinnigeren Schule stellen, bleiben seine Verdienste, als Herausgeber des Proklus und Descartes, und als Übersetzer des Platon, immer noch so groß, als die irgend eines der philosophischen Schriftsteller jenes Landes während des neunzehnten Jahrhunderts.

51

Leipzig: F. A. Brockhaus. 1831.



F. v. Raumer's

Briefe

aus Paris und Frankreich

im Jahre 1830.

Briefe

aus

Paris und Frankreich

im Jahre 1830

von

Friedrich von Raumer.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1831.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Inhalt.

	Seite
Zweiundvierzigster Brief. Paris, den 2ten Junius 1830	1
Dreiundvierzigster Brief. Den 4ten Junius	10
Den 5ten Junius	15
Den 6ten Junius	21
Vierundvierzigster Brief. Den 7ten Junius	24
Den 9ten Junius	28
Den 10ten Junius	33
Fünfundvierzigster Brief. Den 11ten Junius	36
Sechsundvierzigster Brief. Den 12ten Junius	39
Den 13ten Junius	42
Siebenundvierzigster Brief. Den 14ten Junius	44
Achtundvierzigster Brief. Den 15ten Junius	49
Den 16ten Junius	52
Den 17ten Junius	55
Neunundvierzigster Brief. Den 21sten Junius	56
Den 22sten Junius	59
Funfzigster Brief. Den 23sten Junius	64
Den 24sten Junius	69
Einundfunfzigster Brief. Den 25sten Junius	71
Den 27sten Junius	74
Den 28sten Junius	80
Den 29sten Junius	84
Den 30sten Junius	85
Zweiundfunfzigster Brief. Den 2ten Julius	90
Den 6ten Julius	93
Dreiundfunfzigster Brief. Den 7ten Julius	97
Den 8ten Julius	100
Den 9ten Julius	104
Den 10ten Julius	105

Seite

Vierundfunfzigſter Brief. Den 12ten Julius 107
Fünfundfunfzigſter Brief. Den 14ten Julius 115
Sechsundfunfzigſter Brief. Den 18ten Julius 120
Den 19ten Julius 122
Den 20ſten Julius 127
Den 21ſten Julius 128
Siebenundfunfzigſter Brief. Den 23ſten Julius 131
Den 24ſten Julius 133
Den 25ſten Julius 134
Achtundfunfzigſter Brief. Den 31ſten Julius 140
Neunundfunfzigſter Brief. Den 1ſten Auguſt. 151
Sechzigſter Brief. Den 2ten Auguſt 155
Einundſechzigſter Brief. Den 3ten Auguſt . 161
Zweiundſechzigſter Brief. Den 4ten Auguſt . 170
Dreiundſechzigſter Brief. Den 6ten Auguſt . 181
Vierundſechzigſter Brief. Den 7ten Auguſt . 194
Fünfundſechzigſter Brief. Den 8ten Auguſt . 201
Den 9ten Auguſt 208
Den 10ten Auguſt 210
Sechsundſechzigſter Brief. Den 11ten Auguſt 212
Den 12ten Auguſt. 216
Den 14ten Auguſt. 216
Siebenundſechzigſter Brief. Nantes, den 19ten Auguſt 219
Achtundſechzigſter Brief. Bordeaux, den 24ſten Auguſt 230
Den 25ſten Auguſt 240
Neunundſechzigſter Brief. Bagneres de Bigorre, den 1ten September 245
Siebzigſter Brief. Montpellier, den 8ten September 259
Den 9ten September. 265
Den 10ten September 268
Einundſiebzigſter Brief. Marſeille, den 14ten September 270
Den 15ten September 278
Aix, den 16ten September 281

Seite

Zweiundſiebzigſter Brief. Lyon, den 22ſten September 282
Den 23ſten September 289
Dreiundſiebzigſter Brief. Genf, den 27ſten September 294
Beſançon, den 30ſten September. . . . 299
Den 1ſten Oktober 302
Vierundſiebzigſter Brief. Den 2ten Oktober. 306
Fünfundſiebzigſter Brief. Den 2ten Oktober 30[illegible]
Den 3ten Oktober. . . . . 31[illegible]
Straßburg, den 6ten Oktober 318
Sechsundſiebzigſter Brief. Deſſau, den 20ſten Oktober 321

MÜNCHEN

Zweiundvierzigſter Brief.

Paris, den 2ten Junius 1830.

Kein Volk iſt ſo wenig kosmopolitiſch als die Franzoſen, und doch bilden ſie ſich das Gegentheil ein, ſofern ihnen eben Frankreich als die Welt und alles darüber hinaus meiſt als gering und verkehrt erſcheint. Freilich, wenn ich mir hier den Hals rauh geſprochen habe, um die Trefflichkeit unſerer Einrichtungen zu beweiſen, und die allzukeuſche berliner Polizei verbietet eine pariſer Karikatur der kurzen Röcke halber, ſo habe ich Mühe und Arbeit verloren, und mit dieſem unüberwindlichen ridicule wird alle meine Weisheit in Thorheit verwandelt.

Gewinnt man die Taglioni für Berlin, ſo mögen die meiſten anderen Tänzerinnen nur von vorn anfangen zu lernen; denn alle ihre Kunſtſtücke ſind ge-

ring und unnatürlich, gegen den Anstand, die Grazie und die schwebende Leichtigkeit dieses Mädchens. Sie erweckt wieder den verschwundenen Glauben, das Tanzen sey auch eine ächte Kunst. — Wenn plötzliche Liebe nur als Zauberei zu betrachten und erklärlich ist, so muß die L. die beste Julie seyn; denn mit den gewöhnlichen fünf Sinnen, ja mit sechsen, brächte man das Wunder nicht zu Stande. Wunderliche Welt! Einmal heißt's, nur ein „grines" Frauenzimmer von sechzehn Jahren könne die Julie spielen und alle Kunst sey entbehrlich und hinderlich, und dann riskirt es wiederum eine, die im Sommernachtstraum der Schönheit noch eine Rolle übernehmen könnte. An der G. ihrer Nase wollten superfeine Kenner etwas abfeilen; wie müßte man da an der armen L. raspeln und hobeln, firnissen und glätten! —

Am 31sten Mai gab der Herzog von Orleans dem Könige von Neapel ein großes Fest in seinem mit dem sogenannten Palais royal zusammenhängenden Palaste, oder eigentlich im Palais royal selbst. Als ich um halb acht Uhr hinging, fand ich die Menschenmenge schon so groß und unbequem, daß ich vorzog erst das Theatre français zu besuchen. Um halb zwölf Uhr, als ich herauskam, war in den Gängen, welche vom Theater zum Palais royal führen, das Gedränge noch lebensgefährlich und ich dankte

Gott, als ich den Garten erreicht hatte. Aber auch hier war Kopf an Kopf, und erst als Viele nach Hause gingen, und Platz zum Gehen und Sehen sich wiederfand, bekam das Ganze einen reizenden und, trotz aller Mängel der Ausführung, feenartigen Charakter. Das eigentliche Palais war bis zum Dache mit unzähligen Lampen erleuchtet und vor demselben standen allerhand Gerüste auf gleiche Weise bekleidet. Die ältern und neuern Galerien des kleinen Hofes, und die Säulen auf der neuen Galerie, welche den Hof vom Garten trennt, zeigten sich nicht minder hell, und Lampenguirlanden von allen Farben waren von einer Säule zur andern gezogen und warfen ein buntes Licht auf die dazwischenstehenden Blumen. Im Garten standen Lampen rings um die Grasplätze, und die sechs Reihen Bäume waren ebenfalls damit verbunden und geschmückt. Der Springbrunnen in der Mitte, stärker als gewöhnlich, gab silberhelle Gegensätze zu den andern Lichtern und Farben, und der halbe Mond schien (eine bedeutende Zugabe zur Erhöhung der Mannigfaltigkeit) hell und freundlich in die Bäume, Blumen und Bogengänge hinein. Vom Café de la paix aus betrachtet, nahm sich das Ganze am besten aus; es war eine in Wirklichkeit versetzte Scene aus tausend und einer Nacht, oder erinnert an die eine Dekoration in Armide, zu der man freilich das Beste hinzufantasiren mußte. — Ohne Unordnung

ſollte es indeß nicht abgehen. Als ich in den Garten trat, ſah ich in der Mitte ungeheuren Dampf, Funkenſprühen, in die Höhe ſchlagende Flammen und Dinge durch die Luft hin und her fliegen, die ich nicht erkennen konnte, die aber weißlichen Vögeln ähnlich erſchienen. Ich erſtaunte, daß man ein Feuerwerk ſo gefährlicher Art an dieſer Stelle zu geben wage. Was war es! Nichtsnutziges Geſindel hatte erſt dies und das nach dem ſtark beleuchteten Apoll von Belvedere geworfen, und als daraus natürlich ein Brand hervorging, nicht abgelaſſen, ſondern aufgehäufte Stühle ergriffen, die durch die Luft flogen und das Übel ſchnell ſo mehrten, daß Ernſt dagegen gebraucht werden mußte. — So iſt die anſteckende Reizbarkeit und Trunkenheit der Menge: das Heitere und Witzige verwandelt ſich mit unglaublicher Schnelligkeit in das Wilde und Freche, und ich begreife, wie ohne Plan und Vorſatz das einzelne Wort eines oder einiger Führer, die Maſſen gegen die Baſtille und die Tuilerien führen konnten. So viel ſich auch in den Anſichten und Verhältniſſen geändert hat, die Mittel zu ähnlichen Erſcheinungen ſind noch zur Hand und der Grundcharakter von Paris im Guten wie im Böſen wohl keineswegs von Grund aus, ſondern nur zum Theil durch die Macht ächter Grundſätze umgeſtaltet. Die Fehden der Burgundionen und Armagnats, die Ligue und die Bluthochzeit, die Ba-

ricaden 1588 und 1648 und die Revolution, zeigen daſſelbe furchtbare, unheilige Element, welches ſich jedes Mal für ächte Lebenswärme ausgab, und doch ſo oft nur ſinnloſe Fieberhitze war. — Neben aller Heiterkeit des Feſtes hatte es für mich etwas ſehr Tragiſches, wenn ich bedachte, wie dieſe Bourboniden im Palaſte zu denen ſtehen, die draußen umherwandelten. Lampenlicht genug, aber kein Sonnenſchein, und die Luft, am Lampenlichte noch größeren Brand, wohl des Palaſtes ſelbſt zu entzünden. Wenn ruhige Männer überlegen: ob die Bourboniden ſich erhalten können, wenn viele ihre Entfernung, wo nicht für ein Glück, doch für ein nothwendiges Übel halten, wohin würde die Menge gerathen, wenn ſie jemals wieder in Thätigkeit käme! Und drinnen wird gelacht, geſchmeichelt, getanzt, als ſey ein Hochzeitmahl; während die Scheidung zwiſchen Herrſchern und Volk täglich weiter um ſich greift, und jeder gern die Fackeln ergriffe, um das abgelebte, impotente Geſchlecht zum Lande hinauszuleuchten, oder doch das Palais royal wirklich in ein königliches zu verwandeln. Ich habe Gelegenheit gehabt, eifrige Männer von der rechten Seite zu ſprechen. Es iſt ſehr irrig zu glauben, daß ſie zur Abſchaffung der Charte die Hände bieten würden. Nach Aufhebung vieler frühern Bürgſchaften (z. B. der Parlamente, Landſtände, Communalordnungen) mit einem Worte alles Corporativen, bleibt

ſie, trotz aller Mängel, die einzige formale Schutzwehr gegen Despotie. Eben ſo wenig glauben jene Männer daß der König, ohne die Kammern, ein neues Wahlgeſetz geben und durchſetzen könne. Endlich will die Ariſtokratie (obgleich keineswegs ſo einflußreich und tief begründet wie die engliſche) ſich nicht ihrer neuen Rechte berauben, und auf zufälligen Einfluß bei Hofe zurückbringen laſſen. Freilich ſpricht mancher von der rechten Seite keineswegs ſeine eigentliche Meinung auf der Rednerbühne ſcharf und beſtimmt aus, damit er nicht bei Prinzen und Miniſtern anſtoße; doch iſt dies nicht härter zu rügen, als wenn die Liberalen, um der Journale und der Popularität willen, etwas neben der Wahrheit hergehen. Es iſt ſehr zweifelhaft, ob die Miniſter in der neuen Kammer auch nur hundert Stimmen für ſich haben werden. Bedenke ich dies Alles, und wie den Häuptern weder Macht, noch Geld, noch Geiſt zur Seite ſteht, ſo halte ich es für ganz unmöglich daß ſie ihre Stellen länger als bis zum Herbſte behalten können, und begreife nicht wie viele kluge Männer ſo große Furcht vor Gewaltſtreichen (ohne Gewalt) haben können. Aber freilich: Eigenſinn, Leidenſchaft, Dummheit kennt kein Geſetz und keine Regel; es iſt unmöglich zu errathen oder zu berechnen, was ſie thun oder verſuchen werden. Und macht man einen Verſuch, kann die andere Partei auch die Mäßigung

vergeſſen, wo dann kein gutes Ende vorherzuſehen iſt. Wird das Budget nicht bewilligt, ſo fallen alle Papiere zweifelsohne in ganz anderem Maaße als bis jetzt, und die Regierung kommt zu völligem Stillſtand; denn es iſt ganz unſinnig, mit geſetzwidriger Execution Geld von Hunderttauſenden beitreiben zu wollen. — Daß die Dinge ſo übel ſtehen, iſt weſentlich Schuld der Regierung und des Königs. Zur Anſtellung ſo unpopulairer Männer, zum Ergreifen ſo verhaßter Maaßregeln war kein genügender Grund vorhanden. Die Contrerevolution, in dem Sinn wie ſie die Congreganiſten wollen, taugt ſo wenig als die frühere Revolution, und es iſt dumm, oder boshaft, oder beides zugleich, die jetzigen Liberalen mit denen von 1790, Conſtant mit Sieyes auf eine Linie zu ſtellen. — Doch ſteckt vielen ſelbſt der geſcheutern Liberalen noch die Negativität der Richtung überhaupt, mit etwas Napoleonismus verſetzt, im Leibe. Jene, ſofern ſie das Poſitive, Reale, Gegebene, Geachtete, ihren allgemeinen Abſtraktionen über Verfaſſung, Verwaltung, Kirche, Wiſſenſchaft u. ſ. w. gegenüber, eben nicht achten, ihm den Werth abſprechen und Alles auf ihr Bett des Prokruſtes werfen möchten. Und dieſe Anſicht iſt (ſo ſehr ſie ſonſt Napoleon haſſen) doch in zwei wichtigen Punkten mit dem kaiſerlichen Despotismus geſchwängert: erſtens, ſofern ſie die ſchlechte, tyranniſche Verwaltung, das

willkürliche An- und Absetzen der Beamten u. s. w. aus ganz oberflächlichen Gründen für nothwendig erklären, d. h. sie möchten für den Fall, daß sie ans Ruder kommen diese Erbschaft des alten Despotismus gern an sich nehmen. Zweitens, in Beziehung auf andere Staaten, wo ihnen Einrichtungen, Gränzen, Friedensschlüsse, Herrscherfamilien immer nur provisorisch erscheinen. Trotz aller schönen Redensarten und Deckmäntel läuft dies auf hochmüthige Habgier hinaus, wonach andere Völker gar nichts besseres thun könnten, als sich in der französischen Streckanstalt die Glieder brechen und nach Willkür heilen zu lassen. Freilich dauern menschliche Einrichtungen nicht ewig, aber aus Grundsatz alles für provisorisch erklären, um ein angeblich Allervollkommenstes zusammenzubacken, ist frech und thöricht zugleich. Weil sie hier seit vierzig Jahren vierzigerlei Herrscher gehabt haben und ihre Königsfamilie gern nach Monomotapa versetzen möchten, weil sie heut so oft zerstörten, was sie gestern bauten, finden viele es hier unbegreiflich daß andere Völker noch nicht so à la hauteur sind, ihrem Beispiele folgen zu wollen. Alle Veränderungen, die seit tausend Jahren in Europa vorgegangen sind, machen die Landkarte nicht so kunterbunt, als was diesen Leuten durch den Kopf und glatt über die Zunge fährt. Gut, daß dem sonst so milden —, als er in diesen Trab gerathen, ein preußischer Stecken zwischen die

Beine gesteckt ward, um zu der Einsicht zu kommen, die Weisheit der Welteinrichter aus den hiesigen Soiren würde nicht geringern Widerstand finden, als die Napoleon's, der doch im Vergleich mit ihnen ein Riese war.

Ich sah vorgestern zum zweiten Male Le mariage d'amour und getraue mich das Verdammungsurtheil, was Manche darüber aussprechen, nach dem Maaßstabe zu widerlegen, der bei solchen Stücken allein passend ist. Freilich wenn nur, Was ihr wollt, oder der Sommernachtstraum Lustspiele sind, wird so ziemlich allen übrigen das Lebenslicht ausgeblasen. Bemerke ich aber, welche Bücklinge die eine Partei vor Henry III und Hernani macht, wie die zweite nach dem Scharfrichter von Saardam und der Sündfluth läuft, so sehe ich nicht ab warum die Vermählung eines Grafen mit einer Grisette nicht auch einmal auf die Bühne kommen darf? Würde das Stück schlecht gespielt, möchten die Mängel allerdings schärfer heraustreten; die Darstellung ist aber so meisterhaft, daß selbst Schlechteres noch einen großen Genuß gewähren könnte. — Als die junge Gräfinn fühlt, daß sie ihre ehemaligen Freundinnen nicht mehr versteht, daß ihr diese gering erscheinen; als sie gleichzeitig der höhern Welt fremd bleibt, von dieser verspottet wird, und dem tröstenden Freunde gegenüber

endlich in die Worte ausbricht: non, je ne suis plus égale à personne! es that eine wahrhaft großartige, tiefererſchütternde Wirkung. Ja, es iſt eben ſo furchtbar, ſo entſetzlich, nirgends auf Erden ſeines Gleichen zu finden, als es furchtbar und entſetzlich iſt, keinen Gott über ſich zu glauben. Ich hatte noch nie ſo deutlich gefühlt was die wahre, ächte, unentbehrliche Gleichheit ſey, als in dem Augenblicke, wo die Brocard jene Worte mit dem Ausdrucke des gerechteſten tiefſten Schmerzes ausſprach. Nach dem Mariage d'amour, folgte der Lügner von Corneille. Ein berühmter Name, doch iſt das Ganze kein Ganzes, eben weil es nur an dem vereinzelten Faden des Lügens zuſammengehalten werden ſoll; die lange Reihe der willkürlichen Scenen thut keine Wirkung. Von vis comica endlich iſt faſt nirgends eine Spur.

Dreiundvierzigſter Brief.

Paris, Freitags den 4ten Junius 1830.

In der Politik haben ſich die Leute ſo ausgeſprochen, daß erſt nach den neuen Wahlen ein friſcher Anſatz erfolgen wird. Jetzt möchte jeder die Zukunft vorherwiſſen, was aber ſeine unüberſteiglichen Schwie-

rigkeiten behält, weil die Vordersätze, aus denen man folgern soll, nie vollständig sind und die zur Gegenwart werdende Zukunft eben Neues und Unbekanntes bringt und in die Rechnung, sie verändernd, hineinwirft. Wenn die Gegenwart also gewissermaaßen politische Ferien hat, so habe ich sie desto weniger hinsichtlich der Vergangenheit. Ich arbeite mit Lust und sehr großem Fleiße, so lange es Geist und Leib, insbesondere die Augen, ohne Schaden ertragen wollen. Wohlgedruckte Bücher lesen, ist hundertmal bequemer, als den ganzen Tag Handschriften entziffern. Und so muthig ich in der Regel auch minder Anziehendes und Leichtes Geschriebenes zur Seite werfe, geht es doch nicht immer an, und das Gewissen bezwingt die leichtsinnige Ungeduld. So quäle ich mich jetzt z. B. mit Gesandtschaftsberichten aus England und Schottland aus den Zeiten der Elisabeth und Maria, die äußerst unleserlich und leider auch unvollständig sind, aber für mich doch großes Interesse haben. Wem kleine Züge und Nebenumstände, Lichter und Schatten gleichgültig sind, wer in der Weltgeschichte nur eine unsinnig weitläufige Anstalt sieht, um ein Paar angeblich philosophische Sätze zu Tage zu fördern, die man auf einen Dreier schreiben kann, der muß meine Anstrengung für thöricht und das Ergebniß für schlechthin nichtig halten. Es ist auch nur gering; ich habe aber nun einmal meine Freude daran,

und giebt doch der Philosophus modernus dazu meder Augen noch andere Glieder her. Indeß wird man mit den Philosophen noch eher einig, sie sind immer noch frischer, eigenthümlicher und lebendiger, als manche Historiker, mikrologische Pedanten, welche die ewige Wahrheit zu beherrschen glauben, wenn sie allerhand Flöhe in ihren Hellersack eingefangen haben.

Nach gethaner Arbeit muß der Mensch spazieren, hier recht eigentlich Gassaten gehn. Denn selbst auf den Boulevards sind nicht die Bäume, sondern die Läden Hauptsache, und nur die schönen Tuilerien versetzen in eine Region anderer Gefühle und Genüsse. Das Betrachten der unendlich mannigfaltigen, ausgestellten Waaren macht mir noch immer Vergnügen; auch giebt es für diejenigen Zweige, wo die Mode herrscht, täglich etwas Neues, welches mitunter reizend und schön, mitunter geschmacklos erscheint. Nur soll man den Wechsel an sich nicht anklagen; er ist ja oft nothwendig, er braucht ja nicht zum Schlechten hinzuführen, er kann innerhalb der Kreise des Reizenden und Schönen stattfinden. So wie die geringe Zahl der Buchstaben, der Noten, eine unermeßliche Mannigfaltigkeit von Worten und musikalischen Perioden erzeugt; so ist die Zahl der Formen und Muster für Bänder, Kattune u. s. w. unerschöpflich, und es verdrießt mich daß diese erfreuliche Beweglichkeit, dies Kaleidoskop fast gar nicht bei den

Mustern der Shawls angelegt wird, wo form- und bedeutungsloser Krimskrams ein ewiges Reich gegründet zu haben scheint. — Der Unkundige wird hier oft übertheuert; bei einiger Aufmerksamkeit, Nachfragen und Vergleichen, ergiebt sich aber für viele Dinge eine Wohlfeilheit, worüber man in Berlin erstaunen würde.

Gestern wanderte ich nach Tische zu den Boulevards und beschloß, das theatre des variétés zu besuchen. In der Überzeugung, nur das Theatre français sey bisweilen leer, jedes kleinere aber immer überfüllt, fand ich mich um die Zeit ein, wo die Kasse geöffnet ward, und fürchtete das lezte Glied eines langen Schlangenschweifes zu werden. Aber siehe es war kein Mensch da, und zum erſten Male in meinem Leben kaufte ich das erſte Parterrbillet, und war der erſte im Parterr. Statt wieder hinauszugehen, erkor ich den sichern Eck- und Anlehneplatz auf der ersten Bank, hielt daselbst die Mittagsruhe deren meine Augen bedurften, erblickte aber als ich sie, vom Orchester geweckt, öffnete, eine so wenig zahlreiche Versammlung, daß ich nicht für nöthig hielt meine Stellung zu verändern und sie aus dem römischen ins deutsche oder französische zu übersetzen, d. h. die Beine von der Bank hinwegzuziehen und unter die Bank zu stecken. Man gab zuerst Les habitans des Landes, vaudeville de M. Sevrin,

welches mit ſo vielem ſchlechten Singſang begann, daß ich faſt davongelaufen wäre, darauf folgten indeß ein Paar ſehr ergötzliche Scenen, wo Brunel einen furchtſamen Bedienten ſpielt, der da glaubt in Afrika zu ſeyn und ſich vor Bauern, die auf Stelzen gehn, und einer jungen Mohrinn ſo ängſtet, daß es ihm am gerathenſten ſcheint, ſich tod zu ſtellen. Dieſen roide mort, ſteif Todten, wußte er auch ſo trefflich durchzuführen, er ließ ſich kollern, aufrichten, Arm und Bein heben und fallen, daß man lachen konnte und nichts Widerwärtiges dazwiſchen trat. Auf dieſe Scene war das ganze Stück berechnet, und ſonſt ein bloßes Nichts. Hierauf folgte Le garde de nuit von Melesville und Maſſon, wo ein Prinz Kleidung und Rolle eines Nachtwächters, und dieſer die des Prinzen übernimmt, woraus allerhand Mißverſtändniſſe und Verwickelungen entſtehen. Vernet, der Nachtwächter, ſpielte den falſchen Prinzen recht brav und Lefèvre ſprach als ſächſiſcher Soldat ſo gewichtiges Franzöſiſch, daß ihm die Worte wie pirnaer Sandſteine aus dem Munde fielen, und ich unwillkürlich an das ähnliche Franzöſiſch zweier berühmten Männer erinnert wurde, nämlich Wolf's und Manſo's. Die Weiberrollen ſind in allen Stücken dieſer Art faſt immer unbedeutend, doch ſchien Md. Herfort nicht ohne Anlagen zu ſeyn. — Jezt ſollten noch zwei andere Stücke folgen, aber ich hatte um 9 Uhr der

Kunstanschauungen genug, verkaufte mein Billet so daß mir der ganze Spaß nur einen Franken kostete, und ging noch zu Miß Cl., wo ich die gewöhnliche Gesellschaft fand. — — —

Paris, Sonnabend den 5ten Junius.

Ich weiß nicht, ob ich mich über die Resultate meiner gestrigen Forschung auf der Bibliothek, der Freude, oder der Verzweiflung ergeben soll. Eine Frage, ob gewisse Sachen den westphälischen Frieden betreffend schon gedruckt wären, veranlaßte die Antwort: es wären darüber ungedruckte Abschriften aus englischen Sammlungen vorhanden. Als sich ergab, sie beträfen nicht den westphälischen, sondern den nimweger Frieden, ward ich noch neugieriger. — — —

Durch Benediktiner, Gesandte, und insbesondere durch Brequigny (den Herausgeber der Regesten Innocenz III) sind allmälig Abschriften alles dessen gefertigt und besorgt worden, was im brittischen Museum und in jeder damit verbundenen Bibliothek für die französische Geschichte interessant, und in Frankreich nicht vorhanden ist. Von der ältesten Zeit, bis zu der Ludwig's XIV liegen diese Schätze in zierlichen Pappkasten wohlverwahrt, aber seit sechzig Jahren völlig unbenutzt da. So sehr ich mich sonst hüte, den Franzosen einen Tadel ihrer Landsleute ins Gesicht zu sagen, konnte ich diesmal doch mein Erstau-

nen nicht verhehlen, daß seit so vielen Jahren kein Einziger die Neugier gehabt hätte, für die Geschichte seines Vaterlandes diese reichen Bergwerke auch nur anzuschürfen, daß sie (ihrem Talente und ihrer Darstellungsgabe vertrauend) es verschmähten, hundert Schritte weit auf die Bibliothek zu gehen, um sich so große Schätze zuzueignen. Die meisten begnügen sich (antwortete —), oberflächliche Bücher, ohne Studien und Beweise, zusammenzuschmieren und höhern Ruhms uneingedenk, für den Tag Geld zu verdienen. Nur ihr Deutschen wollt und könnt arbeiten; wir brauchten eine Kolonie von Deutschen. Auf meine Frage: ob sich nicht junge Leute für so dankbare Arbeiten fänden? antwortete er: weder alte, noch junge! — Ich begreife kaum daß die Vaterlandsliebe keinen Franzosen hiehertreibt, der doch in bestimmterem Verhältniß zu seiner Vorzeit steht, als ein Deutscher zu seinem getheilten Vaterlande, und ein Preuße etwa zu den Hohenstaufen. Ich wollte mir innerlich schon etwas auf meinen Fleiß und meine literarische Reise einbilden, aber mir fiel zum Glück ein, was — und — über mich urtheilten, und so hielt ich an der Demuth fest, ohne in Muthlosigkeit zu verfallen.

Nachdem ich den ganzen Tag gearbeitet, um sechs Uhr Mittagbrod gegessen hatte und zur Erholung spazieren gegangen war, begab ich mich in der Hoffnung

zu Hrn. v. H., er wiſſe nicht was ich über ihn habe drucken laſſen. Und dies beſcheidene Vorurtheil war ein ganz richtiges Urtheil. Der Vorſatz ihn zum Geſpräch zu bringen gelang ohne Mühe; indeß will ich euch von meiner Weisheit (die ihr hinreichend kennt) ſchon der Zeitersparniß halber nichts mittheilen, ſondern den Dialog in einen Monolog verwandeln. Er lautete alsdann etwa wie folgt: Wozu wollen Sie den Sitzungen der Kammer beiwohnen? Was würden Sie ſehen und hören; nichts als Confuſion und Skandal! In Deutſchland iſt man zu ehrlich und meint, es komme auf Sachen an und man bezwecke Sachliches; in Wahrheit will aber jede Partei nur herrſchen, und die Liberalen brauchen die Charte als Deckmantel ihrer revolutionnairen Grundſätze. Es kommt lediglich auf dieſe Grundſätze, nicht auf Maaß und Art ihrer Anwendung an; und Conſtant, Lafayette, Perier, Sebaſtiani ſind Jakobiner, welchen, wenn ſie die Herrſchaft erhielten, bald ein zweiter Nationalconvent folgen würde, den die Jakobiner von 1789 auch nicht wollten, aber keineswegs abhalten konnten. Niemand hat die Charte beeinträchtigt, ſie iſt aber ein Geſchöpf mit monarchiſchem Kopf und demokratiſchem Schweif, mulier formosa superne, mit getheilten Gewalten und einem König ohne Gewalt, der da regieren ſoll und kaum will, vielweniger kann! Und wiederum iſt die Charte noch

vortrefflich und billig im Vergleich mit dem Ärgern, was folgte, und wodurch man dem Könige Alles genommen hat! Die Revolutionnaire, Conventionsmänner, Bonapartiſten und ihre Vettern und Kinder, herrſchen in der Kammer, den Behörden, dem Heere, den Lehranſtalten und erheben großes Geſchrei, wenn einmal einer ihrer Gegner ein Amt, oder ein armer Emigrirter eine gerechte Entſchädigung erhält. So iſt Frankreich noch immer revolutionnair und revolutionnirt. Und warum nur Entſchädigung den Betheiligten bewilligen? Viel beſſer und gründlicher wäre das Heilmittel der Wiedereinſetzung in den Beſitz und die Entſchädigung der neuen Erwerber geweſen. — Die Liberalen ſind nie begnügt; warum nahmen ſie denn die dargebotene Communalordnung nicht an? Freilich fehlen alle andern Bürgſchaften der Freiheit, Rechte der Städte und Einzelnen, Sicherheit der Beamten u. ſ. w.; aber Hr. v. Bonald hat ein weiſes Wort geſagt: „wo die Verfaſſung demokratiſch iſt, muß die Verwaltung monarchiſch und die königliche Gewalt in allen andern Kreiſen unbedingt ſeyn.“ Gebt dem König alle ehemaligen Rechte, dann können in andern Abſtufungen alle Freiheiten wiederkehren. Die alte Regierung und Verfaſſung war gar nicht ſo ſchlimm. Hielt ſich der König Maitreſſen, that er nichts als was andere auch thun; gab er viel Geld aus, ſo war es ſein eigenes Geld. Er

hat nie eigentliche Auflagen gemacht: denn wenn er z. B. einen Gerichtsſtempel forderte, ſo kam es nur auf mich an, Prozeſſe zu vermeiden und dadurch der Abgabe zu entgehen; ſchrieb er Zölle aus ſo traf dies die Fremden; erhöhte er das Poſtgeld, ſo zwang er doch niemand zum Briefeſchreiben! Auf jeden Fall ſind repräſentative Verfaſſungen verſchwenderiſcher, als rein monarchiſche. — Die Charte (jetzt folgt auf mein Sporniren die zweite Hälfte der Rede im höheren Style) taugt nichts und hilft zu nichts. Ihre Abſchaffung durch den König würde nicht die geringſte Bewegung nach ſich ziehen; ſchon 1814 haben viele ſie verwünſcht, ja an den Galgen geſchlagen. Nach ihrer Abſchaffung wird ganz Frankreich unweigerlich Abgaben zahlen, wie vorher; haben doch die Revolutionnaire im ganzen Reiche nur 1400 miſerabele Leute aufgetrieben, die ſchon jetzt nichts zahlen und leicht erklären konnten, ſie würden auch künftig nichts zahlen. Ich ſagte in einer Geſellſchaft: zahlt man denn Abgaben weil ſie bewilligt ſind, oder weil man will, oder muß? und eine weiſe alte Dame ſprach laut: ich zahle wahrlich nicht deshalb, weil ſie bewilligt ſind! Und ſo iſt es mit Allen. — Zahlt man aber nicht — deſto beſſer! Dann ſagt der König: gut ihr Herren, ich zwinge keinen Einzigen. Aber Straßen und Brücken ſind mein, die dürft ihr nicht befahren; die Poſten ſind mein, mit denen ſchickt

ihr keine Briefe mehr; die Gerichte sind mein, vor denen erhaltet ihr kein Recht mehr. Jedem das Seine, ich lebe von dem Meinen und bin reicher als vorher. Alles ist jetzt freiwillig! mit jedem Einzelnen schließe ich Verträge über Abgaben, Kriegsdienst u. s. w. Will keiner zahlen, dienen; auch gut, so sehet, wo ihr Zinsen, Gehalte, Gerichte, Wege, Brücken, Posten u. s. w. herbekommt. Helft euch selber, mir kann's gleich seyn, wie, wenn ihr mir meine Rechte unangetastet lasset. — So wie Frankreich sich freuen würde die Kammer los zu werden, und in einfache, natürliche Verhältnisse zurückzutreten; so sind auch die Pairs ihrer politischen Stellung überdrüßig und danken Gott, wenn kein Reichstag sie mehr in ihren Geschäften störte und langweilte. — Giebt der König der neuen Kammer nach, so haben wir die Revolution; giebt er nicht nach, vielleicht einen Bürgerkrieg, der ein großes Glück seyn und den rechten Grundsätzen den Sieg verschaffen kann!! —

So im Wesentlichen und ohne irgend einen übertreibenden Zusatz, Hrn. v. H—'s Rede und Ansicht. Ihr verlangt nicht, daß ich hier ein Buch darüber, oder dawider schreibe, sie ist leicht beurtheilt; aber sehr wichtig, sofern sie zeigt, welche Brillen gewissen Leuten auf der Nase sitzen, und wo sie das letzte Ziel suchen. — Nur noch dies: Als ich H. vor

funfzehn Jahren in B. sprach, war in ihm eine gewisse Originalität und Frische der Begeisterung für das, was er eben entdeckt hatte und für weltbeglückend hielt. Die Einseitigkeit der Richtung schien noch nicht gefährlich, da er erst am Anfange des Weges stand, und die Irrthümer zeigten sich in dem Lichte der freundlichen Theilnahme und des ehrlichen Glaubens. — Jetzt ist das frische Grün verschwunden und alles in trockenes Holz verwandelt, der Glaube ward zum Aberglauben, das Dargebotene und Zurückgewiesene wird mit Gewalt aufgedrungen, und das angeblich Antirevolutionnaire fährt wild in bodenlose Anarchie auseinander. Mir war die bornirte Begeisterung, mit welcher H., mit stieren Augen und glühenden Wangen auf mich losſprach, in Wahrheit fürchterlich; sie führt in die glühende Hölle der Bürger- und Religionskriege, und ist das Gegenstück zu der eisigen Kälte, mit welcher die Jakobiner einst Adelige, Priester und Könige, dem Moloch ihres Wahnsinns schlachteten.

Sonntag, den 6ten Junius.

Als ich heut das wieder durchlese, was ich gestern niederschrieb, muß ich von neuem darüber erstaunen. Zuvörderst, wie es möglich ist ganz einfache, unläugbare Thatsachen zu verkennen und der Wahrheit ins Angesicht rund abzuläugnen, z. B., daß die Könige

von Frankreich vor der Revolution Auflagen ausgeschrieben hätten, daß die Charte den Franzosen irgend lieb und werth sey, daß alle Gerichtshöfe unbewilligte Abgaben jetzt für gesetzwidrig erklärten u. s. w. Ferner möchte man es für unmöglich halten, einem leitenden Grundsatze treu zu bleiben und ihn heilbringend zu nennen, wenn er in fortschreitenden Experimenten bis zu völliger Auflösung des geselligen Lebens führt. Aber H. geht, darüber unbekümmert und weder rechts noch links blickend, mit verstopften Ohren vorwärts und tritt alles Gegebene rücksichtslos zu Boden, um in sein politisches Eldorado zu gelangen. Der bitterste Feind der Jakobiner und doch ihr Kollege hinsichtlich des Götzendienstes mit ganz negativen, abstrakten Sätzen, der Gleichgültigkeit in Wahl der Mittel und des Aberglaubens an das unfehlbare, glänzende Ziel. Gleich den jakobinischen, haben die Grundsätze H—s eine solche zersetzende Schärfe und Säure, daß ihnen nichts widersteht, und indem er überall das Recht zu ergreifen meint, setzt er die blinde Gewalt auf den Thron. Der ganze Unterschied zwischen ihm und den Jakobinern besteht darin: daß er den Begriff des Rechts so beschränkt auffaßt, daß nur das Privatrecht Platz findet, während diese das Privatrecht ganz vernichteten, um für ihr Staatsrecht doppelten Raum zu gewinnen. Jede Theorie und Praxis aber, die nicht Privatrecht und

Staatsrecht gleichmäßig zu würdigen und festzuhalten weiß, führt ins Verderben. Vor der Zuchtruthe des jakobinischen Staatsrechts verschwand alles Eigenthum, und die Einzelnen wurden als völlig bedeutungslos allgemeinern Träumen und künftigen Geschlechtern geopfert. Bei H — s Gedanken, oder Nichtgedanken, von den mit jedem Einzelnen über Steuern oder Nichtsteuern, Dienen oder Nichtdienen u. s. w. abzuschließenden Verträgen löset sich der Staat in lauter Atome auf, aus denen nicht einmal eine Mosaikmalerei hergestellt werden kann. Das Freiwillige, das er preiset, ist nichts als der Naturstand und die volonté générale der Jakobiner, nur in eine andere Terminologie übersetzt und durch eine täuschende Brille von anderer Farbe betrachtet. Er hat eine wahrhaft kindische Freude, daß, seinen Rathschlägen folgend, der König zuletzt sagen könnte: helft euch selber, was kümmert mich der Staat, ich bin und bleibe doch der reichste Privatmann! Und er spürt gar nicht, daß er alle wesentlichen Rechte des Königs sinnlos preis giebt, wenn er ihn nur als Privatmann betrachtet und Privatrechtliches für ihn vindicirt; daß dies Aufgeben alles Regierens nichts ist als die scheußlichste Anarchie, und aus der Masse, die sich selbst helfen soll, nothwendig ein Tyrann hervorwächst der keinen ehemaligen König neben sich duldet, wenn er sich auch nur als reicher Privatmann

anmelden läßt! Bürger- und Religionskriege endlich, welche zu hindern und vorzubeugen alles Staats- Privat- und Kirchenrecht bezweckt, erscheinen dem Reſtaurator nicht als die ärgſten Krankheiten, ſondern er ſtellt ſie in ſeiner Apotheke als heilſame Mittel auf, und bereitet ſie in ſeiner Gift- und Sudelküche als die vornehmſte Speiſe für Leute, deren Magen und Zunge er allmälig erzogen und auf die wahre politiſch-diätetiſche Höhe hinaufgeſchraubt hat.

Vierundvierzigſter Brief.

Montag, den 7ten Junius.

Iſt man einmal auf die politiſche Fährte gerathen, kann man doch ſehr ſchwer wieder loskommen. Dies gilt beſonders für Paris, wo man ja faſt nichts hört, ſieht, riecht, ſchmeckt und fühlt, was nicht mit Politik geſchwängert, durchzogen, geſalzen oder gepfeffert wäre. Ohne Zweifel iſt dies einſeitig, ja krankhaft, und erinnert an andere Länder und Zeiten, wo andere Gegenſtände, z. B. Theater, Weiberintriguen, Theologie oder was ſonſt, in ähnlicher Weiſe wirkten

und herrſchten. Unnützes Geſchwätz in der modigen Tonart gilt dann für Weisheit und Pflichterfüllung, und wollte jemand darauf aufmerkſam machen, daß nur einige Chorführer den Waizen, alle Andern aber unermüdlich leeres Stroh dreſchen, man würde ſelbſt gedroſchen.

So habe ich in zu großem Eifer unhöflich auf Hrn. v. H. losgedroſchen, und muß mir doch die Frage vorlegen: warum er denn eine bedeutende Zahl von Anhängern gewonnen hat? Zuvörderſt, weil manche ſeiner geſchickteren Angriffe allerdings die ſchwachen Stellen ſeiner Gegner treffen; dann, weil ſeine breite, oft ganz unwiſſenſchaftliche Methode, vielen Leuten der ſogenannte unwiderlegliche geſunde Menſchenverſtand zu ſeyn ſcheint. Drittens, weil es leichter iſt, aus dem jakobiniſchen Extrem in ſeines überſchlagen, als ſich in der wahren Mitte feſthalten. Endlich, weil ſelbſt ſtumpfe Naſen ſpürten, das Syſtem praktiſch angewandt, bringe ihnen Vortheil. Während nach dem revolutionairen Staatsrecht der Einzelne Nichts war, hörten ſie jetzt daß jeder Einzelne eine Art von Staat ſey, mit dem die Regierung wie mit einer ſelbſtändigen fremden Macht paciſciren müſſe. Jeder nahm ſich alſo in der Stille vor, nie zu dem ja zu ſagen, was ihm unbequem erſcheine, und wenn man zuletzt auch nicht mit jedem Bürger und Bauer einen neuen pacte d'union, de

constitution u. s. w. abschlösse, würden doch die Edelsten und Vornehmsten sich dabei schon gut zu betten wissen. Daher die pfiffige Begeisterung, welche Manche für Hrn. von H. haben, um Steuerfreiheit und Bierzwang, ausschließliches Anrecht auf Stellen und Leibeigenschaft, oder wie die Elemente ihres Staates im adeligen Schlaraffenlande sonst heißen, unter der Firma einer weltbeglückenden Restauration einzuschmuggeln.

Gestern fand ich endlich M—t zu Hause, den ich euch als einen lebendigen und einnehmenden Mann bezeichnete. Wenn er in anderem Sinne liberal ist, als ich es bin, sehe ich darin zunächst eine Folge seiner größern Jugend und meines höhern Alters; dann, daß er als Franzose ganz andere Dinge erklären, entschuldigen, vertheidigen möchte, als ich. — Revolution also heißt allen diesen Männern, die Abschaffung alter, verjährter Einrichtungen und Übel; Contrerevolution heißt ihnen die Herstellung jener, oder anderer Mißbräuche. Ihre Widersacher verstehen dagegen unter Revolution den Inbegriff aller begangenen Thorheiten und Verbrechen; unter Contrerevolution, die Herstellung der Ordnung, des Gehorsams, der Religion u. s. w. Es ist sehr leicht, diese entgegengesetzte Bedeutung des Wortes aufzufassen und im Gespräch dasselbe so oder anders zu gebrauchen. Die Schwierigkeit beginnt, wenn man nun in das Ein-

zelne eingeht und fragt: was Mißbrauch, Verbrechen, Ordnung, Gehorsam, Religion u. s. w. sey? Da traten die schroffsten Gegensätze heraus, welche Lexikon und Grammatik nicht vermitteln und ausgleichen. Doch, dies Allgemeinere jetzt vermeidend, komme ich auf M. zurück. Nach mannigfachem Gespräch trat er mir bei: 1) daß die Gefahr in Frankreich jetzt noch lange nicht die höchste Spitze erreicht habe, und das Ministerium in Folge dieser oder der nächsten Wahlen ohne Gewalt und Bürgerkrieg zusammenstürzen könne. 2) Daß die Schwächen und Fehler der herrschenden Linie jetzt noch gar keinen zureichenden Grund darböten, einen Wechsel der Dynastie auch nur zu versuchen. Von hier aus schloß er aber weiter und sagte: der Fall des Ministeriums beendet die Spaltung nicht. Denn wenn wir auch voraussetzen, daß die Liberalen nie der Mäßigung vergessen, nie zu weit gehen werden; so müssen sie doch danach trachten ihren Sieg zu benutzen und Gesetze zu erstreiten, welche für die weitere Entwickelung Frankreichs nothwendig sind. Schon dies Bestreben heißt der Gegenpartei revolutionair im bösen Sinn; gelingt es nun gar, so wird der Hof von neuem in die jetzige Stellung gerathen, und lieber mit Gewalt seine Ansicht durchsetzen, als weiter nachgeben wollen. Die regierende Linie ist durch und durch der Revolution feindlich, sieht in ihr und in ihren Folgen und An-

derungen lauter Übel, möchte alles Alte herstellen und erzieht, um jede Aussicht abzuschneiden, selbst den Herzog von Bordeaux im System der Ultras und der Jesuiten. Die Linie Orleans dagegen ist auf die Ansichten der Revolution eingegangen, der jetzige Herzog hat für dieselben gekämpft, seine Kinder sind im Sinne des heutigen Frankreichs erzogen. So ist eine gegründete Hoffnung vorhanden, diese Linie werde angemessen und zeitgemäß herrschen, und wenn sie einst diese Herrschaft aus den Händen Frankreichs annimmt, so giebt die nun wechselseitige Stellung eine hinreichende Bürgschaft, und die in der andern Richtung ohne Ende fortdauernde Unruhe, Mißstimmung, Argwohn u. s. w. ist für immer beseitigt. — Dies sind einige Punkte aus dem mannigfaltigen Gespräch, was sich auf die frühere Geschichte Frankreichs, auf Deutschland, Preußen, Verhältniß unserer Rechtspflege, Communen, Zölle und Steuern u. s. w. wandte; meine Zeit ist indeß jetzt so ungemein beschränkt, daß ich dies Alles nur andeuten kann und zu Valparesso's Depeschen aus England hineilen muß.

Mittwoch, den 9ten Junius.

Meine Arbeiten ketten mich so sehr an Paris, daß ich zur Betrachtung der reichen Umgend nicht vors Thor komme. Doch schien es nützlich und bil-

lig, diese Beschränkung einmal zu durchbrechen, und ich fuhr vorigen Sonntag in einem Kabriolet mit Hrn. L. nach Meudon. Das Schloß liegt auf einer der Anhöhen, die das weite Seinethal umkränzen, und hat vor sich eine horizontale große Terrasse, die künstlich aufgehöht und durch Mauern von ungemeiner Höhe und Stärke gestützt ist. Sie muß ungeheure Summen gekostet haben, und doch ist Schloß und Garten jetzt unbewohnt, so reizend und mannigfaltig auch hier und auf allen benachbarten Punkten die Aussichten sind. Waldbewachsene Hügel, gekrümmte enge Thäler, Dörfer und einzelne Landhäuser, weiterhin die Seine mit ihren Brücken und Inseln, im Hintergrunde endlich Paris, der Mont Calvaire und Montmartre. Es ist eine reiche, fruchtbare, schöne Landschaft, die wir im mannigfachsten Sonnenlichte und Wolkenschatten von vielen Punkten aus mit großem Genusse betrachteten. — Unser Muth, dem zweideutigen Wetter Trotz zu bieten, ward diesmal belohnt, sonst regnet es fast jeden Tag, und die Temperatur wechselt binnen wenig Stunden von zehn bis zwanzig Grad, so daß man kaum weiß, welche Kleidungsstücke man anziehen soll.

Montag ging ich in das Theatre français, gestern in das Theatre des Varietés. Dort gab man Merope, und ob ich gleich von früherer Zeit her wußte, wie man diese tragédies classiques darstelle,

wollte ich doch zuſehen ob vielleicht eine Änderung eingetreten ſey, oder ein neues Talent ſich hervorthue. Ich ſah aber nichts Neues. Die Männer füllen nur den Hintergrund und ſpielten für Franzoſen gemäßigt genug; der Nachdruck liegt ganz auf Merope und ihrer Mutterliebe. Obgleich nun Madam Paradol nichts hinweg ließ, was dieſe Liebe betrifft, konnte ich mich doch bei ihrem tollen Paradeſpiel des Gedankens nicht erwehren, ſie habe ihr „Egiſteken", ſo lange er zu Hauſe geweſen, täglich einige Male abgewammſet. Ich muß immer wieder auf meinen Grundſatz zurückkommen: daß die Kunſt und künſtleriſche Darſtellung zu Grunde und ins Verderben geht, ſobald man die Schönheit nicht als Mittel und Zweck feſthält und darſtellt, ſobald man ſie andern Mitteln, Begriffen, Anſichten, Zwecken unterordnet, oder endlich gar nicht weiß: wo und was ſie wahrhaft ſey. Die Paradol hat, nach der gewöhnlichen Sprechweiſe, große Mittel (und noch weit mehr Fleiſch), aber dieſe Weiſe des Dehnens und Eilens, Wüthens und Seufzens, Erſtarrens und Zappelns bringt höchſtens für einzelne Augenblicke eine Verwunderung, aber keine Bewunderung und noch weniger wahre Begeiſterung hervor, wie ſie auch keineswegs aus dieſer entſpringt. — Unſere Freundinn kann noch mehrere Jahre warten, dann aber wird ſie ſo als Merope, wie jetzt als Phädra Lorbern einernten und den Franzoſen zeigen kön-

nen, was eine ächte Künſtlerinn aus den Werken und Rollen machen kann, die ſie jetzt ſelbſt nicht mehr verſtehen, und welchen der Haufe den Bürgermeiſter von Saardam und ſelbſt die Sündfluth vorzieht! — Gewiß lohnt es ſich eher, Phädra und Merope, als die Herzoginn von Guiſe zu ſpielen; wenn auch von jener bis zu Iphigenia und Julia noch ein gewaltiger Zwiſchenraum bleibt. — Ich verließ aus Langerweile das Haus, ehe die Parabol ausgetollt hatte, und werde wieder hineingehen, ſobald die Crel. an ihrer Statt ſpielt.

Im Theatre des Variétés eroberte ich zufällig wieder meinen bequemen Winkel, verlor aber faſt den Muth die dazu gehörige bequeme Stellung anzunehmen, als ein Mann neben mir einen zierlichen Fächer aus der Taſche zog und ſich damit ſehr anmuthig fächelte. Man gab zuerſt Thibaut et Justine, und das Spiel war verhältnißmäßig viel beſſer als das Stück. Sylveſtre als Thibaut, Lefevre als père Remy, Cazot als bottier Polotoski verdienen Lob, mehr noch als die beiden auftretenden Frauen. Jetzt folgte zum erſten Male: les brioches (Butterſtollen) à la mode, eine Satyre und Parodie der neuern Romantik, mit einigen longueurs und Geſchmackloſigkeiten, aber auch mit guten Einfällen ausgeſtattet. Der Beifall überwog die wenigen Pfeifer. Theobald, le jeune romantique exalté (Dandel), der patissier

Walter Scott (Vernet), welcher für den ächten gehalten wird, Matthieu bourgeois gai (Bosquier), ein Vertheidiger der alten Schule, ergötzten so sehr daß die Müdigkeit, welche mich bei Justinchen ergriff, ganz verschwand. Doch wollte ich, des frühen Aufstehens halber, nach Hause gehen, als ich überlegte und bedachte daß es gleichsam eine Pflicht für mich sey, auch das nächste und letzte Stück zu sehen, dem weiblichen Geschlechte die gebührende Ehre zu erzeigen und meine Kenntnisse eines gewissen Fachs zu berichtigen und zu vermehren! Kurz, das nächste Stück hieß: Les cuisinières, und ich blieb! — Was ist aber dies Stück im Vergleich mit dem reichen Stoffe, der mir zur Hand liegt, wenn ich ihn dramatisiren wollte! Zwar erschienen vier, oder vier und eine halbe Köchinn; aber es war dieselbe vier Mal. Und wie falsch aristokratisch, und doch zum Schaden der Aristokratie oder der Herrschaft, war alles gehalten: das heißt, alles lief darauf hinaus, daß die Köchinnen das Essen verderben, die Herrschaft betrügen und die Herrschaft selbst spielen, wenn diese nicht zu Hause ist. Gedachte ich der Mannigfaltigkeit stiller und vorlauter, verliebter und der Liebe entsagender, ehrlicher und pfiffiger, kinderloser und mit Kindern begabter, naiver und sentimentaler, klassischer und romantischer Köchinnen, welche Deutschland seinen vielen Söhnen im Guckkasten der Wahrheit und Dichtung zeigt; wie

kam mir dagegen Frankreich in dieser Heerschau seiner Köchinnen so einseitig und ärmlich vor. Mein deutscher Patriotismus ward in einer neuen Richtung so begründet und befestigt, daß ich wie ein zweiter Hüon jetzt gefaßt den Angriff französischer Köchinnen erwarten kann; obgleich bei dem bloßen Warten nichts herauskommt, und ich auch sonst mehr Lebensart besitze als der besagte, grobe Hüon. —

Ich finde, man trinkt hier Wein auf mannigfache, nur nicht auf die rechte Weise. Zuerst den ordinairen, mit Wasser vermischt, lediglich um den Durst zu löschen; auch ist er kaum dazu tauglich. Ferner geben vornehme Leute bessern Wein, weil sie mehr Geld haben, aber er spielt nur eine Nebenrolle, wird weder gelobt noch besprochen, sondern überall sehr prosaisch dem Essen untergeordnet. Die großen Wahrheiten: daß der ein Narr sey, der den Wein nicht liebe, und daß er des Menschen Herz erfreue, scheinen den Franzosen fremd zu seyn, und ich selbst bin schon so französirt, daß es mir unrecht erscheint einen halben Franken daran zu wenden, um etwas besseres Getränk zu erhalten. Und in der That allein trinken und bloß in Beziehung auf die nothwendige Verdauung, ist doch gar zu philisterig.

Donnerstag, den 10ten Junius.

Ich habe vorgeſtern auf dem Louvre einmal wieder die alten Bildſäulen u. ſ. w. angeſehen. Obgleich keine den ſchönſten in Rom und Florenz gleichkömmt, ſind doch ſehr lobenswerthe Werke darunter, z. B. die ſchlanke Diana mit der Hirſchkuh, die Venus von Melos u. a. Ich mußte mir, wie ſchon öfter, die Frage vorlegen: warum Werke der Bildhauerei heutiges Tages weniger anziehen, geſucht und bewundert werden, als Werke der Malerei, während bei den Griechen beide Künſte auf derſelben Höhe ſtanden? Die unläugbare Thatſache als eine Thorheit verurtheilen, iſt übereilt und hilft nicht zum Ziele, weil alsdann doch immer zu unterſuchen bleibt, wie man zu der Verkehrtheit gekommen ſey? Eben ſo wenig führt die Tautologie weiter: das Alterthum war plaſtiſch u. ſ. w., ſobald man dreiſt genug iſt, nach dem warum zu fragen. Am nächſten liegt, behufs weiteren Erklärens, die Bemerkung: daß uns die Kenntniß und Würdigung der nackten Formen faſt fremd iſt und höchſtens den Künſtlern verſtattet wird. Daher wiſſen die Meiſten kaum wie Kopf und Hand, nicht aber wie andere Theile des Leibes ausſehen oder ausſehen ſollen. So gewiß einerſeits Verwirrung darüber obwaltet, wie der Menſch zugleich das Schöne und Gute ſich aneignen ſolle, und jenes oft

sehr thöricht für den Feind von diesem ausgegeben wird, läßt sich doch andererseits nicht läugnen, daß in unserem Norden das Studium nackter Formen nicht von selbst gegeben ist, wie Licht und Luft, sondern leicht in zweideutige Abwege hineinführt. An sich ists zwar nicht sittlicher oder unsittlicher, ein nacktes Bein, als einen nackten Arm zu zeigen; wohl aber gehört es zur wahren Sitte, der Landessitte nicht frech entgegen zu treten, fremdes Urtheil zu achten und sich um Anderer willen einen Zwang aufzulegen. Wenn daher in einigen Ländern Asiens die Frauen Hals und Brust sorgfältig verhüllen, den Leib aber bloß tragen, und in Europa das Gegentheil geschieht, so folgt daraus nichts für unbedingte Sittlichkeit an sich; wohl aber soll sich jede Frau ihrer Landessitte anschließen. Ich kann nicht bloß begreifen, sondern mitfühlen, wie der Anblick eines vollkommen schönen Körpers bis zur Andacht und Anbetung steigern kann; doch wird keiner meinen, die vornehmen oder geringen Berliner könnten dadurch für die Schönheit erzogen werden, wenn sich eine moderne Phryne in der großen Schale im Lustgarten öffentlich badete. Diese ganze Betrachtung über das Nackte, verliert aber hinsichtlich obiger Frage über das Verhältniß der Bildhauerei und Malerei großentheils ihre Wichtigkeit, sobald man bedenkt, daß es ungemein viel bekleidete Statuen und nackte Gemälde giebt, und es dürften

vielmehr zwei andere Hauptpunkte zu erörtern seyn: 1) daß die richtige Würdigung der bloßen Form ohne Farbenreiz schwer ist, und die Bildsäule weniger reizt als das Gemälde. 2) Daß die Maler, die ganze Sinnesart der neuern Zeit, insbesondere die Religion mehr ergriffen haben als die Bildhauer. Doch ist dies nicht geschehen, weil dieser Weg der Bildhauerei nothwendig ganz verschlossen ist, vielmehr könnte man aus dem bisherigen Zurückbleiben einen desto glänzenderen Entwickelungsgang weissagen. Doch fehlt es heut an allem Raum, darüber mehr zu sagen, auch habe ich wohl anderwärts schon einmal darüber gesprochen. —

Fünfundvierzigster Brief.

An Frau von B.

Paris, den 11ten Junius 1830.

— — Gespräche über Politik konnten (obgleich in jeder Partei fast alles als abgemacht und fertig dasteht und betrachtet wird) in dieser Gesellschaft bei herannahenden Wahlen nicht fehlen, und um so weniger, da Hr. G. in diesen Tagen selbst nach L. abreiset, hoffend, noch leichter als das vorige Mal obzusiegen.

Man rechnete, die liberale Partei werde etwa an 40 Stimmen gewinnen, war aber getheilter Meinung, ob das Ministerium fallen und der König nachgeben werde oder nicht. Die Heftigern sagten nein; andere behaupteten das Gegentheil, mit Rücksicht auf die Macht der Verhältnisse, und auch wohl durch den Wunsch bestimmt, daß es nicht zum Äußersten komme. Die Mittel, welche das Ministerium anwendet um sich zu stärken, wirken nicht selten im entgegengesetzten Sinne, so z. B. die Kreisschreiben an die Beamten, welche alle Freiheit des eigenen Entschlusses, im Widerspruch mit dem Grundgedanken einer repräsentativen Verfassung, aufheben und durch Hülfe der tyrannisirten Verwaltung alle Controlle derselben vereiteln wollen. Allerdings kommt es hiebei hin und wieder zu einer Collision der Pflichten des Beamten und des Wählers; aber jenes Verfahren löset den Knoten nicht, sondern zerschneidet ihn, und veranlaßt die Beamten zu der Berechnung: ob nicht bloß die Ehre, sondern auch der Eigennutz fordere, wider ein Ministerium zu stimmen, dem der Tod bevorsteht, um sich bei dem künftigen beliebt zu machen. Eben so verkehrt sind die Maaßregeln gegen die 221 Deputirten, welche für die Adresse stimmten. Pariser Befehle an die Präfekten trieben z. B. in Angers die Sachen auf eine solche Höhe, daß sich der Maire selbst vor die Bürger hinstellte, um den Präfekten

vom Schließen auf jene abzuſchrecken. Alle dieſe unnützen Verbote und Polizeimaaßregeln treiben erſt die Neigung hervor, ſich nicht beſchränken zu laſſen, ſondern entgegen zu gehen, zu rufen, zu ſingen u. ſ. w. — Ich überzeuge mich täglich mehr, daß Frankreich nie zu einer geordneten, wahren Freiheit kommen kann, ſo lange man 1) den Begriff der Verfaſſung ganz in dem der Reichsverfaſſung für erſchöpft hält, und Einrichtungen in Landſchaften, Städten und Dörfern, angemeſſene politiſche Erziehung, Thätigkeit und Mitwirkung in kleinern und niedern Kreiſen überflüſſig oder gar thöricht nennt; 2) ſo lange die Verwaltung tyranniſirt und tyranniſirt wird. Jene erſte Wahrheit haben die jetzigen Liberalen (den frühern widerſprechend) eingeſehen; die letzte iſt ihnen noch verborgen, aus Gründen, die ich ſchon oft berührt habe. Allein mit jedem Tage müſſen auch hier die rechten Standpunkte in helleres Licht treten, und wie eine freie Verfaſſung mit einer willkürlichen Verwaltung eben ein Unding iſt und nicht zum Ziele führt. Den verkehrten Einwand: eine Verwaltung mit unabſetzbaren Beamten ſey eine ungehorſame, anarchiſche, brauche ich nicht zu widerlegen, wenn ich nach Potsdam ſchreibe. Ich behauptete in frühern Briefen: ganz Frankreich wolle die Charte; dies ſcheint mit dem im Widerſpruch zu ſtehen, was ich in meiner Schrift über die Städteordnung drucken ließ, und ich erkläre mich deshalb deut-

licher. Mit Ausnahme weniger Leidenschaftlichen, halten es alle Franzosen für unerlaubt und unheilbringend, daß Hr. Polignac und Hr. Peyronnet unter königlicher Firma, oder königlichem Eigensinn nachgebend, die Charte vernichten und ihre Willkür an die Stelle setzen. Bei einer ruhigen Anerkenntniß der Charte würden sich dagegen die verschiedenen Ansichten über dieselbe und der Wunsch nach Abänderungen bald kund thun. So z. B. sind die Adeligen, welche nicht in die Pairie rückten, über völlige Vernichtung ihrer ehemaligen Vorzüge unzufrieden, und die Geldaristokratie der 80—100,000 Wähler ist vielen Ausgeschlossenen ein Anstoß, worüber sie aber schweigen, weil für sie keine Hoffnung des Einrückens, wohl aber die Furcht vorhanden ist: alles Wählen und Gewähltwerden möchte ein Ende nehmen. Ein aristokratisches Ministerium dürfte leicht die Adeligen gewinnen, aber schwerlich je etwas Allgemeines für sie durchsetzen; ein mehr demokratisches vielleicht obsiegen, aber schwerlich viel Nutzbares erreichen, wenn anders die oben getadelte Rücksicht auf die Reichsverfassung ausschließlich festgehalten würde.

Sechsundvierzigster Brief.

Paris, Sonnabend den 12ten Junius.

Aus Deinem lieben Briefe will ich zuvörderst zwei Bemerkungen hervorheben und beantworten, weil ich ganz damit einverstanden bin. Die erste bezog sich auf jene schlechte Methode des Kritisirens, welche nur zu mäkeln, nicht zu genießen weiß. Sie beruht in der Regel auf bloßer Eitelkeit, die sich wichtig machen und Schärfe des Urtheils zeigen will, sich aber jedes Mal selbst bestraft. Anstatt den Gesichtskreis zu erweitern (der Zweck aller Bildung), wird er auf diesem Wege immer enger und inhaltloser, und schließt mit einem steten, so dummen als gemüthlosen Verneinen. Die wahrhaft lebendige, fruchtbare Kritik erwächst nur aus der Begeisterung, und insbesondere soll die Jugend mit dieser, nicht mit jener, beginnen. Allmälig verklärt sich die Begeisterung, lernt Erfinder von Nachahmern, Styl von Manier, innere Lebensgluth von erkünstelter Wärme, ächten Gemüthsreichthum von leichterlernten Formeln, Kern von Schale, ewiges Licht von augenblicklichen Feuerwerken u. s. w. u. s. w. unterscheiden, und jedem seine Stelle anweisen. Dieser Fortschritt macht nicht unbillig,

verkümmert keinen Genuß, drängt aber allerdings die höchste Bewunderung, Liebe und Thätigkeit hin zu den Edelsten unter den Lebendigen und den Todten. Vor allem soll man gegen sich und andere nicht unwahr seyn, seine Gedanken und Gefühle nicht verhehlen, nichts darin setzen der Mode zu folgen, oder ihr zu widersprechen.

Die Möglichkeit, zugleich ultraliberal und ultranapoleonisch zu seyn, beruht auf dem gleichen Elemente und Maaße, das beiden Ansichten zum Grunde liegt. Sie sind gleich, sofern sie ultra sind, und beide in letzter Stelle die Willkür mit der Freiheit verwechseln. Erscheinungen der bloßen Kraft fallen am leichtesten in die Augen, sind am leichtesten begriffen und imponiren die Meisten; C. sollte aber doch von seiner Frau lernen, daß es in der Politik wie in der Kunst etwas giebt, was über diesen zerstörenden Effekt unendlich weit erhaben ist. In unsern größern europäischen Staaten muß jeder ächte Liberale Royalist, und jeder ächte Royalist liberal seyn; es ist zwischen beiden gar kein wahrer Gegensatz. Lösen sich die Parteien von diesem mittlern Leben, so erscheinen allerdings unvereinbare Gegensätze, die sich aber im Wahnsinn unter einander aufreiben, und darin, so wie im Tode, gleich sind und zusammenfallen. Der Jakobinismus und der Napoleonismus waren gewaltig, imponirend, betäubend; aber doch nur vom Übel

und arge Krankheitszustände, nicht Erscheinungen von gesunder Mäßigung, Schönheit und Adel, nicht erzeugend, befruchtend, bildend; denn was den Schein dieser Eigenschaften trug, war nur täuschend oder im Widerspruche mit dem Grundprincipe.

Einer dritten Deiner Bemerkungen über das Protestantischwerden der — — — möchte ich hinzusetzen, daß es an der Zeit ist, nicht die Verschiedenheiten der drei christlichen Bekenntnisse, sondern ihre Übereinstimmung in den Hauptsachen hervorzuheben. Jede Confession hat übrigens ihre eigenen Ultras, Jesuiten z. B. und Puritaner, für welche das gilt, was ich oben von den politischen Ultras behauptete. —

Paris, Sonntag den 13ten Junius.

Die englischen Papiere auf der Bibliothek beziehen sich zum großen Theile auf die Spezialgeschichte Frankreichs, doch vergeht kein Tag, wo ich nicht mancherlei auszuziehen finde. Sehr anziehend sind ferner die procès verbaux der Reichsstände von 1593 und 1614, mit welchen ich mich jetzt beschäftige, und die nie gedruckt oder gebührend benutzt sind. Denn so viel die Franzosen auch politisiren, bezieht sich's doch fast immer nur auf den letzten Tag, und alles Frühere, selbst aus ihrer eigenen Geschichte, erscheint ihnen meist geringhaltig und unbrauchbar.

— — — — Es ist einleuchtend, daß das Auffinden eines Codex, einer Handschrift oder irgend einer Curiosität viel öfter einen glücklichen Zufall, als große Weisheit erweiset. In Deutschland überschätzt man dergleichen Curiositäten und Zufälle, und wollte ich mir etwa etwas darauf zu Gute thun, jetzt auch einige Gewinne in dieser Lotterie gezogen zu haben; so kommt vielleicht morgen einer, der ein Paar Nummern niedriger oder höher eingesetzt, ein zehnmal glücklicheres Loos gezogen hat und mich vor aller Welt als einen dummen Teufel auslacht! — Dies kann jedoch die Gleichgültigkeit nicht rechtfertigen, welche selbst da Hand anzulegen verschmäht, wo es fast keine Nieten giebt; es kann auch denjenigen Männern ihr großes und eigenthümliches Verdienst rauben, welche, wie Muratori, Mabillon, Bequigny, Martene, Niebuhr, Hormayr, Pertz, Ranke u. a. überall an der rechten Stelle zu suchen, zu finden, zu benutzen verstanden. Von manchem gilt hingegen das alte Sprichwort: eine blinde Henne findet auch ihr Korn. Daß übrigens die blinde Henne ihre Augen nicht angreift, ist, wie ich jetzt spüre, kein geringer Gewinn.

Siebenundvierzigſter Brief.

Paris, Montag den 14ten Junius.

Geſtern habe ich einmal Ruhetag gehalten, daß heißt, keine Handſchriften geleſen. Nach Beendigung der an Dich und Frau von B. gerichteten Briefe, ſah ich einige der vielen Prozeſſionen, welche an dieſem Tage die Stadt durchzogen. Sie machten einen weit beſſern Eindruck, als jene früheren in der Kirche. Denn, abgeſehen von den Trommeln (die überall ein Gräuel für meine Ohren ſind), darf alles im Freien einen etwas veränderten Charakter annehmen, und nimmt ihn an. Dieſer Charakter war diesmal weſentlich ein heiterer, wie es die Jahreszeit erlaubte. Auf dem Markte S. Honoré z. B. waren alle Buden mit weißen Tüchern behangen und auf dieſen Blumenſträuße oder Kränze befeſtigt. Jeder Theilnehmende trug Blumen in der Hand, die Soldaten hatten ſie (ein ſchönes Sinnbild des neuen Friedens, den das Chriſtenthum in die Welt brachte oder bringen ſollte) in die Flintenläufe geſteckt, der Markt ſelbſt war mit zerſchnittenem Graſe beſtreut, und Frauen, die zwiſchen der Prozeſſion einhergingen, faſt möchte man ſagen tanzten, warfen Roſenblätter mit vollen Händen hoch in die Luft. Am reichſten wa-

ren die Altäre geſchmückt, welche man an verſchiedenen Stellen errichtet hatte. Es fiel mir gar nicht ein puritaniſch zu fragen, wo und wie etwa Aberglauben mit im Spiele ſey; es kam mir alles ſo natürlich und menſchlich vor, und von allen den Einwendungen, die ſich mir ſchon öfter in den Kirchen unabweislich aufdrängten, wäre bei dieſem Volksfeſte keine einzige an der rechten Stelle geweſen. Gern hätte ich auch noch den König ſelbſt in der einen Prozeſſion geſehen, aber ich kam zu ſpät und mußte dann, einer Abrede mit L. gemäß, zu früh aufbrechen. Den Plan, nach S. Germain zu fahren, vereitelte das noch immerwährend ungünſtige Wetter. Wir gingen deshalb durch die nördlichen innern Boulevards bis zum botaniſchen Garten, ſahen Pflanzen und Thiere und fuhren dann durch die äußern Boulevards bis zum Marsfelde und vor den Invaliden vorbei nach Hauſe. Dieſer Rand der Stadtmauer hat einen eigenthümlichen Charakter, und es iſt mir lieb daß ich einen Theil deſſelben faſt zufällig umkreiſet habe. Das übertriebene Syſtem der Beſteuerung zeigt ſich recht deutlich, indem faſt Haus bei Haus vor den Thoren eine Weinſchenke iſt, die mit den einladendſten Verſprechungen die Vorübergehenden anlockt.

Nach beendeter Fahrt aß ich bei L. Wir ſtreiten oft miteinander, wo er gewöhnlich das Franzöſiſche

vertheidigt und ich das Deutsche vertrete. So z. B. lobte er mit Recht die Sicherheit und Ordnung, welche durch die bürgerlichen Gesetze bei Abschließung der Ehen eingeführt ist, meinte aber, daß die Einwirkung der Juristen und der Begriff des Vertrages hier, wie bei andern Dingen, ausreiche. Ich bestritt dies und behauptete: zu dem physischen und rechtlichen Elemente müsse das dritte, religiöse, hinzutreten, denn es könne jemand thun was die Gesetze billigen, und doch höhere Vorschriften übertreten und gegen Frau und Kinder sehr lieblos verfahren. Das Landrecht und der Code bedürften einer evangelisch-christlichen Verklärung. — Die Sitten haben sich in Frankreich wesentlich in der Hinsicht gebessert, daß die Jugend im Ganzen und Großen Verführung der Weiber und Mädchen, nicht mehr als Gegenstand der vorzüglichsten Thätigkeit betrachtet und das Strafwürdige nicht mehr zur Ehre gerechnet wird; doch fehlt es nicht an einzelnen Beispielen des verbrecherischen Leichtsinns. Ein Baron kehrte z. B. vor einigen Wochen schneller von einer Reise zurück, als man erwartete, findet Kammerjungfer und Frau in großer Bestürzung, schöpft Verdacht und entdeckt den unterm Sopha versteckten Liebhaber. Ohne sich um diesen zu kümmern, nimmt er seine Reitpeitsche und straft damit die schuldige Frau aufs nachdrücklichste, ohne daß jener Versteckte eine weitere Rolle übernimmt. Dann geht er fort, da-

mit dieser sich entferne, und wirft die Frau nächstdem zum Hause hinaus, welche, von ihren Ältern ebenfalls verstoßen, in ein Kloster gegangen ist. Der Bankier — heirathete eine Frau, welche ihm außer der Treue noch besondere Dankbarkeit schuldig war, weil sie aus unangenehmen und beschränkten Verhältnissen in sehr günstige trat. Er entdeckt dennoch daß sie von jemand Liebesbriefe empfängt, verzeiht indeß den Leichtsinn unter dem Versprechen der Besserung. Bald darauf erhält er Grund zu neuem Verdacht, ohne der Beweise mächtig zu werden. Unwillig aber die sündhafte Frau behalten zu müssen, läßt er sie genauer beobachten, und es wird ihm berichtet: sie sey in einem Fiaker weggefahren und habe einen jungen Mann zu sich in den Wagen genommen. Er folgt, mit dem Bruder der Frau, gewissen Zeichen und beide finden den Wagen in einer abgelegenen Allee der Champs élisées ohne Kutscher und zugleich mehr als zureichende Beweise der neuen Schuld. Der Liebhaber wird aus dem Wagen geworfen und die Frau zu ihren Ältern geführt, welche aber (strengen Sinnes) diese Schwester nicht zu den jüngern führen wollen, sondern ihre Thür verschließen, so daß auch sie in einem Kloster Zuflucht sucht. Zwischen — und dem Verführer ist es zu einem Duell gekommen, und jener hat diesen vor wenig Tagen erschossen. Beide Geschichten machen natürlich großes Aufsehen, und

werden manche Leichtsinnige von der verwerflichen Bahn zurückschrecken.

Ein anderer Streitpunkt zwischen mir und L. war die Jury, oder vielmehr nicht dieselbe ihrem Wesen nach, sondern nur gewisse Mängel und Auswüchse derselben. Das Gesetz sagt z. B.: wer wegen eines Gegenstandes von den Geschwornen losgesprochen worden ist, kann darüber nicht wieder in Anspruch genommen werden, denn die Jury ist omnipotent und infaillible. Ganz richtig, wenn dies heißt: diese Form des peinlichen Verfahrens erlaubt nicht, mehrere Instanzen über einander zu bauen. Ob dies ein Vortheil oder Nachtheil sey, wollen wir jetzt nicht untersuchen. Jene Allmacht und Unfehlbarkeit aber festhalten zu wollen, wenn ganz neue Thatsachen und Beweise entdeckt werden, ist nicht Folge und Ausfluß des wahren Wesens der Jury, sondern ein Mangel in den gesetzlichen Bestimmungen, der gehoben werden kann und soll. Der Hauptmörder Couriers z. B. ist früher aus Mangel an Beweisen frei gesprochen worden; jetzt finden sich diese Beweise, aber der Buchstabe (welcher den Geist tödtet) sagt: er kann nicht wieder in Anspruch genommen werden, er ist und bleibt straflos. Wenn also umgekehrt jemand verurtheilt wäre, und nachher fänden sich Beweise seiner völligen Unschuld, müßte ihm auch zum Beweise der Allmacht und Unfehlbarkeit der Jury das Haupt ab-

geschlagen werden! Ist das nicht klarer Unsinn? Wo eine Form die Ausübung und Handhabung der wahren Gerechtigkeit unmöglich macht, kann und soll sie geändert und gebessert werden. So bleibt es Regel, daß das Geschwornengericht keine Mehrung der Instanzen zuläßt; wenn aber eine scheinbar abgethane Sache auf irgend eine Weise sich wesentlich in eine neue verwandelt, ist sie eben nicht abgethan, sondern eigentlich erst zum ersten Male zu prüfen und abzuurtheilen. Die Jury, sagen Einige, ist eine so herrliche Einrichtung, daß nichts darauf ankömmt, ob einmal ein Mörder unter ehrlichen Leuten ungestraft einhergeht. Ich sage: die Jury ist eine so herrliche Einrichtung, daß dies unmöglich erscheint, sobald man ihr Wesen nicht in gewisse Zufälligkeiten setzt und diese für unabänderlich erklärt.

Achtundvierzigster Brief.

Paris, den 15ten Junius.

Noch immer ist das allerschlechteste Wetter, so heut früh Regen, Wind und nur 9 Grad Wärme. Dies macht wo nicht krank, doch unlustig, und verhindert Gehen, Sehen, Besuchen, Genießen. Von größter Bedeutung endlich ist die Witterung für Frankreich,

ja für Europa, wenn daraus das Mißlingen des Feldzuges gegen Algier hervorgehen ſollte. Nach den Tagebüchern eines Schiffes, welches zwei Jahre lang vor Algier kreuzte, ſind binnen dieſer Zeit höchſtens fünf Tage hinter einander einer Landung günſtig geweſen, und alle Sachverſtändige behaupten daß wenn die pariſer Witterung auch dort herrſcht, die Flotte den größten Gefahren ausgeſetzt iſt, ja ihren Zweck gar nicht erreichen kann. Obgleich das Miniſterium Wind und Wetter nicht beherrſcht, wird man (da in Frankreich meiſt alles menſchlicher Weisheit erreichbar erſcheint) Gründe der Anklage in Menge finden, Schmerz und Unglück wird die Leidenſchaften hervortreiben und in der Rache und Beſtrafung die einzige Genugthuung finden. Die königliche Proklamation kann dieſen Sturm um ſo weniger beſchwören, da die Verſprechungen unbedeutend erſcheinen, weil im Hintergrunde die Forderung liegt: jedes vom Könige ernannte Miniſterium ſey der Verfaſſung gemäß und müſſe erhalten werden, ſelbſt wenn es die Mehrheit der Stimmen nicht für ſich habe. Auch meint eine Partei: ſobald die neue Kammer dies nicht einſehen wolle, habe der König genügenden Grund, den ganzen unbrauchbaren Regierungsapparat zur Seite zu werfen. Der Wille, dies zu thun, iſt bei manchem vorhanden, aber es fehlt die Macht, es glücklich durchzuführen; die Liberalen umgekehrt haben jetzt die

Macht zu weit zu gehen, und ich fürchte der Wille wird sich finden, sobald die Gegenpartei den gesetzlichen Kreis übertritt. — So mache ich, wie jeder, täglich sein politisches Bulletin, welches fast nur unsicheres Meinen über eine gewiß vorhandene Krankheit enthält.

Ich sagte, das schlechte Wetter halte von Besuchen ab. So war ich O. den ersten noch schuldig, als er zuvorkommend zum zweiten Male erschien und mir erzählte: seit 15 Jahren arbeite er täglich zehn Stunden an einem großen Werke über Sprache und Etymologie. Doch sey nur ein Abriß vorläufig in Wien gedruckt, und er wolle das zehn- und zwanzigmal Umgearbeitete noch reifen lassen, um nicht in die Lächerlichkeiten der Etymologen zu verfallen. Manches erschien ihm indeß schon unwiderleglich, z. B. daß 1000 Jahre vor Christus schon Deutsche im untern Italien gewohnt hätten und die römische Sprache ganz und gar deutsch sey. Aber, fuhr er fort, niemand richtet seine Aufmerksamkeit auf das Nächste und Klarste, und sie selbst wissen nicht, wer und woher sie sind. Sie, Raumer, sind nämlich nichts anderes als Romulus und Remus! — Ich hätte mich gern mit diesen meinen Namensvettern und Ahnherrn in nähere Verbindung gesetzt, um, wo nicht das ganze, mir legitim zukommende römische Reich, doch eine gute Emigrantenentschädigung zu er-

gattern; aber es schlug 10 und die Bibliothek verdarb den schönen Traum!!

Mittwoch, den 16ten Junius 1830.

Morgens, bei 9 Grad Wärme im Freien!! und doch heißt das Sommer, und erregt die Furcht, irgendwo aufgesammelte Hitze und Dürre werde anstatt der jetzigen Kälte und Nässe, später auf unerträgliche Weise hereinbrechen. — Heut noch ein Paar Worte über theatralische Abende. Den 12ten Junius sah ich im Theatre français le majorat von Cournol und den Amphitruo von Moliere. Jenes ist ein politisches Gelegenheitsstück wider Peyronnet's Gesetzvorschlag zur Begünstigung der Erstgebornen. Warum dürfte eine solche Gelegenheit nicht so gut wie jede andere ergriffen und dramatisch benutzt werden? Man soll aber die prosaischen Ansichten und Ereignisse des Tages in eine poetische Region erheben, was hier nicht hinreichend gethan ist. Der, aus Begünstigung eines Kindes gegen das andere entstehende Streit zwischen Ältern und Geschwistern, zeigte sich in natürlicher Veranlassung und Entwickelung; um aber dem droit d'ainesse recht den Dampf anzuthun und es zu Schanden zu machen, gerathen die Brüder aneinander bis zum Zweikampf, dann (in ein Register der Reue und Milde umsetzend) übernimmt der jüngere ein Duell für den ältern, wird, und

nächstdem auch dieser erschossen, so daß das Stück mit dem Jammer der Ältern über den Verlust beider Kinder schließt. Qui prouve trop, ne prouve rien; die Unfälle gehen gar nicht nothwendig aus jenem Gesetze hervor, ja (was noch viel übler ist) sie erschienen selbst im Stück nur als unmotivirte Zufälle, und führen zu einem unangenehmen tragischen Ausgange, während ein heiterer, versöhnender viel näher und natürlicher zur Hand war. Das Gelegenheitsstück wird von den Leidenschaften des Augenblicks mit ergriffen und durch ihr Gewicht zu Boden gezogen. Die Darstellung selbst verdiente großes Lob: die Desmousseaux als Mutter, die Brocard als Nichte, David der erstgeborne Sohn, spielten ungemein ansprechend. Keiner war schlecht, alles ging rasch und ineinandergreifend. — Im Amphitruo standen Samson als Sosias und die Demerson als Cleanthis allen Übrigen theils durch ihr Spiel, theils durch ihre Rollen selbst voran. Das Sehen des Stücks hat mein früheres Gefühl nur bestätigt, ja erhöht: es liegt in den Verhältnissen der Alemene, des Jupiter und Amphitruo etwas für mich Widerwärtiges, Unmoralisches, und ob ich gleich kein Splitterrichter oder übertriebener Puritaner bin, nimmt mein christlicher Sinn Anstoß an diesem heidnischen Skandal. Denn lasse ich auch gern den Begriff der Götter fallen (obgleich sie doch auch im Heidenthume über den Menschen stehen sollen), so

verletzt das Stück auch die Ideen von Familie, Liebe und Treue, und hat nicht Scherz, Kraft oder Leidenschaft genug, um Jupiters Rolle zu veredeln und Alcmene in reiner Schönheit darzustellen. Also, contra Tieck und Schlegel bleibe ich bei meiner Meinung, und beweise dadurch meine, von St. geläugnete Selbständigkeit und Unabhängigkeit.

Gestern gab man zum Benefiz von Haitzinger Belmonte und Constanze, etwa auf die Hälfte zusammengedrängt; Liebe kann Alles, von Holbein nach Shakspeare, und den zweiten Akt von Fidelio: ein Potpourri, wie ihn die Franzosen verlangen, um von Allem etwas zu genießen. Ich habe es mir denn auch so gefallen lassen und einen Sperrsitz genommen, um mir nicht am Parterreschwanze in dem gräulichen Wetter eine Erkältung zuzuziehen. Belmonte, hier noch unbekannt, erregte selbst in der Verkürzung große Theilnahme und erfreute, wie immer, durch die Frische, Heiterkeit und Klarheit, mit dem dieser Morgen die glanzreiche Bahn Mozart's ankündigt. Außer Haitzinger verdienten Genee und Wieser Lob. Das zweite Stück ist aus dem poetischen Rahmen Shakspeare's herausgerissen und zur plumpen Gemeinheit herabgezogen; die Haitzinger spielte aber die Hauptrolle sehr brav, und an die Übrigen machte man keine Ansprüche. Doch brachte Wieser's Spiel zum Lachen. Der zweite Akt des Fi-

delio ging sehr gut, und die beiden Hauptpersonen erhielten ungemeinen Beifall. Dieser fehlte überhaupt nicht, und man ging gegen Mitternacht zufrieden, obgleich bei 9 Grad Wärme oder Kälte, nach Hause.

Paris, Donnerstag den 17ten Junius.

Ich habe die Bekanntschaft des Brn E. gesucht, welcher ein eifriger Katholik, aber weit entfernt ist, die Übertreibungen der Schule Bonald's und Haller's zu theilen. Er sieht die Fehler der Liberalen, ihren Mangel an scharfem, positivem Wollen, ihr Zerfallen in zu kleine Parteien und was sonst hieher gehört oder nicht gehört; aber er will die Religion und den Glauben nicht aufzwingen, mißbilligt das Getreibe der Congregation, fürchtet für Religion und Kirche, sofern die eifrige Geistlichkeit sich an ein unhaltbares System des theologischen und politischen Ultraismus anschließt und dadurch zu gewinnen meint, während sie die breitere Grundlage verliert und verschmäht im Wege milder Entwickelung Popularität zu gewinnen. Die Kirche müsse in Frankreich mehr vom Staate sich sondern, wo sie allmälig immer nachtheiliger einwirken dürfte; auf unabhängigem Boden werde sie durch Freiheit, nicht durch Zwang die Gemüther gewinnen u. s. w. —

Lieber K. —, Deines Schwiegervaters, des alten, würdigen H—m Erinnerung an mich hat mich wahrhaft

erfreut und gerührt. Empfiehl mich herzlich ihm und all den Seinen. Ob ich irgend einen schriftstellerischen Ruhm erlange oder nicht, gilt mir gleich. Ich trachte nicht danach und treibe meine Geschichte lediglich und wesentlich um ihrer selbst willen, und würde sie treiben, wenn auch alle Welt sagte, es käme gar nichts dabei heraus. Aber auf die Theilnahme, die ich in den Kreisen der Freunde in Berlin, Dessau und Dresden finde, bin ich stolz, ja, wenn Du willst, auch eitel. Zehn der härtesten und wegwerfendsten Recensionen halber würde ich (wie Schlözer sagt) kein Mouvement machen; aber wenn man sagte, ich sey ein schlechter Freitägler; wenn in den Familien, die ich gerne aufsuche, den Dienstboten ein für allemal bestellt würde, die Herrschaft sey nicht zu Hause; wenn meine aus theilnehmendem Herzen kommenden Briefe gar keine Theilnahme fänden, dies und Ähnliches würde ich nur mit Mühe verschmerzen.

Neunundvierzigster Brief.

Paris, Montag den 21sten Junius.

Meine Briefe erwähnten schon so oft des Wetters, und ich beginne auch den heutigen mit diesem trivialen Gegenstande. Seit vier Wochen regnet es fast

täglich, und in den letzten Tagen in solchem Übermaaße, daß Überschwemmungen und eine schlechte Ärndte zu besorgen sind. Was dem Städter zunächst nur unbequem erscheint, bekömmt von anderem Standpunkte eine hohe Wichtigkeit. — Trotz des übeln Wetters wanderte ich gestern zu Hrn. L. — der, wie Du weißt, durch seine geschichtlichen Kenntnisse und seine amtliche Stellung im Stande ist, gründliche Urtheile über die französischen Städte und Stadteinrichtungen zu fällen. Als ich eintrat, machte er ein sehr langes Gesicht, ließ mich niedersetzen, stellte sich aber vor mir hin als wollte er sagen: stehen Sie wieder auf und machen Sie, daß Sie fort kommen. Sobald er indeß erfuhr, ich sey keiner von den vielen Supplikanten, die ihn wohl überlaufen mögen, als ich ihn überzeugte daß ich, ein Berliner, sein Buch gelesen habe, zu würdigen wisse und in diesen Dingen wohl zu Hause sey, ward er sehr freundlich und gesprächig und zeigte mir zuletzt vieles aus seinen großen und seltenen Sammlungen für die französische Geschichte. Ich will versuchen, einige von seinen Äußerungen mitzutheilen.

Es ist nicht zu läugnen, daß in früherer Zeit die meisten Maires in Frankreich von den Königen ernannt, die meisten übrigen städtischen Beamten aber erwählt wurden. Der Versuch, alle, einschließlich des Maire, wählen zu lassen, hat keine guten Früchte

getragen, und würde auch jetzt meist nur zu Umtrieben, ehrgeizigen Parteiungen u. s. w. Gelegenheit gegeben. Die preußischen Formen (ich machte ihn in der Kürze damit bekannt) können wir nicht annehmen: das französische Volk hat zu viel esprit und zu wenig sens commun, ist unfähig, in der preiswürdigen Mitte zu verharren, geht immer aufs Äußerste und gefällt sich in Extremen, ist nie begnügt mit dem Dargebotenen, und bedarf einer starken und festen Regierung. Das Losbinden von dieser regierenden Aufsicht hat während der Revolution die schändlichsten Vergeudungen des Communalvermögens nach sich gezogen, und Wenige haben sich bereichert, während die Masse der Bürgerschaft einbüßte und die Commune als solche verarmte. Doch hat es keinen Zweifel, daß manche Gegenstände der alleinigen Entscheidung der Gemeinen können überwiesen werden, und ein angemessenes Gesetz für dieselben noth thut. Das zuletzt vorgeschlagene bedurfte erheblicher Verbesserungen, wäre indeß durchgegangen, wenn man es nicht mit dem über die Departements in Verbindung gesetzt hätte. Eine solche Unabsetzbarkeit der Beamten, wie in Preußen vorhanden ist, würde hier sogleich allgemeinen Ungehorsam derselben nach sich ziehen und die Regierung zum Stillstand bringen, und eben so würden die Gerichtshöfe alle Gewalt an sich ziehen, und nach Willkür auslegen und ent-

ſcheiden, wenn man ihnen le contentieux administratif zuwieſe.

Dienstag, den 22ſten Junius.

Manche Bemerkungen L — s über die Franzoſen waren ſcharf und ſtreng, viele gewiß auf genaue Kenntniß der Verhältniſſe gegründet; doch folgt daraus nicht: eine allmälige Erziehung bleibe unmöglich, oder das, was ich wohl eine Verbeſſerung nennen möchte, ſey hier ohne Zweifel das Gegentheil. Die Unabſetzbarkeit der Beamten z. B. kann und ſoll ja nirgends für Ungehorſame und Rebelliſche geltend gemacht werden; vielmehr handelt es ſich nur von Abſetzungen aus bloßen Vorurtheilen, um bloßer Willkür willen oder zur Strafe für politiſche Meinungen; wie man ſonſt wohl die Tüchtigſten abſetzte, wenn ihre theologiſchen Meinungen nicht mit denen der Machthaber ſtimmten. Jeſuiten und Frömmler behaupten freilich, es ſey höchſt bedauernswürdig daß dies Verfahren abgekommen ſey, und möchten es gern wieder herſtellen; man kann ſich aber nicht oft und laut genug gegen eine Anſicht erklären, welche hinter künſtelnden Worten nur tyranniſchen Hochmuth verbirgt. Was ferner le contentieux administratif anbetrifft, ſo läßt ſich dies den Gerichten überweiſen, ohne ihnen damit das Recht willkürlicher Geſetzauslegung einzuräumen. Angemeſſene Vorſchriften über die Art der Inſtruktion,

den Werth des Urtheils von Sachverſtändigen und dergl. müſſen die Prozeßordnung, ſofern ſie früher darauf nicht Bezug nahm, vervollſtändigen. Auf keinen Fall ſind die franzöſiſchen Einrichtungen tadelfrei, wie meine Anzeige von Macarel's Werk darthut. — Allerdings bedürfen die Franzoſen einer ſtarken Regierung, ja ſie haben ſich weit öfter knechtiſch einer despotiſchen gefügt, als mit einer ſchwachen Geduld gehabt. Die jetzige iſt aber eben ſchwach, und etwanige coups d'états, welche Stärke zeigen ſollten, würden nur eine Krankheitskriſe ſeyn, welche völliger Erſchöpfung vorhergeht. Es iſt keine Ausſicht vorhanden, auf dem bisher betretenen Wege die königliche Macht zu verſtärken, es iſt (als zum alten regime führend) auch nicht einmal zu wünſchen. Eben ſo wenig hat die Ariſtokratie ein vorwaltendes Anſehen oder Hoffnung, daſſelbe bald zu erhöhen; das größte Gewicht, die größte Macht liegt offenbar auf der demokratiſchen Seite. Die Art und Weiſe, wie man dieſe mit unkräftigen oder ungeſetzlichen Mitteln ſchwächen oder ſie um ihre Macht liſtig betrügen will, werden nicht zum Ziele führen: man muß, meiner Meinung nach, ganz andere Wege einſchlagen, um die ohne Zweifel vorhandene Gefahr übertriebenen Einfluſſes der Demokratie zurückzuweiſen und die Möglichkeit ihres Umſchlagens in Pöbelherrſchaft zu vermeiden. Die Sache iſt die: nach dem völligen Mißlin-

gen des Versuches, alle Unterthanen in Herrscher oder doch in Mitherrscher zu verwandeln, bemächtigte sich die Furcht vor einer Pöbeltyrannei so sehr der Gemüther, daß man sich lieber einer militärischen Tyrannei unterwarf, obgleich der ungerechte, blutige Lorber die Häupter nicht besser schmückte und verklärte, als vorher die rothe Freiheitsmütze. Nach dem Sturze Napoleons sollte nun die wahrhaft constitutionelle Regierung folgen, und ohne Zweifel ist die Charte ein großer Fortschritt im Vergleich mit all den seit 1789 versuchten Formen. Ja es kam bis zu dem Aberglauben, daß dieser Constitution gegenüber alles Staatsrecht der ganzen Gegenwart und Vergangenheit als nichtig zu bezeichnen sey. Abgesehen aber von dem großen Unrecht, was hiermit anderen Völkern angethan wird, ist der Aberglaube selbst für Frankreich nicht zu läugnen. Als ich vor drei Jahren die Nothwendigkeit einer Gemeineordnung darzuthun suchte, widersprachen dieselben Leute, welche sie jetzt fordern, und behaupteten, nur durch die Centralisation sey Frankreich groß und mächtig. Sie haben zugelernt, und sollte ich nach drei Jahren noch einmal hieherkommen, würden sich die Reden über die nothwendige Absetzbarkeit der Beamten auch wohl verloren haben. Kreisschreiben, wie sie jetzt die Minister über die Wahlrechte und Wahlpflichten der Beamten erlassen, sind ein gutes Mittel, das Übel an das Tageslicht zu ziehen

und die Nothwendigkeit einer bessernden Veränderung darzuthun.

Ich kehre zu dem zurück, wovon ich ausging. Die Furcht vor der Pöbelherrschaft und die Vorliebe für die Demokratie bekämpften sich wechselseitig und führten zu dem Vergleiche, die Deputirtenkammer zu gründen. In vieler Beziehung ein guter und billiger, aber kein erschöpfend genügender Vergleich. Jene Kammer nämlich sollte die Demokratie, das Volk darstellen, und ist doch formell, der Wahlart nach, nur eine Repräsentation des Reichthums. Stellen wir aber diese Bemerkung oder diesen Einwand zur Seite, sofern wenigstens der industrielle Reichthum in Frankreich jetzo liberal ist; concentrirt sich doch jene Darstellung des Volkes lediglich auf Reich und Reichstag. So wenig man aber sagen kann, man habe eine gute Constitution weil einem der Kopf nicht weh thut, indem ja alle anderen Theile des Leibes krank und in schlechten Umständen seyn können; so wenig ist die Constitution eines Landes gut, wenn sie nur Kopfschmerzen heilen kann oder will. Die Folge jener Einrichtungen ist, daß sich alles zum Haupte hindrängt, immerdar Entzündungen daselbst befürchtet werden und Eisumschläge, durch die Minister angelegt, das Übel vertilgen sollen. Vergeblich! Die Hitze, der Andrang des Blutes, die Entzündung erneut sich immer wieder am Haupte, während die an-

dern Theile, eigener organischer Funktionen ermangelnd, durch Rückwirkung auch an jener Krankheit mitleiden. Ich glaube also: das falsche Übergewicht, die übermäßige Reizbarkeit und Thätigkeit des demokratischen Elements auf dem Reichstage läßt sich nur dadurch mindern und heilen, daß man der Demokratie in den niedern Kreisen, wo sie hingehört, eine größere Einwirkung gesetzlich verstattet. Communalordnungen, Landstände und dergl. ziehen das Blut vom Haupte hinweg, und bereiten es wiederum vor, in gemäßigtem Umlaufe dahin zurückzukehren. So thöricht es klingt, ich bin davon überzeugt, daß nur die Verstärkung der rechten Demokratie eine heilsame Schwächung der gefährlichen und krankhaften, in Frankreich herbeiführen wird, alle andern Quacksalbereien aber nicht zum Ziele führen. Viel schwerer ist die Aufgabe, dem falschen Einflusse der Geistlichkeit zu steuern, weil die katholische einen Boden außerhalb des Staates hat, und von diesem archimedischen Punkte aus die Welt (zum Heile oder zum Verderben) bewegen kann.

Gestern erschien der König und die Königinn von Neapel, um die Sammlung der Handschriften zu besehen, oder doch wenigstens diejenigen Merkwürdigkeiten, welche in der Regel den Fremden gezeigt werden. Beide haben überhaupt eine löbliche Neigung,

mancherlei Dinge kennen zu lernen, um welche ſich die hier regierende Linie in ihrer beſchränkten Einſamkeit nicht bekümmert. Vielleicht geht dieſe Neigung mehr von Mutter und Tochter als vom Vater aus, der ſehr gebückt und hinfällig einhergeht.

Funfzigſter Brief.

Mittwoch, den 23ſten Junius.

Geſtern war ich im Theater Madame (welches heut auf längere Zeit geſchloſſen wird) und ſah le vieux mari, Philippe, la deuxième année, drei Vaudevilles von Scribe und Melleville. Das jammervolle Singen abgerechnet (womit ſelbſt der vieux mari nicht verſchont ward), verdiente die Darſtellung Lob, und manches war geradezu vortrefflich; ſo z. B. Gontier in den beiden letzten Stücken. Auch Allan, Leontine Fay, Grevedon, Paul u. a. müßte ich nennen, hätte ich überhaupt Zeit, in eine nähere theatraliſche Kritik einzugehen. Bezöge ſich dieſe hingegen auf die Stücke ſelbſt, ſo wäre Erheblicheres einzuwenden, ob ich gleich die große Gewandtheit der Verfaſſer für dieſe Tageskocherei einräume und die ganze Form des Vaudevilles heut nicht in Anſpruch nehmen will. Le vieux mari beruht darauf, daß ein junger Mann die

Rolle seines Onkels übernimmt, mit ihm verwechselt wird und für ihn heirathet. In Wahrheit unmöglich, aber man läßt sich diese Fiktion gefallen, der Scherz bleibt in den Gränzen des Erlaubten und endet zu allgemeiner Zufriedenheit. — Philippe, von dem ich wohl schon schrieb, hat herbere Bestandtheile, tiefere Mißverständnisse, doch solcher Art, daß sie für die Tragödie wohl nicht poetisch genug und für das Lustspiel zu ernst sind. Am schärfsten muß ich mich gegen das dritte Stück erklären, wo zwei Neuvermählte sich in Sünden mancherlei Art umtreiben und die, auch auf dem Titel stehende Frage: qui a la faute? als Ausgleichung und wechselseitige Genugthuung dienen und hinreichen soll. Ich weiß, daß dergleichen nur zu häufig vorkömmt, will auch nicht den Sittenrichter spielen; aber ich kann es nicht für eine Aufgabe des Dramas halten, dergleichen Dinge vorzuführen. Daß sich Mann und Frau belügen und betrügen und der Hausfreund den dritten dazu abgiebt, sind Erscheinungen, die außerhalb der Poesie liegen; sie können in diese Region nur einrücken, wenn sie durch die Kraft großer Leidenschaften zur Tragödie erhoben, die letzten aber dann auch gereinigt werden. Oder umgekehrt: der Scherz muß so heiter, die Verwickelung so lustig, die Verirrung so gutmüthig seyn, daß eben alles in diesem klaren Elemente sich wechselseitig ebenfalls reinigt, aufklärt und aus-

gleicht. Eine bloß profaiſche Gegenrechnung über die Verſchuldungen und ein Ausſchließen der ſittlichen Grundlage iſt verwerflich, und Kotzebue's ſüße Brühe, über das Unrecht gegoſſen, macht daſſelbe ſo wenig zu wahrhaft nährender Speiſe, als die Art wie Scribe es mit Gewürznelken ſpickt und vorſetzt. Warum ſollen denn alle dieſe Geſchichten (ohne poetiſche Erfindung und Kraft) dramatiſirt werden? Aber die in Rede ſtehende beruht auf einem pariſer Skandale, man nennt Mann und Frau und Hausfreund, welche auf die Bretter gebracht ſind, und ſo ward die Sache doppelt pikant. Vielleicht wäre ich indeß gar nicht in dieſe Reihe von Betrachtungen gerathen, hätte ſich mir geſtern nicht die Verſchiedenheit des deutſchen und franzöſiſchen Charakters ſo unabweislich aufgedrängt. In Philippe würde den Deutſchen das Verhältniß von Vater, Mutter und Sohn vorzugsweiſe angeregt, Rührung und Mitleid würden ihn ergriffen haben und mannichmal die Theilnahme bis zu Thränen geſteigert ſeyn; in der deuxième année dagegen wären ihm die Forderungen der Sittlichkeit, der Werth der Wahrheit, das Widerwärtige des oberflächlichen, ganz leidenſchaftloſen Leichtſinns entgegen getreten. — Hier nichts von dem Allem: überall war es nur das Sonderbare, Pikante, Lächerliche, Schiefe, was anregte und bemerkt ward. So wie nun der esprit dieſe Dinge erzeugt und ſeine Pointen (ſchlecht genug) ſo-

gar absingen läßt, so urtheilt auch das Publikum nur mit, durch und für den esprit; von dem, was wir Gemüth und gemüthlich nennen, bemerkte ich nichts in dem theilnehmenden Parterre. Nun, suum cuique! Ich fühlte, ich sey ein Deutscher ohne esprit, daher meine Nergelei mit den Stücken und Zuhörern.

Eine Geschichte, besser als die der deuxiéme année, und in mancher Beziehung gewiß brauchbarer für Erzählung oder Darstellung, hörte ich von L. in diesen Tagen.

In der argen Zeit der Revolution entflieht ein reicher vornehmer Mann mit seiner schwangeren Frau. Sie kommt in der Gegend von Hannover mit einer Tochter nieder und stirbt. Der Vater muß weiter eilen, übergiebt das Kind einem Prediger und verspricht es abzuholen so bald, oder doch Geld zu schicken so viel er kann. Beides wird ihm durch die Verhältnisse unmöglich, und er erhält nach einigen Jahren vom Prediger die Nachricht, das Kind sey gestorben. Seitdem vergehen mehr als zwanzig Jahre, der Vater kehrt mit dem Könige nach Frankreich zurück und erhält als Emigrirter eine bedeutende Entschädigung. Etwa ein halb Jahr darauf wird er vom hannöverschen Gesandten eingeladen, der nach langen Fragen über seine frühere Lage, Aufenthalt, Verwandten u. s. w. ihm sagt: seine Tochter lebe noch in Deutschland, sey verheirathet und nehme seine väterliche Hülfe in Anspruch. Der Prediger nämlich

habe ſich ſo an das Kind gewöhnt, daß er den Gedanken einer Trennung nicht mehr habe ertragen können. Das Schweigen, die Entfernung, die Hülfloſigkeit des wahren Vaters habe ihn glauben laſſen, er dürfe mit den Vaterpflichten auch wohl Vaterrechte übernehmen, den Tod vorgeben, das Mädchen aber ſorgfältig erziehen und verheirathen. Auf dem Sterbebette erſt habe er dies einem Freunde entdeckt, welcher jetzt (ohne Mitwiſſen der Tochter) nach dem Vater forſche. Dieſem erſcheint die Erzählung aus mehrern Gründen fabelhaft, und er betrachtet ſie nur als eine ungeſchickte Spekulation auf ſein neugewonnenes Vermögen. Doch läßt er ſich zu einer Reiſe nach Deutſchland bewegen, um den Betrug zu widerlegen. Er verſteht kein Wort deutſch, Freund und Tochter kein Wort franzöſiſch. Kaum aber iſt er in das Zimmer getreten, ſo erinnert ihn Geſtalt, Geſicht und Haltung ſo lebhaft an ſeine verſtorbene Frau, ja der Ton der Stimme iſt, ſelbſt in der fremden, ihm unverſtändlichen Sprache, ſo ganz der ihre daß er, keines Zweifels oder Beweiſes mehr gedenkend, der Frau um den Hals fällt und kaum Worte und Zeichen finden kann, ſich als Vater kund zu geben. Binnen wenig Tagen hatten Vater und Tochter ſich eine Sprache gebildet, die kein Dritter, worin ſie ſich aber ſelbſt verſtanden. — Ich finde dieſe Geſchichte überaus ſchön und rührend, möchte ſie euch auch ſo erſcheinen.

Donnerstags, den 24sten Junius.

Ich komme noch einmal auf meine gestrigen Kunstbetrachtungen zurück. An zwei entgegengesetzten Übeln ist unsere dramatische Literatur, und noch mehr die französische erkrankt. Nach einer Richtung nämlich glaubt man, jede Wahrheit sey als solche für die Kunst brauchbar; daher die arge Reihe gräßlicher Melodramen, oder wie das Gelichter sonst heißt. Von der zweiten Seite wird behauptet: auf die Wahrheit komme es gar nicht an, und jede willkürliche Abweichung von derselben werde und sey eben Poesie; daher Stücke wie Hernani u. s. w. Die letzte Ansicht auf die Spitze getrieben, zeigt das Tollhaus, jene zeigt den Rabenstein als die hohe Schule der Dichtkunst. Wo aber und wozu wäre denn die Kunst, wenn sie nicht eben die Wirklichkeit in eine höhere Region heben, von allen Schlacken befreien und mit Schöpferkraft das Vollendete hinstellen sollte? Und was wäre denn die ächte, wahre Wahrheit, wenn sie sich mit dieser göttlichen Kunst nicht vertrüge, sie nicht begründete und belebte? — Ich gehe noch weiter: das tägliche, wirkliche Leben eines jeden soll in allen Richtungen so viel als möglich zu einem Kunstwerk erhoben werden und es darstellen. Essen, Trinken, Wohnung, Kleidung, Sprechweise können von aller höheren Schönheit entblößt, sie können von der Kunst, wenn nicht durch-

drungen, doch angeregt seyn. Vergleiche man ganze Völker in dieser Beziehung, und eine Rangordnung von thierischer Gemeinheit bis zum heitersten, edelsten Daseyn ist augenscheinlich nachzuweisen. Stellte sich jeder vor, daß die Sittlichkeit (der er mit Recht nachstrebt) keineswegs bloß durch unangenehme Gegenden führt, sondern, im Bunde mit der Kunst, alles in bezaubernde Schönheit umwandelt; bedächten die Künstler, daß ihr Zauber wie eine fata Morgana plötzlich verschwindet, sobald ihm die Sittlichkeit nicht Kraft der Dauer verleiht, — welche Verklärung müßte sich dadurch über das ganze menschliche Leben verbreiten! Wenn aber gewisse Sittenprediger glauben, den Tugendhaften erkenne man an dem schiefen Fratzengesichte was er schneidet, und an dem Abscheu gegen Kunst und Schönheit; wenn umgekehrt manche dramatischen Dichter als Purgatorium und zur angeblichen Reinigung der Leidenschaften, die Zuhörer in der Grundsuppe widerwärtiger, lasterhafter Gemeinheit umherwälzen, oder ihnen die Giftküchlein falschen Esprits in den Hals werfen; — sind wir da nicht nahe der Barbarei, oder vielmehr mitten darin?

Die Verschiebung der Wahlen ist ein kleinliches Mittel, welches nur noch mehr gegen das Ministerium aufgebracht hat: denn jeder sieht Vorwände und

Absicht, und die Wähler, welche sich zum Theil von ihren Geschäften losgerissen und weite Reisen gemacht haben, klagen mit Recht über Verlust an Geld und Zeit. Die Gazette, das einzige Blatt was nächst der Quotidienne sich noch des Ministeriums annahm, enthält heut Artikel, welche einen völligen Bruch in sich schließen. Nicht unwichtig, da sich die Partei Villele's in diesem Blatte ausspricht. Das Ministerium hat geradehin keine Partei, und diejenigen, welche für dasselbe stimmen werden, thun es aus andern löblichen oder zweideutigen Gründen. — Griechenland wird nun da capo ausgespielt; der milde Prinz F. dürfte schwerlich mit den dortigen Einwohnern fertig werden, es müßte ihm denn ein Mann von großer Kraft des Geistes und Willens zur Seite stehen.

Einundfunfzigster Brief.

Paris, Freitag, den 25sten Junius.

Ich fühle täglich mehr, daß man nicht kann zweien Herrn dienen, den Wissenschaften und den Gesellschaften. Wenn man erst um Mitternacht zu Bette kommt, kann man nicht um sechs Uhr aufstehen und

am wenigſten (mit nur einem Paar Augen verſehn) den Tag über Handſchriften leſen. Und iſt man durch dieſe Arbeit ermüdet, vergeht gegen Abend die Luſt Beſuche zu machen und ernſte oder elegante Geſpräche zu führen. Es erſcheint bequemer, ſich an der Blumenpracht in den Tuilerien zu ergötzen, oder im Theater etwas vorſpielen zu laſſen. Als letzthin jemand (und mit Recht) das viele Geſchwätz tadelte, was bisweilen in Berlin über Schauſpieler und Sänger geführt wird, konnte ich doch nicht umhin, zu bemerken: es ſey nicht unterhaltender oder lehrreicher, hundert und wieder hundert Mal daſſelbe über Hrn. von Polignac zu hören und zu leſen. Es kommt ja nicht allein auf die Größe und Wichtigkeit des Gegenſtandes an, über den, ſondern auch auf die Art, wie man darüber ſpricht. Niemand glaubt zu kannegießern, und doch iſt dies das eigentliche Geſchäft unzähliger Badauds. Oder werden etwa gewiſſe Coterien wahrhaft geheiligt, weil die heiligſten Gegenſtände daſelbſt unaufhörlich zur Schau ausgelegt, zurechtgeſchnitten, anprobirt, gebürſtet, gewaſchen, gerollt und geplättet werden. Alles hat ſeine Zeit, und Heuchelei und Ziererei iſt nun einmal meiner Natur ganz und gar zuwider, mag Kunſt oder Staat, Wiſſenſchaft oder Geſelligkeit mit dieſem ſüßlichen Gift überzogen werden, um beſſer hinterſchlucken oder ausſpucken zu können.

So viel Theater es hier auch giebt, bietet doch kein einziges etwas wahrhaft Intereſſantes dar, geſtern war hingegen embarras de richesse. Die Devrient (zweiter Akt der Veſtalinn und Fidelio), Mademoiſ. Georges und Mademoiſ. Leontine Fay, beide als Königinn Chriſtine, aber in verſchiedenen Stücken; Mademoiſ. Mars in den femmes savantes von Moliere und dem chacun de son coté, von Mazeres, zogen nach den vier Himmelsgegenden mein theilnehmendes Herz an. Endlich entſchied ſich daſſelbe um ſo mehr für die letzte, da ſie Paris verläßt, ich dieſe Rollen noch nicht von ihr geſehen hatte und die übrige Beſetzung günſtige Erwartungen erregte. Die Devrient hingegen kannte ich in jenen Rollen, die Georges will ich im entfernten Odeon mit H. ſehen — genug, ich ging ins Theatre français. Beide Stücke wurden ſo gut gegeben, daß nichts ſtörte und faſt jeder beſonderes Lob verdiente. In den femmes savantes vor Allen Guiaud, welcher des Vaters Chriſalde Muth und Furchtſamkeit meiſterhaft darſtellte. Etwas lächerlich war es, daß die ungeheuer dicke Leverd, die angeblich geiſtige Tochter ſpielte, welche gar nichts von matière an ſich haben will. Eine Stelle, wo der bel esprit ſagt: la cour n'aime pas l'esprit, ward gewaltig beklatſcht, während Clitandre's Rechtfertigung des Hofes wenig Eindruck machte. Die Mars erfreute ſchon in den femmes savantes als

Henriette; aber erst in dem zweiten Stücke trat ihre bezaubernde Anmuth ganz mit ehemaliger Frische unwiderstehlich hervor, und sie ward von den Übrigen sehr gut unterstützt, insbesondere bewies Motnrose sein ausgezeichnetes Talent. Der Inhalt des Stücks ist (wie schon der Titel zeigt) fast derselbe wie Scribe's seconde année, und wenn Mazeres vielleicht weniger Gewandtheit oder Muth hat, die volle Nichtsnutzigkeit der Gegenwart darzustellen, so verdient sein Stück den Vorzug, weil die Personen eine edlere Haltung oder einen würdigern Hintergrund haben und der Schluß eine wahre Reinigung und Ausgleichung nachweiset. — Fast hätte ich das Paroli zu dem Fremden in Berlin gespielt, der mich belehren wollte, welche von den beiden Sängerinnen die Schulz und die Seidler sey; ich Fremder behauptete gestern gegen den gedruckten Zettel, die Kammerfrau in den femmes savantes sey nicht die Demerson, sondern die Dupont, und im zweiten nicht die Dupont, sondern die Demerson — und ich hatte und behielt Recht.

Sonntag, den 27sten.

Vor drei Tagen stand das Thermometer des Morgens noch auf zehn Grad, vorgestern begann es mit sechszehn, stieg im Schatten auf vierundzwanzig und die Luft war von einer so drückenden Schwüle, wie

es mir faſt nie vorgekommen iſt. Daher war ich nach gethaner Arbeit ſehr müde, fand im Theatre des Varietés an der laitière de Suisse keine genügende Erfriſchung, fürchtete den Regen und fand, nach Hauſe zurückkehrend, das weibliche Dienſtperſonale auf einer Bank im Flur ſitzend. Mich zu ihm geſellend, führten wir lange, ſehr ergötzliche Geſpräche, jedoch durchaus verſchieden von denen, die mich geſtern beſchäftigten. Ich aß bei dem Geſandten — — —. Die prachtvolle Wohnung, die vielen Bedienten, der reich beſetzte Tiſch ließen vermuthen, ich würde auf ſehen, eſſen, trinken beſchränkt ſeyn und von kalt und vornehm zurückhaltenden Geſprächen höchſtens einzelne Worte abhorchen können. Dem war aber nicht ſo: nach den erſten zwei Minuten war ein ſehr intereſſantes Geſpräch im Gange, dauerte bei Tiſche fort und ward nach Tiſche noch lehrreicher, wo ich ſehr lange mit dem Geſandten allein auf und abwandelte. — — — Er iſt ein Mann von ſehr vielem Verſtande, einer mannigfaltigen Erfahrung und (ſo ſcheint es) von eben ſo viel Feſtigkeit des Willens als Gewandtheit des Benehmens. Ich halte ihn für einen ſehr geſchickten Repräſentanten ſeines Kaiſers und Vaterlandes. Von den Verdienſten Hardenberg's um den preußiſchen Staat beginnend, ging das Geſpräch über auf Verwaltung, Handelsſyſtem, Finanzweſen; das tête-à-tête nach Tiſche bezog ſich

ganz auf Frankreich und ſeine jetzige Lage, wo ſich — mit einer Aufrichtigkeit über alle Dinge ausſprach, welche kleine Diplomaten fürchten, die einem wahren Staatsmanne aber angemeſſen iſt. Ich habe hier wenigſtens noch mit Keinem politiſirt, der dies ſchwere Geſchäft im guten Sinne ſo vielſeitig getrieben hätte. Faſt Alle, die ich ſprach, hatten zuletzt nur immer eine Anſicht, oder die Anſicht hatte ſie: keiner aber ſtand eigentlich frei, ich möchte ſagen hiſtoriſch, über den einzelnen Anſichten, wie mir dies bei — der Fall zu ſeyn ſcheint. Auf dieſer Freiheit, dieſer großartigen Unparteilichkeit beruht zuletzt die ächte Kunſt des Herrſchens und die ächte Kunſt der Geſchichtſchreibung. Im Widerſpruch mit allen den angeblich geiſtreichen Franzoſen, welche die ganze Welt nach ihrem Maaße zurechtſchneidern wollen, erkennt er bei größerer Kenntniß des Gegebenen die Nothwendigkeit individueller Bahnen an, und will die hieſige Charte nicht nach Berlin oder das Kammergericht nach Paris verſetzen. Er kennt die ſtarken wie die ſchwachen Seiten jeder Partei, verdammt keine unbedingt und treibt mit keiner Götzendienſt. Sollter ihr hiernach vermuthen, er halte ſich in der gleichgültigen Negativität vieler ängſtlichen oder gemüthloſen Diplomaten, ſo thätet ihr ihm unrecht. Denn ſowie er ſehr wohl die Seiten des franzöſiſchen Charakters durchſchaut, welche von Ruhe, Beſonnenheit und ächter Freiheit

nur zuleicht hinwegführen, sowie er das Unangemeſſene mancher Forderung, den Leichtſinn manches Planes tadelt, den die liberale Partei aufſtellt; ſo klagt er noch beſtimmter die Regierung an, daß ſie ohne zureichenden Grund, ohne Weisheit die Gemüther aufgereizt, die Billigkeit verletzt und die Sache auf eine thörichte Spitze getrieben habe. Doch bliebn dem Könige noch Mittel genug, in den verfaſſungsmäßigen Weg zurückzukehren und das Land, was (wie ich ſo oft ſagte) des Revolutionirens überdrüſſig ſey, wieder zu beruhigen. Nicht gewaltthätige Einmiſchung fremder Mächte dürfe eintreten; wohl aber ein ſo wohlgemeinter, als beſtimmt ausgeſprochener Rath.

Über einen Punkt, der mir ſchon lange im Kopfe umhergeht, über den ich aber aus Beſcheidenheit noch nicht zum Abſchluß gekommen bin, urtheilte — mit Beſtimmtheit: nämlich über die ſogenannten Doktrinaires. Einige zeichnen ſich durch Uneigennützigkeit des Charakters, andere durch Kenntniſſe, faſt Alle durch ein wohlwollendes Gemüth aus, und indem ich dies Alles in eine Wagſchale legte, ſchien es mir ungerecht und anmaßend zu ſeyn, etwas in die entgegengeſetzte werfen zu wollen; und doch fühlte ich einen Mangel an ihrer Wiſſenſchaft und Praxis, der

mich abhielt, ich möchte ſagen, mit ihnen zu gehen. Es iſt etwas incommenſurabeles zwiſchen meiner und ihrer Natur, was miteinander und ineinander nicht aufgeht. Ihre Politik, ihr Staatsrecht, ihre Geſchichte iſt mir zu mathematiſch, regelrecht, abſtrakt. So gewiß dies Mathematiſche, Regelrechte, Abſtrakte, Allgemeine ſeinen Werth hat, liegt es doch außerhalb des Organiſchen, Lebendigen, Philoſophiſchen, Individuellen, oder fällt doch keineswegs ganz mit dieſem zuſammen. — als Staatsmann behauptet, daß auf jenem doktrinairen Wege die Kunſt Länder und Völker zu beherrſchen, nie vollkommen erlernt werde, und ihm beiſtimmend möchte ich hinzufügen, daß man in der Hiſtorie und im Drama nie bis zu wahrhaft lebendigen Perſonen gelange. Der despotiſchen, alles ertödtenden Willkür, ſowie dem frivolen Leichtſinne gegenüber, erſcheint das Doktrinaire ehrwürdig; es wird aber von der wahren Regierungskunſt, Philoſophie, Geſchichte und Poeſie überflügelt, und bleibt nur wie abſtraktes Gehäuſe einer Schule ſtehen, die als Durchgangsperiode natürlich und löblich ſeyn mag, aber ſich nicht als unwandelbar und unfehlbar hinſtellen darf. Es gilt hier wieder, was ich am Schluſſe meines Aufſatzes über die neuere franzöſiſche Philoſophie ſagte: alles waren nur Vorübungen, um bis an den Anfangspunkt ächter Wiſſenſchaft zu gelangen.

Was den franzöſiſchen oder andern Doktrinaires für

unbedingt gilt, hat nur relativen Werth; ein lebendiger Mensch läßt sich nicht auf eine Kugel oder einen Würfel reduciren, und der Triumph ihres Regelrechten wäre die Krystallisation todter Massen. — Auf dem Punkte der Abstraktion erwachsen jene Ansichten, wo die Köpfe, die Thaler, die Ahnen gezählt und nach der Zahl alle Dinge entschieden werden, wo der König nur der dritte Begriff zu den zwei Begriffen der beiden Kammern ist, wo Theilung der Gewalten das Zusammengehörige anatomisch auseinanderschneidet, wo alle Staaten nur provisorisch anerkannt werden, bis ihre ächte, natürliche Gränze gefunden und erobert ist, wo große Massen nicht zurechnungsfähig sind und ausgezeichnete Männer nur die Function haben, mit irgend einem allgemeinen Satze in Wochen zu kommen und ihn groß zu päppeln, bis die Hätschelei mit einem neuen Wechselbalge losgeht. Wenn (so heißt es ferner in dieser Welt untergeordneter lebloser Gegensätze) die Deputirten unabsetzbar sind, so müssen die Beamten absetzbar seyn; wenn ein Reichstag vorhanden ist, so dürfen keine Landstände existiren; wenn jeder Staat danach trachten soll, in sich allgenugsam zu seyn, muß er sich von allen andern absperren; wenn es nur ein Recht, eine Wahrheit, eine Schönheit giebt, so ist Alles, was nicht wie unser Recht, unsere Wahrheit, unsere Schönheit aussieht, eben unrecht, unwahr und häßlich. — So grell und geradehin werden freilich

nur eingeweihte Eiferer in aufrichtigen Stunden sprechen; aber es giebt derer, und auch den Gemäßigten sitzt der Irrthum im Leibe, und man muß abwarten ob er noch im Keime ersticken, oder heranwachsen und kühner in die Welt treten wird.

Die Fratze der edlen, wohlwollenden, relativ trefflichen Doktrinairs, findet man in der jesuitisirenden Partei der Staatsmänner und Kirchenlehrer. Frankreich war, vom Atheismus sich wegwendend, bereit, die Religion dankbar aufzunehmen; die unduldsamen Übertreibungen, der Aberglaube, die Herrschsucht, die Heuchelei der Congregationisten u. a. hat Unzählige von der rechten Bahn zurückgeschreckt und wenn nicht in die Verbrechen, doch in den Leichtsinn der Irreligion wieder hineingeworfen. — In ihren Händen ruht die Erziehung des Herzogs von Bordeaux; kein übles Kind, sagte —, aber er wird, herangewachsen, nicht wissen ob in Frankreich Menschen oder Affen wohnen. — Ich habe einen merkwürdigen Brief des Pater Cotton aufgefunden, welcher zeigt wie die Jesuiten Ludwig XIII abrichteten, und den ich in Deutschland werde drucken lassen, damit man ihn hier nachdrucke als Beispiel und Weisung.

Montag, den 28sten Junius.

Ich will mit dem, was ich gestern schrieb, Keinem zu nahe treten und in den Fehler der Doktri-

nalen und Abstrakten verfallen, die alles über einen Leisten schlagen. Jeder Einzelne dieser Schule ist ja auch ein Individuum, und auf derselben Stufe menschlicher Entwickelung und Betrachtungsweise stehen die allerverschiedensten Männer, die entgegengesetztesten, feindlichsten Naturen. Die abstrakten Begriffe der Kirchenherrschaft unter den Katholiken, der Gleichheit unter den Puritanern halten sich z. B. in derselben Höhe und erzeugen dieselbe böse Frucht der Unduldsamkeit. Wenn Necker am Anfange der Revolution nichts that und Alles von der unwiderstehlichen Kraft der Wahrheit und der moralischen Vortrefflichkeit der Menschen erwartete, und wenn Marat ihre allgemeine Nichtsnutzigkeit (von sich auf Andere schließend) voraussetzte, so waren beide in irrigen Abstraktionen befangen, so unendlich verschieden auch ihr persönlicher Werth erscheint. Fichte und Sieyes (sehr verschiedener Bildung und Geisteskraft) kamen doch in ihrer Politik nicht über leere Formen von angeblich allgemeiner Gültigkeit hinaus, die eben nirgends taugten, weil sie überall brauchbar seyn sollten und von allem Örtlichen, Volksthümlichen, Geschichtlichen absahen, um das leere Nichts oder die täuschende Wolke einer unbedingten Vortrefflichkeit zu erhaschen. Ähnlicher Art sind die irrigen Ansichten über Dichtkunst, von denen ich in meinem vorigen Briefe sprach, wo die Einen

auch das Häßliche und Widerwärtige darſtellen, weil es wahr ſey (obgleich es zweifelsohne der höheren Wahrheit ermangelt); und wo die Anderen die Kraft der Individualität lediglich in der Willkür ſuchen, welche eben ſo gewiß ſchwächt und zu Grunde richtet als Feſſeln, die man ſich knechtiſch anlegt oder anlegen läßt. Keine Freiheit ohne Geſetz, und kein Geſetz ohne Freiheit; keine Regel ohne Ausnahme, und keine Ausnahme ohne Regel; keine lebendige Allgemeinheit, als die von Individualität durchdrungen iſt, und keine großartige Individualität ohne Beziehung auf Gleichartiges, Gemeinſames, Geſetzliches.

Man kann ſo wenig immer Handſchriften leſen als immer Reppühner eſſen; daher hielt ich mich geſtern für berechtigt, von zwölf Uhr an Sonntag zu machen, die Bücher zu verlaſſen und mit L. nach St. Cloud zu fahren. Sonnenſchein wechſelte mit Regen, im Ganzen aber war Luft, Wetter, Garten, Umgegend ſo angenehm und mannigfaltig, daß Alle ſich des Ausflugs freuten, Abends nochmals in die Tuilerien und endlich zu Tortoni wanderten, um Eis zu eſſen. Als ich nach Hauſe ging, war keine Wolke am Himmel, heut früh als ich aufſtand, ringsum Alles grau und Regen wie immer.

Mad. Haitzinger fand, und mit Recht, bei ihrem

einmaligen Auftreten Beifall; für ihn und die Devrient ſtieg der Enthuſiasmus mit jeder Vorſtellung. Den Gedanken, jene hier zu behalten, hat die ängſtliche Direction aufgegeben, weil die alten Sängerinnen und ihr Anhang den größten Skandal erhuben, daß man eine Deutſche bei der franzöſiſchen Oper anſtellen wolle! Sie fühlen ſehr richtig, wie dieſe Ausnahme ſich bald in eine Regel verwandeln und den ſchlecht ſingenden Franzöſinnen der Zutritt in Zukunft ganz verſperrt werden würde. So bleiben denn die invaliden Damen im Beſitz ihrer Rollen, und die kalte Cinti ſingt wie eine genfer Uhr alles gleich vortrefflich, oder gleich ſchlecht. Nourrit mag man mit Haitzinger, Bader oder Wild vergleichen; aber die hieſigen Sängerinnen ſind ſammt und ſonders unfähig, Rollen wie Rezia, Leonore, Julie ſo gut zu ſingen und zu ſpielen wie die Devrient. Sie und Haitzinger hielten nebſt dem Chore die deutſche Oper, und eine beſſere Beſetzung der Nebenrollen, eine beſſere und reichere Wahl der Stücke würde die Leute außer ſich gebracht haben; denn ſchon bei Aufführung des zweiten Aktes der Veſtalinn und des Fidelio ging der Beifall (troz mancher Mängel) ins Unglaubliche, und Oberon iſt immer mehr und mehr beſucht worden, ja ſo ſehr, daß ich vorgeſtern vor Hize nicht ausdauern konnte, ſondern herausgehen mußte.

Dienſtag, den 29ſten Junius.

Geſtern beſuchte mich Hr. G. Er iſt ſehr erbaut von Preußen und ſehr zufrieden mit ſeiner Aufnahme zurückgekommen. Ich freue mich wenn das, was er hierüber dem hieſigen Publikum vorlegen wird, beiträgt Irrthümer und Vorurtheile zu berichtigen. Denn im Fall Fremde wie ich, ohne einheimiſche Eideshelfer, Ähnliches behaupten, ſo vermuthet man Parteilichkeit, oder Mangel höherer Einſicht. Die preußiſchen Schulen ſtehen, laut G., den franzöſiſchen in vieler Beziehung voran, nur nicht in der Bemühung Herrſchaft über die eigene Mutterſprache zu erwerben, und ſich darin leicht auszudrücken. Auch ich bin der Meinung: auf das Deutſchſchreiben werde bei uns nicht genug Gewicht gelegt, doch bemerkte ich gegen G.: die deutſche Sprache ſey als Inſtrument ſchwerer zu handhaben als die franzöſiſche. — Die Kraft unſerer militairiſchen und wiſſenſchaftlichen Einrichtungen, die Stellung und Geſinnung der verwaltenden Perſonen, die Unabhängigkeit der Gemeinheiten, Vaterlandsliebe verbunden mit Achtung und Kenntniß des Fremden, hat ihn getroffen und ihm Hochachtung abgewonnen. — So kurz auch mein Geſpräch mit G. war, konnte franzöſiſche Politik doch nicht ganz fehlen, und wir einigten uns zunächſt darüber: daß die materialiſtiſche Politik gewaltſamen Abrundens

der höhern Politik weichen ſolle, welche Geiſt hervorruft und Geiſter (nicht bloß ſteuerpflichtige Leiber) gewinnt. Ferner ſtimmte ich mit ihm überein, daß es thöricht ſey, einen Wechſel der Dynaſtie jemals für leicht, und den der Bourbons jetzt für nothwendig zu halten.

Mittwoch, den 30ſten Junius.

Geſtern war ich zu einer Soiree bei C. eingeladen, und wußte im Voraus, welche Männer ich finden und wovon ſie ſprechen würden: über die bereits erfolgten Wahlen, die bevorſtehenden, die einzuſchlagenden Mittel, die vorzuſchlagenden Candidaten u. ſ. w. Da man in Hinſicht der Plane und Zwecke einig iſt, oder höflich es zu ſeyn vorausſetzt, ſo bleibt nur Perſönliches übrig, was indeß jemanden der die Perſonen nicht kennt, wenig intereſſiren kann. Doch war es mir anziehend zu ſehen, in welcher lebhaften Gemüthsbewegung, wie erfreut alle über den Sieg ihrer guten Sache waren, und ich konnte dies mit Aufrichtigkeit erwiedern, als C. bemerkte: der Gang der Unterhaltung möge mich langweilen. Es iſt ſo natürlich und löblich, daß dieſe Dinge Kopf und Herz anfüllen, und wenn ich Neigung fühle aller Welt zu erzählen: morgen reiſe mein Sohn von Berlin ab und komme zu mir; wie ſollte ich mißdeuten, wenn unendlich wichtigere Dinge ähnlich wirken! V. erwartet und

verdient gewählt zu werden, er war wie berauſcht durch Hoffnung und Furcht, die ihm von allen Gegenwärtigen in verſchiedenen Bechern dargereicht wurden. Gern wäre ich mit ihm während meines hieſigen Aufenthalts in nähere Berührung gekommen, allein ſo oft ich ihn auch aufſuchte, er war nicht zu Hauſe, und eine ſchriftliche Anfrage über einen Gegenſtand fand darin ihre Antwort, daß ich keine Antwort erhielt. Um ſo unerwarteter war es mir, daß B. ſich beim erſten Ruhepunkt der Geſpräche an mich Schweigenden wandte, und laut und feierlich ſagte: Hr. von Raumer, noch vierzig Jahre und Sie dürfen hoffen, es in Preußen dahin zu bringen, wo wir auf unſerer Bahn angekommen ſind! — Augenblicks war meine Erinnerung an den Vers: Sprich nicht zu viel, ſondern höre mehr, mein Andenken an den Forſtjüngling, mit dem ich frühe bei — verhandelt oder geſtritten hatte — wie weggeblaſen, und ich antwortete ihm kurz und rund: die vierzigjährige Bahn, welche Frankreich zurückgelegt hätte, ſey der Art, daß ich mich im Namen der Preußen dafür bedanken müßte, ſie ſcheine für mein Vaterland weder wünſchenswerth, noch natürlich, noch nothwendig. Dieſer Erklärung, welche B. ſchwerlich erwartet hatte, als er in gutmüthigem Übermuthe mir jenen angeblich höchſten Gewinn ſeiner politiſchen Lotterie anbot, folgte eine Stille, wie wenn jemand etwas ganz Unerwartetes geſagt hat, worauf ich (ohne

irgend etwas weiter wider Frankreich zu bemerken) mit wenigen Worten bewies, welche weſentliche Verſchiedenheit zwiſchen jenem Lande und Preußen ſey, und warum die Bahnen ihrer Entwickelung nicht zuſammenfallen könnten. C. und einige Anweſende ſtimmten mir bei, und das Geſpräch nahm wieder die frühere Wendung auf die ſchon bezeichneten Gegenſtände.

Mir war das Intermezzo ganz recht und lehrreich. Wächſt mir gleich keine Elektoralwolle auf dem Leibe, wie V. ſeit vierzehn Tagen, wo er ſeinen vierzigſten Geburtstag feierte, iſt auch ein berliner Profeſſor und Akademiker nur eine kleine Katze gegen einen pariſer, und will ich am wenigſten meine und V—'s Talente vergleichen; ſo machte jene Redensart doch den Eindruck, als habe er mir dadurch eine Sottiſe geſagt, die ich nicht auf mich ſitzen laſſen dürfe. Und in der That es geht hier zu, wie, laut franzöſiſchen Geſandtſchaftsberichten, in Rom: je nachgiebiger man iſt, deſto mehr wächſt die Kühnheit, nur wer ſich feſt und ſicher hinſtellt, gewinnt Achtung. — Ich bin überzeugt, V. und die ganze Partei giebt zu (ſobald man ſie nicht auf das Endergebniß aufmerkſam macht): vor der Revolution ſey keine Freiheit geweſen, nicht unter den Nationalverſammlungen, dem Convente, dem Direktorium, dem Kaiſerthume, nicht unter Richelieu, Villele, Martignac,

Polignac, — und nun, da ſeit vierundzwanzig Stunden der Sieg der Liberalen entſchieden ſcheint, reden ſie ſchon als ſey hier der ewige Brunnquell, das alleinige Muſterbild aller Freiheit, Bildung und Entwickelung. Sie halten ſich für kerngeſund, und doch ſprechen ſo viele von coups d'état, Wegjagen der Bourboniden, Bürgerkrieg, als wäre man keinen Tag davor geſichert. Ich will dem gegenwärtigen Geſchlechte die Sünden ſeiner Väter nicht zur Laſt ſchreiben, ich will ſeine Irrthümer nicht als Sünden bezeichnen, muß es aber nochmals eine bornirte Doktrin nennen, wenn ſelbſt Männer von ſehr vielem und beweglichem Geiſte am Schlußpunkt aller menſchlichen Anſtrengungen nichts ſehen, als was die franzöſiſche Brille vom 29ſten Junius 1830 zeigt. Und wiederum iſt es leicht Äußerungen hervorzulocken, als ſey noch gar nichts geſchehen, als lebe man in Frankreich wie ohne Regierung, als bleibe noch Alles zu thun übrig. — Wir bedürfen, ſagte deshalb geſtern jemand, großer Energie. Ich nahm mir die Erlaubniß zu bemerken: dies ſey wahr für die Zeit, wo ſie die Schwächern geweſen wären; jetzt ſey den Stärkern vielmehr Mäßigung zu wünſchen. Sollte der Hof coups d'état verſuchen, das heißt auf ehrlich deutſch, dumme Streiche machen, ſo wird ſich die Stärke ſeiner Gegner nur vermehren und ihre Mäßigung verringern. Geht das Miniſterium ab (ſey's

ein Paar Monate früher oder später), was mir unausweichbar nothwendig erscheint, so werden sich allerdings neue Parteien gestalten, und insbesondere zu Tage kommen welche Verschiedenheit der Ansichten unter den Liberalen selbst vorhanden ist, aber es werden keine allgemeinen und gewaltsamen Ausbrüche statt finden. — Ein Verletzen der Charte, seitens des Königs, läßt aber befürchten daß auch die Anderen die gesetzlichen Schranken überschreiten, obgleich in Wahrheit dadurch nicht bloß ihr Recht, sondern auch ihre Kraft abnimmt. Unbegreiflicherweise scheint das Ministerium gar nicht daran gedacht zu haben, was im Fall einer Niederlage zu thun sey. Man müßte sich über tüchtige Nachfolger schon geeinigt, und sie vor Eröffnung der Kammern ernannt haben. Die neueste Rede: das Ministerium werde durch populaire Gesetze dennoch die Majorität erhalten, ist schon deshalb verkehrt, weil dieselben Männer jetzt selbst thun müßten, was sie vor Kurzem aufs höchste verdammten! —

Zweiundfunfzigſter Brief.

Paris, Freitags den 2ten Julius.

Regen und immer Regen, ſo daß man ſich kaum die nöthige Bewegung machen kann, zu Beſuchen aber alle Luſt vergeht. Glücklicherweiſe kann ich von meiner Wohnung faſt ganz durch die bedeckten Gänge, passages genannt, zum Palaisroyal und zum Theatre français gelangen. Jene passages, beſonders die neuern, welche oben mit Glas überdeckt ſind und die mannigfachſten Kaufläden zeigen, gewähren ein Intereſſe, dem ich noch nicht abgeſtumpft bin, und ob ich gleich nichts kaufe, ergötze ich mich doch an dem Unzähligen, was man kaufen könnte. Nach langer Tagesarbeit und mäßigem Spaziergange durch die Tuilerien und zum pont neuf, ließ ich mich noch ſpät im Theatre français nieder, um das zweite Stück, les deux freres von Véis et Pradet zu ſehen. Zwei Brüder, die ſeit funfzehn Jahren in thörichtem Streite über einen Garten lebten, ſich nicht ſahen und von ſchlechten Freunden und Dienſtboten aufgereizt wurden, verſöhnen ſich endlich durch Vermittelung ihres braven Arztes. Ein Stück nicht bloß ohne Poeſie, ſondern auch ohne eigentliche Handlung, nichts als

Gespräche und Situationen nach Kotzebue bearbeitet. Und doch gewährte die Darstellung einen großen Genuß. Mademoiſ. Habenek zeigte in ihrer Antrittsrolle zwar keine großen Mittel, aber viel Natur und Anmuth; Madame Touſez war ein gutes böſes Weib, der Doktor Desmouſſeaux ſprach ſeine langen Ermahnungen ſo, daß einem die Zeit nicht lang wurde. Den Preis trugen jedoch Perrier und Montroſe davon, jener ein alter Hauptmann, dieſer ein ehemaliger Matroſe, ſein Diener. Alles wahr, angemeſſen, lebendig, und doch keine Übertreibung, keine feſtſtehende verſteinerte Manier; es iſt kaum möglich beſſer zu ſpielen. Ich komme immer wieder darauf zurück: wie kann nebeneinander Wahrheit, Natur und Verſtand im Luſtſpiel, und Unwahrheit, Unnatur und Unſinn in der Tragödie herrſchen? Die Cr. iſt vom Himmel dazu beſtimmt, die Franzoſen von dieſer ſchweren Irrung zu befreien, ſie ſoll dieſe glorreiche Revolution wagen und durchſetzen, — wäre auch gar kein Geld dabei zu verdienen.

Doch ihr wollt vielleicht nichts vom kleinen Theatre français in der rue Richelieu hören, ſondern vom großen, was von Lille bis Toulon reicht. Der Ausfall der Wahlen iſt ein Glück, und geſchieht nun von beiden Seiten was geſchehen kann, ſo wird man ſich von Revolution und Contrerevolution gleich fern halten, der babyloniſchen Sprachverwirrung über

dieſe und ähnliche Begriffe ein Ende machen, den falſchen Gegenſatz von Liberalen und Royaliſten fallen laſſen, und in der dringend nothwendigen weiteren Entwickelung mit Maaß und Beſonnenheit vorſchreiten. Das muß wenigſtens Wunſch, Ziel und Zweck aller ächten Vaterlandsfreunde ſeyn. Beharrt aber die eine Partei bei ihrem Eigenſinne, läßt ſich die andere dadurch aus der geſetzlichen Bahn herausbringen; — ſo können gar viele Übel hereinbrechen, aber immer keine Revolution wie von 1789 bis 1815. Dazu fehlen Gründe, Neigungen, Mittel, Begeiſterung der Hoffenden, Macht der Fürchtenden. Die Beſorgniß vor den coups d'état nimmt ab, weil die Wahlen erweiſen, daß jene mißglücken würden; die Möglichkeit eines unglücklichen Verſuchs kann indeß niemand läugnen. Dem Prinzen — von — (welcher, in der Heimath zu nichts brauchbar, in partibus infidelium gern König werden möchte) hat Karl X geſagt: er müſſe, wenn er ſich dergleichen vorſetze, mit aller Kraft und mit eiſerner Beharrlichkeit darauf losgehen. So habe er, der König, gehandelt und werde auch ferner ſo handeln. — Dies, was ich zufällig aus ſehr guter Quelle erfahre, zeigt freilich daß er für ſeinen Polignac nebſt [illegible] gegen den Stachel lecken will, — doch wohl nur ſo lange als er den Stachel, oder die unzähligen Stacheln nicht fühlt, die ihm auf den Leib rücken. Wie eine Kam-

mer der Pairs und Deputirten auch beſchaffen ſey, ſie iſt beſſer und dieſe Form liegt den gerechten Forderungen und natürlichen Zuſtänden unſerer Zeit näher, als die Congregation und die ſich aufblaſende Camarilla. Daß viele Franzoſen noch immer meinen, allen Bäumen müſſe eine Rinde wachſen, daß ſie nur ihre Form und ihr Materiale bewundern, iſt freilich zugleich verkehrt und anmaßend; allein ſie werden mit dieſem Aberglauben die Völker nicht mehr wie 1792 anſtecken. Eben ſo haben die fremden Mächte begriffen: Frankreich habe ein Recht und eine Pflicht ſeine eigene Bahn zu wandeln, — ſo gebe der Himmel zu Allem ſeinen Segen.

Dienſtag, den 6ten Julius.

Sonntag den 4ten beſuchte ich Vormittag Hrn. von —. Das Geſpräch bezog ſich, wie jetzt faſt alle, auf die politiſche Gegenwart und Zukunft. Da die beiden Hauptparteien wohl keinen feſten, ſichern Plan des Verfahrens haben, ſo iſt doppelter Anlaß zu Vermuthungen. An dem einen Ende dieſer Vermuthungen ſtehen die vielbeſprochenen coups d'état. Will man dieſe nicht (wie ich, in meinem vorigen Briefe) dumme Streiche überſetzen, dann vielleicht Schreckſchüſſe. Sofern man aber darauf gefaßt iſt, verurſachen ſie keinen Schrecken, und ſind alſo unnütz. Der König ſchweigt ſeit einiger Zeit ganz über

alle dieſe Dinge, wohl ein Zeichen inneren Verdruſſes, aber auch des Überlegens. Er hätte ſehr Unrecht wenn er, wie Karl I, die königliche Ehre lediglich in die Erhaltung eines verhaßten Miniſteriums, und damit ſeine Krone, oder doch die Ruhe des Landes aufs Spiel ſetzte. Am anderen Ende jener Reihe von Vermuthungen ſteht Bürgerkrieg und Verjagung der Bourboniden. Zu dem erſten würde eine gewaltſame Vernichtung der Charte führen; das letzte aber den Übeln ſchwerlich ein Ende machen, ſondern ſie vielleicht auf ein Jahrhundert hinaus verlängern. Laſſen wir dieſe beiden Unfälle, gleichwie die ſie erſt veranlaſſenden coups d'état zur Seite, ſo denken nicht Wenige von der liberalen Partei daran, die Miniſter in den Anklageſtand zu verſetzen. Als Mittel ihre Thätigkeit zu hemmen, im Fall der König nichts ändern will, wirkſam, aber kaum rathſam; da das Verweigern der Zuſtimmung zu gewiſſen Vorſchlägen zu gleichem Ziele führt. Als Strafmittel fruchtlos; da von poſitiven Verbrechen bis jetzt gar nicht die Rede iſt, und Nichtsthun, oder Mangel an Herrſchergaben dahin nicht gezählt werden können. Ihrerſeits meinen viele Miniſterielle: man ſolle keine Eröffnungsrede halten, um keine Adreſſe herbeizuführen, ein ganz kleinlicher, unnützer Ausweg. Andere ſchlagen vor: mit dem Feldzuge gegen Algier zu beginnen, deſſen Koſten, weil es eine Ehrenſache ſey, niemand abſchla-

gen werde. Abgeſehen davon, daß dies noch ſehr zweifelhaft iſt, bleibt das Budget, dies weit Wichtigere, unbewilligt im Hintergrunde ſtehen, und die Überzeugung von ſeiner Unentbehrlichkeit, wird die Forderung nach anderen z. B. den Communalgeſetzen, nicht zurückhalten, ſondern hervortreiben. Bewilligungen dieſer Art, welche dem Throne vortheilhaft ſind und dem demokratiſchen Stoffe, neben dem großen Krater in Paris andere Ausgänge eröffnen, hat das jetzige Miniſterium für verwerflich und unheilbringend erklärt, kann ſie alſo nicht vorſchlagen, ohne ſich neuen Vorwürfen und unbegränzter Verachtung auszuſetzen. So drängt zuletzt alles unwiderſtehlich auf einen Miniſterialwechſel hin, der ſchon ſo oft in Frankreich ſtatt fand, und unter vielen Übeln als das kleinſte erſcheint. Fänden ſich nur endlich Männer, die über den guten Willen hinaus, Reinheit und Größe des Charakters beſäßen, und die weſentlich verſchieden von den Haufen gewöhnlicher Politiker, wahre Staatsmänner wären. Warum die ſogenannten Doktrinairs, dieſe Abſtraktionsmänner mir nicht ſo erſcheinen, habe ich in meinem vorigen Briefe auseinandergeſetzt. Auf jeden Fall kann hier kein Miniſterium vorwärts kommen, was aus der äußerſten Rechten oder Linken gewählt iſt.

Von K. ging ich zu L. und fuhr mit ihm nach St. Ouen und St Denys, hauptſächlich um die

neuen puits artesiens, Brunnen von Artois, zu ſehen. Nach einem in dieſer Landſchaft ſchon länger gebräuchlichem Verfahren werden Röhren in die Erde getrieben, welche faſt wie die doppelten Pfropfenzieher eingerichtet ſind und gleichzeitig ſich ſenken und Erde herausheben. Man iſt ſechzig, hundert und zwanzig, ja bis vierhundert Fuß in die Erde eingedrungen und das Neue, Unerklärte iſt, daß, ſobald man in dieſer Tiefe Waſſer fand, es von ſelbſt bis zur Oberfläche emporſtieg, mehre Fuß, ja bei einem Brunnen fünfundzwanzig Fuß hoch ſpringt, und Tag und Nacht mit gleicher Stärke die waſſerarmen Orte und Gegenden beglückt.

Geſtern den 5ten, Montags, fuhr ich nach dem Schloſſe La Muette bei Paſſy zu Hrn. Erard, dem Onkel der Sp., die mich aufs höflichſte und zuvorkommenſte einführte. Ich hörte die von Hrn. Erard für die Kapelle der Tuilerien verfertigte Orgel, welche ſich in vieler Beziehung von den gewöhnlichen unterſcheidet und den Vorzug verdient. So werden z. B. 1) alle Veränderungen der Regiſter leicht mit den Füßen bewirkt, ohne daß man nöthig hat die Hände vom Manuale zu heben. 2) Leiſtet ſie in ſehr kleinem Raume und mit wenigeren Koſten mehr als bisher. 3) Sind die Schweller für zwei Manuale weſentlich vervollkommt. 4) Iſt für ein drittes Manual die Erfindung gemacht, daß jeder einzelne

Ton für ſich, lediglich durch größeren oder geringeren Druck der Hand geſteigert, oder geſchwächt werden kann. — Nicht minder als die Orgel hat mich Hrn. Erard's Gemäldeſammlung überraſcht, die erweislich ächte Bilder der größten Meiſter z. B. von Claude, Correggio, Giulio Romano, Morillo u. ſ. w. enthält. —

Dreiundfunfzigſter Brief.

Mittwoch, den 7ten Julius.

Ich habe geſtern faſt den ganzen Tag gearbeitet, und könnte von der Ausbeute öfter dies und jenes berichten. Da aber die pariſer Briefe, welche ich in Berlin ſchreiben will, ganz der geſchichtlichen Vergangenheit gewidmet werden, ſo mögen die hier geſchriebenen Blätter lediglich von der Gegenwart, oder gar von der Zukunft handeln.

Geſtern ward im Theatre français gegeben: L'envieux. Da ich nun oft behauptet habe: es gebe gewiſſe Leidenſchaften oder Gemüthsbewegungen, die ſich für eine dramatiſche Behandlung nicht paßten, ſo ging ich hinein, um mich bekehren zu laſſen, oder eine neue Beſtätigung meiner Anſicht zu finden; denn

der Neid ſtand mir unter den unbrauchbaren Stimmungen oder Charakteren immer oben an. Das Stück war überall verfehlt, und beſtätigte daß weder komiſche Heiterkeit, noch tragiſcher Adel aus einer neidiſchen Natur hervorbricht, oder auf ſolcher Grundlage befeſtigt werden kann. Der Eindruck war unangenehm, die Fabel ſehr geringhaltig und das Spiel Michelot's an einen undankbaren Stoff verſchwendet. Eine ſcheltende Haushälterinn Mad. Desmouſſeaux war das einzige Element was im Luſtſpiel einheimiſch erſchien, alles Andere zuſammengewürfelt, um den Neidiſchen als Fratzengeſicht oben drauf zu ſetzen. —

Ich habe heut einmal wieder, mit der Charte in der Hand, Reiſeplane gemacht, wobei ſich jedesmal ergiebt, daß ich nicht ſpäter als den 10ten Auguſt von Paris abreiſen darf. Zwar ſagen Viele: „Sie müſſen hier bleiben und das Ende abwarten.“ Was iſt denn aber das Ende? Nichts als ein neuer Anfang, und ſo weiter fort bis zum jüngſten Tage. Ich weiß jetzt die Anſichten und Urtheile der verſchiedenen Parteien ſo auswendig, daß ich nichts Erhebliches zulernen kann, ja mich an den Wiederholungen ſchon herzlich langweile. Dieſe Politik zehrt alle anderen Gedanken und Empfindungen rein auf. Von der Luſt an einem guten Glaſe Wein aufwärts, bis zu Kunſt, Wiſſenſchaft, Religion, iſt alles verſchwun-

den, oder nur Mittel zum Widerschein des Politischen, z. B. bei den Wahlen der Akademie. Für Nichts hat man hier Zeit als zum Lesen der Tagesblätter und zum Sprechen über den letzten Tag. Freilich ist die Gegenwart das Wichtigste, dieser eine gegenwärtige Augenblick wiegt so viel als Vergangenheit und Zukunft, aber eben nur einen Augenblick lang, dann folgt der zweite mit gleichen Ansprüchen und Rechten. Jeder sinkt sogleich zum Nichtigen hinab, sobald er ohne Verbindung mit Vergangenheit und Zukunft erlebt, betrachtet, gewürdigt wird. Die Geschichtschreiber sind vorzugsweise berufen in die Vergangenheit hineinzugreifen, die einzelnen Fäden kunstgerecht zu verknüpfen und sie den wahren Staatsmännern zu überreichen, damit diese sinnvoll das Gewebe weiter führen. Wer kann mehr Ehrfurcht haben als ich vor den Männern, die so großen Aufgaben ihr Leben weihen; es gehört aber dazu eine unbezwingliche unverfälschte Liebe zur Wissenschaft, und eine innere Freiheit von allen Nebenabsichten und Nebenzwecken. Ihrem Talente und einem modigen point de vue vertrauend, arrangiren hier nicht Wenige die Geschichte für ihre Zwecke, und Geld und Lob gilt ihnen mehr als die Wissenschaft; so wie manchem pedantischen Deutschen ein großer Haufen Steine mehr gilt, als ein edles Gebäude der Kunst, wobei aber freilich viele jener Steine wegge-

worfen werden und werthlos in die Quiſte gehen. — Das wahre Ende wäre hier Demuth und Liebe; wo ſind die zu finden! Jede Anſicht hat ihr relatives Recht und jeder kann und ſoll man Gerechtigkeit wiederfahren laſſen; warum aber neben dem Irrthum überall Bosheit, Betrug, bewußte Schlechtigkeit des Willens vorausſetzen? Wenn ich, von Einem zum Andern gehend, dieſe wechſelſeitigen, entſetzlichen Anklagen höre, ergreift mich oft ein Grauen und Rouſſeau's Träume vom Naturſtande erſcheinen mir natürlich. Jeder möchte regieren, kaum Einer aber mit Duldung und Selbſtbeherrſchung den Anfang machen. Die Ermattung nach der Revolution iſt das größte aſthenische Heilmittel gegen dergleichen entzündliche Zuſtände.

Donnerstag, den 8ten Julius.

Fragt Ihr mich heute, ob das, was ich geſtern ſchrieb, die volle, reine Wahrheit ſey? ſo ſage ich nein! und gebe euch die Frage zurück: warum ihr ſo fragt? Sollen denn meine Briefe etwa in Stein gegraben werden, und aere perennius die Welt belehren? Soll ich jedes Wort auf die Goldwage legen, und für mich nicht auch einmal Fünf gerade ſeyn, wie ich dies beneficium gern Anderen zugeſtehe. Meine Anklage (und ſie iſt gewiß nicht ohne allen Grund) war ja nicht ſowohl ſtreng, als gegen über-

triebene Strenge gerichtet. Selbſt H., der z. B. bis an die Thür des politiſchen Narrenhauſes hingetrabt iſt und zuverſichtlich davor hält, als ſey es der Palaſt der Wahrheit, hat ſein Element dieſer Wahrheit, nur durch hiſtoriſche Kleinigkeitskrämerei zerbröckelt und ſo von aller Philoſophie entblößt, wie manche andere Anſicht ohne alle Geſchichte nicht minder anmaaßlich auftritt. Warum aber vermuthen: er ſpreche aus Nebenabſichten gegen ſeine Überzeugung? Dergleichen darf nicht vorausgeſetzt, es muß erwieſen werden und ich mache ihm vielmehr den Vorwurf: daß er, weder rechts noch links blickend, zu überzeugt von ſeiner Überzeugung, daß ſie ihm zu einem täuſchenden Buche angeblich unbedingter Offenbarung geworden iſt. — Ferner: jenes ewige Politiſiren, das ich rügte, iſt gewiß eine Krankheit und bezeichnet eine Krankheit. Aber ſie nahm ab, und viele alte und ehrenwerthe Richtungen und Beſtrebungen traten in ihr altes Recht zurück; da fällt plötzlich das jetzige Miniſterium nicht vom Himmel, ſondern aus dem oeil de boeuf auf die Erde und erweckt die gerechte Furcht: es wolle alles Alte herſtellen, nicht weil es gut, ſondern weil es eben alt iſt; dergeſtalt daß von der Revolution nur das Andenken an Unſinn und Verbrechen übrig bleibe, aus dem Schutte und dem ausgeruhten Boden aber keine neue heilſame Saat hervortreibe. So hat die Regierung den Krankheitszuſtand,

wenn nicht böswillig, dann irrend herbeigeführt; man lebt in einem inneren Kriege, der da ärger iſt als ein auswärtiger, und es iſt ganz natürlich, ja löblich daß alle Gedanken, alle Thätigkeit ſich auf dieſen wichtigſten Gegenſtand richten und jegliches Andere dagegen in den Hintergrund tritt. Würde dies Übel aber in Jahren nicht beſeitigt, ſo wäre der unfruchtbare Patriotismus nur ein auszehrendes Übel und Alle würden ſich (wie ſchon oft) zuletzt einem Tyrannen zu Füßen legen, oder die Despotie durch Anarchie heilen wollen.

Freilich iſt die Art und Weiſe wie Viele die öffentlichen Angelegenheiten betrachten und beurtheilen, oberflächlich, einſeitig, ſelbſt thöricht; ſoll man aber nicht duldſam gegen Kannegießer werden, wenn man ſieht, daß die an der Spitze ſtehenden Machthaber wie Kannegießer regieren? Lauter kleinliche Anſichten, unwirkſame und doch verletzende Mittel, Unſicherheit in Planen und Entſchlüſſen, Muth zum Verkehrten und Furcht vor allem Größeren. — Kann man ſich wundern, wenn am entgegengeſetzten Ende Entgegengeſetztes zum Vorſchein kömmt? Dort ſoll die ſogenannte Legitimität ohne Geſetz, hier das Geſetz ohne Perſonen ausreichen; dort lehrt man unbedingten Gehorſam, hier will jeder unbedingt ſelbſt entſcheiden; dort Congregation und Jeſuiten, hier Verwerfen aller Kirche und Haß gegen alle Geiſtlichen.

Und jede Partei hat ihren doktrinairen Staub- und Regenmantel, der (leider!) nichts hindurchläßt, und von der übrigen Welt abergläubiſch abſondert, bis ein gewaltigerer Sturmwind ihn von den Schultern herabreißt und gar manche Blöße ans Tageslicht bringt.

Man kann darüber ſtreiten, ob die Franzoſen den rechten Begriff der Freiheit haben, und ich lebe perſönlich der Überzeugung, daß die ihnen natürliche und zugängliche Seite dieſer Idee, noch nicht angemeſſen und genügend ausgebildet und ausgeprägt iſt. Sie werden aber das, was ſie bezwecken und preiſen, nicht zur Wirklichkeit erheben, ſo lange ſie erſtens nicht von der irrigen Lehre ablaſſen, in einer repräſentativen Verfaſſung ſey eine freie Verwaltung unnöthig, ja unmöglich. Zweitens, ſo lange das römiſch-katholiſche Kirchenthum nach ſeiner Weiſe ſich ohne genügendes Gegengewicht geltend zu machen und zu herrſchen ſtrebt.

Ich ſchelte über das viele Politiſiren, und thue ich denn in meinen Briefen etwas anderes? Es kommt mir vor, als hätte ich auch ſchon hundertmal daſſelbe geſagt. Nun es iſt zuletzt eben ſo gut, als wenn ich vom neuen Geſangbuche, den Puritanern, oder gar von Saphir und den Klatſchereien deutſcher Flugblätter geſprochen hätte.

Freitags, den 9ten Julius.

Nachdem ich geſtern bei L. gegeſſen hatte, ging ich mit ihm in das italieniſche Schauſpiel, la donna bizarra von Goldoni und la conversazione al Bujo von Giraud. Das erſte Stück eine ſogenannte comedia di carattere, die aber hinreichend beweiſet, wie Recht der alte Ariſtoteles hat, daß Sitten und Charaktere ohne Handlung nicht hinreichen, ein wahres Drama zu Stande zu bringen. Das zweite Stück ein Scherz, luſtig genug, ſobald man von vorn herein das Unmögliche für möglich hält. Sehr lächerlich war es, als von Zweien die im Finſtern umhertappen, der eine die Knoblauchswurſt riecht die der andere in der Hand hält, und ihr folgt wie die Nadel dem Magnete. Die Darſtellung griff gut in einander, bewies indeſſen (gleichwie der Inhalt des Goldoniſchen Stücks), daß Charakter, Sitten und Sinnesart der Italiener von denen der Franzoſen, Deutſchen und Engländer weſentlich abweichen. In dieſer Beziehung muß dem, der Italien nie ſah, das italieniſche Schauſpiel doppelt lehrreich und anziehend ſeyn. Mehre der Schauſpieler ſcheinen ausgezeichnete Talente zu beſitzen, doch reicht das Hören eines einzigen Sprechſtücks, ohne Handlung, nicht hin ein begründetes Urtheil zu fällen. Die Internani hat (natürlich!) ſehr gealtert, dem Leibe und der Sprache

nach; ſie ſpielte indeß die wunderliche Rolle mit allen den kleinen Künſten und Koketterien, Höflichkeiten und Grobheiten geſchickt und anſprechend. Dabei iſt ein ſehr guter Komiker und ſeine Frau eine gute Kammerjungfer, obgleich der Demerſon nicht gleich zu ſtellen. Überhaupt ſteht das Theatre français allen anderen hieſigen Theatern für das Schauſpiel weit voran: Jenny Vertpre iſt keineswegs eine Mars, Leontine Fay hübſcher, aber keine größere Künſtlerinn als die Brocard, die Desmouſſeau und Demerſon ſpielen beſſer, als alle, die ſich hier in ähnlichen Rollen verſuchen, und die Leverd, die Mantes und noch einige dicke Damen hat man immer noch als Zugabe bei dieſer Vergleichung. Eben ſo wenig dürfen die Männer eine ſolche ſcheuen. Wie in Berlin giebt es aber auch hier Leute, welche nun einmal in die Vorſtadtstheater verliebt ſind, und dem Haupttheater Böſes nachſagen.

Paris, Sonnabend den 10ten Julius.

Geſtern Abend waren die Straßen ungemein lebendig, mehre öffentliche Gebäude, aber ſehr wenige Privathäuſer erleuchtet, wegen der Einnahme von Algier. Morgen wird ein Tedeum geſungen und die Hofpartei thut alles Mögliche, das Ereigniß als höchſt wichtig darzuſtellen. Aber gerade dies erzeugt die Beſorgniß bei den Übrigen, der König werde ſich dadurch

zu unconſtitutionellen Schritten verleiten laſſen. Mit jedem Tage wächſt die Überzeugung, Er allein und vor Allen widerſetze ſich beharrlich dem, was Frankreich wolle und wünſche. Giebt er nach, ſo entſteht dadurch nichts weniger als ein herzliches Verhältniß, ja für das, was Noth und Furcht ihm abpreßte, hält ſich niemand zum Danke verpflichtet. Er iſt und bleibt dem Volke fremd. Giebt er nicht nach (was noch immer viele und wohlunterrichtete Leute fürchten), ſo bereitet er ſich und dem Lande großes Unglück; denn ſo leicht das Wort über die Zunge geht: on ne payera pas, folgt daraus doch die Unmöglichkeit zu exiſtiren für faſt alle, die von der Einnahme bezahlt werden ſollen. Über ein Wort der Gazette iſt groß Redens; ſie ſagt: das Miniſterium macht die Majorität, nicht die Majorität das Miniſterium. Wiederum einer von den leeren, abſtrakten Sätzen, an dem ſich die Leute mit unmäßigem Eifer die Zähne ausbeißen! Iſt der Miniſter ein wahrhaft großer Staatsmann, ſo zieht er Alle in ſeinen Kreis, er erſchafft ſich und dem Lande die wahrhaft heilſame Majorität; iſt er eine kleine, bedeutungsloſe Natur, ſo erſchafft das Land die Majorität, aus welcher der rechte Miniſter hervorgehen ſoll. Es iſt ein falſcher Ehrenpunkt, wenn der König ſich darauf ſetzt einen unfähigen Miniſter zu behalten, oder einen fähigen wegzujagen.

M—tz iſt alſo geſtorben; ein Mann von Verdienſt, durch Charakter und Willenskraft; aber doch kein vollendeter Staatsmann, da ihm die Wiſſenſchaft fehlte und er in Geſetz und Regel nur Hemmungen erblickte, während Wiſſenſchaft und Geſetz die feſten Grundlagen ſind aus denen eine wahrhaft heilſame, lebendige, den örtlichen und zeitlichen Verhältniſſen angemeſſene Verwaltung allein hervorgehen kann. — Sieht man täglich wie leicht ſich die Dinge ändern, welche einen Lebensplan umzuſtoßen drohen, muß man doppelt ruhig und feſt an dieſem feſthalten und ſich durch Niemand aus dem Sattel heben laſſen. —

Vierundfunfzigſter Brief.

An D. Cr.

Paris, den 19ten Julius 1830.

Ich ſchreibe Ihnen, mein verehrter Freund, 1) um Sie zu ſtrafen, 2) um Sie zu beläſtigen, 3) um Sie zu ärgern. Sie ſehen leicht daß, bei dieſen Vorſätzen und Zwecken, der Brief nicht an Ihre Frau gerichtet ſeyn kann. Erſtens will ich Sie beſtrafen für Ihr langes Schweigen. Nach ſo großmüthigem und fleißigem Anfange, heißt dies aus der übernom-

menen Rolle herausfallen. Ihrer Frau, die unterdeß eine Herzoginn geworden iſt, aber wie ich höre die neue Würde ſchon wieder niedergelegt hat, kann ich keine Vorwürfe machen, daß ſie bei ſolchem Thron-, Herzogsmützen- und Regierungswechſel nicht ihres ehemaligen Unterthans ſchreibend gedenkt. Auch iſt ihr vielleicht der Arm gelähmt, oder geſchwollen, wenn anders der Herzog von Guiſe (die Wahrheit über Alles achtend) herzhaft zugekniffen hat. Aber Sie? — Ich ſtrafe alſo durch großmüthiges Wiederſchreiben und durch ungroßmüthiges Nichtfrankiren. Dies führt zum zweiten Punkte, zum Beläſtigen. — —

Nun zum dritten Punkte, was könnte der anders betreffen als — Politik. Wäre ich eitel genug, mich für einen politiſchen Arzt zu halten, ſo könnte ich nirgends ein beſſeres und reicher beſetztes Klinicum finden als hier, mit den eigenthümlichſten, abweichendſten, ungewöhnlichſten Erſcheinungen. Oder, in welchem Staate Europas würde z. B. ein ſolches Glück, wie die Eroberung Algiers, den Werth der Staatspapiere nicht erhöhen? während ſich hier Beſorgniß und Sinken daran reiht! Und zwar aus Gründen, die ich ſchon in früheren Briefen berührte, und auf die ich ſogleich zurückkommen werde. Der Hof thut alles Mögliche, jenes Ereigniß als höchſt wichtig darzuſtellen und für ſich zu benutzen. Daher geſtern der große Zug nach notre Dame, das Tedeum, die Illu-

mination. Mir lag wenig am Singen und der geregelten Ordnung in der Kirche, ich blieb auf den Straßen, um freier und beſſer beobachten zu können. Der Zug ging von den Tuilerien, der Seine entlang, über die neue Brücke und die Kays zur Kirche. Länge und Flächenraum der Straßen, im Verhältniß zur Größe und Bevölkerung, viel geringer als in Berlin, und dennoch weniger Gedränge. Ein Zeichen größerer Gleichgültigkeit und geringerer Neugier. Alles übrigens ſtill und ruhig, ohne irgend einen Skandal. Der Zug begann mit Trompetern und Reiterei, Lanciers, Garde u. ſ. w. Eine bedeutende Zahl achtſpänniger Wagen mit Perſonen zum Hofe gehörig, die Pferde ſchöner als die Wagen, die Wagen ſchöner als Kutſcher und Bedienten. Alle Livreen ohne Ausnahme überladen galonirt, geſchmacklos, die Kutſcher insbeſondere durch die großen dreieckigen Hüte faſt erdrückt, wie Schneemänner ausſehend die zuſammenſinken, oder wie Leute die andere Geſchäfte haben, als acht Pferde zu lenken. Nur etwa zwölf Reiter (ich glaube in Rittertracht eines Ordens) waren ſo gekleidet, daß es mir vorkam als werde ich aus dem Reiche der geſchmack- und formloſen Steifheit jener langweiligen Etikette, in ein wahrhaft fantaſtiſches poetiſches Land verſetzt. Endlich ſah man in der Ferne den höhern königlichen Wagen. Mich ergriff eine wahre Herzensangſt, es werde ſich wieder die Todten-

ſtille und Eiſeskälte zeigen, die mich ſchon einmal ſo erſchreckte. Ich hielt die hohle Hand gegen das Ohr, um Beifallsgeſchrei zu hören, ich ſpähte mit der Brille, ob ich keine Hüte in der Luft erblicken könnte, denn von meinem Platze auf dem pont neuf konnte ich die Kays bis zu den Tuilerien hinabſchauen. Es war mir ein Troſt, als ich andere Töne hörte als Geklirr der Gewehre und Raſſeln der Räder, — aber es war doch nicht ſo, wie es ſeyn ſollte! Oterons nous les chapeaux? ſagte einer neben mir; eh bien otons les, antwortete gelaſſen der Andere. Und ſo geſchahs, und man rief auch vive le roi. Einige vielleicht aus Eitelkeit im Andenken an Algier; Andere, weils doch gar zu grob iſt, irgend jemand ſo ins Geſicht zu ſehen, ohne den Hut abzuziehen; Andere, weil der König, Madame und der Dauphin unaufhörlich dankten. Aber das Rufen war ſchwach und dauerte immer nur einen Augenblick lang an der Stelle, wo ſich gerade der königliche Wagen befand; und die Wenigen, die den Hut etwas höher hoben und ſchwenkten, ſchienen mehr ſich einen Spaß machen, als dem Könige ihre Ehrfurcht beweiſen zu wollen. Auf jeden Fall fehlte Gemüthlichkeit, Herzlichkeit, Leben und Begeiſterung. Die angeblich phlegmatiſcheren Deutſchen würden (freilich andern Königen) aus vollerer Bruſt, mit tieferer Überzeugung und lauterer Freude ihre Theilnahme bezeigt haben!! — Und da, wo ich deutliche Spuren von Auflöſung

und Entfremdung ſah, will der Hof nur Anhänglichkeit und Popularität erblicken! Iſt denn die flüchtige Röthe der Auszehrung, Zeichen wahrer Geſundheit? — Das Streben nach Popularität, neben dem Geſetze hinweg, iſt revolutionair; es iſt kindiſch, ja ſündhaft ſich darüber zu freuen, und die Strafe bleibt nie aus, mag man hochmüthig die Liebe des Volkes verachten oder ſie durch zweideutige Mittel zu erwerben ſtreben.

Die Einnahme von Algier, im Augenblicke wo der völlige Untergang des Heeres und der Flotte bevorſtand, und der geſtrige Beifallsruf, obgleich nur mezza voce, haben die Machthaber ſo montirt, daß man leider keinen Augenblick ſicher iſt vor Maaßregeln, die zwar keine lange allgemeine Umwälzung, aber eine heilloſe Verwirrung nach ſich ziehen können. Ohne die Einnahme von Algier und den geſtrigen Tag hätte man gewiß nicht verſucht, was man jetzt vielleicht wagt! Und weshalb? Mehr eine querelle d'Allemand, als je ein Deutſcher angefangen hat. Es iſt gar kein vernünftiger und zureichender Grund vorhanden, ſo quitte ou double zu ſpielen, und wenn Heinrich IV auferſtände, würde er (der aus den größten Gefahren ſiegreich hervorging) gar nicht begreifen, wo die Gefahr und warum eine Kriſis vorhanden ſey! Mit wenigen Worten und in wenigen Stunden hätte er das Ziel erreicht, nach dem Karl X mit unſeliger Mühe und auf unheilbringendem Wege ſtrebt. So viel

kommt auf Perſönlichkeit an, ſo wenig können Formen irgend einer Art ſie ganz erſetzen. Deshalb aber die geſetzlichen Formen wegwerfen wollen, welche die Perſönlichkeit ſtützen und erziehen, iſt thöricht über Maaßen.

Gehen wir zurück auf die Geſchichte des letzten Jahres. Die Adreſſe der zweiten Kammer konnte vielleicht etwas anders gefaßt und der Sieg im Wege der Diskuſſionen erfochten werden. Wer aber beging den erſten Fehler? Der König; indem er ohne Veranlaſſung ein Miniſterium aus der äußerſten Rechten ernannte, die ſo wenig Frankreich regieren kann als die äußerſte Linke. Das Miniſterium; indem es der königlichen Rede einen beleidigenden, herausfordernden Schluß gab, und die höflichere Antwort der Pairskammer zu ſeinem Vortheil umdeutete. Wäre dem aber auch nicht ſo, ſollen doch die Regierenden die Weiſern ſeyn, ſie ſollen das Herrſchen verſtehen und damit zu Stande kommen, ſonſt iſts kein Wunder wenn die Mehrzahl ſich wo anders hin wendet. Die Auflöſung der Kammer war allen Theilen Recht und den Geſetzen gemäß, aber die Behandlung der Beamten, die Kreisſchreiben, die Art der Einwirkung auf die Wahlen, erweckte gerechten Tadel ohne eine Stimme zu gewinnen, und in der königlichen Proklamation ließ man den König Dinge ſagen, die ſich für ihn nicht ſchicken und ein gewöhnliches Ereigniß in einem

repräſentativen Staate (einen Miniſterwechſel) unſinnigerweiſe in eine perſönliche Ehrenſache verwandeln! So iſt der König von Stunde zu Stunde in größere Verlegenheit gerathen und die Macht der Gegenpartei gewachſen. Anſtatt durch die Ernennung eines Miniſteriums aus dem Centrum Alles ſchnell in erwünſchte Ordnung und Ruhe zurückzubringen, hat die heftige Partei in den letzten Tagen mit verdoppeltem Eifer ihr Syſtem verfochten, und der König iſt demſelben leider zugethan. Jene Partei ſagt: der König hat erklärt, er ſey durch die Adreſſe der 221 beleidigt und die Wahl der letzten könne nicht ſtattfinden. Daß dies dennoch geſchehen, iſt revolutionair, die 221 dürfen nicht in der neuen Kammer ſitzen. Der Plan geht dahin, dieſe gar nicht zu verſammeln, durch eine Ordonanz das Wahlgeſetz abzuſchaffen und die neue Wahlform ſo einzurichten, daß das Miniſterium die Mehrzahl haben müſſe. Entſchieden iſt noch Nichts in dieſer höchſt wichtigen Angelegenheit; aber die aus oberwähnten Gründen geſteigerte Hoffnung des Obſiegens giebt den Kurzſichtigen neue Tollkühnheit. Abgeſehen davon, daß es vielleicht gar keine Wahlform giebt, die dem jetzigen Miniſterium die Mehrheit verſchaffen kann, führt jener Plan in lauter Verwirrung und Unglück. Wird man wählen? die Ordonanz anerkennen? die Pairskammer gewinnen, bewilligen, zahlen, exequiren? In

jeder Richtung, bei jedem Schritte neue, unüberſteigliche Schwierigkeiten! Wo Verſtand, Geld, Macht fehlt, ſind derlei Schwierigkeiten gewiß unüberſteiglich, und ich kann mich immer noch nicht dazu bequemen, das Unſinnige für das Wahrſcheinlichſte zu halten. Sehe ich aber die große Beſorgniß der unterrichtetſten Männer, ſo vergeht mir Unkundigem faſt Muth und Hoffnung. Gewiß muß ſich bald nach den heutigen Wahlen, ſpäteſtens binnen vierzehn Tagen, das Schickſal Frankreichs für die nächſten Jahre, vielleicht für längere Zeit entſcheiden! — Manche der heftigen Liberalen wünſchen leider auch coups d'état, um die ihnen noch gegenüberſtehende Partei ganz zu vernichten und allein zu herrſchen, — gewiß nicht der Weg des Rechts, der Ordnung und des Friedens. Die wahre Freiheit gedeiht beſſer, wenn beide Theile in den Schranken des Geſetzes bleiben. Sobald man von oben herab revolutionirt, wachſen die Revolutionairs von unten zahlreicher wie die Pilze!! — Nachdem ich geſtern beim niederländiſchen Geſandten, General F., gegeſſen hatte, betrachtete ich mir noch in aller Eil die Erleuchtung der öffentlichen Gebäude und der ſehr, ſehr wenigen Bürgerhäuſer — (in ganzen Straßen kein einziges, von tauſend Fenſtern kaum eins); dann trieb mich ein Ungewitter nach Hauſe, deſſen ununterbrochene Blitze auf allen Seiten das irdiſche Licht weit

überglänzten und Frankreich eine Abkühlung seiner Fieberhitze, oder neue furchtbare Schläge anzudeuten schienen.

Fünfundfunfzigster Brief.

Paris, den 14ten Julius, Mittwochs.

Heut ist Festtag, denn nach H — s Brief aus Aachen, kommt er heut Nachmittag bei mir an. Die letzte Hälfte meiner Reise bekommt dadurch einen ungewöhnlichen, neuen Reiz: denn Handschriften und Mittagsmahle, Schauspiele und Tuilerien, Gelehrte und Ungelehrte, oder was sonst Geist und Leib beschäftigt, lassen doch allmälig das Bedürfniß der Freundschaft und Liebe hindurchfühlen. Und wer soll hier (wenn ich von einzelnen Deutschen schweige) diesem Bedürfniß genügen? Ich finde in der That mehr Gefälligkeit bei den Franzosen, als ich irgend zu erwarten berechtigt war; wie dürfte ich aber fordern, daß eine neue Bekanntschaft den Charakter einer alten ineinander gelebten Freundschaft annehme, oder das äußere Interesse sich in ein tieferes, inneres verwandele. So kann man sich unter einer Million Menschen zuletzt doch einsam fühlen; man kann fühlen, daß sich die Zuneigung eben nicht nach dem Maaße dessen richten soll, was man Verdienst zu nennen pflegt. Eine

ächtere Zuneigung erwächſt auf dem Boden freier Gottesgabe zwiſchen Ältern und Kindern, Geſchwiſtern, alten Freunden, Ehegatten. Da wird nicht nach Verdienſt gefragt, nicht abgeſchätzt; es wird auch das angeblich Mangelhafte (aus dem rechten Standpunkte betrachtet) nicht bloß als ein zu Duldendes bezeichnet; ſondern erkannt daß es zum Menſchen gehört, und daß die Forderung, eine Perſönlichkeit ſolle ſich um eines leeren Ideals willen ganz verwandeln, ungerecht und thöricht iſt. — Man kann, ja man ſoll Schönheit, Geiſt, Lieblichkeit überall anerkennen und würdigen, wo ſie ſich finden; wer aber durch dieſe Freiheit des Blicks, dieſen Umfang der Erkenntniß veranlaßt würde, ſeine minder ſchöne Frau, ſeinen minder talentvollen Freund, ſein minder liebliches Kind zu vernachläſſigen und gering zu achten, er hätte mehr an Innigkeit und Einfachheit verloren, als an Umfang und Mannigfaltigkeit gewonnen. —

Zu allem Meſſen in der Welt gehört ein Maaß, und ein Gemeſſenes; wer nur eines von beidem im Auge behält, nur in abstracto mißt, kommt nie zu einem richtigen Ergebniß. Ferner giebt es, wie in der Mathematik ſo in der lebendigen Welt, incommenſurable Größen, die, für ſich betrachtet, doch Größen und Werthe ſind. Eine Elle iſt und bleibt ewig eine Elle, ich kann aber damit Goldſtoff und Sackleinwand meſſen. Als ich einem Gelehrten hier eins meiner

neuen literarischen Werke schenkte, erhielt ich dafür eine Elle schöner Redensarten, die ich so bei Seite legte — wie er das Buch; als ich einem armen Hausmädchen, deren Pantoffeln gar zu zerrissen waren, meine alten Schuhe schenkte, zog sie dieselben an, rief Hola! und warf die alten Pantoffeln in die Luft! Wem that ich eine größere Liebe an, wer mir eine größere Ehre und in wessen Andenken bin ich besser angeschrieben?

Unter Allem in der Welt ist Zuneigung und Liebe das am meisten Demokratische, sie stellt Alter und Jugend, das Höchste und Geringste gleich und verbindet es; und sie ist wiederum das am meisten Aristokratische, denn sie sondert das Geliebte von allem übrigen und erhebt es zum Mittelpunkte einer eigenen Welt. Hundert Schüler der verschiedensten Abkunft stehen demokratisch vereint neben einander, und jeder ist, seinen Ältern ausgesondert, der Mittelpunkt ihrer Theilnahme und ihrer Hoffnungen. Ein ganzes Volk kann seinen König lieben, ein König für sein ganzes Volk sich opfern; die Zahl, die Abstufung thut der Liebe keinen Eintrag. Liebe bezieht sich indeß immer auf Personen. Wenn ein Volk in dem Könige nur einen Begriff, einen selbstgemachten Götzen ehrt, ist gar keine ächte Liebe vorhanden; und ist ein König unfähig zu begreifen, wie das Volk Fleisch von seinem Fleische, Bein von seinem Beine ist, wird

Auflösung und Verwesung hereinbrechen. — Doch da gerathe ich wieder in die unglückselige französische Politik, und habe viel unnütze confuse Worte gemacht, da ich doch nur ganz einfach sagen wollte, wie sehr ich mich auf H. freue.

Gestern aß ich in S. beim Baron R. Die Besitzung zeigt nicht bloß von Reichthum, sondern auch von Geschmack, und ich muß wiederholen, was ich zum Lobe der Familie sagte. Zwei Erscheinungen waren ungewöhnlich: ein feierlicher Diplomat, dem aber beide Hacken der seidenen Strümpfe so zerrissen waren, daß die groben weißen Unterziehstrümpfe wie zwei Thaler groß durchschienen. Noch merkwürdiger als dieser doppelte Achilles erschien ein Engländer, der da versicherte er könne ungeheuer viel vertragen, und dabei so betrunken war, als irgend ohne eine Hauptcrisis möglich ist, und der des dummen Zeuges gar viel durcheinander sprach. Mit einem fast eben so weit avancirten Franzosen wollte er fünftausend Franken auf das Austrinken einer Bouteille Rum wetten, die beide unter den Tisch geworfen hätte.

Die ungeheuere Majorität der Wähler, welche sich in Paris gegen das Ministerium erklärt, und die völlige Unmöglichkeit, die Kammern umzustimmen, ist in den letzten zwei Tagen nicht ohne Wirkung geblieben.

Von dem Plane, die Kammer vor dem Zusammentreten aufzulösen, weil die 221 wieder gewählt werden, scheint man zurückgekommen zu seyn. Auch hat die Dauphine (eine leidenschaftliche, aber nicht unverständige Frau) dem Könige (so sagt man) geschrieben und ihn dringend gebeten, vor ihrer Rückkunft keinen entscheidenden Schritt zu thun. Tritt die Kammer zusammen und erwartet sie die Minister ruhig in dem Kampfe der Verhandlungen, werden jene viel sicherer als auf anderem Wege besiegt. Ohne die vielbesprochene Adresse wäre das Ministerium wahrscheinlich längst todt. In wenig Tagen, ja schon heut, sind alle Wahlen zu Ende; will man Gewaltstreiche, so müssen sie binnen vierzehn Tagen eintreten. Sie können nur Erzeugniß thörichter Leidenschaft seyn, Leidenschaft aber nimmt mit der Zeit an Kraft ab.

Unter den theologischen Streitschriften, die H. mitbrachte, las ich die von Neander und finde sie würdig, gehaltvoll, siegreich. Nähmen doch die Eiferer ihn zum Muster; aber ihre Rinde, die hölzerner ist als Holz, soll allen Geistern und Gemüthern aufgenagelt werden, wodurch denn doch Alle nur vernagelt würden.

Hegel und Hagen sind, wie mir — s schreibt, bis jetzt nicht in die Akademie aufgenommen. Ganz natürlich: denn was den ersten anbetrifft, so hat er darauf kein grö-

res Anrecht als Fichte und Solger, die bekanntlich immer draußen blieben, und Hagen iſt ja ſchon Mitglied ſo vieler Akademien, daß er ohne Unbilligkeit nicht verlangen kann denen vorgezogen zu werden, die noch in keiner ſitzen.

Sechsundfunfzigſter Brief.

Paris, den 18ten Julius 1830.

Die Politik wechſelt hier wie das Wetter. Der Muth, welchen die Einnahme von Algier den Machthabern gemacht hatte, iſt wieder geſchwunden durch den Ausfall der pariſer Wahlen und die Erklärungen Englands über Algier. Die ungemeine Überzahl der Liberalen bei jenen Wahlen erſcheint den Anhängern dieſer Partei als ein ſehr erfreulicher Fortſchritt in Hinſicht auf Anerkenntniß der wahren politiſchen Grundſätze; während die Gegner darin nur ein neues Zeichen der irrigen demokratiſchen Träume erblicken, welche aller Macht und Ordnung widerſtreben. Bis auf einen gewiſſen Punkt haben wohl beide Theile Recht, und mehr Recht, als ſie ſich untereinander zugeſtehen. Zweifelsohne iſt, wie ich ſchon ſo oft ſchrieb, der Liberalismus jetzt weſentlich von dem der Jahre 1791 und 1792 verſchieden, und die Oppoſition gegen Hofka-

balen, Camarilla, Congregation, einſeitige oder nichtige Miniſter, eine löbliche; andererſeits aber ruht ewiglich in der Bruſt aller Menſchen, wie viel mehr der pariſer Quinteſſenz, ein Element welches die ſaure und faule Gährung befördert, und in der Hoffnung Beſſeres zu erzeugen, die weinige, wahrhaft entwickelnde Gährung verſchmäht oder überſpringt. — Es giebt einen politiſchen, bloß verneinenden Proteſtantismus, welcher ſo wenig zur ächten Freiheit im Staate führt, als ein ähnliches Verneinen auf kirchlichem Boden zur wahren Religion. Aber (wohl zu merken) im bloßen Jaſagen iſt keineswegs das wahrhaft Poſitive gegeben; es bringt nicht weiter als das bloße Neinſagen. Beides iſt miſerabel; jenes endet ſo in der Despotie wie dies in der Anarchie, und les extrêmes se touchent! — Ich las dieſer Tage einen Aufſatz des Baron von Eckſtein über und wider A. W. Schlegel; vollkommen einig wäre ich mit ihm, wenn er ſtatt Katholicismus, Chriſtenthum ſchreiben wollte. Alles wahrhaft Tadelnswerthe im Katholicismus iſt ihm nicht Katholicismus, z. B. Ketzerverfolgungen, Zwangsanſtalten, Verdammen der anders Denkenden, Anwendung der Religion für fremdartige Zwecke, Prieſtertyrannei u. ſ. w. Gut; aber dann ſind auch Bilderſtürmereien, Zwietracht erzeugende Concordienformeln, puritaniſche Alfanzereien kein Proteſtantismus; und wenn in jeder Confeſſion ſich Gu-

tes wie Böses entwickeln kann und entwickelt hat, so gebe man das Streben nach einem Monopol auf und wende sich zum Christenthume, welches mannigfach anregt und entwickelt, beruhigt und beseligt. Wäre der Katholicismus so, wie ihn Hr. v. Eckstein darstellt, nie hätte sich jemand davon getrennt; wäre der Protestantismus das, wofür ihn manche ausgeben, die ganze Welt hätte ihn angenommen. So werden alle Theile auf Christus, als ihren Herrn, hingewiesen, der mehr ist als der monarchische Papst, die aristokratischen Bischöfe und die demokratischen Presbyterien. Eines schickt sich nicht für Alle, und richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet. Was sich für Alle schickt, steht viel höher als alles das, worüber man die Leute gerichtet und verbrannt hat.

Montag, den 19ten Julius.

Der zweite Punkt, welcher das Ministerium wiederum einschüchterte, ist Englands Widerspruch gegen den Besitz von Algier. Dieser Einspruch erscheint mir aber nur wie ein Versuch, das ohnehin geängstete französische Ministerium zu einer thörichten Nachgiebigkeit zu vermögen. Ich sage thöricht, denn sie würde in Frankreich den allerheftigsten Widerspruch finden. Hätte man mehrere tausend Menschen und hundert Millionen Livres geopfert, bloß um den Dey zu strafen weil er einen nichtsnutzigen Consul mit

dem Fliegenwedel hinter die Ohren schlug, es wäre die dummste und kostspieligste Ehrensache der Welt — und zuletzt ohne Ehre! Nur dadurch hat die ganze Unternehmung, Sinn, Recht und Verstand, daß man den Unsinn, das Unrecht, den Unverstand dieses Raubstaates vernichten und Menschlichkeit und Christenthum begründen will. Wenn England aus kleinlichem Neide so großen Zwecken widerspräche, ganz Europa müßte es mißbilligen und auf die Seite Frankreichs treten. Alle Parteien sind hier über diese Dinge einig: wenn also, wie — schreibt, einige b—r Liberalen nicht eine Gesundheit wider den Dey ausbringen oder mittrinken wollten, so haben sie sich selbst in den Augen der hiesigen Liberalen blamirt; obgleich diese einige Veranlassung hatten, das ganze Ereigniß noch aus einem andern Standpunkte zu betrachten, der indeß für einen Deutschen weit geringeres Gewicht hat.

Die Hoffnung der Minister, in der neuen Kammer das Budget zu erhalten, ist trügerisch. Was die Schwächern nicht bewilligen wollten, werden die ungemein Verstärkten noch weit eher versagen; und selbst die, welche geneigt sind sich der Ordnung willen dafür zu erklären, dürften sich im Gange leidenschaftlicher Verhandlungen auf eine andere Stelle hingetrieben sehen. Dazu kömmt, daß ja die Verweigerung nicht Unordnung und Auflösung, sondern lediglich die

Änderung des Miniſteriums bezweckt, welcher Änderung die erwünſchte Bewilligung ohne Zweifel ſogleich nachfolgt. Will man aber, wie jetzt einige Blätter thun, den Kammern dies Mittel auf die Beſetzung der Miniſterien zu wirken, ganz abſprechen, oder gar behaupten, die, welche in der Oppoſition ſtimmten, dürften nicht wieder gewählt werden; ſo iſt die Charte nebſt Zubehör ein unnützes Stück Papier, oder das fünfte Rad an dem politiſchen Wagen. Wenn die jetzige Criſis erſt vorüber iſt, wird ſich hoffentlich der Kreis politiſcher Gedanken erweitern, man wird den Perſonen mehr vertrauen und auf die Sachen einge-hen. Das iſt leider bisher zu wenig geſchehen, weshalb ſelbſt die wichtigſten Diskuſſionen, z. B. über das Budget, ſich faſt in lauter Kleinigkeiten umtrieben, große Dinge hingegen, wie das Zollſyſtem, aber unangetaſtet ließen, weil nicht wenige liberale Wähler für dieſe Verkehrtheit eingenommen ſind, und die Erwählten nicht Muth und Unabhängigkeit genug haben, ſolchen Vorurtheilen zu widerſprechen. Täglich hört man hier: nur mit und nach dem Willen der Majorität könne man herrſchen. Nun ja, allerdings; es kann niemand einfallen, in berathenden Verſammlungen jedesmal der Minorität die Entſcheidung zuzugeſtehen: wohl aber bleibt zu unterſuchen, ob die vorhandenen Mittel jene Majorität zu finden (z. B. Wahlgeſetze), wirklich zum Ziele führen? Es bleibt zu

bedenken, daß eigentlich immerdar die Minoritäten (Wenige) herrschen und die Majorität nach sich ziehen; daß gewissen Minoritäten (z. B. der Pairskammer) ihrer Qualität halber oft ein Einfluß zugestanden werden muß, so groß, als wären sie der Quantität und Zahl nach, einer andern Majorität gleich. Geht die Untersuchung nicht auf diese und ähnliche Dinge ein, so ist der obige Satz von dem Herrschen der Majorität nur ein abstrakter, beziehungsloser, der leicht mißbraucht werden kann und in den neunziger Jahren aufs ärgste übertrieben ward, während doch, ihm zum Trotze, die kleinsten Minoritäten tyranniſirten. Dies letzte wird nur verhindert, wenn man nicht bloß zählt, sondern auch wiegt, wenn man aus der, in der Politik unbrauchbaren, Lehre von unbenannten Zahlen in die von benannten Zahlen und organischen Kräften übergeht. Kopf und Kopf, ja Thaler und Thaler ist dann nicht mehr gleich. Sonst hätte Sieyes Recht, der da meinte, der König sey nur eine Eins den dreißig Millionen gegenüber; oder hunderttausend Thaler unter hunderttausend Menschen vertheilt, wäre für den Besteuernden dasselbe, als wenn er hunderttausend Thaler in einem Kasten findet. Nur zu viele der hiesigen Politiker stehen noch auf dem Standpunkte bloßer Abstraktion, ihre staatsrechtlichen Grundsätze ergreifen nur das Allgemeine, lassen aber das individuelle Leben fallen und meinen

dem Ziele am nächsten zu seyn, wenn sie Sätze aussprechen, die vom Nordpole bis zum Südpole gleich wahr sind. Freilich ist zwei Mal zwei vier, vom Nordpole bis zum Südpole, aber nur in der äußerlichsten mathematischen Auffassung, und schon keineswegs für den Finanzminister. Ferner glauben nicht Wenige hier, l'esprit mache den Staatsmann, während jener esprit nur zu oft von wahrer Regierungskunst hinweggeführt hat. Am esprit ist in keiner französischen Versammlung Mangel gewesen, wohl aber an andern nöthigeren Dingen. Wo ein homme d'esprit aufduckt, eine Broschüre schreibt oder Zeitungsartikel macht, hält er sich für fähig und berechtigt auf dem Reichstage das große Wort zu führen, hätte er auch sonst nicht so viel Geschäftskenntniß als bei uns ein neugebackener Referendarius. Daraus entsteht ferner, daß die Verwaltung zu gering geachtet, der Geschäftsmann mißhandelt und Macht und Ruhm allein auf Seite der Verfassung gesucht wird. Ein gesunder Zustand ist erst vorhanden wenn beide Seiten in ein Gleichgewicht treten, und die Stellen der Deputirten weniger aus eitler Anmaaßung, die der Präfekten u. s. w. weniger aus Eigennutz und des Geldes wegen gesucht werden. Die oberflächliche und willkürliche Art, mit welcher viele Minister in Frankreich das Repräsentationssystem betrachteten, das Ungeschick mit welchem sie es behandelten, hat übrigens sehr un-

heilsam dahin geführt, im Präfekten nicht vorzugsweise einen verwaltenden Beamten, sondern vielmehr einen Mann zu sehen, der die Deputirtenwahlen leiten könne und wolle. Die größten Verdienste verlieren ihr Gewicht, wenn der Präfekt in der Wahlschlacht nicht obsiegte, bis die neuesten Ereignisse bewiesen, daß die Verwaltung auf diesem Wege die Verfassung nicht beherrschen kann und soll.

Dienstag, den 20sten Julius.

Vom Thurme Notre Dame herab übersah ich gestern die ungeheuere Stadt; wer hat das erste Haus gebaut, wann wird das letzte zusammenstürzen und der Boden von Paris aussehen wie der von Theben und Babylon? Der Mensch findet hier keine Ewigkeit, so auch nicht seiner Hände Werk. Als ich unter den Millionen umherwandelte, die auf dem Kirchhofe des Paters la Chaise begraben liegen, kam mir alles menschliche Thun und Treiben so ganz unbedeutend vor, daß ich mich ohne Widerspruch selbst hätte zur Ruhe bringen lassen. Aller Ruhm, alle Größe, alle Thätigkeit scheint hier gleichmäßig in Nichts zu versinken, und nur die Liebe ist höheren Ursprungs, die dem Todten noch Leben beimißt und ihm Blumen und Kränze opfert.

Mittwoch, den 21sten Julius.

Die italienische Anzeige, die du mir sandtest, wäre auch einmal wieder ein Mittel gegen literarische Eitelkeit, wenn ich anders dessen bedürfte. Wie viele Jahre meines Lebens habe ich den Italienern geweiht, bin mehr ihret- als meinetwillen in ihr Land gereiset, habe ihre Geschichte geschrieben — und kein Mensch weiß dort, daß ich oder mein Buch in der Welt sind! — Andererseits: warum sollen mich die Italiener kennen, recensiren oder gar loben? Habe ich doch seit Jahren unseren Freund Tieck nicht dahin bringen können, Pathenstelle bei meinem literarischen Kinde zu übernehmen und ihm einen Namen zu geben! In Frankreich wäre ich, in ähnlichem Falle, von Freunden auf alle Weise herausgestrichen worden, hätte eine zweite bis dritte Ausgabe erlebt, viel Geld verdient, — um ein Paar Jahre später, oder zuletzt noch eher vergessen zu werden! — Weshalb quäle ich mich jetzt den ganzen Tag mit Handschriften? Es ist Prädestination, und sonst kein vernünftiger Grund anzugeben. Denn das Gericht, was ich aus den vielen Ingredienzen zusammenkoche, wird nicht einmal mir, vielweniger Andern schmecken. Fast geht mirs hier wie ehemals in Rom. Ich übernehme mich in Leserei der Handschriften, werde ihrer überdrüssig und lasse es mir zuletzt gefallen daß Zeit und Geld ein Ende

nimmt. Deshalb wollen wir Ende dieser Woche zunächst nach Rouen und Havre reisen, um etwas anderes zu sehen als Bücher, und hoffentlich etwas anderes zu hören, als Politik. Und wiederum, sobald dies Wort genannt ist, muß ich, wie der geschwätzige Barbier, über dies Thema weiter reden. Sonderbar: die Franzosen leben mehr in der Gegenwart, wir mehr in der Vergangenheit und Zukunft, und doch haben sie alle Lebensansichten auf gewisse abstrakte Theorien zurückgeführt, z. B. Verfassung, Kunst, Drama; ja selbst ihr tollgewordener Romantismus wird diesem Schicksale nicht entgehen. Vielleicht führt aber die fast ausschließliche Betrachtung der Gegenwart nie weiter als bis auf die Stufe des Abstrahirens; wahre Wissenschaft, Philosophie, Religion muß Wurzeln in der Vergangenheit treiben; den Stamm in der Gegenwart bilden und die Zweige in die Zukunft hinausstrecken. Man rühmt die Gewandtheit der Franzosen für die Geschäfte. Wir haben ihre Weise kennen gelernt; allerdings rasch, gewandt, zum Ziele führend, aber in den Grundsätzen oft verkehrt und in den Resultaten zerstörend. Weil man sich mit dem Machen des zunächst Erforderlichen begnügt und daran erfreut, kommt man nicht bis zu einer Betrachtung und Würdigung der Mittel, Wege und Zwecke überhaupt. Wie kleinlich sind z. B. die Berathungen über das Budget: man zankt sich über ein Paar tausend, vielleicht

nützlich zu verausgabende Franken, und fragt nicht nach Millionen. Das tyranniſche Zollſyſtem, die Mehrung der Schulden, die Behandlung des Kriegsweſens geht ſeinen ungeſtörten Gang, und die Adminiſtratoren erweiſen ihre Gewandtheit oft in verderblichen Bahnen. Dieſe Gewandtheit war auch zur Zeit des Abts Terray vorhanden, reichte aber gewiß nicht aus. So mögen die Deutſchen, um Vergangenheit und Zukunft willen, nicht vergeſſen das zu thun was jeder Tag erheiſcht, und die Franzoſen mehr aus der Vergangenheit lernen und die Zukunft mit ihr verknüpfen.

Ich ſah geſtern mit H. und P. das Muſée Dauphin und Charles X. Jenes für die Marine (Modelle von Schiffen u. dergl.), dies für Kunſtſachen mannigfacher Art, die ägyptiſchen vorwaltend. Man lernt dies Volk immer mehr kennen, und muß es in vieler Beziehung bewundern. Für bildende Kunſt fehlte ihnen jedoch der reine Schönheitsſinn, welcher nach Zeugniß der Weltgeſchichte nur zwei Mal ganz das Leben durchdrang und beherrſchte: bei den Griechen und im ſechszehnten Jahrhunderte. Jeder hält in andern Zeiten ſeine Dulcinea für das Schönſte; recht und gut für den Hausfrieden, aber die Einſicht und Begeiſterung des Künſtlers braucht dem keinen Eintrag zu thun und ſinnliche Gemeinheit hat ja damit nichts zu ſchaffen, ſonſt wäre jeder liederliche Strick ein Rafael. Deſſen Werke auf dem Louvre

überragen alles Andere; ganz neu und eigenthümlich hat mich diesmal seine Königinn Johanna angezogen. Sie gleicht nämlich unverkennbar W., welche ich bei meiner ersten Anwesenheit in Paris noch nicht kannte, und deren Verwandlung aus dem Krugmädchen in eine Königinn mir zugleich unmöglich und doch wirklich erscheint. Wer weiß übrigens, ob die Königinn je so gut aussah wie W., und ob diese nicht im Laden bessere Sitten hat, als jene auf dem Throne.

Siebenundfunfzigster Brief.

Paris, den 23sten Julius 30. Freitags.

Unsere Reise nach Rouen wird bis zur andern Woche verschoben, weil — — — — und vielleicht noch Einige uns dann begleiten können. Ich fühle, daß der pariser Aufenthalt zu Ende geht, und ich gehe, ohne große Sehnsucht nach Verlängerung oder Erneuung. Um frische Begier auf Handschriften zu bekommen, muß ich mich lange davon fern halten, und das Interesse an dem fieberhaften Zustande, in welchem die Franzosen seit vierzig Jahren leben, ist für eine deutsche Natur nicht ohne Ängstlichkeit und ein gewisses Mißbehagen. Wenn Ruhe nicht immer

die erste Bürgerpflicht ist, dann stete Unruhe noch weniger. Stellen wir die Frage jetzt bei Seite: wer die Unruhe herbeigeführt habe; so leidet es keinen Zweifel, daß sie seit 1789 vorhanden ist, und zwar in höherem oder anderem Grade als zur Entwickelung und Erhaltung des Lebens nothwendig erscheint. Ohne irgend einen Punkt, eine Thatsache, eine Person, auf die alles Lob oder aller Tadel zusammenströmt, kann man hier nicht ausdauern; so wie Polignac die bête noire ist, so heißen die Zweihunderteinundzwanzig lauter engelsreine, schneeweiße Lämmer. Schwarz dort und weiß hier, giebt aber kein Gemälde. Die Zweihunderteinundzwanzig sind nicht Alle ohne Nebenabsichten, und für das amendement Lorgeril konnte mancher stimmen, der kein schwächeres Gefühl für Recht und Freiheit besaß. Der abstrakte Satz: man müsse die Zweihunderteinundzwanzig ohne Ausnahme wiederwählen, liegt dem Richtigen näher, als die Forderung sie nicht wieder zu wählen, trifft aber das Rechte doch auch nicht ganz und hat manchen Schwachen erhalten, manchen Tauglichen ausgeschlossen. — Doch warum schon wieder Politik!

Ich sah mit H. die Neoramen, S. Peter und die Westminsterabtei. Es ist erstaunenswürdig, daß man auf rundgespannter Leinwand diese viereckigen Gebäude so darstellen kann. Die Dioramen sind dagegen unbedeutend. —

Sonnabend, den 24ſten Julius.

— — — Mit bloßem esprit macht man kein Volk klein oder groß, und nicht einmal ſich ſelbſt einen Namen, der die Mode und Sinnesart des Tages überdauert. Laut eines Blattes hat — leht in einer ſeiner geſchichtlichen Vorleſungen geſagt: Karl der Große habe ſich den Papſt erſchaffen oder zurechtgedreht, um ihn als Fetiſch und Vogelſcheuche gegen ſeine Unterthanen und rohe Volksſtämme zu gebrauchen. Das wäre doch eine Anſicht, ſo verkehrt daß ihr nicht bloß die Wahrheit, ſondern auch der esprit mangelt. Selbſt Kotzebue trifft die Sache in ſeinen plumpen Angriffen auf Karl noch näher. — Überhaupt wird es den Franzoſen ſchwer, ſich aus der herrſchenden und ſie beherrſchenden Anſicht des Tages in eine ganz verſchiedene zu verſetzen, während mancher Deutſche eher die Inder und Ägypter, als ſeine Landsleute und das Deutſche begreift. So erſcheint es jenen jetzt als Hauptaufgabe der Geſchichte, alles unter den Standpunkt des heutigen Frankreichs zu ſtellen, und ihr farbiges Licht zur Aufklärung darüber zu verbreiten. Nicht ganz zu verwerfen: denn das Vergangene ohne alle Rückſicht auf das Spätere darſtellen wollen, ſo, als ſey dies gar nicht vorhanden, iſt ein erkünſtelter Verſuch. Andererſeits aber wird jeder Geſchichtſchreiber, der bloß mit der Schere der Gegen-

wart die Dinge zurechtſchneidet, nicht länger in der Mode bleiben als die neueſten Röcke, Weſten und Hoſen. Es iſt viel ſchwerer, gerecht und unparteiich zu ſeyn, als man denkt; denn der gute Wille reicht nicht aus. Es gehört außer dem redlichen Willen und den erlernbaren Kenntniſſen dazu ein angebornes Talent, wie es der Maler, der Muſiker beſitzt. Ließe ſich die hiſtoriſche Wahrheit nach gewiſſen, unfehlbaren Grundregeln ergreifen: z. B. daß die älteſte Quelle immer die richtigſte ſey, oder der Augenzeuge immer richtig ſehe und dgl., ſo wäre es nicht ſchwer, jene Regeln dem Gedächtniſſe einzuprägen und dadurch zum Ziele zu kommen; ſie helfen aber nicht weiter als die Lehre von den Proportionen in der Malerei. Und nun gar die Bewegungen des Lebens, der Leidenſchaft, wie will man die auf Geſichtslängen und Breiten zurückführen und dennoch darſtellen?

Sonntag, den 25ſten Julius.

Geſtern war ich mit H. über vier Stunden bei Champollion dem jüngern, um mich von dem höchſt gefälligen Manne über Ägypten belehren zu laſſen. Zuvörderſt erklärte er uns den Inhalt ſeiner Grammatik, welche in allen weſentlichen Punkten neu iſt und die bisherigen Anſichten größtentheils umſtößt. Von zwei Dingen iſt Champollion ausgegangen, 1) dem Koptiſchen, als dem mit griechiſchen Buchſtaben

geſchriebenen Ägyptiſchen, und 2) der Inſchrift von Roſette, welche Griechiſch und Ägyptiſch neben einander ſtellt. Beides führte zur entſcheidend wichtigen Kenntniß des alten Alphabets und der Schreibart, dergeſtalt daß, wenn auch einiges dabei noch willkürlich und fantaſtiſch bleiben mag, doch Grund und Boden gewonnen iſt. Die Schreibart weiſet drei Arten von Schriftzügen nach: 1) bildliche Charaktere, wo z. B. das Bild der Sonne, die Sonne bedeutet. 2) vergleichende, tropiſche, wo z. B. der Löwe Stärke bedeutet. 3) Tonzeichen, phonetiſche Züge, mit einem Worte ein Alphabet. Und zwar bedeutet das Bild jedesmal den Buchſtaben, womit das Wort beginnt, z. B. Bär ein B. Für jeden Buchſtaben ſind etwa vier bis fünf ſolcher bildlichen Zeichen vorhanden, um Mannichfaltigkeit in den Anblick und die Anordnung der Bilderſchrift zu bringen. Die Tonzeichen überwiegen, der Zahl nach, bei weitem die Zahl der beiden andern Schriftarten; ſobald alſo das Alphabet gefunden war, ging das Leſen der Inſchriften mit Rieſenſchritten vorwärts. Wo Zeichen und Ausdrücke zweifelhaft ſeyn können, ſind andere zur Verhütung von Mißverſtändniſſen hinzugefügt. Weil z. B. die Ägypter, ſo wie viele aſiatiſche Völker, die Vokale nicht ſchrieben und der Sinn verſchieden erſchien jenachdem man den einen oder andern hinzudachte, beugt eines jener Zeichen dem Irrthume

vor. Im Deutſchen könnte ich z. B. zu hr ein O oder U hinzudenken und Ohr oder Uhr leſen, ein Zeichen, was auf die eine oder die andere Bedeutung hinwieſe, würde die Zweifel vertreiben. Die Schrift enthält keineswegs bloß Subſtantive, ſondern die Zeitwörter werden z. B. ebenfalls mit jenen dreierlei Schriftzeichen (doch meiſt mit den alphabetiſchen, phonetiſchen) geſchrieben und durch Nebenzeichen erläutert. Es giebt ferner Zeichen und Schrift für alle anderen Redetheile. Die Deklination und Conjugation erfolgt durch Affixa, Nebenworte und Silben, wie im Franzöſiſchen la femme, de la femme. Man findet Artikel beiderlei Geſchlechts, Singularis, geſchriebenen Dualis und Pluralis. Aktivum und Paſſivum, letzteres gebildet durch das Hülfswort ſeyn. Die vollkommenſte Bilderſchrift der Denkmale liegt auch allen andern Schriftarten zu Grunde, nur ſind dieſe mehr oder weniger abgekürzt, ſo z. B. wird die dort ausgebildete Geſtalt des Menſchen, Vogels u. ſ. w. hier nur angedeutet oder ein Theil für das Ganze geſetzt. Champollion's unglaublich reiche Sammlung neu entworfener Zeichnungen nach ägyptiſchen Denkmalen, ergiebt einen faſt vollſtändigen Lehrgang über Handwerker, Künſtler, Ackerbau, Viehzucht; und ſo aufwärts bis zu der ganz neuen Geſchichte der Könige und den Darſtellungen der Götter. Bei dieſen ſcheint man das Hergebrachte, Überlieferte feſtgehalten

und den Fortſchritt der Kunſt zur Schönheit gehemmt zu haben. Ohne Vergleich freier ſind die übrigen Werke und unter anderem eine lange Reihe von Abbildungen, welche gymnaſtiſche Übungen darſtellen, für die Zeichnung und die Sache ſelbſt höchſt merkwürdig. Umriſſe mehrerer Vaſen kann man den ſchönſten griechiſchen Formen an die Seite ſetzen. Was ſich auch an Champollion's Behauptungen, Sammlungen und Ergebniſſen wird berichtigen und vervollſtändigen laſſen, er iſt für Ägypten ein zweiter Columbus, und gar viele andere gelehrte Unterſuchungen, vor allem meine eigenen, erſcheinen mir ſolch einem Entdecker gegenüber, als ganz unbedeutend.

— — Mein Aufenthalt iſt hier, ſo lange ich geſund war, eine Zeit der Anſtrengung geweſen, die in ſolcher Weiſe nicht fortdauern kann, ohne mich zu Grunde zu richten. — Geſtern lebte ich deshalb einmal auf andere Weiſe, fuhr mit L. nach S. Denys und beſah die alte, merkwürdige Kirche und ihre Königsgruften. In der Zeit demokratiſchen Wahnſinns hatte man Fenſter, Stühle, Denkmale zerſchlagen und verſtümmelt, die Gebeine herausgeworfen und jegliches entheiligt; ja man würde die ganze Kirche niedergeriſſen haben, wäre ſie nicht von ſolcher Feſtigkeit, daß das Geſindel daran ermüdete. Manches iſt gerettet, vieles hergeſtellt, aber Altes und Neues oft ſo vermiſcht, daß die Unterſcheidung ſchwer

fällt und dereinſt vielleicht unmöglich wird. Sonſt liegt in dieſen Grabesdenkmalen ein ganzer Curſus der Kunſtgeſchichte des Mittelalters, — wie der franzöſiſchen Geſchichte überhaupt. Leider aber ſind unter den vielen Königen nur wenige ſehr ausgezeichneter Art; ſo zählt Katharine von Medici mit allen ihren Söhnen ja noch nicht für Eins! Von S. Denys fuhren wir nach Montmorency. Von den Anhöhen hat man reiche, reizende Ausſichten in das fruchtbare, mannigfaltig angebaute, weite Thal; beſonders zeigte ſich von einer Terraſſe, wo wir uns niederließen, die Landſchaft in voller Schönheit, und verwandelte ſich als die Sonne ſank durch alle Abſtufungen des Lichtes, bis die Formen in Abendduft verſchwanden. Wir kehrten nach Montmorency zurück und gingen im Dunkel zur fête champêtre, welche heut am Tage des heiligen Jakob des Älteren gefeiert ward. Auf einem mit großen Kaſtanien beſetzten Platze, der nach einer Seite ſich an Hügel anlehnte, hatten ſich unglaublich viel Menſchen aus allen Ständen verſammelt, und Buden, wie zum Markte aufgeſchlagen, bildeten den Eingang zu den Tanzplätzen. Kaum aber konnten ſich die Tanzenden aus Mangel an Raum bewegen, und noch weniger die Muſik vernehmen. Von der Anhöhe hinab bot das Ganze einen ungewöhnlichen, bunten Anblick dar. Vom ſchönſten Wetter begünſtigt, unter ſternklarem Himmel fuhren wir zurück.

Dunkelroth ſank zur Rechten der Mond hinter der Seine hinab, links ſtiegen von Tivoli Schwärmer, Raketen und Leuchtkugeln auf. In Paris auf den Boulevards, das bekannte Treiben; aber es ſchien uns zu ſpät, dem ländlichen Tage noch einen ſtädtiſchen Anhang zu geben. — Heut Vormittag gehen wir wieder zu Hrn. Champollion, eſſen bei Hrn. v. W. und fahren um 11 Uhr Abends ab nach Rouen.

Wir waren wieder bei Champollion und betrachteten die Häupter der alten Pharaonen, als mitten in unſere ägyptiſchen Studien die großen coups d'état hineinfielen, die alle überraſchten, erſchreckten, entſetzten, und auf das Haupt der thörichten Urheber zurückfallen werden. Wäre auch alles wahr was der Bericht der Miniſter tadelt, alles vortrefflich was ſie thun, ſo treten ſie doch ganz aus der geſetzlichen Form und aus dem Rechte heraus. Sagt man aber: der König kann in jedem Augenblicke das ganze Staatsrecht abſchaffen, ſo ſteht Frankreich erſt am Eingange der Bahn, und müßte noch einmal von vorn anfangen. Das Revolutioniren geht diesmal von oben herab. Es iſt unmöglich, dergleichen ungeheure Mißgriffe jemals wieder ganz gut zu machen; wie viel Übles daraus folgen wird, weiß freilich niemand im voraus, aber gewiß viel Übles. Gegen Weisheit

hat die Thorheit, gegen Mäßigung die Leidenſchaft obgeſiegt. Noch vor drei Tagen beruft man die Pairs, noch geſtern die Deputirten zur Sitzung, und 24 Stunden ſpäter löſet man die ganze Kammer auf. Das heißt nun regieren!! Man will eine Revolution, als hätte man nicht erfahren, was dies bedeutet!! Genug für heute, lebt wohl und dankt Gott, daß intereſſante Begebenheiten ſolcher Art in unſerem Vaterlande nicht vorkommen.

Achtundfunfzigſter Brief.

Paris, den 31ſten Julius.

Nachdem Pairs und Deputirten die Einladungen zur Eröffnung der Kammern empfangen hatten, glaubte niemand daß bis zum dritten Auguſt irgend etwas Erhebliches in Paris geſchehen werde. Daher ordnete ich alles Nöthige zur Reiſe nach Rouen und Havre, und änderte, ſelbſt nach Erſcheinung der Ordonnanzen meinen Plan nicht, weil keiner eine ſo ſchnelle Entſcheidung vorherſah. Ich brachte alſo die beiden Tage der Schlacht nicht in Paris zu, bin aber ſo eilig hieher zurückgekehrt, daß ich noch genug ſah und hörte, um Dir den Bericht erſtatten zu können,

welchen Du und die Freunde von mir erwarten. Später von dem, was meine Reise und Person betrifft; zuerst von den großen, geschichtlichen Ereignissen.

Ich habe immerdar behauptet: das Ministerium besitze weder Kraft des Geistes, noch des Geldes, noch des Schwertes, es habe gar keine Partei, gar keine Anhänger, und müsse deshalb zusammenstürzen. Ob ein Paar Tage früher oder später, galt gleich. Unfähig, sich innerhalb der gesetzlichen Kreise zu erhalten; wie hätte es außerhalb derselben und gegen die Gesetze obsiegen können! Daher erschienen mir die coups d'état als völlig unsinnig, als unmöglich. Selbst die wenigen bornirten Eiferer, die sich für jene Minister aussprachen, hielten Gewaltschritte für unausführbar und vertrauten andern kleinen Künsten. Die Besorgniß, daß der Sieg über den Dey von Algier und die Prozession, welche ich euch beschrieb, die Köpfe der Minister von neuem exaltirt habe, verschwand weil in den nächsten Tagen nichts geschah, und als, wie gesagt, Pairs und Deputirte Einladungsschreiben zur Eröffnung der Kammern empfangen hatten, hielt jeder die Sache für abgemacht und erwartete in größter Ruhe den gesetzlichen Ausgang im Wege des Berathens und Abstimmens. — Welch Erstaunen, welcher Zorn, als nun Montags jene Reihe von Ordonnanzen erschien, von denen eine

hingereicht hätte, ein ganz anderes Miniſterium zu ſtürzen! Einfältige und unwahre Darſtellungen, unzureichende und verkehrte Mittel — und das alles im Widerſpruch mit Geſetz und Herkommen, eine völlige Vernichtung des Staatsrechts und der Formen, auf die ganz Frankreich wie auf den einzigen Nothanker noch rechnete, da alles Vertrauen zu den Perſonen der königlichen Familie längſt verſchwunden war. Daß jene Verfügungen zur Ausführung kommen, jene Partei der Camarilla und Jeſuiten obſiegen werde, fiel keinem ein; aber was und wie etwas geſchehen würde, darüber konnten Zweifel obwalten. Als letzten Zeitpunkt bezeichnete man den Anfang des September, wo mit der Frage über die neuen Wahlen alles entſchieden ſeyn müſſe. Näher als die Wahlen lag aber die Entſcheidung über die Journale. Die größern und würdigern erklärten Montags: ſie würden gar nicht drucken, welcher unerwartete Entſchluß die Miniſter vermochte, dafür, obgleich vergebens, dringende Schritte zu thun. Die kleinern und heftigern Blätter erklärten dagegen: ſie würden ohne Cenſur weiter drucken, auch erſchienen einzelne Carikaturen und fliegende Zettel. Hiegegen ſchritt nun die Regierung vor und ſchickte Soldaten aus, um ſich der Blätter zu bemächtigen und die Preſſen, z. B. des Journals Le temps, zu zerſchlagen. Sie fanden alles verſchloſſen und konnten

in Paris keinen Schlosser auftreiben, der geöffnet hätte, bis man den herbeiholte welcher angestellt ist die Galeerensklaven anzuschmieden! Das zusammengelaufene Volk ward indeß noch leicht zerstreut. Aus ähnlichen Gründen waren schon Montag Abend Aufläufe im Palais Royal, die ich noch sah, man schloß die Läden und Gitter; wenn aber die Soldaten vorgehend sich Bahn machten, lief alles hinter ihnen wieder zusammen, und erst spät in der Nacht nahm Geschrei und Unruhe ein Ende. Dienstag früh waren alle Wachen verdoppelt und in der Stadt vertheilt worden. Vormittags die Straßen voller Menschen, steigende Unruhe, aber noch keine Gewalt. Die Soldaten hielten sich ruhig, wurden von der Menge aufgefordert nicht zu schießen, da alle gleiches Interesse hätten u. s. w. Wollte der Offizier diese Gespräche hindern, stieg der Lärm; führte er die Soldaten wo anders hin, begann dieselbe Scene. Mittags waren alle die kleinern Wachen so von Menschen eingewickelt, daß sie sich nicht rühren noch regen konnten. Die größern Abtheilungen der Soldaten, insbesondere von der königlichen Garde und den Schweizern, welche sich bei dem Allem weniger ruhig benahmen und Miene machten weder überzugehen noch irgend eine Beleidigung zu ertragen, wurden lauter verhöhnt, bis es Dienstag Nachmittag zuerst zum Schießen kam, nachdem alle Stufenfolgen geringerer Beleidigungen er-

ſchöpft waren. Abends hatten die Soldaten zwar die Oberhand, aber die Leichen der gebliebenen Bürger wurden durch die Stadt umhergetragen und der Eifer, der Zorn, die Thätigkeit ſtieg auf eine unglaubliche Höhe. Die Frucht aller Leiden und Anſtrengungen von 40 Jahren ſtehe auf dem Spiele, man müſſe ſiegen oder ſterben. So kam es denn Mittwochs zu einer furchtbaren Schlacht. Die Bürger traten als Nationalgarde zuſammen, beſetzten das Rathhaus und alle Hauptkirchen, waren in Bewegung überall; während die Soldaten 24 Stunden ohne Ruhe, ohne Eſſen und Trinken und der ärgſten Hitze ausgeſetzt blieben. Alle Bemühungen ihnen Lebensmittel zukommen zu laſſen, wurden von der Menge vereitelt. In der Nacht läuteten alle Sturmglocken, die Vorräthe von Waffen bei den Schwertfegern wurden vertheilt, wer keine Flinte hatte nahm einen Degen, wer keinen Degen beſaß einen Stock, ja ohne alle Anführung, ohne Waffen ſtellten ſich Menſchen aller Art zum Angriffe. Es war nicht der Pöbel, nicht eine Partei; es war der allgemeine Wille, die höchſte Begeiſterung Aller, welche Kampf und Sieg herbeiführte. Mit den Fauſten eroberte man die Kanonen, Unbewaffnete wurden der Bewaffneten Meiſter, unter Gewehrfeuer kletterten die Schüler der Ecole polytechnique die Gallerie des Louvre hinauf, den Degen zwiſchen den Zähnen haltend, und ſtürz-

den die Schweizer hinab oder metzelten ſie nieder. Unter Kartätſchenfeuer fällte man die Bäume der Boulevards, um Barricaden gegen die anrückende Reiterei zu bilden. Von einer zahlreichen Abtheilung der Garde, welche in die Straße S. Denys hineinzog, kamen am andern Ende (ſo ſagt man) nur 10 — 20 lebendig wieder heraus. Die Kartätſchen, mit welchen man die Straße reinigen wollte, thaten keine Wirkung, da die Bürger ſich in den Häuſern hielten und aus den Fenſtern ſchoſſen. Weniger fielen indeß wohl durch dieſe Kugeln als durch anderes Geſchoß. Die großen Granitquadern, womit Paris gepflaſtert iſt, hatte man bis in die höchſten Stockwerke hinaufgeſchleppt und warf ſie den Soldaten auf die Köpfe. Jemand verſichert mich: er habe geſehen, daß die Kanoniere einer Batterie auf dieſe Weiſe buchſtäblich zu Brei zerſchmettert worden! Ein Theil der Linientruppen ſtreckte die Waffen, die Garde ward zur Stadt hinausgeworfen, Donnerstag der letzte Kampf bei dem Rückzuge gegen Neuilly. Alle Verſuche, den König Dienſtag und Mittwoch zu Einſtellung des Kampfes und Rücknahme der Ordonnanzen zu vermögen, blieben vergeblich; er wollte mit den Waffen obſiegen und nirgends weichen. Im Gegenſatz von Ludwig XVI, der da nachgab. Wieder ein ganz leerer, abſtrakter Satz: ein König müſſe nie nachgeben; gerade eben ſo thöricht und ſchlecht, als:

er müſſe überall jedem nachgeben. Unterdeß waren in Paris alle Zeichen der Bourboniden (z. B. rue Bourbon), Wappen und Lilien abgenommen, abgekratzt, zugeklebt oder mit Schmutz beworfen. Auf Notre Dame ward zuerſt die dreifarbige Fahne aufgeſteckt, und ſprang ſo hinüber auf Louvre, Tuilerien, S. Cloud bis an die Gränzen Frankreichs. Die Soldaten haben ſich brav geſchlagen, bis ihr Gewiſſen mit den erhaltenen Befehlen in Widerſpruch trat; doch ſteht die größere Tapferkeit auf Seiten der Pariſer. Die Stürmung der von 120 Invaliden beſetzten Baſtille iſt eine Kleinigkeit im Vergleich mit dieſer Schlacht gegen ein regelmäßiges Heer, wie geſagt, gewonnen ohne Plan, Waffen und Anführer. Merkwürdiger noch als der eigentliche Kampf iſt faſt das, was man zur Erleichterung der Vertheidigung that. Es iſt gewiß nicht zu viel, wenn ich die Zahl der Barricaden auf 3000 anſchlage, waren doch deren ſechs auf 200 Schritte von mir zum Palais Royal. Jeder würde glauben, es gehörten Monate zu dem, was binnen zwölf Stunden beendet ward. Das Pflaſter aufgeriſſen und mannshoch die Quadern auf einander gehäuft, Breter, Balken, Schilder, Bettſtellen, Fäſſer, Buden, Karren, Kabrielets, ja große Diligencen umgeworfen und über einander gebaut. Dazu die Unzahl gefällter Bäume auf dem Wege nach Neuilly, den Champs élisées, den Boulevards. Auf

dem Boulevard des Italiens steht kein einziger Baum mehr, und gegen Boulevard Montmartre, Poissonnière und Madelaine fehlen nicht wenige. — Am merkwürdigsten, daß während dieser furchtbaren Aufregung die höchste Ordnung Statt fand, das heißt nirgends Plünderung, Rachsucht neben dem Kampfe, oder sonstige Ungebühr. Nur das Bild von der Krönung Karls X ward im Louvre verstümmelt und seine Büste zum Fenster hinausgeworfen. Was man aus dem erzbischöflichen Palast ins Wasser warf, ist wieder aufgefischt; einen Kerl, der einen Kelch stehlen wollte, ließ man niederknien und erschießen. Aufgefangene Depeschen brachten die Leute uneröffnet ihrer Obrigkeit und diese ließ sie uneröffnet den Gesandten zustellen. Donnerstag wollte der König die Minister entlassen, aber die Ordonnanzen erhalten; Freitags für sich, aber nicht für den Dauphin entsagen: beides für jeden der beiden Augenblicke zu spät. Nun ist er fortgereiset mit den Seinen, keiner weiß wohin. Es ist völlig unmöglich daß er als König hieher zurückkehre, und in den Landschaften wird er nirgends mächtigen Anhang finden. Der unter höflichen Formen lange zurückgehaltene Haß brach deutlich hervor, sobald er sein Wort brach und keine friedliche Hülfe mehr von ihm zu erwarten war. Der Herzog von Orleans hat durch Annahme der Lieutenantschaft den Dingen eine bestimmte Richtung gege-

ben und dem Zerfallen der Ansichten vorgebeugt. Nahm er nicht an, so würde man seine Linie gleichwie die ältere bourbonidische verworfen haben. — Der Platz vor dem Palais Royal war heut den ganzen Tag mit Leuten überfüllt, die ihn hoch leben ließen; sobald er sich von Zeit zu Zeit am Fenster zeigte, entstand der höchste Jubel. Dasselbe, als er gegen Abend über die Kays ritt; voilà, sagte man, un roi qui ne se cache pas. — Züge von Nationalgarden gehen von Zeit durch die Straßen, gekleidet auf die verschiedenste Weise, Bretter auf den Flinten, Sträuße auf den Degen, viele ohne alle Waffen; ein Kalbskopf hoch getragen, auf einem Papiere die Worte: la tête de Polignac. Als heut zwei Kanonen in der Straße Vivienne an die noch sehr hohen Barricaden kamen, sah ich, wie Menschen aller Stände zugriffen und binnen fünf Minuten auf eine fast unbegreiflich schnelle Weise die Barricade zerstörten, die Bretter und andere Dinge zur Seite trugen, die Quadern neben einander setzten, und so den Weg bahnten. — Es ist als lebte man im Traume! Vor vierzehn Tagen jene Prozessionen des Königs in höchster Pracht und Herrlichkeit, noch vor acht Tagen jene eigenwillig gebietenden Ordonnanzen, und drei Tage nachher flüchtig, von Soldaten nicht minder wie von Bürgern verlassen, ja von jenen mit bittern Vorwürfen überhäuft, daß er sie durch seine

Befehle zu den Metzeleien ihrer Mitbürger verleitet habe!

Hier iſt alles in Bewunderung und Freude über das Geſchehene, während nur ſehr Wenige darin eine Wiederholung revolutionärer Gräuel und einen neuen Anfang langen Elends ſehen. Wer kennt die Zukunft; erforſchen wir deshalb lieber Vergangenheit und Veranlaſſung. Das Elend und die Gräuel der Revolution betrachten die Franzoſen als abgethan und weit hinter ſich liegend; ſie nennen Revolution und Frucht der Revolution, was ihre geſelligen Verhältniſſe und ihr Staatsrecht neu begründet hat. Nimmt man dieſe Reſultate hinweg, ſo bleibt als Revolution nur jene lange Bahn von Verbrechen und Wahnſinn. Frankreich kann jetzt ſchlechterdings nicht anders regiert werden, als im Sinne der neuen Anſichten, und der Gedanke das abſolute Königthum Ludwigs XIV und XV wieder herſtellen zu wollen, iſt, abgeſehen von ſeiner innern Verkehrtheit, ganz unausführbar. Karl X war und bleibt den Franzoſen völlig fremd, nahm ein Ärgerniß an all ihrem Denken und Thun, und wollte Land und Volk nach dem Sinne von Leuten umgeſtalten, die ſo wenig das wahre Chriſtenthum als die Jakobiner das wahre Staatsrecht beſitzen. Er ſtand in einem Verhältniſſe zu Frankreich, wie Jakob II zu England. Man hätte länger Alles ertragen, wäre nicht der Dauphin eine ganz ähnliche Natur, zwiſchen

der Dauphine und dem Volke nicht ein Grund ewigen Mißtrauens und die Erziehung des Herzogs von Bordeaux ganz der jesuitischen Richtung anvertraut. Zu dem Allem kamen nun Minister, völlig unfähig zum Herrschen; zuletzt baare Gewalt und Unrecht. Wenn furchtbare Leidenschaften losbrechen und Schlachten in der Hauptstadt Tausende von Menschen hinraffen, wenn Irrthümer und Thorheiten der frühern Revolution wieder hervortreten, wer hat die Hauptschuld? Offenbar die Regierung, welche das Regieren nicht verstand. Wenn ein ganzes Volk während solcher Aufregung gesetzmäßig und ruhig wählt, alle Unzebühr vermeidet, wenn es selbst im blutigen Kampfe noch der Ordnung und des Eigenthums gedenkt, wenn die allgemeine Gesinnung das Unglaubliche zu Stande bringt, wenn drei Tage hinreichen ein Königshaus zu stürzen, so ist's abgeschmackt zu sprechen, als wäre nur von Pöbel und Jakobinern die Rede. Oder im Fall das Volk wirklich mit wilden Thieren zu vergleichen ist, warum haben denn die Wärter sie nicht besser gezähmt oder besser verwahrt? Es ist entsetzlich, über alle Maaßen entsetzlich daß in einer ruhigen, friedlichen Stadt durch solche Mißgriffe ein Gemetzel entstehen kann, das mehrern Tausend Menschen das Leben kostet. Es ist herzzerreißend, wenn man bedenkt wie oft hier seit Jahrhunderten Blutströme, angeblich immer für Frei-

heit und Religion, geflossen sind. Ich bin weit entfernt zu glauben, es werde von heute an Weisheit und Mäßigung allein herrschen, weit entfernt, die obwaltenden Schwierigkeiten, Gefahren, Irrthümer zu verkennen; wie aber, wenn die andere Partei obgesiegt hätte, die Verehrer Miguels, des Sultans, der formlosen Tyrannei, des unduldsamen Katholicismus und jener Politik, die in Hrn. v. H. einen fanatischen Lobredner findet? Was wäre dann wohl aus Frankreich und Europa geworden?

Neunundfunfzigster Brief.

Den 1sten August.

H. hat über unsere Reise nach Rouen und Havre so vollständig berichtet, daß ich fast nichts hinzuzusetzen weiß; auch mag ich diesen Brief keinen Tag länger aufhalten. Abgesehen von dem Glück oder Unglück, daß wir die Schlacht nicht in Paris erlebten, war jene Reise im höchsten Grade angenehm und belohnend. Zum ersten Male habe ich gesehen, wie das Wort: la belle France nicht eine Erfindung der bloßen Eitelkeit ist. So unbedeutend die Gegend nach den Niederlanden, so widerwärtig die Champagne erscheint; so fruchtbar, reich und mannichfaltig

die Normandie. Wenn ich Neapel und Salzburg ausnehme, kenne ich kaum eine Stadt die ſo ſchöne Umgebungen hat als Rouen, und die Fahrt auf der Seine nach Havre bietet faſt eine noch gröſsere Mannichfaltigkeit der Anſichten und Ausſichten, als die gerühmten Rhein- und Donaufahrten. Denn wenn auch jener Strom an ſich minder bedeutend iſt, ſo erweitert er ſich doch ſpäter zum Meere, wenn er weniger anziehende Ruinen zeigt als der Rhein, dann mehr freundliche Häuſer und Schiffe aller Art, wenn die Rebenhügel fehlen, ſo ſind Saaten, Wieſen und Gehölz aller Gattungen mannichfaltiger gruppirt. Meilleraie, Caudebec und Quillebeuf können ſich den gerühmteſten Punkten am Rheine zur Seite ſtellen. Gleich anziehend waren am zweiten Tage die Spaziergänge um Havre nach Ingouville, St. Adreſſe und den Leuchtthürmen. — Mitten in dieſe friedlichen Genüſſe der ſchönſten Natur fiel der Kanonenſchlag der Politik hinein, und ſo langweilig und ermüdend mir die Conſultationen über ein ſieches Miniſterium waren, ſo wichtig ward die Sache, als der eigenſinnige König ſich mit dieſen fiskaliſchen Leuten identificirte und ſeit dem begonnenen Widerſtande nicht mehr von einem Sturze Polignac's, ſondern der Bourbonen die Rede war. Eine Stunde nach Empfang der erſten Nachrichten ſaſſen wir im Wagen, ſcheuten nicht die bedeutende Mehrausgabe der Extrapoſt,

und kamen unter allerhand Abentheuern, die H. beſchrieben hat, den Tag nach beendeten Gefechten vielleicht auf dem erſten Wagen in Paris an, der durch die ſich hie und da öffnenden Barricaden hindurchlootſte. — In Havre, Rouen, überall dieſelbe Geſinnung wider das Miniſterium und den König. Das höflichſte Wort, das eine Dame über den letzten ſagte, war: bon voyage! Die meiſten äußerten ſich härter: er ſey ſchuldig an allem Übel, wortbrüchig, eidbrüchig, ſtrafbar. Beim erſten Verſuche, durch Soldaten das Erſcheinen des Journals von Havre zu hindern, entſtand ein gewaltiger Auflauf, der gewiß mit Blutvergießen geendet hätte, wenn nicht der klügere Maire in der Stille die weitere Vertheilung erlaubt und Soldaten wie Bürger bewegt hätte, nach Hauſe zu gehen. Der Gerichtspräſident erklärte: er wolle ſich nicht voreilig in die Sache miſchen, komme ſie aber an ſein Tribunal, werde man erkennen: keine Ordonnanz dürfe ein Geſetz aufheben. Daſſelbe hatten alle Advokaten in Rouen beſchloſſen und ihr Rechtsvotum in dem fortdauernd erſcheinenden Blatte drucken laſſen. Die Ruhe ward erhalten, weil man die Ordonnanzen nirgends vollzog und die Soldaten nichts gegen die Bürger unternahmen. Jene unſinnigen Ordonnanzen ſind die Quelle alles Unglücks und des Falles der Bourbonen! — Die Nationalwachen, die ſich in Havre und Rouen gebildet hat-

ten, waren bereit, der pariser auf dem ersten Wink zu Hülfe zu ziehen. Alle Städte, welchen man durch das vorgeschlagene Wahlgesetz fast alle politische Bedeutung rauben wollte, werden sich gleicher Weise erklären und weder Adel noch Bauern ihnen widersprechen. Wie die Sachen stehen, ist keine Macht auf Erden fähig, Karl X jetzt herzustellen. Es wäre unsinnig, wenn sich die fremden Mächte für eine so verhaßte, ganz verlorne Sache in Bewegung setzen wollten. Gebe nur Gott den obsiegenden Franzosen Einigkeit und Mäßigung, damit das Unkraut einfältiger und verwerflicher Ansichten, welches über das Staatsrecht schon hervortreibt, bei Zeiten ausgerottet werde. So sehr auch viele äußere Erscheinungen denen der ersten Revolutionsjahre gleichen, stehen doch die Sachen wesentlich anders. Die großen Fragen jener Zeit, die Gründe allgemeiner Parteiungen sind beseitigt; man will und kann nach 40jähriger Erfahrung nicht in dieselben Stufen der Entwickelung gerathen. Wird Karl X eine ganz unbedeutende Person, die in Rom Messe hört oder lieset, so hat Frankreich vielleicht auf lange hinaus nichts von Prätendenten zu fürchten. Besser jedoch, er entsagte: denn eine solche Stellung vertriebener Königshäupter ist eine Mine, die über kurz oder lang sich entzünden und entsetzliche Verwüstungen herbeiführen kann.

Unser Abentheuer in S. Germain war lustig, ehrreich und ernsthaft zugleich. Man sieht an solchen Kleinigkeiten, wie in aufgeregten, fieberhaften Zeiten alles rasch eine ganz unerwartete, unglaubliche Crisis herbeiführen kann. Hätte ich nicht meinen Paß bei mir gehabt, ich säße wohl noch als Offizier in Damenkleidern im Gefängniß.

S. ist zu Hrn. v. — gegangen und hat ihn um eine Autorisation gebeten, die Nationalkokarde zu tragen. Antwort: er habe keine Autorisation zu ertheilen. — Er solle ihm darüber einen Rath geben. — Er sey kein Rathgeber. Genug für heute.

Sechzigster Brief.

Paris, den 2ten August 1830.

Paris bietet noch immer einen ganz ungewöhnlichen Anblick dar, ohne alle Wagen, ohne die gewöhnliche Erleuchtung, ohne Theater, ja — ohne Regierung! Auf jeder Seite hört man die ungemessensten Lobsprüche der Tapferkeit und Mäßigung, welche die Einwohner von Paris gezeigt haben, und beides ist, von einem gewissen Standpunkte aus, völlig ange-

meſſen. Denn verglichen z. B. mit der Metzelei der Bluthochzeit, des Septembers 92, ja ſelbſt des 14ten Julius und 10ten Auguſts, iſt die Veranlaſſung natürlicher und gültiger, das Benehmen edler, der Zweck größer und preiswürdiger, die Ausſicht günſtiger. Doch kann ich mir die Stimmung reiner, ungetheilter Freude nicht anlünſteln. Kämpften nicht Franzoſen gegen Franzoſen? Glaubten nicht die Soldaten, ihrem Eide gemäß, gewaltſamen Widerſtand der Menge brechen zu müſſen? Hielten umgekehrt die Bürger es nicht für ihre heiligſte Pflicht einen Kampf zu wagen, weil Gehorſam ſie um alle Mittel gebracht hätte, die Grundlagen ihres öffentlichen Lebens und Staatsrechts zu erhalten? Und dieſen unſeligen Zwieſpalt auszugleichen, floſſen nicht Ströme Bluts da, wo der Mittelpunkt aller Weisheit ſeyn ſollte? So leer und unanwendbar der Gedanke iſt, Miniſter wegen irriger Anſichten peinlich anklagen zu wollen; ſo ſtrafbar erſcheinen ſie, wenn ſie den Kreis anerkannter Geſetze durchbrechen und ihre Willkür an deren Stelle ſetzen wollen. Schon heut erheben ſich Stimmen über die Nothwendigkeit, Charte, Wahl- und Preßgeſetze in manchen Punkten zu ändern; aber es handelte ſich hier weniger über den Inhalt der Ordonnanzen, als über die Form, welche Geſetzwidriges zum Geſetz erheben wollte. Ähnlicherweiſe, wie in den kleinen Katzbalgereien über Geſenius und Wegſcheider, es

von der höchſten Wichtigkeit war, den Grundſatz unduldſamer Einmiſchung des Staates von dem Gange unſerer religiöſen Entwickelung abzuhalten.

Sehr richtig führt jede tiefere, ſtaatsrechtliche Unterſuchung auf den Satz von der Unverletzbarkeit des Königs; aber dieſer Satz hält gegen die Kraft der Gefühle und Leidenſchaften nur Stich, wenn der König nicht vorſätzlich und eigenwillig in die verantwortlichen Kreiſe hinabſteigt oder unhaltbare Sätze mit jenem richtigen in falſche Verbindung ſetzt. Will er durch verkehrte Deutung eines klaren Paragraphen der Charte nach Belieben die ganze Geſetzgebung an ſich reißen, ohne die Kammern zu fragen, ſo ruft er natürlich den Gedanken hervor, ohne ihn Geſetze zu machen. Die königliche Erklärung: er ſey berechtigt, in jedem Augenblicke das ganze Staatsrecht abzuſchaffen, ſteht ganz auf derſelben Stufe jener jakobiniſchen Anſicht: man könne nach Willkür die Rechte der Könige ändern, ſie abſetzen und beſtrafen. Wie in der Ehe und Familie finden ſich auch im Staate die drei Elemente des Bedürfniſſes (das Phyſiſche, Mann und Weib, Stärke und Schwäche u. ſ. w.), des Rechts (Vertrag, Wechſelſeitigkeit), der Religion (Vertrauen, Liebe, Heiligung). Indem der König die beſchworne Charte allein ändern wollte, verwarf er den Standpunkt des Rechts und trat in die Kreiſe der Gewalt, die wider ihn entſchieden habt. Das höchſte Element

der verklärenden, duldenden, verſöhnenden Liebe fehlt bis heut in Frankreich noch allen Theilen; ja die meiſten Doktrinen gehen darauf hinaus, es entbehrlich zu machen oder als entbehrlich darzuſtellen. Seit Heinrich IV hat es ſich nur in einzelnen Augenblicken gezeigt, iſt aber nie in das ganze innerſte Leben der Franzoſen übergegangen. Die Begeiſterung für Heerführer in der Siegesfreude wächſt auf ganz anderem Boden, und kann jener Frucht aus höhern Regionen nicht gleich geſtellt werden. Gern hätte ich das Lebehoch, dem Herzoge von Orleans dargebracht, für das erſte Anzeichen eines innigern Verhältniſſes genommen; könnte man ſo ſchnell vergeſſen, wer ſeit 40 Jahren hier auf ähnliche Weiſe behandelt ward, bis zu dem Rufe: vive la mort und vivent les ennemis!

Es bleiben noch große Gefahren, Irrthümer und Abwege. Volksſouveränität, Republik, Königswahlen durch Alle, Vertilgung aller religiöſen Formen, dies und ähnliches wird beſprochen und empfohlen; aber ich wiederhole, daß ſich die franzöſiſche Revolution nicht in der erſten Weiſe wiederholen kann und wird. Es fehlen dazu Gründe, Mittel, Zwecke, Hoffnungen! Des Königs Beſtreben, durch Bürgerkrieg obzuſiegen, kann Unglück herbeiführen, wird ihm aber nicht gelingen. Bleiben die Franzoſen gemäßigt und einig, ſo kann und muß der Sieg (wie 1688 in

England) herrlich Früchte tragen. Hievon sind alle so überzeugt daß die Opposition, welche jetzt natürlich in ganz anderer Art entsteht, eher heilsam als gefährlich wirken wird. Nie hat ein König so um nichts und wieder nichts solch ein Reich binnen drei Tagen verloren! Ich habe an coups d'état nie geglaubt, weil ihr völliges Mißlingen über allen Zweifel gewiß und die größte Gefahr für die königliche Familie selbst daran geknüpft war. Es sind diese Tage den Herrschern eine dringende Warnung, nie aus den Kreisen der Gerechtigkeit herauszutreten, eine wichtige Erfahrung, daß keine bewaffnete Macht die Despotie gegen unbewaffnete Bürger durchsetzen kann, wenn diese mit Festigkeit ihre Rechte vertheidigen wollen. Das damit verbundene Unglück haben die Urheber zu verantworten; bis zum 25sten dachte niemand daran, andere Vertheidigungsmittel als die des Wortes und der Abstimmung anzuwenden. Erst als der Mund geschlossen, die Pressen zerschlagen, die Kammern aufgelöset, die Charte verletzt und der Krieg damit erklärt wurde, griff man zu den Waffen und machte reinen Tisch für ein anderes Gebäude. Denn seit 14 Jahren ist, wie die Gesetzsammlung beweiset, für die Entwickelung und Fortbildung Frankreichs durch Gesetze fast nichts geschehen; obgleich diese Zeit dem freien, unabhängigen Gange der individuellen Fortschritte ungleich günstiger war, als die

Jahre des Kaiſerthums. Statt Mittwochs einen Vergleich einzugehen, befahl Karl X mit Kartätſchen zu feuern, um ſeinen Begriff abſoluten Königthums durchzuſetzen. Nicht darin liegt ſein Vergehen daß er ſchießen ließ, denn es kann Fälle geben wo die höchſte und edelſte Pflicht dies einem Könige gebietet; ſondern daß er ſchießen ließ, um ſein Unrechtthun zu beſchützen und durchzuſetzen.

Mir iſts gegenwärtig wie heute, welche Streitigkeiten ich mit gewiſſen bekannten Politikern darüber hatte, daß ihnen manche Dinge als hohe Weisheit, mir als Thorheit erſchienen. Ich habe leider Recht behalten. So z. B. die Charte ſey nur oktrojirt (damit ein heimliches Zeughaus der Willkür übrig bleibe, welches nun zum Verderben der Ungeſchickten in die Luft geflogen iſt); die Abſchaffung der dreifarbigen Kokarde (die man irrig als Zeichen aller Laſter betrachtete, ſtatt das Gute feſtzuhalten und in die brauchbare Erbſchaft, ohne Erregung eines Gegenſatzes, einzurücken); die Aufhebung der Nationalgarde (als zeige es Kraft, Schuldige und Unſchuldige gleichmäßig zu behandeln und die letzten zu beleidigen). Dies und Ähnliches hat nun ſeine harte Strafe gefunden, welche leicht auch die ſpaniſchen und neapolitaniſchen Bourboniden ergreifen dürfte. — Überhaupt hat die bloß retardirende Politik M — s in dieſen Tagen den letzten Stoß bekommen; gebe

nur der Himmel, daß man nicht in das andere Extrem verfalle und Rad ſchlage, ſtatt ruhigen Schrittes vorwärts zu gehen.

Einundſechzigſter Brief.

An A. v. R.

Paris, den 3ten Auguſt 1830.
(Königs Geburtstag, Vivat!)

Ich erhielt Deinen Brief hier in einem Augenblicke, wo Dummheit und Ungerechtigkeit furchtbare Schlachten in einer friedlichen Stadt und den Sturz eines Königshauſes herbeiführten. Alles Andere ward über dieſe großen Ereigniſſe vergeſſen. Du wirſt alſo denken daß deine Erzählung kleiner Begebenheiten, Wünſche und Zwecke bei mir keine Theilnahme gefunden habe. Gerade umgekehrt. Ich fühlte beſtimmter als ſeit langer Zeit, daß außerhalb all dieſer ungeheuren Strömungen und Stürme ein ruhiger Hafen liegt, daß irdiſch wichtige Ereigniſſe vermittelſt der Geſchichte zwar zur irdiſchen Unſterblichkeit eingeführt werden, durch jene ſtille, heitere Luft aber der aufwärts gerichtete Blick noch tiefer in die ächte Ewigkeit hineinſchaut. Ich fühlte daß der Maaßſtab, wonach wir gewöhnlich die

Dinge groß oder klein nennen, unzureichend iſt, und die Frage nach dem Was keine vollſtändige Antwort herbeiführt, ſobald wir nicht auch das Wie, Warum, auf welche Weiſe erforſchen. Wer eine Wunde heilt, iſt der nicht größer, als wer tauſend Wunden ſchlägt, und wer ein Haus auferbaut als der, welcher hundert niederreißt? Du biſt mit mir einig, wenn ich die weſentlich heilende und auferbauende Kraft in der Religion finde, und daß Staaten wie Einzelne nicht zu Ruhe und Frieden kommen, wenn ſie dies Lebensprinzip verläugnen, verſchmähen oder mißbrauchen. Die franzöſiſchen Atheiſten haben es geläugnet, viele ſonſt wohlgeſinnte Führer der letzten Jahre es bei Seite geſtellt und mit andern Mitteln auszukommen geſucht, die Jeſuiten und Congregationiſten haben es mißbraucht und durch Heuchelei und Unduldſamkeit die Keime ächter Religion, welche überall Wurzel ſchlugen, ſelbſt zerſtört. Ihr Reich hat ein Ende, das der Atheiſten nicht minder; aber den dazwiſchen ſtehenden Führern dürfte eine poſitive Erziehung nöthig ſeyn, damit die Religion, von Eiſesfroſt und Gluthhitze gleichweit entfernt, mit befruchtender Wärme in alle Herzen eindringe. Zwiſchen nichtiger Gleichgültigkeit und falſchem Eifer liegt der wahre Weg in der Mitte; darum erkläre ich mich wider diejenigen, welche die Religion aus dem Kreiſe ihrer Gedanken und Gefühle hinausweiſen, und eben ſo wider die Je-

ſuiten und wider die übertriebenen Puritaner. Die beiden letzten Sekten beweiſen den alten Satz: les extrêmes se touchent, und ſo viel ſie auch auf einander ſchelten, geht doch durch ihre Weiſe das Chriſtenthum in Satzungen verloren, welche es angeblich tiefer begründen ſollen. Was den nur zu laut gewordenen Streit über Wegſcheider und Geſenius anbetrifft, deſſen Du erwähnſt, ſo will ich nicht allein glauben die Abſicht des Anklagenden ſey rein geweſen, ſondern (weil hier nicht der Ort iſt, in nähere Prüfung einzugehen) ſogar vorausſetzen, er habe in allen ſachlichen Punkten Recht. Billigen kann ich aber dann immer noch nicht, wenn jemand die Heilſamkeit einer amtlichen Stellung ohne genügenden Grund aufs Spiel ſetzt und das Vertrauen der Untergebenen verſcherzt; wenn wiſſenſchaftliche Fragen zur Entſcheidung an ein gemiſchtes Publikum gebracht und die Beweiſe nicht aus den weltbekannten größern Werken der Angeſchuldigten, ſondern aus höchſt unzuverläſſigen Quellen hergenommen werden. Wichtiger endlich als der ganze Inhalt des Streites war die Form, das Mittel, wodurch dem Übel abgeholfen werden ſollte. Nicht in freier Entwickelung wollte man die Wahrheit finden, ſondern ſie erzwingen und auforingen. Der Staat ſollte eingreifen, eine Richtung als unfehlbar und allein wahr bezeichnen, die Abweichenden aus dem Kreiſe der Lehrenden, ja der

Gemeinen hinausweiſen — bis, im Fall einer neuen Umwälzung, die unter dem Parteinamen der Rationaliſten Verjagten, ihre Gegner als abergläubige Myſtiker verdammt hätten oder die evangeliſche Freiheit ermüdet der römiſchen Curie zu Füßen gefallen wäre. Ich läugne nicht, daß aus der angegriffenen Schule manche ſchlechte Geiſtliche hervorgegangen ſind, aber es giebt auch Narren, die auf der entgegenſetzten hervorwuchſen, und die Plattheit der erſten verdient ſo wenig Lob als verketzernder Hochmuth der letzten. Daß auch die geringhaltigſten Naturen ſich jetzt herausnehmen über G. herzufallen, war vorauszuſehen; es iſt nicht zu billigen, obgleich er es ſich zugezogen und mit dem kleinlichen Märtyrerthume weder ſich noch Andern genützt hat. — Dieſe todten Abſtraktionen, welche alles über einen angeblich vollkommenen Leiſten ſchlagen wollen, ſind ein Gift für Staat, Kirche, Wiſſenſchaft, Kunſt, Erziehung u. ſ. w. Neander hat ſich über dieſe Dinge vortrefflich ausgeſprochen; da man ihm aber keinen puritaniſchen Klecks anhängen kann, weil er nicht (wie meine Wenigkeit) ins Theater geht, niemals getanzt hat u. dgl., ſo iſt man von der politiſch-verketzernden Seite gegen ihn angerückt und hat geſagt: er iſt ein Liberaler! Es giebt kein windſchieferes, unnatürlicheres Bündniß als das des neumodigen Puritanismus und des auferſtandenen Junkerthums. — Doch, warum ſchreibe ich aus Paris, was ich nicht einmal aus

Berlin schreiben — ja nach Deiner Ansicht gar nicht denken sollte! — Aber sind hier nicht ähnliche Streitfragen, nur in größerem Maaßstabe, durchgefochten und entschieden worden? Anstatt den Begriff des Royalisten (bei euch des Christen) zu erweitern, immer mehr und mehr darin aufzunehmen und dafür zu erziehen, hat man ihn immer mehr verengt und purificirt, bis es in ganz Frankreich gar keinen sogenannten royaliste pur mehr gab, den König, sein Hofgesinde und seine unfähigen Minister ausgenommen! Eben so nannten die Congregationalisten jeden einen Unchristen, der nicht blind auf ihre Worte schwur und für ihre Zwecke wirkte. So ists nun dahin gekommen, daß man binnen dreien Tagen dies reducirte König- und Christenthum völlig stürzen konnte! Die Gestürzten hatten Recht und Gesetz übertreten, das rief die Gewalt hervor. Von dem Augenblicke, wo der Kampf entschieden war, trat jeder in seine friedlichen Verhältnisse zurück, und ganz abweichend von so vielen ähnlichen Erscheinungen, gesellte sich Mäßigung zur Tapferkeit. Nun bedarf man der Weisheit, um von dem Siege den rechten Gebrauch zu machen. Die ersten Tage sind glücklich vergangen, sie waren die gefährlichsten; von Karl X und der Republik ist gleichmäßig nicht mehr die Rede, und ein anderes Staats- und Kirchenrecht wird hoffentlich obsiegen, als was die Vertheidiger der unumschränkten

Gewalt und des Geſetzes sur le sacrilège durchzuſetzen ſuchten.

Umwälzungen ſo wichtiger Art haben übrigens Einfluß auf jeden. Die höchſte Wahrſcheinlichkeit, daß bis zum dritten Auguſt nichts Wichtiges geſchehen werde, beſtimmte mich zur Reiſe nach Rouen und Havre. — Statt dich länger von Kirche und Staat zu unterhalten (worüber ich auch ſchon nach Berlin ſchrieb), lieber noch ein Paar Worte jene Reiſe betreffend. Wir verließen Paris den 26ſten Julius Abends um eilf Uhr und langten des folgenden Tages gegen Mittag in Rouen an. Zwei Franzoſen, die nacheinander das Coupé mit uns theilten, ſprachen natürlich von nichts als Politik. Der erſte ein verſtändiger Landwirth, der zweite bei der Diligenze angeſtellt, und weiſe darüber wie man den Staat eiligſt zu ordnen habe; aber ſchwach in Hiſtorie und Geographie, ſo daß er glaubte Danzig läge an der ruſſiſchen Gränze, Ungern in Deutſchland u. dgl. Er fragte, welche Sprache die Preußen ſprächen, und ob es in unſerem Vaterlande Poſten gebe? Trotz aller Politik wußte er nicht, daß der Friede zwiſchen Rußland und der Türkei abgeſchloſſen worden.

Rouen iſt nach neueren Begriffen eine häßliche Stadt mit engen krummen Straßen, andererſeits aber eben merkwürdig durch ſeinen alterthümlichen Charak-

ter, dem großartigen Dom, die schöne Kirche von St. Ouen u. s. w. Die Gegend ist ungemein reich und schön, und die Fahrt auf dem Dampfboote nach Havre hat meine Erwartungen weit übertroffen. Denn zu beiden Seiten des Stromes gehen in rascher Folge, Dörfer, Felder, Wiesen, Gebüsch in der buntesten Mannigfaltigkeit vorüber, bis endlich bei Quillebeuf die Hügelketten zurücktreten und das Meer in seiner Erhabenheit sich eröffnet. Es giebt auf Erden gewiß wenig Flußfahrten, die so viel Schönes, Reizendes, Großartiges binnen wenig Stunden den erfreuten Reisenden darböten. Auf dem Dampfbote waren Franzosen, Engländer (die gutentheils kein Wort französisch verstanden) und Deutsche. Zu den letzten gehörte eine Familie, eilf Köpfe stark, die aus der Gegend von Saarbrück nach Amerika auswanderte. Neun davon hatten sich während der Landfahrt in der Rotonde des Wagens eingepackt, zwei hatte man auf der Imperiale unter das Leder gesteckt, welches über das Gepäck gezogen ist. Zu meiner Verwunderung höre ich eine Frau gegen dies Leder den deutschen Namen Breier hinaufrufen, bis endlich zwei Arme der auf dem Bauche liegenden Kinder hervorkamen und ihr Frühstück in Empfang nahmen. Auf dem Dampfboote hatten sie doch Luft, Licht und frischen W...h. Die Regierungen sollten bei solchen Auswanderungen mehr mit Rath und That hervortreten, um

ſo manchem Elende vorzubeugen, was aus Unkunde der Verhältniſſe und Mittel zu entſtehen pflegt.

In Havre ging ich ſogleich zu Hrn. W., dem preußiſchen Conſul, welchem mich Hr. v. W. empfohlen hatte. Er führte uns auf die Anhöhen von Ingouville, welche ſehr ſchöne Ausſichten auf Stadt, Land und Meer darbieten. Nachdem wir uns am andern Morgen gebadet hatten, durchzogen wir Hügel und Thäler der Umgegend, drangen vor bis zu den auf einer hohen Landſpitze erbauten Leuchtthürmen, überſchauten das mit Schiffen reich geſchmückte Meer, ſtärkten uns in dem reizenden Dorfe St. Andreſſe mit einem guten Frühſtück und kehrten endlich zur Stadt zurück. Die Nachricht von dem Anfange der pariſer Unruhen beſtimmte mich ohne den geringſten Verzug dahin zurückzukehren. Unter einem furchtbaren Ungewitter fuhren wir ab nach Rouen, fanden dieſe Stadt (gleichwie Havre) in höchſter Aufregung, jedoch ohne Blutvergießen, weil niemand verſuchte die verabſcheuten königlichen Befehle zu vollziehen. Das Ausbleiben aller Diligenzen zwang uns Extrapoſt zu nehmen. Wir wählten den niedern Weg, welcher oft der Seine entlang führt. Mehre Ausſichten, beſonders eine von dem erſten hohen Berge dieſſeit Rouen, waren äußerſt ſchön. Rouen im Hintergrunde, die Seine durch viele reichbewachſene Inſeln verſchönert, und auf den Seiten alles, was eine Landſchaft an-

ziehend und erfreulich machen kann. Die Fahrt ging raſch, aber das Umſpannen, Mangel an den ohnehin elenden Kabriolets, politiſche Zweifel der Poſthalter u. ſ. w. hielten uns ſehr auf, und ob wir gleich den ganzen Tag, der Zeiterſparung halber nur einige Abrikoſen aßen, langten wir erſt in St. Germain an als es dunkel ward. Alle Einwohner dieſer ſchön gelegenen Stadt waren auf den Straßen verſammelt. Als wir in eine Seitenſtraße einbogen, ſtürzten Hunderte hinter uns drein, fielen den Pferden in den Zügel und wendeten mit großem Geſchrei den Wagen um. Unterdeß langte Nationalwache an, die uns ſagte: n'ayez pas peur, und dem Haufen: nous ne sommes pas des assassins, mais des Français; conduisons ces Messieurs à la mairie. Dies geſchah; der Officier, welcher anzuſcheinlich jede Verhandlung vor jenem Publikum vermeiden wollte, nahm mich eiligſt ins Haas, ſetzte mir die Lage der Dinge auseinander und rieth, mich nicht bloß gegen ihn, ſondern auch auf der Mairie auszuweiſen. Ohne daß er meine Päſſe (meine Erzählung genügte ihm) ſehen wollte, ging der Zug nach der Mairie, deren Grille geſchloſſen wurde, um den ungeheuren Andrang der Menge abzuhalten. Sie hatten uns, in graue Staubmäntel gehüllt, für Gardeofficiere gehalten, die in Weiberkleidern zum Könige durchſchleichen oder Depeſchen fortbringen wollten. Auf dem Hofe der Mairie

ward der Paß geprüft, und meine laut vorgetragene Rechtfertigung vollkommen genügend befunden. Mir, wie H. war die Sache intereſſant und komiſch; ich kann es nicht Muth nennen, daß wir keine Furcht hatten. — Sie ſind Preußen (ſagte ein Nationalgardiſt), brave Leute, aber wenn ſie wiederkommen wollten, ſollte es ihnen (er zeigte ſein Gewehr) ſchlecht ergehen. — Meine Antwort: jeder müſſe Herr in ſeinem Hauſe ſeyn, und die Völker ſollten nur freundſchaftlich in Diligenzen zueinanderkommen, gefiel dem Auditorium; mehre traten heran und ſchüttelten mir die Hand. Mit Mühe fanden wir einen Gaſthof, ſo überfüllt waren die meiſten. Am andern Morgen fuhren wir in Paris ein, und ſahen und hörten die ungeheuren Begebenheiten und Vorkehrungen, welche vier Tage vorher kein Menſch geahndet hatte.

Zweiundſechzigſter Brief.

An den Geheimenrath K.

Paris, den 4ten Auguſt 1830.

Mein theurer Freund! Die ungeheuren Ereigniſſe, welche wir hier erleben, nehmen ſo den ganzen Menſchen in Anſpruch, daß man kaum an etwas Anderes

denken kann. Und wiederum ergreift mich bei dieſer allgemeinen Unſicherheit, ſelbſt deſſen was am feſteſten begründet ſeyn ſollte, die Sehnſucht nach einem ſtillen, friedlichen Kreiſe. Während Königshäuſer zuſammenſtürzen und Herrſcher wie Volk ihre Rechte in Blut begründen, oder ihre Sünden im Blute abwaſchen wollen, fühlt man daß Freundſchaft und Treue von Wenigen, die in den mittlern Regionen der Menſchheit angeſiedelt ſind, eine ſicherere Gewähr für Glück und Zufriedenheit darbieten, als wenn man am Boden zu kriechen gezwungen, oder auf Bergeshöhen den Stürmen ausgeſetzt iſt. Unſer geſelliger Freitag mit ſeiner ungeſchriebenen Verfaſſung, hat ſchon zehn franzöſiſche Conſtitutionen, und alte und neue Dynaſtien überdauert.

Ihr erhaltet in den Zeitungen ſo vollſtändige Berichte über alles, was hier geſchieht, daß ich um ſo weniger etwas Erhebliches hinzuzuſetzen weiß, da ich Bedenken trage manche intereſſante Männer zu beſuchen, weil ſie mit wichtigeren Dingen beſchäftigt ſind. Deshalb nur Einzelnes wie es mir einfällt.

Die Herzoginn von Angouleme hat (ſo verſichern Mehre) ſchon längſt geſagt: ce Polignac nous perdra; anſtatt aber darauf zu hören, wies der König ſie an, ſich nicht in den Gang der öffentlichen Angelegenheiten zu miſchen und auf einige Wochen zu verreiſen. Peyronnet gab noch Sonnabend ſein Wort

an R., es werde kein coup d'état erfolgen. Ähnlicherweiſe hat man alle Geſandten getäuſcht, und auf heftige Beſchwerde ſoll Polignac geantwortet haben: Si on trompe tout le monde, on ne trompe personne. Nie zeigte ſich der König heiterer, mehr à son aise, als vorigen Sonntag, nachdem er ſchon die Ordennanzen unterſchrieben hatte. Er zweifelte nicht am Gelingen; ja Dienſtags, wo man ſich ſchon herumſchoß und Kanonen vor Polignac's Wohnung aufgefahren waren, empfing dieſer noch in großer Soirée die Glückwünſche kurzſichtiger Ultras. So wenig wußten die Einfältigen, was an der Zeit ſey. Richtiger ſah Marmont, ohne das Rechte zu thun. Montags ſprach er nach der öffentlichen Sitzung der Akademie lange allein mit Ch. ganz im liberalen Sinn und nannte die Sache tout à fait perdue, welche er verſuchte Mittwochs mit Kartätſchen durchzuſetzen. Die Soldaten ſuchten die beiden Seiten der Seine, die rue St. Honoré und die Boulevards zu halten, und ſo Paris in mehre ſchwächere Theile zu zerfällen. Auch wich das Volk meiſt wenn ſie regelmäßig vorrückten, war aber ſogleich an anderer Stelle in Überzahl zur Hand, oder ſchoß aus den Fenſtern und hinter den Barricaden. Die Reiterei, anfangs am furchtbarſten, ward dadurch und durch die großen auf den Boulevards gefällten Bäume völlig unbrauchbar gemacht. In engern Straßen wurden ihnen die unge-

heuren Steine und die Flaschen gefährlich, die man aus den Fenstern herabwarf. Giebt man die Nothwendigkeit und Gerechtigkeit zu, sich gesetzwidrigen Ministerialverfügungen und Ordonnanzen mit den Waffen in der Hand zu widersetzen, so ist die Tapferkeit groß, und die Mäßigung während des Kampfes und nach demselben größer gewesen, als sich irgend erwarten ließ. Kein Wunder indeß wenn die niedere Klasse, welche meist den Ausschlag gab, wenn die aufs höchste öffentlich belobten Sieger, nun auch meinen sie verstünden aufzubauen, wie niederzureißen. Daher kommen Ansichten zum Vorschein von Republik, Volkssouverainität, Abschaffung der Pairskammer u. s. w. Orleans bestimmtes Auftreten hat über die drei ersten gefährlichsten Tage hinübergebracht. Man gewann die Schüler der école polytechnique, bei ihm die Ehrenwache zu übernehmen, beseitigte glücklich den republikanischen Versuch eines General D., und ersetzte auf der Commune einige mauvaises têtes mit gemäßigteren Männern. Den kleinen klassenden und Thorheit predigenden Blättern treten die größeren, wie das Journal des débats, verständig gegenüber. So steigt die Hoffnung, es werde dieser Übergang der Herrschaft auf den Nebenzweig der Bourboniden ruhiger vor sich gehen, als man voraussehen konnte. Aber es gehörten so ungeheure Thorheiten dazu, um die ältere ungeliebte Linie, als Eidbrüchige

darſtellen und ſtürzen zu können. Überall iſt der König mit ſeinen Vorſchlägen um drei Tage zu ſpät gekommen, auch mit dem letzten, für den Herzog von Bordeaux abzudanken. Vielleicht hätte dieſer Ausweg die Legitimität mit den neuen Wünſchen und Hoffnungen am Beſten verſöhnt, die fremden Mächte am leichteſten beruhigt, und alle Anſprüche der abgeſetzten Linie völlig beſeitigt; jetzt iſt aber keine Ausſicht vorhanden, daß dieſe kalten Betrachtungen über leidenſchaftliche Wünſche und Hoffnungen in den Kammern obſiegen werden, — und noch weniger bei dem großen Haufen. Ich wollte geſtern mit Hermann nach St. Cloud fahren und ſuchte, als die Kabriolets zu viel forderten, Plätze in den Wagen, die gewöhnlich auf dem Platze Louis XVI ſtehen. Ehe wir aber anlangten, gewahrten wir, daß alle Leute mit Güte oder Gewalt gezwungen wurden, auszuſteigen; drei Quaſiſansculotten ſetzten ſich dann mit ihren Flinten in das Kabriolet, zwei hinten, einer oben auf. Nun vorwärts. Auf unſere Fragen erfuhren wir: da der König nicht auch für den Herzog von Bordeaux entſagen wolle, ziehe das pariſer Heer nach Rambouillet; wir werden, ſagte einer, das alte Schwein ſchon zwingen. In die Straße Rohan zurückkehrend, hörten wir neuen Lerm. Bald wurden beide Seiten der Straße von Pariſern, meiſt geringen Standes, eingenommen, die ſich angefaßt hatten und ſingend vor-

wärts chassirten. Die Mitte der Straße füllten die Schaaren an, welche aus Rouen und Elbeuf den Parisern zu Hülfe zogen. Gekleidet auf die bunteste Weise, bewaffnet und unbewaffnet, Beifall auf allen Seiten, aus den Fenstern u. s. w. An die Geschäftsfragen: wo werden wir wohnen, was werden wir essen, was sollen wir thun, hatte wohl keiner gedacht. Das findet sich, da viel Größeres leicht zu Stande gebracht worden. Später wollten wir nochmals nach den Champs élisées gehen, hörten aber schon in der Straße Rivoli groß Geschrei vom Platze Louis XVI her. Bald sahen wir ein Kabriolet in vollem Galopp nahen, dessen Kutscher der Requisition nach Rambouillet zu fahren, nicht Folge leisten wollte und deshalb von dem Pöbel verfolgt wurde. In dem Augenblicke, wo er zwischen uns und der Menge war, fielen drei Schüsse hinterher, die ihn oder auch uns hätten treffen können. So rasch und nachdrücklich sind die Mittel, Widersprüche gegen die Wünsche des souverainen Volks zu beseitigen. Ohne Anführer, Befehl, Ordnung, Lebensmittel sind gestern zwischen zwei bis zehn Uhr einzeln, paarweise, haufenweise, fünfundzwanzig tausend Menschen (nach der geringsten Angabe) gen Rambouillet aufgebrochen, um (wie sie sagen) der Sache ein Ende zu machen. Vielleicht entsagt der König auch für der Herzog von Bordeaux, wenn er diese Bewegungen erfährt; vielleicht ist er schon entflohen

oder fortgeführt, ehe die Schaaren anlangen; vielleicht entſteht ein furchtbarer Kampf zwiſchen ihnen und denen, die es für ihre heiligſte Pflicht halten, ſeine Perſon zu ſchützen, wenn ſie auch ſeinen Thron nicht retten konnten; vielleicht wird er, mit ſeiner ganzen Familie ermordet!! Welche entſetzliche Vielleicht, deren Beantwortung man ruhig in der nächſten Zeitung erwartet! — In Paris iſt ſcheinbar Alles wie gewöhnlich: die Läden offen, die meiſten Geſchäfte im Gange, man ißt, trinkt, lacht, — und freut ſich vor allem der neuen, glücklichen Zeit die von jetzt an beginnt. Ich gebe gern zu, daß man früher nie ſo ſehr zur Selbſthülfe iſt hingetrieben worden, daß günſtigere Ausſichten, als in ähnlichen Verhältniſſen während der Revolution, auf ein glückliches Ende vorhanden ſind; aber die Criſis iſt noch nicht die Geſundheit ſelbſt, ſondern nur ein Wendepunkt der Krankheit. Als die Regierung ſündhafterweiſe aus den Kreiſen des Rechts und der geſetzlichen Entwickelung heraustrat, gab ſie den Ausgang in die Hände der bloßen Gewalt. Die Gewalt der Maſſen hat wider ſie entſchieden, die Gewalt iſt noch bei dieſen Maſſen und eine höchſt ſchwierige Aufgabe ſie ihnen zu entwinden, ohne daß ſie beleidigt und zu neuem Aufſtande wider die neuen Häupter aufgereizt werden. Der Ungehorſam gegen ungerechte Befehle, und der Ungehorſam gegen nothwendige Beſchränkungen, liegt

ſo nahe beieinander. Hat eine unfähige Regierung jenen herbeigeführt, wird es der tüchtigſten ſchwer, den letzten auszutreiben. Strenge iſt oft unmöglich, und Nachgiebigkeit gefährlich. Wenn indeß, nach dem Sprichworte, der Gebrannte das Feuer ſcheut, ſo hat man Gründe in Unzahl zu hoffen, die Franzoſen werden eines neuen Verſuchs die Feuersbrunſt einer ſchlechten Revolution anzuzünden, ſo Meiſter werden, wie die Engländer 1688. Ich hoffe, es ſollen gleichmäßig für ſie und für Europa aus dieſen Ereigniſſen glückliche Folgen hervorgehen: eine Contrerevolution im Sinne der intoleranten Geiſtlichkeit, der eingebildeten Adeligen, der unfähigen Miniſter und des verſteinerten Königs, konnte niemand wünſchen. Das Regierungsſyſtem — s und — s wäre dann, unter — Vermittelung auch wohl über Frankreich nach Deutſchland gewandert und ganz Europa auf eine irrige Weiſe rückläufig geworden. Gebe der Himmel, daß die Miniſterien in rechte Hände kommen, die zuerſt Angeſtellten werden ſich ſchwerlich lange erhalten; erſt allmälig, wenn der Boden beruhigt iſt, kann man lange feſt darauf ſtehen. Ich habe große Achtung vor G.; ob er aber Scharfblick, Gewandtheit, raſchen Entſchluß und Geſchäftskenntniß beſitzen wird, um als Staatsmann das Innere Frankreichs zu leiten, Perſön!' ykeit genug Allen zu imponiren,

möchte ich bezweifeln. Nun, der Himmel gebe ſeinen Segen!

Mittags.

Ich ging auf die Bibliothek, konnte aber vor Hitze nicht ausdauern. Unterwegs höre ich daß, Gottlob, der König vor Ankunft des furchtbaren pariſer Heeres von Rambouillet nach Chartres abgefahren iſt. Den großen Haufen wird man hoffentlich bewegen, jetzt zur Arbeit zurückzukehren. Seine Verpflegung und Unterſtützung koſtet ohnehin bedeutende Summen. — Die Literatur der Straßenecken iſt wichtiger und intereſſanter als je. So fand ich in dieſem Augenblicke eine Adreſſe des Ausſchuſſes einer Geſellſchaft der Freunde der Volksfreiheit an den General Lafayette, welche unter anderem die Grundlagen ausſprach, nach welchen die künftigen Staatseinrichtungen getroffen werden müßten. Gutes und Abgeſchmacktes bunt durcheinander gewürfelt. Dann das Verlangen: die proviſoriſche Regierung von Paris bis zur beendeten neuen Geſetzgebung aufrecht zu erhalten; welche Forderung die Commiſſion vielleicht herbeigeführt und, laut des Anſchlags, bewilligt hat. Beides erinnert an die argen Vorgänge früherer Jahre. Franzöſiſch in anderer Weiſe, iſt folgendes Geſpräch zwiſchen dem Dey von Algier und Karl X.

Charles. Camerade le Dey par moi — ton fort est pris.

Dey. Oui Charles X mais vous — perdez Paris. Nous voilà tous deux sans capitale Buvons un coup, c'est moi qui vous regale.

Wenn die ältere Linie vollſtändig entſagt und die europäiſchen Mächte ſich für Orleans ausſprechen, bleibt die Partei Napoleons II und der Republik unbedeutend. Längere Weigerung des Königs wird keinen großen Bürgerkrieg herbeiziehen, fremde Einmiſchung aber mißlingen und die Franzoſen mit erneuter Gewalt über ihre Gränzen zu unſerem und ihrem Unglücke hinausführen.

Der Herzog von R — hat dem Könige die dringendſten Vorſtellungen gemacht, die Herzoginn von B— iſt ihm zu Füßen gefallen mit der Bitte, nicht ſich, ſie und ihre Kinder zu Grunde zu richten. Vergebens! Der Miniſter Montbel ſagte einem Freunde: ich trage meinen Kopf zum Blutgerüſt! Und doch hat er, aus falſchem point d'honneur, nachgegeben und unterſchrieben, ſtatt einzuſehen daß die höhere Treue in der Weigerung lag! Die Theater haben wieder begonnen; neben neuen patriotiſchen Liedern iſt auch die marſeiller Hymne gefordert und geſungen worden. Das Denkm. d Berry's will man den jetzt Gebliebenen weihen; auf dem Fußgeſtelle für die Bild-

ſäule, welche Ludwig XVI an dem Orte ſeiner Hinrichtung errichtet werden ſollte, prangt jetzt die Inſchrift: monument de la Charte. So wie die Ultraroyaliſten auch das Nothwendige als freche Willkür, das Heilſame als verderblich, das Edle als verächtlich bezeichneten, ſobald es in und mit der Revolution oder durch dieſelbe hervorwuchs; ſo möchte die äußerſte Gegenpartei alle Thorheit als Weisheit und alle Verbrechen als edle Thaten darſtellen, ſobald ſie irgend mit revolutionnairen Anſichten in Verbindung traten.

— — Es iſt ganz irrig, die Ereigniſſe der letzten Tage einer umfaſſenden alten Verſchwörung der Liberalen zuzuſchreiben. Dieſe Verſchwörung beſtand lediglich darin, daß ſie die Stimmung Frankreichs für ſich gewannen, was der Regierung ungeachtet größerer Hülfsmittel mißlang. — Als unter ſolchen Verhältniſſen die von Allen hochverehrte Charte weſentlich übertreten ward, mußte das Wort: fermons les bouches, von den größten Folgen ſeyn.

Lebt wohl in eurem glücklichen Berlin, wo man keinen König zu verjagen, keine Verwundeten zu heilen, keine Erſchlagenen zu beweinen hat. Doch führt Gott alles hinaus zu ſeinem Ruhme und unſerer Heiligung! Lebt wohl.

Dreiundſechzigſter Brief.

An D. Gr.

Paris, den 6ten Auguſt 1830.

Auf Ihren Brief politiſchen Inhalts haben Sie ſeitdem ſo viel weltgeſchichtliche Antworten erhalten, daß ich nichts hinzuzufügen weiß. Mit Recht wollten Sie (ſo wenig wie ich) an Gewaltſchritte glauben, bevor man nicht den augenſcheinlichſten Beweis führe, daß der König wahnſinnig oder regierungs- und lebensſatt ſey. Er iſt es aber geweſen auf unbegreifliche Weiſe! Und die elenden Miniſter möchten ihre Dummheiten und Verbrechen gern als eine Ehrenſache und als löbliche Treue gegen ihren Herrn darſtellen, während ſie durch ihre Aufreizungen und ihre Nachgiebigkeit das Verderben herbeiführten. Ich weiß kein Beiſpiel, daß jemand ſo sans rime et sans raison ein ſolches Reich verloren habe. Bei Napoleon begreift man, wie er ſich auf den allerdings auch thörichten Satz feſtfuhr: Alles oder Nichts; aber zu ſagen: dieſe Miniſter, oder keine, iſt ſo thöricht daß die Sprache dafür keinen hinlänglich ſtarken Ausdruck beſitzt. Und die Hofſchranzen, welche das neue Syſtem noch Dienſtags laut prieſen, glänzenden Angeſichts den Sieg

verkündeten und dem Fürſten Polignac demüthig aufwarteten, ſind Mittwochs wie Spreu auseinandergefahren, laut diejenigen anklagend, deren willige Knechte ſie noch vor wenig Stunden waren. Von keinem kennt man eine edle That, oder auch nur ein kräftiges Wort, und die Zurückgeſetzten welche ein ſolches gegen den König ausgeſprochen hatten, ſind mit Strenge, oder höchſtens mit ſelbſtgefälligem Lächeln abgewieſen worden. Der König lebte des thörichten Aberglaubens: er habe eine höhere Vokation von Gott für alles was ihm gut dünke. — Das Geheimniß der bevorſtehenden Gewaltſtreiche iſt nur zu gut bewahrt worden; vielleicht hätten ſich die Widerſprüche der fremden Geſandten ſo geſteigert, daß man ſchüchtern geworden wäre. Unterrichtete behaupten: im Miniſterialrathe habe man berathen, ob nicht Einzelnen z. B. R. ein Wink zu geben ſey, aber beſchloſſen Alle müßten gleichmäßig myſtificirt werden. Und dieſen Beſchluß, erzählt man, hielten die Herren ſehr gewiſſenhaft, um deſto einträglicher in den Fonds à la baisse zu ſpielen! Jetzt ſpielt man mit ihren Köpfen à la baisse; obgleich jeder, den ſolche Schande und ſolch Unrecht nicht zurückſchreckt, kaum einen Kopf hat, der des Abſchlagens werth iſt. Die drei R. ſind zu Peyronnet gegangen und der ältere hat ihm geſagt: ihr Haus ſey immer royaliſtiſch geweſen und habe manchen König auf die Beine geholfen. Er

möge die Hände fünfhundertmal umwenden, ehe er einen Gewaltſtreich verſuche. Peyronnet gab Wort und Handſchlag, davon ſey nicht die Rede. Das hieß jenen Leuten, regieren im großen Style. So übermüthig man noch Dienſtags am Hofe war, ſo ganz hatte man Mittwoch den Kopf verloren, und der Dauphin nahm ſich noch kläglicher als der alte König. Sehr günſtige Bedingungen die noch Mittwochs dargeboten wurden, wollte und konnte niemand Donnerstags bewilligen. — Ob zum Glücke Frankreichs und Europas? Mich gemahnts wie ein ſchlechtes Hausweſen, wo man ſich mit einer nichtsnutzigen Frau, oder einem nichtsnutzigen Manne hinquält; vielleicht beſſer eine Exploſion, die zu einem feſten Entſchluſſe führt, als ein langes, ſieches Leben.

Wenn man über die Regierenden zu erſtaunen Urſach hat, dann noch mehr und auf erfreulichere Weiſe über das Volk. Daß dies Gewalt braucht, wenn man ihm gegenüber Gewalt für Recht ausgiebt, iſt ſehr natürlich, und jene Regierenden löſeten die bürgerliche Ordnung zuerſt auf. Nun hat ſich aber das Volk nicht bloß gewaltiger (was öfter vorkommt) ſondern auch gerechter und gemäßigter gezeigt, als Sr. Durchlaucht Hr. Polignac und Sr. Excellenz Hr. Peyronnet. Wären die Sanskulotten in ihrer Art dem Könige und den Miniſtern gleich ge-

weſen, das Unheil hätte gar keine Gränzen gehabt. — Von dem Marſche gen Rambouillet, der gerechte Furcht erweckte, ſind Alle ruhig und gemäßigt zurückgekehrt, haben ſich willig den Befehlen gefügt und ſelbſt feſtgeſetzt: ſie wollten jeden todtſchießen, der ſich betrinke, oder Frevelein begehe. Beim Einzuge des Herzogs von Chartres hat man nur ihn und den Herzog von Orleans als ſolchen hoch leben laſſen, ohne den Entſcheidungen der Kammern vorzugreifen. Dies große Beiſpiel beſtätigt den Satz: man könne im ſchlechten Sinne revolutionnair ſeyn auf dem Throne, wie in der Hütte. Das Seltenere aber iſt: die Mäßigung und Gerechtigkeit, welche eben fehlte, nach beendetem Kampfe, ja während deſſelben, in der Menge zu finden. So hoffe ich, nachdem die erſten Tage ohne weitere Ungebühr vorübergegangen ſind, einen glücklichen Ausgang für Frankreich, ob ich gleich wohl weiß, daß auf ähnliche Wunder nicht mit Sicherheit zu rechnen iſt. Wäre der Herzog von Orleans nicht aufgetreten, dürfte die größte Uneinigkeit eingebrochen ſeyn. Lange ſchwankte er, was zu thun ſey und irrte flüchtig und in höchſter Gemüthsbewegung während der Nacht vom Donnerstag auf den Freitag in den Feldern bei Surennes umher, um nicht willenlos einer der beiden Parteien in die Hände zu fallen. — Die wenigen Anhänger Napoleons II verſchwinden, die zahlreicheren der Republik treten zurück, Hein-

rich V hat nur ſehr wenige Stimmen, und um ſchnell zu enden (was dringend nöthig iſt) wird man in dieſen Tagen den Herzog von Orleans zum König erklären. Damit iſt nicht aller Tage Abend, und Leiden, Parteien, Mißgriffe werden menſchlicherweiſe nicht ausbleiben, aber wer hat dieſe Umwälzung herbeigeführt? Sie kann, recht benutzt, großen Vortheil bringen, während ein Sieg der Miniſter zweifelsohne höchſt verderblich geworden wäre. — Was die Verſchiedenheit unſerer politiſchen Anſichten betrifft, ſo liegen ſie nicht im rechten, oder linken Centrum, was mathematiſch eine Thorheit iſt, und auch politiſch im Weſentlichen zuſammenfällt; ſie liegt darin, daß Sie den Kriegsfürſten, den Weltſtürmer, die Gottesgeißel Napoleon, für einen Friedensfürſten, Weltbeglücker und Erlöſer halten. Die rechten franzöſiſchen Liberalen ſind keineswegs dieſer Meinung, und auch Sie werden darüber zu anderen Anſichten kommen, ſonſt müſſen Sie überall die drei Haupttugenden der Gerechtigkeit, Mäßigung und Weisheit, der bloßen Tapferkeit zum Opfer bringen. Freilich gehe ich noch einen weſentlichen Schritt weiter und behaupte: jene vier Kardinaltugenden reichen nicht aus Familie, Stadt und Staat zur höchſten Vollkommenheit zu erheben; es gehören die drei chriſtlichen Haupttugenden, Glaube, Liebe und Hoffnung zur letzten Verklärung. Doch dies wichtige Kapitel kann man nicht beiläufig ren

Paris aus entwickeln, auch will ich noch Raum behalten Ihre Frau auszuſcheiten!

Eitelkeit, meine verehrte Freundinn, iſt (um mit jenem Studenten zu reden) zwar nicht mein Fach, beſonders wenn man ſeine Ruhe und Bequemlichkeit deshalb aufopfern ſoll; aber Briefe eröffnen, und ſich damit breit machen daß man dergleichen von der erſten Künſtlerinn Deutſchlands erhalte, iſt mit gar keiner Unbequemlichkeit verbunden und eine Art von Eitelkeit, welcher ich zu entſagen nicht eher geneigt bin, als wenn ich muß. — Nun ſchreibt zwar Ihr Mann: Sie hätten in ſeiner und meiner Frauen Gegenwart, meiner beifällig erwähnt; allein um der beſagten Eitelkeit entgegen zu treten wird meine Frau es läugnen, oder einen niederſchlagenden Commentar beifügen, oder Ihren Mann noch mehr loben, ſo daß für mich immer nichts übrig bleibt. Daher verlange ich das Alles ſchwarz auf weiß. — Wahrſcheinlich vergebens; denn Sie reiſen wohl bald ab, und wir ebenfalls in vierzehn Tagen, wenn nicht allerneueſte Gründe den neuen Plan umſtoßen. Es wäre verkehrt um einiger Handſchriften und einiger Sitzungen der Kammern halber, die weitere Reiſe ganz aufzugeben. Iſt der neue König in den beiden großen Backöfen fertig gebacken, hat Frankreich ihn für ein gutes Eſſen erklärt, ſo kann ich ruhig mit lauter Charles X in der Taſche durch alle Landſchaften reiſen.

Ihr Mann hat nichts vom Theater geſchrieben und ich weiß noch weniger davon zu ſagen. Die muſikaliſche Hälfte liegt Brache, die der Komödie gutentheils, weil die Mars fehlt; die Tragödie iſt nicht anzuſehen, die Vaudevilles kaum anzuhören. Ich warte indeß auf Wiedereröffnung des Theatre français, um daſelbſt noch einige Luſtſpiele trefflich darſtellen zu ſehen.

Da ich nun über die Theater keinen Bericht erſtatten kann, will ich, um den ſonſt ſo vielbeſprochenen Gegenſtand nicht ganz zurückzuſetzen, Ihnen etwas Allgemeineres über die Theatergeſetzgebung mittheilen.

Bis zu dem Anfange der franzöſiſchen Revolution ſtanden die Theater lediglich unter Aufſicht und Gerichtsbarkeit der Polizei, und keines durfte ohne beſonderen königlichen Freibrief eröffnet werden. Ein Geſetz vom 24ſten Auguſt 1790 übertrug dagegen jene Geſchäfte und die Beſtätigung jeder früheren Erlaubniß an die Obrigkeiten der Städte (corps municipaux). Umſtändlicher ſprach ſich das Geſetz vom 13ten Januar 1791 aus. Jeder Bürger (ſo heißt es daſelbſt) kann ein Theater eröffnen und Stücke jeder Art ſpielen laſſen, ſobald er vor Errichtung deſſelben der Ortsobrigkeit eine Erklärung überreicht hat. Dramatiſche Werke, deren Verfaſſer ſ[illegible] fünf Jahren oder früher ſtarben, ſind ein öffentliches Eigenthum

geworden, und können ohne Rückſicht auf alte, hiemit aufgehobene Privilegien, von allen Geſellſchaften dargeſtellt werden. Hingegen darf man kein Stück eines lebenden Verfaſſers ohne ſeine Erlaubniß geben, bei Verluſt der ganzen Theatereinnahme zum Beſten des Beeinträchtigten. Die Theater und Schauſpieler ſtehen unter Aufſicht der Stadtobrigkeit, doch kann dieſe, wenn Schauſpieler und Verfaſſer die Verantwortlichkeit übernehmen, die Aufführung keines Stücks unterſagen. Soldaten dürfen nur, nach vorhergegangener Aufforderung durch einen bürgerlichen Beamten, zur Herſtellung der Ruhe in ein Schauſpielhaus eindringen.

Dieſe Beſtimmungen wurden, beſonders in Beziehung auf literariſches Eigenthum näher erläutert (19ten Auguſt 1792 und 19ten Julius 1793); die ſpätere Geſetzgebung nimmt dagegen einen ganz anderen Charakter an. In einer Verfügung vom 2ten Auguſt 1793 heißt es z. B.: Vom 4ten dieſes Monats an bis zum 1ſten September ſollen wöchentlich dreimal gegeben werden, Brutus, Wilhelm Tell, Cajus Gracchus und andere Stücke, welche die glorreichen Begebenheiten der Revolution und die Tugenden der Freiheitsvertheidiger in Erinnerung bringen. Die Koſten einer dieſer Vorſtellungen bezahlt wöchentlich die Republik. Alle Theater, welche Stücke darſtellen die den öffentlichen Geiſt verderben, oder den beſchä-

menden Aberglauben (superstition honteuse) vom Königthume wieder erwecken könnten, werden geſchloſſen, ihre Direktoren verhaftet und nach Strenge der Geſetze beſtraft. Die Gemeinerâthe (conseils des communes) ſind von jetzt an beauftragt die Theater zu leiten und diejenigen Stücke aufführen zu laſſen, welche ſich am meiſten eignen den öffentlichen Geiſt zu bilden und die republikaniſche Energie zu entwickeln (14ten Auguſt 1793). — Der Ausſchuß für öffentlichen Unterricht wird alle nöthigen Mittel ergreifen, um die Schulen, die Theater und alle Künſte und Wiſſenſchaften auf den einzigen Zweck aller Arbeiten des Convents, auf die Befeſtigung der Republik hinzuleiten (1ſten Mai 1795). — Das Direktorium befiehlt: alle Theaterunternehmer ſollen, bei perſönlicher Verantwortlichkeit, täglich vor dem Aufziehen des Vorhangs, beliebte republikaniſche Lieder ſpielen laſſen, wie z. B. die marſeiller Hymne, ça ira, veillons au ſalut de l'empire, le Chant du départ u. ſ. w. In jedem Zwiſchenakte ſingt man die marſeiller Hymne, oder ein anderes patriotiſches Lied. Das Theater der Künſte giebt, jeden Tag wo es geöffnet iſt, eine Darſtellung der »ſtreande à la liberté«, oder ein anderes republikaniſches Stück. Es iſt verboten zu ſingen oder ſingen zu laſſen, das verdammliche (homicide) Lied: das Erwachen des Volks (4ten Januar 1796). —

Unter dem Kaiſerthume nahm dies Alles eine ganz andere, aber nicht minder tyranniſche Richtung. Napoleon erließ am 8ten Junius 1806 ein Geſetz folgendes Inhalts: Kein Theater darf ohne kaiſerliche Genehmigung in der Hauptſtadt eröffnet werden. Der Miniſter des Innern entwirft, oder beſtimmt das Repertoir für die ernſte und komiſche Oper und das franzöſiſche Theater. Kein anderes Theater in Paris darf ein, in dieſe drei Verzeichniſſe aufgenommenes Stück ohne Erlaubniß, oder vertragsmäßiges Abkommen darſtellen. Der Miniſter des Innern kann jedem Theater eine Art von Schauſpielen vorſchreiben, auf die es ſich beſchränken muß. Nur im großen Opernhauſe dürfen Ballete gegeben werden.

In den bedeutenderen Städten des Reichs wird die Zahl der Theater auf zwei, in den kleineren auf eins und in Paris auf acht (29ſten Julius 1807) herabgeſetzt. Sie müſſen, ſo wie alle umherziehende Schauſpielergeſellſchaften, vom Miniſter des Innern Erlaubniß einholen. Ein Unternehmer der bankerott macht, darf kein zweites Theater eröffnen, und kein Stück ohne Erlaubniß des Polizeiminiſters gegeben werden. Dieſe tyranniſchen Beſtimmungen wurden noch geſchärft durch die Ernennung eines Intendanten (1ſten November 1807) für die Haupttheater, der in ſeiner Art eben ſo zur Despotie geſetzlich angewieſen wurde, wie etwa der Rektor der Univerſität

in anderen Kreiſen. Anſtellung, Penſionirung, Repertoire, Beſtrafung u. ſ. w. hatte man z. B. ganz in ſeine Hände gelegt. Seit der Reſtauration iſt zwar Einzelnes an dieſer Geſetzgebung gemildert, im Ganzen aber hat man die Theater nach wie vor als Anſtalten betrachtet, welche lediglich von der Willkür der verwaltenden Beamten abhängen. Für dieſe harte Abhängigkeit empfangen mehre derſelben von der Regierung größere, oder geringere Unterſtützungen; ſo im Jahre 1828 die große Oper 850,000 Franken, das italieniſche Theater 95,000, das franzöſiſche Theater 200,000, die komiſche Oper 150,000, das Odeon 100,000, die königliche Muſikſchule 136,000, die Anſtalt für geiſtliche Muſik 45,000. — Überdies erhielt die große Oper einen Zuſchuß aus den anderen Theaterkaſſen von etwa 300,000 Franken, ſo daß ſie mit Einſchluß des theuren Ballets, an 1,150,000 Franken mehr koſtet, als einbringt. — Eher als für die Beſteuerung der übrigen Theater zum Beſten der großen Oper, läßt ſich etwas dafür ſagen, daß ein gewiſſer Theil aller Theatereinnahmen an die Armenkaſſen abgeliefert wird.

Nach einem Geſetze vom 8ten December 1824 ſind ſtehende Geſellſchaften in Paris, Bordeaux, Lyon, Marſeille, Rouen, Havre, Toulouſe, Montpellier, Lille, Straßburg, Metz, Nancy, Toulon, Nantes, Breſt, Perpignan, Calais, Boulogne und Verſaille. Dann

folgen achtzehn Geſellſchaften für mehre in achtzehn Bezirken genauer verzeichnete Städte; endlich herumziehende Geſellſchaften, welche nur in den nicht vertheilten Städten ſpielen dürfen.

Neben dem neueſten Welttheater haben wir das allerälteſte ſtudiert. An 700 Abbildungen ägyptiſcher Denkmale, beginnend an 2,000 Jahre vor Chriſtus, Bildniſſe aller Pharaonen, ihrer Weiber und Kinder, Inſchriften und Darſtellungen von den einfachſten häuslichen Geſchäften, bis zu den Triumphzügen, wo die Völker Aſiens und Afrikas ſich vor den rieſengroßen Königen niederwerfen. Kein Land der Welt hätte (wenn der Sturm der Zeit ſo drüberhin führe) ſolche Zeugniſſe aufzuweiſen, wie dies Ägypten. Es iſt Nichts bis zur griechiſchen Schönheit verklärt, aber Alles durchaus eigenthümlich, gewaltig und in dem Dargeſtellten noch geheimnißvoll. Ich möchte Sie wohl einmal als Gemahlinn des Seſoſtris ſehen, damit Sie mir die Zeit deuteten wie in Heinrich VI. Nach beendetem ägyptiſchen Unterricht bei dem Entdecker dieſer neuen Welt, bei Champollion, haben wir einen griechiſchen bei Brönſtedt aufgeſucht. Eine Bronze, handhoch, Ajax den Telamonier im Kampfe mit einer Amazone darſtellend, von wunderbarer Schönheit, zeigte wie das Maaß der Quantität nicht der einzige Maaßſtab iſt, und das Kleinſte in vollendeter Harmonie, den weitausſchreitenden, oder unbewegten

Riesenbildern Ägyptens voransteht. So auch in Ihrer Kunst.

Warum haben Sie nicht die Cordelia gespielt? (Sie ist ja kein Pimpellieschen, sondern eine starke, ja anfangs fast eigensinnige Natur, woraus all das Unheil und die herbe Buße mit hervorgeht.) Oder eine der beiden anderen Töchter? Gut daß Kaufmann's Übersetzung an die Stelle der verkehrten Bearbeitung getreten ist. Aber zur Darstellung eines solchen Werks reichen die Kräfte kaum irgend einer Gesellschaft; wie verkehrt die Weiber als Nebensache zu behandeln, und Sie unter die Zuhörer zu verpflanzen. Gott bessere es!

Was machen Ihre Kinder? Mir gewähren die kleinen französischen Mädchen, wenn sie gar eifrig über die Schnur springen, großes Vergnügen; das Wort und der Begriff gentil ist da aufs lieblichste verkörpert. Weniger zierlich und gewandt, meist schmuzig sind die Jungen, — aber ist's nicht in Deutschland ungefähr eben so? Durch den Aufschub der Reise sind wir gezwungen schneller vorzudringen, und schwerlich werde ich der Königinn Christine in Montpellier lange den Hof machen können. Daß die Hitze unterdeß abnimmt, ist augenscheinlicher Gewinn. Um der Welt zu zeigen ich stehe mit Ihnen in Briefwechsel, habe ich Lust einen langen Brief an Sie drucken zu lassen, über Maria Stuart und (nach

Ihrem Ausdruck) den Neidhammel Eliſabeth. Ich habe gar mancherlei über beide aufgetrieben; ob es der Mühe lohnt? Gott weiß es, aber jeder geht ſeine Straße. Unſere beiden begegnen ſich oft und wir kehren bei denſelben Königen und Königinnen ein; das mag für unſere Wahlverwandtſchaft gelten. Alſo auf unveränderte Freundſchaft, Königinn Sibylle!

Dem unebenbürtigen Manne beſagter Königinn melde ich noch, daß in einigen Blättern thörichte Artikel über die Kriegsbewegungen der Preußen ſtanden; ich habe eine Widerlegung im Journal des debats veranlaßt. — — Miſche ſich ums Himmels willen niemand in die franzöſiſchen Angelegenheiten; aber man widerſtehe aufs höchſte, wenn ſie in eitelem Übermuthe ſich wieder der Eroberungsſucht ergeben ſollten.

Vierundſechzigſter Brief.

Paris, den 7ten Auguſt 30

H. iſt glücklicher als ich. Er beſieht des Morgens die Umgegenden von Paris und geht Abends ins Schauſpiel, während ich auf der Bibliothek (jetzt ohne große Ausbeute) in Handſchriften umherſtöbere, und

Abends die wieder beginnenden Geſellſchaften aufſuche. Die letzten ſind zugleich ſehr lehrreich und ſehr langweilig. Ein Fremder wie ich, Allen oder doch den Meiſten unbekannt, iſt von eigentlicher Theilnahme an den Geſprächen faſt ausgeſchloſſen, weil (beſonders in dieſer Zeit) jede Einmiſchung vorlaut erſcheinen und die Übrigen ſtören würde. Auch fällt es mir gar nicht ein zu urtheilen oder beſtimmte Anſichten auszuſprechen. Aber fragen möchte ich oft, um das Gehörte beſſer zu verſtehen und dunkle Punkte aufzuklären. Selten bietet ſich dazu ein günſtiger Augenblick und ein Menſch, der willig wäre geduldig zu antworten.

Geſtern Abend ging ich zum Herzoge von —. Er empfängt jetzt täglich, war aber ausgegangen und nur die Herzoginn zu Hauſe, umgeben von einer Geſellſchaft, die ſich allmälig mehrte. Jene iſt eine fein gebaute Frau mit einem ſehr klugen Geſicht und, ſo ſcheint es, auch wirklich voll Verſtand und Gefühl, obgleich wohl milder und nicht ſo herrſchenden Geiſtes als ihre Mutter. — — — Nachdem ein Paar Worte gewechſelt waren, mußte ich ſogleich in den Chor einſtimmen: was geſchehen, ſey admirable! Ich konnte dies aufrichtig thun, und vielleicht in noch mannigfacherer Beziehung als man es verlangte. Denn nicht bloß die Tapferkeit und der Sieg ſind bewundernswürdig, ſondern es iſt in gleichem Maaße

ein Gegenſtand des Erſtaunens daß, in einem ſo gebildeten Volke wie das franzöſiſche, von Ordnung und Geſetz welche die bürgerliche Geſellſchaft zuſammenhalten ſollen, ſo oft an die baare, bloße Gewalt appellirt und durch ſie entſchieden worden iſt. — Was, fragte die Herzoginn, wird man in Deutſchland zu den Ereigniſſen ſagen? Man wird, entgegnete ich, wünſchen, daß Fortgang und Ende ſo glücklich ſey als der Anfang. Noch immer wünſche und hoffe ich dies, obgleich geſtern Stimmung und Haltung der Geſellſchaft ſich auf merkwürdige Weiſe von Viertelſtunde zu Viertelſtunde änderte, bis Pauſen von mehrern Minuten eintraten, wo nach lebhafter Erzählung oder Verhandlung kein Menſch in der zahlreichen Geſellſchaft ein Wort ſagte, das Geſicht der — ſo wie früher Freude, ſo jetzt tiefen Schmerz und Beſorgniß ausdrückte und alle in ängſtlicher Aufregung ſich entfernten! Dies war Folge der Berichte, welche die Eintretenden allmälig über das erſtatteten, was in und vor der Deputirtenkammer geſchehen war.

Um die lebhaften Bewegungen der republikaniſchen Partei zu beſchwichtigen, hat ſich der Herzog von Orleans mit einigen Häuptern in Unterhandlungen eingelaſſen, hat Andere in ehrenvollen Aufträgen entfernt und gewiſſe Bedingungen des Vergleichs zugeſtanden. Unter dieſen ſoll ſich die Aufhebung der Erblichkeit der Pairswürde befinden. Bei den Vor-

ſchlägen über die neuen Einrichtungen in der Deputirtenkammer, ward aber dieſer Punkt anfangs übergangen, was die republikaniſchen Contrahenten als einen offenbaren Betrug betrachteten und worüber ſie in den größten Zorn geriethen. In gleicher Stimmung erſchienen an vierhundert Menſchen vor der Kammer und drangen großentheils in den Saal ein; kein Pöbel, meiſt Studenten, oder junge Leute ähnlicher Bildung. Sie forderten nicht bloß Entfernung der Villele'ſchen Pairs, ſondern Aufhebung der Erblichkeit überhaupt und Abſchaffung aller Privilegien. Zwei Parteien zeigten ſich in der Kammer: die eine hätte gern ſogleich Gewalt gegen die Lärmenden gebraucht; aber wie kann man Leute, die man Dienſtags als die Retter des Vaterlandes und als Muſter aller Völker und Zeiten belobt hat, Freitags als Aufrührer ſtrafen wollen? Hätten jene ihr Leben nicht gewagt, möchte es den jetzt Berathenden, welche gutentheils den Ausgang ohne gefährliche Theilnahme abwarteten, ſchlecht ergangen ſeyn. Noch verkehrter aber: daß einige Deputirte jenen Vierhundert Recht gaben, und ſie dadurch noch mehr aufreizten. Andere endlich redeten mit ihnen ohne Erfolg, ja dieſe Diskuſſion führte nur weiter bis zu Äußerungen: ſie wären gar nicht zu dieſem Geſchäfte rechtlich erwählte Deputirten, und die Pairs hätten noch weniger mitzuſprechen; was denn zu dem Unheil einer Kammer, zu einem Convent führen müßte.

Selbſt Lafayette's Anrede that wenig Wirkung, und als man ihnen zuleyt ſagte: in ihrer Gegenwart könne man nicht berathen, gingen Einige ſchweigend fort, während Andere ſagten: ſie würden morgen bewaffnet wiederkehren. — So in Kurzem die Erzählungen der Augenzeugen. Die Urtheile waren nicht übereinſtimmend. Einige nannten die Sache unbedeutend, da nur vierzig bis funfzig faiseurs darunter geweſen wären, die man leicht beſeitigen oder leiten könne, ſobald jeder ſeine Pflicht thue; Andere fürchteten umgekehrt das Übel werde wachſen, und die Drohung bewaffnet wiederzukehren, um ſo eher in Ausübung kommen, da man in der Vorſtadt S. Antoine einziehende Gensd'armen entwaffnet und die bedenkliche Frage aufgeworfen habe: ob man denn verrathen werde?

Betrachten wir die Dinge unbefangen, ſo läßt ſich behaupten: man habe den Ordonnanzen nur durch negativen Widerſtand, Nichtdrucken, Nichtwählen, Nichtzahlen entgegentreten ſollen. Wider dieſes Verneinen würde aber die Regierung poſitive Mittel angewandt und dadurch die Sache immer zur Gewalt hinausgeführt haben. Paris hat den Kampf für ganz Frankreich übernommen und entſchieden. Vermeidlich oder unvermeidlich, der Sturm iſt eingetreten und ſehr natürlich erſcheint das Meer nachher nicht ſogleich ſpiegelhell. Ob man noch vor dem Hafen ſcheitern wird, hängt von der Geſchicklichkeit der neuen Steuer-

männer ab. Ich kann mit diesen nicht ganz einverstanden seyn. Abgesehen davon, daß die Geschäfte der ersten Sitzungen vielleicht keinen großartigeren Gang erlaubten, verwickelt man sich jetzt in eine Menge zum Theil untergeordneter, weit später zu erörternder Fragen, erregt dadurch Besorgnisse und Parteiungen, verliert Zeit und verharrt auf höchst gefährliche Weise in einem schwankenden Zustande, wo jeder es für Recht und Pflicht hält auch zuzugreifen und mitzuhelfen. So scheint es mir z. B. unzeitig, auf die Entfernung der Villele'schen Pairs zu dringen. Sie würden jetzt, aus vielen Gründen, die siegende Sache vertheidigt haben, und so sehr auch bei ihrer Ernennung wider die Vorschriften der Staatsweisheit gesündigt ward, übertrat man doch kein Recht; sie sind so gesetzlich ernannt, als irgend ein Pair seit der Restauration. Will man aber die Entfernung nicht auf Übertretung der Formen, sondern auf die persönlichen Eigenschaften und Verdienste der Ernannten gründen, so muß man fast unausweichlich auch die übrigen Pairs einer Prüfung unterwerfen, und wird sich leicht, wie jene vierhundert junge Senatoren, wider jede Erblichkeit der Paris aussprechen. Alsdann bleibt aber zur eigenthümlichen Bildung zweier Kammern kaum ein irgend genügender Gegensatz übrig; sie laufen trotz aller Künsteleien ineinander, oder die demokratische Seite wird Herr des angeblich aristokratischen Gegen-

gewichts. Ferner geräth man leicht von dieſer Stelle aus in die Lehre, daß ein Wahlkönig beſſer ſey als ein Erbkönig, und eine häufig wechſelnde höchſte Obrigkeit beſſer als ein Wahlkönig; von dieſer angeblich höchſten Freiheit, ſteigt dann die Republik nur zu leicht hinab in militairiſche Tyrannei. Nach ſo harten und augenſcheinlichen Erfahrungen über die Folgen ſolcher politiſchen Irrthümer erwarten die Meiſten, daß man ſie vermeiden werde; nur zu oft hat indeß Friedrich II Recht, welcher ſagt: il faut que chaque génération faſſe ses propres sottises. — Gleichermaaßen hat aber auch jedes Geſchlecht ſeine eigenen Verdienſte und rühmlichen Thaten, zum Troſte gegen die niederſchlagende Wahrheit jenes Satzes. Endlich liegt in den Worten: ses propres sottises, daß die neuen nicht eine bloße Wiederholung der alten ſind. Schon deshalb wird (bei mancher ſcheinbaren Ähnlichkeit) der weitere Gang der Entwickelung anders ſeyn als 1789.

Fünfundſechzigſter Brief.

Paris, den 8ten Auguſt.

Die revolutionnaire Einmiſchung, welche vorgeſtern Überſpannte, Verführte oder Böswillige auf die Deputirtenkammer auszuüben verſuchten, hat, ſo ſcheint es, mehr genützt als geſchadet. Sie kam zu früh und erzeugte zugleich gerechte Furcht vor Rückfallen in die ärgſte Revolutionszeit, und Vorſicht und Muth ihr entgegenzutreten. Öffentliche Anſchläge, wodurch Schüler der école polytechnique die Studenten und Vaterlandsfreunde aufforderten, ſich in der Deputirtenkammer einzufinden, wurden von jenen für falſch und untergeſchoben erklärt, und eine zweite wahrſcheinlich von den Deputirten ausgehende Erklärung wies mit Verſtand und Nachdruck auf das Rechte hin, was zu thun ſey, und warnte vor Irrthümern oder Freveln, die Alles verderben müßten. So iſt denn nun geſtern der Herzog von Orleans zum König erklärt und damit der erheblichſte Schritt geſchehen, aus der Anarchie in eine ordentliche Regierung überzugehen. Die Frage: ob es beſſer geweſen wäre, den Herzog von Bordeaux zu erheben, liegt ſehr nahe und iſt nach dem Buchſtaben des Rechts kinderleicht zu beantworten; da es aber unter den gegebenen Verhältniſſen unmöglich

erſchien, eine bejahende Entſcheidung durchzuſetzen, muß man eine raſche Beſeitigung derſelben für ein Glück halten. Sonſt dürften die conſtitutionellen Königsfreunde zerfallen und die Gewalt zuletzt in die Hände der überſpannten Republikaner gekommen ſeyn. Möchte nun die weitere Entwickelung der Geſetzgebung mit Weisheit und Mäßigung vor ſich gehen! Auf jeden Fall iſt Frankreich durch die neueſten Ereigniſſe in eine ganz andere Richtung und Thätigkeit, es iſt eine neue Begeiſterung über Land und Volk gekommen. Unzählige Hinderniſſe verſchwinden, unermeßliche Kräfte entwickeln ſich, und mit verdreifachter Kraft wird Frankreich ſeine Stellung in Europa geltend machen. Man muß ſich (je nachdem die Dinge ſich geſtalten) ihm in Freundſchaft anſchließen, oder durch mächtige Verbindungen widerſtehen, oder daheim in preiswürdigen Bahnen raſtlos vorſchreiten, damit man, Frankreich gegenüber, nicht in ein nachtheiliges und geringeres Verhältniß gerathe. Auf keinen Fall genügt, wie ſeit 1815, eine Politik, welche weſentlich darauf hinausging, ſich von frühern Anſtrengungen auszuruhen. Der Frieden kann nicht mehr durch bloße Unluſt am Kriege, er muß durch feſte Willenskraft erhalten werden. Preußen insbeſondere kann ſeine Kräfte nicht durch Erweckung einer eitelen Eroberungsluſt ſtärken (welche Richtung hier an vielen Stellen wieder hervorbricht), ſondern durch eine Regierung,

welche ihren Werth so augenscheinlich in sich trägt, daß die Achtung der Fremden nicht ausbleiben kann, und die Einheimischen immerdar bereit sind, Alles für ihre Erhaltung zu wagen.

Gestern Abend ging ich mit H. in das Theater des ambigu comique. Die mittelmäßigen oder vielmehr schlechten Stücke waren nicht des Sehens werth; aller Nachdruck lag auf den hors d'oeuvres. Zwei Reihen Logen mit der Nationalwache aus Rouen besetzt, patriotische Lieder aller Art, Scenen und Beziehungen eingelegt u. s. w. Allmälig stieg Eifer und Begeisterung bis Alle aufstanden, die Hüte schwenkten, in hundert mimischen Bewegungen ihre Freundschaft und Theilnahme ausdrückten, von unten hinauf, von oben hinab sprachen u. s. w. Insbesondere zeichnete sich oben ein starker Mann in aufgestreiften Hemdsärmeln durch seine lebhafte Glückseligkeit aus, und vor uns deklamirte ein etwas angetrunkener Franzose so lebhaft Politik, daß wir kaum seinen weit ausgreifenden Armen entgehen konnten. Scherz und Heiterkeit liegt bei den Franzosen immer dem Ernste nahe, und im Augenblicke der höchsten Begeisterung erzeugen kleine Ungeschicklichkeiten der Schauspieler grosses Gelächter. Statt sich jedoch einer kleinlichen, übelwollenden Kritik hinzugeben, muß man einräumen daß ein Volk, welches solcher Aufregung und Begeisterung fähig erscheint, nicht veraltet genannt werden

kann, ſondern gewiß in einem merkwürdigen Verjüngungsprozeß begriffen iſt. Trotz aller etwanigen Irrthümer, Mißverſtändniſſe und Eitelkeiten, ſind Alle bereit Gut und Blut für Ehre, Freiheit und den Ruhm Frankreichs einzuſetzen; ſie ſind in einer Stimmung, die geradehin unüberwindlich*) macht, und das iſt ſehr viel, und das mögen alle Fremden ſich merken. — Während des Stücks kam die Nachricht an, der Herzog von Orleans ſey zum König von Frankreich erhoben, und ward mit ungetheiltem, jedoch nicht ſo lebhaftem Beifall aufgenommen, als wenn früher von der liberté, gloire und dem drapeau tricolore die Rede war. Einige riefen auch: vive la Charte, und einer auf der Bank vor uns: vive la liberté; worauf ihm aber der langarmige Politiker fragte: „was er damit ſagen wolle? Wenn er in dieſem Augenblicke etwas Anderes als zu Ehren des Herzogs von Orleans rufe, ſo ſey er en danger d'être assommé". Der Freiheitsfreund machte hierauf einige Bewegungen mit den Schultern, als wenns ihm jucke, ſetzte ſich aber dann nieder und ſchwieg.

Ich habe eben das kalte, unzeitige Kritiſiren ge-

*) Ich meine unüberwindlich, wenn man ſie ohne zureichenden Grund angriffe; das würden aber, in ähnliche Lage geſetzt, die Deutſchen auch ſeyn, und das mögen die Franzoſen ſich merken.

tadelt, und möchte doch meine eigene Vorſchrift brechen. Indeß kritiſire ich zunächſt mich ſelbſt, und will lieber durch Aufrichtigkeit Tadel, als durch Heuchelei Lob herbeiführen. Woher kommt es, daß ich bei aller Theilnahme, doch nicht mit voller Seele und allen Sinnen in den pariſer Jubel einſtimmen kann? Iſt dies Folge eines erkälteten, oder abgeſtorbenen, oder furchtſamen, oder neidiſchen Gemüths? oder bloßer Widerſpruchsgeiſt? Die Antwort: ich ſey kein Franzoſe und es gehe mich zunächſt nichts an, reicht für keinen Menſchen und am wenigſten für einen Geſchichtſchreiber aus, der ſich in mannichfache Verhältniſſe hineinverſetzen ſoll. — Noch weniger darf ich mich für einen Anhänger der frühern Miniſter und ihren Sturz für ein Unglück ausgeben; vielmehr hoffe ich, daß daraus für Frankreich und Europa viel Gutes hervorgehen werde, ich bin von der Verderblichkeit ihres abſoluten Regierungsſyſtems überzeugt. Worin liegt alſo der Grund, was iſt der Charakter meiner perſönlichen Gemüthsſtimmung? Mir, aber nicht den meiſten Franzoſen, erſcheint das Ganze wie eine große Tragödie! Wohlverſtanden, keineswegs wie eine ſolche, die mit bloßer Nichtigkeit und Miſerabilität endet, ſondern wie eine die zu neuem Leben einführt und die Leidenſchaften und Gemüthszuſtände, nach der Forderung des alten Weiſen, läutert und reinigt. So geht Marie Stuart aus der Buße ver-

klärt hervor, der alte Lear findet Frieden, und über den vielen Leichen im Hamlet ſchreitet muthig ein neues Geſchlecht einher.

Wenn ein Königshaus, das ſeit Jahrhunderten das ſchönſte Königreich beherrſchte, von abergläubigem Wahnſinn ergriffen zu Boden ſtürzt (quos vult Deus perdere, dementat); wenn Miniſter, die willkürlich mit dem Schickſal der würdigſten Männer im Vertrauen auf die Unfehlbarkeit ihrer Anſichten ſchalteten, ihr Haupt auf den Henkerblock legen; wenn Soldaten und Bürger, beide Franzoſen und noch eben einig, in furchtbarem Haß auf einander losgehen und ſich zu tauſenden niedermetzeln: iſt das keine Tragödie über die man blutige Thränen weinen könnte, zeigt das nicht die Unſicherheit, Hinfälligkeit und Mangelhaftigkeit alles Menſchlichen? Ich ſage nicht man habe, um Unruhen zu entgehen, jede Tyrannei ruhig ertragen ſollen; ich meine das Umhauen der Bäume auf den Boulevards ſey kein Verluſt, wenn dafür wirklich der eine große Baum der ächten Freiheit Wurzel ſchlägt; aber gereinigt ſollten doch die Leidenſchaften durch die Ereigniſſe der letzten vierzig Jahre werden, Demuth ſollte ſich dem Selbſtvertrauen und der Siegesfreude zugeſellen, und das Gefühl menſchlicher Sündhaftigkeit nicht im Stolze über die bewunderten Thaten ganz verſchwinden. Iſt es Schwäche, ſo will ich ſie geſtehen. Während ich aufs lebhafteſte

von den Ereigniſſen bewegt und durch die Begeiſterung erfreut werde, überläuft mich bisweilen ein Schauder, wenn ich ſehe, wie faſt Alle im Ergreifen der dreifarbigen Fahne eine völlige Rechtfertigung des Jetzigen, Künftigen und Vergangenen erblicken, wie ſie vergeſſen, daß der rothe Streifen in Menſchenblut gefärbt ward. Wenn ich die marſeiller Hymne mit unbegränzter Luſt und Liebe anſtimmen höre, dieſen Leichen- und Rabengeſang ſo vieler Väter und Mütter der Singenden, ſo vieler Tauſend von unſchuldig Gemordeten, ſo läßt mich dies nicht vergeſſen, was ſich auch Großes an jenen Geſang anknüpfte; aber mir fehlt der Becher des Lethe, den die Franzoſen getrunken haben, und indem ich gern mit ihnen freudig vorwärts blicke, wende ich mich zugleich in Wehmuth und Demuth rückwärts, und rufe: Herr, ſey uns armen Sündern gnädig!

Einige fürchten: es werde dem erneuten conſtitutionellen Königthume bald eine zweite Gironde, und dieſer bald ein neuer Terrorismus, Direktorium und Kaiſerthum folgen. Zu dem Allem ſind allerdings Elemente in Frankreich vorhanden, aber nicht ſo geſtellt, nicht ſo mächtig oder begründet, daß man daraus mit Sicherheit die Zukunft vorherſagen könnte. Gewiß war die Weltanſicht der Congregation und die Regierungsweiſe Karls X kein ächtes Gegengift wider

alle dieſe Übel, vielmehr wurden dadurch die böſen Keime gehegt und gepflegt, und die Beſſerungsmittel jener Häupter (Gewalt über Recht) erſcheinen ſchlechthin verdammlich. Die Landſchaften wollen nur ein conſtitutionelles Königthum; laſſen die Kammern dies in Paris ſtürzen, ſo haben ſie ſelbſt Schuld. Leidenſchaftliche beſiegen allerdings in der Regel die Ruhigen und Gemäßigten; aber jene erſcheinen bis jetzt nur als eine Partei, die man ſo wenig will als die abgeſetzten Miniſter, und ein Verſuch die Maſſen für anarchiſche Anſichten in Aufſtand zu bringen, dürfte jetzt und auch ſpäter mißlingen, wenn Orleans irgend weiß, wie man die Franzoſen gewinnen und beherrſchen kann.

Paris, den 9ten Auguſt.

Wer die Schwierigkeit kennt irgend eine, die Verfaſſung regelnde, Beſtimmung feſtzuſtellen, wird vielleicht finden daß die Deputirtenkammer leichtſinnig und übereilt verfuhr, indem ſie in einer Sitzung über ſo wichtige Abänderungen der Charte Beſchlüſſe faßte. Andererſeits muß man bedenken: 1) daß die höchſte Gefahr in jedem Verzuge lag; 2) daß alle dieſe Punkte ſeit funfzehn Jahren der Gegenſtand der weitläuftigſten Überlegungen waren, und nur die diesmalige Abſtimmung unter veränderten Umſtänden eintrat. Viele Veränderungen ſind ohne Zweifel Beſſerungen; hinſichtlich der Villele'ſchen Pairs ging man indeß, mei-

nes Erachtens, zu weit und miſchte Perſönlichkeiten ein. Es hätte wohl genügt, ſpäter die Verhältniſſe der erſten Kammer einer Prüfung zu unterwerfen. Indem dieſe jetzt den Vorſchlag der Deputirtenkammer nicht annahm, ſondern alles in die Hände des Herzogs von Orleans legte, indem manche der neuen Pairs ihre Würde freiwillig aufgaben, ſcheint man einer neuen Wahl und Beſtätigung der meiſten entgegen zu gehen. — Ich habe ſchon geſagt, warum mir die Erhebung des Herzogs von Bordeaux praktiſch unmöglich erſchien: ſie hätte Aufſtände für die Republik herbeigeführt. Jetzt ſind die Dinge, wenigſtens für die nächſte Zeit, zur Ordnung und Ruhe gebracht, und revolutionaire Vorſchläge, z. B. über die Auflöſung der Gerichtshöfe, glücklicherweiſe zurückgewieſen. V — s erſter erheblicher Antrag: „Deputirte von fünfundzwanzig Jahren zu erwählen, damit ſie ſich deſto eher und beſſer einüben möchten"; zeigt von keiner großen Staatsweisheit. Aus demſelben Grunde könnte man die Studenten ſogleich zu Profeſſoren und die Referendarien zu Räthen machen. In die Deputirtenkammer ſollen ja nur eingeübte, gewiegte Männer eintreten; die Einübung muß draußen ſtattgefunden haben und beendet ſeyn. — Zu welchem unnatürlichen Argwohn unruhige Zeiten Veranlaſſung geben, zeigte mir geſtern die Behauptung eines, ſonſt liberal geſinnten, Mannes: Lafayette habe wahrſcheinlich den Auflauf

vom sechsten herbeigeführt, um seine Kräfte und seinen Einfluß zu prüfen und ins Licht zu stellen!

Die Art und Weise wie sich Martignac, Neufville und Chateaubriand, drei vom Hofe hart mißhandelte Männer, benommen und ausgesprochen haben, hat mich ergriffen und gerührt. Es ist ein Trost, zu so vielen Köpfen auch einige Herzen zu finden, und in die Flammen eines — meinetwegen gerechten Hasses, einigen Balsam der Wehmuth und Liebe gießen zu sehen. Ob Chateaubriand am richtigsten gedacht hat, ob er selbst seine Ansichten für ausführbar hält, mag man bezweifeln; aber die Kraft seiner ergreifenden Worte kann nur Parteiung läugnen und sie mit dem Namen hohler, leerer Phrasen zur Seite werfen. Er stimmte den tragischen Grundton an, welcher im Siegesgeschrei nicht ganz verhallen, welcher die Rosenhoffnungen vom zerstörenden Thaue des Hochmuths reinigen und daran erinnern soll: daß, um das Höchste auf Erden in Wort und That zu erreichen, der ganze Mensch, Kopf und Herz, Muth und Demuth in Thätigkeit gesetzt werden müssen.

Paris, den 10ten August.

Gestern früh fuhr ich mit H. nach S. Cloud und besah nochmals bei schönstem Wetter den Park mit seinen reizenden Aussichten; Abends gingen wir in die Oper und hörten Wilhelm Tell von Rossini.

Er hat, ſagen ſeine Verehrer, hier einen neuen Weg eingeſchlagen und gezeigt, daß er wahrhaft dramatiſch und erhaben ſeyn kann. Es iſt nicht Größeres geſchrieben worden, als dieſe Arie, jener Chor u. ſ. w. Der Himmel verzeihe meinem Unverſtande. Iſt dem ſo, ſo trete ich auf die Seite des unmuſikaliſchen Cr. Ich fand die Oper ungeheuer langweilig, und in der Muſik (viel ſchlechter als in dem verachteten Weigl) kaum eine Spur von der Schweiz und den Schweizern. Es könnte eben ſo gut Muſik der Aſſyrer und Babylonier heißen; es ſollte heißen Muſik von Roſſini für das neue Volk der Roſſiniſten. Der dreiſte Leichtſinn ſeiner frühern Opern gefällt mir immer noch weit beſſer, als dies neue aufgebauſchte, anmaßende Weſen, dieſer ungeheuere Lärm, der Alles überbietet was man je Spontini vorgeworfen hat. Dabei keineswegs ein Reichthum neuer, anſprechender Melodien, wohl aber Reminiſcenzen aus Spohr und Weber, und eine Nachahmung der abgeriſſenen Schreibart des letzten, ohne ſeine Originalität. Auber's Stumm: iſt ohne Vergleich anziehender und mannigfaltiger. Mehr als die Muſik, die mich ermüdete und trotz des Lärmes faſt einſchlafen ließ, behagte mir der Tanz der Monteſſu und beſonders der Taglioni; weit das Merkwürdigſte war, daß die Schweizer im Rütli die dreifarbige Fahne ſchwenkten und die marſeiller Hymne ſangen, — alles zu eigenen Ehren der Zuhörer!

Da Frankreich ruhig, ein König abgeſetzt und der neue eingeſetzt iſt, alle übrigen Akte der Geſetzgebung die Kammern aber ſehr lange beſchäftigen werden, da ich ferner weder Kraft noch Luſt ſpüre, von Neuem einen Curſus geſchichtlicher Arbeiten zu beginnen, und jede Zögerung unſern lehrreichen Reiſeplan verdirbt, ſo werden wir wohl, einſtimmigen Sinnes, den 16ten Paris verlaſſen, vorher aber noch einmal ſchreiben.

Sechsundſechzigſter Brief.

Paris, den 11ten Auguſt 1830.

Ich erhielt geſtern durch die Güte des Hrn. von K. eine Eintrittskarte zur Sitzung der Deputirtenkammer. Als ich ankam war der Saal noch ziemlich leer, ſo daß ich Zeit hatte die äußere Einrichtung zu betrachten. Sie iſt im Weſentlichen der frühern gleich, und auch der neue Saal welchen man jetzt erbaut, wird dem jetzigen, einſtweiligen gleichen müſſen. Das heißt: der Sitz des Präſidenten erhöht, in der Mitte einer längern Seite der Ellipſe. Vor ihm die Rednerbühne, zur Seite die Schreiber und gegenüber die Bank der Miniſter. Die Sitze der Abgeordneten amphitheatriſch aufſteigend und durch Gänge in vier Abtheilungen zerfallend, rechte und linke Seite und in der Mitte rechtes und linkes Centrum. Ringsum, mit Aus-

nahme der Stelle wo der Präsident sitzt, Tribunen, in Logen abgetheilt für die Zuhörer.

Die Gegenstände, worüber man verhandelte, waren an sich von keiner besondern Wichtigkeit, für mich jedoch Alles und Jedes vom höchsten Interesse. Die ganze rechte Seite war völlig leer, endlich erschien ein Mann (dessen Namen ich nicht erfahren konnte) auf der äußersten Rechten und sagte einige, mir unverständliche Worte. Er ward aber, mit Recht oder Unrecht, sogleich dergestalt angeblasen oder verhöhnt, daß er sich wieder setzte und schwieg. Lafitte, ein Mann klugen Angesichts, führte Namens des noch kranken Perrier den Vorsitz. Er las zuerst mehrere Briefe vor, wodurch vier bis fünf Abgeordnete ihren Abschied eingaben, hauptsächlich weil sie sich nicht für berechtigt hielten, an den getroffenen Maaßregeln Theil zu nehmen. Hierauf Prüfung mehrerer Wahlen, von denen einige kurzweg bestätigt, zwei nach längerem Verhandeln für nichtig erklärt wurden. Endlich Streit: ob die Kammer einstweilen noch das alte Reglement beibehalten, es sogleich ändern, oder diese und jene Sache vertagen solle. Die Vereidung der Abgeordneten und die Wahl der Quästoren, die nach der Tagesordnung erfolgen sollte, ward, aus mir unbekannten Gründen, nicht vorgenommen. Unter Allen dieda sprachen, war natürlich Keiner der so gemantscht und gekehlt hätte, wie so oft in un-

sern Behörden, oder auch in hochehrwürdigen Senaten; aber es war diesmal auch Keiner darunter, der irgend auf den Namen eines Redners Anspruch machen könnte. Am auffallendsten erschien mir der völlige Mangel an Würde in einer Versammlung, die über das Schicksal Frankreichs, ja halb Europas abzuurteln hat. Das Äußere entscheidet freilich nicht; aber die römischen Senatoren, bärtig und in ihre weissen, purpurbesetzten Togen eingehüllt, müssen sich doch ganz anders ausgenommen haben als diese Fracks, Überröcke, Jagdröcke, Redingoten, Gilets, Pumphosen u. s. w. von allen Farben und Zuschnitten. Bei den meisten Dingen gab kaum ein Zehntheil der Versammlung Acht; man sah, es war eine vor allem Reden abgemachte Sache, wie jeder stimmen wollte. Man kam und ging, und sprach, und schrie, und scharrte mit den Füßen dergestalt, daß die Huissier's immer rufen mußten: à vos places Messieurs, silence Messieurs. Dies half indeß so wenig als die große Glocke des Präsidenten, mit der er in einer Stunde wohl funfzig Mal klingelte. Wenn man bei uns mit Engelsgeduld jeden — — — — anhören muß, so lange er noch Athem hat bá zu sagen; so fehlt den Franzosen Ruhe und Geduld, welche (anderer Dinge nicht zu gedenken) ungemein viel Zeit ersparen würde. Aber sie können nicht an sich halten, und jeder muß warten, bis die kleinen Windstöße und großen Stürme

vorüber sind, welche hier ganz denen gleichen, die man alle Tage in den Theatern hört. Was ich wußte, machte mir der Augenschein noch deutlicher: wenn zeither der wahre Mittelpunkt auf der Gränze der beiden sogenannten Centra lag (man sollte lieber von zwei Brennpunkten der Ellipse, als von zwei Mittelpunkten eines Kreises sprechen), so fällt er jetzt an die Gränze des linken Centrums und der linken Seite. Das heißt: seitdem die rechte Seite fehlt, wird die Mehrzahl erzeugt sobald nur einige vom linken Centrum mit der linken Seite stimmen; früher mußten zur linken Seite und dem linken Centrum einige Stimmen des rechten Centrums hinzutreten. Daraus ergiebt sich viel für den Gang und Inhalt der künftigen Verhandlungen und Beschlüsse. Doch glaube ich kaum, daß diese Kammer sehr lange sitzen oder alle in Vorschlag gebrachten Gesetze wirklich entwerfen wird. Nach bewilligtem Budget dürfte man sie wahrscheinlich bald vertagen, um dem Könige Zeit zu lassen sich festzusetzen, und der Regierung, wirklich zu regieren.

Bedenkt man daß der Gewaltstand, den die Minister durch ihre Ordonnanzen an die Stelle des Rechtsstandes setzten, auf keine Weise lange fortdauern konnte und sollte, so ist vielleicht die pariser Schlacht das kürzeste und mildeste Mittel gewesen, den Übeln ein Ende zu machen. Der Plan der Gemäßigten: die Abgaben zu verweigern, hätte längere und allgemei-

nere Verwirrung hervorgebracht; oder hätte man die Wahlen nach dem neuen Geſetz abgewartet und verſucht, ſo wäre das Blutvergießen in allen Theilen Frankreichs, es wäre ein allgemeinerer zerſtörender Krieg ausgebrochen. Das dreitägige hitzige Fieber in Paris öffnete das Geſchwür und alle Theile Frankreichs blieben ruhig, nachdem der Krankheitsſtoff hier ausgeſchieden und Alles durch eine kurze Kriſis entſchieden war.

Den 12ten Auguſt.

Nachdem ich geſtern zuerſt H. in die Sitzung der Deputirtenkammer geſchickt hatte, folgte ich ſelbſt zum zweiten Male, hörte viele Deputirten ſchwören, wohnte einigen Verhandlungen über die künftige Einrichtung des Sitzungsſaales und des abzuändernden Reglements bei und hatte Gelegenheit, dieſelben Bemerkungen zu wiederholen, die ich euch ſchon mittheilte. — Sonſt verging der ganze Tag in Abſchiedsviſiten und Vorkehrungen zur Abreiſe. Weil nämlich die Plätze nach Tours ſchon auf viele Tage im voraus genommen waren, blieben nur noch zwei im Coupé für den 15ten Auguſt übrig.

Den 14ten Auguſt.

Morgen geht es fort, nachdem ich gerade fünf Monate in Paris verlebt habe. Wie viele Betrachtungen dringen ſich am Schluſſe eines ſolchen Lebensabſchnittes auf; hätte ich nur Zeit und Ruhe ihnen

nachzuhängen und sie niederzuschreiben. Um das Größte wenigstens zu berühren, so hat Frankreich sich binnen dieser Zeit in den allerwesentlichsten Dingen umgestaltet: ein anderer König, andere Minister, andere Verwaltung, Richtung, Zwecke u. s. w. Das damit verbundene Übel ward herbeigeführt durch unfähige Minister und den Eigensinn eines abgelebten Königs; Fortschritte sind unläugbar in den wesentlichsten Dingen, obgleich Irrthum, wie in allen menschlichen Dingen, nicht ausbleiben kann und wird. Selbst die Vertheidiger des unbedingtesten Gehorsams müssen den Stab über diejenigen Männer brechen, welche nicht verstanden auch nur bedingten Gehorsam festzuhalten, und den König um seinen Thron brachten, indem sie ihn zu seinem und Anderer Verderben unumschränkt machen wollten. Es ist gleich verkehrt, von unumschränkter Macht und von unumschränkter Freiheit zu sprechen; jene ist alsdann Tyrannei, diese Anarchie. Alles auf Erden bedingt und beschränkt sich, wirkt auf- und ineinander; ja das Weltall besteht ja nur durch Gesetze solcher Wechselwirkung.

Soll ich von mir sprechen, so kann ich wohl sagen, ich habe in diesen Monaten ungemein viel erlebt, und Beschluß, Inhalt, Resultat der Reise ist von der Art, daß ich mir dazu Glück wünschen und nie bereuen kann, sie unternommen zu haben. Denn zu der eigentlich literarischen Ausbeute, die mir schon

ohne alle andere Zuthat genügen müßte, ist ja so unzähliges Lehrreiche hinzugekommen, von der eigenen fast tödtlichen Krankheit und Auferstehung an, bis zu der Krankheit und Auferstehung Frankreichs. Der Wunsch, aus dem gewöhnlichen Kreislaufe meines Universitätslebens einmal zur Erfrischung der Kräfte und zur Erweiterung des Gesichtskreises herauszutreten, war natürlich und verständig; jetzt kehre ich mit neuer Liebe in die alten Verhältnisse zurück und fühle sehr bestimmt, daß ich hier allein gar nicht ausdauern könnte. Ich habe höfliche, zuvorkommende, geistreiche, edle Franzosen genug gefunden; wie könnte ich aber verlangen oder erwarten, daß sie sich dem unbedeutenden Fremden anschließen sollten? Jeder hat seinen Kreis (wie ich in Berlin den meinen), und von höflicher Aufnahme bis zu herzlicher Freundschaft ist eine so große Entfernung, daß man sie nur allmälig zurücklegen, nicht mit Siebenmeilenstiefeln hinüberschreiten kann. Ferner bin und bleibe ich eben ein Deutscher, und Deutsche wie L., sind mir viel leichter nahe gekommen als die Franzosen, denen eine Wahlverwandtschaft zu uns fehlt, so gern sie auch das linke Rheinufer an ihr weites französisches Herz drücken möchten.

Siebenundſechzigſter Brief.

Nantes, den 19ten Auguſt,
Donnerstags Morgens.

Wie gern wären wir heut an H — s Geburtstage bei euch; da es aber nicht kann ſeyn, ſo wollen wir wenigſtens berichten, auf welche Weiſe wir hieher gekommen und welche weiteren Plane entworfen ſind. Der Tag vor unſerer Abreiſe (14te Auguſt) verging, wie gewöhnlich, in großer Unruhe. Es ward gepackt, Abſchied genommen, bezahlt u. dergl. Ich ging noch einmal in die Deputirtenkammer und hörte unter mehrern Benjamin Conſtant und Guizot ſprechen; jenen, um die Äußerung eines Andern zu widerlegen, daß die Kammer bedroht worden ſey, dieſen, um die Gründe des neuen einſtweiligen Wahlgeſetzes zu entwickeln. Gedanken und Ausdruck Conſtant's ſind bekannt, auf äußere Darſtellung verwendet er keine Mühe, ſondern greift mit den Armen oft weit in die Luft aus, und ſchlägt dann mit beiden Händen lebhaft auf den Rand der Rednerbühne. Guizot ſpricht deutlich, verſtändig, aber kalt, mehr nach Weiſe eines Deutſchen als eines Franzoſen. Vielleicht wäre dieſen eine ruhigere, etwas deutſche Verwaltung zu wün-

ſchen; wenigſtens begreift ein Preuße am ſchwerſten, wie man die Beamten ſo oft zu Hunderten ein- und abſetzen, und doch heilſam verwalten könne. Aber die Franzoſen wiſſen für Alles was ſie thun, nicht bloß einen, ſondern gleich zehn zureichende, ihr Verfahren lobpreiſende, Gründe. Abends aß ich zum Abſchiede bei Hrn. v. W., der ſich meiner überhaupt mit der größten Freundlichkeit angenommen hat; Morgens, den 15ten, um ſieben Uhr ſaßen wir im Coupé und fuhren auf gen Orleans. Als ein Mann mir ſagte: ſeine Frau (ſie war jung und hübſch) würde bis Tours den dritten Platz im Coupé einnehmen, war ich ganz zufrieden; erſchrak aber, als ich ein zwei- bis dreijähriges Mädchen als Zugabe erblickte. Das Kind war aber ſo ungemein ruhig und artig, daß wir gar keinen Grund hatten, uns zu beſchweren. Der Behauptung: von Paris bis Orleans ſey der Weg ganz unbedeutend und langweilig, muß ich für die erſte Hälfte bis Etampes widerſprechen: Bourg la Reine mit ſeinen Landhäuſern, das weit ins Land ſchauende, auch geſchichtlich merkwürdige Montlhery, ſo wie Arpajon mit ſeinen Umgebungen, würden überall Lob verdienen. Thäler und Hügel, wohl bebaut und mit Bäumen bunt beſetzt, bieten wechſelnde, anmuthige Ausſichten dar. Bei Etampes erreicht man eine höher liegende Ebene, welche die Thäler der Seine und Loire ſcheidet. Sie iſt nicht unfruchtbar, aber ganz

baumlos und kahl, ſo weit nur das Auge trägt. Selbſt bei den grauen Bauerhäuſern kein Baum, kein Garten; alles ſchweigſam, unheimlich, erſtorben. In Orleans langten wir ſo ſpät an, daß das Tageslicht eben nur hinreichte, die Bildſäule der Jungfrau und den Dom zu ſehen. Jene iſt wohlgemeint; die Stellung, vornüber gebückt zum Angriff, aber eben nicht ſchön. Den großartigen Dom kennt ihr aus Abbildungen. — Um dieſe Merkwürdigkeiten zu betrachten, mußten wir das Diner (um ſieben Uhr) verſäumen, was aber ohne Schwierigkeit anging, da wir um ein Uhr ein Dejeuner von neun Schüſſeln zu uns genommen hatten und für ſieben Sous Beloches unſerem neuen Bedürfniſſe genügend abhalfen. — Den 16ten mit Tagesanbruch erreichten wir Blois, den 17ten um zwei Uhr Morgens Angers; ein langer Tag, reich an Eindrücken und Genüſſen. Er begann mit Beſichtigung unſerer Päſſe. Sie wurden genügend befunden, unſere Reiſegefährtinn aber hart zurechtgewieſen, daß ſie ohne Paß reiſe. — Mais, fuhr der neugeborene Volkswächter fort, quel est votre état? — Je n'ai pas d'état. — Qui êtes vous donc? — Une femme? — Hierauf leuchtete er ihr mit der Laterne unter die Naſe und fragte: ob ſie wirklich eine Frau und nicht verkleidet ſey. Jenes ergab ſich aus ihrem zarten Angeſicht, aber erſt nachdem ſie feierlich verſichert hatte ſie ſey nicht Madame de Po-

lignac, nahm dies Examen à la Don Juan ein Ende, und man ließ ſie weiter fahren.

Blois liegt in einer unbedeutenden Ebene an der Loire; erſt bei Amboiſe, mit ſeinem hohen alten Schloſſe, dem Anfangspunkte der Religionskriege, beginnen die Eigenthümlichkeiten der Ufer jenes Fluſſes. Ich hatte ſie mir ganz anders gedacht. Die Loire iſt ein unordentlicher, ungeordneter Strom mit vielen beweglichen Sandbänken und einem ſo flachen Bette, daß die Schiffahrt den größten Theil des Jahres ſtill ſteht. Die tiefere Seine, mit dem gewaltigen Paris, hat in dieſer Beziehung die größten Vorzüge. Und nicht bloß in dieſer Beziehung: denn die Ufer der Seine ſind von Paris bis Rouen und von Rouen bis Havre gewiß ſchöner, mannigfaltiger und romantiſcher als die der Loire bis Nantes. Mit Unrecht, hatte ich alſo die Loire für einen poetiſchern Strom gehalten wie die Seine; doch bleiben jener andere, mir unerwartete, anziehende Eigenthümlichkeiten. Von Tours bis Nantes iſt das Land von der größten Fruchtbarkeit, es iſt das wieſen- und baumreichſte das ich je geſehen. So weit das Auge trägt, Alles, Alles grün, an unſere Elbgegenden, an den Weg zwiſchen Deſſau und Wörlitz lebhaft erinnernd. Die Lombardei mit ihren Weingehängen zwiſchen Maulbeerbäumen erſcheint noch fantaſtiſcher, aber die Loireufer ſind mannigfaltiger; beſonders da, wo auf dem rech-

ten Ufer (das linke bleibt eben) wunderlich geſtaltete Sandſteinhügel ſich nähern. An dieſe Hügel ſind die Häuſer nicht bloß zur Erſparung der Hinterwand angebaut, ſondern die Wohnungen ſind ganz in die Felſen eingehauen; Troglodyten, Höhlenbewohner mit künſtleriſcher Nachhülfe, mitten in Frankreich. — Zwiſchen Etampes und Orleans, auf die Entfernung einer Tagereiſe, derſelbe Volksſtamm und Alles ſo kahl und todt; hier dagegen überall die deutlichſten Spuren unermüdlichen Fleißes, jedes Haus in Gärten, Blumen und eine Unzahl gepflanzter Bäume eingehüllt, Eindrücke wahrhaft idylliſcher Art. Zwiſchen die Hecken, welche beide Seiten des großen Schutzwalles einfaſſen, guckten Kindergeſichter und Kalbsköpfe dicht nebeneinander in traulicher Eintracht hindurch, ohne zu ahnden, welch droit d'aînesse und welche privilege die einen über die andern dereinſt ausüben würden. Junge Eſel ſprangen in genialem Selbſtvertrauen über die an der Erde liegenden Kinder hinweg; viel unſchuldiger und unſchädlicher, als große Miniſteriale — — über die Häupter der Ältern hinwegſpazierten. Paris mit ſeinen Steinmaſſen, ſeiner Unruhe, ſeinen unzähligen Beſtrebungen und Umtrieben lag mir ſo fern, daß ich kaum die Verſchiedenheit des jetzt Dargebotenen faſſen oder die Nothwendigkeit beider Richtungen begreifen konnte. Dazu kam, daß der Himmel Alles aufbot, die grüne Erde zu verſchö-

nern; er hatte ſeine dreifarbige Fahne des Himmelblau, des Sonnenweiß und der Wolkenröthe ſo aufgeſteckt, daß die dreifarbige Fahne des Poſtwagens dagegen noch nicht einmal wie ein ebenbürtiger Bajazzo erſchien. Mehre Male legten ſich dunkele Wolken auf den Hintergrund der Landſchaft, vor welchen der Strahlenregen der Sonne niederfuhr, die gelbe Loire in fließend Gold verwandelte und ſie mit dem Grün aller Abſtufungen umkränzte. Es war doch einmal wieder das, was man Natur nennen ſoll, und was alles bloß Menſchliche zu überbieten und zu heiligen ſcheint; es hat nichts gemein mit der Bewunderung, die ein ſentimentaler Städter Sonntags vor einem Kohlkopf ausſpricht, den er Montags als Krautſalat verzehren will. Im höheren Sinne iſt der Menſch nichts ohne die Natur, und die Natur nichts ohne den Menſchen. So gehört auch Stadt und Land zu einander. Die Städte ſind die Gipfel der Menſchheit; ſeit Babylon, Ninive und Theben, bis zu Athen, Rom, Florenz, London, Paris u. ſ. w. leuchten ſie wie die Spitzen der Alpen, durch die Jahrhunderte der Geſchichte. Bisweilen ſteigt aber auch aus den ſonnenhellen Firnen finſterer Dampf empor, es eröffnet ſich feuerſpeiend ein Krater und weit umher breiten ſich die Gräuel der Verwüſtung. An hitzigen Fiebern gehen meiſt die Städte, an langſamer Abzehrung das Land zu Grunde. Der Einzelne muß

ſterben; muß aber auch ein Volk? Gäbe es denn für dies kein untrügliches Mittel, das Leben zu verlängern? Gewiß iſt Eitelkeit kein ſolches Mittel, ſo oft es auch in franzöſiſchen Apotheken dafür verkauft wird. —

Wenn ich Zeiträume der Weltgeſchichte betrachte, wo wenig oder nichts geſchah und das Menſchengeſchlecht kläglich zu Boden ſank, oder wenn Leute (wie H. und B.) mit der Concordienformel in der Hand erweiſen: der Menſch ſey ein Stock oder ein Klotz, und könne und wolle nie auch nur das geringſte Gute thun; ſo weiß und fühle ich, daß Freiheit, Kraft und Willen im Menſchen iſt und er davon Gebrauch machen ſoll. Höre ich dagegen (wie jetzt in Paris) das ungemeſſenſte Lobpreiſen des eigenen Thuns, ohne alle Beziehung auf Gott und Vorſehung; ſo ergreift mich das lebhafteſte Gefühl der eigenen Nichtigkeit und des Bedürfniſſes einer göttlichen Gnade und Erlöſung. Es iſt dies Doppelgefühl gleich wahr, natürlich und nothwendig, und geht keineswegs aus bloßem Widerſpruchsgeiſte hervor — Aber auch abgeſehen von dieſem chriſtlichen Standpunkte, kann man den Pariſern (welche meinen daß ſeit Erſchaffung der Welt nichts mit ihren letzten Thaten zu vergleichen ſey) entgegnen: der Wahlſpruch, „mit Gott, für König und Vaterland“ (und Alles, was ſich daran reihte), ſey doch größer als der Spruch:

„mit der Charte, gegen den König, zur Rettung des Vaterlandes". Drum: suum cuique, und Gott die Ehre!

Nachmittags.

Ich kehre nach einem langen Spaziergange mit H. in das Wirthshaus zurück und fahre in der Reiſebeſchreibung fort. In Tours aßen wir den 16ten zu Mittag, nachdem wir die Stadt eiligſt durchlaufen, der Brücke über die Loire unſern Beifall ertheilt und dem Dom unſere Verehrung bezeigt hatten. Bei Tiſche ſprachen die Franzoſen Politik; ich hatte dazu keine Zeit, wenn ich anders nicht bezahlen wollte, ohne zu eſſen. Einer der Gegenwärtigen ſagte, als man auf Peyronnet's Geſetzvorſchlag über das Erſtgeburtsrecht zu reden kam, er habe darüber ſeine beſondere Opinion, ward aber dafür ſogleich angeblaſen und nach ſeiner Entfernung behauptet: er ſey ein homme d'affaires de M. de Polignac. Hätte ich das gewußt, ſprach ein Anderer, ich würde ihn für ſeine Opinion ins Geſicht geſchlagen haben! — In der Nacht erreichten wir Angers, beſahen am andern Morgen die Kirche mit zwei zierlichen Thürmen, den wohleingerichteten botaniſchen Garten, ein neu errichtetes Denkmal der Miſſionen u. ſ. w. Angers galt für einen Hauptſitz dieſer Bemühungen, welche, nach dem Urtheil der Meiſten, weit weniger auf wahre Religion als auf Kirchenherrſchaft und Erweckung des

Fanatismus hinausgingen. Von Duldung anderer Religionsparteien war nicht die Rede, und die benachbarte Vendee betrachtete der Hof thörichterweiſe als ein Machtmittel wider die Anſichten des übrigen Frankreich.

Da die Diligence nur bis Angers ging, kein Dampfboot angekommen, und nicht darauf zu rechnen war in dem über Mans gehenden pariſer Wagen leere Plätze zu finden, ſahen wir uns in großer Verlegenheit, fanden aber glücklicherweiſe vier andere ebenmäſſig bedrängte Perſonen, mit denen wir eine Lohnkutſche bis Nantes mietheten: zwei alte Frauen, ein Windmüller und der Maire der Sables d'Olonne. Den 17ten Abends langten wir in Ouden an, und fuhren des folgenden Morgens in Nantes ein. Theils allein, theils in Geſellſchaft des preußiſchen Conſuls Hrn. Ph. (der ſeit funfzig Jahren Nantes bewohnt) durchſtrichen wir die Stadt und beſahen allerhand Merkwürdigkeiten. Man kann weder die Stadt ſelbſt, noch die Umgebungen ſchön nennen; jene vergrößert und verſchönert ſich indeß täglich und die Wieſen der Loire zeigen doch in weiten Ebenen ein friſches Grün. Rouen ſteht durch die Originalität und Größe ſeiner Gebäude, ſowie durch die Umgegend weit voran; obgleich die Straßen auch dort eng und krumm ſind, und das am Eingange der Seine liegende, viel reizendere Havres wird ſchneller wachſen als Nantes. Heut

(19ten) beſahen wir die (nicht ſehr bedeutende) Kirche, das Muſeum und die Bibliothek. Die beiden letzten zeigen einen löblichen Anfang; doch iſt alles ärmlich und geringe im Verhältniß zu dem, was ähnliche Städte in Deutſchland an Schätzen der Wiſſenſchaft und Kunſt aufzuweiſen haben. Die äußerlich wohlgeordneten Archive enthalten noch Vieles für die Geſchichte der Bretagne, und gern hätte ich die Prozeßakten des Hrn. von Rais durchgeleſen, aus denen allmälig die Geſchichte Blaubarts erwachſen ſeyn ſoll. Eine Handſchrift der Bibliothek, das zweite Buch der civitas Dei Auguſtins, von Hrn. von Praalles, während der Jahre 1371 — 1375 ins Franzöſiſche überſetzt, verdient das größte Lob wegen der Miniaturgemälde und Arabesken. Wo das Werk eigentlich entſtanden ſey, ließ ſich nicht ermitteln.

Geſpräche über Politik haben nicht gefehlt. Als der Maire die Bildung der Nationalgarde beharrlich verweigerte, entſtand ein Auflauf, und junge Leute verlangten des andern Morgens die Freilaſſung einiger Verhafteten. Dabei fällt mit Vorſatz oder zufällig von ihrer Seite ein Schuß, der einen Soldaten verwundet; dieſe ſchießen wieder, und ſo ſind von beiden Seiten acht getödtet und etwa ſechzehn verwundet worden. Der Maire, die meiſten Präfekturräthe, viele Adelige liefen und fuhren ſogleich davon; ein jämmerliches, die Anarchie faſt herbeizwingendes Ver-

fahren. Doch iſt nach jenem Unglücke alles ſogleich zur Ruhe und Ordnung (gleichwie in Paris) zurückgekehrt. Daß die Leidenſchaften aufgereizt wurden, iſt Schuld der revolutionirenden Miniſter; daß man ſo ſchnell zur Ordnung und Mäßigung zurückkehrte, nicht ihr Verdienſt, ſondern ein löbliches Zeichen, daß der Sinn für Gerechtigkeit im Volke zugenommen hat. Gottlob, daß die Leiden und Erfahrungen der letzten 40 Jahre nicht ganz verloren gegangen ſind und Frankreich hoffentlich jetzt in dem Hafen wahrer Freiheit anlangt. Aber welche Erinnerungen! Von dem Spaziergange in Nantes aus ſah man die Vendeer auf der andern Seite der Loire ſengen und brennen, und die Republikaner, ſtatt zum Frieden hinzuwirken, erſchoſſen die armen Gefangenen! Hr. Ph. zeigte mir den Platz, wo die Guillotine permanent war. Als die Männer den Anblick nicht mehr ertragen konnten, drängten ſich die Weiber in wilder Wuth herzu und füllten die ganze Umgebung! Was ſieht, fragte einſt Hr. Ph. einen Freund, dort aus dem Waſſer hervor? Es iſt die Spitze des Schiffes, auf dem man vor einer Stunde Männer, Weiber und Kinder erſäufte. Ich hörte ihr Geſchrei, ich ſah ihr vergebliches Beſtreben, das Land zu gewinnen! — Mein Reiſegefährte aus Olonne erzählte mir: Ich kam im September 1792 in dem Augenblicke in Verſailles an, wo die Staatsgefangenen daſelbſt eintra-

ſen, welche der hohe Gerichtshof in Orleans nicht hatte verurtheilen wollen. Ich ſah, wie die aus Paris 'geſandten Mörder die Einzelnen unter wildem Geſchrei aus den Wagen riſſen und ermordeten. Als der Herzog von Briſſac rief: es lebe der König! ſtieß ihm ein Mörder ſein Schwert in den Mund, daß der Blutſtrom hoch empor und über den Frevler herſchoß, bis ſein Schlachtopfer zu Boden ſtürzte und wie ein Wurm zur Seite geworfen ward.

Achtundſechzigſter Brief.

Bordeaux, den 24ſten Auguſt 1830. Dienſtags.

Noch immer haben wir Urſach, mit Plan und Ausführung unſerer Reiſe zufrieden zu ſeyn, und ich benutze die erſte ruhige Morgenſtunde, um in aller Kürze darüber Bericht zu erſtatten. Den 20ſten Morgens nahmen wir in Nantes ein Frühſtück im Rocher de Cancale zu uns, und ſtiegen dann mit großer Kühnheit hinauf zur Banquette in das zweite Stockwerk der Diligence. Für diejenigen, welche dies große Landſchiff nicht kennen, iſt zu bemerken, daß es aus zwei ganzen und zwei halben Kutſchen und dem nöthigen Packraume beſteht, wie Figura wenn

nicht zeigt, doch zeigen ſoll. a das ſogenannte intérieur iſt gewiſſermaaßen die Hauptkutſche, ſechsſitzig, im Winter warm, im Sommer unausſtehlich heiß, und nur mit zwei kleinen Fenſtern verſehen, die wenig Ausſicht gewähren. b die Rotonda, dem intérieur ähnlich, nur etwas runder und enger gebaut und dem Staube noch mehr wegen der Hinterräder ausgeſetzt. c das Coupé vorn iſt der theuerſte und gilt auch für den beſten Platz, weil es nur drei Sitze zählt, kein vis a vis an Beinen hat, gewöhnlich nur den Staub der Pferde erträgt und aus vier Fenſtern eine freiere Ausſicht gewährt. d das Banquette ſteht dem coupé nach, ſofern es, wie unſere deutſchen halben Wagen, nur mit Leder zugedeckt wird, ohne große Glasfenſter iſt und das Aufſteigen Schwierigkeiten zeigt. Dennoch haben wir es ſeit Nantes vorgezogen und auch bis Pau in Beſchlag genommen. Denn abgeſehen davon, daß es wohlfeiler und das Aufſteigen leicht zu erlernen iſt, gewährt a) der Überbau und das Leder hinreichenden Schutz gegen Sonne und Regen. b) kann man die Beine beſſer ausſtrekken als im Coupé, ſobald man das Leder fallen läßt. c) iſt der Conducteur, welcher jedesmal den dritten Platz einnimmt, der beſte Erklärer aller Merkwürdigkeiten am Wege. d) iſt man weniger dem Staube ausgeſetzt, ſieht frei über alle Hecken und Mauern hinweg, welche für die Bewohner des erſten

Stockwerks hier ſo viel verdecken, und hat endlich den großen Packraum hinter ſich, in welchen man alles Entbehrliche leicht hineinlegen, aus welchem man alles Nothwendige ſchnell herausholen kann. So iſt z. B. ein Mantel im Coupé des Tages eine beengende Laſt, die auf der Banquette nie beläſtigt. Alſo in vielbeſagter Banquette ſehr wohl placirt oder geplatzt, fuhren wir von Nantes über die Loire und Sevre, welche, in viele Arme getheilt, jene Stadt von dem Lande trennen, wo der entſetzliche Bürgerkrieg der Vendee geführt ward. Ich erkannte nun, was ich oft beſchrieben las, nämlich: warum das Land jener bekannten Kriegführung ſo günſtig iſt, jedes Hervorgehen der Vendeer aus ihrem Kreiſe ihnen aber nachtheilig ward. Von unſeren Plätzen, über die Hecken und Geſträuche hinwegblickend, ſahen wir bis gen Rochelle nur Grün, keine andere Farbe. Denn jede Beſitzung von ein, zwei bis drei Morgen iſt mit Graben und Gebüſch eingeſchloſſen, welche geordnete Angriffe äußerſt erſchweren und den Gebrauch von Reiterei und Kanonen ganz unmöglich machen. Häuſer und Dörfer liegen faſt gar nicht am Wege, und trotz des herrſchenden Grüns hat die ganze Gegend, mit den Loireufern verglichen, etwas Kaltes, Unordentliches, Todtes. Denn weder Graben noch Hecken zeigen Fleiß und Nachhülfe, und die eingeſchloſſenen Flächen bleiben großentheils mehrere Jahre

unbebaut liegen. Wenn der Ginſter, der ſie dann bedeckt, hoch genug gewachſen iſt, brennt man ihn als Düngungsmittel nieder, und baut Waizen, Roggen, Hafer, Heidekorn, je nachdem und ſo lange der Boden es erträgt. Das allgemeine Grün der Gegend iſt auch deshalb weniger erfreulich, weil es aus minder ſorgſamem Landbau hervorgeht: entweder ſtehen Diſteln und Dornen, die man mit der Hand ſichelnd verſchont hat, ſehr anmaßend auf dem Stoppelfelde, oder dies iſt doch mit einer Decke von allerhand Unkraut überzogen. Ein reines, gelbes Stoppelfeld, wie wir es von dem fleißigen Landbauer verlangen, habe ich nirgends geſehen. — Man hat jetzt, aber ohne allen Erfolg, verſucht, die Vendee in Aufſtand zu bringen; ſelbſt in Bourbon-Vendee wehte ruhig die dreifarbige Fahne. Manche finden ſich für ihre frühern Anſtrengungen nicht hinreichend belohnt, anderwärts ſind die Söhne in Anſichten hineingewachſen, die von denen ihrer Väter weſentlich abweichen, viele neue Eigenthümer wollen ihr Beſitzthum nicht aufs Spiel ſetzen, und ein Bürgerkrieg, zur Unterſtützung eines bloßen Gewaltſtreiches, erſcheint endlich jedem Vernünftigen wie eine Thorheit. Er hätte die Krankheit verlängert, der geſtürzten Partei aber keineswegs den Sieg gebracht. Dazu die Erinnerung an die frühern Gräuel, worüber ſich Bände vollſchreiben ließen. Hr. Ph. zeigte mir z. B. in Nantes den Ort,

wohin man die gefangenen Vendeer unter einem erlogenen Vorwande führte und ſie dann plötzlich niederſchoß, damit ſich keine anſteckende Krankheit durch ſie verbreite! Ein probates Mittel in jener revolutionären Pharmakopöe. — Nach einer kalten Nacht (ich ſaß bis an die Naſe in meinen Pelz eingehüllt) erreichten wir mit Tagesanbruch Rochelle. Die Stadt iſt ohne Kraft und Leben; man ſieht ihr ein großes, aber mißlungenes Beſtreben an, auf welches nun Überdruß und Ermattung gefolgt iſt. Möchte die neue Beſtimmung der neuſten Verfaſſungsurkunde, nach ſo unzähligen Mißgriffen und Freveln, endlich in Frankreich eine freie Entwickelung des Chriſtenthums erzeugen. Beide Theile haben Schuld, aber die Katholiken weit die meiſte; das darf ich heut, am Tage der Bluthochzeit, wohl behaupten. Und doch hielt damals halb Europa dieſen Tag für den glorreichſten, der je zur Ehre Gottes und der Religion Statt gefunden habe. Dies möge gegen falſche, frevelnde Leidenſchaft warnen, die ſich ſo gern für ächte Begeiſterung ausgiebt; ſo wie Neid und Feigheit ihre kalte Erbärmlichkeit gar zu gern unter Redensarten von Mäßigung, Ordnung und Vernunft verſtecken. Prüfet die Geiſter! — In Rochefort ſahen wir die Schiffswerfte und den öffentlichen Garten, und ſetzten bei dem beſſer gelegenen Saintes über die Charente. Sie iſt ohne maleriſche Ufer, aber weit tiefer als die Loire und

trägt selbst große Seeschiffe bis hieher. Einiges alte, römische Gemäuer zur Seite des Weges, machte auf mich keinen solchen Eindruck wie auf jemand, dem Italien fremd ist; die ersten süßen Weintrauben erschienen mir fast merkwürdiger als jene zerbrochenen Reste der schlechten römischen Zeit. Abends erreichten wir Blaies, wiederholten unsere Geschmacksübungen an Wein, Weintrauben und Pfirsichen, umkreiseten am andern Morgen (Sonntags den 22sten) ein den Strom schützendes Schloß, und bestiegen um 11 Uhr das Dampfschiff, das uns auf der Gironde und Garonne nach Bordeaux führte. Die Ufer sind ganz flach und unbedeutend, erst in der Nähe der Stadt erheben sich einige mit Landhäusern zierlich besetzte Hügel. Desto größern Eindruck macht Bordeaux selbst, wenn es hinter einem wahren Walde von Masten mit dem prachtvollen Halbkreise seiner Kays und der bewundernswürdigen Brücke emporsteigt. Dagegen ist Nantes ein häßlicher confuser Ort, und selbst Paris bietet nichts dar, was mit diesem Anblicke verglichen oder ihm gleichgestellt werden könnte. — Nachmittags durchstreiften wir einen Theil der Stadt, suchten den preußischen und den sächsischen Consul auf, und gingen Abends ins Theater. Dies gehört mit seiner Vorhalle von 12 corinthischen Säulen und den ringsumlaufenden, mit Kaufmannsläden besetzten Gängen gewiß zu den schönsten Häusern; doch giebts

Gründe, es nicht für das erſte der Welt zu halten. Im Innern folgt auf drei Bänke Sperrſitze das Parterre; dann aber (etwa wie in Charlottenburg) eine höhere Abtheilung, die bis an den erſten Rang Logen hinaufreicht. Der große Halbkreis wird von durchlaufenden corinthiſchen Säulen getragen, zwiſchen zwei derſelben ſind jedesmal zwei Logen mit zwei Thüren eingepaßt. Wir ſahen am erſten Abend Cortes, am zweiten den Waſſerträger und ein Ballet. Die Opern gingen gut im Vergleich mit Schlechtem, ſchlecht im Vergleich mit Gutem; Madam Fremont ohne Zweifel die beſte unter den Singenden beiderlei Geſchlechts. Im Ganzen aber ſchreien alle übermäßig. Viele Franzoſen ſcheinen gar nicht zu begreifen, daß Singen ſchlechterdings vom Schreien unterſchieden iſt, und jemand der entſetzlich ſchreit, darum noch keine ſtarke Singſtimme hat. Das Tanzen im Cortes war meiſt grandios langweilig und in der ſchlechten Windmühlenmanier, die auch bei uns vorherrſcht. Das meiſte à plomp hatte (ſehr natürlich) eine Tänzerinn, aus deren Beinen man 24 à la L— hätte ſchneiden können. Aus dem mimicorium des zweiten Abends ward wie gewöhnlich keiner klug; doch gewährte der zweite Akt durch eingeflochtene Nationaltänze ſehr lebhafter Art, ein eigenes Intereſſe. Beide Male war das Haus nicht voll und wir fanden im Augenblicke des Anfanges noch ſehr gute Plätze.

Mittags, den 24ſten Auguſt.

Zurückgekehrt von einem Ausfluge fahre ich fort. — Der Halbkreis, den Bordeaux an der Garonne bildet, iſt ohne Zweifel der ſchönſte Theil der Stadt, und die Brücke, erbaut über einen Strom wo das Binnenwaſſer gewaltig abwärts drängt und die Fluth während anderer Stunden mächtig aufwärts ſtrömt, gehört zu den kühnſten und gelungenſten Unternehmungen. Der Bau ward 1810 begonnen, ruhte aber lang, und zwei frühere Plane, auf ſteinerne Pfeiler eine hölzerne, dann eine eiſerne Brücke zu ſetzen, wurden beſeitigt, um ſie ganz maſſiv aufzuführen. Das Weſentliche des Baues iſt in erſtaunlich kurzer Zeit von 1819 bis 1821 für 6¼ Millionen Franken unter Leitung des zweifelsohne geſchickten Veguey beendet worden. Eine Vergleichung verſchiedener Hauptbrücken theile ich euch aus den brauchbaren guide des étrangers für Bordeaux mit.

	Länge.	Breite.		Bogen.	Durchmeſſer der Bogen.		Dicke der Pfeiler.	
	met.	m.	c.		m.	c.	m.	c.
Bordeaux	486	14	86	17	26	49	4	21
London, Waterloo . .	377	12	80	9	36	—	6	9
Tours . . .	434	14	60	15	24	40	4	87
Guilloticre üb. d. Rhone	570	7	60	18	ungleich		ungleich	
Dresden . .	441	10	47	18	16	70	10	—

Ob die Reduction richtig iſt, weiß ich indeß nicht.

Ein Diſtichon zu Ehren der Brücke lautet: Per luta Burdigalo nitidus pons flumine surgit; Spumoso quondam sic Aphrodita mari. — Nächſt Hafen, Kay und Brücke verdienen viele öffentliche Gebäude Erwähnung; ſo die Börſe, die Präfektur, die Douane, die Paläſte der Place royale u. ſ. w. Auch herrſcht in Anlegung der neuen Privathäuſer, Feſtigkeit und Geſchmack. Unter den Kirchen (zu deren näherer Beſchreibung die Zeit fehlt) iſt keine erſten Ranges oder in einem reinen Syſteme durchgeführt; doch zeigt z. B. S. Croix aus dem zehnten bis eilften Jahrhundert ganz das Verfahren, welches man bei uns unbequem und unrichtig vorgothiſch genannt hat. Ferner ergiebt ſich, daß jede Kirche (darin ſo vielen andern Erſcheinungen des Mittelalters ähnlich) neben dem allgemeinen Typus doch auch eine feſte, ſie von allen übrigen unterſcheidende Individualität hat. In dieſer Verbindung des Individuellen, perſönlich Lebendigen, mit der Regel und dem Geſetz, liegt ja das höchſte Geheimniß der Kunſt. Von Gemälden habe ich in Nantes und Bordeaux, ja ſelbſt in Paris nichts Erhebliches innerhalb der Kirchen geſehen; dagegen fehlt es hier nicht an merkwürdigen Reſten der Bildhauerei. Man verfuhr, ſo ſcheint es, weniger barbariſch gegen ſie als in Paris und ſeinen Umgebungen. — Der Thurm von S. Michel (er ſteht, ſo wie viele Thürme Italiens und Frankreichs, ge-

trennt von der Kirche) ist eine hohle Röhre mit einer seitwärts gestellten Windeltreppe, also den deutschen Wunderthürmen auf keine Weise zu vergleichen; doch gewährt er eine sehr schöne und weite Aussicht auf Stadt, Strom und Umgebung. Trotz vieler Verschiedenheiten erinnerte Einiges an die Aussicht vom Thurme in Frankfurt am Main. — In der Kathedrale S. Andreas sind die Systeme des eilften bis vierzehnten Jahrhunderts wunderlich aneinander gereiht, bis dann zuletzt der sogenannte gute Geschmack mit dem Römer- und Griechenthum, abgeschmackt hineinplumpt oder in die Kirche fällt.

Der heutige Spaziergang begann mit böser Unmäßigkeit, wir nahmen beide ein Frühstück von 10 Pfirsichen zu uns, die insgesammt nur drei Groschen kosteten. Dann gingen wir auf die Bibliothek. Sie ist weit reicher als die in Nantes, aber sehr beschränkt für den Ankauf und ganz unbedeutend in Bezug auf Handschriften. Eine französische Übersetzung des Livius und ein Exemplar von Montaigne mit seinen eigenhändigen Randglossen war das Wichtigste, was uns der gefällige Bibliothekar zu zeigen vermochte. Eine Sammlung von Alterthümern hatte nur Interesse für die Geschichte des Orts oder Departements; eine Sammlung von bordeleser Gemälden bekamen wir nicht zu sehen, denn als wir bestelltermaaßen um 10 Uhr anlangten, hieß es: der wachthabende Volks-

wächter habe sagen lassen, er habe vor ein Uhr keine Zeit zu kommen. Die Kirche la Chartreuse, nach der wir jetzt wanderten, ist ganz unbedeutend, eine lange Scheune mit einem Tonnengewölbe; sehenswerther ist der botanische Garten und der mit Gängen von Platanen eingefaßte Kirchhof. Doch kann man ihn in keiner Beziehung mit dem des père la Chaise vergleichen. S. Severin hat neben neuen, einige sehr alte Theile.

Mittwoch, den 25sten August.

Der Rückschlag der pariser Begebenheiten hat auch Bordeaux getroffen, doch dauerten die Unruhen nur einen Tag und bezogen sich fast allein auf den Präfekten, einen Mann voller Muth, aber den Ministern zugethan und wegen mancher Mißgriffe schon seit längerer Zeit verhaßt. Einige junge Leute drangen zu ihm, die Mittheilung der neuesten Nachrichten aus Paris verlangend. Er verspricht's, kehrt aber in voller Uniform zurück und fordert, daß alle sich entfernen. Hiebei kommts zu einem harten Wortwechsel, er zieht seinen Degen und verwundet angriffsweise oder sich vertheidigend einen der Gegenwärtigen. Dies giebt das Zeichen arger Mißhandlungen, er wird zu Boden geschlagen, auf der Straße umhergeschleppt, endlich jedoch, dem Tode nahe, von einigen jungen Leuten der liberalen Partei aus den

Händen des Pöbels errettet. Während deſſen hatte dieſer alle Möbel der Präfektur zum Fenſter hinausgeworfen, alle Akten, Rechnungen u. dgl. zerriſſen. In Pau (ſo höre ich) ließ das Volk den Präfekten durch den Henker ans Halseiſen ſtellen, und ergötzte ſich den Tag über damit ihn zu verſpotten. — Wer kann dergleichen Dinge billigen oder läugnen, daß ſie ein Umſturz aller bürgerlichen Ordnung ſind? Aber woher entſtehen ſie anders, als durch die nichtsnutzigen Machthaber, welche meiſt nur unfähige, verhaßte, für irrige Zwecke mit ſchlechten Mitteln wirkende Perſonen hinſchickten. Bei einer irgend vernünftigen Verwaltung durch irgend achtbare Leute, kann es dahin nicht kommen; wenn man aber das Regieren nicht verſteht, verlernt das Volk natürlich das Gehorchen. Die ſo oft wechſelnden, dem Lande und den Einwohnern ganz fremden Präfekten, waren ſo wenig wahre, mit dem Leibe verwachſene Häupter, als ein Kohlkopf, den ich auf einen Holzblock ſtelle. Jeder kann ihn herabſchlagen, gleichwie er keinem nützt ſo lange er da ſteht. Ja dieſe Präfekten, mit welchen man alle Jahre Kämmerchen vermiethen ſpielte, gewannen nicht einmal die mitverwaltenden Perſonen; es iſt unmöglich, daß ein Präſident bei uns zu allen ſeinen Räthen in einem ſo ganz gleichgültigen, negativen Verhältniſſe ſtehen könnte. — Niemand wünſcht hier die Rückkehr der ältern Bourboniden, man hält ihren

Sturz für nothwendig und hofft davon die beſten Früchte für die Entwickelung Frankreichs; aber viele Dinge ſtellen ſich dem Beobachter ruhiger dar als in Paris. Sehr viele Leute z. B. gehen ohne Kokarde, ſelbſt das Volk ſcheut ſich die Marſeillaiſe zu ſingen oder die neuen Lebenshoffnungen an das alte Todtenlied zu knüpfen, und die widerwärtigen Karikaturen ſcheinen noch nicht aus Paris hier angelangt zu ſeyn. Ich ſage widerwärtige Karikaturen, wenn z. B. das abgeſchnittene, fratzenhaft verzogene Haupt Karls X als Trinkgeſchirr dargeſtellt, aus der Hirnſchale der Deckel und den Haaren der Griff gebildet iſt. Muß ſich ein Mann von ſeiner unwürdigen Frau ſcheiden, wird ihm doch das Andenken der frühern, an dies Lebensverhältniß geknüpften Hoffnungen nicht ganz verlaſſen, und er ſoll, wenn ſie ſein Haus verläßt, ihre Vergehen nicht über die Straße nachſchreien. Es hatte für mich etwas Furchtbares, wenn in Paris geſungen wurde daß die Wände bebten: der König ſey ein Meineidiger, ein Verräther! Ja er hat ſeinen Eid gebrochen, indem er in thörichtem Aberglauben ihn zu erklären und zu verklären meinte; er hat dafür Alles verloren, was er hatte, Ruhm, Ehre und das ſchönſte Königreich für ſich und ſeine Kinder und Kindeskinder, — nichts bleibt ihm als der jämmerliche Überreſt eines langen, irrigen Lebens. Und noch bitterer haben die Parzen den Lebensfaden der Herzo-

ginn von Angouleme ausgeſponnen. Über alle iſt die ſchwere Hand des Herrn gekommen, und es hat ſich bewähret, daß ein großes Volk nicht das willkürlich zu mißhandelnde Eigenthum einer abgelebten Familie ſey, daß es nicht jeſuitiſch regiert werden ſoll. — Andererſeits kann es mich nicht erbauen, daß der neue König aus des Volkes Gnade die Marſeiller Hymne mit ihm ſingt und die alten Weiber unter ſeinen Fenſtern ausſchreien: la marseillaise que notre nouveau roi a chanté hier au soir avec nous, pour deux sous. Der Gegenſatz von Royaliſten und Conſtitutionellen war Zeichen einer böſen Krankheit, denn die Geſundheit hebt eben jenen Gegenſatz auf oder vermittelt ihn unaufhörlich. — Eben ſo iſt die Freude: man habe nun keinen König aus Gottes Gnade mehr, nur Folge einer einſeitigen, krankhaften Betrachtungsweiſe. Denn Gottes Gnade hat ja nie die unbedingte Willkür der Sultane begünſtigt, ſie herrſchten immer unter Gottes Ungnade, und es iſt abſurd, eine Theorie angeblich göttlichen Staatsrechts auf bloß menſchliche Leidenſchaften zu gründen. Aber eben ſo nichtig iſt die Anmaaßung oder der Aberglaube, mit bloß menſchlichen Mitteln, Verkehrungen, Controlen, Verantwortlichkeitsgeſetzen u. dgl., eine politiſche Univerſalmedizin bereiten zu wollen, ohne Bezug auf Gott und Vorſehung, ohne Verklärung durch die chriſtlichen Tugenden. Um der Män-

gel und Irrthümer willen ſoll man nie den Glauben, die Liebe und die Hoffnung aufgeben: wenn man aber (wie Karl X) im Volke voreilig Rebellen, oder wenn ein Volk voreilig in ſeinem Könige einen Tyrannen ſieht, dann löſen ſich alle zum Leben verknüpften Elemente, und als todter Niederſchlag zeigt ſich eine Apotheke von politiſchen Salzen und Säuren, die man gar mannichfaltig miſcht und den Kranken in allerhand Geſtalten giebt. Durch Gottes Gnade iſt ein Land fruchtbar, durch ſeine Gnade wachſen Bäume, quellen Bäche, ſtrömen Flüſſe, durch ſeine Gnade wachſen Geſchlechter und ſterben aus, beglücken große oder züchtigen ſchlechte Herrſcher. In allen dieſen Dingen iſt an ſeinem Segen, Alles gelegen. Dieſes **Segens würdig zu werden**, ſey das erſte Beſtreben der Könige wie der Völker; aber der edelſte König wie der beſte Unterthan wird fühlen, daß ſeine Mittel und Kräfte mangelhaft ſind und eigenes Verdienſt nicht hinreicht, alles Irdiſche zu heiligen oder gar eine ewige Seligkeit damit zu bezahlen! — Doch wohin gerathe ich von Bordeaux aus, mir bleibt bloß noch Raum zu ſagen, daß wir morgen früh nach Pau und Tarbes abreiſen.

Neunundſechzigſter Brief.

Bagnéres de Bigorre, Donnerstag den 2ten September 1830.

Aus unſern früheren Briefen wirſt Du erſehen haben, daß wir glücklich über Blois, Tours, Nantes, Rochelle und Rochefort in Bordeaux anlangten und wie wir die beiden erſten Tage verlebten. Am letzten Tage unſeres Aufenthalts, den 25ſten Auguſt, fuhren wir unter Leitung des Hr. D. Sohn die Garonne aufwärts nach Floriac und ergötzten uns an Ausſichten, welche den ſüdlichen, jedesmal anziehenden Charakter der Weinländer trugen, obgleich an ſich die Ufer der Loire und noch weit mehr der Seine den Vorzug verdienen. Nach der Rückkehr beſuchte ich H. Jouannet, an den ich von Champollion Figeac eine Empfehlung überbrachte. Er iſt der größte Kenner der Alterthümer ſeines Vaterlandes, zeigte mir mit vieler Gefälligkeit ſeine Sammlungen und ſchenkte mir mehrere lehrreiche Abhandlungen, die ich wohl zuerſt nach Deutſchland bringen werde. Merkwürdig iſt es, daß man keine römiſche Kaiſermünze ſpäter als von Antonin in dieſen Gegenden findet, was (da die Kaiſerherrſchaft viel länger fortdauerte) nach Hrn. J. mit dem chriſtlichen Syſteme des Begrabens, im Ge-

genſatz des Heidniſchen zuſammenhängt. Willkommen war mir die, meine alte Lehre beſtätigende Behauptung des gelehrten Mannes, daß auch in dieſen Gegenden kein Übergang mauriſcher Baukunſt in die germaniſche nachzuweiſen iſt. Die letzte geht ihren eigenen, unabhängigen Gang aus dem ſogenannten vorgothiſchen in das reine, vollkommen ausgebildete Syſtem des Mittelalters. — Der Abend verging mit Hrn. D. unter mancherlei Geſprächen (davon ſpäter); den 26ſten früh fuhren wir ab gen Pau. Etwa zwei bis drei Meilen weit zeigte das Land die Annehmlichkeiten und Schönheiten, aber auch die Einförmigkeit der Weinländer, dann folgen die Landes, wo die Farnkräuter, ſo wie in der Lüneburger Heide die Erica vulgaris herrſchen. Jenes giebt eine bloß grüne, dies eine mit roth aufgehöhte Unfruchtbarkeit. In Bazas aßen wir zu Mittag, Roquefort bot die einzige lebendige Anſicht, ohne jedoch auch nur von weitem an das zu reichen, was wir in Pau ſehen ſollten. Der hohe Kranz der Pyrenäen, den Pic du midi in der Mitte, ſtieg vor uns empor; und als ihn Nebelzüge großentheils wieder verhüllten, langten wir im Wirthshauſe an, aus deſſen Garten man die Schönheiten der nähern Gegend überſieht. Wir durchſtreiften dieſe aufwärts und abwärts, ſtiegen hinauf zum Balkon des Schloſſes und fanden es ſehr natürlich, wenn der Reiz der Umgebungen viele Fremde

lange feſthält. Auf dem rechten, reich bewachſenen Ufer des Gave liegt Stadt und Schloß, er ſelbſt rauſcht theils mit eigenmächtigem Ungeſtüm durch ſein ſelbſterſchaffenes Steinbette, theils iſt er durch Menſchenhand geregelt, und eilt mit gleicher Schnelligkeit als Mühlbach durch Wieſen und Gärten, minder ultraliberal, aber nützlicher als ſein eigenwilliger Bruder. So reich der Vordergrund auch war, richteten ſich doch (ſobald der Nebel ſich hob oder Sonnenſtrahlen hindurchfuhren) unſere Blicke auf die Rieſenberge des Hintergrundes; ſo wie in der Sixtina die Rieſenwerke Buonarotti's das Gemüth jedesmal feſthalten, ſo oft man ſich auch vornimmt, die lieblichen Arbeiten anderer Maler daſelbſt zu betrachten. — Die Diligence von Bordeaux nach Pau war doppelt ſo theuer als die von Paris nach Bordeaux, und der Unternehmer äußerte ſehr unbefangen: da keine Concurrenz vorhanden ſey, könne er nehmen was er wolle. Daß wir nun aber in Pau 24 Stunden auf ſeinen Wagen warten ſollten, erzeugte den Entſchluß, mit einem Fuhrmann den 28ſten nach Bagnères de Bigorre zu fahren. Höhere Fügung brachte mich hier zur Mehrung meiner pſychologiſchen Schätze mit zwei Köchinnen zuſammen, von denen abwechſelnd eine im Wagen und eine auf dem Bocke ſaß. Nachdem ich über die bekannten Punkte, Pole und Achſen der Köchinnenwelt das gehörige Examen angeſtellt hatte,

ward ich kühner, gab mich ſelbſt für einen Koch aus, und wußte in Erinnerung an die Urlehren der Urküche meine Weisheit dergeſtalt in Küchenfranzöſiſch zu überſetzen, daß ſie an mir und an ſich ſelbſt irre wurden. Die eine wollte zu Hrn. Martin, die andere zu Madame Denys ziehen, keine aber kannte ihre künftige Herrſchaft; dies gab mir Veranlaſſung ihnen zu ſagen: ich kennte beide Familien ſehr genau, ſie wohnten in Paris auf den Boulevards; Hr. Martin ſey ein ſtämmiger, kurz unterſetzter Mann, Madame Denys gröſſer, langbeiniger, anmaaßend, kurz angebunden u. ſ. w. und was der Narrenspoſſen mehr waren, die indeß allerhand Gedanken ernſter Art in meinen Reiſegenoſſinnen erweckten. — Von dem Berge bei Ibos, zu dem ein Schneckengang emporführt, hatten wir eine weite Ausſicht auf die Pyrenäen und ihr (keineswegs überall fruchtbares) Vorland. Tarbes liegt in einer großen, reich vom Adour bewäſſerten Ebene. Abends erreichten wir Bagnères de Bigorre und ließen uns ſogleich einen Führer, Pierre Idrac, holen, um den Plan zu einer Fußreiſe in die Pyrenäen zu entwerfen. Er beſah uns von oben bis unten und erklärte ſehr offenherzig: er halte uns für ſchlechte Fußgänger, die dergleichen Unternehmungen nicht gewachſen wären. Dies ſchüchterte uns indeß keineswegs ein, und wir haben die außerordentliche Genugthuung gehabt ihn, wie man ſagt, todt

zu gehen, so daß er nicht mehr fortkonnte, während wir noch frisch und gutes Muthes waren. Den 29sten früh begann der Marsch aus dem Thale von Bagnères in das von Campan, dem eigentlichen Eingang der Pyrenäen. Zu beiden Seiten schon hohe Bergrücken, rechts fruchtbar, schöne Wiesen, Häuser überall vertheilt; links meist alles schroffer und kahler. Bis Grip der Weg noch bequem genug, von hier an aber ununterbrochenes Steigen, vor dem Wasserfall von Grip, dem schönern von Tramesaigues vorbei, immer höher hinauf, bis man nach fünfstündiger harter Anstrengung die Quellen des Adour und den Sattel erreicht, welcher diese Gewässer von denen trennt, die gen Barèges hinab und zum Gave fließen. In dieser Höhe alles still, einsam, todt; nur ein Adler schwebte in den Lüften und zur Seite des Bergsattels erhoben sich die gewaltigen Felsen des Tourmalet und die Pics von Campanade und Espade. Alle überragend stand zur Linken der Pic du midi de Bagnères, den wir allmälig auf unserer Reise ganz umkreiseten. Jetzt gings dem Bache Bastan entlang so rasch gen Barèges hinab, als wir vorher gestiegen waren. Im Verhältniß zu allem Übrigen liegt Barèges in einer ungünstigen Gegend, das Thal sehr eng, die Berge sehr hoch und zum Theil kahl, aber die Heilquellen von größter Wirksamkeit. Der Führer hatte uns am ersten Tage nur

bis hieher bringen wollen, nach einiger Ruhe und eingenommener Milch zogen wir indeß noch weiter und erreichten (ein höheres, reich bewachſenes Thal verfolgend) mit Sonnenuntergang Luz, wo uns ein treffliches Abendbrot ſtärkte und das fortdauernd günſtige Wetter den erſten Plan von Luz nach Gavarnie zu gehen, beſtätigte. Mit Tagesanbruch (30ſten) waren wir auf den Füßen — und kehrten erſt Abends um 7 nach Luz zurück. Alles zu allem gerechnet, der merkwürdigſte, reichſte Tag unſerer Pyrenäenwallfahrt. Zunächſt iſt Luz einer der reizendſten Punkte in der Mitte dreier, hier zuſammenlaufenden Thäler von Barèges, Gavarnie und Pierrefitte. Die ſchönſten Wieſen und Baumgruppen im Vordergrunde, dann Hügel in reizenden, hierauf ungeheure Berge in den wunderbarſten, kühnſten Formen. Den Gave de Pau in der Tiefe rauſchend zur Seite, dem herrlich am Berge angebauten S. Sauveur vorüber, erreichten wir le pont de Sia. Zwei große Seitenmauern hält ein kühner Steinbogen auseinander, erſt hoch darüber ſchwebt die Brücke, und aufwärts derſelben ſtürzt ſich der Gave in ſo vielen Abſätzen und über ſo viele Felsblöcke hinab, daß wenig Waſſerfälle ihm an Schönheit gleich kommen dürften. Zur andern Seite der Brücke ſammeln ſich die Gewäſſer und bilden ein ſmaragdgrünes, dicht umwachſenes Becken. Bei Gedre, wo wir frühſtückten, ein zweiter merkwürdiger,

obwohl minder ſchöner Waſſerfall. Faſt hätte ich die Frage der Wirthinn: ob wir die Grotte ſehen wollten? verneint; — ſehr mit Unrecht: denn dieſe Grotte und ſein hindurchſtürzender Waſſerfall erinnerte aufs lebhafteſte an die Grotte des Neptun bei Tivoli. — Von hier aus alles rauher, wilder, aber auch mühſeliger. So wie Wenige von denen die ſich hieher wünſchen, geſtern die fünf Stunden zum Tourmalet hinauf ausgehalten hätten, ſo wenig den heutigen Marſch nach Gavarnie immer bergan und über lauter loſe, ſpitzige Steine. Aber es lohnte, das iſt wahr. Zur Rechten und Linken ungeheure Bergwände, hier glatt und glänzend, dort ſchwarz und feucht, Quellen wie Silberbänder daran aufgehangen, einzelne grüne Wieſenſtellen, ein Häuslein daneben, von unten betrachtet nicht größer als ein Vogelneſt, und in höchſter Höhe die Pics, faſt noch ſpitzer als die Hörner und Aiguillen der Schweiz, jetzt im Sonnenlichte, dann von hellern oder ſchwarzen Nebeln und Wolken umzogen. — An einer Stelle, mit Recht das Chaos genannt, ſchien jeder Ausgang verſperrt. Häuſergroße Felsſtücke in Unzahl liegen vom Thale des Gave bis zu den höchſten Höhen hinauf übereinander geſtürzt, durch Kräfte und Gewalten ſo ungeheurer, revolutionärer Art, daß wir ſie bei unſerem ruhigen, doktrinären Gange der Natur kaum begreifen können. Der Schluß der Wallfahrt war Gavar-

nie. Ein großer Halbkreis der höchſten Berge umſchließt die Gegend, ſchwarz, ſchroff, durchzogen von Lagen ewigen, jedoch nicht ſilberhellen, ſondern ſchmuzigen Schnees. Die Waſſer fallen überall hinab und bilden den Anfang des Gave de Pau. In höchſter Höhe zwei ſcharfe Einſchnitte in die Berge: der port d'Espagne und la brèche de Roland, zur Seite eine vignemale (wahrſcheinlich daſſelbe wie via mala) als dritter Eingang in Spanien. Der Kamm des Marboré, der faſt alles umzieht, iſt unüberſteiglich. Denſelben Weg ſtiegen wir unter gleichen Genüſſen hinab, lenkten die Schritte ſeitwärts und kamen durch S. Sauveur wieder nach Luz. Der dritte Reiſetag (31ſte) begann mit Glückwünſchen zu deinem Geburtstage, dann eilten wir auf gebahntem Wege durch das reizende Thal nach Pierrefitte, hierauf, uns links wendend, wieder bergauf gen Cauterets. Wenn am erſten Tage die Länge des Steigens, am zweiten die Unbequemlichkeit des Weges uns beſonders ermüdete, ſo war es diesmal eine Hitze von mindeſtens 26 Grad (bei gleicher Temperatur und mit 36 Grad Staub waren wir in Pau eingefahren). Dennoch erreichten wir zuletzt unſer Ziel, ließen unſern ermatteten Führer im Wirthshauſe, und gingen noch weit aufwärts im ſchönen Thale ſpazieren gegen die ſpaniſche Gränze hin. Die Höhe, Mannigfaltigkeit und Fruchtbarkeit der Berge und des Thales verdient das ſchon oft wieder-

holte Lob. Mittwoch, den erſten September, wollten wir um vier Uhr aufbrechen, aber ein ſchweres Gewitter mit gewaltigem Regen begleitet, zwang uns, vielleicht im Allgemeinen zum Vortheil des Leibes und der Seele, in einem Wagen über Argellez nach Lourdes zu fahren, von wo wir geſtern zu Fuß hieher zurückkehrten. Auch dieſer Tag (der Weg führte meiſt zwiſchen Kaſtanienbäumen und Mais) war genußreich, und die ſchöne Kette der Pyrenäen ſtand uns immer zur rechten Seite. Hr. v. L. ſagt: die Pyrenäen zeigten im Vergleich mit der Schweiz nur abgerundete Berge und liebliche Thäler. Ich kann beides inſofern nicht vergleichen, als ich die höchſten Pyrenäen nicht ſah, und darf annehmen, daß die Schweiz hinſichtlich der glänzenden Schneefirnen und der Seen einen großen Vorzug hat; aber was ich in den Pyrenäen ſah, iſt in ſeiner Art vollkommen ſo ſchön als das ſchweizeriſche, nur finde ich den Charakter (im Widerſpruch mit Ls. Äußerung) noch ſchärfer, ſchroffer und wilder. Gar viele Bergrücken und Spitzen erinnern an Formen wie der Eiger und der Oru.

Heut iſt Ruhe- und Schreibetag, nebenbei wird für die Wäſche geſorgt, und mancher zu freigeſinnte Knopf zur feſten Ordnung zurückgeführt. — So viel in Eil und bei heißer Luft. Ich darf aber doch den alten Kelch der Politik nicht ganz vorübergehen laſſen, denn ob ich gleich ſeit meiner Abreiſe von Paris gar

keine Zeitungen las und nichts von dem weiß, was dort und in der übrigen Welt vorgeht, iſt doch manches jener Farbe unwiderſtehlich auf mich eingedrungen. Ein alter Mann, der mit mir von Pau nach Tarbes fuhr, ſagte: Herr, ich habe in meiner Jugend den Conventsdeputirten oft geſehen, der in Pau guillotiniren ließ. Das ganze Schaffot war blutroth angeſtrichen, aber man ſah das Blut doch, es lief über die Ränder und durch alle Fugen. Die Guillotine war täglich in Bewegung. Wenn wir ſo umherſtanden, ſchleppte man aus einer Gaſſe einen Mann, aus der zweiten eine Frau; von Prozeß, Grund, Beweis war nie die Rede, marſch die Treppe hinauf, Kopf ab, beides hinabgeworfen, eiligſt verſcharrt, ein Paar Freudenſchüſſe der Jakobiner in die Luft — Trauer und Beileid war verboten. — Das, ſagte ich, geſchah zur Zeit der böſen Republik, dagegen iſt die Kaiſerzeit doch gülden zu nennen. Ja Herr, fuhr er fort, es ging doch beſſer nach Recht und Geſetz, aber Recht und Geſetz that an ſich auch Unrecht. Alle wurden danach zur Schlachtbank geführt, von fünf Söhnen meines beſten Freundes kamen vier in Spanien um, der fünfte war auch unterwegs, da fiel Napoleon. Unter 8 — 10000 Franken war kein Stellvertreter zu haben. Stieß dem, wie gewöhnlich, etwas zu, ward man doch fortgeſchleppt; war jemand nicht aufzufinden, erhielt ſein Geburtsort Einquarti-

rung, was viele tauſend Franken Koſten verurſachte. Dies beſtätigend fügte mein Führer hinzu: alle ſehnten ſich nach Ruhe, alle ſagten: im Vergleich mit einem Kriege in Spanien, iſt ein Krieg in Deutſchland das Himmelreich. Da konnte man doch mit Vertrauen eſſen, trinken, ſchlafen. Jeder Spanier dagegen, den wir ſahen, war ein Mörder oder dachte daran, es zu ſeyn. Hunderte von franzöſiſchen Soldaten, die ſich vom Wege entfernten, ſind um der vermaledeiten, verwickelten Hoſenträger willen wie die Vögel erſchoſſen worden. — So Politik und Betrachtungsweiſe der Bürger und Landleute; anders ein pariſer Advokat von etwa 26 Jahren, der uns von Bordeaux nach Pau begleitete und in den drei Tagen den lebhafteſten Antheil an den Gefechten genommen hatte. Er betrachtete den König als abergläubig und imbecill, die Miniſter als unfähige nichtsnutzige Leute, und ſoweit ließ ſich alles leicht begreifen. Auffallender war es ſchon, daß er vom neuen Könige mit größter Geringſchätzung ſprach; am unerwarteſten endlich, daß er (der für Freiheit und Recht das Leben gewagt) von der Zukunft und neuen Zeit — gar nichts hoffte. Und doch zeigte der Mann Verſtand, ja Gefühl; aber der ganze Reichthum und die ganze Nichtigkeit des pariſer Lebens hatten ſo früh dieſe kalte Reife in ihm erzeugt, und einerſeits war als Lebensquell nur das franzöſiſche point d'honneur übrig geblieben, anderer-

ſeits die Genußliebe, welche alles auf ſich bezieht und nur des nächſten Tages gedenkt. Einen Studenten, welcher erzählte er arbeite täglich zwei Stunden, lachte er aus und verſicherte, die Studien zu ſeinem erſten Examen habe er in acht Tagen gemacht. Um 12 ſtehe er auf, frühſtücke um 1, gehe umher bis 4, mache Toilette bis 5; dann beginne mit dem Diner ſein Leben, führe ihn durch mehrere Theater zu Schauſpielerinnen und Tänzerinnen, durch mehrere Soireen endlich um 2—3 Uhr ins Bett. Er beſtätigte das Lob der Tapferkeit und Mäßigung der Pariſer für die beiden erſten Tage, erzählte aber vom dritten: ich habe geſehen daß man Schweizer, die kniend um ihr Leben baten, unter Scherzen umbrachte, daß man faſt nackt Ausgezogene und ſchwer Verwundete ſpottend auf die Barricaden warf, um dieſe zu erhöhen. Schrien die Unglücklichen vor Schmerz, wurden ſie getödtet. Man ſprach aber nie von Tödten und Umbringen, das Wort descendre ward dafür gebraucht. Am Donnerstag aß und trank das Volk in den Tuilerien von den gefundenen Vorräthen; ein poſſenhafter Maurergeſell hatte ſich in den königlichen Thron und eine Biſchofsmütze auf den Kopf geſetzt. Er rief: mangez, buvez mes bons sujets! So die Erzählung meines Reiſegefährten. Er hatte den König, der aus dem Rechte heraustrat, verjagen helfen; ſein Verſuch, uns aus unſern legitimen Plätzen

zu verdrängen, mißlang dagegen: ich behielt das letzte Wort und den erſten Platz. — Als 1814 die Engländer nach Bordeaux kamen, fraterniſirte das Volk mit ihnen und ſteckte ſich weiße Kokarden an, ſo groß wie ein Teller; man war ultrabourbonidiſch. Im nächſten Jahre redete die Herzoginn von Angouleme mit Muth und Nachdruck zu den Soldaten, ſie blieben ſtumm und gaben kein Zeichen, weder des Beifalls noch Mißfallens, während Clauzel mit napoleoniſchen Soldaten nahte und jene zur Flucht zwang. In S. Sauveur ſtehen zwei Pyramiden zu Ehren der Herzoginnen von Angouleme und Berry; die erſte mit der Inſchrift: Je suis contente de ce departement, je vois que c'est un bon pays, sur lequel le roi peut compter. — die an den Präfekten gerichteten Worte der Herzoginn. Iſts nöthig, zu der alten Wahrheit von der Wankelmüthigkeit des Volkes neue Beiſpiele hinzuzufügen? Aber wer hat die Schuld? Woher kommts daß von 100, 99 wider den König ſind? als weil ſie an dem einfachen Satz feſthalten, er habe ſein Wort gebrochen, ohne ſich in weitläufige und künſtliche politiſche Entwickelungen einzulaſſen. Man kann den Franzoſen eher falſche Bewunderung als unbegründeten Haß vorwerfen. Sie haben während der Revolution große Gewandtheit und Kühnheit im Stürzen der Regierungen bewieſen; ſo Ludwig XVI, die Conſtitutionellen, die Gironde, Dan-

ten, Robespierre, Direktoren, Conſuln, Kaiſer, König, und nochmals den Kaiſer und nochmals einen König. Gebe ihnen der Himmel Ruhe und Geſchicklichkeit, nicht mehr zu wechſeln, ſondern endlich zu halten. Ludwigs XIV Eroberungsſucht und Bigotterie, Ludwigs XV liederliche Nichtigkeit hatten die Wurzeln des alten Königsbaumes faulen laſſen; gern hätte Napoleon ſeine eiſerne neue Pfahlwurzel eingerammt, aber die Ramme giebt keine organiſche Entwickelung und Eiſen wächſt nicht. Obs dem Nebenzweige der Orleans gelingen wird, lehrt dereinſt die Zeit. Aber kleine Künſte genügen nicht, z. B. der Verſuch darzuthun ſie wären eigentlich keine Bourboniden, die Änderung des Wappens, die Abſchaffung des Namens Dauphin u. dgl. Bagatellen. So wie Perſönlichkeit allein noch nicht den wahren Herrſcher macht, ſo gehts in Frankreich noch weniger ohne Perſönlichkeit. Eigentlich hat Heinrich IV allein verſtanden, franzöſiſch zu regieren. Ein Prinz und ein König ſind zwei verſchiedene Dinge; ſowie gewiſſe Leute äußerſt tauglich ſind mit Kraft zu opponiren, die aber ſchachmatt werden, ſobald ſie ſelbſt poſitiv und praktiſch regieren ſollen. Auf jeden Fall müſſen die Regierenden für die Regierung ſeyn. —

Siebzigſter Brief.

Montpellier, den 8ten Septbr. Mittwochs.

So wie im Leben überhaupt, giebt es auch auf Reiſen Zeitabſchnitte, wo wenig geſchieht, und in dem Maaße als ſie länger erſcheinen, können ſie doch kürzer beſchrieben werden. Dies gilt von den letzten acht Tagen, obgleich Du daraus, daß wir ſchon in Montpellier ſind, ſchließen mußt: Spanien ſey zugeſchloſſen! Davon nachher; jetzt zum ordentlichen Bericht nach der Zeitfolge. Den 1ten Vormittags ſchrieben wir in Bagnères de Bigorre den Brief, welchen Du jetzt wirſt erhalten haben, dann wanderten wir zum Bade. Nie iſt mir eins ſo angenehm geweſen. Das Waſſer weich, als lege ſich der zarteſte Sammt an den Leib, von der willkommenſten Temperatur, durch einen Hahn in das marmorne Becken ununterbrochen einſtrömend, durch eine andere Öffnung in gewiſſer Höhe abfließend, alſo immer gleichmäßig warm und rein. Jetzt folgte ein weiter Spaziergang. Oberhalb des an die Berge ſich anſchließenden Bades finden ſich Anlagen, die mit den ſchönſten Bäumen bewachſen ſind und reizende Ausſichten über die Stadt und die Umgegend gewähren, daran ſtößt ein Berg ſcheinbar geringer Höhe. Kaum aber hatten wir dieſelbe erreicht, ſo ſtand

ein zweiter ähnlicher Hügel vor uns, und auf dieſe Weiſe wurden wir allmälig verlockt, nicht ohne Anſtrengung immer weiter und weiter zu ſteigen, bis wir die wahre Spitze erreichten. Aber jeder Schritt lohnte; denn ſo wie Anfangs die Stadt und ihre nächſte Umgebung ſich als Hauptſache darſtellte, ſo wuchs die Überſicht, bis die Kuppen der Pyrenäen nach einer Seite, das Thal von Bagnères nach der zweiten und darüber hinaus die Hügelketten gen Toulouſe vor uns lagen. Jede Seite hatte ihre eigenen Reize, das fruchtbare, von Adour mannigfach durchzogene Thal nicht minder als die Richtung gen Campan, wo ſich hinter einander fünf Bergrücken in mannigfachen Geſtalten und Farben unſern freudigen Blicken darboten. Damit ſchloß aber auch der Naturgenuß der Pyrenäenreiſe, und wir werden wohl vergebens auf etwas Ähnliches warten. — Beim Nehmen der Plätze nach Toulouſe hatte ich aufs beſtimmteſte gefragt: ob das Banquette des Wagens nach pariſer Weiſe bedeckt und eingerichtet ſey? Die bejahende Antwort des Unternehmers war aber eine Lüge geweſen, und ſo mußten wir uns den 3ten des Morgens bequemen, auf einem harten Brete unter freiem Himmel zu ſitzen. Anfangs ließ uns der Überblick der Gegend nicht zur genauern Betrachtung unſerer mißlichen Lage kommen; bald aber verſchwand jene, und es fing dergeſtalt an zu regnen, daß Schirme und Mäntel das vom Himmel und dem

Packleder auf uns einſtrömende Waſſer nicht genügend abhalten konnten. Ich machte hierauf nebſt einem dritten, ganz auf ähnliche Weiſe betrogenen Reiſenden ſolchen Skandal, daß man uns in die Rotonde einpferchte, wo wir zwar trocken, aber ſo elend ſaßen, daß wir Gott dankten, als wir endlich den 4ten Vormittags in Toulouſe aus der Marterkammer entlaſſen wurden. — Toulouſe iſt eine anſehnliche Stadt mit unzähligen kleinen, krummen Straßen. Wenn Rouen noch enger und finſterer erſcheint, ſo ſteht es ſchon durch ſeine Gebäude ſehr voran, und die Gegend kann gar nicht verglichen werden. Der Blick in Toulouſe auf die Garonne iſt unbedeutend, wenn man dieſen Strom in Bordeaux geſehen hat, und gegen die Ufer der Seine ſtehen die der übrigen franzöſiſchen Ströme, ſoweit ich ſie kenne, weit zurück. — Einige Kirchen in Toulouſe, beſonders die Kathedrale und S. Sernin dürften für die Geſchichte der Baukunſt, z. B. über die Verbindung von Pfeilern, Säulen und Bogen wichtig ſeyn. Individuell möchte ich Einiges nennen, aber nirgends Vollendung und ächte Harmonie der Theile und des Ganzen. — Abends, den 4ten, ſetzten wir uns ins Interieur des Wagens, und kamen den 5ten gegen Abend in Narbonne an. Bei Tiſche hatte ich einen langen Streit mit einem franzöſiſchen Politiker (und ſolcher Art giebts viele), der da behauptete: der König von Preu-

ben habe als absoluter König das Recht, jeden seiner Unterthanen nach Willkür aufhängen zu lassen! Welche crasse Begriffe von Recht, Freiheit und Bürgschaften der Freiheit. In diesem platt materiellen Sinne giebts gar kein Recht, keine Freiheit und keine Bürgschaft der Freiheit. Unbedingt ist mein Eigenthum und mein Leben keinen Augenblick lang gesichert, so wenig gegen Menschen als gegen Vieh, Wassersnoth, Feuersbrunst, Erdbeben u. dgl. Aber jenes Unbedingte, dem die bornirten Staats- und Stadtleute nachstreben, wäre ja eben die Sklaverei und der Tod selbst; es wäre ein Vernichten aller geistigen Beziehungen, aller ächten Tugend und Religion. Jede Kraft welche dies versucht, sie sey persönlich oder formell, ist immerdar auf Abwegen und verderblich, das beweisen die Constitutionsfabrikanten und die welche Constitutionen zerschlagen, Napoleon und Herault de Sechelles, die Congregation und die Jakobiner. An sich sind Constitutionen (Bogen Papier) so wenig nothwendige und sichernde Bürgschaften ächter Freiheit, als Personen (Leute, welche die Nase der Länge, den Mund der Quere haben); deßungeachtet ist der, welcher beides (Formen und Personen, Objektives und Subjektives, Gesetz und Individualität) gleichmäßig verwirft, ein ganzer Thor, und wer nur einer Hälfte vertraut, ein halber. Zu den letzten gehören alle diejenigen, welche behaupten: eine absolute Regierung

ſey die beſte; ſie glauben damit etwas für das Königthum geſagt zu haben, aber ſie irren ſich und vergeſſen daß ganz auf derſelben falſchen Stufe der Betrachtungsweiſe, nur am andern Ende, die unbedingten Vertheidiger der Volksſouveränität ſtehen. Beide kennen, ſehen und vertrauen in letzter Stelle und Analyſe nur der **Gewalt**, und dieſe hat diesmal gegen die Abſolutiſten des Königsthums entſchieden, ſobald ſie den heiligen Schild des *Rechts* von ſich geworfen hatten. *Das* unterſcheidet die letzten franzöſiſchen Ereigniſſe von den frühern, daß ſie ſich auf etwas Feſtes, Anerkanntes, Rechtliches, auf die Verfaſſungsurkunde bezogen und nicht ohne Compaß und Ziel von etwas Willkürlichem ausgingen oder nach ganz Unbeſtimmtem ſtrebten. Ähnlicherweiſe (ſo verſchieden auch vieles Andere ſeyn mag) bezogen ſich die Reformatoren des 16ten Jahrhunderts auf etwas unantaſtbar Regelndes, die Bibel; die Jakobiner des 18ten aber nur auf ihr ganz iſolirtes, geſetzloſes Meinen. — Die Franzoſen hatten Recht, ihre Charte zu vertheidigen, und wenn man einwendet: ſie ändern dieſelbe jetzt ſelbſt, ſo betreffen dieſe Änderungen bisher noch nicht die Grundlagen, und nur die Idee des Rechts iſt ewig, nicht jedes einzelne Recht in ſeiner einzelnen Erſcheinung. Hat ſich doch ſelbſt die katholiſche Kirche, trotz ganz anderer Grundlagen, in jedem Jahrhundert verſchieden geſtaltet und entwickelt.

Nicht die unbedingte Unveränderlichkeit der Charte ward, den Miniſtern gegenüber, behauptet; ſondern nur, daß ſie dieſelbe nicht allein umſtürzen dürften. Und darin hatte man dem Buchſtaben und dem Geiſte nach vollkommen Recht; denn es iſt ja eine Abſurdität von Recht zu ſprechen und das Bilaterale, das Lebenselement deſſelben, zu verwerfen. Aus den Revolutionen für und durch die bloße Gewalt, ſind die Franzoſen zu der höhern Stufe der Rechtsbeziehungen angelangt und haben über die Abſolutiſten der Schule bloßer Gewalt obgeſiegt. Sinken ſie, ſiegesübermüthig, in dieſe Region zurück, ſo iſt es ihre Schuld und die Strafe wird nicht ausbleiben. — Doch läugne ich, ſie ſeyen jetzt mit ihrem Denken und Thun ſchon auf dem Gipfel des öffentlichen Lebens angekommen. Daß König und Volk zu einem und demſelben Daſeyn verwachſen, daß freie Gaben und Opfer mehr ſind als negative Oppoſition, und zu dem Schutzpfahl des Rechts die befruchtende Sonne der Liebe hinzukommen könne und müſſe, ſcheint ihnen unglaublich, unmöglich; ſelbſt die wohlgeſinnten Doktrinäre möchten Alles mit eigenen Händen aus handfeſterem Stoffe zimmern. Vergeblich! — So ſteht das Daſeyn und Leben des Königs und Volks in unſerem Vaterlande weſentlich in einer höhern und heiligern Region, und Könige und Bürger fragen (gleichwie Ehegatten, Ältern und Kinder, Geſchwiſter) nicht nach dem Rechte,

wo Liebe und Vertrauen herrſcht. Würde aber (was Gott verhüte) unſer Volk rebelliſch oder einer unſerer Könige tyranniſch (oder auch nur verkehrt rückläufig), ſo würden wir gewahren: daß die Stufe des Rechtselements in unſerem Staatsleben noch nicht genügend ausgebildet iſt; wir würden (nach jenem Sündenfalle aus dem Paradieſe verſtoßen) uns nackt und bloß finden und kaum Einer mit Sicherheit wiſſen, wo die Gränze des Gehorſams oder des Widerſtandes ſey. Jetzt leben wir in glückſeliger Eintracht und ſuchen ſo wenig in unſerem Staatsrechte nach Gründen und Geſetzen über die Scheidung zwiſchen König und Volk, als ein glücklicher Ehemann im Landrechte nachſieht, auf welche Weiſe er ſich von ſeiner Gattinn trennen könne. Iſt aber der Skandal einmal da, rettet allein das Recht von der bloßen Gewalt und dient als Compaß, bis ſich der Hafen der Liebe wiederum aufthut. —

Montpellier, den 9ten September.

Die vielen Briefe, welche wir hier empfingen, haben uns ſo große Freude gemacht und geben ſo viel Stoff zu Antworten, daß ich mich zwingen muß in meinem Berichte um ſo mehr fortzufahren, da ich ſchon zu viel Papier mit einem unnützen politiſchen Excurs verquiſtet habe. Den 5ten Abends fuhren wir von Narbonne ab und langten den 6ten Vormit-

tags in Perpignan an, entschlossen, in Spanien einzudringen. Die erste unangenehme Nachricht war die, daß unter den jetzigen Verhältnissen erst nach zwei Tagen eine Diligence abgehe, und aus Furcht vor Anfällen Nachts nicht fahre. Diese und verwandte Ursachen erwiesen: zu einem Ausfluge nach Barcelona gehöre das Doppelte der von uns dazu bestimmten Zeit. — Doch war ich (und H— nicht minder) so eifrig den ursprünglichen Plan unverändert und unverkürzt durchzuführen, daß ich jene Gründe unberücksichtigt lassen wollte. Nun aber traten erheblichere hervor, ja es ergab sich eine wahre Unmöglichkeit, in Spanien einzudringen. Nach dem Urtheil aller Verständigen (dem Hr. Lichtenstein als Sachkundiger aufs Bestimmteste beitrat) wäre es die größte Thorheit gewesen, sich in diesem Augenblicke fast unausweichbaren Gefahren auszusetzen. Reisende Engländer kehrten an der Gränze um, selbst in Spanien angesessene Franzosen flüchteten mit Weib und Kind, vertriebene Spanier waren im Begriff gewaltsam einzudringen, Stadt und Land nahm Partei und jeder meinte: wer nur geplündert oder nur eingesperrt werde, könne von Glück sagen! Genug, nach langer, verständiger Überlegung mußten wir den Beschluß fassen, umzukehren und über Narbonne und Beziers hieher zu fahren. — Du wähnst uns schwelgend in den Naturschönheiten des südlichen

Frankreichs; wir haben faſt darüber lachen müſſen. Ich rede nicht von den Genüſſen, die uns zwiſchen hier und Marſeille vielleicht noch bevorſtehen; aber der große Strich Landes von S. Gaudens bis Perpignan und von Perpignan bis Montpellier iſt im Ganzen ein ſo kahles, unangenehmes, von Naturſchönheiten ſo entblößtes Land, daß es eine Narrheit wäre danach nur 10 Meilen weit zu reiſen. Die Fabelhanſen von Reiſebeſchreibern ſtoßen aber, um ihr Geld nicht umſonſt ausgegeben zu haben, alle in dieſelbe Trompete und eilen hieher, Seine, Loire und Pyrenäen thöricht vorbeigehend. Die Berge oder vielmehr Hügelrücken ſind ohne alle pittoreske Form, weder ſchön, noch erhaben, noch reizend, noch fruchtbar. Das Land iſt zum Theil ganz wüſt, das Übrige mit Wein und Ölbäumen beſetzt. Wären die letzten nur wie in der Villa des Hadrian zu Tivoli; aber es ſind kleine, knurzliche, vermickerte Bäume! Wäre der Wein nur wie in der Lombardei in Gehängen von Baum zu Baum gezogen, oder wie am Arno durch zierlich ausgeſchneitelte Zweige geführt und wieder zur Erde hinabgeſenkt, oder wie in Neapel hoch in die Ulmen hinaufgerankt. Hier iſt er kurz und wirrig an der Erde hingezettelt, was den beſten Wein geben mag, aber ſehr ſchlecht ausſieht. Unſer grauer Thiergarten iſt grasgrün, im Vergleich mit dieſem grau, und der berliner Staub nichts gegen den hle-

ſigen. Regen kann dieſen löſchen, aber keine Jahreszeit kann die Berge, Bäume u. ſ. w. umformen. Städte (berühmten Namens), wie Caſtelnaudari, Carcaſſonne, Perpignan, Narbonne u. a. ſind ſolcher Art, daß man aus einer Stadt Nordfrankreichs deren viele ſchneiden könnte. Überall erweiſet ſich: das ſüdliche Frankreich werde in Hinſicht auf Natur und Menſchen zu hoch, das nördliche verhältnißmäßig zu gering angeſchlagen. Narbonne machte auf mich den Eindruck einer verwünſchten Stadt in den Wüſten Aſiens, und von Perpignans Schönheit hat H. ſchon ein anſchauliches Bild gegeben, auf deſſen umſtändlichere Beſchreibungen ich überall verweiſe. —

Montpellier, den 10ten September.

Dieſe Stadt und ihre Umgebung ſteht dem, was wir bisher in Südfrankreich ſahen, ohne Zweifel weit voran, Nordfrankreich behauptet aber wieder ſeinen Vorzug in literäriſcher Beziehung. Ich bringe einen Empfehlungsbrief von Rudolphi an den Bibliothekar L.; ſein Stief- oder Schwiegerſohn empfängt ihn während der Abweſenheit deſſelben als zweiter Bibliothekar, und das Reſultat des langen Hin- und Herredens war: Die Bibliothek iſt geſchloſſen, niemand da der ſie öffnen kann oder will, ins Haus wird keine Handſchrift gegeben, Caution nicht angenommen und der Vorſchlag, einen Unterbeamten der Bibliothek für

die Aufſicht zu bezahlen, nicht angenommen. Dieſem erbaulichen Beſcheide gemäß reiſen wir heut weiter: wäre man in Paris ſo pedantiſch und ungefällig geweſen, ich hätte gleich wieder nach Berlin fahren können. Derſelbe Bibliothekar verſicherte: man leihe nie Bücher an Studenten, weil ſie dieſelben ſtehlen würden; eine Univerſität von vier Fakultäten tauge nichts, weil ſo viel Studenten an einem Orte verſammelt, die Regierung umſtürzen würden, wie Paris zeige — und was des dummen Zeuges mehr war. — Deſto gefälliger zeigte ſich L—ns Bruder, ein ächter praktiſcher Mann im großen Style. Er führte uns in den botaniſchen Garten und die Univerſität. Beides iſt kleinlich im Vergleich mit unſern Anſtalten, und es zeigt ſich alter Schlendrian neben einzeln hingeſtellten genialen Männern. Unter dem vorigen Miniſterium ſind einige der beſten, ihrer politiſchen Meinungen halber, abgeſetzt oder verſcheucht worden! Überall ſtehen die Proteſtanten an der Spitze von Schulen, Hülfsanſtalten u. dgl., wobei ſich Hr. L. die größten Verdienſte erwirbt. Ein Muſeum von Gemälden, Büchern und andern Kunſtwerken, welches durch einen Hrn. Fabre an die Stadt gekommen iſt, und dem die Sammlung Alöani's und die Bibliothek Alfieri's zu Grunde liegt, dürfte leicht das reichſte in einer franzöſiſchen Provinzialſtadt ſeyn. Von der Esplanade hat man eine weite, eigenthümliche Ausſicht;

noch reicher iſt die vom ſogenannten Peru, wo Einige das Meer, die Pyrenäen und den Jura zu ſehen behaupten. Dergleichen zweifelhafte Pünktchen machen keine Gegend ſchön und maleriſch, und wenn die in Rede ſtehende auch noch von andern übertroffen wird, verdient ſie doch ſehr rühmliche Erwähnung. Für Hagen Folgendes: Peru iſt urſprünglich Peiru (pierre, Stein). Dieſe wahre Bedeutung vergeſſend erklären jetzt die Leute Peru, weil man wie in Peru eine weite Ausſicht habe. Peru aber iſt gar kein amerikaniſcher Landesname, ſondern heißt, wie L. ſagt: wir fiſchen. Mit mancher Etymologie und Sprachvergleichung mag es nicht beſſer ſtehen. —

Einundſiebzigſter Brief.

Marſeille, den 14ten Sept. 1830. Dienſtags.

So wären wir denn an dem Wendepunkte unſerer Reiſe angelangt, von wo aus wir nicht mehr von Weſten nach Oſten, ſondern von Süden nach Norden gerade der Heimath entgegen reiſen. Dieſes Gefühl, täglich geliebten Menſchen näher zu kommen, erhöht die Genüſſe jedes Augenblicks; auch kann ja nur der wahrhaft reiſen und das Fremde ſehen, der

eine Heimath hat und alle Gegenſätze und alles Bewegliche, was ihm erſcheint, mit einem beharrlichen Maaße mißt und auf etwas Beſtimmtes bezieht. Wem das Fremde ganz fehlt, der hat nie die Heimath vollkommen, erkennt ſie nie ganz; und wer umgekehrt keine Heimath beſitzt, der rechnet mit lauter unbenannten Zahlen und weiß nie, was er wahrhaft beſitzt und was ihm fehlt. — Die Ausſicht, euch bald zu ſprechen, könnte mich aber ſchreibefaul machen. Dazu kömmt, daß keine großen Revolutionen zu berichten ſind und die Zeit bei unſerem raſchen Vorrücken äußerſt beſchränkt iſt. — Wir haben nun das ganze ſüdliche Frankreich durchſtrichen, und ich muß beſtätigen, was uns ein Franzoſe zu unſerer Verwunderung am Eingange ſagte: „Sie werden ein häßliches, langweiliges Land ſehen.“ Es iſt im Ganzen als Land ohne Zweifel kahl, unfruchtbar, farb- und formlos; es iſt thöricht, es auch nur von Weitem mit der Schweiz, Tyrol, Italien zu vergleichen, ja Franken, Schwaben, der Rhein ſind dagegen wahre Paradieſe. Ich bemerkte ſchon: das Verweiſen auf eine andere Jahreszeit ſey ungenügend, denn ganz kahle Berge ſind Jahr aus Jahr ein kahl, Ölbäume und Weinſtöcke ändern Farbe und Geſtalt nicht, und dürftiges Heide- oder Steinland bleibt immerdar unbebaut und unfruchtbar. Erſt allmälig ward mir recht klar, welch ein großer Mangel der Mangel

aller Farbe ſey, und dieſer iſt auch auf alle kleinern Orte und Städte übergegangen: Häuſer, Thüren, Dächer, Läden, Jalouſien u. ſ. w. zeigen nur daſſelbe, wenig veränderte Grau. Wäre auch alles Übrige vollkommen, ſo verhielte ſich Südfrankreich zu den genannten ſchönen Ländern doch nur wie eine graue Zeichnung, zu einem glänzenden Gemälde. Endlich iſt es eben ſo gewiß vom Übel, wenn ein Land Monate lang verbrennt, als wenn es verſchneit. Ich habe zeither in Frankreich nur ein ſchönes Land geſehen, die Normandie; die Loire bietet bloß ein Flußthal, und vor den Pyrenäen liegt nicht Schwaben oder die Lombardei, ſondern ſie laufen ſchon bei Pau in ganz unfruchtbares Verland aus. Die Dauphiné wird hoffentlich ein Gegenſtück zur Normandie ſeyn. Das ſtrenge, aber wahrhafte Zeugniß, welches ich ſo eben ablegte, ſoll mich nicht hindern einzelnen Punkten, wie Montpellier, Nismes, Avignon und Marſeille, Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Alſo zurück zu den Tagsberichten. Wäre in Montpellier der Wirth im Hotel du midi kein beſſerer Verſorger unſeres Leibes als der Bibliothekar ein Verſorger unſeres Geiſtes geweſen, wir hätten verſchmachten müſſen. Die ganze Bibliothek, einſchließlich des Bibliothekars und der Königinn Chriſtine, ſind nicht werth daß man ihretwegen von der höchſt preiswürdigen Wirthstafel aufſteht. Findet ihr dieſen leiblichen Götzendienſt ver-

dammlich, ſo will ich zur Entſchuldigung des ſekten-ſtiftenden Wirths Folgendes hinzuſetzen. Ein ſehr reicher Engländer erkrankt tödtlich in Montpellier und ſendet ſeinem Arzte nach der Herſtellung 4000 Franken. Dieſer will höchſtens die Hälfte nehmen, und fügt endlich hinzu: nicht er, ſondern vielmehr die unermüdliche Sorgfalt und Aufopferung des Kammerdieners habe den Kranken errettet. Dieſer läßt hierauf dem Arzt die 4000 Franken und giebt dem Kammerdiener 40,000 zum Ankaufe des Hotel du midi. —

Auf langweiligem Wege langten wir den 10ten gegen Abend in Nismes an, eine prachtvolle Stadt im Vergleich mit Perpignan und Narbonne. Doch weiſen die Denkmale aus römiſcher Zeit auf einen noch viel größern Umfang und größern Reichthum hin. Die Überreſte des Tempels der Diana werden den Alterthumskenner, der Tempel (maison quarrée genannt) jeden Freund der Schönheit und Eleganz anziehen. Der Tourmagne haben wir noch größere und vollendetere Bauwerke dieſer Art entgegen zu ſtellen; aber die Überreſte der Arena (ſie ſchließt ſich als die dritte würdig der römiſchen und veroneſiſchen an) zeigen wieder recht deutlich die Kleinlichkeit und Verkehrtheit unſerer Nachtlampenguckkaſten, die wir Schauſpielhäuſer nennen. Das ergab ſich denn auch, als wir Abends Le tableau parlant von Gretry ſahen. Die Muſik wohlbedacht, aber ohne Genie, das Stück

leer und ohne Handlung, die Weiber unſinnig aufgetakelt, das Spiel ſchlecht, das Haus großentheils leer. — Dies vielleicht in Folge der ſtattgefundenen Unruhen. Auf die Nachricht von den pariſer Ereigniſſen haben die Freunde der geſtürzten Partei gewünſcht in Nismes, Avignon, Marſeille und Toulon, zum Theil mit den Schätzen aus Algier, eine Gegenrevolution zu verſuchen. Durch das entſchiedene Auftreten der Nationalgarde ſind in den genannten Städten alle Aufſtände unmöglich gemacht worden, und nur in Nismes kam es (ſo erzählt man mir) durch den Fanatismus des katholiſchen Pöbels zum Blutvergießen. Dieſer Pöbel, von nichtsnutzigen Prieſtern aufgehetzt, meint: nur durch Ausrottung der Proteſtanten könne Ruhe und Einigkeit im Lande hergeſtellt werden, und gern hätte er die Scenen von 1814 wiederholt, wo die Regierung die ſchändlichſten Ermordungen der Proteſtanten zwar wohl nicht anordnete, aber doch duldete und gewiß nicht angemeſſen beſtrafte. Auf Wiederholung ſolcher Scenen war es diesmal abgeſehen, aber 4 bis 6000 Einwohner der Umgegend zogen den Bedrohten zur Hülfe, und von Lyon holte man Soldaten auf Dampfſchiffen herbei. Seitdem iſt die Ruhe hergeſtellt und jenen Proteſtanten öffentlich und amtlich das größte Lob ertheilt worden, während ich früher einen Brief vorleſen hörte, worin es hieß: ſie liegen

wie Wölfe vor den Thoren, um in den Stall unſchuldiger Lämmer einzubrechen. Es iſt ein großes Glück, daß dieſer Verſuch einen Bürgerkrieg anzuzetteln, ganz mißlang; er würde nur Elend herbeigeführt, im Weſentlichen aber nichts geändert haben. — Den 11ten gegen Mittag wanderten wir zu Fuß durch unbedeutende Gegenden zum Pont du Gard: ein römiſches Rieſenwerk, dem in ſeiner Art kein italieniſches voranſteht. Drei Reihen Bogen kühn übereinandergeſtellt (der weiteſte denen in der Peterskirche und dem Friedenstempel gleich) verbinden zwei Bergrücken und leiteten Waſſer über das Flußthal des Gard hinüber. Solche Werke, für die Ewigkeit, oder doch für Jahrhunderte gegründet, geben Zeugniß für die Kraft des Willens und die Geſchicklichkeit der Ausführung. Andererſeits: wo war die Stadt, die (wie wohl Rom mit ſeiner Million Menſchen) ein ſolches Werk erforderte, erklärte, rechtfertigte? Zwang etwa ein Statthalter, das Thal mit Rieſenſchritten überſchreitend, die jetzt verſchwundene Nymphe des Bachs ihm bloß in ſein Schloß zu folgen, und opferte er Zeit, Geld und Kräfte des Volks ſeinen Launen oder Begierden? Neben aller gerechten Bewunderung kann ich mir beim Anblick ſolcher Werke des Gedankens nicht erwehren, eine ſtrenge Oligarchie weniger Hochgeſtellter habe damals die Welt beherrſcht. Gewiß iſt allmälig die wahre Freiheit größer und allgemeiner geworden, es iſt

ſehr verkehrt die alte Welt in dieſer Beziehung als Muſter und Vorbild darzuſtellen. — Ein Knabe, der uns begleitete, wußte viel von ſeiner Familie und den umliegenden Dörfern zu erzählen. Einem Dichter, der ein Spottlied auf die Weiber eines benachbarten Dorfs nach altprovenzaliſcher Weiſe gefertigt und geſungen hatte, waren die Beleidigten mit Scheren zu Leibe gegangen und hatten ihn arg mißhandelt. — Um Mitternacht holte uns der Wagen aus la Fou ab und der Condukteur wollte mit Gewalt, ich ſollte eine große Strecke zu Fuße gehen, weil im Coupé beim Fahren durch das Flußbette des Gard Gefahr eintrete. Da ich aber erhitzt war, und der Warnende ſich ſelbſt gelaſſen ins Coupé ſetzte, ließ ich mich nicht verblüffen und beharrte auf meinem Entſchluſſe. — Avignon hat ohne Zweifel die ſchönſte Lage unter den Städten des ſüdlichen Frankreichs. Die Rhone belebt das Thal, es zeigen ſich Bäume, Gärten und Wieſen, die Berge (obgleich zum Theil auch unfruchtbar) ſind mannigfaltig geformt und von Villeneuve, ſo wie von den Anhöhen bei der alten päpſtlichen Burg, hat man reiche und reizende Ausſichten. Etwa auf eine Meile weit gen Air iſt das Land fruchtbar und ſehr anmuthig; ſobald man aber die Durance überſchritten hat, kehren die gerügten Mängel zurück; ja einige Theile des Weges zwiſchen Air und Marſeille kann man eine wahre Wüſtenei nennen. —

Das päpſtliche Schloß, obgleich hier auf Felſen gegründet und feſt und großartig gebaut, iſt in eine Kaſerne verwandelt, woran ich ſchon mißbilligende Bemerkungen anzureihen geneigt war, als mir jemand ſagte: Herr, ſonſt wuchs Gras in den Straßen von Avignon, es gab nur Prieſter und Bettler! Die Stellen, wo man ſich beim Anfange der Revolution gräulicherweiſe abgeſchlachtet hatte, mochte ich nicht ſehen; ich trage ſchon ſchwer genug an derlei Erinnerungen aus Frankreich. An dem Palaſte der Gensd'armerie, dem päpſtlichen Schloſſe gegenüber, hatte man die Lilien faſt ganz, und die königliche Krone zum Theil ausgekratzt.

Der erſte Blick auf Marſeille von den Anhöhen hinab iſt ſchön: links und rechts mehr als ein Halbkreis von Bergen, die Stadt in die Ebene dazwiſchen gebaut und mit Gärten und Landhäuſern eingefaßt, rechts das Meer und im Meere drei Inſeln. Weil aber äußerlich ſo manches an Neapel erinnert, wird man faſt zu Vergleichungen gezwungen, die ſehr zum Nachtheil von Marſeille ausfallen, wenn man auch nicht ſo ſtreng ſeyn will wie Göthe bei der Zuſammenſtellung von Bajá und Venedig. Die Berge und Inſeln ſind kahles, abſchreckendes Geſtein, und nach If würde Tiber wohl ſeine Gegner verwieſen, nicht aber ſelbſt wie in Capri ſeinen Sitz aufgeſchlagen haben. Doch freuten wir uns des gefüllten Hafens

den wir aus unſerem Fenſter überſehen, und der lebendigen, thätigen Stadt mit Straßen, die im Ganzen breiter und gerader ſind als die pariſer. Zwiſchen Bordeaux und Marſeille ſchwankt das Urtheil über Vorzüge und Nachtheile, und wenn ich dieſe Erörterung weglaſſe und vieles Andere kaum andeute, ſo iſt der Miſtral (vento maestral) mit ſeiner ſchneidenden Kälte daran Schuld, der mich heut unangenehmer Weiſe zu Stubenarreſt verurtheilt hat, obgleich ich hoffe, nicht (wie F. A. Wolf) ganz hierbleiben zu müſſen. —

Mittwoch, 15ten.

Hr. Roulet, der äußerſt gefällige Conſul, erzählt mir: ein furchtbarer Windſtoß des Miſtral habe Wolfen an ſeiner Seite faſt zu Boden geworfen, ſo daß er ihn ſtützen und nach Hauſe führen mußte. Gleich nachher legte er ſich und ſtand nicht wieder vom Krankenlager auf. Solch ein Tod in der Fremde hat etwas ſehr Trübes; ich ſtimme für Bewußtſeyn und tröſtlichen Abſchied; ich machte den Anfang in Paris, aber der arme S. iſt am meiſten zu beklagen.

Dies führt mich auf eure Briefe. Vor Allem hat mich der Enthuſiasmus am Geburtstage des guten Königs gefreut. Wir können Gott nicht genug danken, daß er uns einen ſolchen gegeben hat, und daß wir unſere Größe nicht im Haſſen und Wegjagen, ſondern in Liebe und Treue ſuchen und ſetzen.

Was Häring darüber hat drucken lassen, ist gut gedacht, gefühlt und geschrieben.

Gestern las ich seit einem Monate zum ersten Male die Tagesblätter aus Paris von allen Farben, aber eben nur von einem Tage. So fehlte mir der Faden für Manches und es kam mir eher vor, als sey ich beim babylonischen Thurmbau, denn beim Pfingstfeste der Ausgießung des heiligen Geistes angelangt. Auf jeden Fall haben Kammern und Minister nicht verstanden, die Gemüther mit sich fortzureißen und wahrhaft zu herrschen. So dürfte oben die Gewalt eben so leicht in andere Hände kommen, als man sie abwärts in andere Hände gelegt hat. Gewiß waren unter den Präfekten, Maires u. s. w. Unfähige und Böswillige, gewiß aber hätte man auch manchen erhalten und erziehen können. Wenigstens höre ich über mehrere neue Besetzungen laut klagen. G. hat seit seinem Ministerium fast nichts gethan als abgesetzt und eingesetzt, und sich entschuldigt daß er z. B. von drei- und achtzig Präfekten nur sechsundsiebzig fortschickte, und so gehts hinab bis zu den geringsten Beamten! Er vergißt, daß neben einem Angestellten jedesmal fünf bis sechs Zurückgewiesene stehen, und die Abgesetzten eine starke Partei Mißvergnügter bilden werden. Nicht derjenige ist der beste Wagenlenker, der wilde Pferde einsperrt oder fortschickt, sondern der sie zu bändigen und mit ihnen zu fahren weiß. Willige

kann jeder beherrſchen. Auch frage ich: ob in Frankreich ſo viel wahrhaft taugliche Staatsbeamten ſind, daß man für alle Stellen leicht zwei Perſonen findet, ohne mit ſchlechten Doubluren zu ſpielen? Ich fürchte, daß nicht bloß Unfähige und Widerſpenſtige eben als ſolche entfernt ſind, ſondern daß neben geringhaltigeren Urſachen auch der abſtrakte Satz mitgewirkt hat (den ich von den Doktrinairs oft genug ausſprechen hörte): jede Miniſterialveränderung müſſe dergleichen Folgen haben, um Einheit in die Verwaltung zu bringen und ſie möglich zu machen. Das klingt vornehm, führt aber abwärts bis zu der Behauptung in Nismes: man müſſe die Katholiken oder die Proteſtanten fortjagen. Das wahre Herrſchen iſt etwas weit Verwickelteres, Lebendigeres, Organiſches, und die Veränderungen am Haupte führen wenigſtens bei uns nicht zu Amputationen an allen übrigen Gliedern. — Hr. Jauffret, an den ich von Reinaud empfohlen war, hat mich hier auf der Bibliothek mit größter Gefälligkeit aufgenommen. Unter den Büchern ſind die älteſten marſeiller Drucke (erſt von 1595) merkwürdig, und die Münzſammlung nicht ohne Intereſſe. Deſto unbedeutender ſchien die Gemäldeausſtellung. Von dem ganz leeren und mittelmäßigen Theater, in welches wir uns geſtern verlocken ließen, mag H. berichten. Nur große Talente können zum Theater hinziehen, das Mittelmäßige wird bald un-

erträglich. So gern ich auch Dichtern und Künſtlern ihr verdientes Lob ertheile, hoffe ich doch, daß der ungemäßigte Beifall, den R—s. von unſerer Freundinn geſprochene Rede erhielt, weſentlich auch dem Könige galt. Für Charles X wären Gedanken und Gefühle ausgeblieben.

Aix, Donnerstags den 16ten.

Geſtern gegen Abend langten wir hier an, fanden aber zwei Gelehrte an die ich Briefe hatte, nicht in der Stadt und ſuchen heut vielleicht zwei andere vergeblich auf. Jeden Falls fahren wir morgen früh ſechs Uhr ab nach Grenoble. Den trockenen Waſſerfall von Vauclüſe haben wir zwar nicht geſehen, dafür aber beſſere. Überdies giebts poetiſchen wie kirchlichen Aberglauben, und die weichliche Lauerpoeſie iſt nicht meine Leidenſchaft. Dante's Beatrice, die ihn durch Himmel und Hölle führt, iſt doch eine andere Perſon als Laura, die immer im Wochenbette liegt; und jene hat mehr Leben, Hand und Fuß, als dieſe mit allen Händen und Füßen ihrer Kinder. Das ſage ich Alles weil ich mich nicht damit breit machen kann, in Vauclüſe geweſen zu ſeyn. — Hiebei fällt mir ein, daß ich noch gar nichts vom ſchönen Geſchlechte berichtete: — eben weil ich es nirgends ſchön fand. Nur in Bordeaux gab der Turban etwas Eigenthümliches und die ſchwarzen Augen ſind recht ei-

gentlich pikant. Anderwärts, insbesondere in Marseille sah ich nichts Schönes. Paris, wo für breite und schmale Wege so viel Mädchen einwandern, zeigt sich am vortheilhaftesten; aber sie sind eben keine Pariserinnen, sondern großentheils eine ausgewanderte leibliche Elite der Provinzen. Im Ganzen sind die Franzosen kein schönes Volk: Italiener, Engländer und Deutsche stehen voran; Allen aber, laut dem Zeugniß eines aus Morea rückkehrenden Franzosen, die Griechen. Sonst schalt er diese als ein nichtsnutziges Volk, das nichts wisse und wolle, als stehlen und rauben. Auch auf die Spanier war er nicht gut zu sprechen. Ein aus Spanien ausgewanderter liberaler Priester hatte ihm gesagt: gern wolle er am vierten Tage umkommen, wenn er nur drei Tage lang seine Feinde vorher umbringen dürfe. Ein schöner Liberalismus eines Geistlichen! —

Zweiundsiebzigster Brief.

Lyon, den 22sten September 30.

Endlich finde ich Ruhe und Muße (obgleich zum Theil aufgezwungene), um über unsere Abenteuer zu berichten. Ich folge indeß der geschichtlichen Zeitrechnung und verschmähe mich episch in medias res zu

verſetzen, um größere Wirkung hervorzubringen. Drei Männer, für welche ich Briefe hatte, der Abt Caſtellan, der Bibliothekar Dioulouſet und der Profeſſor Jauffret waren nicht in Aix, ſondern auf dem Lande. Endlich fand ich den Unterbibliothekar Rouard, an welchen mich Schönberg empfahl, der Däne, den wir in Neapel kennen lernten, und den ich in Montpellier, aus Algier zurückkehrend, wiederfand. Hr. Rouard (der gleiche Reden wie der Cerberus in Montpellier hätte führen können) war äußerſt gefällig, und es lag nicht an ihm, ſondern an meiner nothwendigen Eil, daß ich aus den Handſchriften der Bibliothek nicht mehr mitnahm. Doch ergriff ich glücklicherweiſe Briefe der Königinn Maria Stuart, meines Wiſſens ungedruckte, mir wenigſtens unbekannt. Während ich las, ſchrieb H., und ſo habe ich einige intereſſante Züge über ihre Lebensweiſe während der Gefangenſchaft u. ſ. w. erbeutet, die ſich meinen pariſer Auszügen lehrreich anſchließen. Von der Bibliothek führte uns Hr. Rouard in die Kunſtſammlung des Hr. Sallier: einige gute Gemälde und Alterthümer, verhältnißmäßig reich an ägyptiſchen Sachen, ſehr reich überhaupt für einen Privatmann. Ausgezeichnet ſchön ein antiker Jupiter, etwa ein und einen halben Fuß hoch. — Wir aßen nach der Karte bei Hrn. Coſte, auf römiſche Weiſe, das heißt ohne Tiſchtuch, wanderten durch Staub und Aſche um die Stadt, gingen früh zu

Bett, und fuhren den 17ten Morgens durch Wüſten gen Gap. Ich ſage durch Wüſten; denn von zwei Reiſegefährten bezeugte der eine, aus Ägypten und Syrien zurückkehrende Italiener, ſo ſähen jene Länder aus; und der zweite, der eben aus Algier ankam, verſicherte: die afrikaniſche Küſte ſey dagegen grün und anmuthig. Ich wenigſtens habe dergleichen widerwärtige, unordentliche, erſtorbene Ufer nie geſehen, als die der Dürance und Mirebeau, wo man auf einer Fähre überſetzt, ſollte Mirelaid heißen. Schattenreiche Bäume (daran war ich gewohnt) und grünes Gras giebts nun einmal nicht im ſüdlichen Frankreich; aber hier, am friſchen Waſſer, auch nicht einen Grashalm zu finden, erwies daß dies belebende Element ohne Kraft bleibt, wenn der Boden ganz todt iſt. In Manosque aßen wir Mittagsbrot, und kamen mit Einbruch der Nacht in Pernys an, wo H. und einige Andere abſtiegen, um einen Berg hinanzugehen. Ich blieb mit dem Officier aus Algier im Coupé ſitzen, welches wir ſeit Toulouſe immer gewählt haben. Plötzlich werde ich aus dem Schlafe durch das entſetzlichſte Geſchrei aufgeſchreckt, das ich je gehört habe. Ein Landmann berichtet: ſo eben ſey ſein Bruder, ein Hirt, wenige hundert Schritte hinter dem Wagen von Räubern angefallen und ermordet worden. Ich frage nach H. und erhalte vom Conducteur die Antwort: er ſey mit dem Italiener

voraus gegangen. Schnell fahrend würden wir sie bald einholen. Aber wir fahren und fahren, ich sehe mir bald die Augen aus; vergeblich. Ich behaupte immer heftiger, jene wären zurückgeblieben, es sey unmöglich daß sie so schnell und so weit hätten gehen können. Man vertröstet mich aufs nächste Dorf: niemand ist da, keiner zweifelt mehr daß ich leider Recht hätte. Pferde oder Maulthiere sind nicht zu bekommen, doch verspricht mir ein Mann wo möglich eins aufzutreiben und nachzusenden. Ich, begleitet von einem theilnehmenden Reisegefährten, eile mehr als im Geschwindschritt zurück; aber Gehen, Rufen, Schreien bleibt vergebens, erst nach einer in Todesangst verbrachten Stunde finden wir die Vermißten! Unbegreiflicher Weise hatten beide ohne zu fragen oder ein Wort zu sagen, sich vom Hauptwege entfernt, um über die Berge einen Richtweg aufzusuchen. Sie hatten gerufen um Wegweiser zu finden, ein Hirt hatte geantwortet, und der hasenfüßige Lumpenkerl legte dies dreifache Geschrei so aus, daß er die Mordgeschichte selbst glaubte und davon lief, statt seinem Bruder beizustehen. Die größte Angst war vorüber, unsere Lage aber dennoch sehr mißlich. Die Dunkelheit der Nacht wuchs durch heranziehende Wolken mit jedem Augenblick; Blitz, Donner, Regen, für vier Personen nur ein Regenschirm und im nächsten Dorfe kein Wagen mehr zu finden. Es blieb keine Wahl, wir mußten

uns entſchließen bis zu dem, eine ſtarke Meile entfernten Siſteron zu gehen. Nach dem mühſeligſten Marſche glaubten wir Mauern und Häuſer zu erkennen, konnten aber lange das zur Seite des großen Weges liegende Thor nicht finden. Endlich betraten wir die ſtockfinſtere Stadt und ſchrien ſo lange bis ein Mann ans Fenſter trat und uns anwies, immer links zu gehen. Wir gehorchten, ich voraus; als ich aber auf einen Haufen Chauſſeeſteine fiel, ergab ſich handgreiflich daß wir wieder zur Stadt hinaus gerathen waren. Umkehrend glaubten wir im Feſtungsgraben zu ſeyn, und als mir ein Waſſerſtrom auf den Kopf traf, wußte ich anfangs nicht obs ein Rinnſtein oder reineres Waſſer ſey. Alſo ward da capo und fortissimo geſchrien, und einige dadurch aufgeweckte Weiber (es war gegen drei Uhr) gaben etwas deutlichere Anweiſungen. Nachdem ich noch einmal über eine Thürbank gefallen war, erblickten wir endlich unſere Diligence. An Warten oder Umziehen war nicht zu denken, H. kroch in ſeinen Mantel, ich in meinen Pelz; vorwärts. Mit Anbruch des Tages kamen wir nach Rourebeau. Aus dem Wagen ſteigend fiel der Italiener in Ohnmacht und in heftige Krämpfe. Gleiches für H. fürchtend, erneute ſich meine Angſt; er aber blieb wohl, der Italiener erholte ſich und wir erreichten endlich Gap, wo wir uns durch Eſſen ſtärkten und diesmal ſehr froh waren,

daß der Aufenthalt der Diligence uns erlaubte einige Stunden zu schlafen. Wir erwachten unter einem gewaltigen Ungewitter und fuhren mit Einbruch der Nacht die Berge hinan. Etwa bis Mitternacht gings, dann meldete der Führer: der Regen habe so große Steine auf den Weg hinabgestürzt, daß wir alle aussteigen und den Weg zu Fuße suchen müßten. Rechts hohe Berge, links tiefe Abgründe. Im ärgsten Regen, durch tiefes Wasser, umhertappend, watend, bis endlich der Weg wieder fahrbar erschien. Naß in den Wagen, einen Sack um die Füße gewickelt, ohne Rast gen Grenoble. H. hat nach all diesen Strapatzen nur einen augenblicklichen Anfall von Kolik gehabt; mir waren, besonders in Folge der Angst, die Nerven so angegriffen, daß ich im Wagen kaum ausdauern oder ein Glied still halten konnte. Drauf ist mir die rechte Backe geschwollen, doch hoffe ich, Übel und Schmerz sollen bald Abschied nehmen. — Das wäre also die Schattenseite unserer Reise, wozu leider noch kömmt daß es gestern und heut so ungeheuer regnet, daß man kaum die Stube verlassen kann. — Jetzt zur Lichtseite der Reise. — Während all der Noth und Angst, waren wir glücklicherweise aus der langweiligen Provence heraus, in ein besseres Land gekommen; selbst die Durance und anderes Wüste nahm mehr den Charakter, ich möchte sagen, des Selbständigen und Eigenwilligen an, es erschien nicht

mehr als bloße Folge der Ohnmacht und Kraftlosigkeit. Bald ward die Gegend fruchtbarer, der Anbau mannigfaltiger, der Weinstock stand vom Boden auf, Nußbäume, groß und reichbelaubt, ersetzten die knurzlichen, vermickerten Ölbäume, und selbst die Menschen, Männer und Frauen, bekamen ein besseres Ansehen. Obgleich Regen und Nebel uns das Nahe trübten und das Entfernte verdeckten, hatten wir doch die größte Freude an dem schönen Thal von Vizille und den Seen, welche, die Schweiz vorbildend, sich zwischen den Bergen zeigten. Endlich Grenoble. Diese eine Stadt mit ihren nächsten Umgebungen ist anmuthiger, mannigfaltiger, schöner, erhabener als alles zusammengenommen, was wir in Südfrankreich von Toulouse und Perpignan bis Aix sahen. Avignon, das ich lobte, verschwindet dagegen. Es fehlt auch gar nichts, was man zur vollkommenen Schönheit einer Gegend rechnen oder fordern könnte. Stadt und Land, Ebene, Hügel und Berge, Landbau und Gartenbau, wildes Gebüsch und große gepflanzte Baumgänge, das Alles durchzogen von Bächen und Flüssen. Aus einem Thal strömt der Drac gerade herzu, aus dem zweiten, sich vielfach hin- und her windend, die Isere; beide vereinigen sich unterhalb Grenoble, durch das dritte Thal weiter eilend. Diese drei Thäler übersieht man von der auf hohem Berge liegenden Citadelle, zu welcher ein Schlangenweg hinaufführt;

jeder Schritt gewährt einen neuen trefflichen Anblick. Zu den Füßen liegt auf linkem Ufer der Iſere die Stadt; drüber hinaus ſieht man große Alleen von ſchönen Nußbäumen und Platanen, mit denen die Hauptſtraßen, ſo wie ringsum die Stadt ſelbſt, bepflanzt ſind. Das weite Thal zerfällt in unzählige grün eingefaßte Gärten von der mannigfachſten Geſtalt; zwiſchenburch auch Felder und Weinhügel. Jede Handvoll Erde iſt benutzt, jeder Berg mit hellerem oder dunklerem Grün bedeckt, und ſo ſteigen vier bis fünf Reihen von Hügeln hintereinander aufwärts, bis die letzten Berge mit ihren Schneegipfeln in weitem Kreiſe alle überragen. Wir haben in Frankreich nichts Ähnliches geſehen: denn die Pyrenäen zeigen nur Abhänge des großen Bergrückens, jedesmal ein hoch eingefaßtes Thal; hier dagegen Erſcheinungen und Reichthum eines Berglandes. Wenige Gegenden in der Schweiz, Italien oder Deutſchland können Grenoble gleichgeſtellt werden, und gern hätten wir länger verweilt und Ausflüge gemacht, wäre das böſe Regenwetter nicht von Neuem eingetreten.

Lyon, Donnerstags den 28ſten.

Am Tage unſerer Ankunft in Grenoble ſchwuren die Linientruppen und die Nationalgarden, gaben ſich wechſelſeitig ein Feſt und marſchirten, zum Zeichen der größten Einigkeit, bunt durcheinander, gleichviel

ob mit, oder ohne Uniformen. Der ſchroffe Gegenſatz von Heer und Volk iſt gewiß ein falſcher, und kann und ſoll aufhören. Wenn die Franzoſen ihr regelmäßiges Heer, gelderſparend vermindern, bleibt ihnen dennoch durch die mit größtem Eifer in jedem Orte eingeübte Nationalgarde ein ſechsmal ſo ſtarkes ſchlagfertiges übrig. Ich wiederhole: ſeit Polignac's Sturz iſt Frankreich unendlich viel mächtiger geworden. Möge die Macht weder im Innern noch nach außen mißbraucht werden. — Den 20ſten früh wanderten wir erſt in dem ſchönen Thal der Iſere gen Chambery aufwärts, dann zum Schloſſe. Mittags fuhren wir ab nach Lyon, durch wechſelnde immerdar ſchöne Gegenden. Insbeſondere überſahen wir, eine bedeutende Anhöhe hinanſteigend, noch einmal das reiche, prachtvolle, herrlich eingefaßte Thal. Nun folgte eine regnige Nacht, und ein Bauermädchen war die erſte, welche der Condukteur in unſer Coupé einſchob. Sie kam weither von Verwandten und roch nach Gras und Nußblättern, auf denen ſie oft ausgeruht hatte. Nach meiner Weiſe fragte ich ſie vielfach aus, und erfuhr unter anderem zu meiner Verwunderung, daß man in ihrem Dorfe nie tanze. Dem Bauermädchen folgte eine recht hübſche Frau. Sie roch etwas nach einer Fabrikſtube, und das Examen ergab daß ſie und ihr Mann in Lyon achtzehn Mädchen in Arbeit und Koſt hätten, welche nichts als

Krepp fertigten. Jede verdinge ſich gewöhnlich auf drei Jahre, und werde dann auf gewiſſe Weiſe als ouvrière losgeſprochen. Der Fabrikherrinn folgte ein Mann, der Äpfel aß wie ein Schwein, nach Branntwein und Knoblauch ſtank und ſich ſo breit machte, daß wir ihn in ſeine Gränzen zurückweiſen mußten. In Lyon ordneten wir zuerſt das Nöthige für unſere weitere Reiſe, und ſuchten dann den (laut unſeres Guide) vortrefflichen Reſtaurateur Hrn. Piot, place de charité. Wir wurden lange hin und her gewieſen, ſuchten und ſuchten, und fanden ihn endlich — in unſerem eigenen Hotel de Provence! Geſtern beſahen wir zuerſt die Kathedrale, ein merkwürdiges Gebäude im Style der deutſchen Baukunſt. Nach dem, was ich ſah und nicht ſah, ergiebt ſich daß ſüdlich der Linie von Rouen, Tours, Orleans, Lyon nichts Erhebliches von germaniſcher Baukunſt des Mittelalters anzutreffen iſt, dieſe alſo gewiß nicht aus dem Süden hinaufſtieg. — Trotz des ungünſtigen Wetters durchſtrichen wir jetzt die Stadt. Ihre Lage iſt höchſt eigenthümlich und günſtig. Zwei ſo große Ströme, die ruhigere Saone und die heftigere Rhone fließen mitten hindurch; die Ufer ſind zu langen ſchönen Straßen benutzt, und hinter denſelben ſteigen wohlbewachſene Hügel, beſonders an der Saone empor, was Stadt und Land anmuthig verbindet. Ein Beſuch bei Hrn. A., einem Seidenfabrikanten, war nicht ohne

Intereſſe, der Direktor des Muſeums Artaud aber leider verreiſet. Gegen Abend wanderten wir zum Zuſammenfluß der Rhone und Saone, dann ins Theater des Celeſtins. Man gab ein Melodrama, le fou: eine Marterſpeiſe von Verführung, Zuchthaus, Wahnſinn, Blutdurſt, mit einem Aufguß abgeſchmackter Muſik. Nach einer Viertelſtunde gingen wir nach Haus, ſchoben die Betten aneinander, ein Tiſchlein dazwiſchen und eine Bouteille lyoner Bier darauf, die wir zu eurer Geſundheit austranken. Der rothe Wein, der uns durch ganz Frankreich begleitet, iſt mir ganz zuwider geworden. Erhitzend und doch kalt, naß und doch trocken, keine Spur von Duft oder dem edeln Öle, was, am Glaſe hangend, der Zunge noch mehr verſpricht und hält. Freilich giebts ganz andere Weine, aber die erhält man nicht in den Wirthshäuſern, oder darf ſie der erhitzenden Lebensweiſe halber nicht trinken, und vor Allem fehlen Freunde, die das Trinken verſtehen und vergeiſtigen. — Ich leſe in franzöſiſchen Blättern von Aufſtänden in deutſchen Städten, und weiß nicht was davon wahr iſt. Die bekannten Hrn. Jan Hagel und Hans Taps in die Grütze, ſcheinen dabei Hauptanführer zu ſeyn. Anders in Brüſſel, wo man die Dinge mit hochmüthigen Anſprüchen auf angeblich politiſche Grundſätze zurückführt. Und doch iſts eine ſehr ſchlechte Nachahmung von Paris, begonnen (ohne rechtlich verletzt zu

ſeyn) mit Brennen und Plündern; hierauf Verwerfen der geſetzlichen Formen, die der König (ganz anders als wie Karl X) beobachten will; nun die Behauptung daß die Thatſache der Gewalt alles Berathen unnöthig und alles Recht überflüſſig mache, Unbeſtimmtheit der Begriffe (denn was heißt Trennung des Reichs in zwei Theile?), Uneinigkeit unter ſich (denn das mächtige, geſcheute Antwerpen iſt anderen Sinnes) u. ſ. w. — Das hängt freilich Alles mit der jetzt beliebten Weiſe zuſammen, Jegliches, was irgend löblich oder verdienſtlich erſcheint, ſich ſelbſt anmaaßlich zu Gute zu rechnen, Verbrechen oder Schuld aber ſophiſtiſch von ſich abzuwälzen oder ganz abzuläugnen. — Wie ganz anders, wenn das große Gemüth des Tacitus im edelen Zorn über ſeine Zeiten, den Menſchen zugleich demüthigt und erhebt, als wenn manche Geſchichtſchreiber der Revolution alles Verdammliche mit der Doppelſchere des Hazard und der Neceſſité hinwegſchneiden und aus dem Überreſte Prachtmäntel zuſammenflicken, die jeder Eitle in ihren Buden kauft und bewundernswürdig paſſend für ſeinen Leib findet.

Dreiundſiebzigſter Brief.

Genf, den 27ſten September 1830.

Da wir gezwungener Weiſe unſeren Reiſeplan abkürzen mußten und Barcelona und Toulon nicht zu ſehen bekamen, haben wir ihn nach einer anderen Seite hin ausgedehnt. Genf und Lauſanne ſind kein unbedeutender Erſatz für jenen Verluſt. Doch ich kehre zur Tagesordnung zurück. Den 23ſten Morgens beſtiegen wir die Hügel (faſt Berge zu nennen) auf dem rechten Ufer der Saone und hatten von der Terraſſe der Kirche Fourvière eine ſehr weite Ausſicht über Stadt, Flüſſe und Land; doch war der Hintergrund gegen die Schweiz hin bedeckt und deutete auf ſchlechtes Wetter auch für die nächſten Tage. Von der Fourvière gingen wir zur benachbarten Kirche des heiligen Juſtus, wo Innocenz IV den Kaiſer Friedrich II abſetzte. Aber das Kloſter war ganz verſchwunden, die Kirche dagegen neu erbaut und keine Spur des Alten und Denkwürdigen geblieben. Wieder hinab zur Stadt ſteigend, begaben wir uns in das Muſeum für Kunſt und Natur. Alles der Art iſt in Frankreich (Paris ausgenommen) arm und klein in Vergleich mit Deutſchland, hier aber das Gebäude ſchön und die Anordnung löblich. Unter vielen mit-

telmäßigen Gemälden ragt eine Himmelfahrt von Perugino weit hervor, die der vorige Papſt der Stadt geſchenkt hat. Unten Apoſtel und Heilige nach Weiſe dieſes Meiſters geordnet, oben Chriſtus ſchwebend von Engeln umgeben. Ein anderes ſehr wohl gemachtes Bild war mir räthſelhaft: lauter Ideen und Geſtalten von Correggio, und doch von ihm wohl nicht ſo zuſammengeſetzt. Das Chriſtkind wie auf S. Sebaſtian, ein Engel vom heiligen Georg, ein Donatar wie der Herzog von Ferrara u. ſ. w. Auf Befragen gab mir ein Zeichnender zum Beſcheid: ein Maler (deſſen Namen er nicht wußte) habe nach Correggio dieſe Zuſammenſetzung verſucht, die man (wenn anders dergleichen erlaubt iſt) nicht mißlungen nennen kann, und die ich wohl beſitzen möchte. Ich vergaß zu ſagen daß Maria, die beiden Kinder, eine Heilige und der kniende Mann die zuſammengruppirten Hauptperſonen ſind. Vom Muſeum gings ins Bad, dann zu Tiſche, Abends acht Uhr in den Wagen, wo ein in Lyon angeſeſſener Schweizer der dritte Mann im Coupé war. Nachts ſahen wir natürlich nichts, aber mit Tagesanbruch erkannten wir die Nähe der Schweiz: Berge und Thäler wuchſen, einige Seen zeigten ſich als Vorübungen für den genfer, bald darauf rauſchte die Rhone in der Tiefe, das Fort l'Eclüſe ſchloß faſt den Weg. Nun aber brach die Nacht wieder ein, und als wir den 24ſten Abends elf Uhr

in Genf einfuhren, regnete es dergeſtalt daß alle Hoffnung verſchwand, nächſten Tages irgend etwas zu ſehen. Am Morgen zeigte ſich indeß der Himmel günſtiger als ich erwartet hatte, und um neun Uhr beſtiegen wir das Dampfboot um nach Lauſanne zu fahren. Ich mag nicht beſchreiben, was tauſendmal beſchrieben, gezeichnet, gemalt und jedesmal mit Recht laut geprieſen iſt. Das zweideutige, wechſelnde Wetter zeigte mir aber Alles (mit Ausnahme der meiſt ſich verhüllenden höchſten Bergſpitzen) noch ſchöner und mannigfaltiger als vor vierzehn Jahren, und Licht, Luft, Erde, Waſſer, alle Elemente vereinten ſich den Genuß zu erhöhen und dieſe laterna magica mit Allem auszuſchmücken, was man ſich nur erſinnen, oder vielmehr ſo nicht erſinnen kann. Einzelne rabenſchwarze Wolken dehnten ſich jetzt aus zu grauem Schleier, wandelten ſich dann (ſeitwärts von der Sonne getroffen) zu helleren Farben, oder zogen ſich zuſammen, Geſtalt annehmend und glänzend das Licht zurückverſend. Die röthliche, oder vorher ganz verſteckte Sonne, warf nun ihre Flammen durch den blauen Himmel hinab auf Land und Fluth, ſo daß plötzlich überall ein neues Leben zu erſtehen ſchien, bis der Sturmwind von anderer Seite her eine zweite Heerſchaar dunkeler Wolken vor ſich her trieb und das frühere Schauſpiel, doch immer mit neuen Abwechſelungen, wiederholte. Jetzt erſchien der Hinter-

grund des Sees ſchwarz, dann legte ſich (wenn Sonnenlicht durch eine Wolkenſpalte drang) ein ſilberweißer Streif davor, und durch dunkelblau und dunkelgrün bis zu violett, hellblau und hellgrün ging das Farbenſpiel durch alle Abſtufungen hindurch, das Lichtſpiel des Himmels gleichſam vorbildend oder nachahmend. Daſſelbe endlich geſchah auf dem Lande, je nachdem Regen, Nebel, halbes oder volles Sonnenlicht darauf fiel. Von dem lindeſten Aufſteigen grüner Uferwieſen aus den blauen Fluthen, bis zu dem finſtern Angeſicht ſchroffer Felſen und den ewig weißen Häuptern der europäiſchen Bergrieſen, von Blumen und Wein, bis zu nie ſchmelzendem Schnee, ſieht man alles und jedes Reizende, Schöne, Erhabene in dieſer glückſeligen Gegend. Dazu kommt, daß menſchlicher Fleiß und Geſchmack jede Stelle benutzt und ins rechte Licht geſtellt hat, daß die Natur, ſoweit der Menſch auf ſie wirken kann, nicht verſtümmelt oder verkritzelt, ſondern veredelt und ohne Verluſt des Gefühls gleichſam auch ſinnreich geworden iſt. Von Copet, Nion, Rolles, Morges vorüber, bald näher an dem reichbebauten Ufer, bald durch die Mitte des Sees dahineilend, erreichten wir etwa um zwei Uhr Lauſanne, durchſtrichen Stadt und Umgegend und ergötzten uns an den Herrlichkeiten bis die Nacht einbrach, und in Ouchy ein treffliches Abendbrot die Hungrigen und Ermüdeten erquickte. Den 26ſten

fuhren wir auf ähnliche Weiſe wieder nach Genf zurück, benutzten den Überreſt des Tages zu nahen und fernen, höchſt angenehmen Spaziergängen und bereiten uns ſo eben zu ähnlichen Unternehmungen. Morgen den 28ſten, um fünf Uhr Morgens, fahren wir ab nach Beſançon. — Welch ein Unterſchied zwiſchen dieſem Lande und dem ſüdlichen Frankreich! Dies ſo langweilig, farblos, geſtaltlos, daß Leib und Geiſt daran erlahmt; hier Leben, Schönheit, Thätigkeit überall. Nordfrankreich ſteht voran in Hinſicht auf Bevölkerung, Reichthum, Bildung. Nous avons, ſagen die Südfranzoſen, la force de l'imagination et de la fantaisie. Aber wo denn? Iſt etwa ihr ſo oft hervorbrechender Fanatismus ächte Fantaſie? Wo ſind denn ihre großen Dichter und Künſtler? Die provenzalen Lyriker (ohnehin den deutſchen nachſtehend) können doch, nach dem gemeinen Sprichworte, den Kohl nicht auf ſieben Jahrhunderte fett machen? — Zum erſten Male fanden wir hier wieder viele Singvögel; in Frankreich werden alle, ohne Anſehen oder Anhören, todtgeſchoſſen oder weggefangen und aufgegeſſen. Und doch ſingen dieſe Vöglein beſſer zu Gottes Ehren ihr Liedlein, als die Franzoſen ihre marſeiller Hymne. — Die Schweizer betrachten die pariſer Begebenheiten aus ihrem Standpunkte, und als einer auf dem Dampfboote erzählte, wie ſie noch beim Herausmarſchiren aus Frankreich wären verhöhnt und be-

leidigt worden, geriethen mehrere der Zuhörenden in den größten Zorn und ſprachen, als könne der Canton Vaud die Franzoſen dafür nachdrücklichſt beſtrafen. Beide Theile folgen ihrer natürlichen Stellung, und weil eben zwei edle Anſichten hier collidiren, in Widerſpruch treten können, iſt die Begebenheit, mit allem was dazu gehört, eine Tragödie und keine Comödie, oder Idylle, oder Hymne u. dergl. — In Lyon war man mit den neuen Anſtellungen zufrieden, und jemand ſagte mir: es würden nicht ſowohl Sachkundige entfernt, als ſchlechte Eindringlinge fortgeſchickt und alte Geſchäftsmänner zurückberufen. Möge dies überall wahr ſeyn (Andere nämlich läugnen es), immer bleibt ſolch ein Bouleverſement ein Unglück; und haben die vorigen Miniſter ſo herbe Heilmittel nöthig gemacht, ſo iſt dies eine ungeheure Verſchuldung.

Beſançon, den 30ſten September.

Montags den 27ſten machten wir bei hellem Wetter, aber gewaltigem Sturmwinde, einen ſehr weiten Spaziergang auf dem linken Seeufer gen Lauſanne. Das Waſſer ſchlug hohe Wellen, die aufſpritzend bis in die Gärten eindrangen und der Landſchaft einen Charakter aufprägten, welcher in Manchem von dem der vorigen Tage verſchieden war. Auch ſahen wir jetzt genauer wie reich die ganze Küſte mit

einfachen und doch geſchmackvollen Landhäuſern bedeckt iſt, und die Gärten alle Annehmlichkeiten vereinigen, die man ſich nur wünſchen kann. Gibbon war günſtig geſtellt, daß er ſolch eine Gegend zum Aufenthalt wählen und daſelbſt ſein Werk ausarbeiten konnte. Und doch, ſelbſt in dieſem Augenblick des lebhafteſten Gefühls für dieſe Naturſchönheiten, könnte ich mich (würde es mir auch freigeſtellt) dennoch nicht entſchließen Berlin zu verlaſſen. Die Menſchen entſcheiden und bilden noch mehr als die Natur, und der Deutſche ſoll ſein Vaterland nicht minder lieben als andere Völker.

Den 28ſten fuhren wir vor Tagesanbruch ab gen Beſançon. Die hochmüthig dumme Inſchrift der Kirche in Fernay: Deo erexit Voltaire, ſcheint man vernichtet zu haben; die jetzige: Deo optimo maximo sacrum, iſt aber mit ihrer heidniſchen Wurzel doch auch ſchief und unpaſſend für ein chriſtliches Gotteshaus. Hinter Ger, wo wir frühſtückten, begann das Aufſteigen des Jura, deſſen Gipfel wir nach einigen Stunden erreichten. Herrliche Ausſichten über Thal, See und Berge, obgleich Herbſtnebel gar viel verhüllten. Buchen in mannigfachen Farben und dunkele Tannen bedecken die Berglehnen nach der franzöſiſchen Seite, die indeß der ſchweizeriſchen in jeder Beziehung nachſteht. Als wir des Morgens den 29ſten aufwachten, waren wir ſchon in einem ebenen Lande,

welches fruchtbar, aber kahl und unbedeutend, sich bis hieher erstreckt. Zwei peinlich genaue Visitationen an zwei Douanenlinien, setzten alle Reisende in üble Stimmung und ich sang ein Loblied auf die neuen preußischen Einrichtungen, welche die dummtyrannische Lehre von der Contrebande verworfen haben. Ein Engländer und ein Portugiese, zwei Reisegefährten die im Preußischen gewesen waren, stimmten bei und ein Franzose hörte verwundert daß die wahre Liberalität diesmal wieder nicht in Frankreich zu Hause sey. Ein, besonders gegen Genf und Neufchatel gerichtetes Verbot, Uhren und Goldschmiedearbeiten einzuführen, veranlaßt die verdrießlichsten und kleinlichsten Untersuchungen. Meine kleine Chatoulle ward nicht nur geöffnet, sondern das Geld, die Barbierbüchse, der Pinsel u. s. w. ausgewickelt und besehen. Einer Dame wollte man ein einziges Paar Ohrringe nicht durchlassen, worauf sie erklärte: sie werde die ungeheuere Contrebande an ihren Ohren in Frankreich hineintragen. In Lyon gekaufte Kleider, mußte sie nach Genf zurückschicken u. s. w. — Von Genf bis hieher habe ich mit H. das Coupé allein inne gehabt und sehr bequem gesessen. Versuche die Reisenden übers Ohr zu hauen, dauern noch fort, ich bin aber zu eingeübt um mich einschüchtern zu lassen. So sollte ich gestern Abend das, schon in Genf für den Condukteur bezahlte Geld, noch einmal erlegen, be-

harrte aber auf meiner Weigerung. Als ich in Genf einſteigen wollte, kam der Unternehmer der Poſtanſtalt und ſagte: es ſey eine erreur comique vorgefallen, er habe provisoirement zwei Plätze im Coupé an einen Herrn und eine Dame verſprochen, deren Namen faſt klängen wie der meine; deshalb könne ich nur den dritten Mittelplatz im Coupé erhalten und H. müſſe ins Interieur, da der Herr und die Dame ſich nicht trennen wollten. Ich erwiederte: wenn l'amour conjugal dieſe Trennung verböte, ſo verbiete ſie mir l'amour paternel; ich hätte übrigens die Plätze nicht provisoirement beſprochen, ſondern définitivement bezahlt und meinen Namen buchſtäblich richtig einſchreiben laſſen. Nach dieſer deutlichen Erklärung ſtiegen wir ein, ohne uns weiter in das Geſpräch zwiſchen Herrn, Dame und Unternehmer zu miſchen.

Beſançon, den 1ſten Oktober.

Leider kehrt Hr. Bibliothekar Weiß erſt heut von einer Reiſe zurück, wodurch mir zwei koſtbare Tage verloren gehen. Den geſtrigen haben wir verwandt Beſançon (ungeachtet des regnigen Wetters) in allen Richtungen zu durchwandern und die nächſten Umgebungen, ſo wie Abends das Theater zu beſuchen. Die Stadt iſt ziemlich groß und wohlgebaut. Der Doubs trennt ſie in zwei ungleiche Theile und die

nicht unbedeutenden Anhöhen, welche ſich ihm zur Seite hinſtrecken, ſind ſtark befeſtigt. Abends gab man Rothkäppchen von Boieldieu. Die Frau oder Jungfrau, welche das durch Zauber geſchützte Mädchen darſtellte, war ſo alt und häßlich, daß ſie auch ohne dergleichen außerordentliche Hülfe, für ihre Tugend nichts zu befürchten hatte. Die kleine Bierei nahm ſich in dieſer ihrer erſten Rolle ganz anders aus. Ich ging vor dem Schluß nach Hauſe und überlaſſe H. die gründlichere Berichtserſtattung. — Auch in Beſançon ſind Unruhen geweſen; theils eine Folge des verkehrten Beſteuerungsſyſtems, theils des verdammlichen Aberglaubens: jeder beſitze ein Recht und eine Pflicht das, was ihm mißfalle, mit der Fauſt abzuſtellen. Selbſt in dem friedlichen Berlin haben ja die haſenfüßigen Schneidergeſellen ſich in „kühlen Blonden", Courage angetrunken und Bocksſprünge gemacht. All dies unſelige Zeug haben die franzöſiſchen vermaledeiten Miniſter aus ihrer Pandorabüchſe der Ordonnanzen herausgelaſſen, und es iſt kein Wunder wenn ſich Viele in dem Dampfe und Dunſte nicht zu rechte finden, und nicht wiſſen wie ſie den Deckel öffnen oder ſchließen ſollen. Billigerweiſe muß man zugeſtehen, daß ſich die Pariſer dabei am tüchtigſten und geſchickteſten zeigten, und alle Übrigen ſich dagegen wie ſchlechte Bajazzos ausnehmen. Doch kann ich manche Beſorgniß nicht los werden, die aus

der Art und Weiſe hervorgeht, wie mir die Franzoſen mit Recht oder mit Unrecht erſcheinen. Sie ſind in allen Dingen lediglich auf den letzten Tag geſtellt, werfen Alles zur Seite was nicht mit den Anſichten deſſelben ſtimmt, und nehmen aus der Vergangenheit nur das was ihnen zuſagt. Daraus geht Götzendienſt mit dem Allerneuſten und einſeitige Beurtheilung des Früheren hervor; ja ſie werden ungerecht gegen ihre eigene Geſchichte und ſchneiden ganze Geſchlechter ihrer Vorfahren zu Heckerling, um ſich daraus ein ſtrohernes Ehrenfeuer zu bereiten. Ich halte dieſen unhiſtoriſchen Sinn für einen großen Mangel, der ſich verdoppelt wenn es darauf ankömmt andere Völker zu begreifen. Sie kennen keinen Maaßſtab für dieſelben als die pariſer Elle, keine Aufgabe als ſich in Pariſer der neuſten Mode zu verwandeln. Ich ſage Pariſer, denn der Vers: Frankreich in Paris, iſt nur zu wahr; und ungeachtet der repräſentativen Formen hat Frankreich eigentlich (nach antiker Weiſe) nur eine Stadtregierung mit ihren Mängeln und Vorzügen. All das Schnitzeln und Drechſeln am Wahlgeſetze wird dies nicht ändern, da durchaus keine anderen Gedanken und Beſtimmungsgründe dabei zur Sprache kommen, als Thaler und Köpfe. Dies ſind, nach der franzöſiſchen Betrachtungsweiſe, bloß doktrinelle Abſtraktionen, während ſie in Deutſchland (vergleiche die ſüddeutſchen Verfaſſun-

gen) mit andern Ideen in Verbindung treten und dadurch individuelles Leben erhalten. Ich habe mich hierüber anderwärts ſchon deutlicher ausgeſprochen. Jener ungeſchichtliche Sinn der Franzoſen erzeugt ferner ihre Eitelkeit. Ein Volk was, wo nicht den Faden der Weltgeſchichte, doch den ſeiner eigenen unzerſtückt erkennt, kann wohl in falſchen Stolz hineingerathen, aber ſich nicht in Eitelkeit übernehmen. Dieſe ſchwimmt auf der äußerſten Oberfläche wie eine Waſſerpflanze; jener treibt Wurzeln tief in die Erde und möchte Felſen ſpalten. Für beide Abwege bietet die Religion der Demuth das Heilmittel. Ich ſehe aber nicht ab wie dieſe in Frankreich ſobald ächte Herrſchaft gewinnen könnte. Die Prieſter haben jetzt ihr politiſches Spiel verloren und denken kaum an unverfälſchtes Chriſtenthum; und das Volk iſt zum kleineren Theil abergläubig, zum größeren, wo nicht ungläubig, doch gleichgültig. Eine kleine Sekte religiöſer Eiferer macht endlich das verkehrteſte Bündniß mit der Lehre von Nationalreichthum, Produktion, Erbrecht, Theilung der Güter u. ſ. w., als reducire ſich das ganze Chriſtenthum auf eine neumodige Kameralpraxis. — Doch, jeder Einzelne und jedes Volk hat ja genug an ſich ſelbſt zu beſſern, warum alſo Andere ſcharf und unbillig kritiſiren. Gewiß war die Art wie Polignac und Conſorten den franzöſiſchen Nationalcharakter umgeſtalten wollten,

eine Scylla, ſchlimmer als die alte Charybdis, und erinnert an die Legende (oder vielmehr Lügende), wonach Friedrich Wilhelm I einem ſehr großen Grenadier ein krummes Bein zerſchlagen ließ, um es gerade zu heilen. Er ſtarb aber an dem Verſchönerungsmittel. Weite Pumphoſen ſind ein beſſeres Mittel um krumme Beine und mangelhafte politiſche Inſtitutionen zuzudecken. So lax und liberal und nachgiebig und willig, als es irgend angeht, gegen das wahre Volk; aber ſtreng gegen den Pöbel. —

Vierundſiebzigſter Brief.

An den Profeſſor v. H.

Beſançon, den 2ten Oktober.

— — Wie man Präfekten ſo ſchnell aus jedem Teige backen kann, bleibt einem Preußen unbegreiflich, der an ſeine Verwaltung, den Ernſt der Vorbereitungen und die Nothwendigkeit ſo vieler Sachkenntniſſe denkt. Die ſogenannte Conſtitution (die ſich öfter verwandelt als, laut ärztlichen Behauptungen, der menſchliche Leib) gilt für das Univerſalmittel für Alles, und wer daran nicht glaubt von dem heißt es: er hat keine Conſtitution; — und dies heißt aus dem Franzöſiſchen in ehrliches Deutſch überſetzt: er

iſt ein Dummkopf! Wohl haſt Du Recht: wer immer an ſeine Conſtitution denkt und daran quackſalbert, iſt eben krank. Bin ich geſund, ſo weiß ich nicht wo Lunge und Leber ſitzen, und hat man bequeme Schuh, ſo vergißt man die Krähenaugen. — Für Deine Nachrichten über die berliner Ereigniſſe danke ich. Sie ſind Gott Lob Lappalien, doch ſoll man den Pöbel niemals emporwachſen laſſen. Mit Allem was Du ſonſt über die politiſchen Verhältniſſe ſchreibſt, bin ich ſo einverſtanden daß ich jegliches Wort wiederholen möchte. Doch fehlt mir jetzt für Vieles Überſicht und Zuſammenhang, da mir nur von Zeit zu Zeit einzelne Blätter einzelner Parteien zu Geſichte kommen. So geſtern die Verhandlung in der Deputirtenkammer über die Anklage der Miniſter. Wohl hat Berryer Recht: Wegjagen des Königs vertrage ſich nicht mit ſeiner Unverletzlichkeit und der Verantwortlichkeit der Miniſter. Weil man aber die erſte Thatſache nicht ungeſchehen machen kann und will, muß man auf der betretenen Bahn weiter gehn. In Wahrheit haben beide, König und Miniſter, ſchwer geſündigt, und die Lehrſätze: der eine ſey unverletzlich, und die zweiten unſchuldig wenn man dem erſten die Schuld zurechne, ſtürzen vor der Gewalt der Ereigniſſe und des unmittelbaren Gefühls zuſammen. Ich finde daß der Bericht der Commiſſion durchaus nicht genügend den Zuſammenhang über die Entſte-

hung der Ordonnanzen (die Hauptſache) aufklärt. Alles was zur Vertheidigung der Miniſter geſagt wird, zeigt immer deutlicher welch erbärmliche Menſchen es waren, die da wollten und nicht wollten, thaten was ſie mißbilligten, und eine Ehre darin ſuchten geſetzwidrig zu handeln und den verblendeten König aus angeblicher Treue zu Grunde zu richten! Und der dumme Leithammel Polignac folgte doch nur einem anderen unbekannten Leithammel. Die Lehren vom unbedingten Gehorſam und der Volksſouverainetät führen, conſequent verfolgt, in gleichen Wahnſinn, in Tyrannei und Anarchie. —

Fünfundſiebzigſter Brief.

An Hrn. Geheimenrath K.

Beſançon, den 2ten Oktober.

Lieber K.! Die Nachricht daß Maaßen Finanzminiſter geworden iſt, hat mir große Freude gemacht, des allgemeinen Beſtens und deinetwegen. Er iſt ein ſo heller Kopf, ſo feſt und doch ſo ruhig und gemäßigt, daß die Sachen gewiß gut gehn werden. Welch ein Glück daß nicht ein bornirter Ultra irgend einer Art jenen wichtigen Poſten er-

halten hat, der alle Weisheit in den Krebsgang gesetzt und versucht hätte, wie im Zerbino, das Stück zurückzuschieben. Die großen Erfahrungen des Tages sollten doch endlich alle irrenden Aristokraten belehren, daß sie in ganz anderer Richtung ein neues Leben beginnen müssen, oder alle und jede Bedeutung von Rechtswegen verlieren. Herstellung des Dienstzwanges, Mühlenzwanges, Musikzwanges u. s. w. heißt ihnen Herstellung patriarchalischer Freiheit. Auf dem Wege würde der König von Preußen wohl wieder zu einem kleinen Markgrafen zusammenschrumpfen, und die Gänse von Putlitz und von anderen Orten, als Retter unseres Kapitols das große Wort führen wollen. Geht Preußen nicht in ächter Liberalität und vielseitiger Entwickelung Allen voran, so sinkt es in Unbedeutsamkeit, so viel größern und physisch mächtigern Staaten gegenüber. — Noch schwerer als die Aufgabe des Finanzministers, dürfte die des neuen Ministers des Innern seyn. Er muß die schwere Linie zwischen dem Zuviel und Zuwenig halten, fortschreiten ohne Übereilung, hemmen ohne falsche Stockung, dem Könige, jedem Stande, jeder Richtung sein Recht erhalten und zugleich den Bedürfnissen der Zeit gemäß entwickeln. Ihm liegt ob nach allen Seiten Bürgschaften herbeizuschaffen daß weder mangelhafte Persönlichkeit oben, noch ungemäßigte Wünsche von unten, dem künstlichen Bau

unſerer Größe nachtheilig werden. Möchte B— der Mann ſeyn, dieſen Aufgaben zu genügen; ſonſt wäre er zu ſeinem und unſerem Unheil Miniſter geworden!

Mittags.

Eben las ich im Moniteur, daß Guizot vorgeſchlagen hat zwei Gemälde zu fertigen, wovon das eine den preiswürdigſten und glänzendſten Widerſtand wider Anarchie, das zweite wider Tyrannei darſtelle. Boiſſo d'Anglas feſtes Benehmen gegen die Mörder Feraud's ſcheint mir paſſend genug ausgewählt; wogegen ich Mirabeau's Benehmen am 23ſten Junius keineswegs tadelfrei und von der Art fände, daß alle Parteien im Lobe deſſelben übereinſtimmen müßten. Weder er, noch ſein Gegner Necker thaten an jenem Tage ganz das, was ſich gebührte. Der letzte, ſo wie ſeine Tochter, haben dies gefühlt; aber alle ihre Verſuche der Rechtfertigung erſcheinen ungenügend. Er gab den König preis um ſeine Popularität zu erhalten und indigna respectueusement ſeine abweichende Meinung, ſtatt ſie mächtig zu vertreten oder ſich ganz und offen zurückzuziehen, und dadurch ſeine Gegner einzuſchüchtern. Andererſeits ſprach Mirabeau an jenem Tage, wo der König faſt Alles bewilligte was jetzt die Charte feſtſetzt, als habe er die höchſte Tyrannei ausgeübt und als ſey der heftigſte

Widerſtand dagegen erlaubt. Zugegeben, daß eine Partei noch arrière-pensées halte und ſelbſt den König zur Rücknahme des Bewilligten zu verführen, oder zu zwingen hoffte, trieb doch Mirabeau die Sache da zum offenen Bruch, wo Dank, Vermittelung, Verhandlung, Zutrauen wohl beſſer gewirkt und zu milden Fortſchritten geführt hätte. Ich will ihn nicht (wie ſo Viele) anklagen daß bloß Neid, Ehrgeiz, oder andere verwerfliche Leidenſchaften ihn antrieben, ich will ihn entſchuldigen daß er den ſchon kraftloſen Hof noch für übermächtig und es für ſeine Pflicht hielt ihn zu ſchwächen: wie er ſich aber irrte, zeigt ſein eigenes ſpäteres Benehmen, wo er alle ſeine Kräfte und Talente löblicher Weiſe daran ſetzte zu dem Mittleren zurückzulenken, was er früher verſchmäht hatte. Überdies iſt es jeden Falls verkehrt, den guten Ludwig XVI zum Repräſentanten der Tyrannei zu ſtempeln, und gewiſſermaaßen mit den anarchiſchen Mördern Feraud's auf eine Linie zu ſtellen. — Eben ſo wenig kann ich den Vorſchlag billigen jede Beziehung auf Erbrecht der königlichen Familie, als unverträglich mit dem neuen franzöſiſchen Staatsrechte, auszuſtreichen. Danach hätte man den Erſten Beſten eben ſo gut auf den Thron ſetzen können, als den Herzog von Orleans. Das Erbrecht der königlichen Familien gereicht ja nicht minder zum Heile der Unterthanen, wie der Herrſchenden.

Es iſt merkwürdig wie ungemein viel franzöſiſche Gelehrte ſich plötzlich in Geſchäftsleute verwandelt haben. Es wirkte das löbliche Beſtreben ihrem Vaterlande nützlich zu werden, der natürliche Wunſch ſich in Hinſicht auf Einnahmen zu verbeſſern und auch Eitelkeit die Hand mit im Spiele zu haben. Doch wundere ich mich daß amovibele Stellen ſo viel Reiz haben, und noch mehr daß keiner Bedenken trägt aus den reinen Höhen der Wiſſenſchaft in das neblige Land gewöhnlicher Geſchäfte hinabzuſteigen. Nicht als wenn ich deren Werth, ja ihr Intereſſe verkennte, oder nicht einſähe wie Theorie und Praxis Hand in Hand gehen müſſen; aber unmöglich iſts doch zu gleicher Zeit Rath, Präſident, Miniſter ſeyn, und bedeutende wiſſenſchaftliche Werke zu Stande bringen. Ich kann aus eigener Erfahrung darüber urtheilen, und als ich Titel, Geld, Orden, Ehren freiwillig der Wiſſenſchaft opferte, hat dieſe freilich dabei nichts Erhebliches gewonnen, wohl aber ich, indem mein Leben durch dieſen nie bereuten Entſchluß eine Richtung nahm und einen Inhalt bekam, den ich mit Nichts auf Erden vertauſchen möchte.

Beſançon, den 3ten Oktober.

Ich habe mich eben gerühmt, und bin doch mit mir ſelbſt nicht zufrieden. Ich, ein ſteter Widerſacher bloß negativen Kritiſirens, ein Lobredner friſcher

Begeiſterung, ſcheine auf einmal in jenen Fehler zu verfallen. Soll ich meinen Glaubensartikel: jedes Alter habe ſeine eigenthümliche Jugend des Geiſtes und Herzens, an mir ſelbſt widerlegen und durch Mäkeln und Nergeln Lebenskraft und Lebensluſt hinwelken ſehn? Wenn aber, wie Mauguin und Andere behaupten, ganz Frankreich ſich nach den allerglorreichſten und glücklichſten Ereigniſſen nicht à son aise befindet, kann ich Unſchuldiger wohl auch in dieſe Atmoſphäre gerathen. Laſſen wir zunächſt das Große, und betrachten das Kleine. Solltet ihr alle Tage an tables d'hôte ſo viel Aberwitziges und Nichtsnutziges über die öffentlichen Angelegenheiten anhören müſſen, wie ich; ihr würdet gern die treffliche franzöſiſche Küche dran geben und zu Hauſe lieber Waſſerſuppe mit Salz eſſen, ſelbſt wenn dies nur halliſches und nicht attiſches wäre. So ſaß geſtern ein langer dünner Kerl am Tiſche, der ſeine noch längere Naſe ſtets gen Himmel richtete und mit Hülfe ſeines großen Maules ſo angenehme Töne von ſich gab, wie ein Kalb das in Serta leſen lernen ſoll. Er ſprach von dem heiligen Feuer der Belgier (ich dachte an die ſo genannte Krankheit), woran das Licht der ganzen Welt angezündet werden ſollte, verdammte die Holländer als elende Knechte, nannte den Gebrauch ihrer Sprache himmelſchreiend, wollte aber gleichzeitig die deutſche Sprache im Elſaß mit Gewalt vertilgen, weil

jeder Gebrauch derselben eine Empörung gegen die französische Regierung sey! Sein Landsmann, ein anderer Belge, behauptete das ganze Volk sey wesentlich französisch, aber noch nicht ganz so gebildet, weil es keine pariser Zeitungen lesen könne und nur flamländisch verstehe. Wunderlich: die Holländer haben mit beispielloser Beharrlichkeit für ihre Unabhängigkeit gekämpft, die Belgen (fast ohne eigene Geschichte) sich jeder Herrschaft unterworfen und nur ein paar Mal Kreuzsprünge unter Einfluß des Adels und der Geistlichkeit gemacht; und gestern sprach das Kalb, als wären die Holländer von jeher Lumpenkerle gewesen und selbst die Franzosen und Pariser nur Stümper gegen die Brüsseler! Antwerpen und Gent wurden auch mit Koth beworfen, weil sie sich der Capitale nicht gehorsam unterwürfen. — Dies als Probe, aus unzähligen Kleinigkeiten, die das erstemal interessiren, zuletzt aber anekeln.

Aber das Große. Bin ich denn ungerecht gegen Frankreich? Erkenne ich nicht an daß theils durch die Revolution, theils trotz derselben unzählige Fortschritte eingetreten sind, und es als Unsinn erscheint das neue Frankreich in die Formen des alten einzuzwängen und über das Bett des Prokrustes zu spannen? Erkenne ich nicht an daß die Franzosen eines der ersten und der wenigen Völker sind, die man welthistorisch nennen kann, und auf welchen die

Entwickelung der Menſchheit beruht. Aber mein Glaube iſt an einen Gott, und nicht götzendieneriſch an ein Volk; auch nicht an das deutſche, engliſche, römiſche u. ſ. w.; ich will mir den freien Wuchs der Geſchichte nicht mit blutiger Schere auf eine Form todter Abſtraktion zuſchneiden laſſen. — Die Franzoſen haben vollkommen Recht daß ſie nicht mehr nach der Weiſe Ludwig's XIV und XV regiert ſeyn wollen. Kann doch der Landmann, der Handwerker, der Fabrikant, der Kaufmann, der Gelehrte ſich nicht mehr in den Gleiſen fortbewegen, die ſeinen Vorfahren genügten; muß doch jeder ſich zuſammennehmen, anderes lernen, anders anwenden und vorwärts dringen, um nicht unter die Maroden und Marodeurs zu gerathen. Und das Regieren, dieſe höchſte und wichtigſte und ſchwierigſte aller Aufgaben, könnte und ſollte ſtationair bleiben, und der alte Schlendrian für alle Zeiten genügen? Nein: das Regieren iſt weſentlich und nothwendig auch etwas anderes geworden, und zeigt man ſich auch noch duldſam gegen Beſchränktheit mit gutem Willen verbunden, ſo will man doch, und mit Recht keine Fürſten mehr dulden, die da leben wie es Schweinchen in einem Buche beſchreibt. Man iſt aus dem Stande unſchuldiger, oder gedankenloſer Zufriedenheit einmal herausgetreten, und ſoll (Gewalt bei Seite laſſend) durch den Buchſtaben des Rechts hindurch, zu einer neuen, innigern Einigung

hinſtreben. Polignac und ihm Gleichgeſinnte ſind Luddiſten, die fürs Regieren auch nur die einfachſten Maſchinen dulden wollen (Stock und Dreſchflegel, Peitſche und Knute); alle andern Maſchinen, oder vielmehr Organe, nennen ſie vom Übel und wollen ſie zerſchlagen. So wie aber der Fabrikant (vielleicht mit Unbequemlichkeit und anfänglicher Aufopferung) gewiſſe Maſchinen annehmen muß und ſich ihrer nicht erwehren kann, wenn er ſein Gewerbe weiter treiben will; ſo müſſen die Regierenden ſich mit mancher neu hervortreibenden ſtaatsrechtlichen Organiſation verſtändigen und ſie behandeln lernen, wenn ſie nicht zurückbleiben, oder gar zu Grunde gehn wollen.

Ich habe euch ſchon oft geſchrieben: faſt ganz Frankreich will im Weſentlichen ein conſtitutionelles Königthum und Friede; daraus folgt aber nicht unbedingt daß beides ungeſtört gedeihe und dauere. Die belgiſchen Ereigniſſe laſſen ſich leicht benutzen um die gloire und das point d'honneur der Franzoſen aufzuregen, und ſo ſehr iſt Frankreich jetzt bevölkert und begeiſtert (oder montirt) daß es leicht ſeyn dürfte eine Million Menſchen über die Gränzen hinauszuſenden. Belgien, meinen die Meiſten, gehört ihnen von Rechtswegen, das linke Rheinufer von Naturwegen. — Preußen, das ſeine langen Flügel von Trier bis Memel ausſtreckt, muß das Äußerſte, und äußerlich noch mehr thun als bisher, um das ächte Herzblut der

Vaterlandsliebe zu mehren und in die fernsten Glieder zu treiben. Man ist zu bescheiden bei uns, spricht, beschreibt und lobpreiset zu wenig das Gute was geschieht; man zögert bisweilen irrig das Gute zu thun, weil man das Allerbeste will. So hätte man schon längst die Städteordnung am Rheine einführen und dadurch zeigen sollen, wie liberal Preußen sey. Es ist die höchste Zeit, dies und anderes Vermißte eiligst in Ordnung zu bringen. — Ein kleiner Theil Franzosen möchte Preußen vertilgen, weil es an Napoleon gefrevelt habe; die Meisten glauben es könne einer allgemeinen Rebellion nicht entgehn, wodurch es sich ohne Zweifel ganz französiren und dann äußerst glücklich schätzen werde, als kleiner Trabant an dem Lenkseile des grand empire einherzutraben. Die Wenigen, welche Preußen näher kennen, schätzen seine trefflichen Einrichtungen, gönnen ihm eine eigenthümliche Entwickelung, wünschen daß Frankreich sich mit ihm ehrlich verbinde; doch aber meinen sie: Preußen müsse, seiner eigenen Größe und seines Wohls und Friedens halber, die Hand zur Abtretung des linken Rheinufers bieten und dafür Anhalt, Sachsen, Hannover, meinethalben auch Dänemark nehmen, und auf solche Weise aus einer unbequemen, gefährlichen, unnatürlichen Stellung in eine sichere und natürliche übergehn. — Diese und ähnliche Dinge, über die man noch vor drei Monaten bei einer Tasse Thee

ruhig hin und her reden konnte, als lägen sie jenseit des Sirius, sind uns mit unglaublicher Eil auf den Leib gerückt, und können nach wenigen ähnlichen Monaten zur augenblicklichen praktischen Entscheidung vorliegen. — Bisweilen wünsche ich mich in die Einsamkeit meiner Bücherstube, um mit den größten Geistern aller Zeiten unbekümmert um das vergängliche Treiben des Tages ein ungestörtes, glückliches Leben zu führen; aber der Tag der Gegenwart hat seine eigene, unabweisbare Wichtigkeit, und man müßte ein Stock oder ein Schuft seyn, wenn einem all diese Dinge nicht Kopf und Herz in Bewegung setzten.

Straßburg, den 6ten Oktober.

Als mir gestern das Mädchen im Wirthshause zu Colmar auf meine französische Anrede erwiederte: ich verstehe sie nicht; war mirs als sey ich in die Heimath versetzt, obgleich die Aussprache schlecht lautete. Auch gehörte ja der Elsaß zu Deutschland, und spricht man einmal von natürlichen Gränzen so sind es eher die Vogesen, als der Rhein, besonders wenn man Sprache und Sitten mit in die Wagschale legt. Hoffentlich komme ich aber nicht aus dem Lande großer Ereignisse, in das Land der dummen und plumpen Streiche. Denn was (wie ich hier sehe) in einigen deutschen Städten geschah, verdient diesen Na-

men. Heilſam iſt es wenn Lücken der deutſchen Verfaſſungen hiebei recht deutlich ans Tageslicht kommen; z. B. daß kleine Staaten, die ſich wie Republiken regieren könnten, der Willkür eines Einzelnen hingegeben und dagegen faſt keine geſetzlichen Hülfsmittel zur Hand ſind. So wächſt dann das Übel, bis ganz natürlich plumpe, ja ſchlechte Auswege verſucht werden. — Sehr habe ich mich über die Art gefreut wie Mauguin's Antrag gegen die Miniſter iſt berathen und beſeitigt worden. Das Gefühl: Mäßigung und Einigkeit ſey nöthig, waltet noch vor, und geſchieht was das Land will (und nicht der Klub der Volksfreunde) ſo behalten wir Frieden. Unbegreiflich aber iſt es mir (ich las nicht alle Zeitungen), welcher böſe Dämon die niederländiſche Regierung ſo verblenden konnte, den Angriff auf Brüſſel zu unternehmen. Nachdem das Volk ungeſchickt die Pariſer nachahmt, betritt die Regierung noch ungeſchickter die Bahn der franzöſiſchen Miniſter. Die Anarchie wuchs ſo in Brüſſel, daß man nach wenig Tagen die Hülfe der Reichsſtände würde geſucht und einen Vergleich zu Stande gebracht haben. Nun iſt das Übel faſt unheilbar und der verwerfliche Anfang wird über die Fortſetzung vergeſſen Wenn Soldaten in einer Stadt eine Schlacht beginnen, muß unſäglicher Schade geſchehen, es müſſen Unſchuldige leiden, ja umkommen, was ſelbſt die ſtrengſte Mannszucht (die gefehlt

zu haben ſcheint) nicht hindern kann. — Man ſollte ein Buch ſchreiben: über die bequemſte und kürzeſte Art die Herrſchaft zu verlieren; praktiſche Beiſpiele ſind zur Hand. Von der Miſerabilität des Br. und H. aufwärts, bis zu Napoleon. Pure Dummheit und Unwiſſenheit, thieriſche Lebensweiſe, Laſter matter und wilder Art, Bigotterie, Geiz, Verſchwendung, Hochmuth, Ehrſucht, — welche Farben und Miſchungen aller Art, zu dieſen traurigen Gemälden! Und gegenüber die Frevel von unten auf! — Napoleon's Abſchied in Fontainebleau! Von all der irdiſchen Größe und Herrlichkeit, die keine Mehrung zu erlauben ſchien, bleibt nichts übrig als der erſtorbene Adler, und dem Manne deſſen Geiſt und Herz einerſeits ſo groß und andererſeits ſo beſchränkt und eiſenhart war, der ſo Unzählige hatte weinen machen, giebt allein die eigene bittere Thräne einigen Troſt. — Karl X, den 28ſten Julius in St. Cloud. Er hört den Donner aus Paris und verſteht ihn nicht. Mit der Ruhe eines Wahnſinnigen hält er ſich für einen wahren König, und iſt doch weniger als die Kartenkönige, mit denen er in ſeiner Todesſtunde ſpielt. Napoleons herber Schmerz, und dieſe Stumpfheit, beide ſind unendlich verſchieden, und doch gleich furchtbar. —

Kann ich doch gar nicht aus dem Politiſiren herauskommen. Das iſt eben vom Übel wenn ein Ge-

danke, eine Richtung alle andere verschlingt. Die Geschichte der atheniſchen Dichtkunſt hat nicht minder wahrhaften Werth und hohes Intereſſe, als die Geſchichte der atheniſchen Verfaſſung, und das berliner Muſeum nimmt ſich beſſer aus, als die Schlacht bei Jena.

Sechsundsiebzigster Brief.

Deſſau, den 20ſten Oktober.

So ſoll ich alſo den letzten Reiſebericht erſtatten! Warum giebt es in der Welt überhaupt ein Letztes? Warum wurzelt faſt alles Tragiſche und Schmerzliche in dieſem Begriffe? Man findet kaum eine Rettung, einen Troſt dagegen, als aus Geiſtesmacht das Letzte wieder als das Erſte, als einen neuen Anfang zu ſetzen. Der letzte Brief aus der Fremde, iſt diesmal nun zugleich der erſte aus Deutſchland, aus der deutſchen Heimath. Schon in dem beidlebigen Elſaß ſpürte ich den Übergang in das Deutſche und hätte auch der Münſter dafür kein Zeugniß aus früherer Zeit abgelegt, gab's doch die Sprache und die geiſtige Bildung.

Ohne die ungemeine Freundſchaft, welche Herr Berger-Levrault mir erwies, hätte ich indeß nur we-

nig davon gespürt und wäre auf das Wirthshaus nebst Zubehör beschränkt gewesen. Durch ihn lernte ich sehr interessante Männer kennen, welche der deutschen und französischen Literatur gleich kundig, und deshalb manchem einseitiger gebildeten Deutschen oder Franzosen überlegen sind. Gern wäre ich länger in Straßburg geblieben um von ihnen mehr zu lernen; aber so reizend auch neue Bekanntschaften erschienen, wollte ich doch den Plan alte Freunde zu besuchen, nicht aufgeben.

— — — — Natürlich habe ich den Münster bestiegen, in das weite Land hinausgeschaut, die Richtungslinie gen Berlin aufgesucht, und manchen alten Namen wiedergefunden. Von der zahlreichen Gesellschaft die mit Göthe hier war, lebt er allein, alle Andern sind gestorben! So trennt die Sonne sich zuletzt von den höchsten Bergen, sie schauen am längsten in ihr Angesicht und bezeugen ihr Daseyn, wenn in den untern Regionen schon die Herrschaft der Finsterniß begonnen hat.

Von Straßburg ging unsere Fahrt durch die Pfalz, über Karlsruhe, Heilbronn, Feuchtwangen, Anspach, Nürnberg und Erlangen nach Dresden. Zwar kein Land wie die Alpen und Pyrenäen; aber so fruchtbar, angebaut, heiter und gemüthlich, daß sich der deutsche Charakter darin auszusprechen, darin ein Vorbild oder Gegenbild zu finden scheint. Freilich giebt

es nur zu viele Leute die da meinen: je unzufriedener, desto weiser; aber ich hoffe in Deutschland wird dieſe Marteranſtalt, welche die ächte Zufriedenheit austreibt und in der Regel nur unweiſen Hochmuth an die Stelle ſetzt, keinen allgemeinen Beifall finden.

Karlsruhe iſt wohl zu gleichartig und regelmäßig gebaut, doch machte es auf mich einen ſehr angenehmen Eindruck. Reinlichkeit, zierliche Anlagen, eine Oper wie in keiner franzöſiſchen Landſtadt, dies und vieles Andere wies auf die Vortheile hin, welche für Bildung und Wohlſeyn aus der Mehrherrſchaft in Deutſchland entſtanden ſind und noch entſtehen. Allerdings geht die allgemeine Richtung auf Vernichten der kleinern Staaten, und ſie haben ihre Schattenſeite; folgt denn aber daraus daß man ſie, wie Medea ihre Kinder, behufs einer Verjüngung, lebendig in die politiſchen Braupfannen werfen ſoll? — In Bordeaux giebt es Wein, in Marſeille levantiſche, in Lyon ſeidene Waaren; ſtehn denn aber Göttingen, Leipzig und andere noch kleinere deutſche Städte geiſtig nicht voran? Und ziehen wir die Summen für alle deutſchen Städte, den franzöſiſchen gegenüber, ſo wird das große Gewicht von Paris doch überwogen. Wäre z. B. der Louvre auch noch reicher als er iſt, verſtärkte er ſich mit allen übrigen franzöſiſchen Gemäldeſammlungen; Wien und München geben allein ſchon größere Summen, und was könnte man fran-

zöſiſcher Seits Dresden, Berlin, Kaſſel u. a. entgegenſtellen?

Unter ſolchen Betrachtungen kam ich, zur Abkühlung meines Eifers, an die wirtenbergiſche Douanenlinie, wo man uns durchſuchte als ginge es nach Frankreich hinein und nicht von einem deutſchen Staate in den andern.

Mehr als die Behörden begünſtigte uns die Witterung, insbeſondere zeigten die Bäume an den Berglehnen die ſchönſten Herbſtfarben. Alles Thieriſche, Lebendige veraltet und ſtirbt zuletzt wo nicht widerwärtig, doch häßlich; den Pflanzen hat der Himmel eine ſchönere Verklärung bewilligt, denn vor dem Hinſterben entwickelt faſt jedes Blatt einen Reichthum von Farbenpracht, wogegen das jugendliche einfache Grün des Frühlings faſt ärmlich erſcheint.

— — — — In Erlangen erzählte mir K.: der Kronprinz von Baiern gehe nach Berlin um daſelbſt zu ſtudiren. Ich muß dieſe Erziehungsweiſe unbedingt loben. Sonſt war die Stellung eines Prinzen eine Art bequemer Sinecure, und niemand wunderte ſich wenn er eben nichts anderes trieb als jagen, Fiſche fangen und vogelſtellen. Die Zeiten haben ſich aber ganz und gar geändert: ihr Wandel wird jetzt aufs ſchärfſte beobachtet und beurtheilt, man fordert daß ſie die reinſten Sitten haben, der höchſten Bildung nachſtreben, und es für unwürdig ach-

ten ihre kostbare Zeit mit Nichtsthun, oder geringhaltigen Vergnügungen zu tödten. Wenn ein Prinz jetzt weniger wüßte oder weniger thäte als ein Referendarius, oder ein Lieutenant, wie könnte er sich rechtfertigen oder nur entschuldigen? Auch sage man nicht: höchstens einem Kronprinzen sey solche Anstrengung zuzumuthen; denn erstens weiß kein Nachgeborner ob die Vorsehung ihm nicht dereinst die schwerere Rolle überträgt; zweitens ist auch diesen Nachgeborenen, wenn sie irgend tauglich sind, ein großer Wirkungskreis eröffnet. Endlich läßt zwar die Liebe welche ein Volk zu einem trefflichen Könige trägt, einerseits allerdings Mängel übersehn die sich in seiner Familie zeigen; andererseits würde aber ein Unterschied oder Gegensatz zwischen ihm und seinen Verwandten auch desto mehr in die Augen fallen, und ihre Pflicht verdoppeln sich zu würdigen Stützen eines glorreichen Thrones auszubilden.

Es ergehen an mich unterwegs so oft dieselben politischen Fragen, und es ist so langweilig immer dasselbe zu antworten, daß ich bisweilen Lust bekomme, nach Maaßgabe der verschiedenen Standpunkte mit diesen Antworten abzuwechseln. Oder könnte man z. B. hinsichtlich der französischen Minister nicht sagen:

1) Sie hätten durch ihre Maaßregeln so viel Bande gelöset, so großes Unrecht gethan, so unermeßliches Unglück hervorgerufen, daß kaum in der

ganzen Weltgeſchichte größere Schuld aufzufinden ſey.

2) Sie hätten ſich ſo über alle Maaßen einfältig gezeigt, daß alle Zurechnung bei ihnen dahin fallen ſollte.

3) Sie hätten das Verdienſt, durch ihre Übertreibungen ein höchſt verderbliches Syſtem geſtürzt, und ein beſſeres herbeigeführt zu haben u. ſ. w.

In jeder dieſer Antworten liegt etwas Wahres und etwas Falſches.

Auf die Frage: ob die Erhaltung des Friedens wünſchenswerth ſey? habe ich aber nur eine, und eine ſehr beſtimmte Antwort: nämlich, Ja! Die Kriegsgründe welche ich bisher von franzöſiſcher und antifranzöſiſcher Seite ausſprechen hörte, ſind ſo einſeitig und aus ungenügenden theoretiſchen Anſichten, oder aus rechtswidriger Eroberungsluſt hergenommen, daß ſie nie den Völkern genügen können und ſollen. Ein bloß diplomatiſcher Krieg, oder ein Krieg für gewiſſe, keineswegs allgemein anerkannte Meinungen, wäre in unſern Tagen höchſt unpopulär. Auch könnte übereiltes Beginnen der Fehde ſehr leicht ein Reſultat herbeiführen, ganz demjenigen entgegengeſetzt welches man bezweckt. Überhaupt dürfen nicht einmal edle, wie viel weniger unedle und eigennützige Leidenſchaften, politiſche Fragen dieſer Art entſcheiden. Weisheit und Beſonnenheit ſind hiebei nicht weniger

nöthig, als Tapferkeit und Gerechtigkeit. Suchte Frankreich hochmüthig zum zweiten Male ſeine Freiheit in der Unterjochung anderer Völker, ſo würde ſeine ungeheure Macht zum zweiten Male vor der größeren Allmacht ſittlicher Begeiſterung ſchwinden; griffe man es an ohne überwiegend einleuchtende Gründe, ſo würden die deutſchen Völker nur mit halbem Muthe kämpfen und doppelten Widerſtand finden. Ich vertraue auf unſern König: er wird Friedensſtifter und Erhalter im Weſten ſeyn, wie er es im Oſten war; und den unbeſchreiblich großen Dank der Gegenwart, wird dereinſt die Nachwelt mit verdoppelter Gewißheit bekräftigen und ihm ein Ruhm zu Theil werden, wie wenigen Herrſchern in der Weltgeſchichte!

Glaube doch nicht daß die abſtrakte Lehre von Intervention oder Nichtintervention eine Univerſalmedizin in ſich ſchließe. Jenes ſtete Einmiſchen vernichtet alle Individualität der Staaten und gründet zuletzt eine übermächtige Despotie; wer hingegen dieſes Nichteinmiſchen übertreibt, der bezeichnet eine heilſame, völkerrechtliche Einwirkung für Geſetz und Tugend, ſchon als frevelhafte Beeinträchtigung der eigenen Entwickelung! In der Mitte liegt die Wahrheit, iſt aber ſchwerer zu finden als Manche meinen, die eine Kriegs- oder Friedenselle an der Seite tragen. Vielleichter, nach ehrgeizigen und eigennützigen Gründen mit dieſen Syſtemen willkürlich abwechſeln; möge

Frankreich ſich nicht ſolch Unrecht zu Schulden kommen laſſen! — — — —

— — Ich kann überhaupt den Anſichten — o nicht beiſtimmen. Niemals wird ein bloßes Wort alle Räthſel der Welt löſen, oder ein einſeitig aufgefaßter Begriff jedes Verhältniß regeln und überall entſcheiden können. Gäbe es dergleichen wunderthuende Abracadabra, dann wäre Wiſſenſchaft, Kunſt, Religion, Herrſchaft u. ſ. w. etwas kinderleichtes; weil es aber dafür keine faulen Rechenknechte giebt, iſt jeder Verſuch ſie dennoch abergläubig anzuwenden, allemal vom Übel. Gefährliche Begriffe ſolcher Art ſind in verſchiedenen Richtungen: Claſſicität, Rechtgläubigkeit, Volksſouverainetät, Legitimität u. ſ. w. Je willkürlicher man ihren Inhalt beſtimmt, je ſchärfer man ſie zur Anwendung bringt, je unbeſonnener man ihnen vertraut, — deſto irriger und nachtheiliger! Das Wahre und Heilſame, was zweifelsohne in jenen Gedanken liegt, entweicht durch die falſchen Erweiterungen und Übertreibungen, und unter edlem Namen wird unerwartet das Entgegengeſetzte geltend gemacht. Von der geiſtigen Freiheit und bezaubernden Individualität des ächt Claſſiſchen iſt dann nicht mehr die Rede, ſondern von dem langweiligen Uniſono einer pedantiſchen Schule. — Die Rechtgläubigkeit bezieht ſich nicht mehr auf die ewigen, welterlöſenden Wahrheiten des Chriſtenthums, ſondern auf

kleinliche Satzungen, denen ſich der Dümmſte geduldig unterwirft, die der Denkende verſchmäht, und der boshafte Ketzerrichter triumphirend geltend macht. — Im Begriffe der Volksſouverainetät ſpricht ſich nicht mehr das unüberwindliche Gefühl aus: jedes Volk ſey, mit und einſchließlich ſeiner Obrigkeit, Freunden wie Feinden gegenüber ein unantaſtbares, ſelbſtändiges, zu freier Entwickelung berufenes Ganzes; ſondern die Obrigkeit wird aus dem umfaſſenden Begriffe thöricht ausgeſchieden, dem willkürlichen Belieben der Menge eine untrügliche Allmacht beigelegt, das Haupt abgeſchlagen und das Todeszucken der Glieder mit den harmoniſchen Bewegungen des geſunden Zuſtandes verwechſelt.

Daß die Heiligkeit der Legitimität, das heißt des Rechten und Geſetzmäßigen, vorzugsweiſe an dem Erbrechte der Herrſcher erläutert und deſſen große Nutzbarkeit für die Völker erwieſen wird, mag niemand tadeln. Wenn aber jener reiche Gedanke in den Köpfen gewiſſer Eiferer ſo zuſammenſchrumpft, daß ſie (im Widerſpruche mit den erſten Anfangsgründen der Rechtslehre) das Gegenſeitige, Bilaterale der geſelligen Verhältniſſe läugnen, auf einer Seite alle Rechte und auf der zweiten nur Pflichten ſehn; wenn ſie in verkehrter Analogie jede Willkür der Herrſchenden, den Beſchlüſſen des allweiſen und allgütigen Gottes gleichſetzen: ſo iſt die Legitimität zum illegitimſten gewor-

den was es auf Erden giebt. Alle wahren Rechte sind gleich legitim: der König welcher die des Volkes, das Volk welches die des Königs willkürlich und gewaltsam antastet, wird ungerecht, illegitim. Er verwandelt sich in einen Tyrannen, jenes in Rebellen. Daß dies keine heillosen Irrlehren, sondern heilbringende Wahrheiten sind, wissen alle edlen Könige, alle wahrhaft freien Völker; sie werden erwiesen durch die ganze Geschichte! —

— — — Kann es denn wirklich Leute geben, die da nicht fühlen, welche unendliche Lücke es in jedem tüchtigen Menschen läßt und lassen soll, wenn er in seiner Obrigkeit bloß eine, nun einmal nicht zu entbehrende Sache erblickt? Welch entsetzliches Unglück wenn jemand seine Ältern, seine Kinder nicht lieben, nicht achten kann; und ist es denn für den ächten Bürger anders, wenn er seinem Könige, für den ächten König, wenn er seinen Unterthanen ganz fremd gegenüber steht? Gottlob, daß es in Preußen nicht so ist! Auch wird der Wahnsinn da nicht einbrechen, wo die Weisheit herrscht. Denn ungeachtet aller Mängel, die menschlicher Weise nirgends ganz vertilgt werden können, ist Preußen in den letzten funfzehn Jahren (ich wiederhole es) doch auf seiner Bahn verhältnißmäßig schneller und regelmäßiger vorgeschritten, als alle anderen Staaten. — Jetzt sind gar keine Gründe zu allgemeiner Unzufriedenheit vor-

handen, weil man ſie in geſetzlichem Wege ohne Revolution beſeitigt hat, auch iſt das Witzwort nicht ohne innere Bedeutung: es ſey in Berlin nur eins gefordert worden, die Erlaubniß im Thiergarten Taback zu rauchen!

— — Man gewinnt aber nur Vertrauen, indem man es zeigt. Wollte man in Preußen nicht (wie bisher) vorwärts gehn, ſondern die Pferde hinter den Wagen ſpannen; ſtatt großartige, poſitive, begeiſternde Mittel (wie im Jahre 1813) zu ergreifen, der Kammerjägerei etwaniger kleiner Cenſurverſtöße Wichtigkeit beilegen, als könnten ein Paar Spitzmäuſe den Reichspalaſt untergraben; wollte man allen Leuten den Mund ſtopfen, weil nicht jeder ſalomoniſche Weisheit redet, — doch welcher Verſtändige will das!

Andererſeits hat der jetzige Geiſt der Unzufriedenheit und Empörung nicht ſeinen alleinigen Grund in den Mängeln und Schlechtigkeiten der Regierungen; ſondern auch in den Herzen der Menſchen ſelbſt, unabhängig davon wer regiert, oder wie regiert wird. Wo dieſer Geiſt einmal herrſcht, würde auch ein vom Himmel kommender Engel nicht genügen; eher noch könnte ſie ein Teufel zufrieden ſtellen, der erſt mit glänzenden Worten täuſcht und dann mit eiſerner Gewalt zertritt.

So wie es alſo Pflicht iſt, die Mängel der Re-

gierungen ins rechte Licht zu ſtellen, damit ſie erkannt, gerügt und verbeſſert werden; ſo ſoll man auch die Verirrungen und Frevel des Adels, der Geiſtlichkeit, des Volks nicht beſchönigen Oder hätten nicht hier und dort die höheren Stände den Pöbel vorangeſchickt, die Kohlen aus dem Feuer zu holen, um dann triumphirend die neue Weltverbeſſerung einleiten zu können? (Aber freilich kommt es ihnen ganz unerwartet, daß das Geſindel ſich dann auch über die gnädigen Gönner hermacht). Oder hätte nicht der Pöbel ſich des würdigen Namens der Bürger angemaßt, und Plündern und Brennen ſich zum Ruhme angerechnet? Oder ſaßen nicht an manchem Orte die ſogenannten guten Bürger ruhig hinter dem Ofen, ſtatt muthig den Freveln entgegen zu treten?

So erkennen wir aller Orten Irrthum und Unrecht! Wäre es denn aber alleinige und erſte Pflicht, wechſelſeitig nur ſeine Schande aufzudecken? Wird dieſe kritiſche Richtung nicht zu leicht eine teufliſche, die das Böſe (gegen Chriſti Gebot) austreiben will durch Belzebub den oberſten der Teufel? — Dem Mangelhaften ſteht überall das Gute, dem Irrthume eine Wahrheit, dem Haß eine Zuneigung gegenüber. Schärfe man hiefür Blick, Gefühl und Thatkraft, damit man aus jener negativen, zerſetzenden Weiſe, in eine wahrhaft poſitive und erzeugende übergehe. Die Regierungen ſind immer das nothwendige Com-

plement und Füllstück des eigenen Regierens, der Selbstbeherrschung; um so strenger, als niemand sich selbst kennen und leiten will. Kein Volk wird wahrhaft freier, sofern es nicht besser, tugendhafter wird: darohne bleibt aller Freiheitsruf leeres, verführendes Geschwätz. Die wahre Freiheit ist aber nun da wo der Geist Gottes ist, dieser Geist des Friedens und der Liebe. Zwei Irrwege liegen indeß hier nahe: faule Nichtigkeit mit ächter Friedensliebe zu verwechseln, und wilde Kraftäußerung über Recht, Maaß und Demuth hinaufzusetzen. Daher feiges Verzweifeln der Einen, unverständige Kriegslust der Anderen. Beide zusammengezählt sind aber Gottlob nur eine geringe Minderzahl im Vergleich mit denen, die das Rechte wollen: nämlich

das Heil eines thätigen, leiblich und geistig fortbildenden Friedens, und eines nicht aus Eigennutz beschränkten Völkerverkehrs;

das Heil eines treuen engen Verbandes der Deutschen, zur Wohlfahrt und zum Schutze des Vaterlandes im Innern und nach außen;

das Heil einer gesetzmäßigen Hülfe gegen Unrecht einzelner Herrscher, damit es nicht Veranlassung und Beschönigung der Ruchlosigkeit des Pöbels werde;

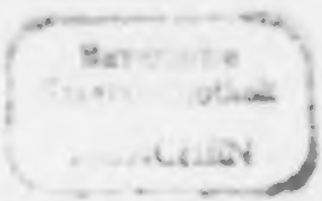
das Heil einer, mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der Staaten, weise geordneten Theilnahme

der Völker an der Gesetzgebung und Verwaltung, damit sie der Obrigkeit ihr schweres Geschäft erleichtern, sie besser verstehen und im edleren Sinne gehorchen lernen; endlich:

das Heil der gegenseitigen Liebe und Treue zwischen Fürsten und Völkern, weil jeder Buchstabe der Form, ohne diese heiligeren Mittel, der höchsten Verklärung und des ächtesten Lebens immerdar ermangelt!

Nachbemerkung.

Ich finde mich veranlaßt nochmals zu erklären, daß all diesen Briefen durchaus nichts Wesentliches später hinzugesetzt ist, sondern daß sie so abgedruckt sind, wie sie wirklich geschrieben wurden.



Druckfehler.

Theil I.

Seite	74	Zeile	10 v. u.	lies Thaler
»	131	»	10 v. u.	» Sternschnuppe

Theil II.

Seite	2	Zeile	13 v. o.	lies nach, statt noch
»	28	»	2 v. u.	» Umgegend
»	86	»	11 v. u.	» früher
»	159	»	1 v. o.	» herrliche
»	204	»	12 v. u.	» ihn
»	213	»	2 v. u.	» die da

Leipzig: F. A. Brockhaus. 1831.

Spreu.

Spren.

H 2

Honi soit qui mal y pense.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1848.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

1.

Wenn der Weizen nicht geräth, muß man sich mit Spreu begnügen; und wem große Summen nicht zu Gebote stehen, der thut Pfennige in die Sparbüchse.

2.

Man hat die meisten Einfälle über das, was man nicht gründlich versteht, schreibt Bruchstücke, weil man nichts Ganzes zu Stande bringen kann, und legt Theses vor um bestritten und widerlegt zu werden.

3.

Wer als Schriftsteller seine Zufriedenheit von dem Beifalle Anderer abhängig macht, hat die Wissenschaft niemals wahrhaft geliebt. Der wahre, nicht zu raubende Ge-

nuß liegt in dem Lernen, Schaffen, Erzeugen!

4.

Es gibt wenig wahrhaft schöne Menschen, aber noch weniger, die da wissen was schön ist. Wie sollten sie auch zu dieser Wissenschaft kommen, da das Studium des Schönen meist für unsittlich gilt.

5.

Ist es wirklich viel leichter einzusehen daß Etwas ein Anderes wird, als daß Etwas aus Nichts wird?

6.

Wird das Uebermaß des Materialismus zu drückend, so versucht Mancher einen kühnen Sprung in den bloßen Idealismus; und umgekehrt.

7.

Die Denkenden fordern Erkenntniß, die Fühlenden Glauben; als gehörte beides (Kopf und Herz) nicht zueinander und als vertrügen sie sich nicht miteinander. Ich

stehe der wahren Gotteslehre mit meinem Kopfe so nahe, wie mit meinem Herzen.

8.

Bei jeder Philosophie wirkt eine beistimmende, oder verneinende Persönlichkeit; nicht so bei der Mathematik, wo Alles für Alle gleich ist und bleibt.

9.

Es ist falsch, daß Freiheit und Zufall auf Eins hinauslaufe; einseitig (wie Hume) das Causalitätsverhältniß anzugreifen, und doch Nothwendigkeit anzunehmen und an die Spitze zu stellen. Daß man nach täglicher Erfahrung gewisse Dinge thun müsse, andere glaubt unterlassen zu können, hat keinen Zweifel; aber es bedarf einer tieferen Untersuchung, wo Nothwendigkeit, wo Freiheit sei.

10.

Der Skeptiker, dem Alles auf Glauben beruht, kann in Wahrheit eher an Wunder glauben, als der regelrechte Dogmatiker. Keine Religion hat an sogenannten

Wundern eine für ſich genügende Grundlage.

11.

Hume fragt: aus welchem Eindrucke iſt dieſe oder jene Idee abzuleiten? Dieſe Frage läßt ſich auch umkehren: wie geſtalten Ideen die Eindrücke?

12.

Es gibt Gedanken, die lebhafter ſind als alle Eindrücke.

13.

Die Leute rufen einſtimmig: das allgemeine Wohl iſt das höchſte Geſetz! Darüber: was das allgemeine Wohl ſei und wie es herbeizuführen, herrſcht babyloniſcher Zwieſpalt.

14.

Eben ſo macht man Bücklinge vor dem Worte: nützlich. Aber was iſt denn nützlich? Wo liegt der höhere Zweck, für welchen man nützliche Mittel anwenden ſoll?

15.

Die Sinne täuschen nicht öfter als der Verstand, und selten ohne Mitschuld des Verstandes.

16.

Daß und wie Verrier, Dasein und Stellung eines unbekannten an 800 Millionen Meilen von uns entfernten Planeten auffand, ist mir mehr Beweis der menschlichen Gottverwandtschaft und Unsterblichkeit, als alle künstlichen Beweise Platons und Mendelssohns.

17.

In keiner geschichtlichen Entwickelung einer Wissenschaft findet sich nebeneinander und durcheinander eine solche Masse von Weisheit und Thorheit, von Scharfsinn und Beschränktheit, — als in der christlichen Dogmatik.

18.

Sobald kriegslustige Theologen spüren, daß der christliche Gott der Liebe immer mehr Eingang gewinnt, holen sie sich neue

Waffen aus dem Zeughause des jüdischen Jehovah. Die Priester des Zeus und der Athene ließen sich auf derlei Gezänk nicht ein.

19.

Wer die Dichtkunst durch einen außerhalb derselben liegenden Zweck, durch ein bestimmtes, allgemeines Beiwort erklären und verklären will, ist in der Irre und stürzt sie von der Höhe des wolkenlosen Parnasses in eine trübe Atmosphäre. So: patriotische, politische, sittenbessernde, belehrende Dichtkunst. Das Alles sind nur Bruchstücke, Ausschnitte aus dem großen Kreise der Dichtkunst, welche darin zwar auch Platz haben, aber zu keiner Alleinherrschaft berechtigt sind. Sie hat Natur, Wesen, Mittel, Zwecke, Geist und Leben in und durch sich selbst.

20.

Es ist ein großer Irrthum zu glauben: der Roman werde lebendiger und anziehender, wenn man die Erzählung in lauter Gespräche auflöse. Diese finden nur da eine passende Stelle, wo die Erzählung bis zu

einem Austauſch entgegengeſetzter Gedanken hinangeführt hat.

21.

Wir ſchelten, wenn man uns einheimiſchen, ſauern, unerquicklichen Wein aufzwingen will; was für Erzeugniſſe der Natur gilt, gilt aber auch für Erzeugniſſe der Kunſt.

22.

Bloße Tugendhelden paſſen nicht für Drama und Roman; aber Lumpenkerle und Geſindel ſollen noch weniger als Helden in den Garten der Poeſie aufgenommen werden.

23.

Dante (ſagt man) hat das Univerſum dargeſtellt; aber gewiß nicht das unſeres Herr Gottes, wo es gewiß weder eine ſolche Hölle, noch ſolch Fegefeuer, noch ſolchen Himmel gibt.

24.

Dadurch daß man unzählige Begebenheiten an einem Faden aufreiht, iſt man noch kein erfindender Dichter, und jene gehören

deshalb noch nicht zueinander, sind nicht lebendig ineinander verwachsen.

25.

Viele neuere Dichter haben sich den Kreis ihrer Dichtung (trotz alles Lobes sentimentaler Seelen) dadurch zu sehr beschränkt und verkümmert, daß sie der Geschlechtsliebe übermäßigen Raum einräumten. Von Aeschylus und Sophokles käme sehr wenig in diesen Dichter- oder vielmehr Liebesgarten hinein.

26.

Sehr wenige Menschen haben Sinn, Kraft, Entschluß für den Werth und das Gewinnen persönlicher Lebensfreiheit; sie können nur leben, befinden sich nur wohl in abhängigen Verhältnissen; — und doch schwatzen sie laut von öffentlicher Freiheit.

27.

Die nothwendigste Eigenschaft für einen Herrscher ist der gesunde Menschenverstand. Wer geniale Whims darüber hinaufsetzt, macht sich und Anderen das Leben sauer.

28.

Der Springer im Schachſpiele iſt kein Muſter für königliche Bewegungen, und doch bewegen ſich manche Könige in ſeiner Weiſe.

29.

Sich Vereinigen für das Rechte, iſt das vollkommene Gegenſtück vom Intrigiren für das Unrechte.

30.

Es gibt eine Gelehrſamkeit, die ängſtlich macht, aber auch eine, welche in die gröſste Kühnheit des Behauptens, Läugnens und willkürlichen Beweiſens hineinführt. Der letzten dankt Niebuhr einen Theil ſeines Rufes.

31.

Die Zahl der Profeſſoren und Studenten ſteht oft in umgekehrtem Verhältniſſe; je mehr von jenen, deſto weniger von dieſen.

32.

Um die kleine Schweiz zu erklären und zu verklären, begibt ſich Johannes Müller

oft nach dem großen Rom; um das große Rom zu Verstande zu bringen, holt Niebuhr oft Zeugnisse (testimonia sapientiae) aus Ditmarschen und Hadeln.

33.

Die Griechen führten ihre Schauspiele auf bei Sonnenschein, wir bei Lampenlicht; ihre Tempel haben volle Erleuchtung, unsere Kirchen wirken durch Halbdunkel. Wie hängt dies zusammen mit dramatischer Kunst, Lehre, Symbolik u. s. w. Bringt die christliche, geistige Lehre das ächte volle Licht in die Kirchen? Oder deutet jenes Halbdunkel analogisch auf das Geheimnißvolle und Unverständliche mancher Dogmen? Zeigen helle Bethäuser und Waldversammlungen, hin auf eine Umgestaltung auch der Ansichten?

34.

In jener Welt gibt es kein Freien. Heißt das: der Unterschied der Geschlechter hört auf, oder eins nimmt das andere in sich auf, oder es gibt keine Vermehrung und Fortpflanzung mehr, keine Aeltern, Kinder und Geschwister?

35.

Das chriſtliche Himmelreich geſtaltet ſich geiſtig, es fehlt ihm aber ein mannigfaltiger Inhalt; das muhamedaniſche iſt vorzugsweiſe materiell und ſinnlich, hat aber deßhalb, wie man ſagt, Hand und Fuß.

36.

Trotz alles Nachdruckes, den der Muhamedanismus auf das Sinnliche legt, hat er es doch nicht bis zu einer wahren Phyſik gebracht. Wer das Geiſtige zurückſtellt, dem verſchwindet auch das Körperliche.

37.

Es iſt ein salto immortale zu ſagen: weil Gott ewig iſt, bin ich es auch.

38.

Jede Sittenlehre iſt mangelhaft, welche nur allgemeine Vorſchriften gibt und auf die Perſönlichkeit keine Rückſicht nimmt. Das Wort: ihr redet von meinem Trinken, aber nicht von meinem Durſte, hat auch einen richtigen Sinn.

39.

Alle Bewegung, alle Entwickelung in der Geſchichte beruht auf dem Einerſeits und Andererſeits; alles Leben auf dem Doppelſchlage der Herzkammern, der Arterien und Venen, des Einathmens und Ausathmens, des Wachens und Schlafens u. ſ. w. Die Begeiſterung, die Thätigkeit richtet ſich bei einzelnen Perſonen auf das Eine, oder das Andere; ſoll aber die Richtung nicht einſeitig oder parteiiſch werden, ſo müſſen andere Männer das Entgegengeſetzte ergreifen und vertreten: dann bewegt ſich die Welt auf der fördernden Diagonale der Kräfte. Nur wenige der ausgezeichnetſten Herrſcher verſtanden zugleich das Einerſeits und Andererſeits; ſo Alexander der Macedonier, Aſien und Europa; Heinrich IV und Friedrich II, Katholiken und Proteſtanten. Dafür ſind ſie von Parteimännern und Halblern tüchtig ausgeſcholten worden.

40.

Sinnlichkeit ohne alle geiſtige Beziehung, iſt Thierheit. Von einem Geiſte, ohne alle Sinne und ſinnliche Einwirkung, können

wir uns aber keinen deutlichen, inhaltsreichen Begriff machen.

41.

Die Wurst nach der Speckseite werfen, mag eigennützig sein; aber die Speckseite nach der Wurst werfen, ist ganz dumm.

42.

Können die angeblich Seligen im Himmel selig sein, wenn sie wissen daß Unzählige für die Vergehen einer kurzen Zeitlichkeit, in der Hölle von Ewigkeit zu Ewigkeit gemartert werden?

43.

Dante's Hölle ist ein erstaunenswürdiges Gedicht; aber seine Fantasie verläugnet oft alle Schönheit und sein Charakter alle Milde.

44.

Das Unschöne (wie wichtig und bedeutend es sich auch anstelle) ist der Todfeind aller Kunst.

45.

Was sich beweisen läßt, läßt sich in der Regel auch läugnen. Das Gewisseste bedarf keines Beweises und erlaubt keinen Beweis; so: daß ich bin und denke, daß es eine Außenwelt gibt, daß zweimal zwei vier ist u. s. w. In dem Maße als sich die Dogmatik erhob, ist auch die Skepsis gewachsen.

46.

In menschlichen Dingen bedarf man einer regelnden Autorität; keineswegs aber (wie eingeschmuggelt wird)' einer unbedingten, tyrannischen, die Rechte der Persönlichkeit vernichtenden.

47.

Von einer gemüthlichen, andächtigen Verehrung weltlicher und kirchlicher Reliquien, bis zu einem Glauben an ihre Wunderkraft, ist noch ein groſser Zwischenraum.

48.

Was beweisen einige Wunderkuren an Blinden und Lahmen, wenn die Frage auf-

geworfen wird: warum Unzählige dies Leiden trifft und sie grausam nicht geheilt werden!

49.

Diejenigen erheben das lauteste Triumphlied über einzelne angebliche, unerwiesene Wunder, welche am meisten abgestumpft sind gegen die erhabenen, unzähligen Wunder, welche uns rings umgeben und zur Demuth anweisen.

50.

Wer seiner Frau mehr anhängt, als seinem Berufe, ist ein schlechter Ehemann. Allmälig geht auch ihr darüber ein Licht auf.

51.

Die erste Liebe ist sehr oft eine einfältige.

52.

Wenn Schweinichen sagte: „Gott wollte, daß ich einen starken Trunk thät;“ so ist dies nicht im Geringsten thörichter, als wenn Viele sagen: Gott wollte, daß meine Frau so viel Kinder bekam. Leichtsinniges Kinder-

erzeugen ist noch unsittlicher, als leichtsinniges Trinken.

53.

Dadurch daß man die Verkehrtheit der Mittel beweiset, welche S. Simonisten, Communisten, Socialisten vorschlagen, ist zur Abstellung der unläugbar vorhandenen Uebel noch nichts gethan.

54.

Offenbart sich mehr Lernbegierde, oder mehr Eitelkeit, wenn viele Leute am liebsten von dem sprechen, was sie nicht verstehen?

55.

Alle Begebenheiten, Verbindungen, Trennungen, welche nur durch Ränke und diplomatische Kunststücke herbeigeführt werden, sind nutzlos und dauerlos.

56.

Es ist sehr leicht den Tod nicht zu fürchten, so lange man kerngesund ist, und ihn herbeizuwünschen, wenn fürchterliche Leiden quälen.

57.

Die Griechen erweisen zuerst in der Weltgeschichte, daß Quantitäten nicht allein herrschen und entscheiden.

58.

Die Menschen kümmern sich wenig darum, daß sie einst nicht waren, halten es aber für eine Sünde zu zweifeln, ob sie immer sein werden; und doch fragen Zweifler: ob es nicht mehr leiblichen und geistigen Genuß gewährt hätte zur Zeit des Perikles zu leben, als dereinst (wie es heißt) in Abrahams Schoße zu sitzen.

59.

Allerdings ist kein Kunstwerk lebendig; dafür besitzt es aber größere Dauer und unverwelkliche Schönheit. Der Gedanke an die Thatsache bleibt z. B. unangenehm und störend: daß auch das schönste weibliche Wesen allen Bedürfnissen, Geschäften und Mängeln des sinnlichen Daseins unterworfen ist. Werden diese in jener Welt nicht eben so aufhören, wie angeblich das Freien?

60.

Man ſchilt, daß die Myſtiker zu weit gehen. Mir ſcheint es, ſie gehen ſämmtlich in ſo fern nicht weit genug, daß ſie nur einzelne Richtungen mit einſeitiger Vorliebe verfolgen, und das Meiſte als vollkommen verſtändlich dem bloßen Verſtande überlaſſen. In Wahrheit iſt überall zugleich Geheimniß und Offenbarung.

61.

Die Pedanterie und Kleinigkeitskrämerei der altdeutſchen Philologen iſt nicht geringer als die mancher-altklaſſiſchen. Beide loben und langweilen ſich untereinander, während das Publikum gegen ihr Treiben immer gleichgültiger wird.

62.

Während Manche, bei Strafe der Ketzerei, als Glaubensartikel aufſtellen: daß der allmächtige Gott, Schöpfer Himmels und der Erden, einen eingebornen, ewigen, die Welt mitregierenden Sohn habe, der auf 30 Jahre nach Jeruſalem herabgekommen ſei; iſt es ihnen unbegreiflich, daß Alexander

der Große von den heidnischen Griechen für einen Sohn Jupiter Ammons ausgegeben worden.

63.

Mag man das Zeugungsgeschäft noch so natürlich und vergnüglich nennen, und diese Erweckung des Lebens noch so bedeutend finden; immer behält der Hergang seine sinnliche, thierische, schmutzige Seite. Will man ihn auch nicht (wie einige Sekten thaten) mit dem Sündenfalle in Verbindung bringen, so hat doch die Ansicht ihre großartige, würdige Seite, welche sich durch das Gelübde der Keuschheit von einer geringen Dienstbarkeit befreien und in reinere Höhen erheben wollte. Auch scheint es mir gar nicht verwunderlich, daß man für eine Persönlichkeit wie die Christi, eine andere, höhere und reinere Entstehungsweise aufsuchte.

64.

Sehr viele Leute glauben durch Tadeln ihren Scharfsinn zu erweisen, und doch ist Loben keineswegs leichter. Wer nicht recht zu loben versteht, dessen Tadel ist werthlos.

65.

Mit Recht ſchließt man ſchlechte Werke nicht ganz von Kunſtausſtellungen aus. Sie erklären Gegenſätze, Fortſchritte, Rückſchritte, Stufenfolge, und dienen vor Allem zur Gemüthsergötzung.

66.

Das Publikum iſt das große Findelhaus, dem die Schriftſteller ihre Kinder übergeben. Die Meiſten der letzten ſterben an gleichgültiger Vernachläſſigung; einige auch an Verhätſchelung.

67.

Nachdem man lange die Poeſie nur in den höchſten Kreiſen der Geſellſchaft zu finden glaubte, ſucht man ſie jetzt unter dem gemeinſten Geſindel. Beides iſt Aberglaube. Die Poeſie iſt überall und nirgends; aber nur die Wünſchelruthe des ächten Dichters trifft den ächten Schatz.

68.

Die Menſchen müſſen ſich bekleiden, nicht ſowol der Sittlichkeit und der Kälte halber,

als um ihre Häßlichkeit zu verbergen. Sie sind keineswegs Alle nach dem Bilde Gottes erschaffen, und ihre Nacktheit wäre meist ein remède contre l'amour.

69.

Um das Denken über das Fühlen zu erheben, hat man gesagt: auch Hunde fühlen; — aber sie fühlen eben nur wie Hunde; und ihre Gefühle und Gedanken (wenn man beides so nennen will) stehen im Gleichgewichte. Menschliche Erkenntniß und menschliche Gefühle sind beide gleich erhaben über die der Thiere.

70.

Es ist keineswegs erwiesen, daß Unglück schwerer zu ertragen sei, als Glück.

71.

Die höchste geistige Vollkommenheit trägt nicht das Geringste bei zur Verlängerung der Lebensdauer; gibt sie dennoch größeren Anspruch auf, und größere Bürgschaft für Unsterblichkeit?

72.

Viele, die in der Zeitlichkeit bloße Nullen ſind, ſtellen ſich an, als würden ſie in der Ewigkeit außerordentlich wichtige Rollen ſpielen.

73.

Fortdauer ohne Rückerinnerung und Gedächtniß, hebt die Perſönlichkeit auf. Die platoniſche Hypotheſe von einem früheren Daſein, gibt mir dafür kein Bewußtſein und keinen Inhalt.

74.

Niemand weiß, wie ihm im Mutterleibe zu Muthe war, wird er wiſſen, wie ihm im Grabe zu Muthe iſt? War der ganze Menſch ſchon im Mutterleibe? Was, und wie viel iſt von ihm im Grabe?

75.

Sind die größten Genien früherer Zeiten nicht in jener Welt ſo fortgerückt und weiter befördert, daß ich homuncio außer Stande bin und bleibe, ſie jemals einzuholen? Geräth man aber blos unter die plebs der

Marodeurs und Nachzügler, was hat man daran viel gewonnen?

76.

Menschenhaß hat selten genügende objektive Gründe; er beruht viel öfter auf dem subjektiven Mangel an Liebe und Gemüth.

77.

Die Gedanken, Gefühle, Kenntnisse und Erfahrungen, die reichen Ergebnisse eines langen, thätigen Lebens sind einem Manne vollkommen gegenwärtig und stehen ihm zu Gebote. Im Augenblicke rührt ihn der Schlag, und die Leiche, dies Gehäuse der Seele, hat und weiß von dem Allem nichts! Wo sind die großen Schätze hingekommen? Hat die Seele sie (nebst all dem unnützen Zubehör und Gepäck) mit sich genommen zu einem anderen Dasein? Hat sie Vieles zurücklassen müssen, oder freiwillig von sich geworfen? Zertheilen sich die Besitzthümer, fliegen sie im Weltraume umher, neue Besitznahme erwartend? — Oder verschwindet das räumlich nicht zu Findende, geistig einst Vorhandene, mit dem Tode — zu Nichts?

— und muß jeder die materialistische und idealistische Laufbahn ganz von Neuem beginnen?

78.

Unser ganzes Leben ist zusammengesetzt aus Fragen an die Wahrheit, an das Dasein. Es ist ein erstaunlicher Fortschritt, fragen zu lernen und fragen zu wollen.

79.

Es ist ein in Europa unaustilgbares Vorurtheil der meisten Vornehmen, daß das Volk dumm und überall zu gängeln sei.

80.

Es ist gleich thöricht, das Privateigenthum aufheben zu wollen und dasselbe als ganz unantastbar, dem Staatsrechte unerreichbar, hinzustellen. Wird das letzte nicht zur rechten Zeit Regler des ersten; so kommt es zu entsetzlichem Elend und furchtbaren Frevels, wie in Irland und Galizien.

81.

Es gibt Aristokraten, welche nicht eher Lehre annehmen, als bis man sie ausplün-

dert und todt ſchlägt. Aehnliche Demokraten, die ans Ruder kommen, ſchlagen ſich untereinander todt.

82.

Sobald jemand das Schwabenalter erreicht hat, rufen die Leute: der Mann hat ſich überlebt, und ſteigen auf ſeinen Schultern empor. Wie viel Jahre wird nun jemand in der Ewigkeit obenauf, und à la hauteur du jour ſein? Wenn die Nachkommen ununterbrochen drängen, ſo müſſen wir öfter culminiren und öfter ſterben, um da capo zu beginnen.

83.

Gleich ſehr in der Irre ſind die, welche in allem Wechſel nichts Dauerhaftes erkennen und ihn deshalb verſchmähen, ſowie diejenigen, welche nicht begreifen daß die Dauer ſich mit Mannigfaltigkeit verträgt. Beharrlichkeit und Beweglichkeit füllen erſt das ganze, wahre Leben.

84.

Manche deuten an, oder ſagen geradeheraus: ſie wären eigentlich zu unendlich

größeren Dingen geboren oder bestimmt, als sie wirklich zu Stande gebracht hätten. Allerdings gibt es gestörte und zerstörte Lebensberufe; in der Regel aber sind jene Bekenntnisse nur Zeichen übler Laune und allzugroßer Eitelkeit.

85.

Wer ist frömmer, der alte Heim, welcher sagte: wenn es auch keine Unsterblichkeit gibt, bin ich doch Gott den größten Dank schuldig für das unzählige Gute, was er mir in dieser Zeitlichkeit zu Theil werden ließ; — oder der, welcher eine lange und große Rechnung anlegt, über all den Schadensersatz, welchen Gott ihm dereinst von Rechtswegen gewähren müsse, für Zahnschmerzen und Kopfschmerzen, getäuschte Hoffnungen, Verlust an Eisenbahnaktien, ungünstige Recensionen, Grobheit der Vorgesetzten, unpassende Arzneimittel, rauchende Oefen, schlechte Köchinnen, gemischten sauern Wein, ausgebliebene Ordensbänder u. s. w. Dies ist übrigens gar nicht gegen die Unsterblichkeitslehre gesagt, sondern gegen eine Art sie aufzufassen.

86.

Gibbon ist in sofern der größte Geschichtschreiber, als er die längste und widerwärtigste Geschichte lesbar und anziehend gemacht hat.

87.

Man klagt, daß die Menschen zu viel wünschen, und doch beziehen sich fast alle ihre Wünsche nur auf Mehrung der Quantitäten: mehr Geld, Ehre, Lebensjahre, Essen, Trinken, Pferde, Jagdhunde, Gemälde, Bücher u. s. w. Eine merkwürdigere Reihe geben die ungewöhnlicheren Wünsche nach neuen Qualitäten, z. B. unsichtbar sein, sich nach anderen Orten versetzen, durch die Lüfte fliegen, im Wasser leben, bei aller Unliebenswürdigkeit liebenswürdig erscheinen und Herzen erobern u. s. w.

88.

Selbst die Quantitäten erhalten neuen Werth und eigenthümliche Bedeutung durch die Art und Weise ihrer Behandlung und Benutzung, durch das hinzutretende Qualitative. Dies verwandelt z. B. ein kleines

Vermögen in ein großes, und umgekehrt, es schwächt große, stärkt geringe Anlagen u. s. w.

89.

Wer besitzt mehr, der, bei welchem eine tüchtige Frau gern und freiwillig bleibt, oder der ein Serail von Weibern hat, die gern davonlaufen möchten?

90.

Es lassen sich für die Vielweiberei viele wichtige physikalische Gründe anführen; sie werden aber (abgesehen von allem Sittlichen) durch den einen ebenfalls physikalischen Umstand widerlegt, daß im Durchschnitte nicht mehr Mädchen, wie Knaben geboren werden und leben.

91.

Ein Mann kann eher 1000 Beischläferinnen (Sklavinnen) haben, als zwei gleichberechtigte und gleichgestellte Frauen.

92.

Das Lebensprincip des Protestantismus ist Freiheit, des Katholicismus Gehorsam;

und doch kann in Wahrheit jener nicht ganz des Gehorsams, dieser nicht der Freiheit entbehren.

93.

Unabänderliche, zwingende und aufgezwungene Symbole tödten den Protestantismus.

94.

Man ist darum weder vergänglich, noch ewig, weil man sich so denkt und fühlt.

95.

Des Menschen Leben währet (höchstens) 70 — 80 Jahre: hiervon muß man aber die zehn ersten und die zehn letzten Jahre ausstreichen; mithin bleiben nur 50 — 60 Jahre.

96.

Jede Leidenschaft steigert und schwächt zugleich das Denken und Fühlen.

97.

Auch beschränkte Geister haben Augenblicke großartigen Daseins, und große Ge-

nien Augenblicke höherer, göttlicher Offenbarung. Träte das Göttliche mit mehr als einzelnen Strahlen in den Menschen, würde es dessen Persönlichkeit sogleich vernichten, und eine Vereinigung mit der Gottheit statt finden. Zu solch einer Offenbarung kommt man nicht durch vorsätzliche Gedanken- und Gefühllosigkeit, wie die Inder irrig wähnen.

98.

Die Liebe entspringt oft aus einem Gefühle für Schönheit oder offenbart dasselbe; und wiederum macht ausschließende Liebe bisweilen unfähig Schönheit unparteiisch und im ganzen Umfange zu erkennen und sich daran zu erfreuen.

99.

Stetes Reden von Liebe und Religion, beweiset noch nicht, daß man von beiden viel besitzt.

100.

Die Liebe treibt Gedanken und Gefühle hervor, wie der Frühling Blumen und

Pflanzen. Einige dauern das ganze Leben hindurch und legen Zeugniß ab für die Ewigkeit; die meisten trocknen nach den Flitterwochen zusammen und werden als Heu verbraucht.

101.

Gelegenheiten, wo ein Freund sein Leben für den andern läßt, sind in geordneten Staaten, Gottlob, selten. Desto häufiger kann man mit und für den Andern leben.

102.

Es ist ein großer und häufiger Irrthum zu glauben, man werde liebenswürdig, weil man liebt.

103.

Die meisten Liebesgeschichten sind Fabrikwaare, in demselben Ofen und derselben Form gebacken oder gebrannt. All diese Dutzendwaare hält sich für einzig und unübertrefflich.

104.

Bei manchen Leuten wirkt die Liebe wie eine Luftpumpe. Gedanken und Gefühle

werden so eilig ausgepumpt und verbraucht, daß fürs ganze Leben nur ein leerer Raum, Langeweile und Philisterei übrig bleibt.

105.

Manche Mädchen spielen mit ihren Liebhabern, wie die Katze mit den Mäusen. Diese fängt aber, trotz ihrer Ueberlegenheit, keine, sobald sie alle zugleich fangen will.

106.

Ein junges Mädchen, die einen Mann von 50 Jahren heirathet, kann sich täuschen. Nimmt sie einen von 80 Jahren, so weiß sie bestimmt, was sie will und was sie hat.

107.

Die sinnlichste Liebe hat die kürzeste Dauer.

108.

In den meisten Liebesgeschichten findet sich ein kranker Bestandtheil, den man hätschelt und überschätzt.

109.

Die Behauptung: Gottesoffenbarungen bezögen ſich nicht auf den Verſtand, ſondern nur auf das Herz und würden allein durch dieſes ergriffen; — beruht auf einer ungenügenden Zerſtückelung des Menſchen. Auch iſt ſchwer zu begreifen, wie gewiſſe Dogmen (z. B. von der ſtrengen Gnadenwahl und der Ewigkeit der Höllenſtrafen) vorzugsweiſe das Herz ſo ſehr anſprechen ſollen.

110.

Wäre die chriſtliche Dogmatik nicht durch ſpäte Griechen und ſpäte Römer bereits ausgebildet und als unantaſtbar den Germanen übergeben worden; ſo hätte ſie bei dieſen, hinſichtlich vieler Punkte, wol eine andere Geſtalt gewonnen.

111.

Wo es ein allgemeines Stimmrecht gibt (rufen die Geldariſtokraten), kann der Wahnſinn einer allgemeinen Vermögenstheilung nicht ausbleiben. — Vorläufig doch ſeit 60 Jahren in den vereinigten Staaten von

Nordamerika.' Jenes politiſche Gewicht, welches in die Wagſchale des Aermeren fällt, wirkt vielmehr als Beruhigungs- und Ausgleichungsmittel gegen die großen, verletzenden Verſchiedenheiten des Reichthums.

112.

Welch Unglück (ſagt man), daß jeder jetzt nur das glauben *will*, was *ihm* gefällt. — Wird es wirklich beſſer ſtehen, wenn er glauben *muß*, was *Anderen* gefällt?

113.

Will ich jemand für meine Anſichten gewinnen, ſo muß ich in der Regel die Bekehrung an ſeine Anſichten anknüpfen.

114.

Es iſt unerwieſen, daß Materielles, Räumliches niemals denken könne. Gewiß tritt die Seele in Verbindung mit dem Materiellen, wenn man ſie auch nicht als ein Ergebniß der höchſten Steigerung deſſelben betrachten will. Oder ſie verſenkt ſich in das Materielle, unbeſchadet ihrer Denkkraft.

Und nun gar der Geiſt Gottes, iſt er ganz ausgeſchloſſen von der materiellen Welt?

115.

Wenn man ſagt: es gibt ein Sein, und eine Kenntniß dieſes Seins, und eine Liebe dieſes Seins und dieſer Erkenntniß; — iſt damit die Lehre von drei Perſonen in der Gottheit etwa zu Stande gebracht und ihre Wahrheit und Nothwendigkeit erwieſen?

116.

Vor Dingen, Schriften, Kunſtwerken, Thaten, von denen ich mir in der Stille ſagen darf: das hätteſt du wol auch machen können, habe ich ſehr wenig Ehrfurcht.

117.

Die Menſchen ſollen das Gute lieben und das Böſe haſſen. Es iſt ſchwer, dieſe Begriffe oder Forderungen auf Gott zu übertragen; weil, wenn er etwas haßt, er es (bei ſeiner Allmacht) ſogleich vertilgen müßte; wo dann eben nur das Höchſte übrig bleibt: Gott iſt die Liebe!

118.

Es ist leicht für unsere gewöhnliche Betrachtungsweise, den Vorzug des Erbkönigthums vor dem Wahlkönigthume nachzuweisen. Hiermit ist aber der Vorzug der Monarchie vor der Republik noch keineswegs im Allgemeinen dargethan, und eben so wenig daß es erbliche Päpste und erbliche nordamerikanische Präsidenten geben solle.

119.

Eines schickt sich nicht für Alle; soll man jedoch, wie man sagt, in abstracto entscheiden, so ist die nordamerikanische Verfassung die vollkommenste, welche je in der Welt vorhanden war. Aber eben deshalb läßt sie sich, bei anderen Verhältnissen, am wenigsten mit Erfolg nachahmen.

120.

Wenn Selbstpeinigung, Entsagung unschuldiger Freuden, Haß der erschaffenen Natur, Verachtung des Lebens, Gleichgültigkeit gegen alle äußeren Verhältnisse, Scheu vor Kunst und Wissenschaft zum wahren Christenthume gehört, so bleibe ich ein Heide

und ſtelle Ariſtoteles über alle jene chriſtlichen Lehrer hinauf.

121.

Die Weisheit iſt kein nothwendiges Erbtheil der kleineren oder der größeren Zahl; das beweiſet die Geſchichte der Monarchien, Ariſtokratien und Demokratien.

122.

Die Zeit gibt keinen unumſtößlichen Beweis für die Trefflichkeit einer Sache. Das Alte kann gut, es kann ſchlecht ſein; das Erhalten wie das Verändern, kann Lob oder Tadel verdienen. Die conſervativen Heiden ſtimmten gegen das Chriſtenthum, die conſervativen Katholiken gegen den Proteſtantismus. Entſchiede das Alter, ſo müßten wir vielleicht Schivaiten oder Buddhiſten werden; entſchiede das Neue, ſo wäre John Smidt der rechte Prophet, und der Mormonismus ſo wie das Neuſte, ſo das Beſte des Jahres.

123.

Kenntniſſe, Ehrlichkeit, Fleiß, guter Wille

finden ſich weit öfter als Kraft und Muth des Charakters. Daher ſo viele feige Schmeichler der Fürſten und Völker.

124.

Wo Virtuoſität überſchätzt wird (z. B. der Maler, der Sänger), geht es mit der Kunſt rückwärts. Sängerinnen, welche nur in elenden Opern auftreten, verführen zum künſtleriſch Böſen und verderben die mit dem äußerlichſten Ohrenkitzel nur zu leicht begnügte Menge.

125.

Wenn Wenige die Vielen bedrücken, ſo heißt das nur zu oft Erhaltung der öffentlichen Ordnung; wenn die Vielen den Druck abzuſchütteln ſuchen, ſo heißt das Aufruhr. Jener Druck hat in der Regel keine vernünftigen Gründe, der Aufruhr aber ſehr oft wenigſtens erhebliche Gründe. Faſt alle Revolutionen beginnen mit dem Unrecht der Herrſchenden, und führen durch Rückſchlag (nur zu natürlich) bis in das Unrecht der Beherrſchten.

126.

Die Monarchie iſt wegen des entſcheidenden Einfluſſes einer einzelnen Perſönlichkeit, mehr Abwechſelungen und Umſtellungen der Syſteme und Maßregeln ausgeſetzt, als irgend eine andere Verfaſſung.

127.

Es gibt Augenblicke, Stunden, Tage, wo der Menſch über oder unter dem Durchſchnitte ſeines Weſens ſteht.

128.

Ein Vorurtheil kann Folge der Unwiſſenheit und Thorheit, aber auch der vorſchauenden, weiſſagenden Weisheit ſein.

129.

Wenn der Verſtand ſo oft irrt wie die Sinne, dann der Wille vielleicht ſo oft wie beide zuſammengenommen.

130.

Auf die Wiſſenſchaft ſchelten 1) diejenigen, welche ſie aus Faulheit gar nicht wollen kennen lernen; 2) welche die falſche mit

der wahren verwechseln; 3) welche ihr nicht um ihrer selbst willen, sondern um untergeordneter Nebenzwecke willen eine Zeit lang nachtrachteten.

131.

Ein gutes Mittel gegen Unkeuschheit ist, sich anständig zu verlieben; das leichteste Mittel gegen Eitelkeit ist die Neigung zur Bequemlichkeit. Weil aber das letzte Mittel nur oberflächlich bleibt, macht es oft lässig, saloppy. Eine eitle Frau ist mir lieber, als eine saloppe; denn jene hält etwas auf sich und gibt etwas auf Andere; diese ist gleichgültig gegen sich und Andere.

132.

Alle Menschen sind gleich, sofern sie (wie die Bäume) auf demselben Boden stehen; sie sind verschieden, sofern sie wie Zwergbäume sich nicht darüber erheben, oder wie Riesenpalmen zu reineren Lüften emporwachsen.

133.

Wo man Zwang sieht, fragt man zuerst nach dem Rechte; wo man freiwillige Unter-

werfung und Entſagung ſieht (z. B. bei den Mönchen), fragt man nach der Zweckmäßigkeit und Weisheit.

134.

Es gibt keine ernſten, denkenden Gottesläugner. Sie läugnen entweder nur gewiſſe dogmatiſche, aufgezwungene Formeln theologiſcher Schulen; oder ſie geben der Gottheit nur andere Namen und Titel: von wo aus ſich über kurz oder lang die Miſchung immer wieder zum Begriff, oder der Idee Gottes abklärt und aufklärt.

135.

Die Zahl und Größe der Weltkörper ſetzt mich in anbetendes Erſtaunen; während Manche eine Abneigung dagegen haben, von den Ziffern und Entfernungen zurückgeſtoßen werden und über unpoetiſche Leerheit der ganzen Auffaſſung klagen. Mit Unrecht: denn der Begriff der Größe, die Kategorie der Quantität hat auch ihren Werth und ihre Bedeutung. Wiederum verſchwindet dieſe Quantität der Weltkörper vor der Unermeßlichkeit des Raumes, in

welchem sie sich bewegen. Könnte dieser leere Raum nicht noch mehr erfüllt sein? Ist er nicht vielleicht, ohne unser Wissen, erfüllt? Ist er der Sitz der Geister?

136.

Man ist auf dem Wege, den Schulen und Universitäten zu sagen: was gehen Euch die Heiden an? Dies ist nicht Folge des Alles überflügelnden und doch zugleich Alles erkennenden wahren Christenthums; sondern der Beschränktheit, Vornirtheit, die sich nicht einmal bis zum Heidenthume zu erheben vermag.

137.

Es ist eine ungeschickte Formel gewisser Eiferer: des Menschen höchste Tugend sei, sich selbst zu hassen. Auch behalten sie gewöhnlich eine Stelle ihres Innern vor, wo Gott sich persönlich niedergelassen habe und sie begeistere; so daß alle ihre Grillen, Fratzen und Nichtsnutzigkeiten, alsdann hochmüthig für Gottes Gedanken und Thaten ausgegeben werden.

138.

Diejenigen Trauerspiele kann man den Theologen und Feinden des Theaters preisgeben, welche nur Leidenschaften erzeugen, nicht sie (nach Aristoteles Vorschrift) reinigen.

139.

Es ist natürlich, daß der Mensch aus dem Halbdunkel nach vollem Lichte strebt; würde er es aber auch ertragen und nicht davon (wie Semele) verzehrt werden? Er bedarf der Vermittelung und Erziehung.

140.

Es ist für mich durchaus unverständlich, unbegreiflich, ja der größte Unsinn: daß der Mensch, von Kindesbeinen an, immerdar Gott hasse! — Ich kann mich nicht besinnen, je in meinem Leben, auch nur einen Augenblick lang, in diesen Wahnsinn verfallen zu sein. — Möglich mag er indeß für diejenigen werden, denen Gott als ein grimmiger Richter erscheint, der schwache Geschöpfe mit ewigen Höllenstrafen quält. Wenn ich über meine eigenen Gebrechen auf

mich selbst zürne, was hat dies mit einem Hassen des Gottes zu schaffen, welcher (als Gott der Liebe) mir in dem Augenblicke Hoffnung und Trost gewährt, wo ich mich selbst verdammen muß und mir kein Begnadigungsrecht zusteht?

141.

So lange das Gedächtniß dauert, dauert auch die Strafe jeder bösen That. Härtere Bestrafungen, als jemals die grausamsten menschlichen Richter erfunden haben, wären Gottes unwürdig und unmöglich. Wer nur aus Furcht vor der Strafe sittlich handelt, ist in Wahrheit unsittlich.

142.

Alle Theorien über die Ausgleichung von gut und böse, Freuden und Leiden in jener Welt, heben die Ungleichheit in dieser nicht auf und widerlegen die Einwendungen nicht, welche gegen das Dasein, die Gerechtigkeit und Weisheit des zeitlich irdischen, mangelhaften Zustandes erhoben werden. Die Lösung dieses Räthsels liegt an anderer Stelle.

143.

Faſt alle nichtsnutzigen Lügen und Klatſchereien über Prinzen und Prinzeſſinnen, gehen von ihrem eigenen Hofgeſinde, oder Hofgeſindel aus.

144.

Jede für mich wahrhaft unüberwindliche Unwiſſenheit macht mir keine Sorge; ich habe genug zu thun, zu lernen und zu forſchen, wo die Anſtrengung Pflicht iſt und ſich lohnt.

145.

Ich will lieber dem Nichts anheimfallen, als den Marterkammern des Gottes gewiſſer Theologen und Poeten.

146.

So wie Manche ihre höchſte Freiheit darin ſetzen, Alles zu thun, was ihnen beliebt, haben ſie auch für Gott einen Wirkungskreis bloßer Willkür erfunden und machen ängſtlich nach dieſer Seite hin gar viele Komplimente, während ſie an den Beweiſen ewiger Weisheit und Liebe gleichgültig vorbeigehen.

147.

Die Kürze des irdiſchen Lebens finden Viele fürchterlich; und doch könnte die Länge des ewigen Lebens noch mehr erſchrecken, wenn es anders ohne Abſchnitt und Cäſur gleichartig fortlaufen ſollte. Einige Male ſterben und in eine neue Klaſſe verſetzt auferſtehen, brächte mehr Mannigfaltigkeit hinein.

148.

Es gibt Naturen, deren Richtung ſo vorherrſchend geiſtig iſt, daß ihnen das Sinnliche faſt ganz verſchwindet; aber ſie entbehren dann auch einen weſentlichen Quell lehrreicher Offenbarung. In der Regel ſchelten nur Stumpfſinnige und Abgeſtumpfte auf die Sinnlichkeit.

149.

Der menſchliche Geiſt kann das Materielle vielfach verändern und umgeſtalten, aber er kann es nicht erzeugen, erſchaffen. Folgt nun hieraus, daß auch das Materielle durch ſeine Entwickelung niemals einen Geiſt, eine Seele hervorbringen kann? A priori ließe ſich eher beweiſen, daß Kinder durch den

bloßen Blick der Augen, durch Gedanken erzeugt würden, als daß sie in der bekannten, empirischen Weise entstehen. Wären wir nicht an diese Weise gewöhnt und darauf angewiesen, würden wir sie für unglaublich und unmöglich halten.

150.

Es ist nicht wahr, daß das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens immerdar böse sei von Jugend auf. Auch verträgt sich dies nicht mit der Lehre, daß der Mensch nach dem Bilde Gottes geschaffen worden.

151.

Suchet Euer Heil (sagen viele Theologen) unter Jammern, Seufzen, Wehklagen und Thränen. Mir kommt es dagegen vor, als sei das Suchen des Heils die heiterste aller Beschäftigungen auf Erden: es führt auf der Bahn des Wahren, Schönen, Guten zum Gott der Liebe.

152.

Anstatt daß die Religion dankbar gegen Gott, zufrieden mit den Beschlüssen der Vor-

sehung und getrost für Zeit und Ewigkeit machen sollte; heißt es: ihr seid eingesperrt in einem verfluchten Jammerthale, und dereinst werden nur Wenige in Abrahams Schoße, Viele dagegen im Fegefeuer sitzen und die Meisten in der Hölle ewig gemartert werden. Diese Art Religionsfratzen kannten die Griechen nicht.

153.

Manche rufen erst auf dem Todtenbette nach einem religiösen Reisepaß; als könnten sie dadurch einem faulen, nichtsnutzigen Leben plötzlich Werth und Inhalt verleihen und alle Behörden an den Himmelthoren täuschen.

154.

Nichts ist verkehrter und beschränkter als die Forderung: man solle nur an sich denken; auch der reichste Geist geräth dabei ins Leere und aufs Trockne. Und doch sperrt man die Verbrecher in einsame Zellen, damit sie immerdar an sich denken und dadurch weise und tugendhaft werden sollen!

155.

Eben so wenig soll man sich immer mit Todesgedanken beschäftigen und abquälen. Ein tüchtiges Leben ist die beste Vorbereitung zum Sterben.

156.

Leute, die schon in der kurzen Zeitlichkeit immer Langeweile haben; wie sollen sie die Ewigkeit aushalten können!

157.

Trotz entgegenstehender Behauptungen und Vorschriften ist das, was von außen an uns kömmt, oft viel würdiger und lehrreicher, als was wir selbst dazuthun.

158.

Wer nur in der Gegenwart lebt, kommt nicht über 50 Jahre etwanigen Bewußtseins hinaus: der rückwärtsblickende Historiker bringt es, ohne übergroße Mühe, auf 2—3000 Jahre.

159.

Ich wüßte nichts, was langweiliger, un-

angenehmer, unſinniger wäre, als nur ſich zu lieben.

160.

Kenne dich ſelbſt, ruft man ſeit mehr als 2000 Jahren, und doch wie wenig Fortſchritte ſind im Allgemeinen binnen dieſer Zeit gemacht. Es wäre unbillig, die Schuld den Einzelnen aufzuladen; denn ſo wenig Luſt Mancher haben mag, ſich ſelbſt recht kennen zu lernen (und hiedurch zu demüthigen), möchte doch jeder die Anderen, ſeine Nebenmenſchen (und wäre es nur aus Eigennutz), genau kennen. Die vorhandenen Schwierigkeiten ſind groß, ja oft unüberſteiglich. Beginnen wir mit dem Körper, ſo kommen viele ſeiner wichtigſten Thätigkeiten gar nicht zum Bewußtſein und entziehen ſich der eigenen, unmittelbaren Beobachtung. Andere deutliche Andeutungen wurden misverſtanden: kannte man doch z. B. ſeit Jahrtauſenden das Pulſiren des Herzens und der Arterien, und doch entdeckte erſt Harvey den Blutumlauf. Noch jetzt weiß man wenig oder nichts von dem Zwecke wichtiger Organe; die Nerven, obgleich bis ins

Kleinſte und Feinſte verfolgt, bleiben ein öffentliches Geheimniß; andere Organe gehorchen in keiner Weiſe dem Willen und den Wünſchen des Menſchen; das Leben, der Traum, die Gedankenbildung, der Wahnſinn u. ſ. w. treten uns als unläugbare Thatſachen entgegen; wer aber hat ſie wahrhaft erklärt und begriffen? — So ſchwach ſieht es aus mit der Selbſterkenntniß nach der körperlichen Seite; und was iſt denn ſeit Ariſtoteles Erhebliches nach der pſychologiſchen Seite hin zu Tage gefördert worden? Kaum eine Frage können wir (über ein unmittelbares Gefühl hinaus) von der Seele beantworten. Was? Woher? Wie? Wie lange? Warum? Durch welche Mittel? u. ſ. w. — Das Alles ſieht ſehr niederſchlagend aus: eine Selbſterkenntniß, die für mich unmöglich iſt, iſt aber für mich auch unnöthig.

161.

Das, was man heute unmöglich nennt, erſcheint morgen vielleicht möglich und wird übermorgen wirklich. Alſo: plus ultra und nil desperandum!

162.

Die heutige Vorliebe und Bewunderung für alles Aeußerſte iſt der vollkommenſte Gegenſatz zu der Theorie und Praxis der Griechen. Ueberall dringen dieſe auf Maß und Mäßigung, Beſonnenheit (σωφροσύνη) und nichts zu viel (μηδὲν ἄγαν)!

163.

Es iſt unwahr, daß in all dem Schwanken und Bewegen der Dinge ſich nichts Sicheres und Feſtes erkennen und ergreifen laſſe. Es gehört aber dazu nicht bloße tiefe Einſicht, ſondern auch ein großer Charakter. Kleine Leute jubiliren und wähnen die Welt zu beherrſchen, wenn ſie auf Windmühlenflügeln die Luft durchſchneiden.

164.

Iſt es eine Folge der Natur der Dinge oder erkünſtelter Syſteme, daß wir das Räumliche (Materielle) und Zeitliche als geringſchätzig betrachten und behandeln? Iſt denn aber das Räumliche nicht mit und durch den Geiſt? und das Zeitliche nicht ein integrirender Theil der Ewigkeit?

165.

Wer vom Geiſte nichts auszuſagen weiß, als er nehme keinen Raum ein, kommt nicht über die bloße Verneinung hinaus.

166.

Das Unbegreifliche und das Unſinnige iſt keineswegs daſſelbe, und ſehr Unrecht für beides gleichen Glauben zu fordern.

167.

Ich denke und empfinde unabhängig davon, ob Viele ebenſo mitdenken und mitempfinden wollen; ſo ſchreibe ich auch zunächſt für mich, ohne Rückſicht darauf, ob jemand es leſen will. Es gehört eben zu meinem Weſen, und in der Thätigkeit finde ich Genuß.

168.

Weil der Menſch fühlt, daß er zuweilen den Teufel im Leibe (und auch im Geiſte) hat, folgt noch nicht daß er dem Ormuzd einen Ahriman, dem allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde einen Teufel gegenüberſtellen dürfe, der im Stande iſt ihm

überall ſein Spiel zu verderben und ihn zu übervortheilen.

169.

Wenn wir Steine, Pflanzen, Thiere betrachten, ſo finden wir ihre Natur eben natürlich und haben daran nichts auszuſetzen. Wir verlangen keine andere Kriſtalliſation, keine andere Blätterform, keine anderen Zähne und Klauen u. ſ. w. Dagegen mäkelt jeder Menſch an ſeiner eigenen Natur, und noch mehr an der Natur aller ſeiner Mitmenſchen. Das Natürliche und Sittliche iſt ſo wenig ein unbedingter Gegenſatz, als es unbedingt zuſammenfällt.

170.

Der Menſch, ſagt man, iſt ein Einwohner zweier Welten; deshalb iſt er meiſt in keiner recht zu Hauſe.

171.

Jenachdem Einzelne, ſowie Völker, groſſe Augenblicke, Stunden, Tage, Jahre, — Jahrhunderte — haben, ſteigt ihre Würdigkeit und ihr Glück. Deshalb iſt es die

Hauptaufgabe ihres Daseins und Lebens, sich auf der Höhe zu erhalten, und nicht raketenartig zu steigen und zu sinken.

172.

Wo Könige und Königinnen bloße Symbole, höchstens Figuranten sind, kommt auf ihr Geschlecht wenig oder nichts an. Ganz anders stellen sich die Verhältniße, wo die Persönlichkeit hervortritt und Kopf und Herz der Unterthanen sich dafür begeistert. Dann wird die Liebe zu einer Königin doch eine andere Gestalt gewinnen, als zu einem Könige.

173.

Man sagt: die Heiden haben ihre Laster ihren Göttern beigelegt; aber der angeblich christliche Gott mancher Theologen und Inquisitoren ist jähzorniger, gemüthloser, grausamer, willkürlicher, als es jemals der olympische Zeus nach den Ansichten der Griechen gewesen ist.

174.

Wahrheit, Werth, Würdigkeit, Pflicht,

Nothwendigkeit der Sittlichkeit steht für sich unläugbar und unwandelbar fest, und ist keineswegs schlechthin abhängig von Beantwortung der Frage über die Unsterblichkeit der Seele.

175.

Manche Eiferer scheinen der Meinung zu sein, daß ihre Gottesliebe in dem Maße steige, als ihre Menschenliebe abnimmt.

176.

So lange unsere mangelhaften und krankhaften geselligen und bürgerlichen Verhältnisse vielen Personen das Heirathen unmöglich machen, werden außereheliche Geschlechtsverbindungen fortdauern. Polizeilicher Zwang führt nicht zum Ziele und schadet an der zweiten Stelle so viel, als er glaubt an der ersten gewonnen zu haben. Eben so bleibt eine Sittenlehre unwirksam, welche die sinnlichen Verhältnisse und Bedürfnisse des Menschen ganz unberücksichtigt läßt. Die Mäßigkeit besteht nicht darin zu hungern und zu dursten.

177.

Uebermäßige Sinnlichkeit, Unvermögen, falsche Scham und Ziererei haben, von verschiedenen Seiten her, dazu beigetragen, daß die Sittenlehre über die sinnlichen Geschlechtsverhältnisse höchst ungenügend und lückenhaft bearbeitet worden ist. Da es für unanständig gilt, die sich hier aufdrängenden Fragen laut aufzuwerfen und zu untersuchen, so beantwortet sie sich jeder in der Stille, lediglich nach Willkür und Belieben.

178.

Manche sagen, diese Glaubensartikel sind gut, weil sie mit der Vernunft übereinstimmen; Andere fahren fort, diese Artikel sind noch besser, weil sie mit der Vernunft nicht übereinstimmen.

179.

Zeit, Persönlichkeit, Volksthümlichkeit, äußere Verhältnisse haben das Christenthum von jeher modificirt und näher bestimmt. Es erscheint anders im ersten, wie in den folgenden Jahrhunderten, anders bei Griechen, Römern u. s. w.

180.

Es iſt nicht wahr, daß Europa alle ſeine Bildung dem Chriſtenthume allein verdanke; mit ſeinem Gährungsſtoffe trat z. B. das Germaniſche in eine andere Verbindung und hatte viel größeren, eigenthümlichen Werth, als das Abeſſiniſche! Ward doch der Polytheismus bei verſchiedenen Völkern ebenfalls etwas Verſchiedenes.

181.

Man ſoll das Ewige nicht in zeitliche Formeln bannen, und das Zeitliche durch dieſelben nicht verewigen wollen.

182.

Wenn die Lehre von der Erbſünde die eigenen Sünden nicht genügend erklärt, und noch weniger ſie rechtfertigt; ſo iſt es natürlich, daß ſie öfter verworfen, als angenommen und praktiſch angewendet wird.

183.

Es gibt keinen größeren Gegenſatz, als zwiſchen dem beſtimmten, ſcharf gezeichneten, gedankenreichen, zum Ziele treffenden, ſon-

nenhellen Style Leſſings, und der Darſtellung Herders; welcher den ohnehin unbeſtimmten Kern mit allerlei farbigen Wolken, mit Gedankenſtrichen und Ausrufungszeichen, mit Schnitzwerk und Gekräuſel aller Art umhüllt und vermeintlich ſchmückt. Neben ihren Hauptwerken gebt bei Beiden allerlei Gepäck einher; doch kann man Leſſing nie genug, leicht aber Herder zu viel leſen und bewundern. Leſſings Zorn und Schmerz iſt viel edler und großartiger, als Herders Nergelei und ſtete Verſtimmung.

184.

Die Unduldſamkeit der Gläubigen iſt größer und gefährlicher, als die der Erkennenden: denn dieſe ſind unduldſam nur im eigenen Namen, jene aber im eigenen und in Gottes Namen.

185.

Es iſt eine große Thorheit, ſich die ſo heitere als großartige Natur zu verkümmern, angeblich um dem Geiſte und Gott näher zu kommen.

186.

Es gibt viele Narren, die Unzufriedenheit für gleichbedeutend mit Weisheit halten.

187.

Wer in allen Verschiedenheiten nichts sieht als Unvollkommenheit, die einem abstrakten Gleichartigen weichen sollte, begreift gar nichts vom Wesen und der Würde des Persönlichen und Volksthümlichen.

188.

Es ist gleich kläglich, viel dummes Zeug glauben und viel unnützes Zeug wissen.

189.

Eine Anthropologie, die den Menschen zum Gott macht, vertilgt hochmüthig alle Theologie; wiederum bedarf jede Theologie eines anthropologischen Bestandtheils: so die christliche in der Lehre vom Mittler, den zwei Naturen in Christus u. s. w.

190.

Das innigste Lieben Gottes schließt das

Lieben ſeiner Geſchöpfe nicht aus, ſondern macht dafür fähig.

191.

Die chriſtlichen Heiligen ſind von den heidniſchen Heroen und Halbgöttern weſentlich verſchieden, nehmen aber doch nach einer Richtung hin ihre Stelle ein.

192.

Es iſt ein theologiſcher Aberglaube, oder doch ein unlösbares theologiſches Räthſel, daß die Schöpfung Gottes durch einen Menſchen auf Jahrtauſende in Unordnung gebracht, und Gott ganz von ſeinen Geſchöpfen, ſowie dieſe ganz von ihm getrennt worden.

193.

Keineswegs iſt es das beſte und erfolgreichſte Mittel wider den Hochmuth zu ſagen: du biſt durch und durch ein Lump und gar nichts werth; es iſt keineswegs die rechte und höchſte Demuth, ſich dafür zu erklären.

194.

Die Theologen ſagen: Gott will ſich verbergen, Gott will ſich offenbaren; das paßt für ihn nicht zueinander. Wohl aber kann man ſagen: der Menſch ſtrebt Gott zu erkennen, oder ihn fern von ſich zu halten.

195.

So lange mein Beruf auf der Erde iſt, darf ich mich nicht von ihr trennen, noch ſie (als Satans Werk) unbedingt verachten.

196.

Ich ſehe um mich ſo viele Geheimniſſe, daß ich es für unnütz halte, ihre Zahl willkürlich und künſtlich zu vermehren.

197.

Das Joch, welches die Eiferer unter den Theologen auflegen, iſt weder ſanft noch leicht, ſondern das Gegentheil von dem Chriſti.

198.

Auch der Arianer und Unitarier wird zugeben, daß der Zwiſchenraum zwiſchen

Chriſtus und einem Paſtor, oder professor theologiae unendlich größer iſt, als der zwiſchen dem kapitoliniſchen Jupiter und dem pontifex maximus.

199.

Wenn Streit über eine Sache genügender Beweis ihrer Dunkelheit iſt, ſo wäre das, was die Theologen Offenbarung nennen, das Dunkelſte auf Erden.

200.

Zwiſchen wahren und falſchen Theologen iſt ein Unterſchied, wie zwiſchen Himmel und Hölle.

201.

Göthe's Fauſt beginnt mit dem umfaſſendſten, erhabenſten Beſtreben: er will (ſelbſt mit Hülfe böſer Mächte) die Schranken der menſchlichen Natur durchbrechen, Gott und alles Göttliche erkennen und beherrſchen. Ich erwarte Fortſchritte und Kämpfe auf dieſer Bahn, Seligkeit und Pein die ſolch ein Streben bereitet, ſolch ein Beruf herbeiführt, die Löſung bieher

gehöriger Räthsel zur Lehre, Warnung, Besserung und Reinigung der in dieser Richtung liegenden Leidenschaften. Statt dessen treten alle jene Aufgaben, Räthsel, erhabenen tragischen Richtungen bald ganz in den Hintergrund, nichts darauf Bezügliches wird weiter und zum Ziele geführt; vielmehr verläuft sich der große Strom in den breiten See sentimentaler Liebesgeschichten, mit vielem an sich aber gar nicht nöthigen Unglück. Oder um in derlei Unglück zu gerathen, braucht man sich nicht auf Fausts hohes Pferd zu setzen und dem Teufel zu ergeben. Jeder Lieutenant kann (den Thatsachen und Ereignissen nach) solch eine Unglücksgeschichte erleben, und Don Juan hätte sich auch das Schmuckkästchen auf Borg verschafft, ohne den Teufel unmittelbar zu incommodiren.

202.

Gewohnheit wird zur Natur, enthält aber nicht das ursprüngliche Wesen unserer Natur. Vielmehr entspringen aus dieser die weisen — wie die thörichten Gewohnheiten.

203.

Die Theologie hat es bequemer, wie die anderen Fakultäten, sie verschreibt jedem dasselbe.

204.

Man findet es natürlich und macht mir keine Vorwürfe wenn ich sage: so weit kann ich nicht sehen, so scharf nicht hören, dieser Schlußfolge nicht folgen, diesen mathematischen Beweis nicht begreifen u. s. w. u. s. w.; wenn ich aber sage: ich kann dies nicht glauben, so ruft man: der Ketzer wird verbrannt. Hat jeder Einfältige so viel Glaubenskraft, Glaubensrecht, Glaubenspflicht, wie der größte christliche Heilige, und gibt es hier keine Stufen, wie in der Erkenntniß?

205.

Sobald der Protestantismus den Grundsatz der Freiheit aufgibt, den Glauben daran verliert und mit Gefesselten vorwärts zu gehen wähnt, muß er dem folgerechten Katholicismus, und von Rechts wegen, erliegen.

206.

Wenn ein Papſt an die Spitze der Weltentwickelung träte, nicht der ſogenannten liberalen, oder conſervativen (dieſer bloßen Karikaturen) ſondern einer wahren allumfaſſenden, zugleich leitenden und verſöhnenden Weltentwickelung; — er wäre noch jetzt der mächtigſte Fürſt!

207.

Ein Chriſtenthum ohne demokratiſche Beſtandtheile iſt Tyrannei, oder wird zur Tyrannei. Die wahrhaft chriſtliche Demokratie überragt alle politiſchen Erfindungen und Künſteleien.

208.

Verfaſſung, oder keine Verfaſſung; dieſes iſt die Frage. Fehlt der Steuermann, ſo ſegelt man mit allen Winden und in allen Richtungen — ſchlecht.

209.

Das Herz iſt ſo wenig unfehlbar, wie der Kopf. Das Herz ohne Einſicht iſt in der Irre; der Kopf ohne Herz geräth in die Irre.

210.

Das jüdiſche Volk iſt keineswegs das einzige in der alten Welt, welches ſich (wegen wahrer [illegible] eingebildeter Vorzüge) von den anderen abſonderte; die Inder und Aegypter thaten daſſelbe, und die Griechen nahmen ebenfalls wenigſtens die erſte Stelle in Anſpruch. Noch jetzt geſchieht (trotz alles Anpreiſens chriſtlicher Demuth) täglich daſſelbe.

211.

In allen Religionen ſind Beſtandtheile der Wahrheit, nur nicht in allen gleich viel. Jede Religion bedarf (wie jede Verfaſſung) der Mittel zu weiterer Entwickelung. Sie kann ſtill ſtehen, vorwärts oder rückwärts gehen, fortſchreiten oder ausarten.

212.

War es bei den Griechen ein Gewinn an Zeit und Kraft, an Freiheit und Unabhängigkeit, daß ſie die Geſchlechtsverhältniſſe nicht mit ſo viel Krimskrams und Brimborium umhüllten, wie es jetzt Gebrauch iſt und angeprieſen wird?

213.

Ein jeglicher (sagt Pylades in Göthe's Iphigenia) muß seinen Helden wählen u. s. w. — So haben Theologen die Juden, Philologen die Griechen und Römer für sich auserwählt; werden aber durch Vorliebe (so wie durch den nach anderen Seiten hin gerichteten Haß) oft so geblendet, daß sie das Schlechteste umdeuten und das Einfachste misverstehen.

214.

Sachverständig und parteiisch ist nur zu oft gleichbedeutend. So Theologen, Fabrikanten, Officiere. Daher ist und bleibt es gleich verkehrt, sie nicht zu hören und sie allein zu hören.

215.

Der heilige Augustin hat gesagt: ich würde nicht Christ sein, wenn die Wunder nicht wären. — Ich sage: ich würde Christ sein und bleiben, wenn auch die Wunder fehlten.

216.

Hexenprozesse, Zweikämpfe und auto da

fes überwiegen gar viele Anklagen, welche in unseren Tagen gegen die Griechen ausgesprochen werden.

217.

Ich kann mir Gott ohne Welt, und Welt ohne Gott nicht denken. Pantheismus ohne Persönlichkeit kann (trotz alles darüber verbreiteten Glanzes) Personen nicht genügen.

218.

Sowie die Lehre von der Gnadenwahl aufgestellt wird, ist sie mehr eine Gnadenqual.

219.

Man begreift leichter Wesen, Form und Zweck des ganzen menschlichen Körpers, als eines einzelnen Organs. Begreift man überhaupt eher das Allgemeine und Ganze, als das Besondere und den Theil?

220.

In der Natur ist allmälig Alles (selbst Sonnen und Fixsterne) in den Kreis der Bewegung hineingezogen; während Viele

alle Bewegung aus den menſchlichen Verhältniſſen verbannen möchten.

221.

Allerdings iſt die Natur für den Menſchen, aber auch gegen den Menſchen. Beide vertragen und ſtreiten ſich, ſiegen und unterliegen umzech.

222.

Daß der Tod dem ſo kurzen Leben wider Willen ein Ende macht, iſt nicht ſo ſchrecklich, als der freiwillige, erwünſchte Lebensmord durch — Zeitvertreib.

223.

Ich habe das beſtimmteſte Gefühl, daß meine beſten, edelſten Gedanken und Gefühle nicht das Ergebniß meiner körperlichen Organiſation, auch nicht einer unmittelbaren, eigenen bewußten Seelenthätgkeit ſind, ſondern daß ſie wie durch Inſpiration kommen, ich weiß nicht woher.

224.

Die Kirche will unbedingt den Staat,

der Staat die Kirche regieren; wohin rettet sich die wahre Freiheit bei dieser grausamen Jagd?

225.

Hätte Hume mit seinen Angriffen auf die Lehre von Ursache und Wirkung recht, so würde jede Frage nach dem Warum thöricht und jeder durchgehende Faden der Erkenntniß unmöglich.

226.

Jede Ursache schließt eine Thätigkeit in sich, und hat in so fern den Vorzug vor der Wirkung. Wird jedoch diese selbst wiederum zur Ursache, so gleicht sich der Werth aus.

227.

Wenn sich politisch Berechtigte von der ihnen zugewiesenen Thätigkeit zurückziehen, so kann man erweisen, daß sie gegen Pflicht und Klugheit handeln; hiermit ist aber die Sache gar nicht abgethan, sondern man muß untersuchen, ob erhebliche Gründe jenes auffallenden Beschlusses vorhanden sind, und gerechten Klagen Gehör geben.

228.

Wo man die Urſache nicht ſieht oder nicht begreift, oder zwei von einander unabhängige Urſachen in Wirkung und Zweck unerwartet zuſammentreffen, ſpricht man vom Zufalle oder dem Ungefähr.

229.

In ſtrengen Syllogismen denken, iſt gleich wie mit Holzſchuhen tanzen.

230.

Gegenſätze ſind, als ſolche, nur möglich durch Beziehung auf etwas Gemeinſames. Das vergeſſen Alle, die von einer Stelle aus richten und verdammen.

231.

Das Unendliche ſoll das Endliche nicht vernichten, ſondern in ſich aufnehmen.

232.

Wer das Beſondere verſchmäht, dem bleibt das Allgemeine leer und todt.

233.

Warum iſt Platon und Ariſtoteles leicht im Verhältniß zu mancher neueren Philoſophie? Weil wir (ſagen die Einen) ſo weit über ſie hinaus und zu größeren Aufgaben und Löſungen fortgeſchritten ſind. — Weil (entgegen Andere) Inhalt und Form jetzt noch unausgebildet und chaotiſch ſind, und jene alten Meiſter in beider Hinſicht höher ſtehen.

234.

Die Art, wie manche Philoſophen den unendlichen Reichthum der Welt ausleeren und vernichten, erinnert an die Karikatur aus der franzöſiſchen Schreckenszeit, wo der Scharfrichter ſich zuletzt ſelbſt guillotinirt.

235.

Ein Denkweſen, welches immer ausgibt und nie einnimmt, ſein Papiergeld lediglich im Innern ſchlagen will, iſt nicht klüger als ein Finanzweſen, das dieſen Weg einſchlüge.

236.

Es gibt keine unbedingte Trennung von

ſubjektiv und objektiv; auch Zeit und Raum ſind beides.

237.

Alles Beſondere iſt reicher an inhaltlichen Beſtimmungen, als das Allgemeine, und wenn man durch Ausſtreichen zu dieſem gelangt iſt, muß man durch Zuſetzen jenes wieder zu erreichen ſtreben.

238.

Fichte meint: die Welt ſei blos ein Material der Pflicht; die franzöſiſchen Revolutionaire ſahen darin blos ein Material für ihre Rechte.

239.

Manche ſtellen ſich auf die Seite Platons gegen Ariſtoteles, blos weil ſie glauben, ſie hätten dann nicht nöthig viel zu lernen.

240.

Gott iſt entweder innerhalb der Welt, oder außerhalb derſelben. Im erſten Falle nimmt er Theil an der Bewegung, im zweiten Falle liegt ſeine Bewegung in den Gedanken, welche die Welt begleiten und in

seiner einwirkenden Vorsehung. Auch müßte die erste Bewegung durch einen Anstoß hervorgebracht werden, und ein Anstoß erfolgt nicht ohne Bewegung. Kann also Gott (wie Aristoteles lehrt) der unbewegte Beweger der Welt sein?

241.

Läugne ich die Unendlichkeit des Raums, so muß ich auch die Unendlichkeit der Zeit und die Ewigkeit läugnen; und umgekehrt.

242.

Das ist so erstaunens- und bewundernswürdig an Aristoteles, daß er die größten Tiefen des reinen Gedankens durchdringt und beherrscht, und wiederum mit Scharfsinn und Lust auf das Einzelnste eingeht, es ordnet, beschreibt, und Anschauung mit Gedanken und Begriff heiter versöhnt.

243.

Ursache und Wirkung steht mit dem Zweckbegriffe in engster Verbindung; wer jene aufgibt (wie Hume), muß auch diesen fallen lassen.

244.

Bei Platon tritt der Künſtler ſehr beſtimmt hervor, deshalb gerathen wir zu ihm oft in ein perſönlicheres Verhältniß. Ariſtoteles' Perſönlichkeit hingegen überſehen wir leicht oder bemerken ſie nicht, wenn er ein unermeßliches Meer der Wiſſenſchaft vor unſeren Augen eröffnet. Zu Platons Springbrunnen erhebt ſich bewundernd das Auge; aber die gränzenloſe und dennoch inhaltsreiche Fläche iſt nicht minder erhaben.

245.

Die Treue der Weiber nimmt mit den Jahren zu, weil ſie dann nicht mehr geſucht werden; nicht ſo die der Männer, weil ſie noch ſuchen und anfragen können.

246.

Der Zweckbegriff ſetzt Etwas als dem Weſen nach ſchon vorhanden, ehe es äußerlich da iſt; und wiederum muß vor dem Zwecke etwas da ſein, das ihn bezweckt. Das, was richtig bezweckt iſt, wird nothwendig. Kann man ſich wirklich Nothwen-

digkeit denken, ohne wirkende Ursache, Bewegung und Zweck?

247.

Man fragt: wirkt das Sein auf das Denken (die Sache auf den Begriff); oder das Denken auf das Sein (der Begriff auf die Sache)? Ohne Zweifel tritt Gegenseitigkeit und Wechselwirkung ein.

248.

Wo Bewußtsein ist, ist Freiheit, und wo Freiheit ist, gibt es Zwecke.

249.

In jeder Bejahung liegt eine Ausschließung unendlich vieler Dinge; es wäre aber sinn- und sprachwidrig, jene das concrete Nichts zu nennen.

250.

Denken ohne Anschauen, und Anschauen ohne Denken ist eine Hungerkur für die Menschen.

251.

Wo es zwölf groſse Götter gab, konnte man über einen klagen und auf ihn schelten, und mit elf ganz zufrieden sein; jetzt richtet sich jede Klage sogleich gegen den einen Alleinherrscher, und ist dann zwölfmal so thöricht und gefährlich.

252.

In der neueren Zeit gerathen Manche aus dem Monotheismus in den Pantheismus, weil die belebende Stufe des Polytheismus (als Geschäftsvertheilung) fehlt.

253.

Wo man Ursachen und Zwecke nicht sieht und begreift, wendet man sich an Gott, — oder an den sogenannten Zufall.

254.

Ein Wesen, dem ich Kraft und Thätigkeit beilege (Monas), muſs auf Andere wirken und auf sich wirken lassen.

255.

Je dummer, desto abergläubiger; je eingebildeter, desto ungläubiger.

256.

Es ist anziehend und löblich, jede Thatsache zu untersuchen und ihre Wahrheit zu prüfen; mit meiner Religion hat es aber gar nichts zu schaffen, ob Pharao im rothen Meere ertrunken ist.

257.

Die Theologen sagen (und mit Recht), das Christenthum sei am geeignetsten, die allgemeine Religion zu werden; und doch halten sie es für ihre höchste und wichtigste Aufgabe, überall Dämme, Schlagbäume, Zolllinien zu errichten, um Mehre auszuschließen und zurückzuweisen, als einzulassen.

258.

In keiner Wissenschaft setzt man so den Theil für das Ganze, pars pro toto, als in der Theologie. Auch die kleinste Sekte meint, sie besitze die ganze Wahrheit, und allein.

259.

Die edelsten Männer waren in alter Zeit bemüht, das heidnische, höchst mangelhafte

Götterſyſtem zu veredeln und zu reinigen; wie viel Mühe hat man ſich dagegen gegeben, Chriſti erhabene Lehre herabzuziehen und mit Menſchenſatzungen zu verunreinigen.

260.

Sonderbar, daß Anaxagoras, welcher zuerſt die Thätigkeit des Geiſtes bei der Weltſchöpfung erkannte, als Gotteslängner bezeichnet und verfolgt ward. Lag dies daran, daß der Geiſt (ſein Nus) als Abſtraktum und nicht als Perſon auftrat, während die Griechen Alles perſonificirten und individualiſirten.

261.

Es wäre nöthiger und nützlicher, Würde und Bedeutung des Sinnlichen einmal hervorzuheben, anſtatt (ohne den rechten Erfolg) immer darauf zu ſchimpfen und todte Abſtraktionen über Natur und Leben hinaufzuſtellen.

262.

Manche fürchten ſich vor ihren Sinnen; ich wollte, ich hätte deren zehn, ſtatt fünf!

263.

Chriſten nehmen an, daß göttliches Sein auf dem Wege des Guten mit menſchlichem Sein eine Verbindung eingehen und ſich offenbaren könne; die Athener hielten dies für möglich auf dem Wege des Schönen und behaupteten deshalb, die Athene des Phidias ſei nicht bloßes Menſchenwerk.

264.

Moloch und ähnliche Götzen haben niemals vor Chriſti Geburt ſo viel Menſchenopfer gefordert und bekommen, als Torquemada und Genoſſen nach Chriſti Geburt!

265.

Es iſt weniger auffallend, daß Brahma von Viſhnu und Schiva überflügelt ward, als daß dem chriſtlichen Gotte, der heilige Michael, Thomas Becket, Franziskus u. ſ. w. zur Seite geſtellt, ja oft noch vorgezogen wurden.

266.

Die Erkenntniß der Schönheit geht über den Beſitz derſelben und beſeligt immer;

dieſer hingegen macht oft unglücklich, oder fällt der Eitelkeit anheim.

267.

Unglaube iſt in ſeiner Verneinung meiſt einförmig und einfarbig; Aberglauben trägt dagegen unzählige bunte Narrenkappen.

268.

Faſt alle Duldung in der chriſtlichen Welt iſt ausgegangen von Nichtgeiſtlichen, oder von verketzerten Geiſtlichen.

269.

Die Forderung. du ſollſt Gott ähnlich werden, iſt ſchwer zu begreifen und noch ſchwerer zu erfüllen. Die Einladung, Chriſto nachzufolgen, iſt begreiflich und ſtärkend, ſtatt niederzuſchlagen. Ein Mittler hilft hinweg über den ungeheuren Zwiſchenraum zwiſchen Gott und Menſchen. Iſt Chriſtus aber Gotte ganz gleich, oder nur ein gewöhnlicher Menſch, ſo bricht der Begriff eines Mittlers zuſammen.

270.

Die Griechen und Römer wandelten friedlich im Dunkel nebeneinander; die Chriſten zanken und ſtreiten ſich im geoffenbarten Lichte. Theologie des Krieges, Polemik, kannten jene nicht; während Kameele jetzt nicht die Laſt dieſer Literatur fortbringen können.

271.

Es iſt nicht der rechte Weg, die menſchliche Vernunft von ihrer Schwäche zu überzeugen, daß man ihr das Unvernünftige zumuthet.

272.

Der Keſſel ſagte zum Topf, du Schwarznaſe; dies iſt ein Motto, das man auf die meiſten Streitſchriften ſetzen könnte.

273.

Die proteſtantiſche Lehre von der Freiheit erlaubt mehr Bewegung, als die katholiſche vom Gehorſam; wogegen die Tradition ein bewegliches Element in die Lehre hineinbringt, und die geſetzliche Stellung des

Papstes die Möglichkeit einer formalen Weiterbildung zeigt.

274.

Es ist nicht folgerecht, alles Republikanische im Staate und alles Monarchische in der Kirche zu verwerfen.

275.

Christus brachte die geistige Freiheit; die angeblich sachverständigen Theologen brachten den Glaubenszwang.

276.

Das wahre Wesen des Christenthums besteht nicht vorzugsweise in dem, worüber die Sekten uneinig, als worüber sie einig sind.

277.

Es ist sehr natürlich und mädchenhaft, daß Klärchen sich in den glänzenden, ritterlichen Egmont verliebt und Brackenburg zur Seite schiebt. Dennoch ist dessen Liebe die großartigere und tiefsinnigere, und wird das Fegefeuer bloßer Leidenschaft überdauern.

278.

Hält man an dem höchsten Begriffe der Liebe fest (siehe Paulus an die Korinther), so treten alle einzelnen Zweige derselben (Mutterliebe, Kindesliebe, Geschwisterliebe, Frauenliebe u. s. w.) in natürliche heitere Verbindung. Hebt man statt dessen die Gegensätze scharf hervor, betrachtet man sie unter dem Vergrößerungsglase, veranlaßt man darüber spitze Untersuchungen, so thut sich manches Unbequeme, Unschöne, selbst Widerwärtige hervor, und daher kann ich Ketzer z. B. an Göthe's Geschwistern keine ganz reine Freude haben. Die Geschwisterliebe wird untergeordnet, und zwischen den Zeilen erblickt man die Sehnsucht nach dem Hochzeitbette. Warum solch Dilemma, solch Räthsel, solch Entweder, Oder? Jedes hat Platz und glückseliges Leben für sich.

279.

Athene, welche aus dem Haupte des Zeus hervorgeht, ist, dem Gedanken nach, ein Analogon der Erzeugung Christi durch den heiligen Geist.

280.

Faſt alle Klagen über die Gottheit entſtehen daher, daß wir ſie mit menſchlichem Maßſtabe meſſen; und doch ſagte ſchon Ovid: sunt superis sua jura!

281.

Bei den Griechen war die erſte Eigenſchaft der Götter die Schönheit, bei den Chriſten iſt es die Heiligkeit. Michel Angelo hat erwieſen, daß ſelbſt Gott Vater kann auf angemeſſene erhabene Weiſe dargeſtellt werden, aber nur ſehr wenige Künſtler ſind dieſer Aufgabe gewachſen. Die Schönheit Gottes offenbart ſich in ſeinen Werken. Eiferer, welche daran Anſtoß nehmen, müſſen folgerecht mit dem Häßlichen Götzendienſt treiben, das Schöne mit dem Unſittlichen zuſammenwerfen und der Kunſt das Lebenslicht ausblaſen.

282.

Es ergab ſich in einem Poſtwagen, daß Einer reiſete auf ſchöne Gebäude, einer auf ſchöne Münzen, einer auf ſchöne Gegenden, einer auf ſchöne Pferde, Schafe und Ochſen.

Als jemand zum Scherz sagte: er reise nach schönen Menschen, fand man dies unerhört und unbegreiflich.

283.

Das sustine et abstine der Stoiker übersetzen Viele jetzt nicht: ertrage und entbehre; sondern: klage und begehre!

284.

Die Art, wie schon den Kindern schwierige, dogmatische Systeme als untrügliche Wahrheiten eingetrichtert und dann wieder abgefragt werden, dient öfter zur Befestigung von Vorurtheilen, als zur Begründung einer wahren Erkenntniß.

285.

Der Glaube, welcher sich aus ernstem, prüfendem Zweifel emporarbeitet, wurzelt tiefer und fester als der, welcher bequem dogmatisirend obenauf gesäet wird.

286.

Die Masse dessen, was der Mensch wissen kann und thun soll, ist so erstaunlich groß,

daß er ſich mit Unerforſchlichem nicht unnütz abmühen und Unmögliches nicht verſuchen mag. Iſt aber wiederum das Unerforſchliche nicht das Wiſſenswürdigſte?

287.

Wer im Alterthume ein philoſophiſches Syſtem erfand oder annahm, dem ging es über in Mark und Gebein; es offenbarte ſich in allen Anſichten, Richtungen und Thätigkeiten des ganzen Lebens. In neueren Zeiten geht die Philoſophie und das Leben eines und deſſelben Menſchen ſeinen eigenen, oft ſich untereinander widerſprechenden Gang. Jene ſcheint nur ein Spiel des Geiſtes, ein Lusus ingenii zu ſein. Dies erweiſet (ſagen Einige) unſere größere Freiheit und Unabhängigkeit; es erweiſet (kann man entgegnen) unſeren Leichtſinn und unſere Oberflächlichkeit.

288.

Die ſo oft verketzerte Naturforſchung iſt, recht geübt, die größte Feindin des Aberglaubens und Unglaubens, während die einſeitige Theologie oft beide hervortreibt.

289.

Glauben und Wiſſen ſind getrennt und vereint wie die Herzkammern. Alles Blut (und ſo alle Gedanken und Gefühle) wird durch beide hindurchgetrieben.

290.

Ueber das Daſein Gottes möchten wol ſo ziemlich alle irgend vernünftigen Menſchen einig ſein. Sobald man jedoch über dieſe abſtrakte Kategorie, dieſen noch inhaltsloſen Begriff hinaus und auf Weſen und Natur Gottes eingeht, zeigen ſich für den beſchränkten menſchlichen Geiſt die größten Schwierigkeiten; wie z. B. ſeine Weisheit mit dem vorhandenen Uebel, ſeine Allmacht und Allwiſſenheit mit der menſchlichen Freiheit zu verſtändigen und auszuſöhnen ſei. Weniger Bedenken ſcheinen ſich auf der Seite des Ethiſchen zu finden; wenn auch ſchon Ariſtoteles erwieſen hat, daß die menſchlichen Tugenden von den göttlichen verſchieden ſind.

291.

Das Sprichwort ſagt: was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Man könnte aber

auch ſagen: was ich nicht weiß, macht mich heiß; oder: was ich weiß, macht mich nicht heiß.

292.

Seit Kant ſind die Beweiſe für das Daſein Gottes ſehr in Miscredit gekommen, und insbeſondere iſt behauptet worden: aus dem Denken eines Dinges folge nicht ſein Daſein. Ganz recht für alle einzelnen Dinge in der Welt, die ich mir herbeidenken und hinwegdenken kann und die in keiner Weiſe nothwendig daſein müſſen. Wenn ich dagegen in regelmäßiger Gedankenentwickelung bis zu Gott emporgeſtiegen bin und mir ſein Daſein ſchlechthin nothwendig erſcheint, ſo iſt es mir zugleich mit dem Denken, über allen Zweifel hinaus, gegeben.

293.

Es iſt in der Regel ein ziemlich unſchuldiges Vergnügen, daß jedem Narren ſeine Kappe gefällt; ſchlimmer, daß die Narren eine Vorliebe für alle Arten von Narrenkappen haben und Chorus machen gegen die Vernünftigen.

294.

Der Geiſtliche hat einen beſondern Beruf, nicht ſo (nach Abſchaffung des Lehnkriegsdienſtes) der Adelige. Daher könnte man noch eher ſagen: jeder Menſch ſolle ein Adeliger, als er ſolle ein Prieſter ſein. Republikaniſche Staaten haben deshalb die Geiſtlichen auf ihren Beruf angewieſen und Bürgerliche und Adelige gleich geſtellt.

295.

Es gibt Leute, die da glauben einen Freibrief zu beſitzen, Dummheiten und Nichtsnutzigkeiten zu begehen, wenn ſie dieſelben nachher nur pünktlich bereuen.

296.

Der Materialismus geringer Liebſchaften hat vor dem angeblichen Idealismus vornehmer Courmachereien den Vorzug, daß er weniger Zeit koſtet.

297.

Es iſt ſchon ein Anfang des Guten und Anerkenntniß ſeines Werthes, nach dem Scheine deſſelben zu trachten.

298.

Die große (ja übertriebene) Verehrung der Madonna hat ihren natürlichen Grund zum Theil darin, daß in der stufenartigen Entwickelung des Göttlichen, oder doch Höheren, die weibliche Seite nicht ganz fehlen darf, oder durch bloße Begriffe zu erſetzen iſt.

299.

Fremdes Unglück kann noch mehr niederdrücken, als eigenes; ſofern uns der Schmerz dann nicht als Schwäche erſcheint, der man pflichtmäßig widerſtehen müſſe.

300.

Der Neid iſt eine ſo geringhaltige, niedrige, ſchmuzige Leidenſchaft, daß er gar nicht kann gereinigt und veredelt werden; daher iſt er auch völlig undramatiſch.

301.

Wir kennen Körper ohne Geiſt, aber auf Erden keinen Geiſt ohne Leib: was folgt daraus?

302.

Die Zweikämpfe sind in unseren Tagen keineswegs zu betrachten als ein Ueberrest allzumuthiger Zeiten; sie entstehen meistens aus der Furcht für furchtsam gehalten zu werden.

303.

Ein Gott, der ganz und gar keine Analogie zum Menschen hat, entweicht unserem Denken und Fühlen; ein Gott, der durchaus denkt und fühlt wie ein Mensch, kann für ihn kein Gott sein und bleiben.

304.

Jeder Mensch ist zuvörderst er selbst, dann aber auch beiläufig ein Anderer, oder viele Andere. Eine Unsterblichkeit, welche mich ganz in einen Anderen verwandelt, das Bewußtsein unterbricht und die Persönlichkeit vertilgt, läuft auf Materialismus oder Pantheismus hinaus.

305.

Wie verträgt sich die Unveränderlichkeit Gottes mit den Bewegungen aller Dinge

und ſeinem Wiſſen von dieſen Bewegungen? Die Antwort: vor Gott gibt es keine Veränderung und Zeitfolge, macht die Sache nicht verſtändlicher.

306.

Wenn nur das wahr wäre, worüber alle Menſchen übereinſtimmen, ſo gäbe es keine Wahrheit, ausgenommen in der Mathematik.

307.

Kein Menſch iſt dem andern körperlich vollkommen gleich: können wir uns nun wundern, daß ihre Gedanken und Gefühle verſchieden ſind?

308.

Die Folge körperlicher Erſcheinungen, Bewegungen, Entwickelungen läßt ſich leichter verfolgen und auf eine Regel bringen, als die unſichtbaren Gedankenſprünge des Geiſtes.

309.

Manche finden Troſt im Unglück darin, daß ſie es ſich zum Verdienſt anrechnen.

310.

Viele kommen mit ihren Anſichten von Freiheit, nicht über den Begriff eines Vorrechtes hinaus.

311.

Man verſteht ſich am Beſten auf Anwendung des Reichthums, ſo lange man ihn nicht beſitzt.

312.

Haben die unermeßlichen Fortſchritte der Naturforſchung die ſogenannte poſitive Offenbarung beſtätigt oder widerlegt? Bedarf es einer neuen Offenbarung, um ſie mit der Naturforſchung in Uebereinſtimmung zu bringen? Warum überläßt Gott dem menſchlichen Geiſte allein, und ohne weitere unmittelbare Hülfe, ſeine Phyſik, Ethik und Dialektik zu Stande zu bringen? Warum iſt, Alles zu Allem gerechnet, in dieſen Wiſſenſchaften weniger Streit, oder nach dem Streite mehr anerkannter Fortſchritt, als in der geoffenbarten Theologie?

313.

Wenn die dichteren Weltkörper ſich auf-

löseten zu der Dichtigkeit des Wassers, der Luft, der Gasarten, würde dadurch der unermeßliche leere Raum, und bis zu welcher Dichtigkeit angefüllt? War alles Materielle einst so gleichartig vertheilt, und entstanden die Weltkörper durch Wahlanziehung und Bewegung?

314.

Raum und Zeit stehen in wechselseitigem Verhältnisse. Seitdem sich jener ins Unermeßliche ausgedehnt hat, reichen 6000 Jahre Zeit nirgends mehr aus.

315.

Regierungen, die planlos handeln und die sich das Unbedingte zum Zweck setzen, erwecken gleichmäßig Unzufriedenheit.

316.

Man muß politische Rechte nie blos deshalb aufgeben, weil sie klein sind. Aus einem kleinen Samenkorn kann ein großer Baum erwachsen.

317.

Niemand kann ſich einer Regierung annehmen und ſie vertheidigen, die nicht handelt, oder nicht einmal ſagt, was ſie will.

318.

Es iſt und bleibt (trotz aller nahe liegenden Einreden) ein erhabener Gedanke, daß das Göttliche Alles durchdringe und beherrſche. Steigert ſich aber dieſer Gedanke nicht bis zu einer lebendigen Perſönlichkeit Gottes, ſo wird er dem Menſchen nie vollkommen genügen. Heſiods 30000 lebendige Götter ſind der größte Gegenſatz jener begrifflichen, abſtrakten Auffaſſung.

319.

Laſſe ich die Welt erwachſen wie eine Pflanze oder ein Thier, ſo bleibt immer die Frage: woher die erſte Pflanze und das erſte Thier? Und das führt wieder hinan zu der Frage nach dem Zwecke, welcher ohne Verſatz, Gedanken und Geiſt unmöglich iſt.

320.

Kann ſich der Raum allmälig in der Art erweitern, wie die Zeit ſich verlängert? Gewiß hängt beides nicht ab vom Denken und Wollen des Menſchen, des Subjekts.

321.

Eine Begrenzung des Raums, eine Hemmung der Zeitfolge iſt dem Gedanken nach unmöglich; denn die Begrenzung führt ja über die Grenze hinaus, und neben der Hemmung, die in die Zeit fällt, läuft die Zeit weiter.

322.

Eine Ewigkeit ohne vor und nach iſt für den menſchlichen Verſtand nicht da, iſt unbegreiflich; eine Ewigkeit mit Bewegung und Zeitfolge iſt nie zu Ende, alſo noch keine volle Ewigkeit. Eine Ewigkeit mit einem Ende, einem jüngſten, letzten Tage, iſt ein Widerſpruch in ſich ſelbſt.

323.

Alle Zeitbeſtimmung beruht darauf, daß ich Meſſendes und Gemeſſenes (Uhr und

Bewegung der Weltkörper u. ſ. w.) einander gegenüberſtelle und mit einander vergleiche. Würden alle Bewegungen ohne Ausnahmen (Planeten, Uhren, Pulsſchlag u. ſ. w.) ſchneller oder langſamer, wie und woran wollten und könnten wir die Veränderung bemerken und meſſen?

324.

Durch die Vernunft können wir gewiß keine Kinder erzeugen; erzeugt ſich denn aber Vernunft durch den körperlichen Beiſchlaf? Wäre die materialiſtiſche Seite alsdann nicht mächtiger, wie die idealiſtiſche.

325

Lebt Alles, was ſich bewegt, ſo gibt es nichts Unbelebtes. Soll aber der Grund der Bewegung des Lebendigen in ihm ſelbſt liegen, ſo läßt ſich allerdings vielerlei ſondern und auf die Seite des Lebendigen oder Unlebendigen ſtellen. Andere Schwierigkeiten bleiben aber ungelöſet, ſo z. B. worin der Grund aller Bewegung liege? in welchem Sinne der unbewegte Beweger lebendig ſei? Ob jede Kryſtalliſation ein Leben zeige u. ſ. w.?

326.

Männer und Weiber ſtehen in einem verſchiedenen Verhältniſſe zu Göttern und Göttinnen; ſtellen ſie ſich nun auch verſchieden zu dem einen Gott, der in gewöhnlichem Leben und herkömmlicher Betrachtungsweiſe doch öfter als ein Mann gedacht und empfunden wird, denn als ein Weib, oder als geſchlechtslos?

327.

Jeder Gedanke iſt eine innere Bewegung, erzeugt aber für ſich noch keine äußere Bewegung.

328.

Unglaube, welcher Aberglauben, und Aberglaube, welcher Unglauben erzeugt, iſt die ärgſte generatio aequivoca.

329.

Aus unermeßlicher Ferne wirkt das Materielle auf uns und erzeugt Anſchauungen und Gedanken; wir können aber mit unſeren Gedanken nicht in die Ferne zurückwirken. Die Materie gibt ohne Bewußtſein, wir empfangen mit Bewußtſein.

330.

Manche Skeptiker und verneinende Geister rühmen die Bequemlichkeit, daß sie nichts zu vertheidigen haben. Diesen Vortheil kann jeder, in äußerer und innerer Beziehung, leicht erwerben, wenn er allem Besitze entsagt.

331.

Brächte uns die Sünde näher zu Gott, als die Tugend, so würde jene der wahre Weg zur Seligkeit.

332.

Es läßt sich gar nicht ausmessen und aussagen, wie viel Verdienst Jemand hat, und wie viel Glück ihm dafür zukömmt. Liegt nicht in jeder Klage ein Anspruch, und in jedem Anspruch ein Hochmuth verborgen oder zu Tage? Für den Einzelnen gleicht sich allerdings Verdienst und Glück (so weit wir es sehen) nicht immer aus; tritt aber diese Ausgleichung vielleicht schon in dieser Zeitlichkeit ein, wenn ich die ganze Menschheit als eine Einheit betrachte?

333.

Jede Entdeckung in der Natur, jeder Fortschritt der Erkenntniß erhöht das Glück der Menschheit. Falsche Anwendung fällt den Irrenden selbst zur Last.

334.

Dasjenige Bekenntniß ist am entferntesten vom wahren Christenthume, welches die wenigste Liebe in sich trägt und offenbart.

335.

Warum werden die Kinder unbefragt in die Welt gesetzt und die Aeltern wider ihren Willen hinausgeschoben? Warum haben so Wenige Lust, dies Jammerthal mit einer anderen Welt zu vertauschen? In Wahrheit: weil der Glaube an die Fortdauer schwächer ist, als das Wissen von dem zeitlichen Dasein.

336.

Das Christenthum wirkt, wie man sagt, als ein Gährungsstoff. Aber durch die Schuld der Menschen ist es nur zu oft in

die ſauere und faule Gährung übergegangen, und deshalb die bezweckte, beſeligende Wiedergeburt der Menſchheit noch nicht zu Stande gekommen.

337.

Man ſoll die Religion keineswegs blos auf die Vorzüge oder Mängel des Menſchen bauen; ſondern auf beides.

338.

So viel ſich auch Theologen und Philoſophen abgemüht haben, ſo bleibt doch das Daſein des Böſen und des Uebels beim Monotheismus unerklärlich und unbegreiflich. Damit, daß ich es ganz läugne, oder (etwa durch den von Gott nicht gehinderten Sündenfall ſeines Geſchöpfes) ganz in menſchliche Kreiſe verlege, iſt die Sache nicht zu einem genügenden Ziele gebracht.

339.

Wenn es wahr wäre, daß die Natur lediglich für die Bedürfniſſe und Zwecke des Menſchen beſtimmt ſei, ſo verdiente ſie den Vorwurf, täglich ihre Pflicht zu ver-

abſäumen; — von Erdrevolutionen, bis zur Kartoffelkrankheit.

340.

Jeder würde es thöricht finden, wenn man in Quinta den Tacitus und Aeſchylus leſen wollte; und doch mühen ſich ſo viele erwachſene Quintaner ab, das zu leſen, was nicht für ihre Klaſſe, nicht für dieſe Zeitlichkeit gehört. Ich warte ruhig die Verſetzung ab.

341.

Treibe ich die Betrachtung der Eigenſchaften Gottes (Allmacht, Allwiſſenheit, Allgegenwart) bis zur äußerſten, abſtrakten Allgemeinheit, ſo thue ich gar nichts, weiß gar nichts, bin gar nichts.

342.

Es iſt natürlich, daß die Geiſtlichen duldſamer ſind gegen Aberglauben, als gegen Unglauben.

343.

Das Reden von Freiheit und Religion

steht oft in umgekehrtem Verhältnisse zu ihrem Vorhandensein.

344.

Die Sittenlehre ist keineswegs unbedingt abhängig von dem Glauben an das Dasein Gottes. Ein theoretischer Gotteslängner wird doch nicht behaupten, er habe deshalb einen Freibrief zu lügen und zu betrügen?

345.

Jeder Stand hat seine eigenthümlichen Tugenden, Gefahren, Laster u. s. w. Man ist geneigt, die ersten zu hoch und die letzten zu gering anzuschlagen. So bekommt auch jede Tugend und jedes Laster für die einzelnen Stände ein eigenthümliches, größeres oder geringeres specifisches Gewicht.

346.

Wahre Frömmigkeit macht nicht finster, menschenscheu, verfolgungssüchtig; sondern heiter, gesellig und menschenfreundlich.

347.

Gott hat mir meine Persönlichkeit und

damit die Pflicht gegeben, sie so viel als möglich auszubilden. Hiedurch, und nicht durch faule, gedankenlose Selbstvernichtung komme ich ihm näher und erfülle seinen Willen.

348.

Für einfache, redliche Christen reicht die Offenbarung aus, für zänkische Theologen wäre eine neue nöthig —; und dann würden sie doch fortzanken.

349.

Ich kann, für meine Person, behufs der Unsterblichkeitslehre kein Gewicht auf die Ausgleichungstheorie legen. Gott hat sich nämlich in dieser Zeitlichkeit so gnädig gegen mich bewiesen und ich bin dafür so dankbar und zufrieden, daß ich fürchten könnte, bei der Ausgleichung in jener Welt müßte ich herausgeben und würde nachgestraft, um das allgemeine Gleichgewicht herbeizuführen.

350.

Es ist unsinnig bei der Lehre von den göttlichen Strafen, aus der Zeitlichkeit in

die Ewigkeit hineinzuſpringen, und einer Tagesſchuld eine Strafewigkeit gegenüberzuſtellen. All das vornehmthuende Gerede (über Bewußtſein und Gedächtniß hinaus), dieſe Straftheorie zu rechtfertigen, widerſpricht dem natürlichen Verſtande und Gefühle.

351.

Daß ſich Göttliches zum Menſchen herablaſſen, Menſchliches zum Göttlichen erheben könne, wußten und glaubten ſchon die Heiden. Iſt es ein unläugbarer Fortſchritt, daß man dieſe gemäßigte, verſtändliche und fördernde Anſicht bis zur ſcharf abgegrenzten Lehre von der Dreieinigkeit ſteigerte?

352.

Wäre der natürliche Glaube an die Unſterblichkeit ſo unmittelbar gewiß, wie der an ſein eigenes Daſein, ſo würde man nicht nach Beweiſen umherſuchen. Da nun aber die philoſophiſchen, phyſiſchen und ethiſchen Beweiſe nicht ausreichen, nimmt man ſeine Zuflucht zu Offenbarungsbeweiſen und den Verſicherungen des neuen Teſtaments. Worte

eines Menschen geben indeß über einen so schwierigen Punkt keine volle Beglaubigung und dies ist gewiß ein nöthigender Grund, Christus zum Gott zu erheben. Man hielt an dieser Lehre fest, um die Unsterblichkeit nicht aufzugeben, vergaß aber, daß die Ewigkeit eines Gottes die menschliche an sich noch nicht verbürgt, und die Gottheit Christi nun des Beweises bedurfte, den man hinsichtlich der Unsterblichkeit nicht finden konnte.

353.

Wer nicht (trotz aller Einreden) Gedanken und Gefühl der Unsterblichkeit festhält und mit seinem zeitlichen Dasein in Verbindung setzt, leidet an einer geistigen Verstümmelung und ist ein Stockfisch und Philister. Jener Gedanke, jenes Gefühl gehört zu uns, — auch wenn es gar keine Unsterblichkeit gäbe.

354.

Ich wünsche mir in jener Welt die entferntere Bekanntschaft Mancher, die ich hier gesehen habe und habe sehen müssen; ich

habe aber die größte Sehnsucht nach Anderen, die nicht zu meiner Zeit auf Erden lebten.

355.

Warum legen wir dem, was wir materiell nennen, weniger Dauer bei, als was wir Geist nennen. Es ist eine Vornehmthuerei zu sagen: die ganze Welt wird untergehen, meine Person aber übrig bleiben. Der Geist bewegt und entwickelt sich in der Zeit, wie die Materie.

356.

Müßte man verzweifeln, wenn es kein künftiges Leben gäbe? — Nein, man müßte heiter Gott vertrauen, der Alles am Besten ordnet und entscheidet.

357.

Sollte uns auch die Unsterblichkeit vorwärts zu Theil werden, ist sie uns doch rückwärts nicht gegeben.

358.

Weil ich im Gedanken die Welträume und Zeiträume durchmesse, folgt nicht, daß

ich jene dereinst bereisen und diese durchleben werde.

359.

Es ist zweifelhaft, ob gewöhnliche Hoffnungen die Menschen mehr trösteten oder mehr närrten?

360.

Rochefoucauld hat seinen Lehrsatz vom Egoismus in hunderten von Sprüchen und Gedanken geschliffen und geglättet, brillantirt und facettirt; aber trotz alles Künstelns, ist und bleibt es ein falscher Edelstein.

361.

Man ist gewöhnlich am duldsamsten gegen die Fehler, welche man selbst begeht; nicht aber gegen diejenigen, welche man begangen hat und nicht mehr begehen kann.

362.

Die Menschen unterscheiden sich nicht blos körperlich, sondern auch geistig in Nahsichtige und Fernsichtige. Sehr selten sind beide Eigenschaften vereint; vielmehr macht das

Daſein oder die Uebung der einen gewöhnlich ungeſchickt für die andere; das beweiſen Naturforſcher, Philologen, Hiſtoriker.

363.

Das Mikroſkop und das Teleſkop erweitern die Erkenntniß der Welt, gründen ſich aber auf das natürliche Auge und machen daſſelbe keineswegs überflüſſig und entbehrlich.

364.

Begeiſterung und Kritik ſollten ſich ergänzen, ſie ſtehen ſich aber oft feindlich gegenüber. Wir leben in einem Zeitalter nicht der Begeiſterung, ſondern der Kritik und dieſe iſt meiſt verneinend, auflöſend, zerſtörend.

365.

Wer Flitterwochen der Ehe auf den ganzen Eheſtand, der Jugend auf das ganze Leben ausdehnen will, hat das Weſen des einen und des andern nicht begriffen. Flitterwochen ſind eben Flitter, — Wochen.

366.

Das iſt ein ſchlechter Ruhm, der nur mit dem Maßſtabe des Zerſtörens kann gemeſſen werden.

367.

Papiergeld und Metallgeld verhalten ſich meiſt wie Scheinverdienſt zu wahrem Verdienſte. Nach kurzen Flitterwochen kommt die Wahrheit zu Tage.

368.

Die Fehler der Menſchen offenbaren ſich ſchneller, als ihre guten Eigenſchaften; und ſchon deshalb finden ſich bei näherer Bekanntſchaft mehr Gründe zur Menſchenliebe, als zum Menſchenhaſſe. Dieſen natürlichen, edeln, verſöhnenden Beſtandtheil des Menſchen hat beſonders Shakeſpeare ſelbſt in den ärgſten Verbrechern hervorgehoben oder doch angedeutet, während viele Theologen darin ein Verdienſt ſehen, Alle als eingefleiſchte Teufel darzuſtellen.

369.

Viele glauben Gott ſehr zu ehren, wenn ſie ihm verſtatten oder zuweiſen, das durch

Gnade wieder gut zu machen, was er bei der Schöpfung verfehlt hat. Sie geben großmüthig dem gnädigen Gott, was sie dem schaffenden abgezogen haben.

370.

Jeder weiß, wenn sein Leib, Wenige wissen, wenn ihr Geist erkrankt. Es gibt für beide keine gleiche und gleichartige Dosis von Universalmedizin.

371.

Es ist keineswegs eine Nothwendigkeit, sondern ein beigefügter Widerspruch, daß große Männer große Fehler haben müssen. Gewiß sind diese von der Größe in Abzug zu bringen, wo sich dann meist ein vom ersten Scheine sehr abweichendes Ergebniß findet. Man vergleiche z. B. Bonaparte und Washington.

372.

Die Persönlichkeit ist allerdings ein Maß der Begrenzung und Beschränkung; aber ebenso ein Kern immer fortschreitender Entwickelung innerhalb der eigensten Natur.

373.

Wäre der Idealismus wirklich das allein Wahre und Herrschende, so müßten wir durch Gedanken Geister erzeugen können.

374.

Es ist eine unnütze und thörichte Furcht, daß die Verschiedenheiten, welche hervorgehen aus der fortschreitenden Ausbildung der Persönlichkeiten, alle Einigkeit und höhere Uebereinstimmung aufheben. Diese liegt nur nicht auf der Oberfläche, sondern in den Tiefen des Geistes und Herzens, wohin der Blick gewöhnlicher Zionswächter nicht reicht.

375.

Das Sprichwort: „Kleider machen Leute", ist immer noch richtiger als das: symbolische Formeln machen wahre Christen. Beides sind Kleider, die man anzieht, weil man will oder muß.

376.

Wer die Demuth (fratzenhaft) übertreibt, dem wird sie zum Hochmuth.

377.

Es ist eine Beschränktheit und Einseitigkeit unserer Zeit, daß sie das Edle und Große einer freiwilligen, steten Keuschheit (besonders bei Frauen) nicht begreifen kann. Es steht damit eine eigene Weltansicht in Verbindung, welche, einmal verloren, sich nicht wieder erwerben läßt.

378.

Wer jemals Mode war, kommt auch aus der Mode.

379.

Muth des Charakters ist das Größte und Seltenste auf Erden.

380.

Es hat keinen Zweifel, daß manche Fehler mehr Beifall gewinnen, als manche Tugenden; — aber bei wem?

381.

Geringe Kräfte zerbrechen bei getäuschten Hoffnungen; größere treiben doppelt, wenn mancher üppige Wasserzweig abgeschnitten

wird. So zerstört bei jenen Weiberhätschelei, die für wissenschaftliches und praktisches Leben erforderliche Energie; während bei diesen zurückgedrängte oder abgewiesene Liebe, die Strahlen des Geistes und Herzens zuweilen in That und Schrift- und Kunstwerken aufwärts treibt.

382.

Wer an dem Wechsel der Gedanken und Empfindungen Anstoß nimmt und ihn nicht ertragen kann, dem fehlt der feste, sichere Kern, um den sich Alles bewegt.

383.

Man klagt so viel über das Gefühl der Unvollkommenheit; ist es aber nicht der stärkste Antrieb, unabläßig nach Vollkommenheit zu streben?

384.

Das, was in der Zeit keinen Werth hat, erhält ihn auch nicht durch die Ewigkeit. Der bloße Gegensatz der Dauer bleibt bei der Oberfläche stehen, und das Zeitliche ist

keineswegs gleichbedeutend mit dem Werthlosen und Nichtigen.

385.

Für eine Seligkeit, die blos Ruhe ist, oder sein soll, kann ich mich nicht begeistern. Warum schuf Gott die Welt, wenn ihm die Ruhe genügte?

386.

Die unermeßlichen Verschiedenheiten in der Natur werden mit größtem Fleiße aufgesucht. Eine neue Pflanze, ein unbekannter Wurm wird von den sich wechselsweise deshalb Lobenden mit Jubel begrüßt, und jeder dieser Eingeweihten ist von seiner Unsterblichkeit überzeugt, sobald sein Name einem jener Würmer beigelegt wird. Da aber das Gedächtniß unter der Last der Namen und Beschreibungen erliegt; so wäre die unerläßliche und höhere Aufgabe, diese Masse von Einzelheiten durch die Kraft einer breiteren Regel und eines allgemeineren Begriffs zusammenzufassen und zu vermindern, um nicht in äußerlicher Atomistik allzu vieler Arten zu Grunde zu gehen.

Nur Menſchen (nicht Pflanzen und Thiere) haben Perſönlichkeit; deſſungeachtet werden Tauſende, ja Millionen keineswegs einzeln vorgeführt und als Perſonen behandelt. Die Naturgeſchichte thue daſſelbe, was die Menſchengeſchichte ſchon längſt zu thun gezwungen iſt.

387.

Wer die im Leben nothwendigen Pauſen nicht richtig hält und abzählt, wird immer zu früh oder zu ſpät einſetzen; wer immer fortissimo und pianissimo verlangt, wird weder die Harmonie der Sphären, noch des täglichen Lebens hören und begreifen.

388.

Wenn der Geiſt den Leib übermäßig antreibt und benutzt und der Leib den Geiſt überreizt, hat der Menſch das leibliche und geiſtige Gleichgewicht verloren. Und doch bewundern Viele dies Stehaufſpiel.

389.

Für die meiſten (d. h. alſo die gewöhnlichen) Menſchen gibt es keinen ſchlechthin

bestimmten Beruf, oder eine einzige Ehehälfte.

390.

Viele trachten nach Gesellschaft mit kleinen Leuten, um sich zu zerstreuen; ich sehne mich nach der Einsamkeit mit großen Männern, um mich zu sammeln, und bin überhaupt am glücklichsten mit Personen, die mir überlegen sind.

391.

Wer das Alltägliche nicht zu ertragen, zu behandeln vermag, sinkt öfter unter dasselbe, als daß er sich darüber erhöbe.

392.

In dem überreizten und doch abgelebten Europa würde jede Demokratie zur Despotie führen; nicht so in dem jugendlich natürlichen, kräftigen, gesunden Nordamerika.

393.

Eine dumme Frau ist schlimmer wie eine böse; denn diese kann man bändigen, jene aber nicht klug machen.

394.

Es war und bleibt ein Misgriff, alle Religion in Poesie und Poesie kurzweg in Religion verwandeln zu wollen.

395.

Wer nur in der Vergangenheit lebt, wird trübsinnig; wer nur in der Gegenwart, oberflächlich; wer nur in der Zukunft, unbrauchbar fantastisch; wer in allen Dreien, kömmt zu ihrer rechten Dreieinigkeit.

396.

Wer den Tag geringschätzt, ist ein Thor; denn das Leben besteht aus Tagen, die sich aneinanderreihen, aus Elementen der Ewigkeit.

397.

Sonst gingen viele Frauen zu Grunde an äußerlicher Philisterei, jetzt an den heimlichen Sünden der Fantasterei.

398.

Der wahre Rationalismus stammt aus Gott und findet seinen Frieden in Gott:

zwiſchen ihm und dem ächten Offenbarungsglauben iſt kein unlöslicher Streit. Beide aber ſollen ſtreiten gegen den Hochmuth unſinniger Selbſtvergötterung, und die verfolgungsſüchtige Heuchelei des Aberglaubens.

399.

Was man Liebe nennt, verdient dieſen Namen oft gar nicht; es iſt nur ein Geſchlechtsverhältniß und Geſchlechtsbedürfniß. Raketen, Schwärmer, Feuerräder der Liebe werden hinaufgeſetzt über das ewige, belebende, erleuchtende Sonnenlicht.

400.

Faſt alle neueren Virtuoſen begehen, mit frechem Uebermuthe, die unverzeihliche Sünde gegen den heiligen Geiſt der Kunſt.

401.

Der Schmerz hat kein größeres und edleres Recht auf Dauer, als die Freude.

402.

Liebe, die das Geliebte nur haben und

beſitzen will, iſt oft ärmlicher, aufgeputzter Egoismus.

403.

Was man in der Jugend Herz nennt, ſind oft nur die Sinne, und was man im Alter Kopf nennt, oft nur Eigenliebe.

404.

Wer vernünftigen Rath willig annimmt, iſt auf dem beſten Wege ihn ſich ſelbſt zu geben.

405.

Wolken der Fantaſie machen keineswegs ſchon einen Dichter; ja ſie ſind das Gegentheil der beſtimmten Geſtalten, welche dieſer erſchaffen ſoll.

406.

Wer Mäßigung mit Faulheit und Gleichgültigkeit verwechſelt und deshalb ſchilt, beſitzt höchſtens die Begeiſterung und Kraft der Leidenſchaften.

407.

Man hat mehr Grund fremdes Lob, als fremden Tadel zu bezweifeln.

408.

Es gibt einzelne, ja ganze Völker, die eher Beleidigungen, als Spott verſchmerzen; denn jene können ſich ſelbſt gegen das Groſſe und Tüchtige wenden, dieſer ſetzt das Geringe voraus und bezeichnet es.

409.

Das bloſſe Glück erſchafft nie einen groſſen Mann; wohl aber gehen groſſe Naturen durch äuſſere Glücksfälle zu Grunde, oder werden doch in Ausbildung und Fortſchritt weſentlich gehindert.

410.

Es iſt leichter und gewöhnlicher von einem Aeuſſerſten ins andere überzuſpringen, als die rechte, lebendige Mitte zu begreifen und zu ergreifen.

411.

Wenn mich meine Freunde und Freun-

dinnen nicht mehr lieben, als ich verdiene, so bin ich übel dran.

412.

Man soll nicht Verzagtheit mit Demuth verwechseln, oder Hochmuth für edles Selbstvertrauen halten.

413.

Es zeigt von Gemüthslosigkeit und ist gewiß nicht geistreich, wenn man im Hintergrunde fast aller Liebesgeschichten nichts sieht, als ein zweischläfriges Bett.

414.

Kenntniß des Schönen und Gefühl für dasselbe hilft mehr gegen gemeine Verhältnisse zum Häßlichen, als die meisten Sittenlehren und Tugendpredigten; wiederum ist eine blos ästhetische Erziehung niemals ausreichend für den ganzen Menschen.

415.

Das Alter versteht insofern mehr von der äußeren Schönheit wie die Jugend, als

es von der Schminke der Leidenschaft weniger getäuscht und geblendet wird.

416.

Eitelkeit ist die unbequemste aller Leidenschaften.

417.

Entsagung ist oft nur die Karikatur der Mäßigung und gebt oft, erzwungen, aus der Unmäßigkeit hervor.

418.

Nichts Kläglicheres gibt es, als einen abgelebten jungen Menschen, der seine Blasirtheit vornehm Weltschmerz betitelt.

419.

Der Schriftsteller, welcher sich, bei beschränkten Kräften, an große Aufgaben und Gegenstände wagt, leistet vielleicht nichts für die Welt, aber erhöhet und verklärt sein eigenes Leben; beschränkte Kräfte auf geringe Gegenstände verwandt, nützen weder der Welt, noch fördern sie den sich damit Abmühenden.

420.

Blanke Stiefelchen und weiße Glacéhandſchuh ſind die Haupteigenſchaften und Kennzeichen manches Diplomaten. In den Salons erlernen ſie nichts, als ſich mit Anſtand zu langweilen und demnächſt auch Anderen Langeweile zu machen. Alle groſſen Weltbegebenheiten ſind ohne dieſe Diplomaten und trotz denſelben zu Stande gekommen, und während ſie mikroſkopiſche Unterſuchungen an und mit Hofungeziefer anſtellen, brauſet der Strom der Weltgeſchichte weiter.

421.

Es iſt ein trauriger Beweis der Stumpfheit des moraliſchen Sinnes, wenn man die ungezügelte Begier, ohne Arbeit und Anſtrengung ſchnell reich zu werden, offen eingeſteht und als Beweis der Weltweisheit betrachtet. Reichthum hat nur ſittlichen Werth durch die Kraft und Anſtrengung, aus welcher er, als Nebenfrucht, hervorgeht, oder durch die, groſſen Sinn offenbarende, Art ſeiner Verwendung.

422.

Unter den äußerlichen Eigenschaften, die eine gute Ehe verbürgen, ist Schönheit eine der unbedeutendsten; gewiß unbedeutender, als ein, drückende Noth ausschließendes Besitzthum.

423.

Wer die Offenbarung verschmäht, dem liegt ob, mit verdoppelter Anstrengung seine Vernunft zu gebrauchen. Wer beides nicht für einen ächten Inhalt seines Lebens benutzt und verwendet, ist doppelter Streiche werth, und sie bleiben nicht aus: denn thierische Dummheit oder Verzweiflung eitler Grübelei brechen über ihn ein!

424.

Daß Gott dem Menschen Vernunft eingepflanzt hat, ist das größte, unbegreiflichste, beglückendste aller Wunder!

425.

Manches, was Theologen behaupten, kann ich mir trotz aufrichtigen Bestrebens nicht

aneignen; ſondern es erſcheint mir willkürlich und überflüſſige Menſchenſatzung. Wenn ſie aber ſagen: alles Schlechte und Dumme ſtammt aus dir, alles Gute und Weiſe hingegen kommt von Gott; ſo ſtimmt dies mit meinem innigſten, unmittelbarſten Gefühle, obwol der Verſtand jenen Gegenſatz genügend aufzuklären und darzuthun nicht im Stande iſt.

426.

Was ich gearbeitet, geſchrieben habe; ich that es, weil ich nicht anders konnte, weil es mein Leben war, oder es in ſich ſchloß. Das raſtloſe Beſtreben, Alles ſo gut wie möglich zu machen, verſtand ſich von ſelbſt und lohnte ſich ſelbſt; weshalb Frage und Sorge um fremden Beifall faſt nie zum Bewußtſein kam. Ich hatte ja mein Glück und meinen Lohn ſchon hinweg. Wohl aber verſtimmte es mich zuweilen (nicht meinethalben, ſondern der Sachen und Perſonen halber) da Gleichgültigkeit zu finden, wo mich Kopf und Herz zur Theilnahme, Begeiſterung, Bewunderung fortgeriſſen hatten.

427.

Ich kann mir wol denken, daß aus dem Materiellen in höchster Steigerung Gedanken hervorbrechen und in früher ungekannter Freiheit den Weltenraum mit durchziehen; aber als Schöpfer des Materiellen, als Träger der Ewigkeit kann ich nur den Gedanken Gottes anerkennen, fühlen oder träumen.

428.

Ich muß mich in die platonischen Ideen hineinkünsteln und finde mich bei ihrem Schweben zwischen Himmel und Erde nicht bequem und einheimisch. Sie genügen weder einer entschlossenen Sinnlichkeit (da die Dinge nur ein Scheinleben behalten), noch einer mystischen Sehnsucht nach dem Göttlichen.

429.

Unbeschadet der Demuth und nach menschlicher Betrachtungsweise kann ich sagen: ich habe mir mein inneres und äußeres Leben erschaffen durch die Kraft meines Willens und trotz vieler Hindernisse. Aber eben dies

macht mich nicht herbe und kalt, ſondern milde und theilnehmend.

430.

Der beſte Schutz gegen Urtheile kleiner Leute, iſt der Umgang mit den größten Männern aller Zeiten. Er ſchützt gegen Eitelkeit und Aerger, erhebt durch Demuth und iſt eine Quelle der Weisheit und des Glücks, die unerſchöpflich wird für jeden, der daraus ſchöpfen will.

431.

Die Abhängigkeit einer Ehefrau von ihrem Manne iſt (in thesi) größer, als die einer Nonne von ihrer Aebtiſſin; denn hier ſteht die Ordensregel regelnd zur Seite, während dort Alles auf Belieben und Geſchicklichkeit hinausläuft.

432.

Ich bete lieber (mit den Perſern und Peruanern) die Sonne an, als einen Miniſter der Aufklärung.

433.

Die Griechen, welche mehr von der wahren Schönheit verstanden, als je ein Volk, haben eben deshalb nie mit der halben und unwahren so viel gequängelt, als es in unseren Tagen geschieht.

434.

Verliebte betrachten ihre Vorzüge durch das vergrößernde, ihre Fehler umgekehrt, durch das verkleinernde Glas. Nach der Heirath tritt oft das entgegengesetzte Verfahren ein, und Alle erstaunen über die Verschiedenheit der Ergebnisse.

435.

Durch die Liebe (sagt man) wachsen die Menschen, wie die Pflanzen nach einem Regen. Mag sein: aber der Pilz wächst wie ein Pilz, die Rübe wie eine Rübe u. s. w.

436.

Es ist irrig, immer nur die rechte und höchste Liebe da zu sehen, wo sie sich auf einen einzigen Gegenstand beschränkt. Die höchste Liebe hat vielmehr die Eigenschaft,

daß sie durch Verbreitung nicht abnimmt, worauf z. B. Geschwister- und Kinderliebe schon hinweiset, und wodurch sich die Liebe Gottes offenbart. Viele stehen in dieser Hinsicht noch beim alten Testamente, wo Jehovah nicht alle seine Geschöpfe mit Liebe umfaßte, sondern die Juden vorzog und alle Anderen vernachläßigte.

437.

Fast alle unsere Romane sind nichts als klägliche Liebesgeschichten, mit einer ästhetisirenden Brühe übergossen. Diese überwindet aber nur selten die anbrüchige und anrüchige Beschaffenheit. Uebrigens erzeugen und vermehren jene Geschichten die schon vorherrschende Kränklichkeit in größerem Maße, als sie dieselbe auszuheilen im Stande sind.

438.

Manche Personen begeistern sich jedesmal für das zuletzt Gehörte oder Betrachtete; aber immer nur so lange, bis eine zweite oder dritte Seite wieder hervortritt. Sie können nur als Anempfinder in niederen

Stellen die Befehle Anderer ausführen: an die Spitze gestellt, geräth Alles durch sie in Wechsel und Willkür.

439.

Es ist eine Klugheitsregel, nie zu streiten, wenn man gewiß ist, seine Ansichten nicht durchsetzen zu können; aber es ist keine Regel für Gesinnung und Charakter.

440.

Wenn es Mancher über seine Eitelkeit gewinnen könnte, Anderen den Schein dessen zu lassen, was er selbst durchsetzt; wenn Mancher die Geschicklichkeit hätte, Anderen aufzureden, daß sie selbst Alles bewirkten: — was ließe sich oft nicht bewirken.

441.

So wie im Kriege ein großer Erfolg kann durch viele kleine Unfälle vernichtet werden, so eine große innere Regierungsmaßregel durch viele kleine, äußerliche Hemmungen. Man soll sich nie allein auf die gute Sache und deren Gewicht verlassen; sondern die höchste Aufmerksamkeit auf die kleinen

Einwirkungen und Nebenumstände richten, welche sogleich entstehen, wenn etwas Wichtiges vom Stapel gelassen wird.

442.

Es ist leicht jemand zu einem tüchtigen Entschluß zu überreden und von einem gemachten Fehler zu überzeugen; aber es ist fast unmöglich, einem schwachen Charakter hiedurch Festigkeit, Ausdauer und Sicherheit gegen täglich neue Fehler zu geben.

443.

Man glaubt nicht, welche Geschicklichkeit und Kraft, Fehler wieder gut zu machen, sich oft Staatsmänner zutrauen, die nicht Kraft und Geschicklichkeit besaßen, sie zu vermeiden.

444.

Ich habe oft erlebt, daß Leute, die durch die triftigsten Gründe nicht von ihrer verkehrten Meinung abzubringen waren, sogleich nachgaben, wenn man irgend etwas (einen Kunstausdruck, einen Lehrsatz u. dgl.) anführte, welches ohne Bedeutung war, von

ihnen aber gar nicht verstanden wurde. Sie schämten sich zu fragen, ihre Unwissenheit zu gestehen und zogen sich vor solchem Abracadabra zurück.

445.

Nur wo eine Wahl möglich ist, ist eine Berathung nöthig und nützlich. Das Unvermeidliche soll mit Kraft ergriffen, nicht schwächlich darüber hin- und hergeredet werden, als sei Aenderung möglich.

446.

Es gibt Leute, welche sich einbilden, Freunde großer, entscheidender Maßregeln zu sein, weil sie die Gabe besitzen, sich hineinzudenken; aber sie merken nicht, daß ihnen die Ausdauer fehlt, auch nur das Kleinste bei erhobenem Widerspruche durchzusetzen. Niemand ist übler daran, als ein Rathgeber solcher Männer: sie gehen ihm unter den Händen verloren, wie ein Traum.

447.

Man sollte glauben, Unentschlossenheit sei unmöglich, sobald man sich nur den

Werth der Zeit und des rechten Zeitpunktes gehörig vergegenwärtigt; aber weil dieſe nicht baar eingehandelt wird, läßt man ſie gewöhnlich aus der Berechnung hinweg, bis der ungeheure Mangel und Verluſt zuletzt unerſetzlich erſcheint.

448.

Wenn ſchwache Staatsmänner in Hinſicht der von ihnen öffentlich ergriffenen Maßregeln recht in Angſt geſetzt ſind, ſuchen ſie Rettung in dem erſten Auswege, welcher ihnen dargeboten wird; ohne vorher zu unterſuchen, ob ſie nicht bei dieſem Sprunge Hals und Beine, Ehre und Ruhm zerbrechen.

449.

Es hilft nichts, das Vertrauen eines Mannes zu beſitzen, der ſich ſelbſt nicht traut. Denn jenes kann nur Haltung und Sicherheit gewinnen, wo der Vertrauende ſelbſt Conſequenz und Charakter beſitzt.

450.

Nichts iſt thörichter und gefährlicher, als

zwei Parteien Genüge leisten zu wollen, welche in sich durchaus verschieden sind. Beide werden unzufrieden über den ungeschickt Vermittelnden, ihre Natur Verkennenden.

451.

Schwächlinge fürchten jeden entscheidenden Entschluß. Sie rühren aus mehren Mitteln eine Mischung zusammen und glauben damit Andere eben so hinhalten zu können, wie sie sich selbst hinhalten.

452.

Sieht man Schwäche mit dem besten Willen verbunden, so entsteht Anfangs Mitleiden. Treten aber die schädlichen Folgen jener immer schneidender hervor, so verwandelt sich das Mitleid für den Staatsmann in Verachtung. Der Gehaßte kann sich wieder emporarbeiten, ja beliebt werden, aber nie der Verachtete.

453.

Manche glauben gutmüthig: in einer Zeit, wo für Gesetzgebung und Verwaltung nichts

geſchieht, man gehe mit großen Entwürfen ſchwanger und ſtecke voller Geheimniſſe. Und das ganze Geheimniß iſt, daß Lappalien beſchäftigten, für große Dinge aber Faulheit und Unentſchloſſenheit verwaltete.

454.

Wer allein durch Gunſt und Glück ſchnell auf einen hohen Poſten ſteigt, wird allmälig lächerlich und verächtlich.

455.

Der größte Irrthum für Könige iſt der Glaube: ſie hätten ein Recht und eine Pflicht, Alles nach ihrer Meinung einzurichten.

456.

Weſſen Laufbahn außerhalb aller gewöhnlichen bürgerlichen Ordnung liegt, ſteigt (wie Cromwell ſagte) am höchſten, wenn er nicht weiß, wohin es geht, zum Throne oder zum Galgen; wer aber nach Ordnung und Geſetz vorſchreiten will, ſteigt am ſicherſten, wenn er beſonnen Weg und Ziel kennt. Wem endlich hierbei Charakter und Sitte

die höchste Bedingung bleibt, der steht oft am Höchsten in dem Augenblicke, — wo er Nichts erreicht.

457.

Es ist sehr schwer zu entscheiden, wie lange es rathsam sei, Lässigkeiten und Verkehrtheiten zu dulden, und wann mit dem Abwarten nichts mehr zu helfen ist. Wer zu früh auftritt, richtet nichts aus; wer zu spät handelt, hat Schuld an dem Uebel, das unterdessen geschah.

458.

Es ist eine Grundregel, das Nächste zu thun, aber auch an das Entfernteste zu denken. Wer das Letzte unterläßt, wird in jenem allemal irren; und wer wiederum durch das Ferne so beängstigt und verwirrt wird, daß er kein Nächstes finden und sich darüber entscheiden kann, muß zu Grunde gehen. Die Masse kann nur durch die Macht des Augenblicks bewegt und begeistert werden; der Staatsmann soll besonnen darüber hinaussehen und regeln, sonst wird jene Begeisterung leicht thöricht, ja frevelhaft.

459.

Jede Verletzung ſittlicher Grundſätze durch Worte, vor dem Vollbringen der That, wirkt inſofern doppelt nachtheilig, weil ſie die Möglichkeit des Thuns jedesmal verringert. Geht die That ſo voran, daß ſie nachfolgende Worte und Entſchuldigungen beſchützt, ſo iſt die innere Schuld und Zurechnung zwar dieſelbe, aber nicht die Gefahr der Einwirkung und Störung von außen.

460.

Wenige europäiſche Staatsmänner befolgen die Regel des Präſidenten Molé: für die Wahrheit mit Nachdruck und ohne Rückſicht aufzutreten, dann aber dem Könige zu gehorchen. Geſchähe jenes ſtets in gehöriger Weiſe, ſo würden die Gefahren weſentlich vermindert, welche aus dem letzten entſtehen können.

461.

Nichts löſet mehr Ordnung, Treue und bürgerliche Bande auf, als wenn die Regierung für die Inconſequenz und den

Wechsel ihrer Maßregeln Gründe angibt, welche niemand täuschen, wol aber sehen lassen, daß man den Vorsatz hat zu trügen.

462.

Ein Staatsmann, der zu viele Dinge von dem Monarchen (oder von jeder Regierung) festsetzen läßt, sündigt eben so sehr als der, welcher zu wenig von ihm entscheiden läßt. Dort werden die vom höchsten Orte ausgehenden Erscheinungen kleinlich, der Blick und die Kraft wird vom Wichtigen abgelenkt und zerstreut, die Wirkung im Einzelnen hindernd oder zerstörend; — hier erzeugt sich Willkür, es geht die Achtung vor dem Ausgesprochenen leicht verloren, und Wohl und Wehe der Bürger erscheint als Spielwerk untergeordneter Menschen.

463.

Einer Zeit, wo die Intrigue den Ausschlag gibt und aufs Höchste ausgebildet ist, fehlen große Mittel und große Zwecke, und wer immer Feinheit (finesses) üben will, wird öfter getäuscht, als er täuscht.

464.

Es ist eine schwere, aber nothwendige Aufgabe, das Gute und Heilsame zu unterlassen, wenn die Gemüther dazu nicht vorbereitet oder reif sind.

465.

Durch Umhertreiben unter dem corps diplomatique erwirbt man keinen politischen Blick. Es gehört dazu große Kenntniß der Geschichte und ein Scharfsinn, der öfter aus einem großen Gemüthe, als aus Verstandeskünsten hervorgeht.

466.

Nichts ist in einem monarchischen Staate schwerer, als die Wahl guter Minister. In dem, den Königen nahen Kreise zeigt sich oft unerwartete Dürftigkeit, und aus entfernteren genommen sind die größten Talente dem Neide doppelt ausgesetzt und scheitern oft an dem bösen Willen der Zurückgesetzten.

467.

Manche Herrscher sind glücklich in Zeiten gefallen, wo das, was sie ihrer eigensten

Natur gemäß thaten, unter den gegebenen Verhältnissen auch das Rechte war; — andere unglücklich in Zeiten, wo es das Unrechte war. Jene sind gerühmt, diese herabgesetzt worden, obwol sich die Urtheile (blos bei einer anderen äußeren Stellung) umkehren würden.

468.

Wer nicht sieht, wenn eine furchtbare Macht schwach, eine schwache furchtbar wird, bereitet sich selbst Verderben.

469.

Verwickelte Plane gleichen sehr zusammengesetzten Maschinen; diese stocken oder brechen, jene scheitern.

470.

Jeder Misbrauch, der ohne Erfolg angegriffen wird, gewinnt dadurch an Kraft und Dauer.

471.

Für das Schwankende, Unsichere, Bezweifelte kann sich niemand begeistern.

472.

Ein Volk ist nie leichter zu revolutionieren, als wenn vorher alles Körper- und Genossenschaftliche vertilgt ward. Vereinzelte geben sich nur zu leicht jeder Gewalt preis.

473.

Die Grundsätze einer Partei sprechen sich erst dann im ganzen Umfange aus, wenn sie die stärkste ist.

474.

Wo kein Führer und kein Geführter, kein Lehrer und kein Schüler, kein Arzt und kein Kranker mehr geschieden ist, wo niemand sich anschließen, jeder selbst und allein entscheiden will; — da ist Dummheit und Anarchie.

475.

Anarchie kann nicht lange dauern. Alle Parteien erliegen zuletzt Einem, welcher sich zuerst ihrer Wuth, hierauf ihrer Erschöpfung bedient. In der neuen Knechtschaft heißt es dann: deus nobis haec otia fecit, und man gibt nun ohne Widerspruch

dem Eindringlinge zehnmal ſo viel, als man vorher dem rechten Herrſcher verweigerte.

476.

Die eiligſten zum Aufſtande, ſind es gewöhnlich auch nachher zur Sklaverei.

477.

Eine Regierung, die nicht auf ihre Rechte hält, vernachläſſigt ihre Pflichten; und die nicht ihre Pflichten erfüllt, verliert ihre Rechte.

478.

Ein ungebändigtes Streben nach übertriebener Selbſtbeſtimmung, macht oft unbemerkt zum Sklaven fremder Anſichten, ja fremder Leidenſchaften.

479.

Man muß von Staatswegen bisweilen ſtrafen, ſoll aber nie ſich rächen, oder ſeiner übelen Laune freien Lauf laſſen.

480.

Ehrlichkeit ohne Einſicht, kann die wahnſinnig gewordene Kraft niemals bändigen und bezwingen.

481.

Es ist wichtiger, daß ein Volk nach einer Revolution seine sittlichen Kräfte rette und stärke, als daß es etwanige Eroberungen behalte.

482.

Ein Ur- und Idealstaat ist ein Gegenstand des Glaubens, nicht des Erkennens und Machens.

483.

Die Politik kommt nicht blos der Regierung zu, sondern muß auch das Volk durchdringen. Sie ist Weisheit in der Gesetzgebung, Klugheit im Erkennen der vorhandenen Verhältnisse, Tapferkeit in Bekämpfung der Hindernisse u. s. w.

484.

Aechte Politik und Recht können nur zusammenstoßen, collidiren, wenn dieses erstarrt und nicht bildsam ist. Politik und Moral collidiren, wenn jene nur äußerliche Weltklugheit enthält. Die rechte Politik ist immer moralisch, aber nach ihrer Weise für den Staat.

485.

Das freie Prinzip im Staate ist die Politik, das nothwendige ist das Recht. Man hat Unrecht, alle näheren Bestimmungen, Modifikationen, welche das Recht durch die Politik erhält, für Vorurtheile, Uebelstände und Eingriffe anzusehen. Die Politik führt den allgemeinen Begriff immer als Besondere und Persönliche.

486.

Nur dadurch, daß man etwas über sich anerkennt, wird man frei und rettet sich aus der übelsten, der eigenen Sklaverei.

487.

Es gibt so wenig eine an sich und überall vollkommene Verfassung, als einen allgemein passenden Schuh.

488.

Es ist revolutionair (im bösen Sinne des Wortes) das unmittelbar Böse zu entschuldigen, um des möglichen Guten willen.

489.

Es ist ein Hauptirrthum unserer Tage, daß Stände und Repräsentation sich wechselseitig ganz ausschließen.

490.

Sofern Ungerechtigkeit das Gefühl der Gerechtigkeit hervorruft, liegt in ihr selbst ein Gegengift; — welches man jedoch durch Gerechtigkeit von Hause aus unnöthig machen soll.

491.

Pöbel gibt es in allen Ständen und Rangverhältnissen.

492.

Es ist ein Hauptunglück in Revolutionen, daß auch die Besten nicht wissen, was zu thun sei.

493.

Ein Strafgesetz gegen einen König ist thöricht wenn er zu stark und wenn er zu schwach ist. Man muß andere Heilmittel aufsuchen.

494.

Die Stimmung des gemeinen Volkes iſt in der Regel für den Gewaltigſten.

495.

Die Wegſchaffung eines Tyrannen hilft nichts, wo eine Bürgſchaft gegen Ernennung der Tyrannei fehlt.

496.

Willkür, die aus einem perſönlichen Charakter hervorgeht, iſt nicht ſo arg und dauerhaft, als die aus falſchen Grundſätzen hervorgeht. Jene fordert zum Widerſtande auf, dieſe ſtellt ſich an wie geheiligtes Recht.

497.

Die Menge fühlt in der Regel richtig das Daſein von Uebeln und ihre Klagen ſind deshalb ernſtlich zu berückſichtigen; ſelten aber erkennt ſie den Grund und die Heilmittel.

498.

Weſſen Bedeutſamkeit mit einem Amte begann, deſſen Bedeutſamkeit endet mit dem Amte.

499.

Nicht blos der ist revolutionair, welcher alle Dämme niederreißt; sondern auch der, welcher sie quer in den Strom hineinbaut.

500.

In unseren Tagen brauchen wenigstens die sogenannten Gebildeten (oder doch die Romanleser und Leserinnen) wol hundertmal so viel Zeit für ihre Gedanken und Gefühle über Geschlechtsverhältnisse, als ein Grieche oder Römer. Welche Fachwerke oder Klassen von Gedanken gehen nun deshalb jetzt nothwendig leer aus?

501.

Wer von den Frauen Liebe fordert, wird jene niemals richtig schätzen; sondern nach Maßgabe seiner Eigenliebe und seines Erfolges zu hoch oder zu niedrig.

502.

Der laut Streitende ist oft bescheidener, als der Schweigende.

503.

Manche schätzen den Grad der Liebe nach der Zahl der Thorheiten, die man dabei und deshalb begeht.

504.

Wir sehen in unseren Tagen manche junge Betschwestern; was wird aus ihnen im Alter?

505.

Ich weise jedes System der Philosophie zurück, das mir die erfreuliche Wanderschaft durch alle anderen Systeme und die Befreundung mit ihnen verbietet oder übel nimmt.

506.

Es gibt Frauen, welche nur einen schönen Leib, und andere, welche nur eine schöne Seele haben. Anstatt dankbar das Vorhandene anzunehmen, schelten die Meisten darüber, daß jene nicht klug, diese nicht schön sind.

507.

Genüsse sind in dem Maße dauernder, als sie unsere Thätigkeit in Anspruch nehmen.

508.

Hofleute sollten Vermittler sein zwischen Königen und Volk; aber sie sind dazu fast ohne Ausnahme untauglich.

509.

Mit gewöhnlichen Leuten mag man sich streng berechnen; bei Männern von Genie soll man 5, 7, 9, 11 u. s. w. gerade sein lassen.

510.

Im Vergleiche mit manchen anderen Zeiträumen sind die Frauen aus den höheren Ständen anständiger, züchtiger geworden; ist aber auch die Zucht des Geistes wirklich in demselben Maße besser geworden, wie die Beherrschung des Leibes?

511.

Aus manchen Romanen oder Liebesgeschichten lernt man so viel von wahrer Liebe, als aus Spitzbubengeschichten von guten Sitten.

512.

Wer nicht lachen kann, hat keinen Kopf;

wer nicht weinen kann, kein Herz. Es hat ganze Zeiträume gegeben, wo das Eine oder das Andere überwog; und doch gehört beides (trotz des Gegensatzes) zu einander. Thränen sind das edelste oder das gemeinste nach Maßgabe der Person, der Veranlassung, des wie, weshalb, wozu u. s. w.

313.

Es gibt Romane, welche unangenehm sind durch die Thatsachen, andere durch die Grundsätze; die letzten sind die schlimmeren.

314.

Die meisten Gesellschaften sind jetzt so beschaffen, daß sie die darauf verwandte Zeit nicht belohnen. Sie ermatten, statt Belehrung oder auch nur eine Erholung zu gewähren.

315.

Darin, daß ich, über die Zeitlichkeit hinaus, das Ewige denken kann, liegt eine Art von Anwartschaft auf ewiges Sein; und wenn ich mir das Höchste verstecken soll (das sich binnen 70 — 80 Jahren nicht

erreichen läßt), so ists natürlich, die Möglichkeit der Mittel des Erreichens vorauszusetzen oder doch herbeizuwünschen. Gewiß bricht das Leben jedes Menschen ab, bevor er sich nach allen Seiten ausgelebt hat.

516.

Die Erkenntniß von den Dingen, welche geringer sind als der Mensch, weiset dringend darauf hin, daß auch etwas über ihn hinaus zu erkennen sei. Dies kann nur derjenige läugnen, der Götzendienst mit sich selbst treibt und sich an die Spitze des Weltalls stellt.

517.

Kann man denn wirklich Allgemeines ohne Besonderes, Besonderes ohne Allgemeines, Objekt ohne Subjekt, Subjekt ohne Objekt, Form ohne Materie, Materie ohne Form begreifen? Treiben diese Gegensätze nicht zu einer höheren Lösung, zu einer göttlichen, und einer menschlichen der Gottheit analogen, Erkenntniß? Mit dem Unverstande und der Unbegreiflichkeit (als einem letzten Ergebnisse) kann man nicht beruhigend abschließen.

518.

Wenn der Wille nicht erkennen, der Verstand nicht wollen kann, und beide streng auseinander zu halten sind; wie soll da der Mensch zu irgend einer Einigkeit mit sich und der Welt kommen? Jene Trennung ist aber in Wahrheit nur eine künstliche, jene Entgegensetzung eine untergeordnete.

519.

Es gibt, wie nähere Prüfung erweiset, unzählige Dinge, deren Grund und Zusammenhang wir keineswegs vollständig und beweisend erkennen, sondern nur herkömmlich und glaubend annehmen. Indem wir aber dies zu klarem Bewußtsein bringen, verwandelt sich der Glaube schon in eine Art von Erkenntniß; auch kann er nie für die höchste und letzte Stufe gelten, da ja (selbst nach theologischer Betrachtungsweise) das Schauen darüber hinausliegt.

520.

Dauert nach dem Tode die Persönlichkeit fort, so kann Seligkeit und Verdammniß nicht für Alle gleich sein; treten diese beide

in gleicher Weise ein, so verschwindet die Bedeutung und der Werth der Persönlichkeit. Das eine Fegefeuer löset diese Schwierigkeit für Selige und Verdammte nicht, und bedürfte selbst vieler Abstufungen.

521.

Sind die Gedanken Gottes, welche er auf sich selbst richtet, verschieden von denen, die er auf seine Schöpfung richtet? Wenn dies der Fall ist, muß man jene auf sich gerichteten Gedanken dann auch ein geistiges Schaffen nennen? Wenn es nicht der Fall ist, erschöpft sich dann der Begriff Gottes in der Schöpfung? War Gott weniger vor der Schöpfung, oder ist die Schöpfung ewig? — Auf diese und ähnliche Fragen verweigert man die Antwort, oder gibt deren *viele*, was ungefähr auf eines hinausläuft.

522.

Wenn Wille und Verstand zu einem ungetheilten Menschen gehören und jener sich auf das Höchste richten kann und wirklich richtet; steht da der Verstand wirklich

so zurück und im Misverhältniß, daß er den Fortschritt überall aufhält, statt ihn zu fördern? Und sehen wir nicht gleichzeitig, daß der Wille dem vorangehenden Verstande oft nicht folgen will, oder kann?

523.

Indische und überchristliche Selbstpeiniger reden von Ertödtung und Vernichtung der Sinnlichkeit; in einer viel weiseren Mitte standen schon die Griechen, indem sie überall darauf drangen, Maß zu halten. Es gibt ein zuviel und ein zuwenig des Sinnlichen, des Essens, Trinkens, Sehens, Hörens u. s. w. Der Geist wird nur frei, indem er die sinnlichen Genüsse nicht in unnatürlicher Strenge vertilgen will, sondern ihnen alles Störende dadurch benimmt, daß er ihnen ihr wahres Anrecht nie verweigert. Unverdorbene Naturen verlangen niemals mehr oder weniger, und führen deshalb ein sittlicheres und glücklicheres Leben, als Schlemmer oder Asceten.

524.

Ist die Materie ein Geschöpf Gottes,

warum sollte er nicht auch die Denkkraft in sie legen können? Wenn wir aber sagen, diese kann nie im Raume sein, so fehlt dafür der Beweis, und die Frage dringt sich auf: warum sie sich denn innerhalb der Zeit offenbare und entwickele?

525.

Es erscheint ungenügend, nur die allgemeinen Begriffe oder Ideen in die Gottheit zu verlegen, als sei das Persönliche das Geringere. Vom Besondern zum Allgemeinen ist nicht blos und immer ein Hinaufsteigen zum Höheren, vom Allgemeinen zum Besondern ein Hinabsteigen oder sich Herablassen. Steige ich hinab oder hinauf, wenn ich vom Begriffe Mensch zur Person des Aristoteles gelange, oder umgekehrt von Aristoteles aus jenen Begriff durch Weglassung von Bestimmungen auffinde? Bei dem zum Allgemeinen sich ausschließend und ehrerbietig wendenden Verfahren, wird Gott auch zum Begriffe und seine Persönlichkeit läßt sich nicht festhalten.

526.

Die Voraussetzung: jede Wirkung sei geringer als ihre Ursache, führt im Ablaufe der Zeit zu einer allgemeinen Verschlechterung, und nachdem auf diesem Wege das Reich der Natur willkürlich zu Grunde gerichtet ist, sucht man es durch einen Sprung in das Reich der Gnade wieder auszuheilen und herzustellen.

527.

Wodurch erweiset sich die Annahme, daß der schaffende Gott das nicht könne und wolle, was der gnädige Gott nachmals will und vermag? Worauf beruhen diese scharfen Gegensätze und Abschnitte in der Weltentwickelung, die doch wol ein Continuum und aus einem Stücke sein sollte? Wie vertragen sich diese Ansichten von der mangelhaften Offenbarung Gottes in der Natur, mit der gleichzeitigen Lehre von der besten Welt? Zeigt sich hier nicht ein Misverstehen des Natürlichen, um den Kreis des Uebernatürlichen zu erweitern?

528.

Das Schauen Gottes (dies letzte verge-

steckte Ziel) kann nicht ein bloßer Genuß, oder ein bloßer Akt des Willens sein; es muß wesentlich auch die Erkenntniß erweitern, was dann höhere Thätigkeit und Sittlichkeit in sich schließt.

529.

In der Natur erscheint Alles individuell; das begrifflich Allgemeine entwickelt sich erst der menschliche Geist. Verliert er darüber (wie oft im Mittelalter zur Zeit der Scholastik) Anschauung und Liebe des Natürlichen und Individuellen, so ist sein Verlust an dieser Stelle so groß, als auf jener Seite der Gewinn. Die Gedanken Gottes umfassen gleichmäßig das Allgemeine und Individuelle; eine solche vereinende Erkenntniß bezweckte schon Aristoteles. Denn wer in den Dingen nur das Allgemeine oder nur das Besondere erforschen und erkennen will, bleibt stets auf halbem Wege stehen.

530.

Ich kann sagen: vor der Schöpfung gab es weder Raum noch Zeit; — ich kann es

ſagen, aber nicht begreifen oder begreiflich machen. Wenn die Schöpfung im Weſen Gottes nichts änderte, ſo iſt ſie für ihn bedeutungslos, oder ewig wie er ſelbſt. Aendert ſie ſeinen Geſchäftskreis, entſtehen Verhältniſſe zwiſchen ihm und den Geſchöpfen, wo bleibt da ſeine Unveränderlichkeit?

531.

Steht der Papſt über der Kirchenverſammlung, oder dieſe über jenem; heißt: fürchteſt oder hoffſt du mehr von der Monarchie oder Ariſtokratie?

532.

Auguſtinus ſagte: es ſei eine unmäßige Neugier, das Verborgene der Natur zu erforſchen, auch wären phyſiſche Kenntniſſe ganz unnütz. — Und neben dieſer verkehrten Anſicht wagt er doch den Geheimniſſen des Geiſtes nicht blos nachzuforſchen, ſondern darüber kühn abzuurtheilen. (Ritter Geſch. der Phil. VI, 209.)

533.

Der Geiſt ſucht nicht blos die abſtrakte

Einheit, ſondern noch mehr die Mannigfaltigkeit, welche Einheit hat. Ueber jene iſt wenig oder kein Streit, ſondern über die verſchiedenen Bilder und Reflexe der Mannigfaltigkeit in der Seele des Menſchen.

534.

Man ſagt: das Körperliche iſt wandelbar, alſo kann es die Wahrheit nicht enthalten. Aber unſere Seele iſt ebenfalls wandelbar, und ſehr oft ſteht das Nicht-ich höher, als das eitele, ſich ſelbſt beſchauende und beſpiegelnde Ich.

535.

Denkt Gott vor oder nach, was jeder denkt; oder iſt er blos der Grund, daß wir denken?

536.

Der geſchichtliche Chriſtus läßt ſich niemals mit dem dogmatiſchen, als zweite Perſon in der Dreieinigkeit, ganz gleich ſtellen, identificiren. Es treten doppelte Richtungen und Beziehungen hervor, und es entſteht die Gefahr, daß wer an jenem

festhält, dem entweicht dieser, und umgekehrt.

537.

Man sagt: an ein zeitliches Schaffen Gottes ist nicht zu denken. Ist deshalb die Welt ewig; und ist die Entwickelung alles Geschaffenen nicht eine Art fortlaufender Schöpfung?

538.

Zuvörderst (so spricht man) müssen wir das Gute wollen und lieben, — alsdann erst können wir es erkennen. Woher können wir denn aber das Gute wollen, bevor wir wissen, was es ist? Eins gehört ja nothwendig zum Anderen.

539.

Wenn dereinst alles Böse verschwindet, wird alsdann auch alles Häßliche zum Schönen umgewandelt werden?

540.

Die Bergpredigt ist, bei dem damaligen sittlichen Zustande der Welt, ein größeres

Wunder, als alle Heilungen von Blinden und Lahmen, und beweiſet mehr die Göttlichkeit des Chriſtenthums, als viele ſo oft beſtrittene dogmatiſche Lehrſätze.

541.

Das Chriſtenthum lehrt mehr wahre Gottes- und Menſchenliebe und gibt höhere Gotteserkenntniß, als alle anderen Religionen; aber in der Anwendung, in der Praxis ſind die chriſtlichen Völker und Regierungen nicht ſelten hinter den blinden Heiden zurückgeblieben.

542.

Die Verſuche: Theologie ganz von Philoſophie zu trennen, oder eine von beiden der anderen ganz unterzuordnen, ſind zeither mislungen oder haben üble Folgen getragen; weshalb noch immer die Aufgabe iſt und bleibt, ihr gegenſeitiges Verhältniß feſtzuſtellen.

543.

Es iſt einſeitig, die alleinige und ganze Wahrheit in einem Syſteme der Philoſo-

phie oder Theologie zu finden, und alle anderen kurzweg unwahr und falsch zu schelten. In allen sind Bestandtheile der Wahrheit, alle gehören zur Gesammtentwickelung der Menschheit.

544.

Es ist nicht unbedingt wahr, daß man stets über dem stehen müsse, was man erforschen und beurtheilen will; sonst wäre z. B. das menschliche Streben nach Gotteserkenntniß ganz thöricht. Man kann über, in und unter dem zu beurtheilenden stehen, nach Maßgabe der Gegenstände und Verhältnisse.

545.

Die wahre Frömmigkeit ist weder ein bloßes Wissen, noch ein bloßes Thun, noch ein bloßes Fühlen. Dies Alles gehört zueinander.

546.

Es war ein Fortschritt, daß sich die Instrumentalmusik ein unabhängiges Dasein erwarb; es ist ein Rückschritt, daß sich die

dramatiſche Muſik in bloße Inſtrumentalmuſik verwandelt. Seitdem man die, nicht blos ordnenden, ſondern die wahrhaft erzeugenden, den Inhalt vermehrenden Kunſtmittel verwirft, oder doch ganz zur Seite ſtellt (alſo die Lehren von Behandlung und Ausführung eines Themas, von Nachahmungen, Umkehrungen, Fugen, Canons u. ſ. w.), bewegt ſich die Inſtrumentalmuſik in der zügelloſeſten Weiſe, kommt vom Hundertſten ins Tauſendſte, hält Willkür für Freiheit, Verwirrung für Mannigfaltigkeit und Aberwitz für geniale Begeiſterung.

547.

Wer ſich in der Jugend dem Geſchäfte des Kritiſirens hingibt, verliert die Kraft ſelbſt zu erzeugen und wird zum jungen, verdrießlichen Greiſe.

548.

Die Erfahrung zeigt, daß es unendlich ſchwer iſt, auch nur Eine gute Predigt zu machen, und doch fordert man, anſtatt duldſam gegen ſchlechte zu werden, daß jeder

Prediger (es geht über menſchliche Kräfte) deren jährlich 50 vortreffliche halte.

549.

Man kann befehlen, Gott nicht abzubilden, aber man kann nicht befehlen, ihn geſtaltlos zu denken. Steige ich auf von der beſtimmungsloſen Subſtanz zu der inhaltsreichen Welt, endlich zu Selbſtbewußtſein und Perſönlichkeit, ſo komme ich immer nicht über die edelſte aller Geſtalten, über die menſchliche hinaus. Sie bleibt aber, wie ſie es den Griechen war, nur ein Symbol Gottes; und es wäre ein vergebliches Bemühen, es ſo koloſſal ausdehnen zu wollen, daß es (nach Archimedes Forderung) außerhalb der Welt ſtände, um dieſelbe zu bewegen.

550.

Kein Geſchöpf auf Erden iſt weniger eitel, wie die Weiber; denn ſie kleiden ſich ſo, daß die Schönheit der menſchlichen Geſtalt faſt ganz verſchwindet.

551.

Der ſterbliche Menſch kann der Religion

ſo wenig entbehren, wie der unſterbliche; ja ſie iſt ihm (wo möglich) zur Erkenntniß und zum Glücke noch nöthiger.

552.

Die Idee der Schönheit iſt bei der chriſtlichen Gotteslehre faſt ganz zur Seite geſetzt worden, als beziehe ſie ſich nur auf das Sinnliche, Geringere; und doch gibt es auch eine ewige, göttliche Schönheit.

553.

Reden kann man viel über das dereinſtige Aufhören aller Sinnlichkeit; geht man aber näher auf die Sache ein, ſo ſchwinden mit den Sinnen auch die Gedanken.

554.

Die innere Religion des Menſchen iſt ſo verſchieden, wie ſeine Perſönlichkeit, und die von außen hinzutretende kann nicht alle Perſönlichkeiten gleich machen.

555.

Die griechiſche Religionsanſicht ließ ſich durch alle Dichtungsweiſen (Lyrik, Epik,

Dramatik) ausbilden und verschönern; die christliche erlaubt fast nur Lyrik und ist durch epische und dramatische Versuche fast immer abgeschwächt und herabgezogen worden. (Ein Beweis, daß sie zwar weniger poetisch (im gewöhnlichen Sinne) ist, aber tiefsinniger und über den Kreis der verschönernden Dichtung hinausreichend.

556.

Diejenigen Religionslehren, welche höher oder niedriger sind als die Vernunft, haben in der Regel die leidenschaftlichsten Vertheidiger gefunden.

557.

Aeußere Umstände und Verhältnisse machen den Menschen in der Regel zum Heiden, Juden, Muhamedaner, Christen. Es gehört ungemeine Geisteskraft dazu, von der so gegebenen und eingeflößten Religion zu einer anderen überzugehen, um ihrer höheren Wahrheit und Vortrefflichkeit willen und nicht — aus Nebengründen.

558.

Zu der Zeit, wo unzählige Todesstrafen verhängt wurden, wurden auch die meisten Verbrechen begangen. Die Milderung der peinlichen Strafen verminderte dagegen (so scheint es) die Zahl der schweren Verbrechen. Wie verhält sich die Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen, zu jenen Ansichten und Erfahrungen? Wie würde eine Abänderung der strengsten theologischen Dogmatik auf Beruhigung und Sittigung der Menschen wirken? Vielleicht ließen sich die Gottesgelehrten noch eher eine Höllenpein abhandeln, als die ästhetischen Verehrer Dante's.

559.

Blos geistige Ansichten, Betrachtungen, Grundsätze, Lehren geben keine Religion für lange Zeit und ganze Völker. Diese bedürfen auch einen sinnlichen Bestandtheil; sie verlangen Thatsachen, Geschichtliches und vor Allem eine Person, oder Personen als Gründer und Träger des ganzen Baues.

560.

Zweifeln an Allem und Zweifeln an

Nichts iſt der menſchlichen Natur gleich ſehr zuwider und nur Folge künſtlicher Syſteme und Aufredereien.

561.

Es iſt irrig, die Lehre von den Zwecken aus der Natur und der Naturlehre zu verweiſen; ſie iſt ſo nöthig, wie die von den Urſachen.

562.

Baco ſagt (de augm. scient. IX, 1; Tennemann X, 15): „je mehr ein göttliches Geheimniß ungereimt und unglaublich iſt, deſto mehr Ehre erweiſen wir Gott durch das Fürwahrhalten, deſto glänzender iſt der Sieg des Glaubens.“ Hienach gereicht ein Glaube, welcher mit der Vernunft übereinſtimmt, ſowie jede Erkenntniß, zur Unehre Gottes und auch des Menſchen.

563.

Kein Sprung iſt leichter und natürlicher, als von übertriebener Skepſis zu übertriebenem Dogmatismus.

564.

Nach vieler unnöthiger Noth ſoll ein Satz wie cogito ergo sum (oder auch sum ergo cogito) Alles ins Reine und Feine bringen. Dieſe wohlfeile Weisheit macht aber weder ernſten Zweifeln ein Ende, noch iſt die Grundlage genügend für den Ausbau der Dogmatik. Die Schwierigkeiten kommen ſpäter und ſind mit der Gewißheit meines Seins und (vielleicht abſurden) Denkens gar nicht beſeitigt.

565.

Es iſt nicht wahr, daß der Menſch (das Kind) ſeine Seele, als das Denkende, früher und gewiſſer erkenne, als jedes Andere.

566.

Wenn wir (wie Malebranche ſagt) alle Dinge in Gott ſchauen, wie iſt da Irrthum und Misbrauch der Freiheit möglich? Und muß nicht jede Perſönlichkeit vor der göttlichen Einwirkung verſchwinden?

567.

Wenn der Pantheismus verſchiedene Stu-

ſen der Individualität annimmt, ſo geräth er in die Lehre von der Emanation.

568.

Die Lehre von der Schönheit wird faſt ausſchließlich von den bildenden, ſichtbaren Künſten abgeleitet und darauf angewandt, aber faſt nirgends erörtert, wie ſie ſich zur hörbaren Kunſt, zur Muſik verhalte. Und doch ſollte man eben ſo gut zeigen können, was eine ſchöne Muſik, als was eine ſchöne Bildſäule ſei.

569.

Die Muſik erweckt unmittelbar weniger Gedanken, als irgend eine andere Kunſt, und Perſonen, welche immerdar muſiciren, verlernen das Denken faſt ganz. Dies ſollte man bei der muſikaliſchen Treibhauserziehung der Knaben und Mädchen nicht vergeſſen.

570.

Es gibt ebenſo verdammliche, entſittlichende Muſik, wie verdammliche, ſittenloſe Gemälde. Die meiſten Sonaten, Etuden u. ſ. w., womit man die Zöglinge abquält,

ſind gedanken=, gefühl= und ſittenloſes Gewäſch. Je ſchneller die Finger laufen, deſto langſamer bewegen ſich alle übrigen Kräfte des Geiſtes.

571.

Es finden ſich eher zehn, die ſich an den Farben der Malerei ergötzen, ehe ſich Einer findet, der die Formen der Bildhauerei verſteht.

572.

Das höchſte und dauerndſte Glück liegt nicht in dem Aeußerſten der Leidenſchaften, ſondern in der Harmonie eines gottbegeiſterten Lebens.

573.

Leidenſchaft iſt oft das Gegentheil wahrer Begeiſterung. Dieſe begnügt ſich nie mit dem Geringen, blos Aufgeputzten, und verklärt nicht blos einzelne Stunden, ſondern das ganze Leben.

574.

Wo kein Wechſel iſt, iſt kein Leben; und

wo kein Leben iſt, iſt keine Dauer und kein Bewußtſein.

575.

Unglückliche Leidenſchaften erzieben, glückliche verziehen.

576.

Iſt es ſprachlicher Tiefſinn oder Verführung zu oberflächlichem Betrachten, daß im Deutſchen Schönheit mit Schein zuſammenzuhangen ſcheint?

577.

Die Dreieinheit von ſchön, wahr und gut iſt in keinem Geſchöpfe ganz und gleichmäßig beiſammen; vielmehr herrſcht bald das Eine, bald das Andere vor, ja es zeigen ſich Gegenſätze, z. B. ſittenlos und ſchön, geiſtvoll und häßlich u. ſ. w. Die Seligkeit iſt vorhanden, wo Wahrheit, Schönheit, Güte ganz und vereint da ſind und ſich durchdringen.

578.

Die Hauptleidenſchaft des Herzens iſt Verliebtheit, des Kopfes Ehrgeiz. Jene

läßt ſich durch Reinigung zu ächter Liebe, dieſe zur Erkenntniß erheben.

579.

Wer den Wechſel nicht ertragen kann, den würde gleichartige Dauer in verzweifelnde Langeweile ſtürzen.

580.

Einzelne und Völker, welche das Symbol über das Symboliſirte hinauſſetzen, gehen allmälig im Götzendienſte zu Grunde.

581.

Das Häßliche iſt eben ſo ſchwer zu begreifen und zu erklären, wie das Böſe.

582.

Menſchen, die da grübeln, ſind noch nicht auf den Grund gekommen. Der Maulwurf grübelt und ſieht nicht; der Adler ſieht und grübelt nicht.

583.

Wer ganz im Allgemeinen hin die Menſchen verachtet, kann ſich ſelbſt nicht achten.

584.

Unſere zweifelnde Zeit hat viele Auferſtehungen erlebt und ſollte darin einen Beweis unſterblicher Lebenskraft erblicken. Seſoſtris, Semiramis, Moſes, Homer, Lykurgus, Romulus, Numa ſind trotz aller Leichenpredigten erſtanden und befinden ſich ganz wohl.

585.

Man hat geſagt: es iſt ein weſentlicher Fortſchritt unſerer Zeit, daß die großen Intereſſen der Völker nicht mehr durch kleinliche Ränke können entſchieden werden. Wahr vielleicht für großartige Republiken, nicht für veraltete Monarchien; — das beweiſet Spanien!

586.

Die Diplomatie iſt durch Hinſichten und Rückſichten, durch Horchen und Späben, durch Andeuten und Verſchweigen, durch gedrechſelte Anfragen und halbe Antworten, durch wohlgezogenes Lügen und zweideutiges Verſprechen, ſo abgeſchwächt, ſo entnervt, ſo heruntergebracht worden; daß,

wenn einmal ein Mann, ein Staatsmann, mit voller Kraft in diese negativen, unfruchtbaren Kreise tritt, ein Zetergeschrei über ihn erhoben und die willenlose Impotenz ihm als Gesundheit oder Universalmittel anempfohlen wird.

587.

Es gibt Leute, denen ihre natürliche Gesundheit des Geistes so unschmackhaft und trivial vorkömmt, daß sie sich, um pikant zu werden, einen kränklichen Beigeschmack ankünsteln, der aber nur zu oft die gesunden Bestandtheile überwächst.

588.

Der Kranke (des Leibes und Geistes) hat eben eine Krankheit und sucht sie auszuheilen; im Gesunden liegt hingegen die Möglichkeit und Anlage zu allen Krankheiten. Für ihn gibt es Augenblicke der Aufregung, wo ein Gefühl, ein Schrei des mannigfachsten Schmerzes sein ganzes Wesen durchzuckt. Glücklich, wenn der Himmel nachmals wieder volle Klarheit gewinnt:

nicht sowol im Gefühle eigener Kraft, als göttlicher Gnadenwirkung.

589.

Ewiges Leben kann ich mir nicht geben, aber ewige Gedanken (nicht von mir eitel und selbstgefällig erzeugt, sondern von der Gottheit ausgestreut) ziehen bisweilen vor meinen Augen oder in meinem Innern vorüber; und solche Augenblicke schließen die Ewigkeit auf und in sich.

590.

Schönheit der Seele besteht weder in außerordentlicher Kraft, noch in ermattender Schwäche; sie beruht vielmehr auf dem Gleichmaße, der Harmonie aller Geistes- und Lebensrichtungen. Daher verdient die einseitig schwächliche, aus dem Gleichgewicht gekommene schöne Seele in Göthe's Meister diesen Namen nicht; eher Fenelon, gewiß Sophokles.

591.

Die rechte Abstraktion ist ein Hinwegsehen von dem, was nicht zur Sache gehört,

und ein Vertiefen in dem, was eben erforscht werden soll; gewöhnlicherweise ist Abstrahiren dagegen ein Hinwegsehen von dem Wesentlichen und ein Verflachen durch inhaltslose Allgemeinheit.

592.

Die falsche Demuth ist gewöhnlich mit Faulheit, die rechte mit Thätigkeit und Anstrengung verbunden.

593.

Wie die Zeit fließt, so bewegt sich der Raum und alles Räumliche. Wenn wir Gott durch künstliche Schlüsse zeitlos und raumlos machen, ihn aus Zeit und Raum hinausdemonstriren, behält dann Alles das, was diese füllen soll, noch wahren Werth? Oder sind die im Flusse der Zeit und in Bewegung des Raumes vorhandenen Geschöpfe Gottes so ganz von ihm getrennt, wie jene Lehre anzunehmen scheint? Oder: wenn Gott ohne Raum und Zeit ist, ist deshalb umgekehrt Raum und Zeit ohne Gott?

594.

Der Gelehrteſte und der Ungelehrteſte bringt ungefähr eine gleiche Zahl Vorſtellungen in einer beſtimmten Zeit zum Bewußtſein. Dieſer aber verdummt bei ſteter Wiederholung derſelben, unbedeutenden Anregungen; jener ſchreitet fort durch den Reichthum thätiger, lebendiger Abwechslung.

595.

Mit Bewußtſein bringt der Menſch keine Grundſätze, Lehrſätze, Ideen auf die Welt; wohl aber liegt es in ſeiner Natur und ſeinen eigenthümlichen Kräften, auch Gedanken, Ideen von innen heraus zu entwickeln und Gegebenes ſelbſtändig zu geſtalten.

596.

Unzählige Verwirrungen ſind daraus entſtanden, daß man mit dem Worte Glauben zwei ganz verſchiedene Dinge, Gegenſtände oder Kreiſe bezeichnet hat; erſtens, das unmittelbar Gewiſſe, was keines Beweiſes bedarf und keinen erlaubt (ſo glaube ich an mein Daſein, an eine Außenwelt);

und zweitens das ſchlechthin Ungewiſſe, der Vernunft Unbegreifliche; ſo verlangt man den Glauben an die Dreieinheit, die Brotverwandlung u. ſ. w.

597.

Manche Skeptiker freuten ſich über ihre verneinenden Ergebniſſe, um eiligſt in den ſicheren Hafen der Offenbarung einzulaufen. Sobald aber die Skepſis den Muth findet, die Offenbarung ebenfalls einer Prüfung zu unterwerfen, beginnt Zweifel und Arbeit von Neuem.

598.

Viele Menſchen, ja ganze Völker haben es natürlich gefunden, oder doch daran geglaubt, daß ihre Seelen hinabſteigend durch Thiere wandern müſſen. Da es nun ohne Zweifel in der Welt höhere Weſen als die Menſchen gibt; warum ſollten jene nicht auch ähnliche Wanderungen antreten wollen oder müſſen, und in dieſer Weiſe höhere Offenbarungen aus den in Beſitz genommenen Menſchen ausſtrahlen und ausſtrömen? Oder (wenn man Anſtoß nimmt

an höheren Wesen und ihren Wanderungen) warum soll ein Funken des Göttlichen, eine Fulguration, nicht in einen Menschen einschlagen und so eine, darohne unbegreifliche, Steigerung und Offenbarung hervorbringen?

599.

Man sagt: aus der Erfahrung, der Empirie läßt sich keine Wissenschaft aufbauen. Aber die aus dem Geiste als nothwendig erbauten Systeme haben sich nicht weniger veränderlich gezeigt, als die Systeme der Empirie, welche an der Beobachtung, dem Versuche ein fortlaufendes Mittel der Berichtigung und eine Art von Generalprobe besitzen.

600.

Gott hat keinen zureichenden Grund, sondern ist sich selbst sein zureichender Grund.

601.

Es ist unwahr, daß die sinnliche Erkenntniß immer dunkler sei, als die sogenannte rationale.

602.

Leibnitzens Monadologie iſt eine Art von geiſtigem Atomismus.

603.

Wenn Gott der Urheber der Welt und dieſe Welt die beſte iſt, ſo kann man nicht von der Möglichkeit anderer Welten reden, die (als die nothwendig ſchlechteren) Gottes unwürdig wären.

604.

Der Manichäismus gibt allerdings die bequemſte Erklärung des Guten und Böſen: nur muß zuletzt eines von beiden obſiegen. Gelingt es endlich dem Ormudz des Ahriman Herr zu werden, ſo war bis dahin dieſe Welt nicht die beſte, und ihr Urheber, wenn allweiſe, doch nicht allmächtig.

605.

Leibnitzens Theodicee iſt vollkommen genügend für jeden, der aus Faulheit nicht fragen will, oder aus Beſchränktheit nicht zu fragen verſteht.

606.

Kann man es Philoſophie nennen, wenn man freie Handlungen als zufällige oder als ſolche bezeichnet, die aus unzureichenden Gründen hervorgehen? Oder läßt ſich der Satz umkehren: freie Handlungen ſind nothwendig, weil ſie aus zureichenden Gründen hervorgehen?

607.

Wenn jemand ſagt: „ich habe meine Kinder ſchlecht erzeugt, ſchlecht erzogen, ſie in Verſuchung geführt, ihnen zu ihrem Schaden ihren Willen gelaſſen, ſie nach bloßem Belieben belohnt oder beſtraft u. ſ. w.; — denn im Fall ich das Alles nicht gethan hätte, würde es mit ihnen noch weit ſchlechter ſtehen;“ — ſo nennt man es Unſinn. Tiſcht dagegen ein Philoſoph dergleichen Dinge auf, in Bezug auf Gott: — ſo heißt es Theodicee!

608.

Es gibt nicht blos keine Religion ohne Demuth, ſondern auch keine Philoſophie.

609.

Es gibt durchaus keinen Beweis für die menschliche Freiheit; wer daran zweifelt, dem ist mit Syllogismus und Induktion nicht zu helfen.

610.

Geistige Wahlverwandtschaften (wie sie Göthe darstellt) beweisen nicht die Nothwendigkeit, sondern die Schwäche. Ein menschlicher Charakter ohne alle Schwächen wäre allerdings für die Poesie unbrauchbar. Fast alle männlichen Charaktere Göthe's leiden aber an allzu großer Schwäche (Werther, Meister, Eduard, Faust, Tasso, Clavigo, Egmont); es fehlt ihnen die Sicherheit tiefer Ueberzeugungen und die Energie praktischer Thätigkeit.

611.

Wenn nur das Untheilbare denken kann, so können nur Atome denken, welchen man dann den Titel Monaden verleiht. — Wie steht es aber mit dem aus Atomen Zusammengesetzten?

612.

Nicht das Streben nach Erkenntniß, nicht der Beſitz der Erkenntniß iſt ſündhaft; ſondern der oft damit verbundene Hochmuth und die Unſittlichkeit der Anwendung.

613.

Der Menſch, bei welchem Neigung und Pflicht Hand in Hand gehen, iſt auf der Bahn des Rechten weiter vorgerückt, als wo ſie ſich noch in den Haaren liegen und gegeneinander kämpfen.

614.

Man kann dem, der alle Tugend läugnet, unſchwer beweiſen, daß es kein Laſter gibt.

615.

Eine Seelenwanderung durch Thiere müßte dieſe entweder vermenſchlichen, oder die Menſchen verthieren. Beides iſt ſchon mit dem Organismus beider unverträglich.

616.

Setze ich Dinge außer mir, ſo kann ich Raum und Zeit nicht ganz in mich hinein-

legen. Beide müſſen wieder hinaus, oder die Dinge (idealiſtiſch) mit hinein.

617.

Wenn jeder die Dinge nur ſo erkennt, wie ſie ihm erſcheinen: woher dann die Uebereinſtimmung der Anſchauungen und Urtheile? Iſt in dieſe nichts von dem Weſen der Dinge übergegangen? Bleibt die Uebereinſtimmung bloße Zufälligkeit, oder beruht ſie blos auf den leeren Formen von Raum und Zeit, und nicht vielmehr auf der Uebereinſtimmung der Sinnesorgane, der Denkgeſetze und der Gegenſtände?

618.

Das angebliche Verfahren a priori iſt zeither ebenſo Irrthümern ausgeſetzt geweſen, als das a posteriori.

619.

Oberflächlichkeit heißt verſchönert oft Liebenswürdigkeit, und Unverſtändlichkeit heißt Tiefſinn.

620.

Es gibt ſowol ſubjektive als objektive Offenbarungen; und doch glauben Viele, ſie könnten mit der Hälfte auskommen und dieſe Hälfte ſei mehr als das Ganze.

621.

Man hat wol gemeint: Ariſtoteles habe mit bloßen Formen und allerhand Spielen der Reflexion Philoſophie machen wollen, mit Zurückſetzung der Anſchauung und der materiellen Erkenntniß. Dieſe Anſicht iſt aber einſeitig und irrig; Plato iſt, ungeachtet des entgegenſtehenden Scheines, weit mehr auf dieſem gefährlichen Wege.

622.

Es iſt nur eine ſcheinbare Beſcheidenheit, dem Verſtande viel abzuſprechen, um es der Vernunft beizulegen. Man läßt beide ſo philoſophiren, daß die eine Hand nicht weiß, was die andere thut.

623.

Da Ariſtoteles kein getrenntes Reich der Ideen annahm, ſondern Geiſtiges und Form

mit jedem Dinge in wesentliche Verbindung setzt; so war seine Lehre kein bloßer Materialismus und konnte, richtig aufgefaßt, nicht dazu führen.

624.

Die strenge Nothwendigkeit mechanischer Gesetze, welche der Weltbau zeigt, schließt unnütze Wunder aus innerhalb ihrer gerade gelten Wirksamkeit; nicht aber den Gott, welcher jene Gesetze gab und jene Ordnung schuf.

625.

Verwunderung ist die Tochter der Unwissenheit, Bewunderung die Tochter der Erkenntniß.

626.

Menschliches Glauben und menschliches Wissen, beides gibt nur eine Abschattung des Göttlichen.

627.

Man kommt zum Geistigen, zu Ideen und zu Gott nicht blos durch Fühlen, sondern auch durch Denken.

628.

Der todte, kalte Buchstabe falscher Wissenschaft, und das Strohfeuer schwebelnder Gefühle sind gleich wenig werth. Aechtes Wissen und Fühlen hingegen haben gleichen Rang, gehören zueinander und bedingen sich untereinander.

629.

Wenn manche philosophische Schulen ihre Weisheit lediglich darein setzen, den Menschen zu seciren, zu amputiren, zu maceriren, zu präpariren und alle einzelnen Theile todt in Spiritus aufzubewahren; so ist es weit besser, man lebt mit dem gesunden Menschenverstande begnügt und vergnügt weiter fort.

630.

Viele Griechen würden es leichter finden an ihre Mythologie, als an den Gesammtinhalt der christlichen Dogmatik zu glauben. Jene gibt kleine, leichte, verzuckerte Portionen; wogegen Trinität, Brotverwandlung, Gnadenwahl, Ewigkeit der Höllenstrafen u. s. w. so schwer zu verschlucken

ſind, als Adams Apfel. Selbſt die raffinirteſte theologiſche Kochkunſt kann jene harten Biſſen nicht für Jeden mundrecht zubereiten.

631.

Es gibt Menſchen und Bücher, welche nicht ſowol Gedanken mittheilen, als dieſelben erregen und hervorrufen. Sie ſind nicht die Reichſten; aber Wünſchelruthen vergleichbar, welche zu Reichthum verhelfen und im hinzukommenden Gefühle eigener Thätigkeit vielleicht am Meiſten intereſſiren.

632.

Wenn Alles das nichts taugte, was getadelt wird, ſo gäbe es nichts Taugliches und Untadelhaftes auf Erden.

633.

Erſt cenſiren und dann dennoch confiſciren, heißt jemand mit doppelten Ruthen peitſchen. Nichtcenſiren, aber jemand nachher Jahre lang einſperren, heißt ihn mit Skorpionen züchtigen.

631.

Ich habe Leute mit den ernſteſten und heiligſten Mienen verſichern hören: niemand ſei ein evangeliſcher Chriſt, der nicht das apoſtoliſche und athanaſiſche Glaubensbekenntniß annehme. Und doch wußten jene Zionswächter weder etwas über die Entſtehung des erſten, noch wußten ſie, wer Athanaſius ſei und was in ſeinem Bekenntniſſe ſtehe.

635.

Geiſtige Krankheiten ſind ebenſo anſteckend wie leibliche, und für die ſchlimmſten, z. B. religiöſen Fanatismus, iſt noch kein Heilmittel aufgefunden. Gewiß haben die großen und bitteren Mittel allopathiſcher Theologen und Staatsmänner um ſo weniger etwas geholfen, da ſie in der Regel ſelbſt angeſteckt waren, ohne es zu wiſſen oder einzugeſtehen.

636.

Es läßt ſich die Möglichkeit nicht läugnen, daß ein König beſſer regieren könne, als 1000 Ariſtokraten und 100,000 Demo-

kraten. Niemals aber kann die Monarchie als ſolche und als ſtaatsrechtliche Form, das ganze Volk ſo in Thätigkeit ſetzen und erziehen, wie die Demokratie. Ein König mit ſeinem Volke wird (ſo bedeutend er auch ſelbſt ſein mag) in Hinſicht auf politiſche Einſicht und öffentliches Leben weniger wiegen und leiſten, als ein gleich zahlreiches demokratiſch organiſirtes Volk. Schlägt aber durch Unfähigkeit und Unſittlichkeit deſſelben Alles in Despotie um; — nun ſo hat eben die Form und das Leben der Demokratie ein Ende.

637.

In jedem edlen Gemüthe findet ſich ein Beſtandtheil von Melancholie. Mit dieſem durch das ganze Leben ſich hindurchziehenden ſchwarzen Faden, ſoll man aber den rothen ächter Heiterkeit verflechten, ſonſt entſteht dort unfruchtbarer Trübſinn, hier flacher Leichtſinn.

638.

Wenn man die Acta sanctorum lieſet, ſo kann man nicht umhin, eine große Zahl

dieſer Thaten zu bezweifeln; man kann nicht begreifen, wie der Papſt und die Kirche ſo Viele in den Stand der Heiligen und Märtyrer erheben konnten. Sieht man aber, wie viele ganz kleine Leute unſere Polizei oder unſer Publikum jetzt in Märtyrer verwandelt, ſo wird jenes Verfahren erklärlicher.

639.

Die Menſchen verſtehen eher Ernſt als Scherz; oder ſtellen ſich doch ſo an, weil ſie jenen für vornehm, dieſen für gering halten.

640.

Der Einzelne kann hülflos und unverdient ſein ganzes Leben lang durch Tyrannei leiden; aber ein Volk, das lange in Sklaverei lebt, iſt durch eigene Schuld der Freiheit nicht werth.

641.

Unter angebornen Ideen kann man vernünftigerweiſe nicht ſolche verſtehen, die das Kind aus dem Mutterleibe mitbringt, ſondern

die wesentlich zur Natur des Menschen gehören, aus ihm hervorwachsen und ihn mit der Außenwelt verständigen.

642.

Wenn die Natur einen Willen besäße, hätte sie sich längst gegen die Martern empört, welche Physiker und Chemiker ihr anthun. Gegen die platonisch-idealistische Zuneigung der Astronomen würde sie hingegen nichts einwenden können.

643.

Es gibt Sünden des Wissens und Erkennens, wie des Glaubens und Thuns. Das Streben nach Erkenntniß ist aber an sich so wenig Sünde, als das Streben nach sittlicher Gottähnlichkeit.

644.

Das Ich ohne Du kann so wenig geistige Kinder erzeugen, als der Mann leibliche Kinder ohne die Frau.

645.

Mich führt meine Vernunft ebenso zu

Gott, wie mein Glaube; eine ungläubige Vernunft und ein abergläubiger Glaube ſind in gleicher Verkehrtheit befangen.

646.

Man ſagt: der Verſtand ſoll Alles von außen empfangen, die Vernunft alles Aeußere vernichten; und aus dieſer Zerſtückelung des Menſchen, aus dieſem unbedingten Gegenſatze und Kriege der einzelnen Theile, gehe die höchſte Weisheit und Zufriedenheit hervor. Credat Judaeus Apella!

647.

Allerdings geht das Verſtehen des Menſchen nicht über ſein inneres, eigenes Hervorbringen hinaus; allein dieſem zweiten Hervorbringen, dieſem Nacherſchaffen, geht ein erſtes voraus, und nach Maßgabe des von außen Dargebotenen ſteigt oder ſinkt auch das eigene, innere Hervorbringen. Der Menſch erſchafft nicht aus Nichts, aber eben ſo wenig iſt das, was er in jener Weiſe nacherſchafft, ein bloßes Nichts. Die Vorſtellung und der Begriff haben eben ſo gut Inhalt und Wahrheit, als der Gegenſtand.

648.

Wenn ich die Dinge (laut Kant) nicht erkenne, wie ſie ſind, ſondern wie ſie mir erſcheinen, ſo gilt dies auch von meiner Perſon. Mehr als irgendwo würde hiefür die mangelhafte Selbſterkenntniß ſprechen. Hiemit iſt jedoch keineswegs alle Wahrheit und Erkenntniß aufgehoben.

649.

Unſere Politik, Philoſophie, Kritik iſt zerſetzend, nicht einigend; ſecirend, nicht organiſirend: daher nichts als Stückwerk, und trotz des Hochmuths überall Unzufriedenheit mit dem Stückwerk.

650.

Ohne Chriſti Auferſtehung (ſagen edle Theologen) fällt das ganze Chriſtenthum zu Boden: denn ſie iſt die Bekräftigung ſeiner Göttlichkeit, erweiſet ein höheres Verhältniß zu Gott und eröffnet für die Menſchheit eine ganz neue Zeit ihres Daſeins und ihrer Entwickelung. Hiebei fragt ſich: erſtens, geht für den, welcher ſich nach redlicher Prüfung von der Thatſache nicht über-

zeugen kann, wirklich das ganze Chriſtenthum verloren? Oder zweitens: wenn auf irgend eine Weiſe die Erzählungen von der Auferſtehung untergegangen wären, fehlte dann dem Chriſtenthume wirklich alle Haltung und jeder Zuſammenhang? Drittens: folgt aus Chriſti Auferſtehung die Nothwendigkeit der Auferſtehung aller gewöhnlichen Menſchen? Viertens: glaubt man an die Auferſtehung um des Chriſtenthums willen, oder an dieſes um jener willen?

651.

Kant ſagt: Eigenſchaften vererben nicht und Rang (Adel), der dem Verdienſte vorhergeht, iſt ein Gedankending ohne Realität. Dies iſt gerade ſo wahr, wie der umgekehrte Satz: ein Adel, der ſich unbedingt nach Verdienſt ordnen ſoll, iſt ein Gedankending ohne Realität.

652.

Die Ariſtokratie der ſogenannten Talente iſt oft die ärgerlichſte und unerträglichſte, und der Lehrſatz vom Verdienſte (capacité)

wird, aufs Aeußerſte getrieben, ganz revolutionair, wie der St. Simonismus erweiſet.

653.

Es iſt ein groſser Irrthum, alle irdiſchen Mängel lediglich durch irdiſche Mittel abſtellen zu wollen.

654.

Die gegebenen Verhältniſſe, über welche der Menſch nichts zu entſcheiden hat, ſind für ihn die wichtigſten, z. B. Geſchlecht, Zeit und Ort der Geburt, Aeltern, Geſchwiſter u. ſ. w. Man ſoll dieſe Wichtigkeit anerkennen und das Unabänderliche nicht ändern, aber auch das der freien Bewegung Ueberlaſſene nicht in Unabänderliches verwandeln wollen; — alſo keine Kaſten, keine aufgezwungene Lebensart, Ehelosigkeit u. ſ. w.

655.

Nichts beweiſet mehr Daſein und Herrſchaft des Teufels, als was fanatiſche Theologen in Gottes Namen thun.

656.

Was für den Einen Unglauben oder Aberglauben iſt, iſt es nicht für den Anderen. Die Perſönlichkeit modificirt Gefühl und Begriff. Der einzelne Menſch gibt aber dann nie das unbedingte Maß des Rechten, und ebenſo wenig darf man ſeine Perſönlichkeit ganz vernichten wollen.

657.

Es iſt gleich wahr, daß ſich unſere Erkenntniß nach den Gegenſtänden und daß dieſe (ſo weit ſie in unſeren Bereich kommen) ſich nach unſerer Erkenntniß richten. Die Alleinherrſchaft liegt nicht auf einer Seite.

658.

Atomiſtik herrſcht auch in der Geſchichte vor. Wer ein früher noch nicht geſehenes Atom findet, macht ein ſelbſtgefälliges Geſtakel (wie, wenn die Henne ein Ei gelegt hat), meint, die Welt erweitert und vergrößert zu haben, und ſieht verächtlich auf die großen Meiſter herab, bei welchen die Atome in dem lebendigen Organismus verſchwinden.

659.

Nach Platon iſt Gott ſelbſt das Maß und der gottähnliche Menſch der, welcher Maß hält, gibt und anerkennt. Die Propheten unſerer Tage ſehen hingegen das Göttliche faſt nur in dem Maßloſen und Ungemäßigten.

660.

Mit der wahren Erkenntniß ſinnlicher Dinge wächſt auch die Erkenntniß des Göttlichen, und umgekehrt. So iſt Kopernikus einer der größten Theologen und ein Hauptprediger der Demuth.

661.

Es iſt richtig, daß die Geſchichte der Menſchheit, die Geſchichte des Chriſtenthums als einen Theil in ſich begreift; es iſt aber auch wahr, daß von Chriſtus aus die ganze Geſchichte der Menſchheit vorwärts und rückwärts auf eine neue Weiſe erleuchtet wird.

662.

Wenn die Natur ſo geiſtlos und gottlos wäre, wie Manche behaupten, ſo könnte

man sie weder geistvoll behandeln, noch Gott in ihr finden und erkennen.

663.

Es ist viel gewisser, daß Gott ist, als daß ich bin.

664.

Ich habe mir nicht Gott erschaffen, sondern er hat mich erschaffen und seine Offenbarung kommt mir von innen und von außen.

665.

Wozu unchristlicher Hader über die Friede bringende Persönlichkeit Christi? Genügt es nicht daß alle Parteien anerkennen, diese Persönlichkeit sei die erste und stehe einzig da in der Weltgeschichte?

666.

Wer das Evangelium hätte erdichten können, hätte es in Wahrheit auch gehabt und erschaffen.

667.

In jedem Menschen spiegelt sich das Ir-

diſche und Göttliche verſchieden ab; — ſo hat auch jeder ſein eigenes Spiegelbild von Chriſtus. Es iſt aber thöricht zu meinen, der Spiegel mache die Bilder ſelbſt ohne Gegenſtände. Stellt man den geſchichtlichen Chriſtus ganz zur Seite, ſo verſchwinden auch die Abbilder, und jeder malt ſich ſeinen eigenen Götzen auf den Spiegel.

668.

Wenn die Griechen den olympiſchen Zeus verehrten, ſo ſahen ſie in ihm nicht ſowol ein Werk des Künſtlers, als eine Offenbarung des Göttlichen durch Vermittelung des Künſtlers.

669.

Jede Liebe gibt mehr, als ſie ſchuldig iſt.

670.

Wir ſollten uns nicht wundern, daß die Griechen im Homer Alles ſuchten und fanden, da ja viele Chriſten die Bibel auch für ein Lehrbuch der Phyſik und Sternkunde hielten und diejenigen als ungläubige Ketzer ſtraften, welche (wie Galilei und

Kopernikus) neue und wahre Wissenschaft entdeckten.

671.

Manche Geschichtsschreiber kehren ihren Lesern (wie der Mond) immer nur eine, die helle, oder die dunkele Seite zu: — Folge der Unfähigkeit, des Trübsinns, oder der Schmeichelei.

672.

Es ist gleich langweilig, wenn Philosophen endlos reden von dem menschlichen Vielwissen, oder dem menschlichen Nichtwissen.

673.

Niemand verlangt, daß jemand seiner leiblichen Länge eine Elle zusetzen oder sich umgestalten solle; täglich aber ergehen gleich unmögliche geistige Forderungen der Art in Bezug auf Philosophie, Religion, Wissen, Glauben u. s. w.

674.

So wie der Zergliederer Herz, Lunge, Leber u. s. w. unterscheidet, muß auch der

Philoſoph Sinnlichkeit, Verſtand, Vernunft, Glauben unterſcheiden. Beide aber ſollen bedenken, daß man kein einzelnes Organ herausſchneiden, mit ihm getrennt operiren und etwas zu Stande bringen kann. Das Leben beſteht in ihrer ungetrennten Totalität und Wechſelwirkung.

675.

Es iſt eine gewöhnliche Annahme, daß die Beweisgründe höher ſind, als das Erwieſene und ſich deshalb z. B. das Daſein Gottes nicht erweiſen laſſe. In Wahrheit aber führen Beweisgründe nur das zerlegt dem Geiſte vorüber, was in der That und im Ganzen ſchon da war und in dem angeblich Erwieſenen lag. Wenn man z. B. erweiſet: daß die Quadrate der beiden Katheten gleich ſind dem Quadrate der Hypothenuſe, ſo ſind ja die Beweisgründe nicht das Höhere, ſondern Alles lag ſchon im Weſen der Dreiecke und Vierecke; dieſe lieferten die Beweisgründe, und erlangten nicht durch dieſelben ihr Daſein. So wäre es auch ſinnlos, durch angeblich höhere Beweisgründe Gott erſchaffen und ins Daſein

rufen zu wollen; aus ihm fließen jene Gründe aus und wir ergreifen sie für unser Bewußtsein: er ist das Höhere und von seinem Lichte bringen wir einzelne Strahlen in unser Auge.

676.

Jacobi sagt (III, 163): „Religion ist überall Quelle der Bildung gewesen, nirgend aber Quelle der Freiheit.“ Jede Bildung schließt aber eine wesentliche Art der mit Gesetzen verträglichen Freiheit in sich, und Demokratie, im allgemeinsten und höchsten Sinne, ist durch das Christenthum erst möglich geworden.

677.

Es ist unwahr, daß die Wissenschaft und die Natur gott — los sei. Der Forscher will nur seine Bahn nicht durch beanspruchte Wunder (die dann meist nur Wunderlichkeiten, ja Dummheiten sind) stören und verunreinigen lassen. Je mehr sich die Größe und Unwandelbarkeit der Naturgesetze offenbart, je mehr Willkür, Unordnung und Zufall entweicht, je mehr Ordnung und

Regel hervortritt, je weniger man Gottes veränderlichen Einfluß zur Erklärung der Ereigniſſe gebraucht, je mehr man (wie La Place ſagte) der Hypotheſe eines Gottes nicht bedarf; deſto mehr nähert man ſich ihm, deſto tiefer wird man von dem Daſein, der Macht und Weisheit eines ſchaffenden, erhaltenden, nach Zwecken mit höchſter Vernunft wirkenden Gottes überzeugt.

678.

Aechte Duldung entſteht nicht aus geiſtloſer Gleichgültigkeit, ſondern weil man den Werth einer eigenen Ueberzeugung anerkennt und dieſelbe beſitzt.

679.

Aeußere, innere, und geſchichtlich poſitive Offenbarung, bilden eine ächte, verſtändliche Dreieinheit.

680.

Es iſt verkehrt, den in der bürgerlichen Geſellſchaft anerkannt unentbehrlichen Gehorſam, den man ohne Widerbellen leiſtet, einen blinden Gehorſam zu nennen. Blind

iſt nur der Gehorſam, welcher von vorn herein auf Willen und Erkenntniß verzichtet.

681.

Gott, ſagt man, hat Alles auf einmal geſchaffen und ruht ſeitdem. Täglich entſtehen aber neue Körper, Leiber, Geiſter, Seelen u. ſ. w.; Alles dies etwa nur durch untergeordnete Kräfte, oder Beamte und Demiurgen? Man meint (nach menſchlichem Bequemlichkeitsgefühle) Gott einen Gefallen zu thun, wenn man ihn zur Ruhe ſetzt, gleichſam penſionirt und auf den Ausſterbeetat bringt.

682.

Nicht ſelten tauchen mir in der Seele Gedanken, Erinnerungen auf, die ich innerhalb des jetzigen Lebens nicht unterzubringen weiß und einem früheren zuweiſen möchte. In dem Augenblicke aber, wo ich ſie recht feſthalten will und zu einem ſicheren Abſchluß zu kommen ſuche, verſchwinden ſie und ſinken wieder in eine unergründliche Tiefe.

683.

Wer Wahrheit aufrichtig ſucht, iſt nie ohne Ahnung über das Ergebniß, nie ohne Theilnahme für das Ergebniß. Eine inhaltsloſe oder verderbliche wahre Wahrheit, iſt ein Unſinn.

684.

Wer in der Natur Gott entbehrt, lebt nur auf der Nachtſeite, mag (wie die Kehrſeite des Mondes) allerhand im Widerſcheine mühſam entdecken, ſieht aber niemals die Sonne, von welcher zuletzt doch auch der Widerſchein ausgeht.

685.

Will man nun einmal verzweifeln, ſo iſt dazu mehr Veranlaſſung in der Menſchengeſchichte, als in der Naturgeſchichte.

686.

Die Natur vergöttern, und Gott in der Natur ſuchen und erkennen, iſt etwas ganz Verſchiedenes.

687.

Schon die Sprache erlaubt nicht, Gott in ein Neutrum zu verwandeln und zu sagen: das Gott.

688.

Es ist einseitig und ungerecht, zu behaupten, die Religion der Heiden vertilge Gewissen und Sittlichkeit. Beides lebte in ihnen durch Gottes Anerschaffen und trotz religiöser, allerdings erschwerender und störender, Irrthümer.

689.

Manche meinen: es sei ein Fortschritt in der Philosophie, daß man Gott nur in der Ethik (zur Ausgleichung von Freuden und Leiden) zu Hülfe rufe; mit dem Denken, der Logik und Dialektik habe er nichts zu schaffen, und bei der Physik sei er nur hinderlich und im Wege! In dem Maße, als die Philosophen so Gottes bankerott werden, setzen sich die Theologen mit ihrer Weisheit und Thorheit auf die erledigten Lehr- und Zwangsstühle.

690.

Sind die Zwiſchenräume zwiſchen den einzelnen Weltkörpern verhältnißmäßig größer, als die zwiſchen ſich bewegenden Infuſorien?

691.

Die theologiſchen und philoſophiſchen Schulformeln ſind Kleider, welche Leute machen.

692.

Wir laſſen Gott, nach menſchlichem Thun, auch denken und urtheilen, ſehen und hören u. ſ. w. Wollen wir dies als unwürdig ganz vermeiden, ſo ſinken wir nur zu leicht unter das Menſchliche, Lebendige hinab und kommen an bei einem kalten Begriff und einer theilnahmloſen Subſtanz.

693.

Wenn Gott vor der Schöpfung allein und nur ein Geiſt war; woher hat er denn die Materie genommen, und warum iſt ſeine Schöpfung nicht rein geiſtig?

694.

Es ist nicht folgerecht zu erklären: das Uebel sei, selbst in der besten Welt, unvermeidlich und nothwendig; und es doch als eine Hauptaufgabe hinzustellen, dasselbe hinwegzuschaffen.

695.

Wer immer dasselbe denkt, denkt (alle Bewegungen ausschließend) eigentlich gar nicht; oder seine Gedanken sind doch verholzt und versteint. — Eine Uhr, welche immer dasselbe zeigt, ist nicht aufgezogen, oder abgelaufen; — gewiß unbrauchbar.

696.

Man sagt: „fliehe die Lust, denn sie ist vergänglich!“ Aber die Unlust wäre ja dann aus demselben Grunde, und außerdem noch aus anderen Gründen zu fliehen? So kehrt die Lustlehre und Praxis unüberwindlich zurück, wenn die Dauer allein den Maßstab der Würdigung abgeben soll.

697.

Es ist leicht gesagt: „thut Alles zur

Ehre Gottes!" — Aber was gereicht denn zur Ehre Gottes? Länder erobern, Hexen und Ketzer verbrennen, protestantische Kinder stehlen u. s. w.?

698.

Manches verliert, wird hinabgezogen oder hinabgedrückt, wenn ich es in Worte fassen will; Anderes wird dadurch in eine höhere Region erhoben.

699.

Man ist so freigebig mit dem Worte System; vielleicht, weil manche Menschen (selbst Philosophen) deren eher viele, als eines haben. Im höchsten Sinne des Wortes hatten vielleicht nur Aristoteles und Kant ein System.

700.

Gewiß laufen immerdar verschiedene, sich untereinander widersprechende Meinungen nebeneinander her; weshalb es unumgänglich nothwendig wird, durch Reinigung und Steigerung der Meinungen, zu einer wohlbegründeten Ueberzeugung zu gelangen.

701.

Es iſt ein Beweis von Hochmuth, die öffentliche Meinung gar nicht zu berückſichtigen; von Knechtsſinn, ſich ihr jedesmal und kurzweg zu unterwerfen.

702.

Die Griechen hatten keineswegs eine Naturreligion mit Verehrung bloßer Kräfte; ſie erhoben vielmehr Alles und jedes zu Perſönlichkeiten. Phidias und Michel Angelo ſtellten auch den höchſten Gott, aber eben als Perſon dar; nicht als Begriff, der ſich jeder Geſtaltung entzieht.

703.

Die Griechen ſtanden viel höher, die Chriſten ſtehen viel niedriger als ihre Religionslehre.

704.

Es gehört zu den größten, unheilbringendſten Irrthümern, das Privatrecht ganz dem Staatsrechte, oder dieſes unbedingt jenem unterzuordnen.

705.

Das Eigenthum hat nicht blos Rechte, es hat auch Pflichten. Das hat man z. B. in Irland und Galizien vergessen.

706.

Ich habe keinen Begriff davon, wie ich glauben soll, ohne zu denken, und denken ohne zu glauben. Das Prachtgewebe in einzelne Fäden auflösen und Aufzug oder Einschlag allein vorzeigen und anpreisen, — heißt Vielen Philosophie oder Theologie!

707.

Die Athener haben Anaxagoras verwiesen, Sokrates (jedoch mehr aus politischen als religiösen Gründen) vergiftet, über die Hermen einen verkehrten Rechtsstreit gegen Alcibiades angefangen, Aristoteles misverstanden, an allerhand Aberglauben Gefallen gefunden, bei den Festen des Dionysos zu viel getrunken u. s. w. u. s. w. Fasse ich Dies und Anderes ins Auge, so erscheint es einzeln, zerstreut (sporadisch), unbedeutend, gewichtlos; im Vergleiche mit dem Entsetzlichen, was die christliche Kirchen-

geſchichte darbietet. Von den älteſten bis zu den neuſten Ketzerverfolgungen, Ausrottung der Albigenſer, ſchändliche Religionskriege, Dragonaden, Inquiſition, Hexenprozeſſe, eine zahlloſe Menge von falſchen Wundern, Aberglauben der thörichtſten Art u. ſ. w.; und trotz dem Allem keine Demuth, kein: Herr, ſei mir armem Sünder gnädig! ſondern Hochmuth der anmaßendſten, Selbſtgefälligkeit der widerwärtigſten Art. Hätte das Chriſtenthum keinen höheren und tieferen Grund, als was fanatiſche Eiferer daraus gemacht haben, ſo müßte man ſich zurückſehnen nach dem heiteren, milden, duldſamen, menſchenfreundlichen Heidenthume der Griechen.

708.

Manche Prinzen bekümmern ſich um Alles; — nur nicht um das, was ihr eigenſter Beruf erfordert. Sie verkehren mit Malern, Bildhauern und Muſikern, laſſen ſich erzählen von Polypen, Infuſorien, Korallen, Elephanten und Seehunden, beſehen Kunſtausſtellungen und Naturausſtellungen, haben ihr Freude an Haſen und Hirſchen,

gehen abwechselnd auf die Jagd und in die Kirche: — aber Geist und Sinn der Völker, Weisheit und Thorheit der Könige, Kunst des Vermittelns und Herrschens, Reinigung von herkömmlichen Vorurtheilen, falscher Hoffnung und falscher Besorgniß; das Alles bleibt ihnen in der Regel fern, und sie haben eine Scheu vor denen, welche hierüber weissagen könnten.

709.

Es ist lächerlich zu hören, mit welcher Würde und tiefsinnigem Ernste gewisse Leute von der Reinheit der Abstammung, Legitimität der Geburt, Schrecklichkeit der Misheirathen u. s. w. sprechen; während es doch stadt- und landkundig geworden ist, welche confusion de génération in den meisten regierenden Familien seit langer Zeit vorhanden ist.

710.

Soll ich einmal in Hinsicht auf Glauben blind gehorchen, soll ich mich ins Schlepptau nehmen lassen, so will ich lieber der altehrwürdigen Reihe der Päpste folgen,

als mich aus der Kirche hinausweisen lassen von Generalen, Ministern, Bürgermeistern, Geheimenräthen und ähnlichen religiösen Dilettanten.

711.

Wo Schönheit nichts gilt, hat entweder der Geist einen einseitigen, oder das Thierische einen vollständigen Sieg davongetragen.

712.

Nicht der ist ein Atheist, welcher viele Fragen über Gott und göttliche Dinge für unlösbar hält, sondern der sich, mitten aus dieser Unfähigkeit heraus, dennoch selbst vergöttert. — Sogenannte Atheisten sind oft nur Götzenläugner, nicht Gotteslängner.

713.

Die zwölf Apostel sind lange nicht so scharf individualisirt, personificirt und künstlerisch charakterisirt, als die zwölf großen Götter und Göttinnen. Und wo bei jenen irgend eine Eigenthümlichkeit hervorzutreten scheint, wird sie oft mit theologischen Pinseln überstrichen, weil der abstrakte Begriff der Wahrheit

angeblich keine Mannigfaltigkeit der Entwickelung dulde. Von den zwölf Aposteln könnten die Hauptrichtungen christlicher Ueberzeugungen ausgehen und sich symbolisiren. Die einzelnen Heiligen sind zu ähnlich und einseitig; sie ersetzen die fehlenden Repräsentanten nicht, welche das Heidenthum in seiner Weise an jenen Göttern und Göttinnen hatte.

714.

Der tadelnswerthe Stolz des Wissens beruht wenigstens auf Arbeit; der des Glaubens hingegen in der Regel auf Faulheit, die als verdienstlich in die Wagschale geworfen wird.

715.

Wer Gott nicht in dem Nächsten fühlt und erkennt (in Morgen- und Abendroth, Pflanzen und Blumen), der wird ihn auch mit philosophischen Fernröhren nicht auffinden, und aus den metaphysischen Distillationsanstalten zwar einen Spiritus rector, aber keinen lebendigen Gott der Liebe mitbringen. Glücklich, wer das Nächste und Fernste,

Anſchauung und Begriff, Gefühl und Erkenntniß, Glauben und Wiſſen in Uebereinſtimmung gebracht hat und ſich nicht thöricht einbildet, die Hälfte ſei mehr als das Ganze.

716.

Tadelſüchtige Menſchen muſiciren zu ihrem und Anderer Leidweſen in bloßen Diſſonanzen, ohne Auflöſung.

717.

Chriſtus iſt der einfachſte, verſtändlichſte, liebevollſte, erhabenſte Charakter in der ganzen Weltgeſchichte; die Theologen haben ihn aber ſo ausſtaffirt, behangen und verhangen, daß der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erden dem beſchränkten Menſchengeiſte noch begreiflicher iſt, als dieſer Mittler.

718.

Meiner Natur iſt nichts mehr zuwider, als das ausſchließliche Weſen, welches um einer Anſicht, Lehre, Ueberzeugung, Philoſophie, Religion willen alle anderen verdammt und über ſie den Stab bricht. Ich

gehe mit Theilnahme, Anerkenntniß und Belehrung durch alle hindurch und finde mich doch immer wieder nach Hause. Warum soll ich mein Auge verschließen gegen die Erhabenheit der Aegypter, den schroffen Ernst der Juden, die bewundernswürdige Mannigfaltigkeit der Griechen, die Herrscherkraft der Römer? Ich habe meine Freude an den Göttern und Göttinnen der alten Dichter und Künstler, finde mich angezogen von Aristoteles wie von Platon, vertiefe mich in den Pantheismus des Spinoza, erbaue mich an der Einfachheit puritanischer, an der Pracht katholischer Kirchen, bewundere Könige wie Heinrich IV und Friedrich II, und Republiken wie Athen und Nordamerika, erfreue mich am Sophokles wie am Shakespeare, denke und fühle mich hinein in alle Bekenntnisse u. s. w. u. s. w. — Mag man mich deshalb einen oberflächlichen, einsichts- und gefühllosen Hans in allen Gassen nennen; — Vorwürfe solcher Art werden mich niemals dahin bringen, meine Freiheit aufzugeben und irgend Einem auf dem angeblich allein zur Weisheit führenden schmalen Gänsepfade zu folgen.

719.

Die Rede: „des Menschen Aufgabe übersteigt seine Kräfte;“ beweiset nur, daß die Aufgabe nicht richtig gestellt war, oder die Kräfte nicht gehörig angewandt wurden.

720.

Der Grieche fand die Aufgabe seines Lebens weder zu hoch, noch zu gering: er freute sich des schönen Lebens, das ihm die Götter vergönnt; er verachtete die Erde nicht, diesen natürlichen Schauplatz seiner Wirksamkeit; er wollte nie durch einen salto mortale Zeit und Raum überspringen; er vergaß keineswegs das Recht der Gegenwart um der Zukunft willen, und hielt sich für keinen bloßen Züchtling in einer Anstalt des Jammers und des Elends! — Ist nun das Gegentheil von dem Allem eine wahrhaft christliche Betrachtungsweise?

721.

Mit jedem Jahre steigt das Gewicht und die Summe der neuern Zeit. Es ist aber unbillig, um deswillen das Alterthum immer leichter und unbedeutender zu finden.

Man vergleiche Gleiches mit Gleichem und da wird eine Stadt wie Athen und ein Jahrhundert wie das des Perikles, viele große Reiche und Jahrtausende überwiegen.

722.

Wenn es auch jemand gelänge, alle chronologischen und genealogischen Schwierigkeiten in der Bibel aufzulösen und zu beseitigen; so würde daraus für die wahre Religion doch nur wenig oder nichts folgen.

723.

Hätte die katholische Kirche statt praktischer Unduldsamkeit und wilden Verfolgens, in stiller Erhabenheit keinen Hinausgehenden gestört und keinen Zurückkehrenden visitirt, die Meisten hätten ihre Privatwohnungen wieder verlassen und sich zur großen Peterskirche wieder eingefunden.

724.

Der Mantel Christi umfaßt die ganze Erde. Diese Weite erscheint aber den Eiferern unter seinen Bekennern zu form- und gestaltlos. Sie schneidern daran, damit er

zu ihren Idealen beſſer paſſe und feſter anliege, bis er ſo eng wird, daß kein geſchnürter Puppenbalg mehr darin Platz hat; ſie nennen dies Werk kleinlicher, engherziger Sektirerei: un abregé des merveilles des cieux.

725.

Jede Zeit hat ihre eigenthümlichen Krankheiten, welche ſie überſtehen, ausleben und ausſchreiben muß. Göthe's Werther und ſeine Wahlverwandtſchaften, ſowie Jacobi's Woldemar handeln von derlei Krankheiten; welche indeß manche Leſer (nicht ganz ohne Schuld der Verfaſſer) für empfohlene und nachahmungswerthe Geſundheitszuſtände angenommen und irrig betrachtet haben. Zu derlei Irrthum hat die Gräfin Hahn in ihrem geiſtreichen, ja oft pſychologiſch tiefſinnigen Romane Sybilla keine Veranlaſſung gegeben. Dennoch iſt ihre Heldinn (trotz ihres Egoismus) nirgends widerwärtig, da die Strafe nicht ausbleibt und Selbſterkenntniß dadurch aufgezwungen wird.

726.

Die Dialektik (Erkenntnißlehre) führt mich

zu einem allweisen Gott, die Physik zu einem allmächtigen, die Ethik zu einem allgütigen, — Auch eine Dreieinheit.

727.

Die Stufenfolge der Geschöpfe, welche tiefer stehen als der Mensch, und die unabweisliche Gewißheit von seiner geistigen und sittlichen Unvollkommenheit überzeugt mich, daß der Mensch nicht das vollkommenste Geschöpf in der Schöpfung sei. Den Teufeln aller Art (höhere Wesen böser Richtung) verstattet nun einmal verbreiteter Glaube (oder Aberglaube) eine vielfache störende Einwirkung in die menschlichen Kreise, während die Thätigkeit der Engel fast ganz verschollen ist. Haben jene Teufeleien nur deshalb so viel Breite und Anklang gefunden, um die sittliche Verschuldung ihnen aufzuwälzen; während Beistand der Engel das eigene Verdienst zu verkleinern schien?

728.

Wenn Gott ganz außerhalb der Welt ist, so ist Gott und (plus) die Welt mehr,

als Gott ohne (minus) die Welt. Wenn er ganz in der Welt aufgeht, ſo iſt er nichts für ſich und hat höchſtens ſich ſelbſt erſchaffen.

729.

Platons Ideen beruhen weit mehr auf dialektiſchem Bedürfniſſe, als auf fühlender Myſtik. Die Art, wie Ariſtoteles durch Geiſt und Form Alles durchdringen und beſtimmen läßt, iſt in Wahrheit myſtiſcher, erlaubt kein Auseinanderfallen und erhebt das von Platon gering Geachtete auch in höhere Kreiſe.

730.

Ein Gott, an den man blos glaubt (ſagt eine Partei), iſt kaum ein halber Gott; ein Gott, von dem man weiß, ein gewußter Gott (ruft die andere Partei) iſt gar kein Gott! — Zänkereien auf untergeordneten Standpunkten, vor denen nur ſchwache Seelen erſchrecken!

731.

Viele, die ſich an den ſchlechten Speiſen

des Aberglaubens den Magen verdorben haben, wähnen ſich durch die Hungerkur des Unglaubens herzuſtellen. Umgekehrt fallen durch Unglauben Abgehungerte, mit doppelter Begier über die vollen Schüſſeln des Aberglaubens her.

732.

Die, welche ihr Herz vergöttern und es zum höchſten Geſetze erheben, ſollten bei Ariſtoteles in die Schule gehen und ſeine Lehre vom Triebe und der Sitte erforſchen (πάθος, ἦθος). Jener weiſet auf das Allgemeine hin in der menſchlichen Natur, dieſe auf die gemeinſame Vernunft; beides führt hinaus über das perſönliche Belieben des Einzelnen.

733.

„Alle deine Gedankenſpäne (ſagt man mir) beweiſen, daß du kein philoſophiſcher Kopf biſt.“ — Vollkommen richtig; wenn nur der gewöhnliche Menſchenverſtand nicht ganz fehlt, ſo bin ich ſchon zufrieden und mache keine höheren Anſprüche.

734.

Bei einem überconſervativen Tiſchgeſpräche ſagte Niebuhr zu Jacobi: nur was alt iſt, hat Dauer! welcher Satz bewundert und erläutert ward, bis ein jüngerer Mann vom anderen Ende des Tiſches rief: nur was jung iſt, hat Lebenskraft! — Hierauf folgte eine allgemeine Stille und (da man das alte Geleiſe nicht wieder finden konnte, oder ihm nicht vertraute) — ein anderes Geſpräch. — Sätze obiger Art laſſen ſich ſtets in ihr Gegentheil umkehren; — ein Beweis ihrer immer nur bedingten Wahrheit.

735.

Wer in der Politik nur das Unbedingte ſucht, oder an dem vorgeblich Unbedingten feſthält, iſt immer in der Irre. Alles geſtaltet ſich auf dieſem Boden weſentlich praktiſch, nach Maßgabe der Kräfte, Neigungen, Ueberzeugungen, Umſtände u. ſ. w.

736.

Der Menſch muß, ſeiner Natur nach, mindeſtens die Fähigkeit zur Erkenntniß haben, ſonſt kann ihm nichts offenbart

werden. Für einen Klotz, einen Stein, ein Thier gibt es weder Erkenntniß, noch Glauben, noch Gefühl, noch Gnade, noch Offenbarung.

737.

Europa iſt alt und krank, und keine Hoffnung auf Beſſerung vorhanden, ſo lange man ſeine Krankheiten wie Erzeugniſſe der Weisheit oder doch der Nothwendigkeit betrachtet. Hieher gehören: hohe Schutzzölle und Abſperrungen, Beſteuerung der nöthigſten Bedürfniſſe, Vielregiererei aller Art, ſtehende Heere, Landeskirchen, leichtſinniges Kinderzeugen u. ſ. w.

738.

Wir ſind nach Chriſti Geburt, trotz beſſerer Grundſätze und vieler anderen Fortſchritte, dem ewigen Frieden praktiſch nicht näher als vor Chriſti Geburt. Argwohn, Betrug, Haß, Ränke herrſchen ſo zwiſchen Völkern und Höfen, wie ehemals, und die Heiligkeit, womit gewiſſe Bündniſſe und Votivtafeln äußerlich belegt, plattirt wurden, hat das darunterliegende geringe Metall nicht veredelt und umgewandelt.

739.

Die christliche Sittenlehre würde Einzelne und Völker schon unendlich weitergeholfen, geheiligt und verklärt haben, wenn nicht die Dogmatik immer zerstörend dazwischen getreten wäre.

740.

Warum hat sich so heftiger Widerspruch gegen die tiefsinnigen Geheimnisse des Christenthums gefunden? — Weil man sie den Unvorbereiteten mit Gewalt aufzwingen wollte, und obenein so zerstückelt und auf dem Boden des Verstandes zurechtgelegt, daß sie wie baarer Unsinn erschienen. Nur mögen die, welche geduldig crude und nude Alles verzehrten, sich nicht einbilden, daß sie höher stehen, als jene Widersprechenden. Die höchste Erkenntniß versöhnt erst mit dem Geheimnisse und bedarf desselben.

741.

Leute, deren Freundschaft lediglich auf Uebereinstimmung in gewissen Glaubenslehren gegründet ist, mögen ihr Gebäude nicht auf Sand, sondern auf einem Felsen

erbaut haben. Aber dieser Felsen wird sich ihnen zu keinem Garten des Lebens verschönern, und keine Blumen und Früchte hervortreiben. Freundschaft bedarf neben dem Gleichartigen auch der Verschiedenheit, ja der Gegensätze und vor Allem einer Thätigkeit, die etwas hervorbringt, mittheilt und austauscht. Ganz Gleichartiges, von außen Gegebenes und Mitgebrachtes, läßt sich nicht mittheilen und austauschen. Wenn jemand mir seinen Glaubensthaler anbietet und ich ihm den meinen ganz gleichen Gepräges, so werden wir hiedurch beide nicht reicher.

742.

So wie die gleiche, ohne eigene Arbeit pure angenommene Glaubenslehre bei Einzelnen keinen entwickelnden Zusammenhang hervorbringt, so hält sie auch nur dem Scheine und Namen nach Staaten zusammen.

743.

Das Christenthum ist keine Denkmünze, die jeder Jahre lang in seinen Geldkasten niederlegen oder in die Erde vergraben kann

und soll; sondern ein Samenkorn, das jeden zum Wachsen, ein Gährungsstoff, der jeden zur Entwickelung vorwärts treiben soll.

744.

Das Leiden Christi ist das wehmüthigste, herzzerreißendste Trauerspiel in der Weltgeschichte. Muß es ihm aber nicht noch viel größere Leiden und Schmerzen verursachen, wenn er sieht, wie seine beseligende Gottesgabe von angeblichen Bekennern misdeutet, misbraucht, verkannt, übertreten und in ihr Gegentheil verwandelt worden?

745.

Welch ein Irrthum, daß die Menschen von einer wohlerkannten, erreichten höheren Stufe nicht wieder in alte Irrthümer und mangelhafte Zustände zurücksinken könnten! Gluck z. B. wandte sich mit großer Selbstverläugnung und großer Selbsterkenntniß von einer falschen Bahn muthig hinweg, ward Schöpfer der ächt dramatischen Oper, und die wahrhaft großen Meister hielten (unbeschadet ihrer Eigenthümlichkeit) an seinen Grundsätzen fest. Dennoch (und un-

geachtet des beſſeren Wiſſens und tagtäglichen Kritiſirens) ſind wir dahin gekommen, daß kaum Einer nach dem Werthe eines Operntextes fragt, dramatiſche Behandlung und Feſthaltung der Charaktere für unnütze Pedanterie gilt, Virtuoſen auf muſikaliſches Gewäſch umherreiſen und das Publikum ſich auf abgeſchmackte Begeiſterung etwas zu Gute thut.

746.

Unter geſundem Menſchenverſtande verſteht man nicht, oder ſoll nicht verſtehen, das (oft faſt gedankenloſe) hausbackene Meinen und Belieben jedes Einzelnen; ſondern das Geſammtbewußtſein der Menſchheit, welches ſich aus den mannigfaltigſten Beſtrebungen immer mehr und mehr reinigt, verklärt, und beruhigt in ſicherer Erkenntniß niederſchlägt. So lange die Dinge kochen, wogen und brauſen, ſind die Schlacken noch nicht ausgeſchieden; und das wird erſt dauernder Beſitz und wahrer Fortſchritt, was in jenes Geſammtbewußtſein des Menſchenverſtandes aufgenommen und von ihm anerkannt iſt.

747.

Eine Philosophie des gesunden Menschenverstandes soll nicht sein eine Rumpelkammer erbärmlicher Trivialitäten; sondern das Schatzhaus der ächten Ergebnisse menschlicher Geistesentwickelung. Daß nur die großen Geister zu diesem Schatze beitragen, und kleine Leute (zu denen ich mich zähle) dankbar daselbst ihr wöchentliches Almosen abholen, versteht sich von selbst.

748.

Der Satz: das Ich hat eine unbeschränkte Kraft, die gegebene Welt zu vernichten und nach Belieben wieder herzustellen; ist so noch nicht in die Philosophie des Menschenverstandes aufgenommen worden.

749.

Manche Philosophie enthält nichts als Nachrichten von den Katzbalgereien, oder dem Zappeln des in Stücke zerschnittenen Menschengeistes.

750.

Alle inhalts- und erfolgreichen Revolu-

tionen haben zuletzt die Geister befreit und republikanischer geendet als begonnen. So die Reformation, die Schweiz, die Niederlande, England, Frankreich, Nordamerika.

751.

Kein Volk hat eine solche Ehrfurcht wie das deutsche vor einer nichtswissenden Wissenschaft und einer nichts erzeugenden Gelehrsamkeit.

752.

Wer immer das Ueberschwängliche will, bleibt hinter dem Gewöhnlichen zurück.

753.

Das Publikum betrachtet einen Schriftsteller wie seinen Lehrknecht, der nichts thun soll, als was dem Herrn gefällt und dieser ihm aufgibt. Sobald jener einmal extra gehen, und treiben will was ihm behagt, wird er getadelt und zurechtgewiesen. Manche Naturen sind für ein solches Umherschauen, Sichgehenlassen, Versuchen gleichsam geschaffen (z. B. Steffens, Herder); und bringen so in verschiedenen Richtungen ta-

leutvoll eben das zu Stande, was der Mannigfaltigkeit ihrer natürlichen Richtungen zusagt: andere Männer dagegen (wie Schiller und Göthe) haben wol mit Unrecht ihren eigensten Genius zu gering angeschlagen und Jahre verwendet auf kantische Philosophie, Steine, Farben u. s. w. Kleinere Leute haben das große Vorrecht, daß sie, unbespäht und ungeschoren, thun und lassen was ihnen recht und bequem ist.

754.

Ich habe nichts gegen gerechten und ungerechten Tadel. Jener belehrt mich, dieser stählt mich und stellt mich auf meine eigenen Füße.

755.

Wenn ich die herben Klagen und die fast ununterbrochene Misstimmung vieler großen Geister betrachte und sie mit der glücklichen Zufriedenheit meines Lebens vergleiche; so bekomme ich eine Art von Zuneigung zu der Mittelmäßigkeit und nehme deren heitere Vorrechte in Schutz, wie mein Eigenthum.

756.

Wer nur ſeine eigene Partei begreift, iſt auf einem Auge blind und auf einem Ohre taub.

757.

Viele unſerer ſogenannten Liberalen verſchneiden ihre eigene Zeugungskraft, um nur deſto höher und lauter ſchreien zu können.

758.

Das wahre Lebensprinzip der Monarchie liegt nicht in dem objektivem Werthe der Form, ſondern in dem ſubjektiven Verhältniß zu den Perſonen.

759.

Schriftſteller, die gar keine Form, kein Maß gewinnen können, mögen große Verdienſte haben, liegen aber außerhalb aller klaſſiſch zu nennenden Literatur: ſo Hamann, ſo Lenz.

760.

Es iſt nichts irriger, als daß man durch das zeitkoſtende Umhertreiben unter gewöhn-

lichen Menschen, durch zerstreuenden Umgang mit Crethi und Plethi der Gegenwart, große Menschenkenntniß oder gar die reine, klare Weisheit erwerbe. Die großen Verstorbenen, mit denen ich täglich umgehe, sind lebendiger, als jene wandelnden Gespenster und Plaudertaschen.

761.

Der höchste Gedanke für die vollkommenste Organisation der menschlichen Angelegenheiten, ist der Gedanke einer Theokratie unter dem Statthalter Christi, welche Staat und Kirche vereint und gleichmäßig unter ihre Flügel nimmt. Als die Wirklichkeit sich von dem Ideale trennte und jener höchste Gedanke praktisch in das Gegentheil umschlug, spaltete sich die Welt unter bitterem Schmerze. Die eine Hälfte hält fest an dem Glauben und der Hoffnung, daß jener Kern unverwüstlich sei, zu neuem Leben sich erheben und die edelsten Blüten und Früchte tragen werde. Die zweite Hälfte betrachtet mit scharfem Blicke die unläugbar vorliegende Wirklichkeit, und sieht das Höchste nicht in einer

Form, welcher der Geist entweichen konnte, sondern (ebenfalls glaubend und hoffend) in einer allgemeinen Ausgießung des heiligen Geistes.

762.

Niemand glaubt mehr an die Athene, wohl aber an seine eigene Weisheit; niemand mehr an die Aphrodite, wohl aber glaubt jeder, sein Schätzchen stehe höher, als die gottlose Göttin. Ueberhaupt ist der nach außen gestaltende, etwas über sich erkennende Polytheismus, in die Leute selbst hineingezogen, und gestempelte oder sich stempelnde Götter und Göttinnen laufen auf allen Gassen umher.

763.

Der abstrakte Begriff eines überall entscheidend eingreifenden, allmächtigen Gottes, hebt eigentlich alle Geschichte und Poesie auf; es bleibt nur eine gewisse Schule der Philosophie oder Theologie.

764.

Was man gewöhnlich Folgerichtigkeit

(Conſequenz) nennt, bezieht ſich in der Regel nur auf die Form oder eine gewiſſe Methode des Verfahrens, ohne Rückſicht auf den Inhalt und deſſen Werth. Die höhere Conſequenz, wo Form und Inhalt eins iſt, bildet den großen Charakter.

765.

Diejenigen, welche ſich durch Weiberliebe aus den gewöhnlichen Bahnen menſchlicher Thätigkeit herauslocken laſſen, verlieren in der Regel gar bald die Schwungkraft und ſind alsdann viel übler daran, als diejenigen, welche durch Frauenliebe in ihrer natürlichen, ihren Kräften angemeſſenen Bahn geſtärkt und vorwärts getrieben werden.

766.

Jeder Beruf iſt beſſer als gar kein Beruf.

767.

Auch das Unangenehmſte, was mir im Leben widerfahren iſt, hat zuletzt zu meiner Erziehung und Kräftigung beigetragen; daher nehme ich Alles gern hin aus höherer Hand mit heiterer, gläubiger Demuth.

768.

Ich bin ſo davon überzeugt, daß jedem Geſchöpfe nur das widerfahre und widerfahren könne, was ſeiner Natur angemeſſen iſt und zu ſeinem Frieden dient, daß ich mit gelaſſener Zufriedenheit an die noch unbekannte Zeitlichkeit und Ewigkeit gedenke und Alles ruhig abwarte; ohne in das Aengſtigen hineinzugerathen, womit ſo Viele ſich abquälen, und ohne mich über das Gegebene und über mich ſelbſt künſtlich hinaufzuſchrauben. In der Klaſſe, wohin mich Gott geſetzt hat, trachte ich ein fleißiger Schüler zu ſein; er allein weiß, ob ich zu einer Verſetzung reif bin.

769.

Offenbarung Gottes ſehe ich überall, von den Infuſorien bis zu den Sonnenſyſtemen. Auch in der Menſchengeſchichte erkenne ich Sterne der verſchiedenſten Größe. Chriſtus, die Centralſonne, iſt von ſolchem Glanze, daß man kaum ertragen könnte hineinzublikken; weshalb dann die Theologen gar dienſtfertig mit Kohlendampf geſchwärzte Gläſer darbieten, damit jeder ſeine Augen ſchone.

770.

Um ein guter Gesellschafter zu sein, dazu ist mehr Beweglichkeit erforderlich, als Tiefe.

771.

Es ist ein gemeines und widriges Wort: jede Tugend hat ihren Preis. Aber die unermeßliche Liebe zu den Wissenschaften, womit Viele prahlen, kann man mit einigen Gehältern, Orden und Titeln ganz auseinandersprengen und jene Lobredner auf andere falsche Bahnen verlocken.

772.

Wer nicht geht, der vertritt sich den Fuß nicht; wer nicht reitet, mit dem geht das Pferd nicht durch; wer nicht fährt, der wird nicht umgeworfen: — darum sollen die lieben und geliebten Völker nicht gehen, nicht reiten, nicht fahren; sondern sich von den angestellten Staatsammen und Bonnen, männlichen Geschlechts, päppeln und gängeln lassen.

773.

Die Frau, der ihr Mann die Welt ist, der Mann, welchem die Frau noch mehr

iſt als die ganze Welt; — beide ſind ſehr gute Eheleute, — in der Regel aber ſonſt zu nichts zu gebrauchen.

774.

Nicht die franzöſiſche, ſondern die nordamerikaniſche Revolution iſt die Epoche einer inhaltsreichen, wahrhaft neuen politiſchen Weltentwickelung.

775.

Von zwölf Stunden lebe ich elf mit Kopf und Herz begeiſtert in Anderen; das mehrt mein kleines Pfund und macht mich reich und glücklich.

776.

Vollkommene Liebe ſchlieſst in ſich Kopf und Herz, Denken und Fühlen, Wiſſen und Glauben, Hoffen und Schauen.

777.

Der Tod iſt nicht ſo furchtbar, wie die Art des Todes; und dieſe Art nicht ſo ſchrecklich für des Leidenden eigene Perſon, als wenn er mit Beſonnenheit ſieht, welche

Leiden er Anderen verurſacht, ohne helfen zu können.

778.

Dichter und Geſchichtſchreiber, die den Zufall zu oft anrufen, oder vorherrſchen laſſen, zerſtückeln ihr eigenes Werk und verlieren den Alles zuſammenhaltenden rothen Faden.

779.

Alles Sein geht über das bloße Bedeuten hinaus und ſchließt dies in ſich. Symboliſiren und Allegoriſiren ohne jene feſte Grundlage wird kalt, leer und langweilig.

780.

Die höchſte Liebe geht nicht aus Bedürfniß, ſondern aus Reichthum hervor. — Gott, Chriſtus ſind die Liebe ſelbſt.

781.

Alle Landſchaftsmalerei iſt Miniaturmalerei und muß unter der natürlichen Größe bleiben, unbeſchadet ihres Werthes.

782.

Alle bisherigen Mittel gegen die Armuth können nicht zum Ziele führen, da sie auf Abstellung ihrer Ursachen fast gar nicht einwirken. So lange ein verkehrtes Besteuerungssystem fortdauert, Hunderttausende von faullenzenden Soldaten das Mark des Landes verzehren, auf die leichtsinnigste, unverantwortlichste Weise unzählige Kinder in die Welt gesetzt werden, und entsagende Fürsorge für die Nachkommen fast wie eine Dummheit betrachtet wird; müssen die beklagten Uebel zur gerechten Strafe der Welt unvermindert fortdauern.

783.

Könige und Staatsmänner hätscheln so viel an neuen, in den Adelsstand erhobenen Tugenden herum, daß die Staatsklugheit ganz in Miskredit und Verruf gekommen ist.

784.

Wir wissen nichts vom tausendjährigen Reiche und was man darüber gefabelt hat, läßt sich ohne vielen Witz lächerlich machen.

Wer aber kann bei dem Anblicke riesengroßer Mängel der geselligen Verhältnisse den Glauben und die Hoffnung aufgeben: es werde durch Gottes Gnade und mächtige Einwirkungen eine durchgreifende Wiedergeburt derselben eintreten.

785.

Die theologische Trinität ist oft in eine philosophische umgewandelt worden, wo es aber mancherlei Dreien und Dreier gibt: Molossen, Daktylen, Anapästen u. s. w. — — —, — ⏑ —, ⏑ ⏑ —, — ⏑ —, ⏑ ⏑ ⏑ u. s. w.

786.

Es gibt keine Thorheit, die nicht auch ihre Märtyrer hätte.

787.

Man kann praktisch nachweisen, wie Quantitäten entstehen (z. B. der Kreis, die Kugel, die Pyramide); die Entstehung der Qualitäten geht über die Gränzen der Mathematik hinaus.

788.

Ohne Zweifel beſitze ich von der Außenwelt nur das, was ich in mich aufgenommen und gleichſam wieder erſchaffen habe. Wüßte ich aber nicht, daß über dieſen Beſitz hinaus noch ein unendlicher Reichthum vorhanden und zu erobern ſei, ſo würde ich mir bettelarm vorkommen.

789.

Erfaſſe ich den Geiſt nur als Verneinung des Sinnlichen, ſo komme ich nicht aus dem Zuſtande der Armuth, des Pauperismus heraus.

790.

Wenn ich alles von mir Verſchiedene, alles mir Entgegengeſetzte gering achte, läugne, vernichte; ſo höhle ich mich aus bis zu völliger Leere und gehe mir ſelbſt verloren.

791.

Richte ich meine Aufmerkſamkeit nur auf den fließenden Wechſel meines Ichs, ſo ſcheint es ſich faſt zu verwandeln in ein

blos täuschendes Abbild viel festerer, dauerhafterer Gegenstände, in einen bloßen Spiegel reellerer Dinge.

792.

Wir suchen die ächte Wirklichkeit an unseren Gedanken zu messen und jene dadurch zu erkennen; aber eben so oft ist es nöthig, unsere Gedanken an jener Wirklichkeit zu prüfen und durch sie zu berichtigen.

793.

Die Philosophie, welche mit dem Verneinen (dem Zweifel) beginnt, steht nicht fester als die mit dem Bejahen anfängt. Beides kann Wahrheit und Irrthum in sich schließen.

794.

Wenn sich die Kirche im Mittelalter nicht die Aufgabe stellte, die natürliche Sinnlichkeit mit der Geistigkeit zu versöhnen, so richtete sie ganz natürlich ihre Angriffe gegen den Mittelpunkt aller Sinnlichkeit, hielt das Gelübde der Keuschheit für die Pforte zu einem höheren geistigen Leben und for-

derte ganz angemessen die Ehelosigkeit von ihren Geistlichen. Fortpflanzung durch den Beischlaf erschien Vielen als ein stets erneuter Sündenfall, welchen man, wenigstens aus den geheiligteren Kreisen, entfernt halten müsse.

795.

In der Persönlichkeit liegt nicht blos das, was von Anderen scheidet, sondern auch das, was mit Anderen verbindet.

796.

Philosophen, die nur das Allgemeine suchen, werden leer und langweilig.

797.

Die Philosophie der Franzosen und Engländer bestrebt sich das philosophische Wissen mit dem gemeinen zu verständigen: während man jenes in Deutschland scharf absondert und, als das höhere, diesem entgegenstellt.

798.

Wir unterscheiden zwar sehr leicht ein ungebornes Kind von einem lebendigen

Menſchen und dieſen von einer Leiche; aber noch niemand hat erklärt, wie der Geiſt ſich mit der Materie verbindet und von ihr trennt. War einſt alle Materie geiſtiger? Wird ſie es dereinſt, oder iſt ſie es immer, nur nicht augenſcheinlich für menſchliche Beobachtungsweiſe.

799.

Viele Philologen ſind kleine Männer, welche die Werke großer Männer reinigen, ohne ſelbſt etwas Erhebliches zu erzeugen.

800.

Nur dem Zwange muß man nachgeben und niemals freiwillig etwas opfern! — So reden die Fabrikanten hinſichtlich der Schutzzölle, die Zunftgenoſſen hinſichtlich der Monopole, die Adeligen und Geiſtlichen hinſichtlich ihrer Standes- und Steuerrechte, die Univerſitäten hinſichtlich verjährter Gebräuche.

801.

Wer nirgends gehorchen will, muß folgerecht wenigſtens allen Anſprüchen auf Befehlen entſagen.

802.

Unbeſchränkte Monarchien ſind ein Zeichen der Unreife, oder des Veraltens.

803.

Die abſolute Freiheit, welche angeblich im Stande der Natur vorhanden iſt, beſteht blos darin, Willkür zu üben und noch mehr — zu erleiden. Sie ſchließt Geſetzloſigkeit in ſich und führt nothwendig zur Sklaverei.

804.

Im Aufgeben des ſogenannten Naturſtandes liegt kein Opfer, ſondern der höchſte Gewinn.

805.

Politiſche Freiheit iſt zweckmäßig ausgebildete, und deshalb erweiterte und vergrößerte natürliche Freiheit. Jene ſteht mit dieſer in gar keinem wahren Widerſpruche.

806.

Die Unbeſchränktheit der ſogenannten natürlichen Freiheit gibt weder Inhalt noch

Form; sie ist nur eine Verneinung und keineswegs das Höchste alles Positiven. Mit der Begränzung entsteht erst ein Inhalt, statt des bloßen Verflüchtigens; mit dem Maße, erst ein Schutz gegen das Maßlose und Ungemäßigte.

807.

Zu wenig und zu viel regieren ist gleich irrig und gefährlich. Für Einzelne und für Völker gibt es aber hiefür kein unbedingt gleiches Maß.

808.

Es ist ein tyrannisches Unrecht, einem Volke weniger Freiheit zugestehen, als es seiner Natur nach ausbilden und üben kann; es ist eine große Thorheit, dasselbe plötzlich über das Maß seiner Natur hinaus erheben zu wollen.

809.

Eine Niederlage in einer guten Sache trägt mehr und bessere Früchte, als ein Sieg erfochten für zweideutige Zwecke.

810.

Man muß die Symbolik aller Religionen von Zeit zu Zeit einer Feuerprobe unterwerfen, damit das Zeitliche und Vergängliche vom Ewigen und Unvergänglichen geſchieden werde.

811.

Das Wiſſen iſt eben ſo perſönlich, als das Wollen.

812.

Ich weiß oft von Anderen mehr, als von mir; eben weil von ihnen mehr zu wiſſen iſt.

813.

Eine Theſis, die man nicht angreifen und tadeln kann, iſt deshalb ſelbſt tadelnswerth.

814.

Spreu zu worfeln und zu dreſchen, iſt eine ganz unnütze Beſchäftigung und Mühe. Gewichtlos und gehaltlos ihrer Natur nach, findet ſie von ſelbſt gar bald ihren Untergang.

Register.

Aberglauben 255, 267, 288, 327, 342, 398, 656, 731.
Abstraktion 591.
Acta Sanctorum 638.
Adelige 294, 651.
Alexander 39, 62.
Allegorie 779.
Allgemeines 219, 232, 237, 547, 625, 529.
Alltägliches 391.
Alterthum 721.
Alt und Neu 122.
Amt 498.
Anarchie 474, 475
Anaxagoras 260, 707.
Anmaßung 72, 84.
Anschauen 250.
Anthropologie 189.
Aphrodite 279.
Apostel 713.
A priori 618.
Arbeit 421.
Arianer 198.
Aristokratie 81, 121, 331, 636, 652.
Aristoteles 120, 138, 160, 233, 239, 240, 242, 244, 325, 529, 621, 623, 699, 707, 729, 732.
Armuth 782.
Ascetik 120.
Athanasius 634.
Atheismus 131, 260, 712.
Athene 279.
Atome 611, 658.

Auferſtehung 584, 650.
Aufſtand 125, 476.
Auguſtinus 215, 532.
Ausſchließlichkeit 718.
Außenwelt 788.
Autorität 46.

Bako 562.
Bedeutung 779.
Begeiſterung 364, 406, 572, 573.
Bejahung 249.
Bekehrung 113.
Bekenntniß 334.
Beleidigungen 408.
Bergpredigt 540.
Beruf 84, 195, 389, 766.
Beſonderes 219, 232, 237, 517, 525.
Betſchweſtern 504.
Bewegung 39, 83, 163, 220, 240, 305, 325, 327, 695.
Beweiſe 45, 675.
Bewunderung 625.
Bewußtſein 248.
Bibel 670, 722.
Bildhauerei 571.
Blaſirtheit 418.
Böſes 117, 338, 539, 581.
Brahma 265.
Bücher 631.

Cälibat 794.
Cauſalität 9.
Cenſur 633.
Charakter 123, 163, 379, 449, 456, 496, 610, 764.
Chriſtenthum 120, 136, 179, 180, 207, 259, 276, 334, 336, 348, 375, 541, 634, 650, 664, 703, 707, 720, 724, 740, 743.
Chriſtus 62, 63, 198, 269, 275, 279, 536, 650, 665, 667, 717, 724, 744, 769, 780.
Communiſten 53.
Copernicus 660.
Cromwell 456.

Dante 23, 43.
Daſein 97.
Dauer 83, 122, 384, 579, 696, 734.

Demokraten 81, 121, 207, 392, 636.
Demuth 116, 193, 376, 442, 592, 608, 812.
Denken 7, 69, 97, 235, 247, 250, 627, 706.
Despotismus 475, 495, 496.
Dialektik 726.
Dichtkunst 19, 22, 24, 25, 67, 394, 405, 778.
Dinge 616, 617, 618.
Diplomatik 55, 420, 465, 585, 586, 738.
Dogmatik 10, 47, 45, 409, 440, 284, 285, 630, 739.
Drama 22.
Dreieinheit 415, 351, 536, 679, 726, 785.
Duldung 268, 270, 678.

Egmont 277.
Ehe 50, 476, 366, 389, 422, 431.
Eheleute 431, 434, 773.
Ehre 697.
Ehrgeiz 578.
Eiferer 137, 184, 197.
Eigenliebe 159, 360, 402, 403.
Eigenthum 80, 705.
Eindruck 11, 12.
Einfälle 2.
Einheit 533.
Eitelkeit 54, 84, 260, 416, 550, 771.
Emanation 567.
Empirie 599.
Engel 727,
Entsagung 417.
Erbsünde 182, 192.
Erfahrung 599.
Erinnerung 682.
Erkenntniß 7, 69, 184, 286, 363, 516, 517, 519, 528, 538, 544, 578, 601, 612, 626, 628, 643, 657, 660, 672, 673, 726, 736, 740.
Erziehung 414, 767, 772, 775.
Ernst 639.
Ethik 726.
Europa 79, 392, 737.
Evangelium 666.

Ewigkeit 72, 82, 147, 156, 181, 244, 322, 396, 537, 589.

Fanatismus 635, 707, 744.
Faust 201.
Fegefeuer 520.
Fehler 361, 380.
Fichte 238.
Fitterwochen 365.
Folgerichtigkeit 764.
Frauen 50, 59, 89, 90, 131, 377, 393, 397, 501, 505, 510, 773.
Freiheit 9, 26, 146, 248, 310, 343, 566, 606, 609, 676, 803, 805, 806, 808.
Friedrich II. 39.
Freude 401.
Freundschaft 101, 744.
Friede 738.
Frömmigkeit 346, 545.
Fühlen 69, 627.

Gedanken 12, 327, 379, 382, 521, 589, 695, 792.
Gefühl 628.
Gegensätze 230, 517.
Gegenwart 395.
Geheimnisse 60, 196, 750.
Gehorsam 680, 804.
Geist 40, 448, 449, 465, 260, 304, 308, 388, 533, 789, 798.
Geistliche 268, 294, 342.
Gelehrsamkeit 30, 751.
Genie 509, 755.
Geschichte 658, 661, 721.
Geschichtschreiber 671, 778.
Geschlechter 25, 34, 476, 477, 212, 442, 500.
Gesellschaft 390, 430, 544, 760, 770, 775.
Gesundheit 587, 588.
Gewohnheit 202.
Gibbon 86.
Gleichheit 432.
Glück 745.
Glück 70, 332, 409, 454.
Glaube 7, 40, 442, 466, 478, 484, 488, 204, 275, 285, 289,

519, 562, 596, 626, 634, 643, 645, 673, 706, 710, 714, 741, 742.
Gnade 526, 527.
Gnadenwahl 218.
Göthe 201, 277, 278, 590, 610, 725, 753.
Gott 37, 114, 117, 137, 140, 142, 146, 168, 173, 190, 194, 217, 240, 251, 253, 265, 269, 280, 281, 290, 292, 303, 304, 318, 326, 341, 344, 347, 369, 383, 424, 521, 524, 525, 527, 528, 529, 533, 537, 544, 549, 552, 593, 600, 603, 624, 627, 659, 663, 664, 675, 677, 681, 687, 689, 692, 693, 697, 702, 715, 728, 730, 763, 780.
Griechen 33, 57, 162, 210, 212, 216, 263, 270, 281, 433, 523, 549, 555, 630, 668, 670, 702, 703, 707, 720.
Größe 371, 409, 430.
Grübelei 382.
Grund 600.
Gutes 117, 297, 538, 577.

Hahn 725.
Hamann 759.
Häßlichkeit 281, 411, 539, 581.
Heiden 120, 136, 173, 259, 351, 541, 688, 713.
Hell 131.
Heilige 191, 281, 633, 713.
Heim 85.
Heimath 106, 176, 389.
Heiterkeit 637.
Herder 183, 753.
Herz 7, 109, 299, 403, 512, 578, 732.
Hexen 210.
Himmelreich 35, 42.
Hysteriker 158.
Hochmuth 193, 398, 412, 701.
Höllenstrafen 23, 42, 109, 140, 141, 143, 350, 558.

Hofleute 508.
Hoffnung 359.
Homer 670.
Hume 9, 11, 225, 243.

Jacobi 676, 725.
Ich 644, 663.
Idealismus 6, 235, 373.
Ideen 11, 428, 595, 627, 651, 729.
Jehovah 18.
Indien 97.
Infuserien 690.
Inspiration 223.
Intriguen 29, 463, 585.
Juden 18, 210.
Jungfrauen 377.

Kant 292, 648, 651, 699.
Karl XII. 27.
Katholicismus 205, 273, 723.
Keuschheit 63, 131, 176, 177, 377, 794.
Kinder 565.
Kinderzeugen 52.
Kirche 33, 224, 723, 724, 742.
Kirchenversammlungen 531.
Klatschereien 443.
Kleider 375.
Könige 27, 28, 39, 172, 455, 467, 636, 783.
Körper 301, 531.
Kopf 7, 209, 403, 512, 578.
Krankheit 725.
Kritik 364, 547, 649.
Kunst 21, 44, 59, 65, 400, 668.

Lachen 542.
Landschaftsmalerei 781.
Laster 345, 644.
Leben 78, 101, 127, 147, 325, 575, 671.
Lebensdauer 95.
Leib 388.
Leibnitz 602, 605, 607.
Leidenschaft 96, 406, 572, 573, 575.
Legitimität 709.
Lenz 759.
Lessing 183.
Liebe 51, 98, 99, 100,

403, 404, 405, 407, 408, 431, 490, 277, 278, 296, 399, 402, 411, 412, 434, 435, 436, 437, 501, 503, 578, 669, 765, 776, 780.
Liebenswürdigkeit 102, 619.
Literaten 757.
Lob 64, 407.
Luſt 696.

Macht 468.
Mädchen 405, 406.
Madonna 298.
Mängel 653.
Männer (große) 430.
Mäßigung 162, 406, 417, 523, 659.
Malerei 671.
Malebranche 566.
Manichäismus 604.
Mannigfaltigkeit 533.
Materialismus 6, 114, 148, 149, 164, 304, 313, 329, 355, 427, 624, 623, 798.
Märtyrer 638, 785.
Mathematik 8, 306.
Meinung 700, 701.
Melancholie 637.
Mendelsſohn 16.
Menſchenhaß 76, 137, 368, 583.
Menſchenliebe 175, 368.
Menſchenopfer 264.
Menſchenverſtand 27, 629, 733, 746, 747, 748.
Michel Angelo 281, 702.
Miniſter 466.
Misbräuche 470.
Mitte 410.
Mittler 269.
Mittelmäßigkeit 755.
Mode 378.
Möglichkeit 161.
Mönche 133.
Moloch 264.
Monadologie 254, 602, 611.
Monarchie 118, 121, 126, 274, 531, 758, 802.
J. Müller 32.
Muhamedanismus 35, 36.
Muſik 546, 568, 569, 570, 743.
Muth 379.

Myſtiker 60.
Mythologie 630.

Narren 293.
Natur 169, 185, 219, 221, 319, 333, 339, 386, 526, 527, 528, 529, 532, 612, 662, 670, 677, 684, 685.
—— (menſchliche) 127, 139, 150, 154, 157, 158, 161, 169, 170, 171, 187, 202, 204, 219, 223, 307, 308, 340, 361, 362, 368, 370, 381, 382, 387, 388, 395, 396, 410, 425, 429, 518, 519, 565, 582, 587, 588, 593, 631, 637, 647, 654, 673, 685, 692, 719, 727, 732, 736, 767, 768.
Naturforſchung 288, 312, 333.
Naturſtand 804, 805, 806.
Neid 300.
Neigung 613.
Nichts 5, 249
Niebuhr 30, 32, 734.
Niederlage 809.
Nonnen 431.
Nordamerika 111, 113, 119, 392, 774.
Nothwendigkeit 9, 246.
Nutzen 14.

Oberflächlichkeit 619.
Objektives 236.
Offenbarung 60, 97, 109, 139, 199, 270, 312, 348, 398, 423, 527, 597, 620, 664, 668, 679, 736, 769.
Oper 745.
Organismus 219.

Päpſte 118, 206, 273, 531, 710, 761.
Pantheismus 217, 252, 304, 318, 567.
Parteien 473, 475, 756.
Perikles 58, 721.
Perſönlichkeit 8, 38, 46, 73, 167, 187, 217, 318, 341, 347, 356, 372, 374, 478,

486, 520, 525, 549, 554, 566, 656, 795.
Pflicht 643.
Pharao 256.
Phidias 263, 702.
Philologen 61, 213, 799.
Philosophie 8, 233, 234, 287, 338, 505, 542, 543, 563, 564, 606, 608, 629, 649, 672, 674, 689, 691, 706, 747, 748, 749, 793, 796, 797.
Physik 726.
Platon 16, 233, 239, 244, 428, 621, 659, 729.
Pöbel 491.
Polemik 270.
Politik 227, 383, 485, 485, 649, 735, 738.
Polizei 638.
Polytheismus 180, 251, 252, 259, 762.
Predigten 548.
Prinzen 143, 708.
Prinzessinnen 143.
Privateigenthum 80, 705.
Privatrecht 704.
Professoren 31.
Protestantismus 92, 93, 205, 273.
Publikum 753.

Quantitäten und Qualitäten 57, 87, 88, 135, 787.

Rath 404.
Nationalismus 398.
Raum 135, 164, 165, 236, 241, 314, 320, 321, 530, 593, 616, 617.
Rechte 134, 316, 484, 485.
Regierung 315, 317.
Regierungskunst 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 156, 157, 158, 159, 161, 162, 163, 165, 166, 168, 169, 170, 171, 172, 173, 174, 177, 179, 180, 807, 80 ,
Reich (1000jähriges) 784.

Reichthum 314, 421.
Religion 10, 99, 152, 214, 256, 257, 337, 343, 394, 551, 554, 555, 556, 557, 559, 608, 676, 688, 702, 722.
Reliquien 47.
Repräsentation 489.
Republik 118, 274, 585, 750.
Reue 295.
Revolution 125, 238, 480, 481, 488, 492, 499, 750, 774.
Rochefoucault 360.
Romane 20, 21, 22, 437, 500, 511, 513.
Ruhe 385.
Ruhm 366.

Sachverständige 214.
Sänger 124.
Schauen 519, 528.
Scherz 639.
Schiller 753.
Schmeichler 123.
Schmerz 401.
Schönheit 4, 44, 68, 98, 263, 266, 281, 282, 414, 445, 422, 433, 552, 568, 576, 577, 590, 714.
Schöpfung 369, 521, 530, 537, 681, 693.
Schriftsteller 3, 66, 419, 426, 753, 759.
Schulen 436.
Schulformeln 691.
Schwäche 151, 452.
Schweinichen 52.
Schweiz 32.
Seele 114, 534, 565, 682.
Seelenwanderung 593, 615.
Sein 247, 779.
Sekten 724.
Selbsterkenntniß 154, 160.
Selbstpeinigung 120, 523.
Seligkeit 42, 151, 385, 520, 577.
Shakespeare 368.
Sieg 809.
S. Simonismus 53.
Sinne 15, 129, 403.
Sinnlichkeit 40, 148, 177, 261, 262, 523, 553, 601, 789, 794.

Sittenlehre 38, 171, 344, 459, 739.
Skepsis 40, 45, 330, 563, 597.
Sklaverei 478, 586, 640.
Sonnendienst 432.
Spanien 585.
Speckseite 41.
Spott 408.
Spren 1, 733, 814.
Staat 80, 224, 227, 482.
Staatsklugheit 783.
Staatsmänner 443, 448, 452, 454, 460, 462, 498, 586, 783.
Staatsrecht 704.
Stand 345, 489.
Steffens 753.
Stimmrecht 111.
Stoiker 283.
Streit 502.
Streitschriften 272.
Studenten 31.
Subjektivität 236, 320.
Sünde 63, 331, 338.
Syllogismen 229.
Symbole 93, 112, 181, 580, 779, 810.
System 599, 699.

Tadel 64, 407, 632, 716, 751.
Teufel 168, 655, 727.
Thätigkeit 507.
Theodicee 603, 605, 607, 694.
Theokratie 761.
Theologie 48, 65, 138, 151, 173, 189, 194, 203, 213, 257, 258, 270, 275, 312, 318, 423, 542, 543, 689, 706.
Thesen 2, 813.
Thiere 69, 615.
Tiefsinn 619.
Tod 56, 74, 77, 453, 455, 222, 777.
Todesstrafe 558.
Torquemada 264.
Trauerspiele 138.
Treue 255.
Tugend 137, 331, 345, 380, 614, 771.
Tyrannei 640, 772.

Uebel 338, 694.
Ueberschwengliches 752.
Umgang 430.
Unabänderliches 654.

Unbegreifliches 286, 517, 749.
Unbedingtes 735.
Unendliches 231.
Unentschlossenheit 447.
Ungerechtigkeit 490.
Unglaube 255, 267, 328, 342, 656, 731.
Unglück 70, 299, 308.
Unitarier 198.
Universitäten 136.
Unkenntniß 131.
Unlust 696.
Unsterblichkeit 16, 37, 58, 71, 73, 74, 75, 77, 85, 94, 142, 174, 304, 335, 349, 352, 353, 354, 356, 357, 358, 515, 551.
Unverständlichkeit 619.
Unvollkommenheit 383.
Unwissenheit 144.
Unzufriedenheit 186.
Ursache 225, 226, 228, 243, 246, 526.
Urtheile 544.

Verachtung 583.
Verbrecher 134.
Verdienst 332, 367.
Verfassung 208, 487.
Verhältnisse 651.
Vernunft 178, 271, 324, 424, 562, 622, 643, 646.
Verrier 16.
Verschiedenheit 790.
Verstand 15, 109, 129, 518, 522, 622, 646, 647.
Verwunderung 625.
Verzagtheit 442.
Vielweiberei 90, 91.
Virtuosität 124, 500.
Volk 79, 210, 472, 494, 497.
Vollkommenheit 71.
Vornehme 79.
Vorrechte 800.
Vorstellungen 594.
Vorurtheile 128, 800.

Wahlverwandtschaften 610, 725.
Wahrheit 78, 306, 683.
Wechsel 83, 574, 579, 594, 791.
Weiber 245, 381, 550, 765.
Weinen 512

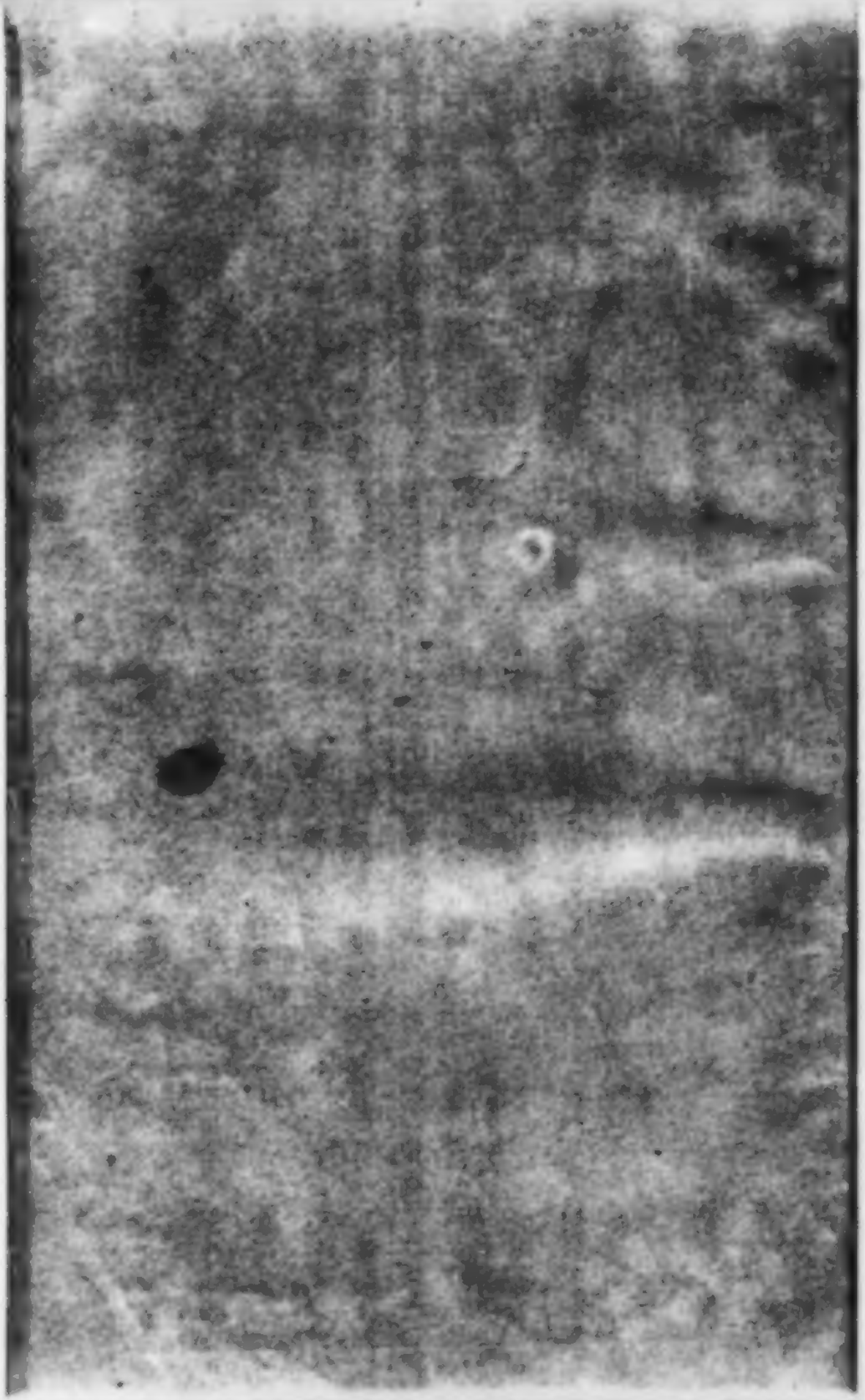
Welt 135, 694, 728.
Weltentwickelung 206.
Weltkörper 313, 690.
Weltschmerz 518.
Werden 5.
Wille 129, 529, 518, 522, 812.
Wirklichkeit 161, 792.
Wissenschaft 130, 188, 289, 291, 628, 677, 715, 731, 771, 811, 812.
Wohl 13.
Worte 698.
Wünsche 87.
Wunder 10, 48, 59, 215, 550, 624.
Wurst 41.

Zeit 72, 122, 164, 236, 241, 314, 320, 321, 323, 547, 530, 593, 616, 617.
Zeit (alte und neue) 721.
Zeitlichkeit 156, 195, 384, 396, 515, 720.
Zeitvertreib 222.
Zerstörer 366, 371.
Zeugung 63, 149, 324, 644.
Zeus 18, 62, 473, 668.
Zufall 9, 228, 253.
Zufriedenheit 768.
Zwang 133.
Zweck 243, 246, 248, 253, 319, 561.
Zweifel 560, 793.
Zweikämpfe 216, 302.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Druckfehler.

Seite 236 Zeile 9 von unten lies Lohnknecht.
» 238 » 6 » oben » Literaten.



Berger. Bibl.

Lebenserinnerungen und Briefwechsel

von

Friedrich von Raumer.

Erster Theil.

Lebenserinnerungen und Briefwechsel

von

Friedrich von Raumer.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1861.

[illegible]
[illegible]
[illegible]

Vorwort.

1861.

Den 14. Mai bin ich 80 volle Jahre alt,
„ 9. September bin ich 50 Jahre Professor,
„ 5. October bin ich 50 Jahre Doctor,
„ 20. October bin ich 50 Jahre verheirathet,
„ 8. December bin ich 60 Jahre in königlichem Dienste,
„ 29. December bin ich 60 Jahre Mitglied der Singakademie.

Diese fast als Grabsteine zu betrachtenden Zahlen brachten mich (nach langem Zweifeln) zu dem Entschlusse, wenigstens den früheren Theil meiner Lebenserinnerungen zu veröffentlichen. Befreundete werden sie mit Nachsicht aufnehmen, alle Leser aber sich hoffentlich überzeugen, daß mich keineswegs lächerliche Eitelkeit oder die Neigung beherrscht, durch Anstößiges und Verletzendes die Aufmerksamkeit zu erregen.

Berlin, 14. Mai 1861.

Inhaltsverzeichniß des ersten Theils.

Erinnerungen aus meinem Leben.

	Seite
I. Wörlitz. Die Kindheit	3
II. Berlin. Der Gymnasiast	12
III. Halle. Der Student	23
IV. Göttingen. Der Student	38
V. Dessau. Der Landwirth	44
VI. Berlin. Der Referendarius	46
VII. Heiligenstadt. Der Referendarius und Assessor	52
VIII. Berlin. 1804	68
IX. Königs-Wusterhausen. 1806	76
X. Potsdam. 1809	96
XI. Berlin. 1810—11	102

Mittheilungen aus Raumer's Briefwechsel.

Der Präsident von Gerlach an Raumer	173
Der Geheimrath von Raumer an Friedrich von Raumer	175—180
Frau von Gerlach an Raumer	181
Marie von Raumer an ihren Neffen Friedrich von Raumer	182—186
Raumer an Wilhelmine Stubenrauch	186—192
Marie von Raumer an Friedrich von Raumer	192
Wilhelmine Stubenrauch an Raumer	193
Raumer an Wilhelmine Stubenrauch	194—199
Raumer an Hetzmann	199
Marie von Raumer an ihren Neffen Raumer	202
Friedrich an Karl von Raumer	203
Raumer an seinen Bruder Karl	208
Raumer an seinen Vater	213
Johannes Müller an Raumer	215—219
An —	220
Von Berenhorst an Raumer	220
Der Hofrath Heeren an Raumer	222
Raumer an den Assessor Krüger	222
Der Oberamtmann Gaath an Raumer	224
Friedrich von Raumer an seinen Vater	225
Holger an Raumer	227

	Seite
Raumer an Herrn von Kleist	228
Herr von Kleist an Raumer	229—233
Raumer an Kleist	233
Kleist an Raumer	233
Raumer an Kleist	234
Kleist an Raumer	235
Raumer an Kleist	236
Kleist an Raumer	236
Raumer an seine Schwester Luise	237—240
Herr von Berenhorst an Raumer	240
Seiger an Raumer	241
Der Staatskanzler von Hardenberg an Raumer	242
Die Staatskanzlerin von Hardenberg an Raumer	243
Raumer an den Staatskanzler von Hardenberg	243
Der Staatskanzler von Hardenberg an Raumer	245

Erinnerungen aus meinem Leben.

XII. Breslau. 1811—19	246—258

Mittheilungen aus Raumer's Briefwechsel.

Der Staatsminister von Humboldt an Raumer	259
Raumer an Seiger	260
Raumer an Frau von Passewitz	260
Raumer an den Kanzler von Hardenberg	262
Raumer an Kessler	265
Raumer an seine Schwester Luise	266
Raumer an Kessler	267
Raumer an Frau von Passewitz	268—271
Der Vater an Raumer	271
Raumer an Frau von Passewitz	272
Der Heirath Heeren an Raumer	272
Raumer an Frau von Passewitz	273—275
Raumer an seine Schwester Agnes	276
Sätze und Bruchstücke aus einer Vorlesung	276
Tieck an Raumer	279
Raumer an seine Schwester Agnes	280
Raumer an Wilhelmine Stubenrauch	282
Der Fürst Hardenberg an Raumer	282
Raumer an seinen Bruder Heinrich	283

Erinnerungen aus meinem Leben.

I. Wörlitz. Die Kindheit.

Schon oft bin ich von nähern Freunden und entferntern Bekannten aufgefordert worden, Denkwürdigkeiten meines Lebens niederzuschreiben. Ich habe mich aber niemals dazu entschließen können; aus dem zureichenden Grunde, weil mein Leben nichts für größere Kreise Denkwürdiges darbietet, und es mir eitel und unpassend erscheint, wenn die an sich nothwendig einfachen Biographien von Privatpersonen zu größerer Länge und Breite ausgesponnen werden, als die der größten Herrscher.

Im Alter jedoch, wo es vorwärts keine Aussicht mehr gibt, ist es natürlich rückwärts zu blicken und die Gegenwart mit dem Vergangenen zwar nicht auszuschmücken, aber doch auszufüllen. Bei dieser Beschäftigung, oder Bemühung, ergibt sich aber bald daß man das Meiste vergessen, und oft Unwichtiges und Bedeutungsloses dem Gedächtnisse besser eingeprägt hat. Es fehlt mir Lust und Muße, durch angestrengteres Forschen, Nachlesen von Briefen u. dgl. einen anziehendern und beglaubigtern Inhalt aufzusuchen, und das Zerstreute in Zusammenhang zu bringen. Ich will (zunächst für mich und für nachsichtige, theilnehmende Freunde) das niederschreiben, was mir in bunter Unordnung einfällt, und aus Altklugheit nicht die Kindereien zur Seite werfen.

Um einer aufgezwungenen Bekehrung zum Katholicismus zu entgehen, wanderten meine Vorfahren aus der Oberpfalz nach Anhalt-Dessau. Hier wurden sie nacheinander Superintendenten, Präsidenten, Gesammträthe, Kanzler, Kammerdirectoren u. s. w.

Von meinem Großvater habe ich später durch andere erfahren, er sei ein wackerer Geschäftsmann gewesen, von ihm selbst (eine meiner frühesten Erinnerungen) hörte ich nur die Worte: „Fritz, es ist kein Vergnügen für erwachsene Personen, wenn Kinder in der Stube pfeifen."

Weit mehr als von meinem Großvater, weiß ich von meiner, ihn überlebenden Großmutter. Sie war ein Fräulein von Waldow, bekannt mit der damals geehrten Literatur, sehr geübt im Französischen, ein scharfer, klarer Verstand, ein fester Wille, ein Talent nicht blos Kindern zu imponiren. Zur Zeit ihres Brautstandes bekam mein Großvater die Pocken, und der wohlbekannte alte Dessauer befahl, daß die fürstliche Hofdame keine Botschaft von ihrem Bräutigam annehme, oder irgendeine Gemeinschaft zwischen dem Schlosse und der Privatwohnung meines Großvaters eintrete. In schroffem Widerspruch mit jenem Befehle und allen gewöhnlichen Lehren über Schicklichkeit und Anstand, entwich meine Großmutter zu ihrem Bräutigam und pflegte ihn bis zu völliger Wiederherstellung. Solch Benehmen machte Eindruck auf den sonst so wilden Fürsten, und nach der Rückkehr meiner Großmutter aufs Schloß sagte er ihr: „Fräulein, Sie handelten sehr kühn, aber Sie thaten recht."

Für geistige und sittliche Erziehung bin ich meiner Großmutter vielen Dank schuldig, und der rasche Uebergang von Voltaire'schen Erzählungen zu geistlichen Sermons, oder von diesen zu Voltaire that mir keinen Schaden. Außerdem ward Grammatik ernstlich getrieben: ich mußte decliniren, conjugiren, Phrases schreiben u. s. w. Als Belohnung verstattete

mir einst meine Großmutter, mir selbst ein Verbe zum Durchconjugiren auszuwählen; und um einige Abwechselung in das trockene Geschäft hineinzubringen, wählte ich das Verbe: puer. So gern auch meine Großmutter den vollen Lehrerernst festgehalten hätte, konnte sie sich doch des Lächelns nicht enthalten, als sie las: stinke du! laßt uns stinken, o daß wir doch gestunken hätten u. s. w. Ich kam ohne Schelte davon, doch behielt sich meine Großmutter für die Zukunft die Auswahl des Verbe vor.

Wenn ich meine hochbejahrte, sieben- oder neunfach in Wolle eingehüllte Großmutter betrachtete und dann ihr Bild, welches sie in schönster Jugend darstellte, so konnte ich kaum begreifen daß es dieselbe Person sei, und schon damals die Frage nicht unterdrücken: „warum diese traurige Vergänglichkeit der Dinge?“ Dem rigoristischen Vorschlage, jenes Bild nach neuen Schicklichkeits-, oder vielmehr Modegesetzen mehr zu verhüllen, widersprach ich später mit großer Bestimmtheit.

Meine Mutter, eine geborene de Marees, war eine streng sittliche, ernst religiöse Frau, und wirkte dadurch sehr heilsam auf ihre Kinder. Soweit es ihre Zeit erlaubte, ertheilte sie ihnen regelmäßig nützlichen Unterricht, und ähnlich verfuhr mein Vater.

In früher Jugend war dieser Page am dessauer Hofe, und mußte sich in rosenrothen Taffet einnähen lassen, um bei einem Feste den Amor vorzustellen. Auch an andern Pagenstreichen fehlte es nicht; aber das Hofleben sagte meinem Vater gar nicht zu, und ebenso wenig die hereinbrechenden sentimentalen Wertheriaden und Aeolsharfen im Mondenscheine. Sehr richtig erkannte der Fürst Leopold Friedrich Franz, daß meines Vaters große Vorliebe für die Landwirthschaft zugleich eine Anlage dafür anzeige. Aus England, wohin ihn der Fürst sandte, brachte er viele, damals ganz ungekannte Kenntnisse zurück.

Der Pächter der großen Domäne Wörlitz hatte die gewöhnliche Pachtsumme nicht herauswirthschaften können: mein Vater übernahm dies, und seine Gewährsadministration hatte glänzenden Erfolg. Von dem Antheil an den Ueberschüssen wurden zuerst die aus dem siebenjährigen Kriege herrührenden Schulden meines Großvaters bezahlt; das Uebrige nahm die Erziehung von sieben Kindern um so mehr hinweg, als mein Vater in dieser Beziehung nie das Erforderliche versagte, in dem Vertrauen, Erlerntes trage dereinst die reichlichsten Zinsen. Später entstanden durch Krieg die größten Verluste.

Mein Vater war ein Mann von der höchsten Thätigkeit, einem scharfen praktischen Verstande und einem kräftigen Willen. Er verband in seltener und löblicher Weise, Ernst und Heiterkeit, strenge Gerechtigkeit mit Milde; er war sittlich ohne Pedanterie und religiös ohne Aberglauben. — Als Kammerdirector hat er dem dessauischen Lande den größten Nutzen gestiftet, und in der Zeit der französischen Besitznahme seltenen Muth und ungewöhnliche Ausdauer gezeigt.

Seitdem hat sich in Dessau vieles geändert. Der Fürst ist ein Herzog, das Fürstenthum ein Staat, das „Dessauer Wochenblatt" ein „Staatsanzeiger" geworden, und die unpassende und abgeschaffte Verfassung vor der Hand in eine absolute Souveränität ungewandelt. Staatspapiere, Banken, Schulden, Bankrotte, Orden, Excellenzen, beweisen nicht minder, daß man sich à la hauteur du jour befinde und mit der Zeit fortschreite.

Doch wohin verirre ich mich, statt zu sagen, daß ich den 14. Mai 1781 um ½2 Uhr nachmittags in Wörlitz bei Dessau geboren bin. Wenn mein Vater dies Ereigniß als ein erfreuliches erwähnte, pflegte er hinzuzusetzen: aber am 25. Mai erfror aller Rübesaat.

Meine wissenschaftliche Bildung begann natürlich mit dem

Leſenlernen. Weil es aber damals noch nicht Tauſende von Kinderbüchern gab, mußte ich mich mit der jetzo ſehr ſelten gewordenen Fibel begnügen und buchſtabirte (denn dieſe atomiſtiſche Methode war noch nicht abgeſchafft) von: der Affe gar poſſirlich iſt, bis zur Verleumdung der Sokratiſchen Xantippe. Unter mütterlicher Theilnahme kam demnächſt das „Magdeburger Kochbuch" an die Reihe, und durch die Hülfe lebhafter Phantaſie aß ich idealiſtiſch mit Wohlgefallen alle Speiſen von Nr. 1 braune Suppe, bis ich vordrang zu den Mitteln wider Sommerſproſſen und Froſtbeulen. Ganz andern Inhalts war das dritte Leſebuch, die deſſauer Geſetze enthaltend. Der Befehl: weder Mutter, noch Großmutter, noch Aeltermutter, noch Tochter, noch Enkelin zu heirathen, war mir indeß nicht ganz verſtändlich, und mein Vater hielt es nicht für paſſend, mich über dieſe und verwandte Beſtimmungen genauer zu unterrichten. Weit größeren Eindruck als Fibel, Kochbuch und Geſetzſammlung machten Robinſon Cruſoe und Campe's „Entdeckung von Amerika". An das gemeinſame Leſen derſelben reihte ſich dann auch das Bohnenſchneiden, Erbſenauspahlen, Lappenzupfen u. dgl. Ja Fiſchnetze wurden geſtrickt, deren Gebrauch am See dem Vater jedoch ſo gefährlich erſchien, daß er vorzog (nicht ohne einigen Kummer der Kinder) die Samenzwiebeln darin aufzuhängen. Ebenſo mislang (unterm 52. Grade nördlicher Breite) der Verſuch, das Hemde beim Baden zu waſchen und nackt danebenzuſitzen, bis es wieder getrocknet ſei.

Von den vielhundertfachen Idealen des „Magdeburger Kochbuch" kamen nur wenige Nummern aus der (Ariſtoteliſchen) Möglichkeit zur Wirklichkeit, aber dieſe wenigen deſto öfter; z. B. Tauben, Gänſe, Hammelfleiſch, Spinat u. ſ. w. Den letzten ſäete mein Vater, ſeines raſchen Wuchſes halber, nach jeder abgeernteten Gartenfrucht. Die Zukunft vorausſehend, traten wir Kinder ihn aber mehreremal nieder, bis

mein Vater den Grund der kümmerlichen Fortschritte entdeckte. Die Entschuldigung, daß ich den Spinat wie die Zwiebeln behandelt habe, welche (nach seiner eigenen Aussage) infolge des Niedertretens besser wüchsen, ließ er für diesmal stillschweigend gelten, blieb aber seinem (fürs Leben sehr nützlichen) Grundsatze treu, daß Kinder ohne Widerrede alles essen müßten, was auf den Tisch komme.

Als einer meiner Brüder seine Portion Rothkohl seitwärts und verächtlich ansah, gab ihm mein Vater sogleich noch einen Löffel voll; bis die Geschwister bemerkten, er esse ihn sehr gern und schneide die Gesichter blos um mehr zu bekommen.

Mein Taschengeld betrug wöchentlich nur einen Dreier; nie aber habe ich in meinem Leben verhältnißmäßig wieder so große Einnahmen und Ueberschüsse gehabt; denn selten wußte ich wofür ich die sich anhäufenden Schätze verwenden sollte. Eines Tages jedoch (weil zu Mittag unbeliebter Sauerkohl in Aussicht stand) kaufte und aß ich für drei Pfennige Semmel (damals eine sehr große Portion) und war nunmehr natürlich außer Stande, meinen sonstigen Eßpflichten nachzukommen. Daß mir der Sauerkohl nicht ganz erlassen ward, fand ich in der Ordnung, schämte mich aber über meine, vom Vater hervorgehobene Dummheit, mich vor Tische satt zu essen.

Sehr erweiterten sich meine Ansichten von Geldbesitz, als meine Pathe, die Fürstin von Dessau, mir in eine rechtwinkelig gespaltene Birne vier Friedrichsdor gesteckt hatte, welche mein Vater an sich nahm und mit fünf Procent verzinste. Anderer Art war mein erstes, dem Gedächtniß nicht entschwundenes Zusammentreffen mit ihrem Gemahle, dem Fürsten. Er rief mir zu: „Was machst du da oben?“ und ich rutschte so schnell vom erkletterten Kirschbaum hinab, daß die Hosen zerrissen und meiner Mutter das Geheimniß dieser hohen Umtriebe nicht verborgen bleiben konnte.

Dankbar denke ich noch immer an den Cantor Schmelzer, der mit raſtloſem Eifer beſtrebt war, ſich zu bilden und mir, nicht ohne Erfolg, eine ähnliche Richtung beizubringen ſuchte. Doch konnte ich einer Logik von oder für Freiin Knigge keinen Geſchmack abgewinnen; — wie mir ja ſpäter die Wolf-Eberhard'ſche „Logik", ja ſelbſt des Ariſtoteles „Organon" keinen erfreulichen Genuß gewährte. Willkommener war mir (trotz des ſchlechten Klaviers) der muſikaliſche Unterricht, und noch jetzt muß ich nachts in ſchlafloſen Stunden die damals gelernte Melodie Schulze's auf: „Hans war des alten Hanſen Sohn, das ganze Dorf erzählt davon", mir unzähligemal wiederholen.

Beim Rector Deiſſenroth ward Latein getrieben und Griechiſch leſen gelernt; verſteht ſich ohne es zu verſtehen. Nebenher aber gingen allerhand Kindereien. Gekautes graues Löſchpapier ward zu Kügelchen gedreht und durch abgeſchnittene Federpoſen hinauf an die weiße Decke gepuſtet. Mit ſeinem Schnupftuche ſuchte der Rector die unzähligen Fliegen zu verjagen; ſie blieben ruhig ſitzen und der verſtändige Schulmann ſtellte keine Forſchungen an über die Gründe ſo ungewöhnlichen Muthes und die bis dahin unbekannt gebliebene neue Fliegenſpecies.

Mein Vater war ein fleißiger Beſucher der Kirche, fand es aber nicht unnatürlich, daß ich lieber im Freien ſpielte, als mir meiſt unverſtändliche Predigten hörte, und gab deshalb auf mein peto veniam exeundi Erlaubniß zum Hinausgehen, ohne auf raſches Wiederkommen zu dringen. Nachmittags mußte ich eine Predigt von Zollikofer oder Ewald verleſen. Insbeſondere fand eine der letztern bei mir großen Beifall, welche anfing: „Ein König ſchickte ſeinen Sohn auf Reiſen." Daß hier Gott und Chriſtus gemeint ſei, war mir nicht ſo wichtig als die Empfehlung des Reiſens überhaupt. Gewöhnlich ſchlief mein Vater (der ſehr früh aufſtand) bald

ein, worauf ich es wagte laut Amen zu ſagen; über welchen ſchnellen Zeitablauf mein Vater keine Zweifel äußerte. Ueberhaupt war er für jene Zeit ſehr entfernt von rauher Strenge und von Vorliebe für körperliche Züchtigungen. Doch ſteht meine früheſte hiſtoriſche und geographiſche Erinnerung damit in Verbindung. Mit größtem Eifer hatte ich ein Buch ergriffen, worin die Geſchichte Karl's I. von England erzählt war, es aber wieder an den gehörigen Platz geſtellt. Weil mein Vater daſſelbe nicht ſogleich finden konnte und ich ſtandhaft alle Schuld ableugnete, gab er mir eine Ohrfeige. Als meine völlige Unſchuld bald darauf an den Tag kam, ſchenkte mir mein Vater als réparation d'honneur ein aus England mitgebrachtes Taſchenlexikon, das ich noch als Reliquie bewahre.

Ein landwirthſchaftlicher Verwalter wollte mir (oder mich) das Tabackrauchen lehren. Die Folgen blieben nicht aus, wie jener ſich ſelbſt überzeugte, als er aus einem Korbe Holz zum Einheizen holen wollte. Er ſchwur nie wieder einen Knaben zu verführen; ich aber habe abgeſchreckt ſeitdem nie wieder eine Pfeife in den Mund genommen, zum größten Vortheil der Reinlichkeit, des Geldbeutels, ja der unverwilderten Humanität!

Im Zuſammenhange mit dieſen und andern Kindereien und ernſten Vorübungen für die Zukunft, wirkten (ohne viel Rederei) die Einfachheit des Landlebens, die Schönheit der Wälder, der Reiz und die Mannichfaltigkeit des Wörlitzer Gartens. Bei der Anweſenheit Friedrich Wilhelm's II. ward abends der See durch brennende Holzpyramiden und Lampen erleuchtet, der nachgeahmte Veſuv ſpie Feuer, die Lava ſtrömte an Seilen und betheertem Werg hinab in das Waſſer, Strahlen eines Springbrunnens funkelten dazwiſchen; ein zauberiſcher Anblick, der Abſchluß meiner Kind-

heit! — Ueber alle jene Künsteleien ist viel gespottet worden und lange wagte ich kaum zu widersprechen. Seitdem ich aber den Vesuv und Aetna bestieg, gefällt mir die ganze Anlage (ohne unnütze Vergleichungen) noch mehr wie zuvor.

II. Berlin. Der Gymnasiast.

Sehr richtig waren Aeltern und Verwandte der Meinung, daß die Bildung des zwölfjährigen Knaben sich in Wörlitz nicht weiter führen lasse, und aus zureichenden Gründen ward das Joachimsthalsche Gymnasium allen andern Schulanstalten vorgezogen. Der Freude über diese wichtige Verpflanzung folgte das Heimweh. Bald aber ward dieses bezwungen: so viel des Neuen drang auf mich ein, so mannichfach war Unterricht und Beschäftigung, so liebevoll ward ich von meinem Onkel, dem Präsidenten Gerlach, und von meiner Tante (der Schwester meines Vaters) aufgenommen. Ich ward behandelt und erzogen wie ein eigener Sohn, und zeitlebens ist mein Herz dafür mit Dank erfüllt geblieben. Es war, wie Tieck (meinen Briefwechsel durchsehend) mit Recht bemerkte, für mich ein außerordentliches Glück, mit so vielen ausgezeichneten und doch wieder verschiedenen Menschen in nähere Berührung zu kommen.

Mein Onkel Gerlach, obgleich ein aufrichtiger Christ, war durch Haltung und Gesinnung zugleich ein antiker Charakter. Durchaus harmonisch, ohne Uebertreibungen, halbwahre Extreme, falsche Begeisterung. Mäßigung und Besonnenheit herrschten vor, und die griechische σωφροσύνη, das μηδὲν ἄγαν waren ihm nicht angekünstelt, sondern gingen aus seiner

eigensten Natur hervor. Hierzu die größte Rechtlichkeit und eine unermüdliche Thätigkeit. Wenn ihm indeß eine geschäftsfreie Stunde blieb, griff er nach den alten Classikern und las z. B. den Homer in der Ursprache. Schon damals war ich verständig genug dies alles zu erkennen und mir zum Vorbild zu nehmen; und später verglich ich seine Natur mit dem reinen, weißen, erhellenden und erwärmenden Sonnenstrahl; während das durchs Prisma gebrochene Licht oft zwar mehr angestaunt wird, aber doch nur ein Bruchtheil ist. Erläuternde Beispiele lagen nahe.

Von meinem zweiten Oheim, dem Geheimrath von Raumer, wurden schon, als er sieben Jahre alt war, französische Briefe gedruckt; ein Beweis guten Unterrichts und hervorbrechenden Talents. Noch löblicher, daß er hierdurch und durch andere Auszeichnungen nicht eitel ward, sondern Geist und Herz unermüdlich ausbildete und neben allen Geschäften Sinn für Schönheit und Poesie behielt.

Ein dritter Oheim, der Bruder meiner Mutter, war Professor am Joachimsthalschen Gymnasium. Ein tüchtiger Lehrer, obgleich nicht à la hauteur du jour, weil er (wie sein Buch über die Bildung der Griechen zur Zeit des Homer zeigt) an der Persönlichkeit des großen Dichters festhielt. Meine Tante Gerlach, eine kluge, gewandte Frau, wußte mein volles Vertrauen zu gewinnen, und hat zu meiner Erziehung wesentlich und heilsam beigetragen.

Meine Tante Marie von Raumer (Stiftsfräulein in Mosigkau), ein fester, fast männlicher Charakter, und deshalb bisweilen schroff, ja herbe in Aeußerungen und Urtheilen. Als eine Dame sie einst über den Tod einer langweiligen Verwandten damit trösten wollte, daß sie hoffen könne die Verstorbene in jener Welt täglich wiederzusehen, fuhren ihr die Worte heraus: „Das hoffe ich gar nicht"; worüber besagte Dame so erstaunte, daß weitere phraseologische Erörterungen

ausblieben. Dennoch war diese Tante innerlich von der größten Milde und Weichheit des Gemüths, von seltener Bildung, von lebendigem Interesse für alles Wahre, Gute und Schöne. Lebhaft erinnere ich mich noch ihres Umgangs, ihres theilnehmenden inhaltsreichen Briefwechsels, ihres englischen Unterrichts und wie sie mir durch Shakspeare (zuerst „Julius Cäsar") eine neue poetische Welt eröffnete.

Als ich hingegen, der damals allgemeinen Stimmung nachgebend, über Lafontaine's „Clara Duplessis" und „Clairant" weinte, sagte mein Onkel Gerlach: „Du sollst dir deine Augen nicht mit Thränen über derlei Bücher verderben; lies die Alten, damit du jung bleibest."

Unter neuern Werken empfahl mir mein Onkel Raumer Goethe's „Iphigenia". Ich hielt es für zu prosaisch, sie in der Stube zu lesen, kletterte im Garten auf eine hohe Linde und declamirte unter Blütenduft von einem zerbrechlichen Zweige herab. Mit Recht tadelte meine Tante diese Vogelperspective und wies mir einen Platz auf ebener Erde, wo es an botanischem Zubehör auch nicht fehlte.

Von meiner Großmutter erhielt ich viele charakteristische, mir nützliche Briefe. In einem warnte sie mich, nicht für entbehrliche Bücher Geld auszugeben, und fügte hinzu: „Du willst doch nicht Professor werden? Es ist ein mühsames Brot!"

Nun das Gymnasium! Die Versetzung aus einsamem Privatunterricht unter so viele Mitschüler mußte auf mich bedeutend einwirken. Bald fand ich mich bequem und einheimisch, und habe lebenslänglich die Ueberzeugung behalten, die Erziehung durch Mitschüler sei so unentbehrlich als die durch Lehrer. Dort herrscht eine ohne Zweifel mögliche und heilsame Demokratie.

Obgleich die Zucht auf dem Joachimsthal (im Vergleich mit frühern Zeiten) außerordentlich verbessert war, fehlte es doch auch jetzt noch nicht an Schulstreichen. Katzen wurden

abends an den zum Läuten bestimmten Strick angebunden, dem auf Strümpfen umhergehenden, horchenden Lehrer die Pantoffeln festgenagelt, Maikäfer auf die Perrüke eines Professors gesetzt und deren Irrgänge bis zur unbedeckten Stirn sorgfältig beobachtet, Jungen wagerecht am Rockkragen und Hosenbund aufgehangen, Pflaumenkerne gestreut, wo der Lehrer auf- und abging, in der Schreibstunde lange Streifen Papier mit Kleister bestrichen, welche der Schreibmeister vergeblich von den Stiefeln loszutreten suchte, bis der ganze Fußboden in Bewegung gerieth. An all diesen Generalien nahm ich keinen Theil; ein paar Specialien werde ich weiter unten noch erwähnen.

Die Professoren waren sehr verschieden an Gelehrsamkeit und Lehrweise, doch alle achtungswerth, sodaß man bei jedem viel lernen konnte. Wenn Professor Traue gern plauderte, so kam doch auch manches Vertrauliche zur Sprache; wenn Professor Poppe in der Geschichte sich leicht vom regelmäßigen Gange abbringen ließ, so lernten wir in Kreuzsprüngen. Einst gewann ich eine Wette, ihn, ich weiß nicht mehr in wie viel Stunden, jedesmal auf die dänische Düveke zu bringen. Es war uns nicht bequem, aber gewiß nützlich, beim Professor Grack lateinische und griechische Stellen auswendig zu lernen. Schwächern steckte man das Buch in den Rockkragen, sodaß der Hintermann unbemerkt zuflüstern konnte. Wenn Professor Grack während der Stunde hinausging (und es geschah fast täglich), so sprang einer aufs Katheder und unterrichtete die übrigen von den bevorstehenden Fragen und Randglossen. Zurückgekehrt wußte Professor Grack (wie durch Inspiration) jedesmal, was geschehen sei, bis wir entdeckten daß er eine Prise Taback aufs Buch legte, welche fernerhin unberührt bleiben mußte. — Professor Brunn war kein gelehrter Philologe und las deshalb den Livius so rasch, daß wir in jeder Stunde wol fünf Kapitel beendeten. Dies belehrte und

begeisterte mehr als verzögernde philologische Spitzfindigkeiten und Lappalien. — Professor Wolf erweckte in mir ein einstweiliges Interesse für die Mathematik; fürs ganze Leben hat dagegen der philosophische Anstoß gewirkt, den er (ein Verehrer Kant's) mir gegeben. Damals hatte mich der kategorische Imperativ der Pflichterfüllung so erfüllt, daß mir die ganze Glückseligkeit (Eudämonie genannt) entbehrlich erschien, bis das Leben und Aristoteles mich zur rechten Mitte zurückführten. Professor Naudé, von der französischen Colonie, verstand besser französisch als deutsch und übersetzte einst: „Cäsar hazardirte es den publiken Tresor zu spoliiren." Auch Homer mußte sich derlei Mischungen gefallen lassen. Doch erfreute ich mich an den ewig jungen Werken und schwur auf das persönliche Dasein eines unsterblichen Dichters. Mit Recht empfahl uns Naudé Voß' damals neue Uebersetzung; wir kamen dadurch rascher zur Einsicht. Als ich aber einst auf seine Frage: „Wie hat et der Voß gegeben?" antwortete: „Und es wallete Athene in den Saustall", nahm er die Uebersetzung und sagte kopfschüttelnd: „He hat es nicht nöthig den Voß zu verbessern." — Noch ein Beispiel von der Milde Naudé's. Ein Alumnus S. sagte ihm: er habe Zweifel mit zum Abendmahle zu gehen. Naudé wiederholte seine Belehrungen mit vielen dogmatischen Zusätzen, und fragte dann: „Hat Er noch Zweifel?" — „Ja, Herr Professor!" — „Nun was hat Er denn für Zweifel?" — „Herr Professor, ich habe keinen Hut!"

Ohne Zweifel der bedeutendste unter allen Lehrern war der Rector Meierotto. Ein geborener Schulmonarch im edelsten Sinne, ohne Härte, ohne Schwäche, zugleich geehrt und geliebt, eine außerordentliche Gabe jeden so zu behandeln, wie es für ihn persönlich angemessen war, und ebenso geschickt da gleichartig auf viele einzuwirken, wo es nöthig erschien. Als einst mit weißer Oelfarbe neu angestrichene Bänke durch Worte und Bilder beschmutzt und verdorben waren, hielt er

jeder Klasse, welche daselbst Stunden gehabt, eine besondere zurecht weisende Rede. Nicht ein einziger der Schuldigen wagte zu heucheln, oder zu lügen, so groß war der Eindruck jener Reden.

Wöchentlich wurden deutsche Aufsätze vorgelesen, deren einer Veranlassung zu allerhand lustigen Bemerkungen gab. Als wir am Schlusse der Stunde, wie gewöhnlich, vor Meierotto vorbeigingen, sagte er mir: „Raumer, Sie haben wol heute Ihre Nachbarn sehr gut amüsirt?“ — „Besser“, antwortete ich, „als wenn ich sie ennuyirt hätte.“ — „Antwortet man mir so?“ — Diese vier Worte (das wußte der einsichtige Mann) wirkten so eindringlich auf mich, daß ich von ungebührlicher Naseweisheit geheilt war.

Doch erinnere ich mich einer frühern verwandten Geschichte. Mein Onkel Gerlach stellte mich dem damaligen Rector des Französischen Gymnasiums, Erman, einem bejahrten, aber sehr heitern Mann, als einen jungen joachimsthaler Gymnasiasten vor; worauf jener scheinbar finster dreinschauend zu mir sagte: „Du Kaldaunenfresser.“ — Augenblicklich antwortete ich: „Du Collegeknüppel.“ — Meinem Onkel war diese Terminologie völlig unverständlich, doch erstaunte er über meine Grobheit, bis die gegebene und von Erman anerkannte Erklärung entschuldigte. Die Schüler des Französischen Gymnasiums nannten nämlich die Joachimsthaler Kaldaunenfresser, weil es hieß, die Alumnen (zu denen ich jedoch nicht gehörte) würden hauptsächlich mit Kaldaunen gefüttert; und umgekehrt wurden die Schüler des Französischen Gymnasiums Collegeknüppel gescholten, weil die Prügelstrafe daselbst noch nicht abgeschafft war.

Am Schlusse einer Stunde, wo Meierotto den Virgil erklärt hatte, hielt er eine Rede: wir würden erzogen und genährt durch das Edelste, was die menschliche Entwickelung aufzuzeigen habe; wir sollten dereinst selbst an die Spitze

dieser Entwickelung treten und sie weiter führen u. s. w. u. s. w. Statt dessen sinken Einzelne hinab bis in Gegenden, wo Musen und Grazien nicht verweilten. Haman und Raumer bleiben hier, mit ihnen will ich weiter sprechen. — Haman, der allerdings bisweilen allzu biblisch behandelt wurde, hatte mich verklagt, und meine Erzählung lautete also: „Herr Rector, meine langen, starken Haare sind mit einem Bande fest zusammengebunden. Oft zieht Haman, der hinter mir sitzt, ein einzelnes Haar so, daß es schmerzt, weil alle übrigen nun daranhängen. Deshalb habe ich ihm mit dem Haarbündel ins Gesicht geschlagen." — Haman acceptirte den Untersatz, leugnete aber den Obersatz. Meierotto, der die Schulgeschichte sogleich durchschaute, das Petzen nicht leiden konnte und noch weniger das Lügen, hielt meine Nothwehr für so natürlich, daß ich frei ausging und die strenge Ermahnung zur Wahrheitsliebe sich an meinen Gegner richtete. Auch unter den Schülern verbesserte sich dessen Stellung durch jene Anklage auf keine Weise, und oft mußte er pater peccavi sagen.

Begeistert von Alexander's Feldzügen in Indien führten wir einst in der Zwischenstunde die Schlacht gegen den Porus auf. Meierotto's Sohn, der größte Gymnasiast, stellte den Hauptelephanten dar. Ich lag quer auf seinen Armen und schlug mit Armen und Beinen kräftigst um mich. In diesem Augenblicke des höchsten Schlachtgewühls öffnete Meierotto die Thür, schloß sie aber sogleich leise wieder und kehrte erst nach ein paar Minuten zurück, wo wir alle im tiefsten Frieden auf unsern Plätzen saßen.

Diese Schulgeschichten erinnern mich an häusliche.

Unser Tanzmeister z. B., ein hochgeschminkter, sich zierender Jude Meyer, langweilte uns sehr mit Pliren, révérences en passant u. dgl., gab sich aber auch zu allerhand andern gymnastischen Uebungen her. Er legte sich mit verschlungenen Armen auf das Sofa, und begann den Kampf mit seinen

geübtern Beinen. Traf er einen von uns, so fiel dieser besiegt zu Boden, griffen wir aber sein Bein, so ward der verehrungswürdige Lehrer kunstreicher Bewegung vom Sofa herab- und bei den Beinen in der Stube hin- und hergezogen. Eines Tages überraschte uns meine Tante während dieses Triumphzuges, konnte aber den Ernst, uns und den Tanzmeister auszuschelten, gar nicht finden.

Doch zurück zu Meierotto. Das Lateinschreiben, worauf er herkömmlich dringen mußte, machte mir wenig Vergnügen; desto mehr das Deutschschreiben und die Erklärung seiner Anleitung zur Wohlredenheit. Naudé und Brunn, welche sich beim Homer und Livius fast gar nicht um philologische Gelehrsamkeit kümmerten, aber rasch vorrückten, führten zu einer erfreulichern Kenntniß des Schriftstellers und des Inhalts. Wenn aber Meierotto die Veranlassung einer Horazischen Ode mit fast unbegreiflicher Genauigkeit erzählte, und seine Erzählung dann ebenso umständlich wiederholen ließ, wenn wir in einer Stunde nur sechs bis zehn Verse lasen, so machte mir dies Langeweile, und es hat Jahre gedauert, ehe ich an dem hochgerühmten Horaz Geschmack finden konnte. Noch jetzt bin ich überzeugt, daß die breite philologische Methode, welche in unsern Gymnasien bei Erklärung alter Schriftsteller vorherrscht, für die Masse der Schüler ganz unpassend ist. Sie quälen sich mit Formen, Lesarten, Dialekten u. s. w., bleiben aber dem Inhalt fremd und werden nach langsamem Lesen weniger Bruchstücke von weiterem Studium so abgeschreckt, daß die meisten nach dem Abgange von dem Gymnasium keinen Classiker wieder in die Hand nehmen.

In meiner Jugend war (und ich glaube mit Recht) der umständlichere Religionsunterricht den Geistlichen überlassen, und der Hofprediger Conrad, dem ich anvertraut ward, verdiente das Lob eines würdigen, wohlwollenden Mannes. Wenn ich aber schon damals Auskunft über manche Punkte der meist

byzantinischen Dogmatik verlangte, Zweifel aussprach und Widersprüche hervorhob, so verwies er mich auf die Pflicht, das von so vielen Geprüfte und Anerkannte zu glauben und unter den verschiedenen Confessionen an der besten, der reformirten, festzuhalten.

Neben den gesetzlich mannichfaltigen Studien auf dem Gymnasium trieb ich fleißig Französisch, Englisch, Musik, und war, siebzehn Jahre alt, wohl vorbereitet für die Universität. Nie bestraft erhielt ich beim Abgange eine Censur (sie charakterisirt Meierotto's Auffassung noch mehr als mich), welche lautet: „v. Raumer. Fähig, gutunterrichtet, mit mancher guten und angenehmen Fertigkeit ausgerüstet und mit vielem Eifer für Zunahme der Kenntnisse kam er her. Mit großer Zunahme und Bereicherung alles dessen geht er ab. Ein Lob, was man nicht vielen so geben kann, verdient er sicher: daß er alles, was er betrieb und lernte, durch die Art, wie er es selbst durchdachte und bearbeitete, zu eigen sich zu machen gewußt. Man bezeugt ihm gern die große Hoffnung, die man hegt, daß er etwas Vorzügliches leisten werde. Der Rath, den man ihm besonders gibt, auch das zu thun und zu üben, was nicht gerade mit den selbstgewählten Zwecken zusammenhängt, fließt aus dem großen Zutrauen, daß er leisten werde, was er sich vornimmt. Das erste philosophische Prämium und die scriptores rei rusticae, als Prämium der ersten lateinischen Klasse."

Das lateinische Zeugniß der Reife lautete: „F. L. G. a Raumer, natus annos 17, oriundus e Principatu Anhaltino, scholas nostras per annos continuos quinque frequentavit; in classe prima sub sedit annos duos; moribus compositis, modestis, elegantibus. Examine die XX et XXII Decembris anni 1797 instituto, confirmavit quod jam antea praeceptoribus innotuerat, lectos isti esse classicos auctores latinos in scholis receptos fere omnes; ex Graecis

Xenophontis Memorab. Socratis et Anabasis, Hesiodi, Anacreontis, Plutarchi quaedam, Homeri rhapsodias VIII. Sine praeparatione, speciminis loco interpretatus Ciceronis et Horatii quaedam bene. Scripsit horae spatio paginas quinque, Latine eleganter, quod ad genium linguae, soloecismis duobus inquinatas. Commentatus est de argumento historico, philosophico, morali, repente illi oblato sermone Germanico claro, apto, ad praecepta orthographiae et grammaticae puro. Respondit ad quaestiones varias ad historiam antiquiorem spectantes perbene. Ad quaestiones ex Geographia respondit perbene. In Geometriae elementis nec non arithmeticis rationibus perbene versatus. Assiduam, eximiam, felicemque operam dedit literis humanioribus et disciplinis.

Quae cuncta fide nostra interposita, infra positis nominibus et sigillo testamur.

Rector et Professores Gymnasii R. Joachimici, Meierotto, Naudé, Poppe, Grack, Brunn, Braumüller, Wolf, de Marées."

Ohne Zweifel würde ich jetzt ein ſolches Zeugniß weder verdienen noch erhalten!!

In mein Stammbuch (jetzt zu deutſch Album genannt) ſchrieb Meierotto: „Contentus paucis judicibus." Ich fragte: ob er damit meine: ich trachte zu ſehr nach dem Beifalle vieler, oder ich kümmere mich zu wenig um das allgemeine Urtheil? antwortete er: beides wäre ein Irrthum.

Umſtändlich und mit der größten Herzlichkeit ermahnten mich beim Abſchiede (Oſtern 1798) alle Verwandte zur Uebung jeglicher Tugend, und mir liefen gerührt die Thränen über die Backen. Dies alles langweilte gar ſehr einen gegenwärtigen, lebensluſtigen Onkel, der damals Major und ſpäter General war. Er rief: „Komm einmal her, lieber Neffe", ſetzte mich auf ſeinen Schooß und fuhr fort: „Alle haben dir unzählige

Lehren gegeben, du wirst sie sämmtlich vergessen; ich aber will dir einen guten Rath geben, den wirst du nicht vergessen, sondern bewährt finden. Wenn du dich je verlieben willst, dann nicht in eine Person, welche dir aufwarten soll, sonst wirst du schlecht bedient.“ — An dieser Verkündigung eigenthümlicher Lebensweisheit nahmen alle übrigen den größten Anstoß und schalten lebhaft den seine Geheimnisse ausplaudernden Onkel. Mehr als jene exoterischen und esoterischen Lehren schützte mich meine Liebe zu den Wissenschaften, mein unermüdlicher Fleiß, meine Abneigung gegen unthätiges Genießen und das sogenannte dolce far niente, welches, zu deutsch, in der Regel auf bloßes Bummeln hinausläuft.

III. Halle. Der Student.

Der scheinbar so natürliche und leichte Uebergang von der Schule zur Universität ist in Wahrheit ein höchst wichtiger, gefährlicher, aber freilich unvermeidlicher Sprung. Diesen durch englische Universitäts- und Aufsichtsanstalten zu beseitigen, würde in Deutschland (beim spätern Mangel eines freien, öffentlichen Lebens) mehr schaden als nützen. Der deutsche Schüler wird in wissenschaftlicher Beziehung wesentlich geleitet, dem Studenten bleibt Wahl und Selbstbestimmung ganz überlassen; jener lebt meist in sittlichen, zum Vorbilde dienenden Verhältnissen, dieser ohne Umgang außer mit seinesgleichen; und zwar in einem Lebensalter, wo Erfahrung mangelt und Leidenschaften hervorbrechen. Immatriculirt ward ich den 9. Mai 1798. In Halle waren fleißige Studenten, von liederlichen strenger geschieden als in Göttingen, wo viele Collegienbesuch mit tadelnswerthen Zerstreuungen glaubten versöhnen zu können.

Halle erschien mir wie eine sehr häßliche Stadt, enge, höckerige, finstere Straßen, üble Gerüche u. s. w. Bald aber ließ man sich die Pulverweiden und den sogenannten (damals kahlen) Fuchsberg gefallen, und Gibeon galt für eine der schönsten Gegenden der Welt. Gottlob! daß die Jugend selbst ungünstige Umgebungen und Verhältnisse leicht verklärt und

verschönert; nie aber habe ich (wie so manche) auf meine Studentenzeit als die allein glückselige und beglückende zurückgeblickt, sondern in jedem Zeitabschnitt die Freude lehrreicher und gemeinnütziger Beschäftigung, sowie das Glück menschlichen Umgangs gefunden. Jene Sehnsucht nach der Universitätszeit bezieht sich öfter auf schlechten Punsch und rohes Commerschiren als auf das Allerheiligste der Wissenschaft und Kunst. Die Klagenden waren schon damals Philister mit Studentendecorationen behangen.

Zur Zeit meiner Ankunft in Halle theilten sich die Studenten mit thörichter Feindschaft in Landsmannschaften und Orden. Da ich zwar aus Anhalt gebürtig, aber in Berlin auf Schulen gewesen war, verlangten weder die Anhaltiner noch die Märker meinen Eintritt und noch weniger konnten die Orden auf mich Anspruch machen. Vielmehr behauptete ich meine Unabhängigkeit als Student, wie später in Frankfurt am Main und Berlin, den geschlossenen und oft tyrannisirenden Fractionen gegenüber. Landsmannschafter und Ordensbrüder, die sich öffentlich ohne zureichenden Grund vermieden, ja bekämpften, kamen auf meiner Stube traulich zusammen.

Vierhundert Thaler, die mir mein Vater (fast über seine Kräfte hinaus) jährlich bewilligte, gewährten damals ein bequem hinreichendes Auskommen. Auch war ich dankbar und zu gewissenhaft, jemals Schulden zu machen. Außerdem erhielt ich freie Wäsche und im Winter freies Holz. Die Knechte meines Vaters, bei denen ich sehr beliebt war, wählten das beste Holz, wovon ich für mich kaum die Hälfte brauchte. Das Uebrige ward nach einer sehr billigen Taxe der kundigen Aufwärterin, den Hausgenossen zugeschlagen und der Ertrag zu gemeinsamen Ergötzungen verausgabt.

Mein Vater begleitete mich selbst nach Halle und hatte mich bei dem Mathematiker Klügel eingemiethet, der in son-

derbarer Weise zugleich höchst scharfsinnig war, und doch in seinen Vorträgen sich fast immer verrechnete. (Als ich nach Jahren meine Wohnung wieder aufsuchte, konnte ich das Haus nicht finden; es war abgebrannt und anders neu gebaut. Auch die Häuser, wo ich in Wörlitz geboren ward und bei meinem Onkel in Berlin lebte, sind verschwunden; — Weissagungen für die Bewohner.)

Nun mit meinem Vater zu Eberhard, dem damals noch berühmten Leibniz-Wolf'schen Philosophen. Ehrfurchtsvoll betrat ich seine Stube, erstaunte aber um so mehr über die grenzenlose Unordnung, als ich durch Beispiel und Lehre meines Onkels Gerlach an die größte Ordnung gewöhnt war. Eberhard bot meinem Vater einen Sitz auf dem Sofa. Als er aber eins der darauf umherliegenden Bücher berührte, gerieth die ganze Masse in Bewegung und rutschte, einer gelehrten Lavine vergleichbar, bis in die Mitte der Stube. Mit den Füßen warf er so viele zur Seite, daß der Weg zum Sofa frei ward und das Gespräch über den neuen Studenten beginnen konnte. Dem Anstande und der alten Fabel gemäß: das Universitätsstudium müsse mit der Logik beginnen, nahm ich dies Collegium bei Eberhard an, fand es aber erstaunlich langweilig. Deshalb nahm ich meinen Platz so dicht unter dem Katheder, daß Eberhard nicht sehen konnte wenn ich mich mit andern Dingen beschäftigte. Unaufhörlich drehte er eine sehr große Schnupftabacksdose in der einen Hand hin und her; als er aber einst begeistert die Conclusion zu einem trivialen Schlußsatze verkündigte, flog sie bis aus andere Ende des Hörsaals und aller Tabak mir auf den Kopf.

Das Gegenstück zur Logik war das damals gewaltig wuchernde Naturrecht. Der Kantianer Hofbauer las jeden Paragraphen seines Buchs dreimal mit immer verstärkter Stimme vor, und viele schrieben das schon Gedruckte mühselig nach. Die meist inhaltsleeren, damals modigen und bewun-

derten Abstractionen, die unpraktischen, breit behandelten Fragen (z. B. ob man nach dem Naturrechte ein Testament machen könne) erschienen mir als unfruchtbare Geisteosspiele, und ich suchte meinen Commilitonen zu zeigen, wie man mit diesem nürnberger Tand leicht auf- und abspielen könne.

Nunmehr flüchtete ich mich zu Beck, dem angeblich geistreichen Kantianer; aber auch dieser bewegte sich fast ausschließlich in dem abstracten Theile dieser Philosophie, und (noch schlimmer) heizte mit so arg stinkenden Braunkohlen, daß ich es nicht aushalten konnte.

Aus dem allen geht hervor, in welche Gefahr ich gerieth, das Hören von Vorlesungen für überflüssig zu halten und mich anmaßlich über meine Lehrer zu erheben. Die Gegengewichte*) waren jedoch stärker. Erstens belehrten mich meine Oheime über den Werth des mündlichen Unterrichts, die Art ihn zu benutzen und die Nothwendigkeit einer allgemeinen, wissenschaftlichen Bildung. Zweitens habe ich von Jugend auf eine bestimmte Abneigung gegen alle Kritik gehabt, die nicht aus Begeisterung hervorgeht.

Es versteht sich, daß ich allmählich die nöthigen juristischen Vorlesungen hörte, daneben aber viele andere, davon zum Theil weit abliegende. Bei Gilbert (einem frischen lebendigen Lehrer) reine und angewandte Mathematik und Physik, mit Lust und Vergnügen. Später entdeckte ich unter meinen Papieren trigonometrische und algebraische Formeln, von denen ich auch gar nichts mehr verstand; dennoch ist die geistige Uebung gewiß nicht ohne Nutzen gewesen. Damals fand ich unter allen Zuhörern am raschesten die erforderlichen Logarithmen; jetzt weiß ich nicht mehr, was ein Logarithmus ist.

Für Chemie bei Horkel (und später bei Klaproth in Berlin) war ich nur ein ungeschickter Schüler. Ich erkannte den gro-

*) S. hinten die ersten Briefe.

ßen Werth vieler Ergebnisse: aber das Ertödten des Lebendigen, Individuellen, um irgendeine abstracte Allgemeinheit, um Gasarten, Salze und Säuren zu finden, war meiner ganzen Geistesrichtung zuwider.

Physiologie bei Reil, und seine Theorie von Mischung und Form fand bei mir mehr Eingang; mit größtem Eifer aber trieb ich Botanik unter Kurt Sprengel's erfreulicher Anweisung. Der Weltumsegler Reinhold Forster las Naturgeschichte in eigenthümlicher Weise, war aber oft so grob, als verkehre er noch mit Wilden. Benachrichtigt, daß ihm deshalb die Studenten die Fenster einwerfen wollten, ließ er heimlich Körbe voll Kieselsteine herbeiholen und warf sie mit seinem Bedienten den Angreifenden so nachdrücklich auf die Köpfe, daß sie unverrichteter Sache davonliefen. Als die Engländer in dem damaligen Kriege eine Schlacht verloren hatten, sagte ihm ein College: „Nun, mein lieber Forster, pfeifen die Engländer auf dem letzten Loche.“ Sich umdrehend, entgegnete Forster: „Ja auf diesem, Ihnen!“

Bei Krause hörte ich mit Nutzen die Reichsgeschichte, bei Matthias Christian Sprengel Staatengeschichte und Statistik. Er war auch einer von den Professoren, deren Art ausgegangen ist. Kenntnißreich, lebendig, anregend, lehrreich, mit Wegwerfung aller unfruchtbaren Gelehrsamkeit und pedantischer Götzendienerei. Und doch ging er nie über den Buchstaben seines abgelesenen Heftes hinaus. Im Trinken ein solcher Virtuos, daß er erzählte: „Als ich in das Wirthshaus kam, sagte mir der Kellner auf meine Frage: Punsch ist so viel da, wie sie wollen. Einem mir unmittelbar Nachfolgenden antwortete er dagegen: es ist kein Punsch zu haben. Als ich hierüber Erläuterungen verlangte, erwiderte er: wenn Sie kommen, ist für andere kein Punsch mehr zu haben.“ In der Grobheit war er ein so ausgezeichneter Nebenbuhler seines Schwiegervaters Reinhold Forster, daß sich manche Be-

schichten gar nicht erzählen lassen. Als, um ein kleines Beispiel zu geben, Professor Jakob (damals eine Neuerung) ein Museum von Journalen anlegte, und ein Student sich gegen Sprengel über diesen Fortschritt begeistert aussprach, antwortete dieser (derlei Dilettantismus hassend): „Schwerenoth, da könnte Herr Professor Jakob ebenso gut ein kleines Leonicinium anlegen." Diese Aeußerung gab Veranlassung zu großen Anklagen und Händeln. Matthias Sprengel las in seinem eigenen Hörsaal; wenn er aber dazu nicht Lust hatte, steckte er den Kopf durch die Thüre und sagte: „Meine Herren, heute wird nichts draus."

Schon damals trat meine Vorliebe für Geschichte lebhaft hervor, und mehrere Freunde lasen gemeinsam Gibbon's treffliches Werk, dann (weil das Vaterland vorangehen müsse) Schmidt's „Geschichte der Deutschen". Als aber einige sitzende Zuhörer hiebei einschliefen, brachten sie ihre Pantoffeln mit und gingen, um sich wach zu erhalten, leise in der Stube auf und ab.

Zur ernsten Beförderung des Studiums der Rechtsgelahrtheit diente eine juristische Gesellschaft, wo jedesmal eine Abhandlung vorgelesen und kritisirt ward. Viele bestiegen damals den flügellosen Pegasus des Naturrechts. Hierauf folgte ein genaues Examen über irgendein juristisches Hauptkapitel, wobei für jede nicht beantwortete Frage sechs Pfennige Strafe erlegt wurden. Sonderbar, daß ein Student, der in der Regel nichts wußte, aber pünktlich zahlte, einst angetrunken nicht blos den Inhalt, sondern auch die Zahl der Paragraphen und Seiten des Lehrbuchs richtig angab, nach dem Ausschlafen aber wieder in seine gleichgültige Unwissenheit zurücksank.

Ich examinirte einst über Wechselrecht, Bodmerei, Assecuranz, wobei der Nebenzweck, viel Strafgelder beizutreiben, nicht unerreicht blieb. Jeder bei Uebergabe der Kasse entdeckte Mangel oder Ueberschuß kostete dem Rendanten wöchent-

lich acht Groschen; und trotz aller Aufmerksamkeit ward, um diese verhältnißmäßig große Summe scherzweise zu gewinnen, jedesmal ein Groschen weggenommen oder zugelegt. Nach Vorschrift schenkte jedes Mitglied der Gesellschaft ein Buch, und auch die meisten Strafgelder wurden literarisch verwandt. Ein späteres faules, unwissendes Geschlecht verkaufte die schon ansehnliche Bibliothek, vertrank das Geld und löste die Gesellschaft auf!

Manche Befreundete, welche auf der Schule die gleichen Wege eingeschlagen hatten, verfolgten nunmehr eigenthümliche Richtungen: so beschäftigte sich Achim von Arnim vorzugsweise mit Physik, und verspottete meinen Eifer für Geschichte. Doch bin ich meiner Vorliebe getreuer geblieben als er der seinigen.

Mit Schmerz gedenke ich eines andern trefflichen Freundes, von Goltz. Er war primus omnium auf dem Gymnasium, von allen Lehrern geliebt, gelobt und andern vorgezogen. Daran hatten sich wol Hoffnungen geknüpft, er werde mit gleich vollen Segeln durch das ganze Leben glücklich vorrücken. In Halle aber nahm man, trotz seines Fleißes, von ihm keine besondere Notiz, und manche standen ihm an Kenntnissen, sowie an Talenten voran. Sein Charakter war nicht stark genug, sich gelassen so von der ersten Linie zurückgedrängt und überflügelt zu sehen: ihn ergriff finstere Melancholie. Eines Nachmittags befragte er mich sehr genau über die Ausgaben des Corpus juris, kam aber abends nicht nach Hause. Sein Hofmeister (ein guter, aber unbedeutender Mann) gerieth hierüber, bei seines Zöglings sonstiger Regelmäßigkeit, in große Sorge; Goltzens Freunde suchten und fragten nach allen Seiten; ich eilte nach dem Botanischen Garten und drängte mich gebückt und, wie es mir schien, fast thöricht, in einen alten, verfallenen gewölbten Mauergang. Im Halbdunkel sehe ich hier, entsetzlich, meinen Freund tot

vor mir liegen, ein kleines Loch in der Stirn, ohne blutige Entstellung. Er hatte den Entschluß sich zu erschießen schon gefaßt, die Pistolen schon gekauft, als er mich so sorgfältig über die Ausgaben des Corpus juris befragte. Noch zwei von den, mit mir 1798 abgegangenen Jünglingen haben sich erschossen; alle, weil übertriebene Hoffnungen in ihnen erweckt wurden, und ihre Eitelkeit sie verführte, sich zu hoch anzuschlagen. Lehrer mögen deshalb nicht falschen Ehrgeiz erwecken und Anmaßung der Schüler als nützlichen Antrieb zum Fleiße betrachten. Ich dachte während meiner Universitätszeit eigentlich gar nicht an mich, sondern lediglich an die Freuden eines unbefangenen wissenschaftlichen Strebens.

Der Tod von Goltz hatte mich sehr erschüttert, und es reihte sich daran eine Erscheinung, die ich psychologisch nicht zu erklären weiß. Jeden Abend nämlich, wenn ich zu Bett ging, mußte ich (des todten Freundes gedenkend) unter das Bette sehen. Mehreremal unterließ ich es aus festem Vorsatz, konnte aber nicht einschlafen, bevor ich, wieder aufstehend, der Schwachheit nachgegeben hatte. Sie dauerte einige Monate hindurch.

Neben ernstem, fleißigem Studiren fehlte es nicht an heitern Ergötzungen, nur nahm ich (wie gesagt) an dem häufigen Saufen und Spielen niemals theil. Im Winter eifrig Schlittschuh gelaufen, im Sommer geschwommen und auf der Saale gekahnt. Einigemal ward dies Vergnügen bis zu einer Seeschlacht gesteigert, wobei einzelne wol über Bord fielen, aber herausschwammen. Ferner galt es damals noch für keinen Hochverrath, begangen an den Lämmern, wenn in Crelwitz den Studenten Schafmilch verkauft wurde. Ebenso wenig machten sich die Verkäufer ein Gewissen daraus, bei allzu starkem Zuspruch Kuhmilch mit Mehl zu veredeln, oder doch zu verdicken.

Mein (bis zu seinem Tode treuer) Freund von Hagen

fand gleichwie ich: man ehre die Natur zu wenig, man erfreue ſich nicht genug an ihr, wenn man nur wenige Stunden im Freien zubringe. Wir beſchloſſen alſo einen ganzen Sommertag dem Naturdienſte zu weihen. Früh in Crelwitz angelangt, fuhren wir die Saale auf und ab, und laſen nicht im Thomſon oder Geßner, ſondern (eine ſchwer zu erklärende Wahl) in Mendelsſohn's „Jeruſalem". Als die Sonne, höher ſteigend, zu ſehr erwärmte, landeten wir im ſogenannten Elyſium und lagerten, von Bäumen umſchattet, im Grünen. Aber nur kurze Zeit dauerte die glückliche Ruhe; denn Ameiſen hatten ſich in ſolcher Zahl eingeſchlichen und peinigten uns in ſo unerträglicher Weiſe, daß wir uns ganz ausziehen und ſie ableſen mußten. Als wir ſchon um neun Uhr vormittags wieder in Halle anlangten, verlachte uns unſere praktiſche Aufwärterin, ſorgte jedoch raſch für Erquickung der Hungerigen und Durſtigen. So Anfang, Mittelſtück und Ende unſers Naturdienſtes.

Größern Kunſtgenuß gewährte der Beſuch des Theaters in Lauchſtädt. Um die Studenten nicht von ihren Studien abzulenken, ward in Halle kein Schauſpiel geduldet. Nun bezahlten ſie ein Pferd, das Theater und große Portionen Kirſchkuchen, was natürlich weit mehr Geld und Zeit koſtete. Vor allem begeiſterte Goethe's und Schiller's Muſe damals die Jugend auf eine glänzend erfreuliche Weiſe. Von einem Tiſche herab ward König Philipp oft zurecht gewieſen, und Gedankenfreiheit gefordert. Alles in größter Unſchuld und Unbefangenheit.

Dennoch ſtand es im Widerſpruch zu manchen Maßregeln der Regierung, wodurch demokratiſche Richtungen und Irrthümer ſollten ausgetrieben werden. Dahin gehörte das Verbot eine lederne Mütze zu tragen. Als ein Student deſſenungeachtet mit einer ſolchen Kappe (ſeiner einzigen Kopfbedeckung) zu Matthias Sprengel kam und von ihm angeblaſen ward, ant-

wortete er: „Aber Herr Rector, Sie haben ja selbst eine auf.“ „Ja so“ — erwiderte Sprengel beruhigt.

Ein zum Kanzler der Universität ernannter, benachbarter Gutsbesitzer, Herr Hofmann, sollte die sittliche und wissenschaftliche Obercontrole führen. Als er das Tragen von goldenen Epauletten und ähnlichen Dingen verbot, überzogen die Studenten alles mit schwarzem Flor. Als er bei einem Speisewirth ein großes Mittagsmahl bestellt hatte, gingen sie zu diesem, drohend, sie würden ein Jahr lang nichts bei ihm verzehren, wenn er ihnen nicht sogleich das ganze Diner aushändige. Es geschah, und der Kanzler mit seinen Gästen mußten sich mit zusammengesuchter kalter Küche begnügen.

Da mein Vater Herrn Hofmann kannte, so ward ich mit einigen Freunden bisweilen zu ihm aufs Land nach Dieskau eingeladen, wobei wir den Beschluß faßten, uns für die Ausgabe eines gemietheten Wagens möglichst an der gutbesetzten Tafel zu entschädigen. Des Wirthes oft wiederholte Erklärung: daß Schweizerjünglinge vor dem fünfundzwanzigsten Jahre keinen Wein tränken, störte jene Plane in keiner Weise. Jedesmal, wenn wir ankamen, spielte Herr Hofmann (ebenfalls ohne sich durch uns stören zu lassen) mit seinen Bedienten Quartett. Sie waren aber fast nie beisammen: bisweilen schlossen die Bedienten, wenn ihr Herr noch nicht zu Ende war, oder umgekehrt; jene wußten aber eiligst abzubrechen, oder nach Belieben zuzusetzen. Alsdann stand Herr Hofmann begeistert auf und sagte: „Meine Herren, dies Violoncell gehörte Seiner Majestät dem Könige Friedrich Wilhelm II., und diese grauweißen Hügelchen sind Schweiß und Puderkrepfen, die von der Stirn des erlauchten Monarchen herabfielen. Nie werde ich dieselben abwischen, sie bleiben ein Denkmal königlicher Kunstliebe.“

Herr Hofmann hatte sich angewöhnt, alle seine Gäste von oben herab zu belehren, und seiner Stellung sowie seines

guten Essens und Trinkens halber, ließen es sich die gutmüthigen Professoren gefallen. Nachdem er einst in dieser Weise den Geheimrath Klein über criminalistische Gegenstände zurecht gewiesen hatte, kam die Reihe an den Historiker Matthias Sprengel. Dieser, der wol schon dem Weine fleißig zugesprochen hatte, sagte aber sehr laut: „Ich bin nicht so thöricht wie Klein, der sich von Ihnen über Dinge belehren läßt, die er besser versteht. Geschichte ist mein Fach, und da könnten und sollten Sie etwas von mir lernen, nicht ich von Ihnen."

Nach Tische ging man im Garten spazieren und die Frau von M. sagte zu Sprengel: „Sie haben heute unseren Wirth gar zu grob behandelt und wissen überhaupt nicht, was sich schickt. Ihre Weste hat ja (es war damals noch nicht allgemeine Mode) ein falsches Hintertheil." Sich umdrehend, sagte Sprengel: „Es steht Ihnen frei, sich über mein, Sie interessirendes Hintertheil näher zu unterrichten."

Der Geheimrath Klein war ein gescheidter, lieber Mann, aber damals mit Feuerbach in große criminalistische Streitigkeiten verwickelt, über welche ich mich genau unterrichtet hatte und jenen in seinem, mit Studenten gehaltenen Conversatorium sehr ängstigte. Mit Unrecht in einer Weise, welche den Professoren den Verkehr mit Studenten (zu deren Schaden) verleiden muß.

Ich stand indeß in so gutem Rufe, daß ich, als der König und die Königin Halle besuchten, zum Mitdeputirten für die Studenten der philosophischen Facultät ernannt wurde. Das Dejeuner im Botanischen Garten ging glücklich und anständig vorüber; die große Zahl der außerhalb harrenden Studenten langweilte sich aber unterdessen gar sehr. Als nun ein mit zwei Hofdamen besetzter sehr großer Wagen, des Gedränges halber, etwas anhalten mußte, öffnet ein Student die Thür, steigt ein, macht den Damen ein sehr verbindliches Compliment und hierauf zur anderen

Thür wieder hinaus. Ihm folgt ein zweiter, dritter, eine ganze Reihe, und nach anfänglich großem Schrecken erheitern sich die Damen und machen gute Miene zu dem unerwarteten, ganz außerordentlichen Spaß.

Eine üblere Wendung hätte für mich ein anderes Ereigniß nehmen können. Nasse, einer meiner Freunde und nachmals ein berühmter Arzt, war mit mir und andern erzürnt über die oberflächliche Weise, mit welcher die medicinischen Doctorpromotionen abgehalten wurden. Man faßte den Beschluß, seine Promotion solle durch Ernst, Gründlichkeit, Latinität, Umfang und Dauer, ein Muster werden für alle nachfolgenden. Aber der böse Feind vereitelte alle diese guten Vorsätze. Nasse, sehr wohlhabend, gab ein preiswürdiges Frühstück und guten Wein. An diesen waren wir durchaus nicht gewöhnt. So stieg ein Weniges allen unmerklich zu Kopfe, und der Zug zur Aula erweckte schon großes Aufsehen. Nämlich der Doctorandus, die ordentlichen und außerordentlichen Opponenten, gleichwie die sonst geladenen Gäste, hatten außer den zu brauchenden Büchern, einige Bouteillen Wein unter den Arm genommen, und den komischen, italienisch-spanischen Sprachmeister gezwungen, seinen mit dem Landesvater durchbohrten und zerfetzten Hut aufzusetzen. Begleitet von einem Troß Studenten langten wir im Promotionssaal an, und der erste Unfall traf einen Opponenten, welcher sich neben seinem Stuhle niedersetzte. Andere präsentirten den Umherstehenden Wein und endlich hub der zu promovirende Candidat Nasse an: „Mi amici!“ Hierauf die Frage: in welcher Sprache er disputiren wolle, lateinische und deutsche Zwischenreden und Rügen, eine Unmöglichkeit sich in den wissenschaftlichen Promotionsbutterfrauentrab hineinzufinden. Deshalb stieg der Sohn des noch abwesenden Dekans Meckel auf die Bank, ich schloß mich ihm kühn an, und der Ruf: „Es lebe unser Freund, Bruder und Landsmann Nasse hoch,

und abermals hoch!“ fand allgemeinen und lauten Beifall. Gleichzeitig wurden einige Bouteillen gegen den, in der Mitte des Saals aufsteigenden Schornstein geworfen. In diesem Augenblick erscheint der Dekan Meckel; alle setzen sich eiligst schweigend auf die Bänke, und es erfolgte sogleich die Promotion ohne ein Wort von Disputation. Später geriethen Meckel und Klein in Streit, und es war drauf und dran, über den Hergang eine Untersuchung zu eröffnen, als die meisten der unschuldigen Mitschuldigen Halle verließen. Niemals ist ein löblicher Vorsatz fleißiger Studenten so vereitelt worden, als der, diese Musterdisputation zu Stande zu bringen.

Unmittelbar nach der Promotion ging ich zum Musikdirecter Türk zur Stunde im Generalbaß. Das folgende mal sagte mir Türk: „Was wir zuletzt durchnahmen, wollen wir heute wiederholen.“ — „Warum?“ — „Sie griffen mit solcher Kühnheit auf dem Instrumente umher, und wagten so originelle Ausweichungen, daß ich erstaunte. Wir müssen aber wol zu einem regelrechtern Verfahren zurückkehren.“

Sparsamkeit machte es möglich, um Pfingsten 1799 mit Freunden eine Fußreise nach Dresden anzutreten. Damals vier Tage, jetzt noch nicht vier Stunden. Ich ging (unter Studenten noch ungewöhnlich) in einem kurzen, runden Ueberrock mit einem Stock in der Hand. Die andern in Jacken, schweren Stiefeln und mit einem Schläger bewaffnet. Als ihnen dieser bald sehr zur Last fiel, verlangten sie, ich sollte abwechselnd einen tragen, da er auch mir Schutz gewähre; welche Zumuthung ich aber standhaft zurückwies. Im Rosenthale vor Leipzig angekommen, beschlossen meine Gefährten, die ganze Nacht daselbst poetisch zu verweilen; ich dagegen, des Naturdienstes im Ameisenelysium gedenkend, wanderte zum Wirthshause in der Stadt. Schon um vier Uhr morgens langten meine Freunde an: naß, steif, verschlagen,

jammernd! In Meißen war die Müdigkeit so groß, daß das Anerbieten eines Postillons, uns für ein Billiges nach Dresden mitzunehmen, annehmlich erschien. Er führte eine große Kutsche, mit vier Pferden bespannt, leer zurück. „Um eins", fügte er nach abgeschlossenem Vertrage hinzu, „muß ich Sie noch bitten. Der Postmeister will heute von Dresden nach Meißen fahren, und da es mir verboten ist, jemand mitzunehmen, werden Sie, wenn er kommt, wol gütigst unterducken, damit er Sie nicht sieht." Der Zusatzartikel ward angenommen; als aber der Postillon, wie es schien, fast zum Scherz uns gar oft débout machen ließ, wiesen wir ihn nachdrücklich an, genauer umzuschauen. Immer war dies auf und ab minder bedenklich, als da wir ein andermal auf einem Schlächterwagen unter Kälbern Platz nahmen.

Die schönen Gegenden, die großen Kunstschätze machten auf die Reisenden den erfreulichsten Eindruck; auch wagten sie in der Galerie zwischen dem Schlosse und der katholischen Kirche Platz zu nehmen, um den Hof vorübergehen zu sehen. Kam uns manche Hoffkleidung fremdartig vor, so zogen die Jacken und Schläger meiner Gefährten die höchste und allerhöchste Aufmerksamkeit noch mehr auf sich.

Das kleine Rauchhaus war als Studentenkneipe billig, aber schlecht, was wir erst recht bemerkten, als wir argen Regens halber zu Hause bleiben mußten. Zum Zeitvertreibe ward rappiert; eine innere Quart ergriff aber ein Deckbett, daß die Federn umherstoben. In Rücksicht auf unsern geringen Geldvorrath ward beschlossen: daß wir die restitutio in integrum selbst übernehmen, die Wunde überwindlich zunähen, und das Bett in einen dunkeln Alkoven legen sollten.

Damals kostete das Besuchen der Gemäldegalerie einen Dukaten, was die geldarmen, aber begeisterten Kunstfreunde sehr unbillig fanden. Ich übernahm die Sache ohne Sprengung der gemeinschaftlichen, fast bankrotten Kasse abzumachen.

— Wie? — Das ist mein Geheimniß! Nachdem wir die Galerie besehen, händigte ich dem Director Riedel seinen Decem aus, und entfernte mich dann möglichst schnell. Mehrere Jahre darauf, nachdem ich ein gesetzter Mann geworden, brachte ich den Director gesprächsweise auf jenes Ereigniß und er erzählte sehr lebhaft: eines Tages habe ihm jemand angeblich einen Dukaten eingehändigt. Nachdem er aber wol zehn Papierhüllen mühsam abgezogen, habe er nur ein Viergroschenstück gefunden. — Der jemand war ich, aus zureichenden, oder vielmehr unzureichenden Gründen!

In Freiberg erhielten wir die schriftliche Erlaubniß ein Bergwerk zu besehen, in welcher viermal gesagt war: Seine Hochwohlgeboren der Herr von —, sowie auch Herr Conring können einfahren. Dieser, ein Ostfriese und reicher als seine Reisegefährten, ward nunmehr doch gehänselt, daß es ihm zur Ehre gereiche, wenn er mit Hochadelichen reise und diese so herablassend wären, ihm Geld abzuleihen. — Auf der Rückreise an einer Brücke angelangt, fragte eine Frau nach unsern Namen. Als wir scherzweise, ich weiß nicht welche curiose angaben, sagte sie: „Mit diesen Namen kann ich nichts anfangen; ich soll daraus abnehmen, ob Sie Juden sind und Judenzoll zahlen müssen, solche Namen habe ich aber nie gehört.“ Auf unsere Antwort: wir seien bereit, uns jeder weitern Untersuchung zu unterwerfen, ließ sie uns lachend laufen.

Zwei Universitätsjahre waren verflossen und zum Beweise, daß ich über andere Studien meine juristischen Pflichten nicht versäumt hatte, wollte ich mich Ostern 1800 in Berlin zum Auscultator oder Referendarius examiniren lassen, und dann nochmals die Universität beziehen. Auf vorläufige Anfrage erhielt ich aber höflichst den ganz richtigen Bescheid, die Examinatoren wären nicht berufen, derlei Generalproben abzuhalten. Und so ging es dann zu weitern Studien nach Göttingen.

IV. Göttingen. Der Student.

Göttingen iſt kleiner, aber heiterer wie Halle. Von den mit großen Bäumen beſetzten Wällen hat man ſchöne Ausſichten nach allen Seiten über Gärten, fruchtbare Aecker und Wieſen, bis zu fernen Anhöhen. Der damals noch kahle Hainberg iſt ſeitdem löblich angebaut. Die Papiermühle, die Pleſſe, die Gleichen u. ſ. w. wurden fleißig beſucht; auch der Hanſtein und Kaſſel ließen ſich erreichen.

Weſentlich verſchieden von Halle erſchien mir in vieler Beziehung die Univerſität. Profeſſoren wie Reinhold Forſter und Matthias Sprengel waren nicht vorhanden, und wenn Göttingen bedeutende Männer verloren hatte (z. B. Pütter, Lichtenberg, Käſtner), fehlte es doch nicht an ausgezeichneten Lehrern, wie Waldeck, Hugo, Beckmann, Heyne, Heeren u. a. Da ich meine Berufsſtudien größtentheils in Halle beendigt hatte, gab mir vorzugsweiſe die Bibliothek erfreuliche Gelegenheit zu weiterer Ausbildung. Die ganze Haltung der Profeſſoren und Studenten war eleganter, vornehmer, ariſtokratiſcher wie in Halle; wenn ſich aber dort weniger Roheit zeigte und die Vorleſungen pünktlicher beſucht wurden, ſo war darüber hinaus auch weniger Begeiſterung für die Wiſſenſchaft. In Halle ſtanden die Liederlichen den in höherem Sinne Tüchtigen ſchroff gegenüber; in Göttingen verſchwamm

alles mehr zu einem gemeſſenern Benehmen und einer kühlern Gleichgültigkeit.

Mein Vater, der den Profeſſor der Chirurgie Richter kannte, hatte ihn gebeten, für mich eine Wohnung zu miethen. Er übertrug dies ſeinem Lazarethdiener, und dieſer wählte eine Stube in dem kleinſten Hauſe der Stadt, ein Stockwerk hoch, zwei Fenſter breit, bewohnt von einem alten Manne, einer alten Frau und unzähligen Hunden, welche einen unerträglichen Geſtank verbreiteten. Der Beſchluß, ſobald als möglich auszuziehen, koſtete Geld, und obgleich mein großmüthiger Vater mir jährlich hundert Thaler mehr bewilligte als in Halle, war ich doch auf derlei Extraordinaria nicht gefaßt. Richter empfing mich wie ein großer Herr einen Untergebenen, und ſagte mir: „Sie können Sonntags, um die Zeit, wenn die Studenten Cour machen, mich auch beſuchen.“ Ich dankte für die außerordentliche Wohnung, die er mir verſchafft, würde ihm aber nie wieder zur Laſt fallen. — Jenes Courmachen, geputzt und in Schuh und Strümpfen, war einem halliſchen Studenten ein Greuel. Kühn ſetzte ich mich bei andern Profeſſoren über dieſe Etikette hinweg, und fand bald viele Nachfolger.

Bei Beckmann hörte ich mit Nutzen Landwirthſchaft und Technologie, bei Leiſt (der ſich auf dem Katheder zerarbeitete) Staatsrecht, bei Waldeck zum zweiten male Pandekten. Der ſcheinbar ſehr gegründeten Beſorgniß halber, ich würde bald an der Schwindſucht ſterben, hielt ich mich für entſchuldigt, wenn ich die mir zugemeſſene kurze Zeit nicht vorzugsweiſe auf Brotſtudien verwendete.

Schlözer las über nordamerikaniſche Geſchichte und rühmte ſeine dafür gemachten außerordentlichen Studien, bis ich entdeckte, daß ſeine ganze Weisheit einem kleinen engliſchen Almanach entnommen war. Da ich Staatengeſchichte bei Spren-

gel gehört hatte, nahm ich sie nicht wieder bei Heeren an, habe aber aus dessen Werken sehr viel gelernt.

Beim Botaniker Hofmann setzte ich meine Studien eifrig fort; ihm lag aber das Geigen der neuesten Musik mehr am Herzen als seine Wissenschaft. Deshalb verstieg ich mich bei Schrader bis zur Kryptogamie, und ward Mitglied einer physikalischen Gesellschaft. Als ich aber Schrader erzählte: ich hätte auf einer Auction eine prächtige Ausgabe des Ariost billig gekauft, und er fragte: wer ist Ariost? erschrak ich über diesen Mangel allgemeiner Bildung.

Mit meinem Freunde Sotzmann las ich Ariost, Milton, Spenser's „Feenkönigin" und andere schönwissenschaftliche Werke mit Nutzen und Vergnügen. Weil aber die gefürchtete Schwindsucht ausblieb, mußte ich doch gleichzeitig anderer ernster Studien gedenken. — Zu meinen nähern Bekannten gehörte der gescheidte, wenngleich nicht energische Redtel; und auch Adam Müller sah ich öfter, damals ein eifriger Schüler von Gentz, und von einem bedeutenden, jedoch zur Sophistik sich hinneigenden Talente. In Göttingen hielt er ein Kartoffelfeld für eine Anlage von Kienbäumen; in Berlin verschloß er am hellen Tage die Laden und steckte Licht an, weil dies poetischer und vornehmer sei: überall suchte er (ohne Geld) den reichen Engländer vorzustellen, diese und andere Eitelkeiten führten zu sehr lustigen Anekdoten, die indeß unerzählt bleiben müssen.

Wichtig und folgenreich für mich ward die Bekanntschaft mit Musikdirector Forkel, dem Verfasser einer Geschichte der Musik und vielleicht dem vollkommensten Klavierspieler. Ich hatte bereits viel Musik theoretisch und praktisch getrieben, kannte aber Sebastian Bach gar nicht. „Ich will Ihnen", sagte Forkel, „die Inventionen, das Leichteste mitgeben, was er für Anfänger geschrieben hat." Diese Hinweisung zum ersten Anfange schien mir etwas despectirlich, und es dauerte einige

Zeit, ehe ich wieder zu Forkel ging. Er empfing mich mit den Worten: „Es freut mich, daß ich Sie so lange nicht gesehen habe, und daß Sie so spät wieder zu mir kommen.“ — „Weshalb?“ — „Ich dachte: bringt er die Inventionen mit einer höflichen Redensart bald zurück, so wird nichts aus ihm; bleibt er weg, so kann er sie nicht herausbringen, aber Eifer und Einsicht steigen und man kann Gutes von ihm hoffen.“ — Buchstäblich war es mir so ergangen, und diesem Anstoße, sowie Forkel's Beispiel und weitern Lehren verdanke ich lebenslang die edelsten musikalischen Genüsse. Selbst meine Mutter, der vierstimmige Fugen von Bach anfangs Kopfweh verursachten, hörte sich allmählich hinein und lernte sogar einige Inventionen.

Forkel's Winterconcerte waren interessant und gut geleitet, aber auch hier zeigte sich der Unterschied zwischen Halle und Göttingen. Dort wäre kein Mädchen mit einem Studenten ins Concert gegangen; hier galt es für eine Art löblicher Auszeichnung, und ich ward z. B. von einem Professor gebeten, seine Töchter hinzuführen. Hiezu wirkte freilich auch Forkel's Einrichtung, wonach der Student für sein Abonnementbillet auch eine Dame umsonst mitbringen durfte. Ebenso scharfsinnig abweichend von allem sonstigen Gebrauch, war die Stellung der Stühle. Diese waren nicht, wie sonst gewöhnlich, gegen das Orchester gerichtet, sondern standen in einem gegen den Eingang geöffneten Halbkreis. Der Student führte nunmehr seine Dame in diesen Halbkreis, bis zu dem für sie bestimmten Stuhl, und kehrte dann durch den Eingang zurück und begab sich außen umher bis hinter den Stuhl seiner Dame. „Wozu das alles?“ fragte ich Forkel, und er antwortete: „Jede Dame will einen Courmacher haben, aber nicht den Schein, als wolle sie mit ihm sprechen. Jetzt heißt es, sie dreht den Hals um nach dem Orchester, in Wahrheit aber

nach ihrem pünktlich sich einstellenden Führer. So sind alle zufrieden, abonniren, kommen und zahlen."

Bisweilen ritt ich mit Forkel spazieren; er nie anders als Schritt vor Schritt. Wenn ich dann ihn verlassend in gestrecktem Galop vorwärts und wieder zu ihm zurückritt, fragte er: „Sind Sie nun weiter gekommen wie ich?" Meiner nahe liegenden Entgegnung fügte ich die Frage hinzu: „Aber was haben Sie denn unter der Zeit gemacht?" — „Klavier gespielt." — „Klavier gespielt? Wie das?" — Hierauf zog er ein Griffbret von c, cis, bis g aus der Tasche, dessen Klaves zugleich dem Finger- und Federndruck unterlagen. „In dieser Weise", fügte Forkel hinzu, „thue ich vieles zu gleicher Zeit: ich mache mir reitend eine gesunde Bewegung, erfreue mich an der Natur, beobachte das Wetter, und übe mich bald mit dieser, bald mit jener Hand."

Den Anfang des neuen Jahrhunderts feierte ich bei Forkel, wo unter anderem, Verstecktes nach der Musik gesucht ward; ein Spiel, sehr unterhaltend, besonders wenn der Spieler geschickt zu phantasiren versteht. Um Mitternacht war ein' unglaublicher Lärm: schreien, singen, schießen, Kanonenschläge, Raketen, Uebertretung vieler Polizeivorschriften, was aber, in einem erst nach hundert Jahren wiederkehrenden Falle, mit Nachsicht gerügt wurde.

Beim Instrumentenmacher Krämer war Forkel täglich zu finden und viel ward musicirt. Sparsamkeit und ein (allmählich zu tilgender) Vorschuß meiner Tante Gerlach setzte mich in den Stand, ein damals sehr ausgezeichnetes Instrument zu kaufen. Oefter setzte ich mich mit einem zweiten Spieler an zwei ineinandergeschobene Flügelfortepiano. Der eine fing an zu phantasiren, und wenn er innehielt, mußte der zweite fortfahren, was bei vielen (oft vorsätzlich gesuchten) Ausweichungen nicht ohne Schwierigkeit war, aber Aufmerksamkeit und Gehör stärkte.

Fräulein Krämer (die auch Goethe erwähnt) war eine ausgezeichnete Sängerin; daß ſie mir aber (höchſt unerwartet) große Gunſt zuwendete, verurſachte mir viele Sorge, weil Theilnahme und Vernunft in Widerſtreit geriethen. Bei den obwaltenden Verhältniſſen war es indeß ſo natürlich als nothwendig, daß die letzte obſiegte.

Mehr Einfluß hatte auf Achim von Arnim ſeine Zuneigung zur —. — Sie fand, daß ſeine phyſiſchen und chemiſchen Studien einen zu unangenehmen Einfluß auf ſeine Atmoſphäre hatten. Deshalb warf er alle bisherigen Beſchäftigungen zur Seite, erneute ſeine Garderobe, verſorgte ſich mit wohlriechenden Eſſenzen und ſchrieb „Holly's Liebeleben".

Eine höchſt muntere, anziehende Erſcheinung war Fritzchen Heyne, des würdigen Mannes jüngſte Tochter, welche meinem Fenſter gerade gegenüberwohnte. Als ich ſie nach 53 Jahren wiederſah, hatte der Zahn der Zeit uns beide ſehr verändert.

Studenten aus Halle, die uns beſuchten, wurden umher, insbeſondere zur Pleſſe geführt. Hier, an einem der ſchönſten Punkte gelagert, ward geſungen: „Wir liegen auf Roſen mit Veilchen bekränzt!" Plötzlich aber ergab ſich, daß dies nur eine poetiſche Fiction war, und der eine Hallenſer eine ganz andere Lagerſtelle erwählt hatte. Glücklicherweiſe hatte er vorher den Rock ausgezogen, mußte aber die Weſte wegwerfen. Zornig rief er aus: „Wenn ich den Kerl hätte, der das gethan, ich wollte ihn hundemäßig prügeln!" — Wir bewieſen ihm jedoch, daß eine ſolche Beſtrafung ſich nach keiner Geſetzgebung rechtfertigen laſſe.

Eine Fußreiſe nach Kaſſel erweiterte unſere Land- und Kunſtkenntniß und ebenſo die Rückreiſe über den Harz von Göttingen nach Deſſau.

V. Deſſau. Der Landwirth.

Die Univerſitätszeit war zu Ende, und wenn ich gut vorbereitet vom Gymnaſium abging, ſo darf ich behaupten, daß ich die ſeitdem verfloſſenen Jahre mit Fleiß und Verſtand zu mannichfacher weiterer Bildung benutzt hatte. Weil aber damals das Domänenweſen für den Hauptzweig der Verwaltung galt, ſo ward geſagt: da mein Vater ein ausgezeichneter Landwirth ſei, müſſe ich die höchſt günſtige Gelegenheit benutzen und von Oſtern bis Michaelis 1801 die Landwirthſchaft erlernen. Meine Beſorgniß: ich würde mittlerweile meine juriſtiſche Weisheit vergeſſen, ward nicht weiter berückſichtigt, und ich ließ mir ein Leben gefallen, was durchaus das Gegentheil von einem Bücher- und Bibliotheksleben war. Dies Landleben iſt (gleichwie Mathematik und Botanik) ſpäter großentheils in den Hintergrund getreten; doch war es eine Auffriſchung, ich machte mehrere Jahre hindurch vom Erlernten nützlichen Gebrauch und ward mit Richtungen und Thätigkeiten bekannt, für welche mir wol ſonſt der Sinn nicht aufgegangen wäre.

Wie alles, was ich jemals ergriff, betrieb ich die Landwirthſchaft mit Eifer, ritt oft nach Wörlitz, wo mich der kenntnißreiche Amtmann Herr Kipp mit großer Freundſchaft aufnahm und belehrte. Mein Vater äußerte die Vermuthung:

ich würde mich zu einem ſehr frühen Morgenritt nicht gehörig einfinden. Als ich mich ſelbſtgefällig noch vor der anberaumten Zeit vorſtellte, ſagte er: „Wer zu früh kommt iſt ebenſo unpünktlich, als wer zu ſpät kommt; beide vergeuden ihre Zeit.“ Unter Leitung meines Vaters beſah ich die deſſauer Aemter, wohnte Uebergaben bei und lernte mit eigenthümlichen Menſchen, bis zu Bauern und Hirten hinab, heiter verkehren. Doch fehlte es auch nicht an gebildeten Männern anderer Art. Die Söhne des (orthodoxen und von Hamann gerühmten) Superintendenten de Marees waren ausgezeichnet als Schulmänner, Prediger und Geſchäftsleute. Der Kriegsſchriftſteller von Behrenhorſt, ein ungemein geiſtreicher und origineller Mann, würdigte mich ſeines genauern Umgangs, — anderer, ſowie des geſelligen heitern Verkehrs nicht zu gedenken. Der treffliche Fürſt Leopold Friedrich Franz holte mich ſehr oft ab, um mit ihm ſpazieren zu fahren. So erfreute ich mich mannichfaltiger Anregungen und Belehrungen, und der nochmalige Aufenthalt im väterlichen Hauſe war, nach ſo vieljähriger Trennung, ein groſſes und ſeltenes Glück.

VI. Berlin. Der Referendarius.

Aus meinem Gedächtniß habe ich allerhand niedergeschrieben, was ernsten Beurtheilern erscheinen muß als nicht des Niederschreibens werth. Ich fürchte aber, es dürfte noch langweiliger sein, wenn ich erzählte, wie viele Bücher ich gelesen, warum ich diese oder jene Vorlesung gehört oder nicht gehört, mit welchen Studenten ich umgegangen, welche Fugen und Phantasien ich eingelernt u. s. w. Das alles trat zurück vor dem Beschlusse, nunmehr ein ernster Geschäftsmann zu werden, und vor der unvermeidlichen Nothwendigkeit sich examiniren zu lassen.

In Berlin fand ich den schon bezeichneten Kreis von Verwandten und Bekannten wieder, die mich mit alter, nicht genug zu rühmender Freundlichkeit aufnahmen. Meine durchs ganze Leben fortdauernde Neigung, am liebsten mit Personen umzugehen, die mir überlegen sind, fand hier große Befriedigung.

Mein Onkel Gerlach war Präsident der Kriegs- und Domänenkammer und der Kammerjustizdeputation, bei welcher ich um Anstellung einkam. Außer einer mündlichen Prüfung über Rechtskunde und sogenannte Kameralien, sollte ich nach mir vorgelegten Acten eine juristische Proberelation einreichen. Um zu lernen, wie ein solches Wesen beschaffen sein müsse,

ließ mir mein Onkel einen Band der Relationen des Kriegsraths Könen zustellen. Ich konnte aber keine Zeile lesen, und ebenso mislang der zweite Versuch mit den Relationen des Kriegsraths Heinsius. So auf mich selbst angewiesen, suchte ich die Thatsachen in möglichster Kürze und Klarheit zusammenzustellen, und ebenso bestimmt das Urtheil aus den passendsten Gesetzstellen zu rechtfertigen. Es offenbarte sich in dieser ersten Arbeit schon die, von mir immermehr ausgebildete und festgehaltene Methode und Richtung; aber mein Onkel (sonst ihr ebenfalls hold) sagte: in einer Proberelation muß man ein Uebriges thun, abweichende aber mögliche Ansichten berühren, erweisen, daß gewisse andere Gesetzstellen nicht zur Anwendung kommen und eine Gelehrsamkeit entwickeln, welche aus fleißigen Universitätsstudien hervorgeht. Alle diese Weisungen wurden befolgt und insbesondere, nach einem Ausdruck der medicinischen Doctoranden in Halle, die gewünschte Literatur darunter gemacht. So fand die Arbeit Beifall, und auch das mündliche Examen ging glücklich vorüber. Vereidet ward ich den 8. Dec. 1801.

Der erste juristische Examinator, Geheimrath K—, nannte mich herablassend und zur Ermunterung Herr College, besaß aber in der That nur sehr oberflächliche Kenntnisse und war außerordentlich faul. Kriegsrath Meinhardt war dagegen ein sehr geübter Domänenrath, bei dem mir meine in Dessau gewonnenen Kenntnisse sehr zu statten kamen. Herr Kriegsrath W—r glaubte mich mit einer raschen Frage in Verlegenheit zu setzen: „Was ist Baratthandel?" Hier half mir meine Kenntniß des Italienischen. Dieser Examinator galt für einen wissenschaftlich gebildeten Kriegsrath, war aber in der That beschränkten Geistes. In einer gedruckten Schrift hatte er z. B. vorgeschlagen: wüste Ländereien mit doppelter Grundsteuer zu belegen, damit sie deshalb eiligst bebaut würden. Wir hänselten ihn (versteht sich erst nach der Anstellung), daß der türkische und russische Kaiser in Streit gerathen wären, weil

jeder Herrn W. als Finanzminiſter anſtellen wolle. Beide nämlich hätten Ueberfluß an wüſten Ländereien und freuten ſich, ſie bald durch ihn in Cultur und höchſt einträglich zu ſehen.

Meine erſte Relation in der ſogenannten Kammerjuſtizdeputation betraf den Fall, daß Bauern, welche dem Verbote zuwider Getreide ausführen wollten, vom Amtmann Alex daran gehindert wurden. Statt zu gehorchen, nahmen ſie ihn in ihre Mitte, tanzten um ihn herum und richteten an ihn ſehr anſtößige Worte. „Herr Referendarius“ ſagte mein Oheim, „Sie dürfen hier nicht angeblichen Anſtands willen etwas verſchweigen, ſondern müſſen die volle Wahrheit, die eigenen Worte, ipsissima verba anführen.“ Und ſo geſchah es; — welches Verfahren ſpäter bisweilen in meinen geſchichtlichen Werken ſelbſt da iſt getadelt worden, wo es ſchlechterdings nothwendig und entſcheidend war.

Meine Verwandtſchaft mit dem Präſidenten hatte zunächſt die gute Folge, daß man mich nicht bummeln ließ (auscultator heißt nämlich nach Kirschii cornu copiae ein Bummelfuß), ſondern tüchtig beſchäftigte, und es ward mir Pflicht und eine Ehrenſache, mich dieſes Vertrauens würdig zu beweiſen. Einſt rief mich der Kammerdirecter Grothe (ein tüchtiger Geſchäftsmann) herbei und ſagte: „Dieſe Expedition des Kammerſecretärs S. iſt ganz unvollſtändig und ungenügend; machen Sie ſie vollſtändig und brauchbar.“ — Sie faßte zwiſchen fünf und ſechs Bogen! Mit größter Anſtrengung ſuchte ich Worte und Silben zu ſparen und doch dem Auftrage zu genügen. Als ich meine Expedition, die nur einen Bogen betrug, dem Kammerdirecter überreichte, drehte er ſie zwiſchen zwei Fingern hin und her und ſagte kopfſchüttelnd: „Iſt dies alles?“ Ich antwortete: „Ja, Herr Kammerdirector!“ und hatte die Genugthuung, daß er unterſchrieb ohne ein Wort zu ändern oder hinzuzuſetzen. Nur meinem Oheim erſchien das, analogiſch

wie Entwässerung, gebildete Wort Entsandung zu kühn, und er schrieb Wegschaffung des Sandes.

Ueberall hielten damals die Vorgesetzten auf gutes, reines Deutsch und duldeten keine fremden Worte; ein höchst löbliches Verfahren, während in unseren Tagen der bunteste Mischmasch selbst in Gesetzen ohne Scham aufgetischt wird.

Die Referendarien waren sehr verschieden in Hinsicht auf Kenntnisse und Fleiß. In einer Zurechtweisung hatte der Kammerdirector Grothe alle so richtig und vollständig eingetheilt und charakterisirt, daß jeder seine Stelle fand. Einige (hieß es z. B.) kommen früh und gehen früh wieder weg, andere erscheinen früh, gehen in der Mitte weg und kommen gegen den Schluß wieder u. s. w. Ich lernte bald in der Sitzung arbeiten, und gewann dadurch außerordentlich viel Zeit daß ich nie eine Sache in die Hand nahm ohne sie vollständig abzumachen, was zugleich Urtheil und Entschließung stärkte, während die meisten jede Nummer zehnmal ansahen, anlasen, wieder weglegten, sehr breit vortrugen und die Entscheidung vom Präsidium erwarteten.

Die Geschäfte wurden pünktlich, verständig, unparteiisch geführt und die Nothwenigkeit vieler Verbesserungen allmählich eingesehen. So erschien z. B. der scharfe Gegensatz zwischen Stadt und Land (wonach nur einzelne Handwerker sich hier niederlassen durften) von Jahr zu Jahr schwieriger und lästiger. Ebenso die Thorsperre, das endlose Visitiren, die unzähligen Zollstätten, der den Bauern ausschließlich aufgelegte Vorspann, das hemmende geschlossene Zunftwesen u. s. w. Es bedurfte aber eines gewaltigen Anstoßes, ehe man von dieser erwachsenden Einsicht zu kräftigem Handeln überging.

Eines Tages (um durch ein Beispiel an alte, jetzt fast vergessene Verhältnisse zu erinnern) erschien der Altmeister der Maurerinnung, um Auskunft über die Beschwerde eines Gesellen zu ertheilen. Man hatte diesem, als er sich um die

Meiſterſchaft bewarb, aufgegeben: er ſolle den Plan entwerfen zu einem Schloſſe, worin drei fürſtliche Familien wohnen könnten, ohne ſich in die Quere zu kommen; und zwar ſolle dies Schloß auf einem Fünfeck erbaut werden. Der Altmeiſter konnte die Chicane nicht leugnen, welche in der Aufgabe zu Tage lag, ſchlug aber mit der Hand auf ſeinen Bauch und rief: „Meine Herren, wir Meiſter haben nicht das liebe Brot!“ Da der Mann ungeheuer dick war, entſtand ein ungeheueres Gelächter, in welches er zuletzt einſtimmte.

Als die Kette einer im Seſſionszimmer ſtehenden Uhr mit Geräuſch riß, erzählte der Präſident, ſie ſei ein Geſchenk König Friedrich Wilhelm's I. Zugleich habe er der Kammer geſchrieben: die Räthe ſollten nicht nach Hauſe gehen, bevor alle Geſchäfte abgemacht wären und, ſofern dies auch den Nachmittag erfordere, ſich Eſſen aus der königlichen Küche holen laſſen. Als ſich aber ergab, daß dies zu einem regelmäßigen Freitiſch führte, ſchenkte der König jene Uhr mit der Weiſung: die Mitglieder der Kammer ſollten um zwölf Uhr fortgehen, zu Haus eſſen und dann wiederkommen.

Neben meinen Amtsgeſchäften gingen Privatſtudien her, die ſich um ſo mehr zur Geſchichte wandten, da mein Oheim Gerlach ein Freund und Kenner derſelben war und eine ſchöne hiſtoriſche Bibliothek beſaß.

Auch für geſellige Vergnügungen blieb noch Zeit. Als revolutionär aber galt es damals, daß der Kriegsrath von Schütz (Lakrimas) und ich die erſten waren, welche die Zöpfe abſchnitten und ſtatt kurzer lange Beinkleider trugen, über welche jedoch die Stiefeln gezogen wurden. Als der vorſichtige Präſident dieſem letzten Beiſpiele folgte, gingen die Empörer noch einen Schritt weiter und zogen die Beinkleider über die Stiefeln; — und dabei iſt es ſeitdem zu großer Bequemlichkeit geblieben.

Meine Tante Gerlach hielt es durchaus für nothwendig,

daß ein junger gebildeter Mann Karte ſpiele und in Geſellſchaften nach Anweiſung des Wirthes und der Wirthin eine Partie übernehme. Ich widerſtand hartnäckig, habe nie eine Karte angerührt und dadurch ſehr viel Zeit, — wahrſcheinlich auch Geld erſpart.

Sehr großen Einfluß auf meine Bildung hatten (außer den bereits erwähnten Verwandten) die Familie Stubenrauch, Fräulein Adelheid von Gerlach (nachmals Frau von Baſſewitz), Fräulein Minna Dörffer u. a. Es wäre nicht unintereſſant, von allen, ſowie von der gleichfalls befreundeten Familie Heim Charakteriſtiken zu entwerfen und aus einem reichen Briefwechſel Stellen hier aufzunehmen. Da ich aber eine gründliche Abneigung hege wider alle Klatſchereien, oder gegen alle Mittheilungen, welche Klatſchereien herbeiführen können; da die zarten Verhältniſſe zwiſchen Männern, edeln Frauen und Mädchen am beſten ganz unerörtert bleiben, ſo wiederhole ich nur, daß meine Natur durch jenen Umgang weſentlich erzogen und geſänftigt ward. Andererſeits aber entſtand für mich die Gefahr, verhätſchelt zu werden, in Gefühlen zu ſchwelgen und darüber kräftiges Wollen und Handeln in den Hintergrund zu ſtellen. Sowie das landwirthſchaftliche Intermezzo in Deſſau für mich ein Glück war, ſo die Aufforderung meines trefflichen Freundes von Baſſewitz, ihn als Referendarius nach dem Eichsfelde zu begleiten und unter ſeiner Führung ein ganz anderes Leben zu beginnen!

VII. Heiligenstadt. Der Referendarius und Assessor.

Die Schicksale des uneinigen Deutschland, die Schmach der rastadter Verhandlungen, der gemeine Eigennutz kurzsichtiger Politik hatte mich zeither aufs tiefste ergriffen. Daher erschien mir die Besitznahme der sogenannten Entschädigungslande, selbst vom preußischen Standpunkte, keineswegs in rein erfreulichem Lichte, und diese Stimmung offenbarte sich in vielen damals geschriebenen Briefen. So heißt es in einem vom 1. August 1802 aus Rosla: „Ich sehe aus einem Fenster den herrlichen Kyffhäuser Friedrich's I. mit seinen Ruinen so blau über den Häusern und den dunkeln Eichen hervorragen, — als winkte mir ein alter, alter Greis aus ferner Zeit; als wollte er mir mit ernstem Blick die rastlos eilende Zeit und das Beharrliche in ihr zugleich darstellen, als wollte er mir aus seiner ruhigen Höhe den ruhigen Blick in die Welt und in mein Selbst so bildlich schön lehren. Auf dem Berge wuchsen und fielen Bäume, um ihn grünten und welkten Saaten, — Menschen! Stumm und ernst sah er den Wechsel, er rettete sein Selbst und immer entstehen so neue Geschlechter. Was ist das Beharrliche, woran sich das bunte Spiel der Erscheinungen knüpft? Ist es nicht die ewig regsame und bewegliche Kraft, die alles gestaltet? Und die ebendeshalb ewig ist, weil sie in jedem

Augenblick dahin strebt und wirkt, das Beste, Höchste, Harmonischste zu sein — das ihr nur möglich ist!"

Während Herr von Bassewitz nach Nordhausen verausreiste und mein Gefährte und Gehilfe, Herr Kammersecretär Rücker, unbekümmert um seine Pflicht zum Kyffhäuser wanderte, blieb ich allein in Rosla zurück, und ward aus jenen Gefühlsstimmungen gewaltig herausgeworfen durch den Auftrag, für ein anrückendes Husarenregiment eiligst Ställe, Heu, Hafer, Stroh, Wohnungen u. s. w. herbeizuschaffen. Ich verstand von dem allem gar nichts; aber je ernster die Sorge, je dringender das Bedürfniß war, desto mehr ermannte ich mich und brachte (über meine eigene Erwartung) das Geschäft glücklich zu Stande.

Aber diese erste Probe überzeugte mich auch, daß von ruhigem Kammerdienste im Sessionssaale, unter den Augen und Flügeln des wohlwollenden Präsidii nicht mehr die Rede sei; sondern daß es plötzlich darauf ankomme, sich als Mann auf seine eigenen Füße zu stellen, vor ganz ungewöhnlichen Aufgaben nicht zu erschrecken und der neuen verwickelten Verhältnisse Herr zu werden.

Die Reichsstädte, wie sie sich in früherer Zeit entwickelt hatten, waren mir zeither ein Gegenstand hoher Achtung; mithin ihre Mediation ein schmerzlicher Ausgang. Der überraschte Magistrat von Nordhausen sandte indeß eine Botschaft an den preußischen General von W. und bezeigte sich willig, dem Könige von Preußen künftig unterthan zu sein. Hierauf rückten die Preußen ein. Eine unzählige Menge Volks aus der Stadt und der ganzen Umgegend drängte sich auf den Straßen, beim Verlesen des Besitznahmepatents, beim Anschlagen der Adler u. s. w. Das gemeine Volk, besonders Weiber und Mädchen freuten sich nur über die blauen Röcke mit rothen Aufklappen und über die Janitscharenmusik. Sie tanzten nach den Ecossaisen immer nebenher durch den tiefsten

Noth. Die Rathsherren und Behörden waren dagegen so überhöflich, daß man es kaum für aufrichtig halten konnte.

Die Stadtsoldaten mußten auf dem Rathhause zusammenkommen, wurden gemessen und aufgeschrieben. General W. diente ihnen mit freundlichen Redensarten von Kameraden, Brüdern u. dgl. Nach einigen Handgriffen glaubte er indeß, sein preußisches Uebergewicht müsse er zeigen und geltend machen. Er commandirte plötzlich: „Streckt das Gewehr!" Alle waren wie versteinert. Nur nach und nach fielen die Reihen auf die Knie und legten gebückten Hauptes die Gewehre nieder. — Dies machte auf mich einen entsetzlichen Eindruck; ich wußte vor Schrecken, Mitleid, Zorn nicht was ich thun oder lassen sollte!

Meine Pflicht gebot, zunächst das Kloster Gerode in Besitz zu nehmen, dessen Abt Prälat und erster Landstand des Eichsfeldes war. Er unterwarf sich mit seiner Mönchsgemeine der unvermeidlichen Nothwendigkeit. Ein Jahr zuvor kam ich zu Fuß mit einem Reisegefährten vor Gerode an. Wir setzten uns auf eine steinerne Bank, um mitgebrachtes Butterbrot und Wurst genügsam zu essen. Da sprengte ein geistlicher Ritter, vielleicht der Abt selbst, in Begleitung mehrerer Jagdhunde heran, welche sich in raschem Sprunge unserer Eßwaaren bemächtigten, und als Ersatz bekamen wir nur mit Mühe trockenes Brot. Jetzt erschien ich als wichtiger Commissar, erhielt ein sehr gutes Mittagbrot und noch besseren Wein.

Von Gerode führte mich mein Auftrag nach Giboldehausen, begleitet vom Lieutenant von Hülleshеim und einem Commando Husaren. Da einer von diesen den Leuten weisgemacht hatte, wir kämen um alle auszuprügeln, fand es anfangs Schwierigkeit, einen Boten und Wegweiser zu finden. Als dieser nicht allein sah, daß sein Rücken verschont blieb, sondern er auch von den Husaren zu trinken erhielt, benebelte er

sich vergestalt, daß er in großen Sätzen vor uns Reitern hersprang und sagte: da er uns von Gerode nach Giboldehausen geführt, müsse er nun der erste im Eichsfelde werden und ein großes Amt (wenigstens zu Fuß) erhalten. — Mädchen, die aus Angst vor uns ins Wasser liefen, wurden leicht beruhigt und von ältern Landleuten ausgelacht. Auf dem Amtshofe und in dem Amtshause von Giboldehausen war kein Mensch zu sehen, alles wie ausgestorben und verzaubert. Als ich deshalb ins zweite Stockwerk hinaufging, kam ein großer Hirsch die Treppe herab, dem ich (ungeachtet meiner hohen commissarischen Würde) gern den Vortritt ließ. Als ich später im Winter das Amt veranschlagen mußte, ergab sich, daß die ganze Beamtenfamilie die langen Abende hindurch im Finstern saß, weil es sich nicht lohne Licht anzustecken.

Beim Beamten in Lindau fiel mir eine gewaltige Narbe auf, die seine Backe entstellte. Der Herr Pastor erzählte mir, sie sei ihm von seiner Frau mit dem spitzen und beschlagenen Hacken ihres Pantoffels geschlagen worden.

Das Geschäft der Besitznahme ging überall ruhig und ohne irgendein merkwürdiges Ereigniß vorüber, nur zwei Worte des Patents störten den Ernst des königlichen Commissarius. Der Pater in Gerode las nämlich Corps, zu deutsch Korps, und der Beamte in Lindau statt souveräner, saufereiner Herzog u. s. w. Dem gegenüber ließe sich allerlei berichten über die Husarenansicht und Husarenbehandlung der Welt und der Menschen. Herr Oberst von F. erzählte mir: die Astronomie sei ganz verrückt geworden und müsse wieder ganz von vorn anfangen, ein gewisser Lalan oder Laban (Lalande?) habe dies selbst gesagt.

In Duderstadt lernte ich einige sehr brave und gescheidte Beamte kennen; auch waren sie die einzigen, welche keinen neuen Eid schwören wollten, bevor sie von dem frühern entbunden wären.

Duderstadt ist gewiß keine schöne Stadt; viel übler aber erging es uns anfangs in unserm künftigen Aufenthaltsort, dem sehr ärmlichen, großentheils von Wollspinnern bewohnten Heiligenstadt. Zwar ward ich, gleich andern, in das kurfürstliche Schloß (genannt Statthalterei) einquartiert; allein daselbst befand sich weder Tisch, noch Bank, noch Stuhl; kein Glas, keine Bouteille, kein Waschnapf, kein Teller. Ich mußte den ganzen Tag hungern, erhielt erst abends ganz spät ein Stück Brot und eine leere Bettstelle. — Zum Theil war dies Folge der Occupation, welche überraschen sollte, um das fremde Gut unverkürzt hinwegzunehmen, welches man aber im Schlosse nicht vorfand.

Noch größer als die leibliche war die geistige Bedrängniß, und kein Wunder, daß meine Sehnsucht nach erfreulichem, herzlichem Umgang täglich wuchs und meine nach Berlin geschriebenen Briefe meist elegischen Inhalts waren. Die unerschöpflich herandrängende Arbeit wies aber so gewaltig auf andere Pflichten und einen andern Boden, welchen zu betreten und zu beherrschen ich, um edler oder schwächlicher Gefühle willen, nicht länger zögern durfte. Freund Bassewitz war in dieser Beziehung mein Wegweiser.

An der Spitze der sogenannten Organisationscommission stand als ältester Rath der Kammergerichtsrath —. Es ist ganz unbegreiflich, wie die Wahl auf einen solchen Mann hatte fallen können. Er war taktlos überall, ein unbrauchbarer Geschäftsmann, von einer unglaublichen Feigheit und Unwissenheit, die bis zu Schlechtigkeiten hinabführte. Wir jungen Leute übersahen ihn bald, hänselten ihn zur Gemüthsergötzung und bereiteten ihm unzählige geschäftliche Fragen und Schwierigkeiten, die er nie zu lösen und zu beseitigen wußte. Mit Recht suchte Herr von Bassewitz seines Mitcommissarius Ansehen und Würde aufrecht zu halten. Als aber (um wenigstens ein Beispiel anzuführen) ein von Herrn —. mitunterschriebener

Lieferungsvertrag nicht den unbedingten Beifall des Ministers Schulenburg erhielt, kratzte jenes juristische Haupt der Commission seinen Namen aus, um von etwaiger Verantwortlichkeit frei zu werden. Seitdem war alle Achtung vor ihm verschwunden. Eines Tags corrigirte er in eine von mir angegebene Verfügung, einen groben Sprachfehler hinein. Ich schrieb daneben: der Urheber desselben möge sich nennen. Zwei Commissarien erklärten ihre Nichttheilnahme, —. schwieg. Einige Zeit nachher erfuhr ich in Göttingen, er habe im Dieterich'schen Buchladen Adelung's „Sprachlehre" gekauft. Von ihr belehrt kratzte er auch hier seine Verschlimmbesserung aus.

Der zweite Commissarius, der Kriegsrath von R., war ein seelensguter, lieber, wohlwollender Mann, der den ganzen Tag in Jamben und Streckversen sprechen konnte, aber sich vergebens quälte ein Sonett zusammenzudrechseln. Mit Ausnahme einiger Militäreinrichtungen waren ihm fast alle Geschäfte neu und fremd, und frei von Anmaßung suchte er sich zu unterrichten.

Die Seele und das Triebrad der ganzen Commission war der Kriegsrath von Bassewitz. Unermüdlich thätig, von der größten Rechtlichkeit, neben würdigem Ernste die größte Milde, liebenswürdig im edelsten Sinne des Worts, geliebt und geehrt von allen. — Frau von Bassewitz verband mit Schönheit der Jugend, Reife des Geistes und Tiefe des Gefühls; sie war die trefflichste Gattin und zugleich die theilnehmendste Freundin. Ein Trost für mich in der heiligenstädter Einsamkeit.

Abgesehen von dem Mangel höherer Bildung bei den katholischen Einwohnern, betrachteten uns anfangs die meisten als Ketzer, deren Umgang man soviel als möglich vermeiden müsse. Manchem Aberglauben und der Neigung zu verketzern gegenüber, zeigten sich aber einige der eingewanderten Protestanten anmaßlich und plump. Zum Besten des Ackerbau- und Forstfiscus hätten sie gern nicht mehr benutzte Kirchhöfe in Kar-

tesselfelder verwandelt und das Abschneiden junger Birken zum Palmsonntage verboten.

Das, was ich in Lob und Tadel über Klöster gehört und gelernt hatte, konnte ich im Eichsfelde durch Erfahrung berichtigen und erweitern; denn mir ward (für einen berliner Referendarius eine unerwartete Aufgabe) die Bereisung und Veranschlagung mehrerer Mönchs- und Nonnenklöster übertragen. Gewiß lehrreich, aber keineswegs rein erfreulich. Sehr richtig schrieb aber mein Vater: „Arbeite mit Lust und fühle dabei, daß man doch darum in der Welt ist, seinem Herrn und Nebenmenschen nützlich zu werden. Wir sollen uns anstrengen und sind keineswegs berufen mit unsern Geisteskräften blos zu tändeln."

Die Mönche und Nonnen stammten meist aus den niedern Ständen und betrachteten die Aufnahme in ein Kloster lediglich als eine äußere Versorgung. Ueber den gewöhnlichen Klosterdienst hinaus bekümmerte man sich nicht um die Wissenschaft, und ebenso wenig durfte man religiösen Tiefsinn erwarten. Alle neuern Werke, selbst über Kirchengeschichte, fehlten in den Klosterbibliotheken. Ein Mönch, der dem Aeußern nach an die gewöhnlichen Caricaturen seiner Standesgenossen erinnerte, war der einzige Gebildete, auch der neuern Sprachen Kundige; und doch deshalb nicht minder unterrichtet über die Verhältnisse seines Klosters und thätig für dessen Verwaltung. Zu meiner Verwunderung fand ich bei ihm das „Dekameron" des Boccaz, und er gestand, daß er dasselbe für ein Gebetbuch auf alle Tage der Woche habe ausgeben müssen. Es machte mir große Freude, daß ich diesem Manne (auch zur Bestreitung geistiger Bedürfnisse) später eine höhere Pension zu verschaffen Gelegenheit fand.

Der Propst eines Nonnenklosters hatte (fast unglaublich und doch wahr) eine bedeutende Summe für Wein in Ausgabe und ebenso viel in Einnahme gestellt. „Haben Sie",

fragte ich, „den Wein wieder verkauft?“ — „Keineswegs, wir haben ihn getrunken, also eingenommen.“ — Wie konnte da die Rechnung stimmen? — Sie stimmte auch niemals.

Der Propst des Nonnenklosters in Celle sagte: „Alles wolle er mir zeigen und öffnen, nur nicht diesen Schrank.“ — „Wenn Sie“, erwiderte ich, „mir dies nicht gesagt, hätte ich ihn wahrscheinlich gar nicht bemerkt; jetzt aber muß ich bitten, ihn zu öffnen.“ — „Dann müssen Sie mir versprechen, niemand zu sagen, was Sie gefunden haben.“ — „Ein solches Versprechen zu geben widerstreitet meiner Dienstpflicht.“ — Endlich kam ans Tageslicht, der Schrank enthalte Briefe wegen Uebersiedelung von Nonnen in andere Klöster, sofern sie etwa verunglückt waren. Jetzt versprach ich, diese Geheimnisse weder zu ergründen noch auszuplaudern.

Mit dem Propste und der Aebtissin aß ich an einem besondern Tisch im Refectorium; zu beiden Seiten saßen die Nonnen. Wenn diese in zu lautes Plaudern geriethen, griff der Propst an seine Mütze, schüttelte sie und rief „Brr!“ Allgemeine Stille, dann leises Säuseln, steigend bis zum Brausen des Windes oder der Fluten. — Auf meine Bemerkung: das Singen und Beten des Nachts in der Kirche müsse besonders während des Winters leicht für die Gesundheit schädlich werden, versicherte die Aebtissin, sie besäßen sehr warme Kleidung. Auf ihren Wink entfernten sich die Nonnen und kamen zurück bis über Kopf und Ohren in Schafpelze gehüllt, die Wolle auswärts gekehrt. — „Trefflich“, sagte ich, „gegen den Frost, aber nicht um sich zu bewegen.“ — „Dennoch“, erwiderte heiter die Aebtissin, „läßt sich darin tanzen.“ Und so geschah es: ich voran mit der Aebtissin und alle Nonnen paarweise die Ecossaise hinabhüpfend. Ein höchst komischer Anblick, — alles unbeschadet des sonstigen Ernstes und der guten Sitten.

Die Aufhebung der Mönchsklöster und die Besteuerung

der Nonnenklöster war eine harte, durch die Zeitumstände herbeigeführte Maßregel. Nicht unnatürlich weigerte sich der Pater Kellermeister in Gerode lange, den Schlüssel zum Weinkeller auszuliefern; auch hatte man, die drohende Gefahr richtig voraussehend, einen Theil der Vorräthe (d. h. ihres Eigenthums) heimlich hinweggebracht und zu retten versucht. Leider ward aber verrathen, wo der Wein versteckt war, und die Commissarien durften nicht Gnade für Recht ergehen lassen, oder mußten vielmehr das gebotene Unrecht zum Vollzug bringen. Hatte ich doch selbst, allzu gewissenhaft, so wenig Wein für mich zurückbehalten, daß ich während der Veranschlagung Wasser trinken mußte. Weil es an Absatz fehlte, war ich dagegen genöthigt, eine Unzahl von Truthühnern verzehren zu helfen, was mir diesen sonst preiswürdigen Vogel lange verleidete. — Ein Kuhjunge hatte Musikalien aus dem Klostervorrathe gestohlen und sollte dafür eingesperrt oder ausgeprügelt werden. Ich verurtheilte ihn dagegen, als einen Freund der Musik, zum Balgentreten, wobei er sich, da ich beim Orgelspielen viele Register zog, sehr anstrengen mußte.

Die Aebtissin von Teistungenburg hatte mir versichert: ihre Novizen wären tiefdurchdrungen von der Liebe zu Christus und ihrem heiligen Berufe. Nachdem aber die Besteuerung des Klosters eine Verschlechterung des Essens nach sich zog, eilten alle davon, was mir jene Aebtissin in der rührendsten Weise klagte.

Bei all diesen Geschäften konnte ich den schmerzlichen Gedanken nicht los werden, daß die Besitznahme dieser Lande durch Deutschlands Schwäche, fremden Uebermuth und heimischen Eigennutz herbeigeführt sei. Um so mehr erschien es mir als Pflicht, überall milde zu verfahren, Besserungen wirklich vorhandener Mängel möglichst vorzubereiten und neue Lasten und Leiden zu vermindern und zu erleichtern.

Nach langen sehr angestrengten Arbeiten bedurfte man

dringend einer Abwechselung und Erholung. Deshalb nahmen und gaben wir uns (mein Freund Sotzmann und ich) in einem Kloster feierlichen Urlaub auf acht Tage, wo wir vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit zwei Beschäftigungen abwechselten: erstens, Lesen der Lebensbeschreibungen des Plutarch, und zweitens, Spielen der Werke des Sebastian Bach. Wir geriethen dadurch in eine so erhöhte Stimmung, in solche Begeisterung, daß die durch Opium erweckte damit eine gewisse Aehnlichkeit haben mag. Nur war die unsere edleren Ursprungs und heilsam in ihren Folgen.

Die Apotheke in Heiligenstadt war abends oft der Versammlungsort für die zur Commission gehörigen jüngern Personen. Die Unterhaltung lebhaft genug, obwol selten sich in höhere Regionen erhebend. Allmählich fanden sich auch Bekanntschaften mit den Ureinwohnern. Besonders setzten zwei Familien die Gemüther der eingewanderten Jugend in Bewegung, nämlich: vier Schwestern Meilhaus und vier Schwestern Rolligs, alle wohlgebildet, einige schön, und insbesondere die Rolligs, zwar ohne literarische Bildung der preußischen Hauptstadt, aber doch voller Leben, Witz und Geist. Von Heirathen konnte nicht die Rede sein; desto fleißiger und eifriger ward der Hof gemacht. Bei einer scherzhaften Vertheilung der Mädchen ward mir, dem Kleinsten, die größte, eine schöne juneuische Gestalt, zugewiesen, womit ich indessen ganz zufrieden war.

Ein Hauptvergnügen im hohen Sommer gewährte der duderstädter Schützenhof. Ich gerieth indessen einigemal (des Weintrinkens ungewohnt) in Sorge über die große Zahl von Gesundheiten, die ich erwidern oder ausbringen sollte. Mit größter Vorsicht stieg ich nach Tisch einige Stufen hinan in den sehr hohen Rathswagen, um neben den vornehmsten Damen Platz zu nehmen und zum Schützenhof zu fahren; sorgfältig beobachtete ich hier Stricke und Pflöcke, die zum

Feſthalten der großen ſchönen Zelte auf der weiten Wieſe eingeſchlagen waren. Alles ging bei großer Heiterkeit glücklich vorüber, und von zwei Volksgerichten: Gurkenſalat mit Bratwurſt und Gurkenſalat mit Klüvekens (Schweinsklauen) zog ich das erſte vor. Gewiß aß und trank man in Duderſtadt beſſer, als in den Klöſtern.

Der Schützenhof dauerte drei Tage, — aber die Jugend wollte noch öfter tanzen. Auf meinen Vorſchlag ward mit Genehmigung des Oberſten von F. der für das Huſarenregiment beſtimmte Hafer auf dem Boden zur Seite geſchippt und ein Ball auf der gereinigten Stelle eröffnet. Am nächſten Morgen ſagte mir ein ſonſt ſehr verſtändiger Mann: ich hätte (was er noch nie geſehen) bewundernswerth koſackiſch getanzt. Ich hielt dies für verdienten, zurecht weiſenden Spott, — aber es war Ernſt!

Eines Tages beſchwerten ſich die Behörden, Herr von F. ſei ſehr grob geweſen, ich möchte die Sache vermitteln. Ich ging zu Herrn von F. und ſagte: „Sie ſind immer ſo freundlich und vertragen ſich ſo gut mit den Behörden, jetzt wird behauptet, Sie hätten das und das geſagt. Iſt es wahr?“ — „Ja!“ — „Wie kamen Sie zu dieſen verletzenden Aeußerungen?“ — „Ich war ſehr verdrießlich.“ — „Und weshalb?“ — „Ich hatte zu viel Klöße gefreſſen.“ — „Erlauben Sie, dies den Klagenden als Entſchuldigung mitzutheilen?“ — „Allerdings!“ — So ward Friede und Heiterkeit wiederhergeſtellt ohne Duell.

Sehr eigenthümlich waren die heiligenſtädter Bälle. Im ausgeweißten Tanzſaal oder Flur ſtanden Bänke die Wände entlang. Die Treppe führte bis weit in den Saal hinein und auf dem Ueberbau ſaßen die Muſici. An einem Stricke, der in der Mitte des Saales herabhing, waren kreuzweiſe Hölzer angebunden und Talglichter auf Tüllen befeſtigt. Außer den Honoratioren, die ein mäßiges Eintrittsgeld bezahlten, fanden

sich zahlreiche Zuschauer ein, welche für einen Groschen ihren Platz hinter einem schräg gezogenen Kreidestrich einnahmen und Gelegenheit hatten, alle gegenüber stattfindende Courmacherei genau zu beobachten. Jeder Herr hatte seine Weinbouteille unter die Bank gestellt und ein Glas darübergestülpt, aus welchem er abwechselnd mit seiner Dame trank. Alles in höchster Heiterkeit und Zufriedenheit.

Mehr Zeit als die geselligen Vergnügungen erforderte der ausgedehnte Briefwechsel, den ich mit Freunden und Freundinnen, insbesondere Wilhelmine Stubenrauch, führte. Er enthält verhältnißmäßig nur wenig Thatsächliches, Geschichtliches aus meinem heiligenstädter Leben; mehr literarische Berichte und Urtheile über berühmte Schriftsteller. Sehr umständlich handelt (jetzt den Mädchen wol kaum begreiflich) der Briefwechsel mit den Freundinnen über den nunmehr fast vergessenen „Woldemar" Jacobi's. Noch immer herrschen vor: Empfindungen, Sehnsucht, poetische Stimmungen, Klagen über Mangel an geist- und gefühlvollen Umgang u. s. w.

Ein Gegengewicht gegen wehmüthiges und sehnsüchtiges Schwebeln und Nebeln, gab außer der täglichen Arbeit das fleißige Lesen einer bedeutenden, allmählich aus Göttingen erhaltenen Anzahl von Büchern. Dichter, Philosophen und Geschichtschreiber hielt ich schon damals für verwandt und zueinander gehörig. Damit mich aber Briefeschreiben und Bücherlesen nicht zu unfruchtbarem Dilettantismus führe, schrieb mir mein Vater so herzlich wie verständig: „Ich glaube, daß dir guter Umgang fehlt, aber der arbeitende Mann bedarf ihn nicht so sehr als der eigentliche Müßiggänger. Ich gebe sehr gern zu, daß er angenehm ist und zum äußerlichen Fortkommen in der Welt sehr ausbildet; wogegen du einräumen wirst, daß arbeiten erst zum Mann, nämlich zum brauchbaren Mann macht, und wenn man hiebei einerseits seine Schwächen entdeckt, so wird man andererseits wiederum

gestärkt." — Aehnlichen Sinns war mein Onkel Gerlach. „Bei dem", so lauten seine Worte, „was du von der Ausbildung als Mensch anführst, möchte ich erinnern, daß die beste Ausbildung desselben durch Handeln in schwierigen Situationen bewirkt wird, und daß diese mir vorzüglich vor der Ausbildung durch Studiren scheint. Bei der letztern täuscht man sich leicht und glaubt sich eine Sinnesart oder eine Handlungsweise eigen gemacht zu haben, wenn man blos einen fremden Grundsatz seinem Gedächtniß eingeprägt hat. Das thätige Leben ist der beste Probirstein."

Dem zu genügen und eine feste Stellung in der Welt zu erlangen, mußte vor allem das sogenannte große Examen überstanden werden. Mit dem Kammersecretär Rücker und meinem Freunde Sotzmann begab ich mich deshalb nach Hildesheim, dem Sitze des Ministers von Schulenburg und der Examinatoren Geheimräthe Schultze und Sack. Unterwegs examinirten wir uns eifrigst die Kreuz und Quer, z. B. über die Unzahl der kaum zu behaltenden Stempelbefreiungen. Während Geheimrath Schultz examinirte, schlief Geheimrath Sack (der von einem Mittagsmahl kam) sehr ruhig, was meinen Muth fast bis zur Heiterkeit erhöhte. Alles ging glücklich vorüber und auch meine Probearbeiten fanden Beifall: die Veranschlagung und Aufhebung eines Klosters, und ein Gutachten über das in den Städten des untern Eichsfeldes einzuführende Steuersystem.

Mein Zeugniß lautete: „Der Referendarius von Kamptz hat in der heute (den 7. Juli 1803) mit ihm vorgenommenen Prüfung, in Beantwortung der aus der Theorie der Staatsverwaltung, sowol nach ihrem Umfange, als aus ihren einzelnen Theilen ihm vorgelegten Fragen, Bestimmtheit der Begriffe und richtige Beurtheilung, mit solider Kenntniß verbunden bewiesen, auch durch die mit allem Fleiß und deutlicher Darstellung ausgearbeiteten Probeschriften, sich als praktischer

Arbeiter von der Seite legitimirt, daß es kein Bedenken hat, der von Raumer werde einer Kriegs- und Domänenraths- oder Steuerrathsstelle wohl vorzustehen im Stande sein, worüber ihm hiermit das vorschriftsmäßige Qualificationsattest pflichtmäßig ertheilt wird."

Nach glücklich überstandenem Examen ging Rücker nach Pyrmont, um Jare zu spielen, ich mit Sotzmann nach Söder, um die Gemäldesammlung des Freiherrn von Brabeck zu sehen. Der Wirth des großen Gasthofs, an zu Fuß einwandernde Gäste gar nicht gewöhnt, sagte, es thue ihm leid, daß sein Haus bereits ganz besetzt sei; — eine offenbare Unwahrheit. Um den glücklichen Ausgang des Examens zu feiern, forderten wir eine Bouteille Champagner. Der Wirth sah uns sehr bedenklich an, holte sie jedoch und sagte (nach augenblicklicher Bezahlung): er habe nachgesehen und noch eine unbesetzte Stube gefunden. Als wir ihm scherzhaft den wahren Hergang vorhielten, leugnete er keck und versicherte uns seines unbedingten Zutrauens. — „Gut, so bereiten Sie zu morgen ein gutes Mittagsmahl für zwanzig Personen." — Neue Sorge; denn wenn wir uns vom Spaziergang in den Wald nicht freiwillig wieder eingefunden hätten, würde er uns nicht aufgefunden haben. Doch er ließ kochen, die hildesheimer Gäste trafen verabredetermaßen ein, — allgemeine Zufriedenheit!

Auf dem Rückwege besuchte ich meinen in Göttingen studirenden Bruder Karl. In einer heiteren Studentengesellschaft erschien plötzlich eine Deputation von Bauern aus dem von mir veranschlagten Rensbausen, die Erfüllung ihrer Wünsche durch mich erwartend. Diese politische Wichtigkeit dessen, der vor zwei Jahren selbst noch Student war, gab Gelegenheit zu mancherlei Scherz und Spott; — ganz ernsthaft aber erbeten sich einige Studenten, den eben erwähnten unwürdigen königlichen Commissarius Herrn — für sein Thun und Lassen auszuprügeln,

wenn man sich verbürge, die etwa daraus für sie entstehenden Kosten zu bezahlen.

In Heiligenstadt hatten wir das Glück, bald nacheinander zwei Minister zu sehen, den Grafen Schulenburg-Kehnert und Herrn von Angern. Jener hatte den Ruf eines bedeutenden Staatsmanns erkünstelt und erschlichen, verlor ihn aber ganz durch sein Benehmen nach der Schlacht bei Jena. Von seiner damaligen administrativen Weisheit aus vielen nur ein Beispiel. Auf dem ihm vorgelegten Etat standen 9000 Thaler Einnahme von den Forsten. „Wie groß", fragte der Minister, „sind diese Forsten?" — „40000 Morgen." — „Der Morgen muß einen Thaler einbringen; schreiben Sie also 40000 Thaler." — Die Entgegnung: daß jene 40000 Morgen nicht mit Holz bewachsen, sondern größtentheils kahler Boden seien, dessen Anbau viel Geld kosten werde, störte den Machthaber in keiner Weise; er bestand auf seiner Summe, während später nicht einmal 9000 Thaler einkamen.

Herr von Angern galt damals für einen guten Geschäftsmann, und ward angeblich deshalb zum Minister erhoben. — Ein von mir angefertigter Anschlag des Klosters Reifenstein ward ihm vorgelegt. Durch einen reitenden Boten ließ er sich vorher eine Tüte Erde holen, goß Essig darauf und sagte: „Es braust, also ist jener Anschlag viel zu niedrig." — „Aus jener Probe", entgegnete ich, „können Ew. Excellenz nicht entnehmen, daß die veranschlagten Getreidefelder keineswegs wagerecht und eben liegen, sondern am Abhange eines steilen Berges, und ebenso wenig ergibt sich daraus, daß der Boden mit Steinen bedeckt ist."

Eine von Angern entworfene, uns zur Nachachtung zugestellte Anweisung, die Wirthschaftskosten zu berechnen, war im höchsten Grade kleinlich, pedantisch und doch unzweckmäßig. Den Verbrauch des Fleisches z. B. hatte er bis auf ein Loth und in Summa einen Viertel Ochsen ausgeworfen. Unten

am Rande der Seite stand gründlich, lehrreich und in musterhaftem Deutsch geschrieben: „Note für die Herren Departementsräthe!! Ein Viertel Ochse ist zwar in der Wirklichkeit nicht zu mästen möglich, indessen muß das nöthige Mastkorn doch darauf ausgeworfen werden, da hier nur von Einschlachten zum Ackerbau die Rede ist, und zum Bedarf der übrigen Oekonomie und des Beamten mehr Vieh geschlachtet und daher die theilweise Berechnung zulässig wird!"

Die Frage, ob ich in Heiligenstadt bleiben oder nach Berlin zurückgehen solle, lag jetzt zur Entscheidung vor. Anfänglich erregte große Hoffnungen und Anerbietungen minderten sich fast von Posttag zu Posttag; doch blieb die Aussicht auf ein Gehalt von 400 Thalern, während Berlin kein Geld und auch keine günstige Aussicht auf Beförderung bot. Hierzu kam, daß es als Pflicht gegen meinen großmüthigen Vater erschien, baldmöglichst selbst eine sichere Einnahme zu erwerben und ihm die Last der Erziehung zu erleichtern. Andererseits lag die Unannehmlichkeit zu Tage, unter der Leitung der obengenannten Personen zu dienen, fast unbrauchbaren Leuten (die nichts von Land und Volk und Einrichtungen wußten) nachgesetzt zu werden, sich von allen frühern Freunden und Freundinnen vielleicht für immer zu trennen, geistig zu vertrocknen und zu verbauern. Die Wahl war schwer, aber fürs Leben entscheidend. Aeltern, Verwandte, Freunde stimmten nach allseitiger Berathung meinem Beschlusse bei, — nach Berlin zurückzukehren.

VIII. Berlin. 1804.

Die Rückkehr nach Berlin im Februar 1804 war jedenfalls für mich ein großes Glück: vor allem, weil ich wieder mit Männern in Verbindung kam, die mir überlegen waren; ja einzelne Frauen (wie meine Tante Marie und Wilhelmine Stubenrauch) standen in mancher Beziehung höher als ich.

Hinsichtlich der Geschäfte hatte ich große Uebung und Selbständigkeit gewonnen; was mir aber noch fehlte, oder woran ich mich gewöhnen mußte, war eine regelrechte, durch strenge Formen in bestimmter Bahn festgehaltene Verwaltung. Deshalb schrieb mir mein Onkel Raumer: „Du bist in Heiligenstadt gleichsam Adjutant eines Feldherrn gewesen und mußt nun hier malgré bon gré den kleinen Dienst einlernen und die Compagnie einexerciren lernen, d. h., so manches Mechanische und doch Nöthige in formalibus einüben."

Dies hatte keine große Schwierigkeit. Bald vertraute man mir wichtige Geschäfte, ja im September 1805 mit 1 Thlr. 8 gGr. Diäten das große Departement der Altmark; wodurch ich in den Stand gesetzt wurde, ohne väterliche Unterstützung zu leben. Eine andere Auszeichnung war es, daß mich der Minister von Voß zum Commissarius für die Dienstaufhebungen ernannte. Dies Geschäft ward damals mit großem Eifer, aber erst mit Erfolg betrieben, nachdem der

Präsident Gerlach eine Herabsetzung der Forderungen des Generaldirectoriums erstritten hatte. Unbekannt mit der Art des Verfahrens holte ich mir Rath bei dem Kriegsrath von B., dessen Geschicklichkeit in dieser Beziehung laut gerühmt ward. Ohne auf die Abschätzungs- und Berechnungsart viel einzugehen, sagte er: „Bestellen Sie die Bauern um vier Uhr morgens, sperren Sie dieselben in eine Stube ohne Tisch und Bänke ein, hungernd und dürstend bis zehn Uhr, fragen Sie dann, was jene geben wollen und rechnen Sie nun so lange, bis Ihr Facit mit diesen Anerbietungen stimmt. Mehr geben die Dienstpflichtigen niemals." Dies Recept erschien mir indeß so hart, daß ich davon nie Gebrauch gemacht, sondern in milderer Weise das Vertrauen der Bauern gewonnen habe.

Für eine andere sehr wichtige Aufgabe galt die Veranschlagung des Amtes Neuendorf in der Altmark, welche aber für mich keine Schwierigkeiten hatte, da ich schon im Eichsfelde darauf eingeübt war. Der Beamte K. war ein irregulärer Humorist. Er hatte damals in die Zeitung setzen lassen, sein Schwiegervater sei an der Hirnwuth verstorben, für welche grobe Unwahrheit er 50 Thaler Strafe bezahlen mußte. Noch mehr kostete ihm seine heimliche, endlich entdeckte Uhrstellerei. Morgens eine Stunde vorgerückt, abends eine Stunde zurückgeschoben, um dadurch rechtswidrig den Dienstpflichtigen zwei Stunden Arbeit aufzuhalsen.

Aufs höchste lobte er mich, oder vielmehr meinen Namen, im Vergleich mit dem meines Vorgängers, des Kriegsraths Carow. „Einst rief ich", fuhr er fort, „Carow, du Schwerenothsvieh; meinte aber meinen so benamseten Hund, nicht den Herrn Kriegsrath. Jetzt, da Sie hier sind und Raumer heißen, brauche ich (um Misverständnisse zu vermeiden) den armen Köter nicht abzusperren."

Mit dem mich begleitenden Calculator, welcher nie aus Berlin herausgekommen, trieb er Scherz mancherlei Art. So machte er ihm weis, es gebe in der Altmark Schweine mit Geweihen, Raupen, welche zwitscherten u. dgl. Sein Jäger habe sich in den Schwanz eines Fuchses verwickelt, sei so in dessen Höhle hineingezogen und fast geschunden worden. Die Seelen früher im Kloster Neuendorf gestorbener Nonnen gingen umher und thäten den Bewohnern vielen Schabernack an. Demgemäß fiel z. B. der Calculator in einen Wasserbehälter, der unter seinem Bette stand u. s. w.

Die Bereisung der altmärkischen Dörfer brachte mich mit vielen Bauern in Berührung: ich lernte ihre Ansichten, Neigungen, Wünsche kennen und gewann ihr Vertrauen. Während die meisten Dörfer kahl und langweilig erschienen, lag eins von den schönsten Bäumen beschattet und machte einen wahrhaft poetischen Eindruck. Ich erfuhr, daß es seit langer Zeit Gebrauch sei, bei der Taufe jedes Kindes einen Baum zu pflanzen und diesem zuzueignen. Die sorgfältigste Pflege stand damit in Verbindung und ging daraus hervor. Als ich später beantragte, diese Sitte zur Nachahmung zu empfehlen, sagten etliche eingeweihtere Theologen, es würde zur Herabsetzung des Sakraments der Taufe gereichen!

So sehr mich auch der königliche Dienst in Anspruch nahm und in vieler Hinsicht befriedigte, blieb doch (da es mir gelang rasch zu arbeiten) Muße zu andern Beschäftigungen. Platon, den Schleiermacher zugänglicher gemacht und angepriesen hatte, setzte mich in lebhafte Bewunderung; fast noch tiefer ergriff mich Spinoza's einfach erhabene Lehre, und wenn ich das Unpraktische des ersten oft einsah, und fühlte wo die Lücken und Mängel des zweiten lägen, so war doch meine Natur aller blos verneinenden Kritik so abgeneigt und durch die Verehrung großer Geister so beglückt, daß sie auch

in spätern Zeiten, trotz genauerer Forschung, immer vorgeherrscht hat.

Unbegreiflich, wie jetzt so viele Jünglinge vertrocknet aufkeimen, minderjährig schon blasirt sind, alles tadeln, an allem nergeln und nichts über sich Erhabenes, Verehrungswerthes anerkennen. Trotz aller Anmaßung, — welch elendes, unerquickliches Dasein!

Meine Verehrung trieb mich zu Johannes Müller, der mich mit bekanntem Wohlwollen empfing und ermuthigte. Gewiß fehlte ihm die Energie weltgestaltender Geister, und bisweilen erwartete er für seine Angelegenheiten eine höhere Fügung, wo persönliches Eingreifen und Entscheiden wol an der Zeit gewesen wäre. Er beherrschte wie ein König die unzähligen Thatsachen, welche ihm seine reichen Auszüge zum Ordnen und Gestalten darboten; während ihm für praktische Dinge, Entschlossenheit und Gewandtheit fehlten. Sein Gemüth war durchaus edel und menschenfreundlich; und wenn er in den letzten Jahren von bittern Vorwürfen viel leiden mußte, so hatte er sich andererseits eines Beifalls zu erfreuen, wie er jetzt keinem Geschichtschreiber mehr zu Theil wird.

Sehr fleißige Studien hatten meine geschichtlichen Kenntnisse bereits ansehnlich vermehrt, und mich von abgeleiteten Büchern zu den Urquellen hingewiesen. Otto von Freisingen begeisterte mich für Friedrich I., die „Gesta Dei per Francos" führten in die fremde, oft unverstandene Zeit der Kreuzzüge, und ich ließ mich nicht durch das schwere, scholastische Latein abschrecken, mich durch die Sentenzen Peter's des Lombarden durchzuarbeiten. — Als ich meinem Onkel Gerlach dies alles mittheilte, weissagte er, daß der königliche Dienst mir zu Studien solcher Art keine hinreichende Zeit lassen werde. Dieser wohlbegründete Widerspruch schreckte mich aber keineswegs zurück, sondern trieb mich vorwärts bis zu dem sehr kühnen Gedanken, — selbst Geschichte zu schreiben. Aber

welchen Gegenstand erwählen? welches Volk? welche Zeit? Ununterbrochen machte das Alterthum seine anziehende Kraft geltend; nicht minder merkwürdig und mit Unrecht vernachlässigt erschien mir das Mittelalter. Johannes Müller empfahl mir die Bearbeitung des 15. Jahrhunderts; ich hatte bei gleich viel (oder vielmehr gleich wenig) Kenntniß von den verschiedenen Perioden der deutschen Geschichte, Kopf und Herz aber bereits (wie durch Inspiration) den Hohenstaufen zugewandt.

Jeder tüchtige Mensch mußte aber, neben ferner liegenden Beschäftigungen, die damalige gefahrvolle Gegenwart ins Auge fassen, und so entstanden Gespräche, welche im ersten Bande meiner „Vermischten Schriften" wieder abgedruckt sind. Nach funfzig Jahren verwundere ich mich selbst, daß ich darin die erst in unsern Tagen durchgreifende, damals für unausführbar gehaltene und verdammte Lehre vom Werthe des freien Handels so muthig und gewandt durchgefochten habe.

Johannes Müller beförderte die Schrift zum Druck und schrieb mir unter anderem: „Es würde mir schwer sein, Ihnen auszudrücken, mit welchem Vergnügen ich Ihre Schrift gelesen und geprüft habe. Die Gespräche sind besonders vortrefflich, in der wahren sokratischen Art; Auseinandersetzung der am verderblichsten herrschenden Irrthümer; mit unwiderstehlicher Ueberzeugung, voll Verstand und Kraft. Ich bitte Sie recht sehr um Bekanntmachung derselben; sie ist wahres Zeitbedürfniß. Die wissentlich Irrenden werden dadurch nicht bekehrt, aber in Verlegenheit gebracht werden, weil eine Menge der Verführten (gegen den Eindruck solcher Evidenz) durch ihre Sophismen sich nicht mehr werden täuschen lassen. Seit langer Zeit, mein Herr, und wenn ich nach Sympathie der Grundsätze reden soll, mein Freund, las ich nichts mit größerem Beifall. — Die Manier und der Geist der übrigen Auf-

sätze*) sind, letzterer derselbe, jene auch gut; doch, glaube ich, die Dialogen werden mehr wirken. Der Leser wird in diesen besser verstrickt in ein Gewebe von Schlußfolgen, deren er keine leugnen kann; ich wünsche sehr, daß Sie diese Art beibehalten. Im übrigen sind diese Aufsätze an großen und wahren Ansichten nicht weniger reich. Besonders ist vortrefflich, was Sie uns Deutschen über das wahre Nationalband, unsere Sprache, an das Herz legen, und daß Sie die viel verleumdete Verfassung in Schutz nehmen. Ja wohl haben nicht die Gesetze, sondern die schwachen verkehrten Gemüther mit ihrer egoistischen Schiefheit schuld an dem Verfall. Daß durch die Zusammenwerfung der Menge von selbständigen Staaten in Einen, wenn nicht zugleich eine große Seele das Ganze belebt, nichts gewonnen wird, sieht man an Spanien, das vor Ferdinand dem Katholischen viel mehr bedeutete (überhaupt ist Selbstvernachlässigung, wenn der Staat sehr groß wird, am gewöhnlichsten; dadurch eben verfinkt er). Daß, wenn Eine Seele die vielen verbindet, ohne darum ihre Formen aufzulösen, sieghafter Widerstand doch möglich ist, haben wir (um nicht die schönen Zeiten meiner Schweiz anzuführen) in den großen Coalitionen wider Ludwig XIV. wohl gesehen.

„Ueber etwas bin ich in einigem Zweifel. Ganz stimme ich Ihren religiösen Gefühlen bei, und liebe die Kraft auch des Ausdrucks derselben. Ich bin auch überzeugt, daß, solange wir nicht wieder zu Gott zurückkehren, solange wir die ewigen Grundsätze und hohen Gefühle des Rechts und Heldenglaubens nicht wieder mit ganzem Ernst in uns aufnehmen, das Unglück nicht endigen, die verdiente Zuchtruthe nicht zerbrochen werden wird, sodaß man dieses auch nicht warm und laut genug sagen kann. Nur scheint

*) Sie wurden damals nicht gedruckt und gingen verloren.

mir eine gewisse Oekonomie räthlich, wie die des Heidenapostels zu Athen, vor Agrippa und öfter. Nachdem das Gemüth über große, zunächstliegende Interessen zu Ueberzeugungen gebracht worden, ist es gut, wie Sie am Ende der Dialogen thun, ein nachdrucksvolles Wort beizufügen, wodurch bezeugt wird, was noch hauptsächlich fehlt.

„Hingegen der Ton ausführlicherer Paränese scheint in Schriften dieser Art wol zu meiden; um der Schwachen willen, die Anstoß nehmen, wenn sie glauben es sei darauf abgesehen, sie zugleich zu Christen zu machen (wovon die wenigsten den wahren Begriff haben). Ich hielte für besser, in dieser Schrift (außer einigen niederschmetternden Blitzen aus dem Heiligthume) den Altar nicht viel zu berühren, sondern die pur politische Sache zu treiben; hingegen baldigst in einer ähnlichen, dialogisirten, die Vorurtheile gegen das Christenthum, wie auch desselben unrichtige Ansicht ebenso zu beleuchten und seiner göttlichen Wahrheit den Eingang der Gemüther zu öffnen. Ich begreife übrigens recht sehr wohl, daß, wessen das Herz voll ist, der Mund davon übergeht, und löblich ist, ἐυκαίρως und ἀκαίρως die Wahrheit zu verkündigen.

„Sie sehen genugsam mein Gefühl über die mir zugesandte Schrift. Soll ich nun erst sagen, wie ich Sie ehre und liebe! Macte virtute esto! — Es versteht sich wol ebenfalls von selbst, daß Ihre persönliche Bekanntschaft mir sehr angenehm sein wird."

Aufmunterungen solcher Art und die persönliche Bekanntschaft mit Johannes Müller, bestärkten mich trotz aller Widersprüche in meiner wissenschaftlichen Thätigkeit, und der Antrag eine[s] mit Gehalt verbundene[n] Stelle in Posen anzunehmen, ward ohne Bedenken von mir abgelehnt, weil eine solche Versetzung alle meine literarischen Plane vereitelt hätte. Auch eröffnete sich unerwartet ein viel günstigerer

Ausweg. Der bei der Domänenkammer in Königs-Wusterhausen angestellte Kriegsrath Coppius starb, und im August 1806 ward mir dessen Stelle, bis zur Vereinigung jener Kammer mit der kurmärkischen, übertragen und zugleich eine Einnahme von 2 Thalern für den Tag zugesichert.

IX. Königs-Wusterhausen. 1806.

König Friedrich Wilhelm I. hatte durch freiwilligen oder gezwungenen Ankauf 14 Aemter rings um ſein Jagdſchloß Königs-Wusterhauſen erworben und eine beſondere Kammer zu ihrer Verwaltung gegründet. Das Schloß war niemals ſchön, oder auch nur wohnlich (im heutigen Sinne) eingerichtet, aber von großen Bäumen und einem tiefen Graben umgeben. Die benachbarten Wälder hegten unzähliges Wild, und Seen und Bäche erhöhten die Fruchtbarkeit des ſonſt meiſt leichten Bodens. Für die Kammer und die dazu gehörigen Beamten hatte der König anſehnliche Gebäude aufführen laſſen; außerdem befanden ſich in Wusterhauſen ein Superintendent, ein Oberamtmann, ein Poſtſecretär, ein Juſtizbeamter, mehrere Handwerker, kleine Anſiedler und Tagelöhner. So war Wusterhauſen weder eine Stadt, noch ein Flecken, noch ein Dorf; ſondern ein rings um das Jagdſchloß entſtandener, ganz eigenthümlicher Ort.

Mir ward eine Dienſtwohnung von, ich glaube, dreizehn Stuben angewieſen, wovon ich nur eine Stube und eine Kammer in Beſitz nahm; alles übrige nebſt zwei Gärten aber gern der Witwe und den Kindern meines Vorgängers überließ, wodurch ich Vertrauen und Dank gewann.

Auch war es um ſo nöthiger und erwünſchter eine günſtige

Stimmung hervorzurufen, da manches andere darauf gar nicht hinwirken konnte. Zeither hatte nämlich jeder Rath die Geschäfte seines Departements fast unabhängig abgemacht, ohne daß die andern davon nähere Kenntniß hatten. Da dies mit collegialischen Verhältnissen und einer gemeinsamen Verantwortlichkeit nicht stimmte, so mußte ich bisweilen scheinbar anmaßlich einreden. Ich hatte zwei Collegen, den Forstrath oder Forstmeister Schmidt, einen für sein Fach ausgezeichneten Beamten, und den Kriegsrath K—r, einen braven Mann, aber einen sehr weitläufigen Geschäftsmann. Wohlwollend und freundlich wollte er mich führen und belehren, während er in der That selbst der Führung bedurfte. Ich brauchte oft nicht mehr Zeilen, als er Seiten zu einer Verfügung, was ihm anfangs oberflächlich erschien, er aber später nachzuahmen suchte. Aufrichtig bewunderten die abschreibenden Kanzlisten meine gedrängtere Schreibart.

Große Aufregung veranlaßte meine erste Kassenrevision. Die Kammer hatte nämlich neben dem Handel mit königlichem Holze auch den Bauern Holz abgekauft und dasselbe in Berlin wieder verkauft. Hier ergab sich nun, daß der Rendant den Bauern vor Ablieferung des Holzes an 12000 Thaler vorgeschossen, und darüber nicht einmal Quittungen erhalten hatte. „Bisjetzt", sagte der sonst grundehrliche Rentmeister, „hat ein Vermerk von meiner Hand ausgereicht." — Ich setzte es meiner Pflicht gemäß durch, daß von jetzt an alle Vorschriften des Kassenreglements streng beobachtet wurden, und es ist ein Wunder, daß nicht ein Groschen von jener großen Summe abgeleugnet ward oder verloren ging. Zuletzt billigten alle mein Verfahren (das nirgends über das Gesetz hinausging), ja sie freuten sich der neuen, größern Ordnung.

Dieser Gang gewöhnlicher und gesetzlicher Verwaltung ward unterbrochen durch die Schlacht von Jena und deren Folgen. Was aber für das ganze Vaterland ein unermeß-

liches Unglück war, traf den Bezirk von Wusterhausen in etwas geringerem Maße. Der Kaiser Napoleon anerkannte nämlich das Anrecht des Prinzen Ferdinand auf eine bestimmte Rente aus den von uns verwalteten Aemtern. Nun ward es so abgeredet und eingerichtet, daß sich der Prinz bei den Franzosen oft über säumige Zahlung beklagte, worauf Zurechtweisungen an uns ergingen, welche wir dahin beantworteten: das Elend des Landes vermindere alle Einkünfte dergestalt, daß pünktliche Zahlung unmöglich werde. So erhielten die Franzosen keinen Pfennig von uns, und wir konnten (eine einzige glückliche Ausnahme in jener Zeit) bedeutende Ueberschüsse zu mannichfachen Verbesserungen verwenden. Da die höhern Behörden sich von Berlin entfernt hatten und der Präsident von Gerlach übermäßig beschäftigt war, so konnte ich in der That innerhalb meiner Kreise schalten wie ein Herr. Nur von Zeit zu Zeit mußte ich in Berlin hülfreiche Hand leisten, auch anhören wie Bignon mit oberflächlicher Rhetorik den Präsidenten Gerlach verleiten wollte, zu gesetzwidrigen Schritten (z. B. zum Domänenverkauf) die Hand zu bieten; — worauf jener sehr lakonisch antwortete: „Je ne veux pas, et je ne peux pas!" — Hierauf ein zweiter, ein dritter Strom ähnlicher Rederei Bignon's, ohne den geringsten Erfolg.

Den Einzug Napoleon's in Berlin sah ich vom Brandenburger Thor bis zum Schloßplatze. Nur wenige Berliner waren Unter den Linden, mehr französische Soldaten, welche Vive l'empereur! riefen. Die französischen Berichte und die in Paris befindlichen Gemälde von großem Beifall, flehenden Damen u. dgl. sind durchaus unwahr und erlogen. Als Napoleon vor dem jetzigen Palast des Prinzen von Preußen ankam, hielt er sein Pferd an, und schien überrascht von dem Anblick der Plätze und Gebäude.

Die veränderten Amtsverhältnisse brachten meinen Studien

den größten Vortheil. Ich gewann nämlich durch den außerordentlich abgekürzten Geschäftsgang erstaunlich viel Muße, sodaß ich bei täglich zwölf Arbeitsstunden wissenschaftlich mehr zu Stande brachte, als ich je erwarten konnte. Vor allem las ich (und so das ganze Leben hindurch) die römischen und griechischen Schriftsteller (die letztern nun auch in der Ursprache), nicht minder die spätern Byzantiner, Anna Komnena, Cinnamus u. a. Gleichzeitig Abulfeda und andere Araber, welches zum Druck zahlreicher Berichtigungen der Lehmeier'schen „Genealogischen Tabellen" führte, und zu einem an mich gerichteten Brief Wilkens über verwandte Gegenstände Veranlassung gab.

Ich war in der That fast trunken vor Begeisterung über die täglich steigenden Offenbarungen, welche vorzugsweise die Griechen und die Zeit der Hohenstaufen erleuchteten. Daher entstand auch bei andern der Glaube: mein geschichtlicher Beruf fülle dergestalt Kopf und Herz, daß eine Heirath mir entbehrlich sei, ja nur hemmend wirken dürfte.

Vor einem sehr theilnehmenden Publikum von Herren und Damen hielt ich meine ersten geschichtlichen Vorlesungen, und mein erster Entwurf zu einer Geschichte der Kreuzzüge rückte so vor, daß ich Johannes Müller eine Erzählung der Schlacht bei Hittin zur Prüfung überreichte. Er antwortete: „Ihre Geschichte der Schlacht bei Hittin, vortrefflicher Freund, ist kritisch richtig und in ungekünsteltem, gutem Vortrage erzählt. Viele irrige Vorstellungen haben Sie, wie es Ihres Reichthums echter Geschichtsnotizen würdig ist, nebenher, ohne viel Aufhebens zu machen, berichtigt. So viel von dem Fragment; der Geist läßt sich nicht beurtheilen, ohne Kenntniß des ganzen Plans. Aber ich kenne Ihren Geist und bin sonach überzeugt, daß das Werk den Meister loben wird. Ich will Sie nicht durch Schmeicheleien verführen, welche weder mir noch Ihnen geziemen: und also insistire ich, daß Sie ferner und

immer einige der großen Muster studiren, um Ausdruck und Manier sich anzueignen. Es ist noch etwas Unvollendetes, zu Excerptenmäßiges im Stil, als schrieben Sie zu schnell, ohne jedes Wort zu wägen. Hüten Sie sich, wie vor der Pest, vor den Schriften einer neuern Schule, der ich Ideen gar nicht absprechе, die aber immer Schule bleibt, und mit der hyperbolischen Metaphysik ihrer Formeln wol kein Decennium überleben wird. Lesen Sie selbst Tacitus nicht vorzüglich, schon da ist stoische Affectation. Vielmehr Cäsar, Sallust, die ältesten Griechen, Macchiavelli und Davila. Als Staatsmann, nicht als Professor, soll der Geschichtschreiber erscheinen, alles mit möglichster Vollkommenheit, in majestätischer Einfalt, ausgebildet, ohne daß Mühe merkbar sei. Ich selbst entspreche diesem Ideale höchstens nur stellenweise; aber ich fühle, was fehlt, und rufe es am Eingange der Laufbahn Ihnen zu. Lassen Sie sich durch keine Concurrenz abschrecken: lesen wir nicht mit gleichem Vergnügen die verschiedensten Alten? Jeder hat seine Art, seinen Blick, ist Er. Das Feld ist weit, mannichfaltig. Aber wählen Sie sich Eine Gegend, nicht die Universalgeschichte. Ich weiß aus Erfahrung, daß, wenn man zu viel sich verbreitet, keine Vollkommenheit erreichbar, und so auch für den Forscher keine sichernde Befriedigung zu hoffen ist. Nehmen Sie eine Epoche, oder ein Volk, oder eine Ansicht der Geschichte aufs allergenaueste zu erforschen, aufs allersorgfältigste zu überdenken und mit menschmöglichster Vollkommenheit darzustellen. Meine universalhistorischen Arbeiten haben mich das ganze Leben gekostet, ich hoffe auch, es soll ein gutes Buch geben; aber unter andern Umständen kann ein besseres werden: hingegen wer von der Schweiz wissen will, kann meine Geschichte nicht wohl vorbeigehen. Alles dies beweise Ihnen meine Theilnehmung und Freundschaft, und daß das Lob, welches ich Ihrer Arbeit gebe, ganz ungeheuchelt ist. Kraft

und Geist ist vorhanden, Fleiß sehr viel; die letzte Feile wird sich finden, Sie werden schon lernen, schwer arbeiten. — — Wir wollen uns nie fremd werden, mein Theuerster. Sind wir es denen nicht, welche lange vor uns waren, warum nicht auch dem Entfernten allezeit Freund. Ich bin es Ihnen auf mein Lebenlang. Berlin, 14. October 1807."

In einem anderen Briefe wiederholt Müller: „Lesen Sie doch ja die Alten viel, Demosthenes, Thucydides, Homer. Es ist in Ihnen ein bewundernswerthes Talent und eine seltene Seele, ich wollte, daß Sie den großen Ausdruck der antiken Einfalt sich ganz vertraut machten, um einige neu scholastische Terminologien und Wendungen aufzugeben. Doch ist mir dafür nie bange; wer aus der Seele spricht, wird täglich kräftiger an die Herzen reden." —

Diese Briefe, sowie der lehrreiche persönliche Umgang mit Johannes Müller, erhöhten mir Muth, Fleiß und Einsicht; — jetzt nach funfzig Jahren, sehe ich am Schlusse des Lebens, daß ich die damaligen Hoffnungen gar nicht erfüllt habe, mich aber mit dem richtigen Worte beruhigen kann, daß niemand über seine Kräfte hinaus verantwortlich ist!

Die größten Geschichtschreiber der Griechen, Römer und Engländer beschäftigten mich unabläßig, und auch die Italiener kamen an die Reihe, wo ich besonders Davila sehr hoch schätzte.

Mehrere jüngere Geschichtschreiber (so Hormayr, Pfister u. a.) strebten danach, Johannes Müller in ihrem Style treulichst nachzuahmen: mit Recht hielt ich mich von diesem, für mich erkünstelten Abwege fern; auch warnte mich der Meister selbst vor bloßem Copiren irgendeines andern. Müller versicherte, daß er nie daran gedacht, den Tacitus nachzuahmen; ja er habe ihn verhältnißmäßig weniger gelesen, als manchen andern Geschichtschreiber. Durch das Bemühen, alles Wesentliche aus seinen vielen Excerpten möglichst zusammenzudrängen,

sei jener Schein entstanden. Auch erzählte er mir: er gehe bisweilen eine halbe Stunde in der Stube auf und ab, eine Periode im Kopfe nach allen Seiten wendend, versuchend, berichtigend, — bevor er sie niederschreibe. — Diese Methode habe ich mir niemals aneignen können; voll von dem Gegenstande würde ich dadurch alle Begeisterung gehemmt, ja zerstört haben. Ich ließ vielmehr meiner Feder freien Lauf; das ruhige Bessern und kühle Berichtigen folgte erst nachher. Eine andere, von Müller für mich angedeutete Gefahr: die Geschichte nach irgendeinem philosophischen Systeme zuzuschneiden und zu formuliren, ging bald vorüber.

Im Umgange mit den oft besuchten Freunden, Hagen, Solger, Krause, Keßler u. a. entwickelte sich jugendlich fördernder Sinn; und auch mit Steffens und Schleiermacher gerieth ich in nähere Berührung. Ein merkwürdiger Brief des letzten mag hier Platz finden.

„Halle, 12. Januar 1807. Die Zeit, wenn Ihr freundlicher Brief vom 8. October ankam, mag die verspätete Antwort entschuldigen, und auch dieses vielleicht, daß die späte Antwort so wenig Antwort sein wird. Denn Sie haben jetzt wol selbst weniger an Schelling, Fichte, Jacobi u. a. gedacht, als an die Geschichte, die vor unsern Augen ein großes Drama aufführt. Es wäre nun Zeit Ihre Dialogen fortzusetzen, und ich wollte Sie thäten es wenigstens in Dialogen mit mir. Ehe der Krieg begann, hatte ich herrliche Projecte und glaubte andere hätten sie auch. Ein nordischer Bund, zu dessen Grundlagen als Pfand des gegenseitigen Vertrauens allgemeine Handelsfreiheit nothwendig gehörte, und ein vereinigtes Militärsystem, das die Deutschen wieder zu Brüdern gemacht hätte. Nun hat man freilich, wenngleich zu spät, doch übereilt gehandelt, und meine Projecte sind mit in die Luft geflogen. Die Lage von Europa ist närrisch, die beiden Extreme stoßen zusammen; allein vielleicht entsteht aus ihrem

Kampfe wieder ein neuer Raum für das mittlere, das der Indifferenz näher ist. Die Anschauung der französischen Armee hat mich wenigstens überzeugt, daß an eine dauernde Herrschaft dieser Macht über unser festes Land nicht zu denken ist, und was man von der französischen Verwaltung sieht, scheint nicht mehr Sorge zu erregen. Der Herrscher hat zu wenig den Sinn eines Königs; alles scheint nur darauf berechnet zu sein, einen unsichern Emporkömmling durch Benutzung jedes niedrigen Interesses zu befestigen. Und sollte es denn nicht leicht sein, selbst seine Kriegskunst zu besiegen, und durch Beharrlichkeit von vorn und durch kluge Leitung der Bewegungen, die sich nothwendig weit im Rücken der Heere organisiren müssen? Doch wäre dies vielleicht für manches andere Uebel nur eine Palliativcur. Um ein neues Deutschland zu haben, muß wol das alte noch viel weiter zertrümmert werden. Außerdem, daß ich ein Deutscher bin, habe ich wirklich aus vielen Gründen die Schwachheit ein Preuße zu sein, zu großem Aerger Ihres Bruders und Steffens'. Aber freilich geht meine Leidenschaft auf eine Idee von Preußen, welche vielleicht in der Erscheinung die wenigsten erkennen. Ob sich nun diese nach der gegenwärtigen Krisis besser herausarbeiten wird, steht dahin; vieles Gute erscheint mir fast unvermeidlich.

„Ich habe die Saiten nur anschlagen wollen; spielen Sie mir nun vor und weissagen Sie mir politisch, wonach mich herzlich verlangt. Mit Ihrem Bruder kann ich mich über diese Gegenstände kaum vereinigen; nur ganz im großen sind wir einig, aber in Deutung des einzelnen und Ansicht seiner Verhältnisse durchaus abweichend.

„Sie sehen ich fange an wie Sie, aber fahren Sie nur anders fort, denn Sie können mich wirklich belehren über diese Dinge. Anders ist es auf dem Gebiete der Philosophie. Was da einer berichtigen kann, wäre doch immer das Factische,

dort also das Wenigste. Es kommt darauf an, daß jedem ein Ganzes aus dem Mittelpunkt seines eigenen Lebens bereit werde, und weil in jedem die Philosophie ihre eigene Geschichte hat, so haben die andern nur das Zusehen, höchstens das Diviniren, wie es nun weiter gehen werde. Daß Jacobi den Spinoza auch nach meiner Meinung gar nicht gesehen hat, habe ich Ihnen wol schon gesagt. Was aber Spinoza und Schelling betrifft, so lassen sich diese auch auf eine andere Weise aufheben: denn Spinoza hat doch ebenso wenig eine Physik, als Schelling eine Ethik, aber die Principien zu dieser hat Spinoza so gut, als Schelling zu jener. Fichte ist mir durch die Grundzüge, wenn ich das rechte Wort gebrauchen soll, so ekelhaft geworden, daß ich die andern Blätter des Kleeblatts nicht einmal lesen mag. An Schelling's polemischer Schrift gegen ihn ergötze ich mich recht sehr, und finde sie sehr gründlich, bis auf den einen Punkt, an dem mir Schelling immer zu scheitern scheint: nämlich deutlich zu machen, wie es Irrthum geben kann. — Je gründlicher und balder Sie mir schreiben, desto mehr werden Sie mich erfreuen. Ueber den Platon wäre es freilich besser sprechen; aber wenigstens wenn Ihnen Ihr Studium etwas gegen meine bisherige Ausführung gegeben haben sollte, müßte sich doch dies auch schriftlich mittheilen lassen. Leben Sie recht wohl, Gott und der Zeit befohlen, wie wir alle!"

In einem Briefe an Schleiermacher vom April 1807 machte ich Randglossen zu seinen „Reden über die Religion". Einiges mag davon hier Platz finden, weil es meine Bestrebungen und meine damalige Betrachtungsweise näher bezeichnet und Johannes Müller's oben mitgetheilte Warnungen verständlicher macht.

„Daß Ihr Werk mit Recht den Deutschen gewidmet ist und auch da am besten Wurzel schlagen kann, hat keinen Zweifel, wogegen ich Ihrem Urtheile über England nicht

kurzweg beistimmen kann. Sie sagen S. 17: «Jene stolzen Insulaner von vielen ungebührlich verehrt, kennen keine andere Losung, als gewinnen und genießen; ihr Eifer für die Wissenschaft ist nur ein leeres Spielgefecht, ihre heilige Freiheit dient nur der Selbstsucht um billigen Preis —, sie wissen von Religion nichts u. s. w.—» Die unsichere Philosophie, oder vielmehr Speculation einiger Engländer unterliegt manchem gerechten Tadel; doch macht Bacon eine wichtige Ausnahme und Hume's Skepsis dürfte nicht viel niedriger stehen, als manche Lehre Kant's. Bei näherer Betrachtung ist endlich Garve's vielverehrte Weisheit wol nichts anderes, als aufgeputzte englische Waare. — Die Speculation bleibt indeß nicht allein noth, und wenn diese in Deutschland weiter gediehen ist, so erscheint dagegen in England der historische Sinn ungleich größer. Nicht auf den Kaufläden und dem Gelde beruhen die wesentlichsten Vorzüge Englands; wohl aber beweiset die Größe Pitt's, Burke's, Nelson's eine Vollendung des gesammten Menschen, — wie wir sie noch erflehen. Wer sein ganzes Leben hindurch das Große will und durchführt, steht höher, als der, welcher wie ein blendendes Licht emporflammt und dann verlischt. Die Briten haben doch Heroen, wenn auch nicht religiöse; — und wiederum kann dabei nirgends die Religion ganz fehlen; sie wird den Kämpfern gewiß beigewohnt und ihre Kräfte zu unendlichem Reichthum gestärkt haben. Dafür bedarf es keines Beweises. Das historisch Große, ist religiös groß, es ist die Gottheit selbst, die sich offenbart. Soll die sittliche Welt jetzt wirklich majestätischer und erhabener sein, als je (S. 182), so dürfen wir Britanniens Beitrag dem Historiker nicht wegstreichen; denn das stillwirkende, bildende Dasein abgerechnet, möchte wol nur derther auf bedeutende Ausbeute zu rechnen sein.

„Allerdings war den Alten (S. 113) das Schicksal nicht blos das Zerstörende, sondern auch das Erhaltende. Um

indeß einen spitzigen oder zugespi ten Gegensatz zur Vorsehung zu bekommen, wird jene umfas·nde Ansicht immer um die lebendigste Hälfte verkürzt. Sonderbar ferner, daß eine Schule Platon's «Phädon» so hervorzog, welcher mit dem allgemeinen Leben, mit der naturwissenschaftlichen Unsterblichkeit, wenig gedient sein konnte.

„Die Erziehung hat allerdings (S. 205—208) eine andere Wendung genommen; die durch Pestalozzi herbeigeführte umfaßt aber nicht das Ganze. Ich sah nach seiner Methode trefflich rechnen; hier ist aber auch nur Eine Art von Geist, der mathematische nöthig, welcher immer derselbe bleibt; wogegen mir die Uebertragung auf andere Gegenstände des Wissens, ja des Fühlens, des Thuns unmöglich, oder wenigstens verkehrt erscheint. Sollen die Jungen, wie sie jetzt einstimmig und einsinnig schreien: Der Würfel hat sechs Seiten! etwa schreien: Die Welt besteht aus Einem und aus Vielem? — oder: Wahre Religion ist Empfindung und Geschmack für das Unendliche! — Es ist ein fleißiges Treiben, thöricht aber, wenn es über Maß und Zahl hinausgeht. Mit Maß und Zahl hat man aber nie das Unendliche, Lebendige, — nicht einmal eine eigene Individualität.

„Indische Beschaulichkeit und abgezogene Selbstbetrachtung ist von einer Seite dem neueren Idealismus ähnlich, von der anderen sehr unähnlich. Auch ist der neuere Hauptrepräsentant dieses Systems auch darin ein Antipode der Indier, daß er weder Handel, noch Gewerbe, noch irgendeinen Gegenstand der gemeinen Praxis unberührt läßt, um welche jene sich niemals bekümmerten.

„Das Gesetzgeben durch Kirchenversammlungen ist bedenklich und gefährlich: denn Abzählen des Abgeleiteten ist der höchste Gegensatz zum Fühlen des Ursprünglichen. — Für Deutschland ist indeß manches Gute durch die Regierungen

der Geistlichen hervorgegangen; daher das Sprichwort: «Unter dem Krummstabe ist gut wohnen.»

„Sie sagen (S. 332): «Religiöse Menschen sind durchaus historisch.» In der Geschichte ist alles Gewordene von Werth, und sowie die plumpste Neugier nur irgendetwas Geschehenes wissen will, so hört auf der andern Seite der höchste historische Sinn mit der reinen Freude und Erbauung am Geschehenen auf.

„Mit dem, was (S. 369) gegen den schwächlichen Sinn gesagt ist, welcher auch das offenbar Verderbte im Katholicismus vertheidigt, stimme ich überein, bemerke jedoch, daß alles, was den Papst betraf, selbst in der Zeit päpstlicher Uebermacht durchaus nicht als Dogma auftrat und in Peter's des Lombarden «Bücher der Sentenzen» (welche zwei Jahrhunderte lang in dieser Beziehung als Kanon galten) der Papst nur in einer Zeile als Bischof von Rom genannt und nichts über ihn gelehrt wird.

„Mit solchen einzelnen Bemerkungen sollte ich schließen, unfähig über das Ganze Ihres Werkes gebührend zu reden; allein Ihre Begründung des Christenthums (so wie vieles dasteht und ich es verstehe) genügt mir nicht, oder stimmt vielmehr nicht mit der mir eigenthümlichen Entwickelung: — dies drängt mich zum Sprechen.

„Sie tadeln an Schelling's Schrift gegen Fichte, daß er den Irrthum nicht abzuleiten im Stande sei: so haben Sie die Irreligiosität mir nicht nachgewiesen, so haben Sie in Ihrer Kritik der Ethik das Unethische präsumirt. Was berechtigt, Fehler in der Wissenschaft, im Fühlen, im Thun anzunehmen, als ein Positives, Hinwegzuschaffendes, ein der Mehrung oder Minderung Fähiges! Nach Spinoza ist Wille und Erkenntniß dasselbe, und Gefühle oder Religion hiezu kein Zweites oder Drittes, sondern schlechthin ein Einiges: es gibt nur ein gemeinsam Höchstes für die Erkenntniß, die

That und das Gefühl. Darum kann ich Kunst, Wissenschaft, Religion nirgends als ein Letztes aufstellen; vielmehr entspringen diese Zweige in einem Stamme, und weisen mir zurückgehend nicht ein Verschiedenes, sondern ein Einiges auf. Und was ist dieses? Es ist die ursprüngliche und höchste Gewißheit (Anschauung, Gefühl, wie Sie es nennen wollen), daß alles nur in Gott, in allem ein einiges Sein, kein höherer, kein niederer Grad, alles vollkommen (Optimismus), kein Fehler, kein Irrthum, kein Mangel, kein böses Princip, kein Ahriman, kein Manichäismus, keine Negation. — Sie sagen (S. 69): »Wenn die Philosophen werden religiös sein, wie Spinoza, und die Künstler fromm sein und Christum lieben, wie Novalis, dann wird die große Auferstehung gefeiert werden für beide Welten.« — Solange aber der Philosoph etwas ganz Besonderes, der Religiöse etwas Besonderes will, hat keiner das Rechte. Wer in dieser Beziehung nicht alles hat, hat kaum jemals eine lebendige Hälfte.

„Wie ist nun aber ein Unrechtes möglich? Noch hat keiner das Einzelne als solches neben dem Unendlichen, oder aus demselben herausfallend, begreifen können. Keiner weiß sich das Sein schlechthin im Unendlichen zu denken und jenes Uebel zu conserviren. — Ich erwarte den Beweis, daß all diesem Uebel ein wahres Sein, eine positive Realität zukomme. Das Innerste des Christenthums möchte sein, der Haß gegen alle Spaltung und Entgegensetzung, gegen die Trugbilder eines Seins durch den Teufel, gegen das böse Princip. Ist Manichäismus die ärgste Ketzerei?

„Alles wahrhaft Wirkliche ist heilig, und den Schein des Unheiligen, des Todten, des Zerstörenden abzustreifen (nicht eine Heiligkeit zu erzeugen, sondern überall als wahrhaft seiend zu erkennen) ist christlich, philosophisch, praktisch. — Eine Unterbrechung der Religion (wovon Sie S. 347 sprechen) wäre eine Unterbrechung des Seins, ich weiß mir kaum etwas

dabei zu denken. Was ist der Gedanke einer Grenze, eines Todes, eines Teufels? Etwa eine bloße Aufhebung des Positiven zum leeren Nichts? Wie soll nun ein Nichts das Leben füllen? — — —

„Wenn ich aber dennoch das Heiligste neben dem Profanen, das Erhabenste neben dem Geringsten erblicke, so fühle ich, daß ich noch nicht das Wirkliche und Wahre sehe, sondern nur einen Schein; daß diese Rangordnung nicht in Beziehung auf das Unendliche, sondern auf das Endliche eintritt und ich in einer ethischen Beurtheilung begriffen bin, wo das Beginnen löblich erscheint, wenn auch das Größere bereits im echten Sein fertig daliegt. Friede und Freude kommt über mich, sobald ich dem Urquell alles Seins, Fühlens, Denkens, Thuns mich nahe, und daraus höhere Einsicht schöpfe. — Christus ist das höchste Urbild der Durchdringung des Unendlichen und Endlichen zu Einem Sein; er ist der vereinende Mittler, der lebendigste Punkt alles Lebendigen. Die Erlösung ist um so weiter vorgerückt, je mehr ich das Göttliche erblicke; den Schein jedes Ungöttlichen als des negativ Realen, des positiv Nichtigen zu vertilgen, halte ich für die Grundrichtung des Christenthums. So vermag es die schweren irrischen Bande, durch seine wunderbare Macht zu lösen, und wer nicht selbst erfüllt ist des Herrn, findet hier einen ewigen Brunnquell. — Die Verderblichkeit des Großen und Göttlichen kann nicht in der höchsten Ansicht liegen, nicht in dessen Sinn ruhen, dem der Vater alles in allem war.

„Woher aber und wie wir dennoch Großes und Kleines in der Geschichte haben, ob wir Epaminondas und Nabis, Timoleon und Dionysius als gleich voll des Herrn betrachten dürfen, ob wir ein böses Princip in der Historie annehmen müssen, ob sie den Kampf derselben darstellt, ob wir alle Erscheinungen als Verhältnisse des Endlichen zum Endlichen, oder schlechthin als Gottes Offenbarung, ohne weitere Zurech-

nung betrachten sollen; — das, mein Freund, sagen Sie mir, denn schon viel und zu Verwirrtes habe ich Ihnen geschrieben, was Berichtigung bedarf. Darüber einig geworden, wollen wir hernach auf festem Boden historisiren, und mehr sprechen und hören von der Zeit und ihren Zeichen."

Dieser Brief, sowie eine Reihe in jener Zeit geschriebener Fragmente, zeigen mein redliches Bestreben, mich philosophisch zu orientiren, und aus glänzender Unbestimmtheit (wie die Fragen am Schlusse des Briefes erweisen) zur Klarheit durchzudringen. Diese Liebe zur Philosophie hat mich mein ganzes Leben hindurch begleitet, wie die Versuche über griechische und scholastische Philosophie in meinen „Vorlesungen" und den „Hohenstaufen", sowie die in meinen „Vermischten Schriften" wieder gedruckte Spreu erweisen.

Neben den anstrengendsten Arbeiten, bedurften Leib und Seele der Erholung und Geselligkeit. Von den wusterhausenschen Männern und Frauen konnte ich für meine Studien allerdings keine Hülfe erwarten; wohl aber waren jene meist von Natur heiter und lebendig, sodaß die Gespräche gerade durch ihren Gegensatz zu jenen gelehrten Bemühungen erfrischten und ergötzten. Die französische Einquartierung störte allerdings die Unbefangenheit, und mit Mühe ward anfangs der Haß nicht auf den Einzelnen übertragen. Allmählich aber fanden sich neben Anmaßlichen und Beschwerlichen, auch Heitere und Umgängliche, welche (gleichwie die Honoratioren der Ortsjugend) gern tanzen wollten. So kam ich dahin, selbst in meiner Wohnung Bälle einzurichten, wozu die bequartierten Wirthe nur das gewöhnliche Abendessen hinschickten, während die tanzenden Herren die übrigen Kosten (insbesondere des Getränks) übernahmen, und die Offiziere außerdem von ihrem Regimente vortreffliche Musiker (gegen reichliche Verpflegung) herbeischafften. — Wenn mir, bei wechselnder Einquartierung, einmal die Offiziere nicht behagten, leugnete ich

alle Kenntniß des Französischen, und bekam dann durch ihre gegenseitigen Bekenntnisse (besonders über berliner Liebschaften) mancherlei zu erfahren, was sie selbst sich untereinander nicht hätten mittheilen sollen.

Ein ganz anderer, gutentheils auch französischer Bestandtheil der wusterhauser Gesellschaft, fand sich unerwartet ein. Der Prinz Heinrich hatte der Generalin von Berg in einem ihm gehörigen Hause eine Wohnung eingeräumt, und es traf die Kunde ein, ihre Tochter, eine Gräfin Tisseul (nachmals Frau von Parceval), und ihre Enkelin Delphine würden bald anlangen. Frau von Berg ersuchte mich, mein ausgezeichnetes Fortepiano ihrer Tochter, für die Zeit ihres Aufenthalts abzutreten, da ich außerdem noch ein Klavier besäße. Es gab indeß viele Gründe dies höflichst abzulehnen. „Sie werden bereuen", sagte man mir, „es hiedurch mit der ganzen Familie verderben zu haben. Und in der That war die Tochter eine noch schöne, geistreiche, sehr musikalische Frau, und die Enkelin Delphine einer aufbrechenden Rose vergleichbar. Indem ich aber jetzt, um der Persönlichkeit willen, mein Fortepiano freiwillig anbot, erschien ich doppelt zuvorkommend und war zu Gesprächen und fleißigem Musiciren immerdar willkommen. Der Mann der Gräfin hatte durch unglückliche Speculationen sein Vermögen eingebüßt und mit einer Aufrichtigkeit, zu der sich schwerlich eine Deutsche entschlossen hätte, sagte jene mir: „Sie können jeden Abend zu uns kommen, wenn Sie mit Kartoffeln fürlieb nehmen wollen, die in der Asche geröstet sind." — Es gab buchstäblich gar nichts weiter; wir waren aber vergnügter als bei den größten Leckerbissen.

Ich hielt mir damals einen prächtigen Wintergarten und übersandte Delphinen*) drei der schönsten Hyacinthen, eine

*) Sie sang mir viel schöne französische Volkslieder, welche mein Freund Hagen nach meiner Handschrift drucken ließ.

weiße, rothe und blaue, mit folgenden, Stimmung und Richtung charakterisirenden Versen:

Drei der lieblichen Blumen, die mir der Frühling gegeben,
Send' ich der Lieblichsten, dir; freue dich ihrer Gestalt,
Und vernimm die Bedeutung der stillen Sprache der Farben,
Nicht das beredteste Wort, mehret die Tiefe des Sinns.
Unschuld sproßet zuerst, — das eigene Wesen genüget
Bis der röthende Strahl liebeglühend berührt;
Mildernd naht dann die Treue, der andern Dauer begründend,
Nur wenn einig die drei, zeigt sich des Lebens Gehalt.
Möge freundlich und still, dein Dasein so sich entwickeln
Denk' im häuslichen Kreis dann des Entfernten zurück.
Könige ziehen ihn fort, es winkt mit dreifacher Krone
Herrlich geschmückt die Gestalt früherer Herrscher der Welt;
Völker und Länder zu sehn, daß er die Geschichten begreife,
Läßt er den heimischen Ort, fliehet den häuslichen Kreis!
Was er entbehrt ist gewiß — und was er erreiche, wer weiß es?
Dennoch durcheilt er die Bahn, wie es ein Gott ihm gebeut!
Nimmer schaue zur Linken und nimmer schaue zur Rechten!
(Lautet das strenge Gebot) sonst dir verschwindet das Ziel!
Und es gehorchet der Freund, doch will er dir nimmer verhehlen,
Daß er sich innig gefreut, als du am Weg' ihn begrüßt.

Höchst erfreulich war es für mich, daß meine Schwester Luise, nach dem Tode ihrer und meiner Freundin Sophie von Gerlach, eine Zeit lang bei mir in Wusterhausen wohnte. Sie kannte, liebte und verstand mich, wie kaum ein Mensch auf Erden; und wenn auch nicht alle unsre Blütenträume reiften, behielten wir doch Kraft das Fegfeuer zu überstehen.

Von Zeit zu Zeit bereisete ich mein Departement, und beendete unter anderm eine Uebergabe in Trebatsch binnen fünf Tagen, wozu mein Vorgänger 30 Tage gebraucht hatte. Ich verbot bis zur Beendigung des Geschäfts alles Schmausen und Trinken, und erst am letzten Tage (nachdem jegliches unterschrieben worden) fand ein Festessen statt. Gegen Ende

des Mahles setzte sich ein Amtmann Sternitzki zu mir und hub an: „Herr Assessor, ich bewundere Sie, daß Sie in so jungen Jahren so gesetzten Sinn an den Tag legen, daß Sie sich von allen Frivolitäten abwenden. Welche Hoffnungen, welche Aussichten, wenn Sie auf diesem Wege beharren u. s. w." — Ich begriff nicht, was der langen Rede kurzer Sinn sein sollte, als er schloß: „Ich sehe, daß Sie den Champagner jetzt vorübergehen lassen und noch Steinwein trinken. Wir wollen noch eine Zeit lang auf diesem Systeme verharren."

Einen anwesenden Oberförster fragte ich: warum er seine schönen Hunde verkauft habe? und er antwortete: „Herr von Raumer, ich habe zeitlebens den Grundsatz gehabt, mich weder an Menschen noch Vieh zu attachiren." Man erzählte: er habe sich von zwei Frauen scheiden lassen und zwei todt geärgert. Seine Dienstvergehen blieben nicht so ungestraft wie seine häusliche Tyrannei.

Von vielen mir damals erzählten Anekdoten nur eine: Der Prediger —. betrinkt sich auf einer Bauernhochzeit; er wird in einen Tragkorb gesetzt und auf den Tisch gestellt. Von da aus singt er so trefflich und rührend eine Arie, daß ein Mädchen aus der Gesellschaft sich sterblich in ihn verliebt und ihn heirathet.

Von König Friedrich Wilhelm I. erzählte man in Königs-Wusterhausen gar viele Anekdoten. Z. B.: Die Jäger, wohl wissend, daß wenn der König das Wild nicht traf, sie mit dem Stocke getroffen wurden, sorgten, daß früher geschossenes Wildpret jeder Art zur Hand war. Sie führten heiße Steine mit sich, um es warm zu erhalten, eine Bouteille voll Blut, um es anzufeuchten u. s. w. Der König fürchtete sich vor der Wassersucht, und ließ sich wiegen, um zu erfahren, ob er schwerer werde. In der That war dies der Fall, wie die in den Acten befindlichen Wagelisten zeigen. Weil die Wiegenden aber dann jedesmal einige Stockschläge erhielten, nahmen sie

ein anderes System an, und der König ward seitdem jeden Tag um etwas leichter. — So viel zur Probe von dem eigentlich nicht hieher Gehörigen.

Einst klopfte in der Nacht Herr Kriegsrath K. an mein Fenster und forderte mich auf, zur Abwehrung von Kriegsgefahr eiligst aufs Amt zu kommen. Ich kannte meine Pappenheimer und war durchaus nicht geneigt, mich stören zu lassen, folgte indeß einer zweiten, noch dringendern Botschaft. Auf dem Amte fand ich die Honoratioren bereits versammelt, und die Frauen und Mädchen in so unbeschreiblichem Négligé, daß ich nicht ernsthaft bleiben konnte. Hierfür ward ich streng zurecht gewiesen, während der Streit fortdauerte, ob der allein mit Gespann versehene Beamte nur seine Sachen nach der sogenannten Schwanzecke retten, oder verhältnißmäßig auch die der übrigen Familien hinschaffen sollte. Als ich auch an diesem Streite keinen ernsthaften Antheil nahm, ward mir Herz- und Gefühllosen eröffnet: mit Anbruch des Tages werde etwa eine Meile von Wusterhausen eine große Schlacht zwischen Russen, Preußen und Franzosen gefochten, und uns Allen stehe der Untergang bevor. Da die Heere um diese Zeit (bald nach der Schlacht von Eylau) über hundert Meilen von uns entfernt waren, blieb ich (meiner geographischen Kenntniß vertrauend) sehr gelassen, und fragte nur: wer hat die Nachricht gebracht? — Der Jäger des Amtmanns Holz. — Als dieser auf meinen Befehl erschien und seinen schrecklichen Bericht wiederholte, fuhr ich ihn an und vermochte ihn durch Drohungen zu gestehen: Herr Amtmann Holz habe ihm aufgetragen, diese Lügen in der Nacht zu verkünden, um zu erfahren, wie viel sich die Wusterhauser wol weismachen ließen. — Nunmehr Fluchen der Männer und Geschrei der Weiber, welche (über die Kriegsgefahr beruhigt) jetzt erst bemerkten, in welchem Aufzuge sie sich zeigten. Alle eilten, den Amtmann Holz verwünschend, nach Hause und in die Betten.

— Ein andermal weigerte ich mich zu einer ansehnlichen Summe beizutragen, wofür jemand den französischen Wasserkaiser zeigen wollte. Nach Eröffnung des Kastens rief der naturkundige Forstrath Schmidt: „Donnerwetter, das ist ja ein gewöhnlicher Marder!“ — „Aber, lieber Herr“, antwortete der Vorzeigende, „würden Sie mir denn so viel Geld gegeben haben, wenn ich dies vorhergesagt hätte?“

Doch genug der Andeutungen, wie ich vom August 1806 bis zum Mai 1809 zu Wusterhausen gelebt habe, in geschäftlichen und streng wissenschaftlichen Arbeiten, in Ernst und Scherz, in Gesellschaft und Einsamkeit. Jetzt begann mit meiner Ernennung zum Rath bei der Regierung in Potsdam eine neue Periode meines Lebens, — wiederum zu meinem Glücke und meiner weitern Ausbildung. Je tiefer der Tilsiter Frieden den preußischen Staat hinabgedrückt hatte, desto fester ward die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit seiner Wiedergeburt, und hieran knüpfte sich die Ueberzeugung von ihrer Möglichkeit. Jeder echte Freund des Vaterlandes war hiefür begeistert, und hielt es für die höchste erfreulichste Pflicht, seinen Verhältnissen gemäß hiefür mitzuwirken. Kaiser und Könige traten mir für den Augenblick in den Hintergrund, um Zeit und Kräfte nicht zu zersplittern; auch wurden diese bald ganz in Anspruch genommen.

X. Potsdam. 1809.

Den Aufenthalt in Wusterhausen (diese zweite Universitätszeit) hatte ich gewissenhaft benutzt und in wissenschaftlicher, wie praktischer Hinsicht so viele Fortschritte gemacht, daß ich es wagen durfte, mich den Männern anzuschließen, welche damals und später im Staatsdienste ausgezeichneten Ruf erwarben: Vincke, Maaßen, Ladenberg, Bassewitz, Beuth, Keßler u. a. Auch vertraute man mir bald sehr wichtige Geschäfte, welche sich besonders auf die neuen Organisationen bezogen, und ernannte mich zum Miteraminator der Referendarien.

Die bezweckte Einführung einer Einkommensteuer gab meinen Beschäftigungen eine bestimmte Richtung, und das von mir darüber herausgegebene Buch fand bei meinen Vorgesetzten um so mehr Beifall, als solch literarische Betriebsamkeit damals unter jungen Beamten eine Seltenheit war. Der Minister Dohna schrieb mir: „Euer —. danke ich verbindlichst für die gefällige Uebersendung Ihrer schätzbaren Schrift über das britische Besteuerungssystem. Es kann mir nicht anders, als höchst erfreulich sein, wenn ich bemerke, daß ein junger, ausgezeichnet talentvoller Geschäftsmann von seiner Zeit einen so edeln Gebrauch zu machen weiß, als Euer —. es hiedurch

an den Tag gelegt haben. Dies gibt dem Staate Hoffnungen, welche zu ermuntern und zu beleben ich zu meiner angelegentlichsten Pflicht rechne. Natürlich bin ich also sehr geneigt Euer —. löblichen Vorsatz, durch Reisen außerhalb Landes Ihre Bildung zu vollenden, nach Möglichkeit zu unterstützen. Ich wünsche nur deshalb noch mit Euer —. nähere mündliche Rücksprache zu nehmen, um hiernächst bei Sr. königlichen Majestät die nöthigen Anträge zu machen, und behalte mir vor Ihnen in kurzem noch näher den Tag unserer Zusammenkunft zu eröffnen. Berlin, 29. December 1809."

Ganz ähnlich und gleich günstig erklärte sich Herr von Altenstein und selbst der König schrieb mir den 4. Januar 1810: er wolle dem Wunsche in Absicht einer Bildungsreise nach dem Auslande gern beförderlich sein. — Dieser Gedanke, mich durch Reisen zu bilden, stand schon damals lebhaft vor meiner Seele, ward aber durch vielerlei Gründe noch auf Jahre zurückgedrängt, um dann mit größerer Zweckmäßigkeit verfolgt zu werden.

In den höhern Behörden zeigte sich damals so viel Schwanken und Unsicherheit, daß die junge, muthige, ja kühne Regierung, Streit und Kampf gar nicht vermeiden konnte. Insbesondere richtete sich dieser gegen den Eigennutz der sogenannten Stände und die Behandlung des gedrückten Landvolks. In einem meiner damals geschriebenen Briefe finde ich Folgendes: „Du glaubst nicht, wie einseitig und zum Vortheil, besonders der Adelichen, die Ausschreiben der Kriegssteuern angelegt sind. Wo die Abgaben nach der Kopfzahl ausgeschrieben wurden, mußten die Armen leiden; wo nach der Aussaat, die unfruchtbaren Gegenden. Ohne Rücksicht auf die schweren, im Kriege ohnehin schon verdoppelten Lasten der Bauern, gab z. B. der Aermste vier Groschen zur Lagersteuer, wo der reichste Edelmann nur einen Thaler zahlte.

Wo man dem Domänenpächter zwölf vom Hundert abnahm, entrichtete der Pächter des Adelichen nur vier. Geistliche und Schullehrer, diese Nießbraucher von Grundstücken, waren den Eigenthümern gleichgestellt. Der Gutsbesitzer, welcher selbst wirthschaftete, ward viel günstiger behandelt, als jeder der da verpachtete u. s. w. — Hätte ich Zeit, auf diese Dinge einzugehen, Du würdest Dich überzeugen, daß es Pflicht ist, diesem aristokratischen Treiben schlechter Art muthig entgegenzutreten. Mich treibt kein dummer, demokratischer Haß gegen den Adel; ich weiß diesen Stand besser und aufrichtiger zu würdigen, als die, welche ihn auf anbrüchige Vorrechte, oder baare Ungerechtigkeit gründen, oder ihn dadurch wieder in die Höhe bringen wollen!"

Andere Noth bereitete die von Niebuhr höchst unpraktisch betriebene holländische Anleihe, die daran sich reihende Verpfandbriefung der Domänen und das Ueberlassen ihrer einstweiligen Verwaltung an die Stände; — welche Verkehrtheiten näher zu erörtern und zu erweisen hier nicht der Ort ist.

Obgleich die geschichtlichen Studien der Amtsgeschäfte halber zurücktraten, hielt ich doch in Potsdam Vorträge vor Herren und Damen, und richtete musikalische Uebungen im Casino ein, wo man sang und dann auch wol tanzte. Anfangs ging es sehr mangelhaft; allmählich aber kamen wir so weit, nicht blos Choräle zu singen, sondern (schon um die historisch musikalischen Kenntnisse zu vermehren) auch Chöre, z. B. aus Graun's Opern, Leo's Miserere, P. E. Bach's „Israeliten in Aegypten" u. s. w. Niemand war fleißiger als die bejahrte Generalin Bischofswerder, welche Alt sang (nur niemals piano) und auf meine leise Weisungen (sie saß dicht neben mir) die Singefehler nachdrücklicher rügte, als ich vir juvenis zu thun wagte. Sie war damals (wie haben sich

die Zeiten geändert) die einzige Excellenz in Potsdam, hoch angesehen, jener Censuren halber jedoch in diesem musikalischen Kreise nicht sehr beliebt. Um sie zu hänseln, drangen insbesondere die Damen eines Abends darauf: sie solle tanzen! Man war überzeugt, die alte, geschminkte, lange, schon gebeugte Gestalt werde sich lächerlich machen. Als sie endlich nachgab, kam es aber ganz anders, als man erwartete. Sie verwandelte sich gleichsam, ihre ehemalige Schönheit schien wieder hervorzubrechen, und sie tanzte eine Polonaise mit solcher Würde und Grazie, daß aufrichtiger Beifall sich laut kund gab.

In Potsdam gewährte das Vassewitz'sche Haus für mich bei weitem den erfreulichsten Umgang, doch wurden auch die berliner Freunde fleißig besucht. Hagen, der schon damals nibelungensüchtiger und minneliederlicher war, als sich für einen Referendarius schickt, hatte den Kammerdienst aufgegeben, und ich hatte von heitern Freunden den Auftrag erhalten, ihm (namens des Kammerdirectors Grethe) ein scherzhaftes Zeugniß über seine Dienstführung auszustellen und ihm zu seinem Geburtstag einzuhändigen. Die Form des Sonetts und die Reime, ipte, ille u. s. w. waren vorgeschrieben. Es lautete:

Es prüft auf seine Pflicht, Grethe, Director:
Von Hagen das Landsachen und Reskripte,
Nachlässig vorgetragen, und er wipte
Nur an den Acten als verstieh er's besser (sei er Professor?)
Und brauche nicht ein Zeugniß zum Referor.
Charteken blos und schlechte Manuskripte
Und Gassenbauer, die kein feiner Mensch antipte,
Liest er und schilt vermeßne Actenreißer
Die wahrhaft edel wirken in der Stille.
Dagegen Er, was keinem hilft das treibt er,

Was keiner jemals lesen wird, das schreibt er
Undeutlich obendrein, man braucht die Brille.
Kein Referendarius war jemals tüchtiger,
Zum königlichen Dienst untüchtiger!

Mit dem Anfange des Jahres 1810 erging ein Schreiben des Geheimen Staatsraths von Heydebreck an das Präsidium: ich solle nach Berlin kommen, um provisorisch bei seinem Departement zu arbeiten. Herr von Vincke ließ mir dies vorlegen und ich erklärte: unbekannt mit den berliner Geschäften würde ich, nur provisorisch angestellt, mit meinen Arbeiten keine Ehre einlegen, und unterdessen würde ein anderer auch interimistisch Angestellter mein jetzt wohlgeordnetes Departement wahrscheinlich in Unordnung bringen u. s. w. — Gegen meine Absicht schickte Herr von Vincke diese Erklärung nach Berlin, wo man es sehr ungebührlich fand, daß ein kaum zum Rath ernannter junger Mensch eine so große Beförderung nicht dankbar und mit größten Freuden annehme. Ein von mir an Herrn von Heydebreck gerichteter, meine erste Erklärung erläuternder Brief ward wol nicht günstiger aufgenommen. Ich hatte darin angedeutet: es müsse in der jetzigen, schwierigen Zeit zwischen Haupt und Gliedern ein tieferes Verständniß und Einigkeit, und fester Verlaß über größere Plane vorhanden sein, wenn wahrhaft Heilsames ohne Widerspruch und Quälerei hervorgehen solle. — Während einige hierin ein ungebührliches Provociren auf Darlegung der Ansichten und Grundsätze sahen, hatte ein anderer vertragener Rath sich (wie ich später in den Acten sah) bestimmt dahin ausgesprochen: man solle mich eiligst nach Berlin berufen, um meine exposituelle Stellung in eine ministerielle zu verwandeln.

Nach dem Minister von Altenstein erschienen meine Bedenken gegen alles provisorische und interimistische Arbeiten

wohl begründet; auf seinen Antrag genehmigte der König meine dauernde Anstellung in Berlin bei der Staatsschuldensection und dem Generaldepartement des Herrn von Altenstein. Im Mai 1810 verließ ich Potsdam und trat voller Diensteifer mein neues Amt an.

XI. Berlin. 1810—11.

Ich habe es stets für unpassend gehalten, wenn in die Lebensbeschreibung von Privatpersonen gleichsam die ganze Weltgeschichte aufgenommen wird. Für die Jahre 1810—11 werde ich jedoch nicht blos von mir selbst im engsten Sinne sprechen: erstens weil ich wirklich an vielen wichtigen Geschäften theilnahm; und zweitens weil vieles unbekannt blieb, oder irrig dargestellt ward. Gleich nach meiner Ankunft in Berlin (den 8. Mai 1810) machte ich dem Herrn Minister von Altenstein meine Aufwartung. Er war sehr freundlich und sagte: er werde mich bei seinem Generaldepartement und in Domänensachen beschäftigen. Das erste war ehrenvoll, sofern es auf Bearbeitung wichtiger Gegenstände hinwies; das zweite aber bedenklich. Mit Recht hatte der Minister sein Vertrauen zu den Ansichten und Grundsätzen der Domänensection, anstatt aber diese zu berichtigen und den Chef zu entfernen, bildete er zu den bereits allzu zahlreichen Instanzen, in meiner Person eine neue Instanz, die durchaus überflüssig erschien, sobald die bestehenden Behörden irgend das waren, was sie sein sollten.

Herr von Altenstein fuhr fort: „Vor allem aber fordere ich von Ihnen, die Schuldensection endlich in Bewegung zu setzen, welches höchst dringend, bisjetzt aber noch keineswegs

geſchehen iſt." — „Ich werde", war meine Antwort, „mich eifrigſt bemühen die Sachen nach den Weiſungen des Chefs der Section, des Herrn Geheimen Staatsrath Niebuhr zu fördern." — „So iſt es nicht gemeint", fuhr der Miniſter fort", „Herr Niebuhr iſt ein gelehrter Mann, aber er iſt kein Geſchäftsmann, er bringt nichts von der Stelle. Ich mache Sie dafür verantwortlich, daß Sie als praktiſcher Geſchäftsmann dieſe wichtigen Gegenſtände in Ordnung bringen und zum Ziele führen." — „Wie kann ich aber, einem Vorgeſetzten gegenüber, ganz andere zweckmäßigere Wege einſchlagen und etwas durchſetzen?" — „Da ſehen Sie zu", ſchloß der Miniſter, machte eine Verbeugung, ging fort und ließ mich rathlos allein.

Ich hatte Herrn Niebuhr früher ſchon perſönlich kennen lernen, nur nicht von der praktiſchen Seite, auf die ich jetzt hingewieſen ward. Er war grundgelehrt, lehrreich mittheilend, von ſo empfindlicher Moralität, daß er bei Cäſar und Alexander nur die Schattenſeiten ſah. Die Weichheit ſeines Charakters ging in Schwäche über, ſobald es nicht auf Raiſonnement, ſondern auf ſchnellen Entſchluß und feſtes Handeln ankam. Wenige Nummern machten ihn krank, mithin war er nicht geeignet, eine Behörde zu leiten und ganze Adminiſtrationszweige in Bewegung zu ſetzen. Die holländiſche Anleihe und die Verpfandbriefung der Domänen zeigten Mangel an praktiſcher Einſicht und Geſchicklichkeit. Niebuhr, ſagte der Miniſter Stein, iſt nur als Lexikon zum Nachſchlagen brauchbar. Als er, ſo erzählte mir ein wohlunterrichteter Mann, einſt eine Anleihe für Dänemark bis zur Unterſchrift des Vertrags eingeleitet hatte, ſagte ihm der ſie unternehmende Bankier: „Ich habe doppeltes Vertrauen, ſeitdem ich zweimal geträumt, der König von Dänemark werde ſein Wort halten." Niebuhr tadelte dieſen Aberglauben in ſo verletzender Weiſe, daß der Bankier ſtatt zu unterſchreiben den Vertrag zerriß. Wie der

geringhaltige Herr von Oelßen den ihm weit überlegenen Niebuhr dennoch täuschte, werden wir bald sehen.

Von Altenstein ging ich zu Niebuhr, der mir meines Anfluges von Gelehrsamkeit halber geneigt war, und in mir wol einen praktisch brauchbaren Arbeiter zu finden hoffte. Er sprach belehrend mit mir über tausend Dinge; trotz meines wiederholten Andringens erhielt ich aber von ihm nicht die geringste Auskunft über das Schuldenwesen; — aus dem einfachen Grunde, weil Niebuhr (obgleich er schon so lange an der Spitze der Section stand) davon gar nichts wußte. Ich eilte jetzt zu der sogenannten Registratur der Section, fand aber daselbst zu meinem großen Erstaunen nur ein einziges, dünnes Actenstück über die neuen Thalerscheine. Ich verschaffte mir jetzt die Acten des Finanzministeriums, des Ministeriums des Innern u. s. w., — und nachdem ich dann das Zerstreute aus hundert Winkeln zusammengesucht und zusammengestellt hatte, so ergab sich sehr deutlich, daß man den Betrag der Provinzial- und Communalschulden theils nur sehr oberflächlich, theils gar nicht kenne; daß noch keine Uebersicht des Zustandes der Bank, kein genügender Abschluß der Seehandlung, des Brenn- und Nutzholzcomptoirs, kurz keine Zusammenstellung der Staatsschulden vorhanden war.

Zunächst entwarf ich mit Herrn von Bärensprung eine Darstellung des Schuldenwesens der Kurmark und fügte hinzu, welche dringende Maßregeln eiligst zu ergreifen seien. Diesen Aufsatz übergab ich an Niebuhr, erinnerte täglich an die Nothwendigkeit, ernste Beschlüsse zu fassen, schrieb zuletzt: „Ich wasche meine Hände in Unschuld wegen der übeln Folgen" — alles vergeblich, nie habe ich davon wieder gesehen oder gehört. So verschwanden alle Sachen in Niebuhr's großem Schreibtisch, aus ihm nulla redemtio.

Diese Unthätigkeit meines angeblichen Vorgesetzten gewährte mir indeß keine Muße; theils weil ich, nach Altenstein's be-

ſtimmter Weiſung, nunmehr eigenmächtig vorgehen mußte, theils weil Einrichtungen und Anſichten, die ſchon von Potsdam aus bekämpft worden waren, jetzt von neuem meine Thätigkeit in Anſpruch nahmen. Hieher gehörte vor allem die Frage über die Verwandlung der ſogenannten Laßiten in Eigenthumsbauern. Viele Gutsherren beſchrieben ſich als treffliche Väter einer wohlerzogenen, in allem freudig und unbedingt gehorſamen Familie, an deren glücklichen Verhältniſſen gar nichts zu ändern ſei. Hiervon war aber in der Wirklichkeit äußerſt wenig anzutreffen, und die Nothwendigkeit von Aenderungen blieb ſelbſt den Vertheidigern des Alten, zweifelsohne Mangelhaften, nicht verborgen. Sie ſtellten jedoch Grundſätze auf, deren Befolgung den Bauernſtand zu Grunde gerichtet hätte, weshalb die Regierung in einem von mir entworfenen Berichte lebhaft widerſprach. Sie behauptete, das ſogenannte Obereigenthum war keineswegs für den Gutsherrn von großem Werthe, ſondern ein Grund bedeutender läſtiger Verbindlichkeiten; denn jener durfte die Abgaben der Unterthanen geſetzlich nicht erhöhen, den ordentlichen Laßiten nicht verjagen. Gegen den liederlichen Laßiten ſtand der Weg Rechtens auf Exmiſſion, auf Ausweiſung allerdings offen, allein dieſelbe war ſchwerer als die eines Eigenthümers; weil der Beweis vorhergehen mußte, daß kein Unfall den Laßiten zurückgebracht und der Gutsherr die geſetzliche Unterſtützung gegeben habe. Jedenfalls durfte der Hof nicht eingezogen, er mußte neu beſetzt werden. Der Laßit hatte bisher das Recht auf freies Bauholz, auf Remiſſionen, auf Vertretung durch den Gutsherrn bei der Unfähigkeit die landesherrlichen Abgaben zu bezahlen. Mithin würde der Gewinn für den Laßiten bei Ueberlaſſung des Eigenthums häufig nicht ſo groß ſein, als der Verluſt bei Aufhebung jener ſogenannten Beneficien. — So viel als kurze Andeutung über ein oft unrichtig betrachtetes und behandeltes Verhältniß; ja dies zeigt ſo viel Verſchiedenheit

der Abstufungen, der Rechte und Pflichten, daß eine ganz allgemeine Verfahrungsregel immer unpassend bleiben muß.

Andere Gegenstände, mit denen ich schon in Potsdam beschäftigt gewesen, kamen wieder in meine Hände, so die unglückselige Verpfandbriefung der Domänen, wodurch, wie gesagt, ein ungeheueres Kapital um der geringen holländischen Anleihe willen allen einträglichern und heilsamern Operationen entzogen und eine doppelte, thörichte Verwaltung eingeführt ward.

Unterdessen hatte man auf dem Landtage in Berlin einen Entwurf zur Einführung einer Einkommensteuer ausgearbeitet, und der Minister Dohna hatte geäußert: er finde dagegen keine großen Bedenken. Hier kein Bedenken; er, der sonst gewöhnlich nur zu viele Bedenken sah. In Wahrheit stellte jener Entwurf auf eine ungeschickte, eigennützige Weise Grundsätze auf, welche den Adel auch hier fast steuerfrei gemacht, die übrigen Stände aber ungeheuer bedrückt hätten. Nur einige Beispiele. Der Ertrag der Gewerbe und der Bauergüter sollte nach dem wahren Werthe und nur mit Rücksicht auf öffentliche Lasten ausgemittelt werden; dagegen der Ertrag der adelichen Güter nach der äußerst geringen ritterschaftlichen Taxe und mit Rücksicht auf alle hypothekarischen und Personalschulden! Gab ein Pächter jährlich 1000 Thaler, so ward angenommen, er habe davon jährlich 500 Thaler reinen Gewinn, und er steuerte nach diesem Maße; der adeliche Verpächter hingegen, welcher baar und unbezweifelt 1000 Thaler empfing, zahlte die Steuer nicht von diesem Einkommen, sondern von dem, was nach jenen äußerst niedrigen ritterschaftlichen Taxprincipien einkommen dürfte u. s. w. u. s. w.

Als ich (Regierungscommissar bei dem nach Berlin berufenen Landtage) jenen ungerechten Grundsätzen bestimmt widersprach, nannten mich die Urheber des Gesetzentwurfs

einen Jakobiner. Ein Geiſtlicher rief: „Wir bilden das hochwürdige Corpus der heiligen Kirche, es muß geſchont werden.“ „Pommern“, ſchrie ein zweiter, „reſervirt ſich jura!“ — Ein dritter: „Ich reſervire mich gegen dieſe Reſervation!“ u. ſ. w. u. ſ. w. Es war ein verwirrtes Hin- und Herreden ohne Ziel und Zweck. Das Ungenügende dieſer Pſeudorepräſentanten der Nation, die Parteilichkeit der Anſichten, die Entbehrlichkeit der Beſchlüſſe ward mir über alle maßen klar; Einzelnes aufzuzählen lohnt nicht der Mühe. Das einzige praktiſch merkwürdige Ergebniß war, daß (nachdem man die Zeit vertrödelt) in der letzten Sitzung vorgetragen ward, man brauche Geld, und nun binnen Einer Stunde ein neues Ausſchreiben auf 300000 Thaler beſchloß, — nach ebenſo ungerechten und unvernünftigen Grundſätzen, wie die frühern. Ueberall zeigte ſich Einſeitigkeit, Vorurtheil, Eigennutz. Die oligarchiſchen Häupter entwarfen Vorſtellungen an den König: die Cavalerieverpflegung auch künftig allein dem contribuabeln, ſteuerpflichtigen Stande, d. h. den Bauern, aufzulegen! — Herr Geheimrath von G. erklärte: er könne es gegen ſeine Gläubiger nicht verantworten, auch nur eine Metze Hafer abzuliefern. Er mußte ſelbſt über dieſe feierliche Proteſtation lachen, welche aber Chorus ſehr beifällig aufnahm. Herr von P. unterſchrieb, indem er ſagte: „Mit den Wölfen muß man heulen.“

So war ich (was ich in meinem wuſterhauſenſchen Patmos gar nicht hätte ahnden können) Tag und Nacht mit den wichtigſten Regierungsangelegenheiten beſchäftigt, voll unermüdlichen Eifers, beſeelt von der redlichſten Geſinnung; aber der Erfolg war ſo gering, daß ſtatt der Freude Kummer hervortrat, die Hoffnung verſchwand und ich ſehnſüchtig der zur Seite geworfenen wiſſenſchaftlichen Arbeiten gedachte. Deren Zeit war aber noch nicht gekommen, und ein unerwartetes Ereigniß

warf mich noch einmal mitten in den Kampf und Strudel der Geschäfte.

Ich erhielt von dem mir persönlich ganz unbekannten Freiherrn von Hardenberg die Aufforderung, ihn in Lichtenberg zu besuchen. Gleich beim Eintritt erwähnte er lobend mein Buch über das britische Besteuerungssystem, weit mehr Nachdruck aber legte er auf meine Beurtheilung der „Lombard'schen Denkwürdigkeiten" in den „Heidelberger Jahrbüchern". „Ich habe sie", sagte er, „mit größtem Beifall gelesen, ehre Ihre Ansicht, Ihre Gesinnung, die Kraft Ihres Ausdrucks. Ich muß Sie festhalten in meiner Nähe." — Diese mir unverständlichen Worte wurden deutlicher, als er hinzufügte: „er wolle mir wichtige Sachen zur Bearbeitung übertragen." Als ich hierauf bemerkte: ich sei in Berlin so mit Geschäften überhäuft, daß es mir unmöglich erscheine, irgendeine andere neue Arbeit zu übernehmen, zeigte er mir einen königlichen Befehl, wonach alle Behörden angewiesen wurden, ihm jede verlangte Auskunft zu ertheilen und ihm freigestellt ward, Beamte zur Bearbeitung der Sachen nach Belieben auszuwählen. Da diese Stellung vor der Hand noch ein Geheimniß bleiben sollte, mußte ich mich in Berlin, so gut es gehen wollte, mit den Geschäften abfinden. In der That entschied jene Recension nicht blos über meine nächste Thätigkeit, sondern über den ganzen Gang meines Lebens. Um die Verabschiedung der bisherigen Minister und die Anstellung des Freiherrn von Hardenberg als Staatskanzler zu verstehen, ist es aber nothwendig, etwas umständlicher über die damalige Lage der Dinge zu sprechen. Nur von den auswärtigen Angelegenheiten schweige ich, da meine Ansichten hierüber in der soeben erwähnten Recension hinreichend genug dargelegt sind.

Die Lage des preußischen Finanzministers nach dem Tilsiter Frieden war höchst schwierig. Zu den großen laufenden

Bedürfnissen, den Pensionen, den Ausgaben zur Herstellung des Zerstörten, zu den alten bedeutenden Staatsschulden kamen so viele Provinzialschulden und die Verpflichtung, an Frankreich eine Kriegssteuer zu bezahlen, welche alle Kräfte des Staats weit zu übersteigen schien. Doch verzweifelte man nicht, sondern begann das Werk mit Ernst und Redlichkeit. Zwei Wege boten sich dar die Geldmittel herbeizuschaffen: durch Steuern oder durch Anleihen. Jene würden (das fürchtete man) dem erschöpften Lande die letzten Mittel entziehen, um sich aus der Zerstörung wieder emporzuarbeiten, und dennoch nie zureichen, um so ungeheuere Forderungen der Sieger zu befriedigen. Deshalb wandte man sich zu den Anleihen und hoffte besonders aus Holland viel gegen Verpfändung von Domänen zu erhalten. Aber der Plan mißglückte, zum Theil unleugbarer Mißgriffe halber; mehr aber noch, weil die Hauptbedingungen fehlten, von welchen das Gelingen großer, freiwilliger Anleihen immer abhängt, nämlich Macht und Unabhängigkeit des Staats, Festigkeit der Verfassung, Reichthum der Hülfsquellen, Sicherheit gegen neue dringendere Bedürfnisse.

Hieran reihten sich mancherlei allgemeine Betrachtungen. So behauptete man: durch die Anleihen geschieht nur das Gerechte, nämlich die Vertheilung der außerordentlichen Bedürfnisse eines Augenblicks auf die Zeit hinaus, wo sie nicht mehr stattfinden werden. — Man entgegnete: „für diese Zukunft, dies Nichtbedürfen, hat man keine Gewähr.“ In der Regel treten außerordentliche Bedürfnisse immer wieder, und wol noch mächtiger hervor; und dann hat offenbar das gegenwärtige Geschlecht auf Unkosten der kommenden Geschlechter gelebt. Dessenungeachtet dürfen die Lebenden keineswegs Vaterland, Freiheit, Unabhängigkeit aufgeben, um nur nicht das Gut der Enkel zu beschränken. Als wenn überhaupt ein Gut, ein echtes Dasein für diese noch möglich sei, sobald jene

Lebensquellen preisgegeben werden; als ob der Fluch der Enkel bei umgekehrtem Verfahren die Vorältern nicht noch viel schwerer treffen würde.

In der Theorie ließ sich die holländische Anleihe vertheidigen; ihr Hauptfehler war, daß sie (trotz verkehrter, höchst lästiger Bedingungen) praktisch nichts oder doch nur eine zur Zahlung der Kriegssteuer ganz unzureichende Summe einbrachte. Immer lebhafter ward deshalb behauptet: sowie der Einzelne und ein ganzes Volk sich zunächst moralisch auf eigene Kraft und festen Willen verlassen solle, so müsse man auch finanziell zuerst jedes einheimische Hülfsmittel ergreifen. Mit Künsten der Banken sei jetzt nichts auszurichten und anstatt auf fremde Handelsplätze und Curszettel hinzusehen, solle man im Innern neue Kräfte wecken und in Bewegung setzen. Bloße Finanzmaßregeln könnten nicht zum Ziele führen, man müsse die Dinge von mehreren Seiten und in größerem Sinne und Style angreifen. „Gewinnt", rief ich nebst Gleichgesinnten, „das Volk für die Regierung, erzeugt Vertrauen, beseitigt die Grundübel, welche alle Thätigkeit, Landbau und Gewerbe hemmen, berichtigt die verkehrten Besteuerungsarten, hindert, daß sich ganze Klassen von Einwohnern der Bezahlung entziehen, vereinzelt nicht die Kräfte und Lasten der Landschaften, bedrückt nicht die eine, während ihr die andere schont. Die hin und wieder geäußerte Meinung: eine neue Landabtretung sei vortheilhafter, als die geforderte höchste, innere Anstrengung, beweiset, daß man die Einheit des Staats, die Anhänglichkeit des Volks viel zu gering anschlägt und mit den edelsten Gütern nur schachern will. Jedenfalls würde dem Kaiser das abgetretene Land die geforderten Summen eintragen; daß er aber dieselben aus Milde und Barmherzigkeit erlassen werde, ist eine durchaus leere und trügerische Hoffnung."

Bei den ängstlichen Erklärungen des Finanzministers und den gegründeten Einreden gegen seine ungenügenden Maß-

regeln, wuchs das allgemeine Mistrauen und die Anmaßung mancher unberufenen Rathgeber. Erheblicher war ein von dem Fürsten von Wittgenstein dem Könige überreichter Finanzplan, des Inhalts: 1) 20000 Einwohner der Monarchie zahlen jeder 1000 Thaler in Geld und 4000 in Staatspapieren; macht 100 Millionen, oder mehr als man braucht und verlangt. 2) Ueber die 100 Millionen werden Staatspapiere angefertigt und mit fünf Procent verzinst. Herr von Altenstein behandelte diesen ihm zur Prüfung vorgelegten Plan wegwerfend und bewies seine völlige Unausführbarkeit. Insbesondere erschien die vom Fürsten ausgesprochene Absicht, die neuen Staatspapiere nöthigenfalls durch Bajonnete auf oder über Pari zu erhalten, ganz thöricht. Als der König mit Recht Wittgenstein's Plan verwarf, behauptete dieser, daß der damals verabschiedete Minister Hardenberg damit einverstanden sei. Später ergab sich, daß dies nicht der Fall war, doch befahl der König: Hardenberg (zu dem er stets großes Zutrauen gehegt) solle über die Lage der Finanzen und die anzuwendenden Hülfsmittel ein Gutachten abgeben. Ehe ich die Erzählung weiter fortführe, ist es rathsam zu erwähnen, wie sich gleichzeitig die Dinge im Ministerium für das Innere gestalteten.

Der Minister Dohna, welcher an der Spitze desselben stand, war ein Mann von der größten Redlichkeit, von dem edelsten, besten Willen, aber dennoch nicht geeignet, in den damaligen, höchst schwierigen Verhältnissen wahrhaft zu leiten und zu herrschen. Er verkam in Nebendingen, war nicht im Stande große Ansichten in sich aufzunehmen und gründliche Verbesserungen zu wagen. Er war in ewigen Bedenken und Zweifeln befangen und sprach mit Ergötzen von den schönen Vorarbeiten in den dicken Acten; allein während seiner ganzen Verwaltungszeit kam keine einzige große Maßregel zum Vorschein. Weil er alles aufs beste machen wollte, that er nicht einmal das Nothwendige, und man konnte bei ihm füglich

Napoleon's Ausspruch anwenden: „Le meilleur est l'ennemi du bien!" Von allen Seiten hörte Dohna (z. B. über die Mängel der Communal- und ständischen Verfassung) klagen, sodaß er zuletzt mitklagte und von Verbessern sprach; obgleich er nicht einsah, was eigentlich fehle und wie oder wo zu bessern sei. Sieben Plane darüber lagen schon in den Acten vergraben; gegen alle hatte der Minister große Bedenken, er meinte, man komme in dem Maße der Wahrheit näher, als man Meinungen aufstapele. Deshalb berief er den Präsidenten Borsche aus Stargard: dieser sollte, als ehemaliger königlich westfälischer Präfect, einen Plan zur Einführung der Gensdarmerie entwerfen und das achte Gutachten über ständische und Communalverfassung abgeben. Das letzte fiel wieder nicht nach Dohna's Wunsch aus, auch war es in der That viel zu französisch und westfälisch abgefaßt. Er ersuchte mich, ihm hierüber auch meine Gedanken mitzutheilen, was gewiß auch nicht zum Ziel geführt hätte. Mit Recht war Dohna den demokratischen Thorheiten der frühern französischen Revolution abgeneigt; in einseitigen aristokratischen Ansichten war er jedoch befangen, wenn er in einer Separationsordnung (welche Jahr und Tag bei den Ministerien umherkreisete) den Bauern nicht einmal das Recht verstatten wollte, auf Ablösung ihrer Dienste anzutragen!

Die Verschleppung einer andern sehr wichtigen Sache that um diese Zeit den Ministerien in der Achtung des Publikums sehr großen Schaden. Schon im December 1809 war ihnen ein Plan zur Verzinsung und Tilgung der berliner Schulden vorgelegt worden, welchen die Stadtverordneten entworfen, der Magistrat geprüft und die potsdamer Regierung im Ganzen annehmlich gefunden hatte. Aller Erinnerungen und Bitten ungeachtet, war binnen fünf Monaten in dieser höchst dringenden Angelegenheit nichts geschehen. Bei späterer Durchsicht der Acten ergriff mich ein wahrer Ingrimm über das Hin und

Herſenden von Pontius zu Pilatus, zu den Miniſtern, Sectionen, Räthen u. ſ. w. Keiner hatte etwas in der Sache gethan; bei Niebuhr (dem Haupte der Schuldenſection!) lag ſie allein über zehn Wochen, der ſie zuletzt mit der kahlen Bemerkung weiter ſchickte: er ſei außer Stande, darüber ein Votum abzugeben. Allerdings hatte er ſich um das berliner Schuldenweſen nie bekümmert. Nachdem alle andern Bemühungen zur Förderung der Sache fehl geſchlagen waren, wandte ſich der Magiſtrat an den König und verklagte das Miniſterium. Hievon benachrichtigt beſchloß daſſelbe 1) nach dem Votum des Herrn Geheimraths Stägemann: eine directe Steuer ſei unräthlich; 2) nach dem Votum der Abgabenſection: indirecte Beſteuerung ſei ein Regale und könne der Stadt nicht bewilligt werden; 3) Fundirung der Schulden auf das Grundvermögen ſei unſtatthaft, weil dadurch der Glaube an das Hypothekenbuch und die letzten hypothekariſchen Gläubiger leiden könnten; 4) daß die Stadt Berlin für ſich ſelbſt ſorgen müſſe. Wie dies, nachdem alle nur möglichen Auswege verſperrt und verworfen worden, anzufangen ſei, blieb ganz unbegreiflich.

Nach unendlichen Zögerungen ward ein ungeheuer langes Geſetz über die Einkommenſteuer für die Kurmark vollzogen und zeigte inſofern einen Fortſchritt, als es die ungerechten Vertheilungsmaßſtäbe für die Kriegsſteuern abſchaffte; dennoch kam es nicht zur Ausführung vieler Mängel und lauter Widerſprüche halber, und weil andern Perſonen die Leitung der Geſchäfte anvertraut wurde.

Der bewilligte Indult für Kapitalkündigungen und Zinszahlungen lief zu Ende. Da man ihn weder ausdrücklich verlängern noch aufheben wollte, ſo erging eine Erklärung, wonach den Gläubigern im Laufe des nächſten Jahres zwar freigeſtellt wurde zu kündigen, allein ſie mußten Staatspapiere zum Nennwerth an Zahlungsſtatt annehmen. Dieſe Erklärung

enthielt offenbar eine unbedingte Verlängerung des Indults, denn kein Mensch konnte so thöricht sein, sein Kapital mit 50 Procent Verlust anzunehmen, wenn er hoffen durfte es nach Jahresfrist in Metall voll ausgezahlt zu erhalten. Ebenso wenig half die spätere Erklärung: es sollten für alle Zeiten Pfandbriefe nach dem Nennwerthe in Zahlung gegeben werden.

Von allen Regierungen liefen um diese Zeit Klagen ein, daß die Schreibereien und Berichterstattungen umständlicher wären, als jemals (großentheils eine Folge der formalen Organisation), daß die Rathsstellen ungenügend besetzt und fast alle Präsidentenstellen erledigt wären.

Diese und andere unbegreifliche Zögerungen, Verschleppungen, Misgriffe erklären sich fast nur daraus, daß die Minister entweder nicht an das längere Dasein des Staats, oder doch nicht an die längere Dauer ihrer eigenen Regierung glaubten. Indem sie aber, insbesondere wegen des letztern Punktes, alles abwarten wollten und die Entscheidung von außen kommen lassen, gaben sie ihren Gegnern Waffen in die Hände. Daraus daß nichts Tüchtiges geschah, bewiesen jene Gegner die Unfähigkeit der Minister; wogegen diese behaupteten, sie könnten nichts Tüchtiges zu Stande bringen, wenn irgendwo eine Opposition zu besorgen wäre. Dieser erbärmliche Zustand hätte vielleicht noch lange fortgedauert, ungeachtet aller Gründe ihm ein Ende zu machen, wenn nicht ein politisches Ereigniß die Entscheidung beschleunigt hätte.

Der preußische Gesandte Herr von Krusemark hatte dem Herzog von Cadore mit tausend Gründen bewiesen*), daß die aufgelegte Kriegssteuer unmöglich bezahlt werden könne. Dieser entgegnete: „Da die von Ihnen hervorgehobenen Schwierigkeiten

*) Nach Hardenberg's Erzählung.

ſo groß, die Forderungen meines Kaiſers aber unbezweifelt und zu befriedigen ſind, ſo könnte eine Landabtretung vielleicht die Verwickelung am leichteſten löſen." — Herr von Kruſemark erſchrak und verſicherte (vieler andern Gründe nicht zu gedenken), daß eine ſolche Zumuthung ſeinen König ganz unglücklich machen würde. — Der Herzog dagegen, wahrhaft oder ſcheinbar über den Ernſt betroffen, mit welchem der Geſandte jene Aeußerung aufnahm, verſicherte aufs feierlichſte, daß ſie ihm nur geſprächsweiſe entfallen, daß ſie ihm nicht aufgetragen worden, daß der Kaiſer ſchlechterdings daran nicht denke. Er bitte Herrn von Kruſemark, hievon durchaus keinen amtlichen Gebrauch zu machen, weil dies ihn beim Kaiſer compromittiren würde. — Herr von Kruſemark fand dennoch für gut, den Vorfall nach Berlin zu berichten, wo man glaubte, daß der Kaiſer Napoleon allerdings Abſichten auf Landabtretung habe, und deshalb die Sache in ernſtliche Berathung nahm.

Herr von Altenſtein erklärte: er könne ſeine Maßregeln nicht nach den Forderungen des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten einrichten, ſondern dieſer müſſe auf den Grund der ihm mitgetheilten Finanzergebniſſe, die weitern Unterhandlungen bauen. Er ſelbſt habe dargelegt, was das Maximum ſei, worauf zur Bezahlung der Kriegsſteuern gerechnet werden könne. Es ſei unverſtändig oder ungerecht, an ihn andere und größere Forderungen zu machen.

So blieb die Gefahr einer Landabtretung unverringert ſtehen, weshalb einige meinten: man ſolle hiefür beim Kaiſer zwar keinen förmlichen Antrag machen, aber doch darauf hindeuten, zum Beweiſe wie groß die Noth, die Verzweiflung, die Unmöglichkeit zu bezahlen ſei. Der Kaiſer werde ſich dann barmherzig zeigen, und weder Land noch Geld nehmen. Viel wahrſcheinlicher war es, er werde das für ihn Einträglichſte und Vortheilhafteſte erwählen. — Ich muß wiederholen, daß

nirgends das Höchste gethan und erreicht war, die Kräfte des Staats zu entwickeln und Hemmnisse fortzuschaffen. Ackerbau und Gewerbe litten an alten Uebeln, ungerechten Besteuerungen, und schädlichen Vorrechten. Zwanzig Millionen Domänen waren für eine Anleihe verpfändet, die kaum eine Million eingebracht hatte; man gab im Auslande ungeheuere Zinsen und wollte inländischen Domänenkäufern nur fünf Procent Ertrag gewähren u. s. w. u. s. w.

Der König gerieth über die Berichte seiner Minister in die tiefste Betrübniß; er mußte fürchten, es sei keine Rettung möglich, da es ihm die ersten Staatsbeamten versicherten. Nach geheimen Unterredungen mit dem herbeigerufenen Freiherrn von Hardenberg in Beeskow und auf der Pfaueninsel (es war dieselbe Zeit, wo Hardenberg mich aufforderte, zu ihm zu kommen) befahl der König, daß Herr von Hardenberg ihm seine Ansichten vollständiger darlegen und alle Behörden ihn mit den nöthigen Nachrichten versehen sollten. Hierüber waren die Minister sehr unzufrieden: sie sahen in Hardenberg einen überlästigen Controleur, einen gefährlichen Nebenbuhler, einen Untergraber ihres Ansehens. Auch ward die Gefahr für sie immer dringender, da ihre Ansichten überall mit denen Hardenberg's nicht übereinstimmten. Nur Eine Hoffnung blieb ihnen, daß der Kaiser Napoleon in dessen Anstellung nicht willigen werde. Dieser äußerte jedoch: er wisse, daß Hardenberg sein Freund nicht sei, wohl aber halte er ihn für tüchtig zur zweckmäßigen Führung der Geschäfte.

Nach Eingang der französischen Beistimmung ward Hardenberg zum Staatskanzler ernannt, wogegen Altenstein, Beyme und Nagler den Abschied erhielten. Der erste trat damals vom Schauplatz ab als ein höchst redlicher, achtungswerther, brauchbarer Mann, der aber bei seiner vereinzelten Stellung in so schwerer Zeit nicht geeignet sei, die Geschäfte mit genügendem Nachdruck zu führen. — Beyme's barsches,

absprechendes Weſen, ſeine ſich ſelten über das Gewöhnliche erhebenden Anſichten und Verwürfe, die ſich aus früherer Zeit herſchrieben, hatten ihm (mit oder ohne Grund) die Gemüther abgewandt. Perſönlich erinnere ich mich eines Streites mit ihm, wo er allen Anlagen von Chauſſeen widerſprach, weil der Feind dadurch ſchneller ins Land komme. — Für den Miniſter Dohna war der Abſchied ebenfalls ſchon gefertigt; da er aber gegen Hardenberg aufs äußerſte ſeine Bereitwilligkeit verſicherte, auf die neuen Anſichten einzugehen, da er behauptete, nur durch das Finanzminiſterium in der Ausführung gehindert zu ſein, ſo ward ſeine Entlaſſung nicht ertheilt; — ein Verſehen, wie ſich bald ergab.

Mit dieſen Veränderungen war das Publikum ſehr zufrieden und faßte neue Hoffnung; hingegen tadelte es die Ernennung des Herrn von Oelßen zum Geheimen Staatsrathe. Er hatte früher als Referendarius und Aſſeſſor bei der kurmärkiſchen und ansbacher Kammer gearbeitet, dann geheirathet und bis zum Ausbruch des Krieges ſein Gut in der Neumark bewirthſchaftet. Während des Krieges wußte er ſich Einfluß im ſtändiſchen Ausſchuß zu verſchaffen, und verkündete zugleich nach allen Seiten, in der Neumark ſei viel beſſer gewirthſchaftet worden als in der Kurmark. Er überreichte Niebuhr deshalb prachtvoll auf Velinpapier geſchriebene Ueberſichten der neumärkiſchen Verwaltung, worüber jener in maßloſe Bewunderung gerieth, das Verfahren als muſterhaft ſchilderte und erklärte, Herr von Oelßen verdiene an die Spitze der Geſchäfte geſtellt, d. h. zunächſt zum Präſidenten der neumärkiſchen Regierung ernannt zu werden. Schon hatte Altenſtein ihm dies zugeſichert, aber Dohna widerſprach, weil Oelßen's Ruf keineswegs tadelfrei ſei.

Als jene Ueberſichten amtlich in meine Hände kamen, erſtaunte ich über jenes ganz unbegründete Lob Niebuhr's, denn Herr von Oelßen hatte nicht nur von den Anleihen und

Zinsen geschwiegen, sondern vor allem den Betrag sämmtlicher Ausschreiben als wirkliche Einnahme aufgeführt und von den Ausgaben abgezogen, während der größere Theil des Ausgeschriebenen nicht eingegangen und nicht beizutreiben war. Laut einer ähnlichen, von Herrn von Bärensprung für mich gefertigten Uebersicht, hatte die sehr verschuldete Kurmark fast gar keine Schulden. In einem Aufsatze trug ich auf nähere Prüfung der Oelßen'schen Darlegungen an und überzeugte Niebuhr von der Irrthümlichkeit seines Lobes. Mein Aufsatz verschwand aber (wie so vieles) in der Charybdis seines großen Schreibtisches, während Herr von Oelßen, nach Ernennung Hardenberg's zum Kanzler, jenes Lob so geltend zu machen wußte, daß ihm die Hauptleitung des Finanzwesens übertragen wurde. Als Niebuhr diese Beförderung laut tadelte, erwiderte Herr von Oelßen: er begreife nicht, warum Herr Niebuhr früheres großes Lob in heftigen Tadel verkehre; — es müßte denn aus Neid sein, daß ihm die Stelle nicht zu Theil geworden. In Niebuhr's Briefen finden sich Aeußerungen, daß er nie daran gedacht; und dies mag für andere Zeitpunkte wahr sein. Damals hat er mir aber nicht einmal, sondern mehreremal mit großer Lebhaftigkeit gesagt: er sei der erste und einzige Mann im Preußischen, dem die Leitung der Finanzen könne und müsse übertragen werden. Dies war gewiß ein Mangel an Selbsterkenntniß, und ich habe es (bei den sonst anerkannt großen Verdiensten Niebuhr's) nur zu oft und doppelt schmerzlich erfahren, daß er gar kein praktisch brauchbarer Geschäftsmann war. Sein Tadel Oelßen's war übrigens so begründet, als sein früheres Lob unbegründet. Ein Beispiel statt vieler. Bei einer in Charlottenburg gehaltenen Berathung vertheidigte Oelßen lebhaft die Anfertigung vielen Papiergeldes, um damit Schulden zu bezahlen. Als alle Gegengründe nicht anschlugen, sagte ich (meinen Mann kennend) mit übergroßer Kühnheit: „Aber, Herr Geheimer

Staatsrath, erinnern Sie ſich doch, daß ſchon Thucydides erzählt, wie große Uebel entſtanden, weil man in Athen zu viel Papiergeld gemacht hatte.“ — „Dieſe Erfahrung“, erwiderte er beiſtimmend, „iſt allerdings von großer Wichtigkeit“; — und ſo ließ er ſich bekehren, um den Schein der Gelehrſamkeit feſtzuhalten.

Gleich nach meiner erſten Zuſammenkunft mit dem ernannten Kanzler ſagte mir dieſer: „Sowol Herr Geheimer Staatsrath Sack als Herr von Oelßen haben Sie reclamirt, jener für die adminiſtrative, dieſer für die Geldpartie, ich laſſe Ihnen die Wahl.“ Wer war froher als ich, aus der Schuldenſection, dieſem unerfreulichen Chaos herauszukommen und in eine Abtheilung überzugehen, für welche ich weit beſſer eingeübt war. Doch unterblieb auch dies, als der Kanzler mich ſpäter in ſein Haus und an ſeinen Tiſch nahm. Seitdem gingen (mit Ausnahme der Kriegs- und auswärtigen Angelegenheiten) ſehr viele wichtige Sachen durch meine Hände. So fertigte ich z. B. eine neue Inſtruction für Behandlung und Verkauf der Domänen, und entwarf einen ſehr weitläufigen und mühſeligen Bericht über den Indult, welcher in meinen „Vermiſchten Schriften“ abgedruckt iſt. Er beweiſet, daß man keineswegs leichtſinnig und oberflächlich arbeitete, ſondern gewiſſenhaft, fleißig und mit Berückſichtigung aller Verhältniſſe. „Wollen wir“, ſagte der Kanzler, „nicht Niebuhr über den Indult befragen?“ Es geſchah; in ſeiner Antwort fand ſich aber nichts als eine Nachricht über den Indult, der einſt in Pondichéry ſtattgefunden, aus welcher Notiz aber für die preußiſchen Verhältniſſe nicht das geringſte Brauchbare hervorging.

Um die ſpäteren, umfaſſenderen Plane Hardenberg's zu verſtehen, iſt es nothwendig, nochmals auf das Frühere zurückzukommen. Nachdem Herr von Altenſtein wiederholt erklärt hatte: er habe ſeine Plane ſo vollſtändig vorgelegt, daß er

nichts hinzuzusetzen wisse und für weiteres nicht verantwortlich sei, so glaubte Hardenberg, daß mündliches Verhandeln, Bieten und Nachlassen nicht zum Ziele führe, und erstattete am 28. Mai dem König einen umständlichen Bericht, im wesentlichen folgenden Inhalts. Er beginnt mit der Rechtfertigung, daß er ihn nicht schneller überreicht, und fährt dann fort: „Die erforderliche Auskunft ist vom Finanzminister nur sehr langsam und unvollständig eingegangen, weshalb ich bei einzelnen Männern (so den Geheimräthen Sack, Labaye und Niebuhr) mühsam das Nöthige erfragen mußte. Der letzte glaubte nicht, mir trotz der königlichen Vollmacht unmittelbar Nachrichten mittheilen zu dürfen; er ließ sie durch das Ministerium gehen und tadelte hiedurch mittelbar das Verfahren der übrigen. Mit Unrecht bezeichnet man mich und die Männer, welche mir Mittheilungen gemacht haben, als Intriganten, und ebenso wenig trifft der Vorwurf, daß ich Männer, die nicht in königlichem Dienste ständen, in Staatsgeheimnisse einweihe. Denn theils haben sie früher dem König als Beamte geschworen, theils bindet sie ihre Unterthanenpflicht, theils habe ich sie ausdrücklich darauf verwiesen.

„Am wichtigsten ist Herrn von Altenstein's Vorwurf, ich habe ihn so in seinen Maßregeln gehindert, daß die Contributionszahlung in Stocken kommen würde. Es ist aber kein Plan aufgeschoben oder zum Stillstand gebracht worden, der in so kurzer Zeit hätte Geld einbringen können. Ich habe nur um den Aufschub folgender Gegenstände gebeten:

1) des Plans zur Erhebung von $2^1/_2$ Millionen auf indirectem Wege, weil dieser Plan einseitig und drückend erschien.
2) Dem Lande nicht die Bezahlung der Naturalfourragelieferung vorzuenthalten.
3) Den Verkauf der Judenabgaben (welcher ohnedies nicht sogleich erfolgen kann) aufzuschieben.

4) Aus den schlesischen geistlichen Gütern und den Malteser-commenden nicht einzelne Summen herauszuziehen, weil hier größere Maßregeln nöthig wären.
5) Kein neues Papiergeld durch Verkleinerung der Pfandbriefe zu erschaffen.
6) Keine neuen Anleihen ohne nochmalige Prüfung der Bedingungen abzuschließen."

Hingegen stellte Hardenberg folgende Beschwerden gegen Altenstein auf:

1) Es liegt keine Klarheit, keine Uebersicht, keine Berechnung seinen Finanzplanen zum Grunde. Er verwirft diese und alle Zahlen als überflüssig und zweckwidrig und setzt ein Gewebe dunkler und unvollständiger Argumentationen an die Stelle.
2) Er hat keinen umfassenden Plan und behauptet, dies sei unrathsam und unmöglich, weil der schwankende Zustand der Politik auch ein Schwanken in den Finanzen und eine Beweglichkeit im System derselben nothwendig mache. Er nahm (nach seinen Worten) frühzeitig als Regel an, alles nur auf diesen schwankenden Zustand zu berechnen — eine Behauptung und ein Grundsatz, der nicht Stich hält, da weise und kräftige Maßregeln zur Herstellung der Finanzen auf alle Fälle heilsam, und diese nicht so mannichfaltig sind, daß festere Berechnungen wären unmöglich geworden.
3) War es höchst fehlerhaft (wenn man sich nicht augenblicklich für Oesterreich erklären wollte), gerade in dem Zeitpunkte, wo der Krieg mit Frankreich ausbrach, die Zahlung der Kriegscontribution zu unterbrechen. Der Einwand: durch weitere Zahlungen wäre das Geld, was der Krieg vielleicht erfordern könnte, verschleudert worden, hatte kein Gewicht, indem Preußen bei einer wirklichen Theilnahme am Kriege, ohne Zweifel durch auswärtige Hülfe Geld

erhalten konnte; da endlich jene Entschuldigung für den Mangel eines Plans seit dem österreichischen Frieden ganz wegfällt. Die Feststellung der politischen Verhältnisse ist abhängig von der Zahlung der Contribution an Frankreich, und diese ist abhängig von einem wohlberechneten, umfassenden und den Credit erhebenden Plan. Der Minister schwankt auch hierüber: er neigt sich dem gefährlichen System des Zögerns und Hinhaltens gegen den Kaiser Napoleon, überläßt sich einem trügerischen Traum von fremder Hülfe und von einem Widerstande durch eigene Kraft, da doch gewiß auf beides in diesem Augenblick weniger zu rechnen ist, als in frühern Epochen.

4) In der Uebersicht der finanziellen Lage sind ungeheuere Rechnungsfehler zu berichtigen und der Domänenverkauf ist anders zu leiten.

5) Für die Staats- und Provinzialschulden ist gar nichts gethan worden.

6) Der Minister hüllt seine Verwaltung in schädliches Dunkel, ergreift zum Theil sehr harte Maßregeln und hegt ungerechte Begriffe von den Menschen, auf welche man einwirken muß. Er handelt ohne Rücksicht auf fremde Plane und gibt sich der Täuschung hin, man hege im Inlande und Auslande Zutrauen zu seiner Verwaltung, während doch das Gegentheil stattfindet.

Die Gegenvorschläge Hardenberg's forderten die Gründung einer unabhängigen Nationalbank, die Anfertigung mit fünf Procent zu verzinsenden Obligationen auf die Grundsteuer und (weil gar große Summen baaren Geldes ins Ausland gingen) die Anfertigung von Papiergeld, welches man gegen jene Grundsteuerobligationen austauschen könne. Hiemit sind große Anleihen im Inlande und Auslande zu verbinden u. s. w. — Als diese und verwandte Vorschläge (welche zum Theil wahr-

ſcheinlich von S—r herrührten) zu meiner Kenntniß kamen, erſchienen ſie mir meiſt unpraktiſch und unausführbar; anſtatt aber deshalb (wie einige Eiferer verlangten) den Abſchied zu fordern, hielt ich es für Pflicht, ſie ſtreng zu prüfen und allmählich zu beſeitigen, wie dies auch gelungen iſt. Ueberhaupt ſah ich den weſentlichen, entſcheidenden Unterſchied der frühern Miniſter und Hardenberg's darin, daß jene vorzugsweiſe im Beharren auf der alten Stelle, im Zögern und Nichtsthun die Rettung ſuchten; während dieſer die Ueberzeugung hatte, oder ſie allmählich immermehr bekam: nur große Veränderungen im Innern könnten das abgeſtorbene Leben wieder hervorrufen und Preußen verjüngen.

Demgemäß ließ er mich um dieſe Zeit eilig zu ſich rufen und ſagte: „Ich will, daß die Regeneration des Staats in allen Theilen und durchaus gründlich erfolge; es müſſen deshalb viele Geſetze entworfen werden. Der gewöhnliche Gang durch die Behörden iſt zu weitläufig; ich will, daß eine Commiſſion die Arbeiten entwerfe, ſetzen Sie die Inſtruction für dieſe Commiſſion auf"; — damit hatte die Audienz ein Ende.

Obgleich ſchon gewöhnt an wichtige Geſchäfte, erſchrak ich doch über dieſen unermeßlich ſchwierigen Auftrag, zu deſſen Löſung mir auch nicht einmal ein Fingerzeig gegeben war. In ähnlicher Lage fühlte ich mich, als ich früher ein Huſarenregiment in Sangerhauſen verpflegen und nach Altenſtein's Weiſung die Schuldenſection in Gang bringen ſollte. Doch welche Kleinigkeiten, im Vergleiche mit der jetzigen Aufgabe und meinen geringen Kräften. Ich kam in größter Aufregung nach Hauſe, überlegte aufs gewiſſenhafteſte nach allen Seiten. Allerdings war ein von mir vollgeſchriebenes Blatt Papier ganz unbedeutend und werthlos, ſobald es verworfen und damit alle Verantwortlichkeit beſeitigt ward; — ſolch Zeugniß

der Unfähigkeit hätte mich aber nicht beruhigt und der Sache nichts genützt. Irrthümer waren auf diesem Boden nicht zu vermeiden; doch bestrebte ich mich, etwas Inhaltreiches, einen Gährungsstoff zu neuen Gestaltungen fermenta cognitionis aufzustellen, die sich wenigstens nicht ganz zur Seite werfen ließen, sobald man überhaupt wagte diese Bahn zu betreten. Daß übrigens von einer Abänderung der Verfassung und von verwickelten reichstagsartigen Berathungen in diesem Augenblick nicht (wie etliche wünschten) die Rede sein konnte, sah ich ein; es galt zunächst offenbare Mängel und erreichbare Zwecke zu bezeichnen. Was ich gar nicht erwartet, ja nicht einmal gewünscht hatte, geschah: der Kanzler unterschrieb meinen Entwurf und die, nächstdem beigefügte Anweisung, über die von der Commission zu fertigenden Arbeiten. Folgendes ist der wesentliche Inhalt:

Die veränderten Grundsätze der Finanzverwaltung und die Bedürfnisse des Staats machen es nothwendig, daß einerseits durch neue Steuern bedeutende Summen herbeigeschafft, andererseits aber gleichzeitig die Uebelstände hinweggeräumt werden, welche sich in dem bisherigen Besteuerungs- und Erhebungssystem finden, und die Cultur, die Gewerbe und den Wohlstand der Unterthanen behindern. — Die von uns ernannte Commission, welche aus dem Geheimen Staatsrath von Heydebreck, Regierungsdirector Ladenberg, Staatsrath Borsche, den Geheimen Finanzräthen Eichmann und von Beguelin, den Regierungsräthen Beuth und von Raumer bestehen und bei gleichem Stimmrecht unter der unmittelbaren Leitung unsers Staatskanzlers Freiherrn von Hardenberg arbeiten soll, hat demnach jene beiden Zwecke zu berücksichtigen und ihrem Verfahren folgende Bestimmungen als feststehend zum Grunde zu legen:

1) Die Staatsbedürfnisse sollen durch Consumtions- und

Luxusſteuern, durch eine Patentſteuer, durch Zölle und Stempel gedeckt werden.

2) Die indirecten Abgaben ſollen für alle Landſchaften gleichgeſtellt und die Abſperrung zwiſchen Stadt und Land aufgehoben werden.

3) Die Acciſe iſt künftig nicht mehr von ſo vielen Gegenſtänden zu erheben; es ſoll vielmehr, ſo weit als irgend möglich, an die Stelle der Univerſal- eine Particularacciſe treten mit bedeutender Verminderung der Verwaltungskoſten.

4) Die auf keine innern Gründe beruhende Verſchiedenheit der Zollrollen und die vielfachen Tarifſätze nach Objecten ſollen aufhören.

5) Die Waſſerbinnenzölle werden aufgehoben und die Landeingangszölle nach erfolgter Aufhebung der Landbinnenzölle neu geordnet.

6) Das Stempeledict ſoll verdeutlicht und den jetzigen Verhältniſſen angepaßt werden.

7) Gegen Einführung einer Patentſteuer tritt Gewerbefreiheit für Stadt und Land ein. Das Zunftweſen wird danach umgeſtaltet.

8) Der Bier- und Mahlzwang wird ohne Entſchädigung für angeblichen Verluſt aufgehoben.

9) Der Civil- und der Militärvorſpann in Friedenszeiten ſoll ſoweit als möglich ganz aufgehoben, auf jeden Fall aber volle Bezahlung aus den neuen Steuern gegeben werden.

10) Die Naturalfourragelieferung hört auf und das durch Unterthanen oder Entrepreneure Herbeigeſchaffte wird bezahlt.

11) Sämmtlichen Unterthanen bäuerlichen Standes, welche nicht wirkliche Zeitpachtbauern ſind, ſoll im Verfolg des Edicts vom 9. October 1807 das Eigenthum ohne

Entschädigung gegeben werden; wogegen man die bisherigen Dienste und Abgaben der Unterthanen, gleichwie die bisherigen Verpflichtungen der Gutsherren zu Unterstützungen an Gelde, Bauholz u. s. w. in die anzulegenden Hypothekenbücher einträgt.

12) Die freie Disposition über das Grundeigenthum tritt für die Gutsbesitzer, welche Zeitpachtbauern haben, erst von dem Augenblicke ein, wo sie sich mit diesen wegen der eigenthümlichen Ueberlassung der Höfe, nach den zu gebenden Gesetzen, geeinigt haben. Für alle Gutsbesitzer hingegen, deren Unterthanen nach §. 11 Eigenthümer geworden sind, sowie für alle diese neuen Eigenthümer selbst, tritt sogleich die unbedingt freie Disposition über ihr Grundvermögen ein. Berlin, den 22. Juni 1810.

Allerdings freuete ich mich über das Gelingen und die bezweckten Fortschritte; erkannte aber (aus vielen Anzeichen) fast gleichzeitig, daß manches zu allgemein und entschieden Ausgesprochene, durch die Commission nothwendig im einzelnen müsse verständigerweise erklärt, geändert und geregelt werden, wenn nicht die, natürlich sich erhebenden Widersprüche, alles vereiteln sollten. Gewiß lag die Schattenseite der, durch das Kriegsunglück aufgezwungenen neuen Lasten so zu Tage, daß sie jeder leicht begreifen und rügen konnte; wo war denn aber damals eine Möglichkeit sie durch Kampf zu beseitigen? Ich wiederhole, die Aufgabe war nicht, ein an sich vollkommenes System aufzustellen, sondern aus vielen Uebeln das kleinere zu erwählen und die Mittel aufzufinden, es erträglicher zu machen.

In der Commission zeigten sich natürlich bald verschiedene Richtungen. Der höchst sachkundige Director Yadenberg wollte z. B. die Besteuerung des platten Landes, alle Weitläufigkeiten, Feinheiten und Controlen der verwickeltsten Accise-

verwaltungen anbringen, woraus mir bald die Ueberzeugung hervorging, in solcher Ausdehnung müsse das Unternehmen ohne Zweifel scheitern. Um so mehr, als sich für manche Theile des Landes zeither ungekannte und unübersteigliche Hindernisse zeigten. Die scharfe Sperrung zwischen Stadt und Land ward nützlicherweise abgeschafft. Ebenso ergab sich, daß die Aufhebung des Mahl- und Bierzwanges allerdings in der Regel für tüchtige Müller und Brauer keinen Nachtheil brachte; in einzelnen Fällen aber Billigkeitsgründe zu berücksichtigen seien. Der lebhafteste Widerspruch erhob sich hinsichtlich der Bauern, wo Herr von Heydebreck behauptete: deren Verhältniß zu den Edelleuten stehe gesetzlich gar nicht fest, sondern diese könnten jene nach Willkür behandeln. „Ist dem so", entgegnete ich, „so muß es eben abgeschafft werden."

Der aufrichtigen Bezeichnung jener Irrthümer und Mängel gegenüber, darf ich bemerken, daß von jenen ersten Vorschlägen des Kanzlers (derentwegen ich den Abschied nehmen sollte), z. B. den Grundsteuerobligationen, Banken, Anleihen, nichts zur Ausführung kam; jene höchst wichtigen Punkte des Entwurfs vom 22. Juni 1810 dagegen, nach löblicher und nothwendiger Berichtigung manches einzelnen, im wesentlichen zur Ausführung kamen; und obgleich jene Plane damals von einer Partei „teuflisch" gescholten wurden, fällt es doch jetzt keinem Unbefangenen ein, die frühern Zustände zurückzuwünschen, also Binnenzölle, Universalaccise, Thorsperre, Fourragelieferung, Vorspann, und Willkür statt des Gesetzes.

Am 27. Juni schrieb mir der Kanzler: „Euer —. bitte ich, der Intermediär zwischen der angeordneten Commission und mir zu sein, und mir diesemnach Nachricht zu geben, wie die Arbeiten eingerichtet und vertheilt worden sind. Ich werde Sie zu jeder Stunde, wenn ich zu Hause bin, em-

pfangen, wenn Sie mir etwas wegen dieſes Geſchäfts zu ſagen haben."

In einer dieſer Audienzen, zu welcher mich der Kanzler eiligſt in ſeinem Wagen holen ließ (den 6. Juli), ſagte er: „So ſehr ich mit Ihnen einverſtanden bin, daß die höchſte Eil in Hinſicht der neuen Steuern nöthig iſt, ſo muß ich doch nach reiflicher Ueberlegung bekennen, daß es mir bedenklich erſcheint, damit vorzuſchreiten, wenn wir noch nicht mit dem ganzen Finanzplane im Reinen ſind. Wir dürfen, wie Sie in Ihrem Promemoria bemerken, nicht ans Publikum wiederholte neue Forderungen machen, ſondern müſſen gleich jetzt, wenigſtens ſummariſch, den Zuſtand darlegen, und offen handeln. Sie wiſſen, daß ich meinen Finanzplan dem Geheimrath Niebuhr mitgetheilt, und ihn um ſein Gutachten gebeten habe. Dies Gutachten iſt jetzt eingegangen und verwirft jenen Plan nicht allein im Ganzen, ſondern auch in allen einzelnen Theilen von einem Ende zum andern, und das obenein in ſehr bittern, hämiſchen Ausdrücken. Ich habe ihn danach aufgefordert, ſeinerſeits einen andern Plan aufzuſtellen, den ich gern annehmen wollte, wenn er beſſer ſei. Hierauf hat er erwidert: er ſei dazu nicht im Stande, und es helfe auch nichts, wenn er nicht die oberſte und alleinige Ausführung habe, das heißt Finanzminiſter ſei. Ich habe ihm wiederholt geſchrieben: Zuvörderſt müſſe doch ein Plan aufgeſtellt, geprüft und angenommen ſein: es ſei ſeine heiligſte Pflicht, ſich darüber vollſtändig auszuſprechen, allein ich habe noch keine Antwort bekommen. Ich halte mich wahrlich nicht für unfehlbar, ich bitte um Rath, ich höre gern jede Meinung; allein ich halte auch nicht Herrn Geheimrath Niebuhr für unfehlbar, und wäre er noch zehnmal ſo gelehrt, als er iſt. Ich will nur das Rechte, das Wahre; ich gebe Ihnen den Bericht, das Gutachten, die ganze Correſpondenz zwiſchen mir und Niebuhr.

In jenem Gutachten finden Sie Nummern, ich habe dazu Bemerkungen gemacht. Ich theile Ihnen diese nicht mit, damit Sie ganz unbefangen prüfen können. Sch. und B. sollen gleichfalls ihr Urtheil geben, schriftlich und eins, wenn sie sich einigen können, sonst jeder besonders. Ich habe zu niemand so großes Vertrauen, als zu ihnen, weil ich überzeugt bin, daß sie alle das Beste wollen, nur auf die Sache sehen und frei von allen Persönlichkeiten sind, was ich bei so manchem nicht voraussetzen kann."

Daß die ersten Hardenberg'schen Plane großen Einwendungen unterlagen, habe ich schon oben erwähnt; Niebuhr hatte aber nur getadelt und gar nichts anderes, Positives dargeboten, vielmehr erklärt: um so weniger etwas als bloßen Stoff zur Discussion geben zu wollen, da es selbst unrecht sei tüchtige Mittel zu offenbaren, solange sie neben andern verkehrten Maßregeln gebraucht werden könnten und zum Untergang führen würden.

Hardenberg schrieb hierauf (4. Juli 1810) an Niebuhr: „Euer —. haben mir, in Rücksicht auf Ihre Aeußerungen meinen Finanzplan betreffend, geantwortet und einige Erläuterungen gegeben, auch Grundsätze beigefügt, nach welchen Sie einen Finanzplan aufstellen könnten, wenn erst darüber entschieden sei, daß wir auch ein Drittes, zwischen Alles und Nichts suchen wollen. Ich kann nicht umhin, Ihnen hierüber nochmals zu schreiben, und wünschte nichts mehr, als Uebereinstimmung unserer Ansichten. Wenn ich Sie recht verstehe, so wollen Sie keinen Plan bearbeiten, der nur als Stoff zur Discussion dienen soll. Sie glauben dieses nur dann thun zu können, wenn Sie selbst Ihre Vorschläge zu vertreten und in der Ausführung zu leiten hätten. Aber dehnen Sie denn dies auch bis auf eine Discussion mit mir aus? Das scheint so, und ich gestehe daß ich dieses weder nach den Dienstverhältnissen, noch nach den vertraulichen und

freundschaftlichen Verhältnissen, die ich mir schmeichelte zwischen uns zu befestigen, erwartet hätte. — Die Frage: ob wir auch ein Drittes, zwischen Alles und Nichts suchen wollen, bedarf keiner Voruntersuchung. Wir wollen das, was das Beste ist, was uns retten kann, und hierüber dächte ich würden Euer —. gar kein Bedenken finden, sich gegen mich vollständig auszusprechen, dieses vollständig mit mir zu discutiren. Sie können mir nicht entgegensetzen, daß es Ihnen an Data fehle einen consequenten, zusammenhängenden Finanzplan nach Ihrer Ueberzeugung auszuarbeiten, und wo sie Ihnen fehlen, würden Sie sich solche zu verschaffen augenblicklich im Stande sein. Bei der Ausarbeitung müssen Sie sich allerdings an die Stelle desjenigen setzen, der die Ausführung leiten und vertreten soll, das ist die meinige. Den Glauben der Infallibilität habe ich keineswegs, und Sie verkennen mich wahrlich sehr, wenn Sie mir nicht die sorgfältigste Rücksicht auf Ihre Ideen zutrauen. Diesemnach muß ich Sie wiederholt und angelegentlich ersuchen, einen Plan, wie ich ihn meine, zu entwerfen, und die Folgerungen aus den Grundsätzen, darauf Sie ihn bauen, in Zahlen auszudrücken, dann aber solches mit mir Punkt für Punkt zu erwägen.

„Ich kann nicht glauben, daß Euer —. sich der Erfüllung dieser Bitte könnten entziehen wollen, da es Ihnen gar nicht schwer werden wird die Ideen zusammenzustellen, die aus Ihren Kenntnissen und Ihrem Verstande resultiren, und da mir Ihr Herz dafür bürgt, daß Sie mit lebhaftem Interesse zur Rettung des Staats beizutragen gesonnen sind."

Anstatt auf diese verständigen Vorschläge einzugehen, und diesen herzlichen Brief zu beantworten, übersandte Niebuhr dem Könige eine Vorstellung, worin er den Kanzler der verderblichsten, revolutionären, alles auflösenden Pläne beschuldigte. In dieser Anklage steht, der König möge Hardenberg

davon aber ja nichts sagen, oder merken lassen!! Statt dessen sandte der rechtlichere König sogleich den ganzen Aufsatz an Hardenberg mit einem Handbillet, worin er sagt: „Niebuhr male aufs gräßlichste; er sei aber überzeugt, daß der Kanzler alles gehörig überlegt habe und die Besorgnisse unnütz wären."

Mit Recht gerieth der Kanzler über dies Benehmen Niebuhr's in großen Zorn; eine gemeinsame Wirksamkeit beider Männer war seitdem unmöglich. In der That ging für die Gesetzgebung und Verwaltung wenig oder nichts verloren; denn Niebuhr war, wie gesagt (trotz seiner sonstigen Gelehrsamkeit), fast unwissend über die wirklichen Verhältnisse des Landes und kein Geschäftsmann. Seine Aengstlichkeit ging bisweilen in Verzagtheit über, und das Sachliche trat vor dem Persönlichen in den Hintergrund. So konnte er Oelsen's Erhebung (die er hauptsächlich herbeigeführt hatte) nicht verschmerzen, und während er meinte im Besitz universeller Heilmittel zu sein, zog er vor die Hände in den Schooß zu legen, und sich aus angeblich zartester Moralität, bis zum nicht zu Rechtfertigenden verlecken zu lassen.

Außer meiner Theilnahme an den Geschäften der obenerwähnten Commission, lagen mir viele andre, zum Theil sehr schwierige Arbeiten ob. So mußte ich ein Gutachten über die Gleichstellung der Grundsteuer ausarbeiten, worin ich (sofern mein Gedächtniß mich nicht trügt) die Licht- und Schattenseiten der Maßregel darzulegen suchte. Damals kam es zu keinem Beschlusse, und noch jetzt, nach funfzig Jahren steht man, aus bekannten Ursachen fast auf derselben Stelle.

Ueberhaupt traten mancherlei, zum Theil sehr nachtheilige Zögerungen ein, worüber ich folgende ungeduldige Stelle in einem meiner Briefe (August 1810) finde: „Der Verlust von zwei Monaten Zeit ist unersetzlich. Man strit über die Zahlen eines papiernen Finanzplans, und machte daß ihre Un-

richtigkeit deshalb täglich wuchs; man grübelte über die Bildung des Staatsraths, als wenn das Einpassen großentheils unbrauchbarer Köpfe in dieses oder jenes Fachwerk ihnen Weisheit mittheilen könnte. Das Zutrauen zur neuen Verwaltung mindert sich durch die Langsamkeit der Operationen. — — Als die berliner Bankiers nicht Wechsel auf Paris geben wollten, wie die Bankiers in Breslau und Königsberg, sprachen mehrere thöricht von bösem Willen, Mangel an Patriotismus, ja von Gewalt und Execution; — als wäre damit etwas zu beschaffen u. s. w."

Zu jenen Zögerungen trug der Tod der Königin und die Ankunft des vom Kanzler berufenen Präsidenten von Schön bei. Dessen, wahrscheinlich mit Niebuhr berathene Vorschläge halfen uns nicht weiter. Hardenberg z. B. wollte die Grundsteuer gleichstellen und die Hälfte zu acht Procent von allen Grundeigenthümern ablösen lassen. Allerdings würde dieser Plan bei der Ausführung große Schwierigkeiten gefunden haben; ganz unmöglich aber war es (wie Schön wollte), nur etwa 400 Erbpächter königlicher Domänen, von denen die meisten außer Stande waren, ihre laufende Pacht zu bezahlen, herbeizuziehen und zu verlangen, daß sie zwei Drittheile ihres Kanons zu sechs vom Hundert ablösen sollten. — Hardenberg hegte gewiß zu günstige Hoffnungen von dem Ertrage zu eröffnender inländischer Anleihen; noch mehr täuschte sich Schön, wenn er glaubte, daß die geistlichen und Klostergüter sogleich dem Staate 6½ Millionen Thaler leihen könnten und leihen würden. Hardenberg hoffte im nächsten Jahre etwa zwei Millionen aus den Domänen zu ziehen; Schön brachte (höchst unwahrscheinlich) 6½ Millionen zum Ansatz. — Hardenberg wollte Vorspann, Fourragelieferung, Gewerbebann, Zwangsrechte abschaffen; Schön wollte die Fourragelieferung in eine Grundsteuer, nach der jetzigen heillosen Vertheilung

verwandeln, und ſchwieg über alle andern Punkte, mittelbar ſie misbilligend.

Schon aus der Verſchiedenheit dieſer Anſichten und Grundſätze ließ ſich entnehmen, daß Hardenberg's Gedanke, das Miniſterium des Innern Herrn von Schön zu übergeben, nicht zur Ausführung kommen würde. Auch entwickelte dieſer (Auguſt 1810) in einem, dem Könige und dem Kanzler überreichten Aufſatze, die Gründe, weshalb er als treuer Unterthan keine Anſtellung in Berlin annehmen könne. Er müſſe (wenn er nicht aus Eitelkeit, oder Uebereilung Miniſter werden wolle) das vollſte und höchſte Vertrauen des Königs beſitzen, und nur das ausführen ſollen was vollkommen ſeiner Ueberzeugung gemäß ſei; es müſſe keine Perſon zwiſchen ihm und dem Könige ſtehen. Außerdem ſpreche er nicht franzöſiſch und ſei nicht reich; ebenfalls zwei Umſtände, welche die Annahme einer Miniſterſtelle unrathſam machten. — Der Aufſatz war in edlem Stile gehalten, auch ehrte der Kanzler Herrn von Schön nach wie vor, und machte ihm wegen ſeines perſönlichen Benehmens keinen Vorwurf. — Ueber den Hergang ſelbſt ſchrieb der König den 24. Auguſt an Hardenberg: „Nach Durchleſung des Aufſatzes des Präſidenten von Schön finde ich mich immermehr in meiner über ihn gefaßten Meinung beſtätigt; denn ich hielt ihn von jeher für einen treuen, gebildeten Staatsdiener, aber zugleich für einen excentriſchen Kopf. Er will als Miniſter obenan ſtehen, das heißt: er will befehlen, aber nicht gehorchen, ſeine Meinung ausführen, aber keine annehmen. So ſind leider die fähigen Köpfe jetzt faſt alle geſtimmt; und dabei wird das Ganze der Darſtellung mit Uneigennützigkeit und Patriotismus ausgeſchmückt. Wie unter ſolchen Umſtänden von ſeinen, allerdings ſchätzbaren Fähigkeiten wird Gebrauch zu machen ſein, wenn man ihn nicht auf ſeinem Lieblingspoſten in Gumbinnen laſſen will, ſehe ich nicht recht ein. Ich erwarte indeſſen Ihre Vorſchläge."

Kaum war die Prüfung des Finanzplans von Schön beendet, der ungenügend, aber redlich gemeint war, so wurden mir neue Vorschläge der Geheimräthe Heydebreck und Beguelin zur Prüfung vorgelegt, worüber sich zwei Parteien gereinigt zu haben schienen: eine überconservative, welche in Nichtsthun Weisheit sah, und eine andere, welche wesentlich durch Eigennutz angetrieben ward. Jene Vorschläge gingen nämlich im wesentlichen dahin: die unentbehrlichen, eiligen Steuergesetze zu erlassen, alle Anordnungen über innere Verbesserungen aber auszusetzen. — Ich widersprach sehr bestimmt und behauptete: die sehr lästigen neuen Steuern können selbst auf kurze Zeit nicht beigetrieben werden, sobald erleichternde, tröstende, beruhigende Maßregeln wegbleiben. Für diese scheint mir jetzt der günstigste, ja vielleicht der einzige nicht zu versäumende Augenblick. Wollte man neben großen, neuen Auflagen (denn der Bedarf wird durch Aussetzung jener Maßregeln nicht geringer), nur einzelne, unbedeutende Vereinfachungen in der Verwaltung eintreten lassen, so würde dies auf das gesammte Volk gar nicht zurückwirken, sondern die Last ganz rein und unversüßt als bloße Last erscheinen. Die Behauptung, daß jene Maßregeln allein die Feudalberechtigten träfen und diese zu Grunde richten würden, ist irrig; denn manche Befreiungen (wie die von Vorspann und Zeurrageliefrung) beruhen lediglich auf ungerechtem Herkommen. Während nämlich die Lasten der Bauern auf allen Seiten größer geworden sind, hat man die Lehnsherrregelen nicht erhöht. Auch gewinnen die größern Gutsbesitzer durch Milderung der Verpflichtung die bäuerlichen Höfe vollzählig und im Stande zu halten, durch Erlaubniß der Getreideausfuhr u. s. w. weit mehr, als sie durch die neuen Maßregeln verlieren. Die Behauptung, daß die Kapitalisten zeither wenig oder nichts verloren hätten, ist irrig: man denke nur an den Indult, die ausbleibenden Zinszahlungen, den Stand

aller Staats- und Institutspapiere, den Ausfall der nachstehenden Hypotheken u. s. w. Die in Antrag gebrachten Maßregeln greifen so ineinander, daß keine einzige unterbleiben kann, ohne die ganze Richtung zu verändern, und alle Consequenz zu vernichten.

Aus diesen Gründen verwarf der Kanzler die Vorschläge der Herren von Heydebreck und Beguelin; doch dienten sie gleich manchen andern, auch die eigenen Gedanken einer immer wiederholten Prüfung zu unterwerfen und durch solch Fegfeuer zu reinigen. Unzählige, von unbedeutenden Personen überreichte Anträge hatte ich indeß aus Mangel an Zeit nicht durchsehen können, bis ich mich nach der Weisung des, Gutes hoffenden, Kanzlers dieser Arbeit unterziehen mußte. Ich erstattete ihm hierauf am 26. August 1810 folgenden Bericht: „Euer Excellenz gnädigem Befehle gemäß begann ich die Durchlesung der Actenbände, welche die von Privatpersonen eingereichten Finanzpläne enthalten, gewahrte aber bald, daß das Wahre nicht neu, und das Neue nicht wahr, oder brauchbar sei. Desungeachtet war die Referri anziehend genug, und ich erlaube mir, beim Mangel ernsthafter Weisheit, einige der gar curiosen Einfälle und Vorschläge aufzuzählen, deren jeder einzelne von den Einsendern als allein und radical helfend angepriesen wird. Unter den Einsendern befinden sich übrigens Grafen, Barone, Edelleute, Bankiers, Juden, Militärpersonen verschiedener Art, selbst invalide Soldaten, Kaufleute, Bäcker, Riemer, Glaser, Stellmacher, Studenten u. s. w., ja selbst eine Matrosel, wie sie sich unterschreibt. Nichts wäre erwünschter, spricht der eine, als wenn dem Staate durch freiwillige Einzahlung der Bürger geholfen würde; deshalb habe ich einen Plan zu einer die gesammte Menschheit beglückenden Immobilisirlotterie, einen zweiten zur Verlesung und Ausspielung sämmtlicher Domänen entworfen. — Nur das Entbehrliche kann man

geben, ruft ein anderer, und will die Militärmacht des Staats, durch Einschmelzung der entbehrlichen Glocken auf den höchsten Gipfel heben. Und (fährt er fort) welch ein Nebengewinn: das mir unangenehme Läuten wird abkommen. Nur durch Papiergeld ist dem Staate zu helfen, schreien viere zu gleicher Zeit. Der erste verlangt dessen Fertigung allein zum Chausseebau; der zweite »zum Ersatz des Abgangs an Viehcorporibus«; der dritte dagegen will, daß jede einzelne Handwerkszunft ihr eigenes Papiergeld habe, und dies dem Bedürftigen zu 40—200 Procent Zinsen gegeben werde; dem vierten ist Papiergeld doch gar zu papieren, er will ledernes Geld ausgeben.

„Andere behaupten, es sei leichter dem Staate durch Monopole zu helfen, und verlangen ein solches für die rohen Tabacksblätter, »damit man nicht mehr brillante Etiketten und schlechten Tabak erhalte«. Weit großartiger ist dagegen der Vorschlag (des Herrn Ephraim), einer Gesellschaft das Monopol der Versorgung aller Städte mit Lebensmitteln zu ertheilen. Die mehrsten der erleuchteten Aerzte wollen mit neuen Steuern retten. Der eine glaubt nur das streng Gerechte zu verlangen, wenn er den Bauern das Doppelte ihrer bisherigen Grundsteuer aufbürden will: denn sie besäßen mehr Land als im Kataster in Zahlen ausgedrückt stehe, und alle müßten Gott danken daß man ihnen die Nachzahlung erlasse. Ein zweiter ferner, »daß die Bauern mit Pferden in der Stadt paradiren und wol gar Menschen umfahren«, fordert ihre höhere Besteuerung, will sie aber dadurch beglücken, daß künftig nur Ochsen statt der Pferde gehalten werden dürfen. Um dies Ziel zu erreichen werden

1) sogleich alle Hengste castrirt;
2) von drei Füllern darf der Bauer nur eins verkaufen und muß zwei aufziehen;

3) von einem Kalbe wird so viel Accise erhoben, als von einem Ochsen.

„Ein anderer städtischer Vorschlag geht dahin, die Wollpreise jährlich und zwar geringer zu fixiren, als sie in den benachbarten Staaten stehen. Von diesem vorgeschriebenen Preise erhält aber der Producent nur eine, und der Fiscus die andere Hälfte.

„Ferner sollen, nach einigen Stimmen, Steuern gegeben werden:

1) von jedem Stücke Vieh,
2) von Sommerwohnungen,
3) von Heirathen und Taufen,
4) von allen zu ertheilenden Militär- und Civilabschieden,
5) von allem Spielgewinn in öffentlichen und Privatgesellschaften wird ein Zehntel dem Fiscus eingezahlt.

Andere verlangen

6) Stempelung der Lotterieloose,
7) Stempelung der Kleidungsstücke: z. B. eine Endeloppe drei Thaler, eine Hose zwei Thaler, ein kurzes Jäckchen zwei Thaler u. s. w.,
8) Stempelung des Geldes selbst, neben dem Gepräge.

Nach einem Rettungsplane, der zufolge des Titels »in der schönsten Jahreszeit und Baumblüte« entworfen ist, soll

a) jeder Besuch von Assembleen, Picknicks, Kränzchen, Clubs, Harmonien, Redouten, Casinos, Komödien u. s. w. mit acht Groschen extrasteuer belegt werden.
b) Geschwängerte zahlen vor die Bewilligung der Freude fünf Thaler, und außerdem, wenn sie einen Sohn gebären, zwei Thaler, wenn eine Tochter nur einen Thaler.

Eine einzige Stimme sucht Hülfe im Erlaß einer Abgabe: nämlich des halben Postgeldes von den Pfandbriefen, — um sie zum Steigen zu bringen!

„Mehrere dieser Projectenmacher verlangen deutlich Belohnungen für ihre Weisheit; vorsichtiger will einer mit seinem Rettungsplan erst dann hervortreten, wenn er einem Auctionscommissarius adjungirt werde. Endlich (damit die Alchemie nicht fehle) überreicht einer ein untrügliches Recept, Geld zu machen, und bittet zu gleicher Zeit — daß ihm die Execution wegen Schulden abgenommen werde." — So mein fast unglaublicher, und doch ganz wahrhafter Bericht.

Als Anhang erwähne ich die Eingabe eines preußischen Grafen, worin er die Fortdauer des Zwangsgesindedienstes und ein Gesetz fordert, daß niemand seinen Geburtsort verlassen dürfe. Jetzt (fügte er zur Begründung dieser Anträge hinzu) leben in der Lombardei auf der Geviertmeile wol fünfmal mehr Menschen als in Preußen. Rasch wird sich die Volksmenge gleichstellen, sobald man keinen Preußen hinauslässt; denn sie haben dieselbe Zeugungskraft wie die Lombarden und dieselbe Neigung, davon zum Nutzen ihres Vaterlandes Gebrauch zu machen.

Es ward in jener Zeit viel über Organisation und Vereinfachung des Geschäftsganges bei den Behörden gerathschlagt. Als komischen (im Hintergrunde aber freilich sehr ernsten) Anhang überreichte ich dem Kanzler folgende, von ihm heiter aufgenommenen Verse:

Der Instanzenzug
oder
Die hülfreichen Behörden.

Eine organisirte Legende nach der Melodie:
Die Mutter schickt den Jockel fort,
Er soll die Birnen schütteln u. s. w.

1.

Der Bauer geht zum Schulzen hin,
Und spricht: so wahr ich ehrlich bin,
Ich kann die Steuer nicht zahlen.

Der Schulze spricht:
Das schiert mich nicht,
Er muß die Steuer zahlen.

2.

Der Bauer geht zum Amtmann hin
Und spricht: so wahr ich ehrlich bin,
Ich kann die Steuer nicht zahlen.
Der Amtmann spricht:
Das schiert mich nicht,
Er muß beim Landrath klagen.

3.

Der Bauer geht zum Landrath hin
Und spricht: so wahr ich ehrlich bin,
Ich kann die Steuer nicht zahlen.
Der Landrath spricht:
Davon weiß ich nicht,
Der Amtmann muß berichten.

4.

Der Bauer zu dem Amtmann spricht:
Ach Gott, der Landrath hilft mir nicht,
Wenn Sie nicht erst berichten.
Der Amtmann spricht:
Das kann ich nicht,
Eh' ich den Schulzen gesprochen.

5.

Der Bauer bringt den Schulzen mit,
Der spricht: wenn Michel zahlet nit,
Müß'n wir ihn übertragen.
Der Amtmann spricht:
Das geht ja nicht,
Ich kann's nicht unterstützen.

6.

Hans Michel geht zum Landrath hin,
Verklagt des Amtmanns harten Sinn,
Daß er nicht will berichten.

Der Landrath spricht:
Dann kann ich nicht
Vom Zahlen Ihn entbinden.

7.

Hans Michel geht zum Advocat
Und fraget den um guten Rath,
Wie er sich könne helfen.
Doch dieser spricht:
So geht es nicht,
Wir müssen hierin schreiben.

8.

Er schreibt nun an das Comité
Und klagt dabei Ach und Weh,
Er kann die Steuer nicht zahlen.
Man decretirt:
Wird remittirt
Dem Landrath zu berichten.
Der decretirt:
Wird remittirt
Dem Amtmann zu berichten.
Der decretirt:
Es wird citirt
Der Schulze zum Gutachten.
Der Schulze spricht:
Zahlt Michel nicht,
Müss'n wir ihn übertragen.
Der Amtmann schreibt:
Zahlt Michel nicht,
Muß man ihn übertragen.
Der Landrath schreibt, u. s. w.
Das Comité weist ihn zur Ruh,
Er solle ferner zahlen.

9.

Zum Advocat nun Michel geht,
Erzählt ihm wie die Sache steht.

An die Regierung der nun ſchreibt,
Damit ein Keil den andern treibt.
Man decretirt:
Wird remittirt (wie oben u. ſ. w.).
Die Regierung weiſet ihn zur Ruh,
Er ſolle ferner zahlen.

10.

Er ſchreibt dem Oberpräſident,
Ob er ihm gar nicht helfen könnt,
Daß er die Steuer nicht zahle.
Der decretirt u. ſ. w. (wie oben).

11.

Er ſchreibt nunmehr der Section,
Wie oft er nun geſchrieben ſchon
Die Steuer nicht zu bezahlen.
Die decretirt u. ſ. w. (wie oben).

12.

Er ſchreibt ans Miniſterium,
Wie ſeine Sache ginge krumm
Und er nicht könne zahlen.
Man decretirt u. ſ. w. (wie oben).

13.

Er ſchreibt dem König ſeine Noth,
Wie er nicht habe mehr das Brot,
Wie er nicht könne zahlen.
Man decretirt:
Wird remittirt
Dem Miniſter zu berichten.
Desgleichen Section,
— Oberpräſident,
— Regierung,
— Comité,
— Landrath,
— Amtmann,
— Schulze.

Der Schulze spricht u. s. w.
Der Amtmann schreibt,
Desgleichen bis zum König.
Der König weiset ihn zur Ruh,
Er solle Steuer zahlen.

14.

Hans Michel geht zum Advocat
Und fraget den um guten Rath
Wie er sich könne helfen.
Doch dieser spricht, nun ist es aus,
Beim Schreiben kommt nun nichts mehr raus,
Doch Er muß mich bezahlen.
Hans Michel spricht:
Das kann ich nicht,
Ich werd' Ihn nicht bezahlen.

15.

Der Advocat zum Schulzen geht.
Et sic in infinitum.

Im August 1810 eröffnete mir der Kanzler, er wolle nach Schlesien reisen und mich in seinem Wagen mitnehmen. Dies machte mir große Freude, und ich trug eiligst aus Büchern und Acten alles zusammen, was Größe, Volksmenge, Steuern, Häuserzahl, Stiftungen, Kirchen, Schulen, Einnahmen, Ausgaben, Personen, Gehalte, Schulden u. s. w. betraf. Sowie wir einer Stadt nahten, zog ich das Noth- und Hülfsbuch aus der Tasche und hielt genauen Vortrag. Alle erstaunten nächstdem über des Kanzlers ganz außerordentliche Kenntnisse. Man hat solch ein Verfahren wol verspottet; es ist aber sehr verständig, daß ein hochgestellter Staatsbeamter sich mit Hülfe seiner Untergebenen unterrichte und dann wisse, wonach er fragen und wie er antworten solle.

Am 1. September ward die Reise angetreten; sie ging über Frankfurt, Krossen, Liegnitz, Glatz, Neisse nach Breslau. Von hier kehrte der König nach Berlin zurück; der Kanzler

hingegen reiſete über Schweidnitz zum Gebirge nach Landshut, Schmiedeberg, Buchwald, Hirſchberg, Löwenberg, Sagan, Naumburg, Kroſſen u. ſ. w.

Der König war über alle Erwartung geſprächig und heiter: er verband ſehr geſchickt gnädige Aeußerungen mit ernſthaften Ermahnungen. Ueberall ward er mit der größten Herzlichkeit, mit der aufrichtigſten Freude empfangen. Mit Recht hatte der Kanzler den König darauf aufmerkſam gemacht, daß ein Wort von ihm mehr wirke, als hundert Verfügungen; daß ihm jetzt mehr als je die Pflicht obliege, die Stimmen des Volks zu gewinnen, da beläſtigende Maßregeln unausweichbar bevorſtänden und die, jeden einnehmende Königin ihm nicht mehr zur Seite ſtehe. Alle Städte, wohin der König kam, waren erleuchtet. Breslau drei Abende nacheinander. Hier war man bei der Ankunft des Kanzlers (die einen Tag vor der des Königs erfolgte) unzufrieden, daß, gegen früher erregte Hoffnungen, der Bürgerſchaft nicht alle demolirten Feſtungswerke, ſondern nur ein Theil gegen ſehr läſtige Bedingungen überlaſſen werden ſollte. Die Cabinetsordre über dieſe Beſchränkung war erſt vor zwei Tagen angekommen. Der Kanzler trat ſogleich mit den Generalen Grawert und Scharnhorſt zuſammen, und das Ergebniß der Berathungen war die allgemeine, unbedingte Ueberlaſſung. Die Freude war groß und offenbarte ſich zunächſt in einer Abendmuſik und einem Vivat, welches die Bürgerſchaft dem König brachte und das er freundlich aufnahm.

Ueberhaupt ergab ſich, daß die in Berlin ſo oft ausgeſprochene Behauptung von einer großen Unzufriedenheit, von allgemeiner Neigung zum Aufſtande in Schleſien (was man vielleicht auch dem Kaiſer Napoleon hinterbracht hatte) ſchlechterdings ungegründet war; nur der hohe, auf alte Vorrechte und Begünſtigungen eiferſüchtige Adel, zeigte ſich zum großen Theil allen Veränderungen und Beſſerungen abhold. Ja, ein Graf

B—s entblödete sich nicht zu sagen: die französischen Siege seien ein geringeres Unglück für den Staat, als das Gesetz vom 9. October 1807, wonach der Edelmann dem Unterthan (den er nicht beschäftigen konnte) erlauben mußte, anderwärts sein Brot zu suchen, ohne Loskaufsgeld von ihm zu erhalten. Der Graf M—s nannte in einem dem Kanzler übergebenen Aufsatz, die Urheber solcher Ideen und Gesetze, Catilinas, die den König und den Adel ermorden wollten. Auch die Bürger und Bauern wollten den Staat umstürzen, weshalb sie der König durch den Adel zur Ordnung zurückbringen, dessen sämmtliche Real- und Personalprivilegien bestätigen, und ihm vor allem das ausschließliche Recht auf Staatsämter zugestehen müsse.

Zu einigen Widersetzlichkeiten der Bauern in Oberschlesien und der Grafschaft Glatz hatten die Behörden und der Adel selbst die Veranlassung gegeben. Dort war von einigen Gemeinden auf den Grund einer von Friedrich II. eingeführten Unmöglichkeitsklage das Maß ihrer Leistungen durch den Spruch zweier Instanzen verringert worden. Das Oberlandgericht behauptete: seit Erscheinung des Edicts vom 9. October könnten keine Unmöglichkeitsklagen mehr angestellt werden und jene zwei Rechtssprüche nicht zum Vollzug kommen: die Bauern müßten die alten Dienste leisten. Jene behaupteten dagegen: das Gesetz vom 9. October gebe ihnen unmittelbar nichts, und sie würden sich das Anrecht, welches sie mit großen Kosten in zwei Instanzen erstritten hätten, nicht kurzweg nehmen lassen. Endlich setzte die Regierung durch, daß die Bauern nicht durch formelle Ausdeutungen zu Grunde gerichtet wurden, — und alle waren ruhig.

Aus der Grafschaft Glatz lief ein unnützer Mensch nach Berlin, um vom Könige zu erfahren, ob das Gesetz vom 9. October alle Hofdienste aufhebe. Das Gegentheil war zur Vermeidung jedes Misverständnisses schon durch eine Verfügung

aufs deutlichste erklärt worden. Als jener Mensch zurückkam und von großen Versprechungen prahlte, die ihm der König gemacht habe, wies ihn der Landrath nicht zur Ruhe, sondern erließ förmliche Berufungsschreiben an die Bauern und bevollmächtigte sie gewissermaßen über ihre Dienstverhältnisse zu rathschlagen. Ihre Beschlüsse fielen gegen die Hofdienste aus, und nun eilte man ein gewaltiges Aufheben von der Sache zu machen, zahlreiches Militär und Kanonen hinzusenden und durch ganz unerhörte Executionskosten die Sache aufs äußerste zu treiben. Der Tod des strafbaren Landraths verhinderte die völlige Aufklärung des Hergangs; allein es blieb die höchste Wahrscheinlichkeit, daß Edelleute die Sache selbst eingeleitet und auf die Spitze getrieben hatten, um die Regierung zu schrecken und zur Rücknahme aller Besserungen des Zustandes der Unterthanen zu bewegen. Diese Annahme erschien um so weniger Zweifeln unterworfen, da die Bewohner der Grafschaft Glatz (nach dem Zeugnisse aller Unterrichteten) ein stilles, gehorsames, frommes Völkchen sind.

Ein Theil des Adels ward in seinen Hoffnungen und Ansprüchen um so mehr bestärkt, da der Geheime Staatsrath und Oberpräsident von Massow fest den Glauben hegte: es müsse alles bleiben oder wieder so eingerichtet werden, wie nach dem Siebenjährigen Kriege.

Ganz allgemein, sowol von seiten des Militärs als der Bürger, war die Klage über das vom Staatsrath D—ch entworfene, unbedenklich ganz schlechte neue Servisreglement. Ferner klagten die Regierungen über die unnütze Schreiberei, welche ihnen die Abgabensection bereite; noch unzufriedener war man mit der Domänensection, deren Grundsätze unangemessen, das Verfahren zweckwidrig und kostspielig gescholten wurde. Bisweilen wechselten Klagen und Lobeserhebungen. So sagte mir jemand in Krossen auf meine Frage: durch die Aufhebung des Bierzwangs hat man altes gutes Recht um einiger

Leckermäuler willen hintangeſtellt — Gottlob! rief ein zweiter, daß endlich dem ungerechten, verdammten Misbrauch ein Ende gemacht iſt, und wir nicht mehr gezwungen ſind die Jauche zu trinken, welche die eigennützigen Brauer Bier nennen.

Durch dieſe Mittheilungen der verſchiedenſten Art ward die Einſicht beſtärkt oder berichtigt, und manches, was man dem Kanzler ganz aufrichtig vorzutragen Bedenken hegte, ward mir, ſeinem Knappen oder Anhängſel, anvertraut. Einige kannten mich als Verfaſſer des Buchs über die Einkommenſteuer, andere hofften mich für eigennützige oder gemeinnützige Zwecke zu gewinnen. Aus aufrichtiger Theilnahme ſagte mir endlich jemand: „Man achtet Ihre Geſinnung und Ihren Verſtand, kann aber um ſo weniger begreifen, warum Sie etwas nicht unterlaſſen, was Sie in ein ungünſtiges Licht ſtellt.“ — „Und was iſt dies?“ — „Wenn Se. Excellenz der Herr Kanzler in den Wagen ſteigen will, ſpringen Sie raſch vor, ſteigen vor ihm ein und ſetzen ſich rechts obenan.“ — „Ich ſehe, daß Sie es gut mit mir meinen, glauben Sie denn aber, ich würde ohne zureichenden Grund ſo platte Unſchicklichkeiten begehen? Der Kanzler hat mir dies Verfahren beſtimmt anbefohlen, weil er auf dem linken Ohr ſchlechter hört als auf dem rechten, und nicht will, daß ich im Wagen über ihn wegſteige.“

Der Plan, die ſchleſiſchen Klöſter aufzuheben, war damals insgeheim ſchon im Werk, und durch Umfragen ergab ſich, daß ſich nur wenige Menſchen für ſie intereſſirten, mehrere dagegen ihre Aufhebung empfahlen. Nichts iſt irriger, als daß Haß gegen dieſe Inſtitutionen und den Katholicismus überhaupt mitgewirkt hätten. Entſcheidend wichtig war die beſtimmte Weiſung Napoleon's, dieſe Maßregel zur Bezahlung der Kriegsſteuer zu ergreifen, wie es (bei ähnlichen Geldbedrängniſſen) längſt in Frankreich geſchehen. In Breslau unterrichtete ich mich von den löblichen Einrichtungen und der

heilsamen Thätigkeit der Elisabethinerinnen, Ursulinerinnen und barmherzigen Brüder, und kann behaupten, daß ich ihre Erhaltung, mehreren Eiferern gegenüber, durchgesetzt habe. Ueberhaupt bin ich mit Unrecht als ein unbedingter Gegner der Klöster verschrien worden, und hatte schon damals einen großen Theil der Forschungen beendet, welche ich den Ergebnissen nach in meine „Geschichte der Hohenstaufen" niedergelegt habe. Unter allen Beschäftigungen (sagte mir einst der Präsident von Braunschweig) wäre wol die mit einer Geschichte der Klöster die leerste und einfältigste. Er wollte durchaus nicht glauben, daß sie mir bereits viel Zeit gekostet und viel Genuß gewährt habe.

Wie der Tod überall nachfolgt, verfolgte uns auch die Noth der Kriegssteuerzahlung bis Schlesien, und ich mußte z. B. die allerhöflichsten Briefe an einen königsberger Bankier schreiben, daß er bedeutende Zahlungen vorschußweise übernehme. Gleichzeitig hatte aber Freund Beuth (nach der gesetzlichen Terminologie des alten Judenreglements) in einer andern Angelegenheit an denselben Mann schreiben lassen, unter der Aufschrift: „An den Judenknecht N. N." Es kostete die größte Mühe, den sich hierüber beschwerenden Bankier zu beruhigen.

Ein anderes Leiden brachte der französische Handels- und Zolltarif. Als man erfuhr, daß Besteuerung der Waaren und Beschlagnahme der Vorräthe in Frankfurt am Main stattgefunden und zu demselben Zweck französische Mannschaft in Mecklenburg eingerückt sei, beschloß die preußische Regierung dieselben Maßregeln zu ergreifen, bevor aus Paris dies anbefohlen würde. Zwei Tage nach jenem Beschlusse traf diese unbedingte Forderung ein. Alle Unterhandlungen in Paris, durch Labaye über die Kriegssteuer, durch Valkenaer über eine Anleihe, durch Beguelin und Treskow über Annahme und Absatz preußischer Fabrikwaaren, hatten wenig oder gar keinen Erfolg. Der Kaiser verlangte noch immer die Nach-

zahlung der rückſtändigen Kriegsſteuer, was in dieſem Augenblick ſchlechterdings unmöglich war. Hardenberg glaubte, daß dieſer, mit frühern Verheißungen in Widerſpruch ſtehenden Härte, höhere politiſche Abſichten zum Grunde lägen; ich bezweifelte es in dieſem Augenblick um ſo mehr, da die von Wien aus in Paris eingeleiteten Unterhandlungen ebenſo fruchtlos waren und daſelbſt von allen Seiten (ſo Spaniens wegen) das dringende Geldbedürfniß hervorſchien.

Um dieſe Zeit hatte Napoleon ſich gegen Czernichef über Hardenberg wiederholt dahin geäußert: „On voit qu'un homme d'esprit est à la tête des affaires: je sais bien que Mr. de Hardenberg ne m'aime pas, mais il sait ce que demande l'intérêt de sa patrie. C'est ainsi qu'il faut agir quand on se méle de gouverner.“ Dieſe Aeußerung ließ hoffen, daß der Kaiſer keinen Wechſel der verwaltenden Perſonen verlangen werde, was nach dem Mislingen aller ſoeben erzählten Verſuche und Auskunftsmittel meine längſt gehegte Ueberzeugung beſtätigte und beſtärkte: das einzige Rettungsmittel ſei eine zweckmäßige, umfaſſende innere Geſetzgebung. Dieſe zu beſchleunigen war jetzt des Kanzlers ernſter Beſchluß.

Auf dem Wege zwiſchen Berlin und Breslau wurden alle Plane, Entwürfe, Schwierigkeiten, Einwendungen u. ſ. w. nochmals gründlich betrachtet und durchgeſprochen, und der Kanzler befahl mir nunmehr, eine vollſtändige Darlegung ſeiner Abſichten und Zwecke zu entwerfen. Hiezu mußte ich in Breslau einige Tage und Nächte arbeiten; dann begab ſich der Kanzler nach Buchwald, angeblich um den Grafen Reden zu beſuchen. Die Reiſe hatte aber noch einen andern Zweck.

Viele Gegner Hardenberg's behaupteten, daß der Freiherr vom Stein ſeine Plane verwerfen würde. Herr vom Stein war ein Mann von umfaſſenden Einſichten und großer Kraft des Charakters. Ihn erfreute es, das Kühne am Tage einer

administrativen Schlacht siegreich durchzufechten; aber jahrelang täglich entstehende Schwierigkeiten wegzuräumen und im einzelnen zu verwalten, sagte seinem kräftigen Geiste nicht zu. An Entschiedenheit und Charakterkraft war er ohne Zweifel dem Kanzler überlegen; während dessen Liebenswürdigkeit viele Gemüther gewann und seine Geschmeidigkeit nöthig war, in den Jahren 1810—13 die französischen Gesandten und den Kaiser Napoleon zu beschwichtigen.

Hardenberg (dem außerordentlich viel daran lag, Herrn vom Stein's Ansichten kennen zu lernen und die seinen nöthigenfalls zu berichtigen) verabredete mit ihm eine sehr geheim gehaltene Zusammenkunft im Gebirge an der schlesischen Grenze. Nicht blos die von mir entworfene Darstellung ward Herrn vom Stein vorgelegt, sondern auch vollständig die Gutachten und Eingaben von Niebuhr und Schön. Herr vom Stein verwarf die letzten, und trat den Hardenberg'schen Planen bei. Einige Randglossen zu diesen, mußte ich in meine Darstellung hineinarbeiten. Das, was beide Männer, Hardenberg und Stein, gebilligt hatten, ward nunmehr dem Könige zur Vollziehung vorgelegt; jene Uebereinstimmung mußte aber (Stein's Verhältniß zu Napoleon halber) dem Publikum leider verheimlicht werden.

Bald nach der Rückkunft aus Schlesien und dem Erlaß des neuen Finanzgesetzes, nahm mich der Kanzler in sein Haus und an seinen Tisch, woraus ein so nahes und im wesentlichen erfreuliches Verhältniß entstand, daß ich eher über seine trefflichen Eigenschaften und seine Schwächen urtheilen dürfte, als mancher Unberufene oder Leidenschaftliche, zu welchen später auch Herr vom Stein gehört. Hardenberg war ein schöner, höchst gebildeter und liebenswürdiger Mann. Wenn man ihm auch, und selbst mit Grund zürnte, wußte er den Erzürnten umzustimmen und für sich zu gewinnen. Er war ein edler Mann, ein Gentleman im besten Sinn des Worts.

Selbst seine Schwächen, z. B. gegen einige Frauen, waren fern von der so häufigen Gemeinheit, und entsprangen aus einem gefühlvollen Herzen und einer dichterischen Phantasie. Seine Vaterlandsliebe, seine Treue gegen den König, sein redliches, unermüdliches Bestreben, das Rechte und Heilsame zu finden, lassen sich gar nicht bezweifeln. Er hatte ein außerordentliches Talent sich in fremde Ansichten hineinzudenken, ja diese weiter und gründlicher auszubilden, als der Urheber selbst; aber dies Talent ward ihm gefährlich und schädlich, indem es ihn bisweilen veranlaßte, früher Angenommenes beiseite zu stellen und in ein Schwanken zu gerathen, welches Abgeneigte benutzten, seine besten Plane zu stören und zu vereiteln.

Als ich beim Kanzler einzog, hegte ich die besten Hoffnungen, obgleich mir die in der Nähe und Ferne lauernden Wolken nicht verborgen blieben; auch bezogen sich darauf manche meiner mühsamen Arbeiten. Ein Gutachten über das Patronatsrecht z. B. widersprach dem für die Domänen ganz abweichenden Verfahren, und suchte darzuthun, daß ein Einfluß der Gemeinde, des Gutsherrn und der Regierung sich verbinden und versöhnen lasse.

Mehr Arbeit verursachte ein Aufsatz über die Behandlung der preußischen Domänen und die Prüfung eines, sonderbar genug, von Scharnweber und Adam Müller gleichmäßig empfohlenen Planes: alle Realschulden für unablöslich zu erklären und die Zinsen herabzusetzen. Auf den Grund eines von mir abgegebenen Gutachtens ward jener Plan verworfen, was die Urheber sehr übel nahmen.

Eines Morgens, als ich in das Zimmer des Kanzlers trat, fand ich S. und den Geheimrath St. Der Kanzler händigte mir einen von diesen entworfenen Gesetzentwurf ein, dessen Unterschrift sie dringend empfahlen. Er bestimmte: daß allen hypothekarischen ersten Gläubigern (wozu unter

andern Pupillen, milde Stiftungen u. dgl. gehörten) ein Theil ihrer Zinsen abgenommen und der Betrag unter die letzten hypothekarischen Gläubiger vertheilt werde. „Was sagen Sie", fragte der Kanzler, „zu diesem Plane?" — „Er erinnert", antwortete ich, „an den heiligen Crispin, der Leder stahl, um den Armen Schuhe daraus zu machen." — Hieran reihte sich ein sehr lebhafter Streit, der damit endete daß der Kanzler, dem Uebergewichte meiner Gründe nachgebend, den Gesetzentwurf in Stücke riß, ich aber zur Thür hinausging. Am andern Morgen sagte er mir: „Sie waren gestern sehr lebhaft, aber Sie hatten recht."

Erfreulicher war das Geschäft, den sehr weitläufigen Plan über Verlegung der Universität Frankfurt nach Breslau ins Kurze für den König zusammenzuziehen, wobei es mir gelang, die Einnahmen der letzten um 10000 Thaler über den ersten Antrag hinaus zu erhöhen.

Um diese Zeit wollte der Kanzler beim König darauf antragen, mir (gleich einigen andern Beamten) den rothen Adlerorden dritter Klasse zu verleihen. Ich bat ihn dringend und mit Erfolg, dies nicht zu thun, da gewiß sehr viele mich dessen unwürdig hielten und verbreiten würden, ich hätte mir den Orden bei ihm aus Eitelkeit und Anmaßung erbettelt. Dreißig Jahre später erhielt ich den Orden vierter Klasse.

Gütergotz, welches der Kanzler zum Sommeraufenthalt gemiethet hatte, lag zwar nicht schön, gewährte aber doch Schutz gegen überlästigen Besuch. — In dem warmen Sommer von 1811 war Glienecke ein viel angenehmerer Aufenthalt. Ich mußte es veranschlagen und der Kanzler erstaunte, als ich ihm der Wahrheit gemäß darlegte, es bringe gar keinen Ertrag; — die Annehmlichkeit könne er jedoch nach Belieben in Rechnung stellen. — Der Babelsberg war damals noch voller Disteln und Dornen; welche Verwandlung ist seitdem durch edle, geschmackvolle Fürsten eingetreten!

Die zahlreichen großen Mittagsmahle in Berlin waren damals keineswegs immer anziehend; auch blieb es unbequem in kurzen Beinkleidern und seidenen Strümpfen zu erscheinen. Als ich den Kanzler bat, mich eines Tags davon zu entbinden oder zu erlauben, daß ich am kleinen runden Tisch seiner Gemahlin speise, gab er mir die denkwürdige Antwort: „Lieber Raumer, Sie müssen lernen sich mit Anstand ennuyiren."

Diese dritte Frau Hardenberg's, ursprünglich eine Schauspielerin, verdiente mehr Lob als die beiden ersten. Sie war liebenswürdig, bescheiden, verständig; nie mischte sie sich in Geschäfte, nie erschien sie bei Hofe oder in den vornehmsten Kreisen.

Anziehender als die großen Mittagsmahle waren die kleineren am runden Tische, an denen Fürst Wittgenstein, Iffland u. a. oft theilnahmen. Aus den unterhaltenden Erzählungen des erstern wage ich nichts mitzutheilen, weil sie näher oder ferner stehende Privatpersonen verletzen dürften. Das Folgende mag als Probe genügen.

In Kassel bekam man an der Tafel des alten Landgrafen so schlechten Wein, daß der Fürst immer eine Flasche mitbrachte und dem Bedienten einhändigte, um sie auf seinen Platz zu stellen. Eines Tages entgleitet sie seiner Hand und die weißmarmorne Treppe wird übermäßig geröthet. Die vom später kommenden, zornigen Landgrafen hart angelassenen Bedienten mußten endlich Veranlassung und Hergang berichten. Der Landgraf schwieg, und störte den Fürsten nicht in seinem Verfahren.

In Berlin ließ jener sich einst bei diesem melden und der Fürst befahl, der regelmäßig ihn besuchende Geheimrath Heim solle abgewiesen werden. Hieran nicht gewöhnt, drang Heim dennoch in das Zimmer des Fürsten, welcher dem Arzte eiligst den Landgrafen vorstellte, damit das Gespräch die gehörige Würde behalte. „Sind Sie", fragte hierauf Heim, „der

Landgraf mit dem Zopf, drehen Sie sich doch einmal herum. Können Sie mir nicht (wie Sie es andern zugestanden) ein paar von Ihren Unterthanen überlassen, daß ich medicinische Versuche mit ihnen anstelle" u. s. w. — „Sie können sich", sagte der Fürst, „meine Angst und das Erstaunen des verstummten Landgrafen denken!"

Unter den großen Festen war das wegen der Geburt des Königs von Rom, vom Grafen Saint-Marsan im Opernhause veranstaltete, bei weitem das glänzendste. Alle Geladenen erschienen in Masken aller Art, und da ich mit dem Kanzler hinfuhr, durfte ich in meiner Toilette nicht zurückbleiben. Im Jahre 1810—11 waren die Damen aus schnell verschwundenen Gründen höflicher gegen mich, als früher und später, und so ließ es sich das sehr schöne Fräulein V—e gefallen, daß ich sie im Saal umherführte. Plötzlich aber entdeckt sie den Verlust einer diamantnen Brustnadel und klagt dies ihrer Mutter, welche hierüber in solchen Zorn gerieth und die Tochter dermaßen ausschalt, daß sie in bittere Thränen ausbrach. Ich dankte Gott, daß man den Umstehenden beibringen konnte, ich sei ganz unschuldig an diesem Trauerspiel. — Später setzte ich mich zu der damals berühmten Eunicke-Meyer-Händel-Schütz. Sie fordert von einem vorübergehenden Herrn einen Teller mit Backwerk, und als dieser sich höflichst entschuldigt, derselbe sei schon für andere Damen bestimmt, wird sie so grob, daß es ganz unmöglich erschien, als Ritter für die Dame aufzutreten. So das zweite Trauerspiel. — Als ich am nächsten Morgen meinen, bei einem Freunde abgelegten sehr glänzenden Domino wollte abholen lassen, erhielt ich die Antwort: da ich denselben nie wieder brauchen würde und brauchen könnte, habe man ihn (um mich beliebt zu machen) einer von mir verehrten Dame zu fleißigerer Verwendung übergeben.

Ganz anderer Art als das Königsfest war der stralauer Fischzug und der Wiesekische Garten, welche ich mit Freund

Hagen beſuchte. Der letzte ſchön erleuchtete Garten war nur von ehrbaren Bürgern und Bürgerinnen beſucht, welche aber allerdings verhältnißmäßig mehr Schinken und Butterbrot verzehrten, als eine gleiche Zahl von Geheimräthen und Geheimräthinnen. Ich erzählte dem Kanzler unſere Abenteuer. Als dieſer an des Königs Tafel derſelben erwähnte, ſagte ihm die Gräfin V. es ſei ungebührlich, daß ſeine Räthe derlei Orte beſuchten. Augenblicks erbot ſich der Kanzler, ſie nächſten Tages hinzuführen, was große Heiterkeit, ſelbſt beim König erregte.

Ueber ein anderes, auch mir erfreuliches Feſt, ſchrieb ich meiner Schweſter Folgendes: „Der Prediger Schneider in Selchow (den ich ſeit Wuſterhauſen, ſowie ſeine Familie gut kannte) feierte ſeine goldene Hochzeit und ſein einundfunfzigjähriges Dienſtjubiläum. Der Gottesdienſt war ſehr feierlich und die wiederholte Weihung und Einſegnung rührte bis zu Thränen. Zudem gehören lauter brave Leute zu der Familie, die ſich lieb haben, nie zankten und im einfachen Leben ſehr zufrieden ſind. Mittags brachte ich höchſt unerwartet eine von mir ausgewirkte, theilnehmende Cabinetsordre und die Verſicherung einer Penſion zum Vorſchein, was grenzenloſe Freude und Dank hervorrief. — Das iſt zuletzt der einzige und beſte Lohn meines Poſtens, an ſolchen Dingen muß ich mich erholen.“

Täglich hatte ich (bisweilen mehreremal) Vortrag beim Kanzler. Da aber Depeſchen, eilige Antworten, Geſandte, der König ihn oft unerwartet beſchäftigten, ſo konnte er mir durchaus keine Zeit genau beſtimmen, vielmehr mußte ich den ganzen Tag ſeines Rufes gewärtig ſein. Gern und freundlich würde er mich von dieſer Unbequemlichkeit entbunden haben, weil aber die Sachen darunter gelitten hätten, konnte ich ihn darum nicht bitten. Noch mehr Noth machten mir die wöchentlich zweimal bewilligten Audienzen, wo dem Kanzler von

Leuten der verschiedensten Art nur zu oft abenteuerliche, eigennützige, unmögliche Gesuche vorgetragen wurden. Doch wußte er sie nach seiner liebenswürdigen Weise zu beruhigen und bei guter Laune zu erhalten. Das Nähere, sagte er gewöhnlich den Bittstellern, würden sie von mir erfahren. Nach beendeter Audienz ging der Kanzler die Liste der Gesuche mit mir durch, nannte viele aus vollkommen zureichenden Gründen absurd, unmöglich u. s. w. Dies möge ich den Thoren beibringen. Sie erschienen und sagten in der Regel: „Se. Excellenz sind auf das Gesuch höchst gnädig eingegangen, den nähern günstigen Bescheid sollen wir bei Ihnen empfangen." — Mochte ich mich nun auf das höflichste und zarteste drehen und wenden, um den Ungeduldigen den entgegengesetzten Befehl des Kanzlers mitzutheilen, ich erhielt jedesmal unangenehme, grobe Antworten. „Irgendein Unwissender, Uebelwollender muß mit schlechten Gründen das menschenfreundliche, wohlwollende Gemüth Sr. Excellenz umgestimmt haben." — Wenn ich nunmehr die Klagenden zur Berichtigung meiner angeblichen Misverständnisse an den Kanzler verwies, so konnte er freilich seine wahre Meinung nicht länger verhüllen; alle aber blieben dabei: ich hätte ihn böswillig umgestimmt und sei sein böser Genius. — Bisweilen entstanden wirkliche Misverständnisse aus dem schweren Gehör Hardenberg's. So kam einst ein Mann zu mir und sagte entsetzt: „Welch ein hartes Gemüth hat diese Excellenz; ich erzähle ihm, daß mir meine Mühle abgebrannt ist und er antwortet: das freut mich sehr." Die sicherste, ruhigste Vertragsstunde für mich war des Morgens, während der Kanzler sich anzog. Unter so vielen wichtigen, oft unangenehmen Sachen kamen auch einzelne vor, von sehr abweichender Natur. „Sehen Sie", sagte einst der Kanzler, „welch impertinent dummen Brief ich soeben empfange." Es hieß darin: „Ew. Excellenz befahlen zwölf nackte Jungfrauen, wir werden sie Ihnen eiligst übersenden." — Meine Behaup-

tung, es würden hohe ſchlanke Weingläſer ſo genannt, beſtätigte der beſtellende Haushofmeiſter.

Einem Manne war in den damaligen bedenklichen Zeiten aufgetragen worden, in den vornehmen Speiſehäuſern die Fremden zu beobachten und über ihre Geſpräche zu berichten. Da er dies nie that, ſich es aber überall ſehr wohl ſchmecken ließ, lohnte man ihn ab, und er überreichte nunmehr einen Bericht des Inhalts: „Zwei an einem Tiſch ſitzende Herren erzählten ſich, die Gemahlin des Staatskanzlers Freiherrn von Hardenberg gerieth mit dem Miniſter Herrn von Laden-berg in Streit: ob Katzen, die man zum Fenſter hinauswerfe, auf die Füße zu ſtehen kämen, oder nicht. Es wurden Katzen herbeigeholt, jeder der Streitenden ergriff eine beim Schwanz, drehte ſie ein paarmal ſchwunghaft in der Luft umher und warf ſie zum Fenſter hinaus u. ſ. w. Ehe ich im Stande war über die Erzählenden etwas Näheres zu ermitteln, waren ſie verſchwunden. Hierauf ging ich nach den Linden und (ich geſtehe meine Schwachheit) befragte ein Mädchen, ob ich ſie nicht nach Hauſe begleiten könne? »Das iſt«, antwortete ſie, »ganz unmöglich, da Se. Excellenz der Herr Staatskanzler jeden Abend zu mir kommen.« Ich folgte ihr in ein Haus, entſchloſſen ſie zu faſſen, aber ich ſtieß mich im Finſtern an den Kopf und unterdeß war ſie verſchwunden.“ — Der Kanzler zürnte ſehr über dieſen beshaft lügneriſchen Bericht; doch war es beſſer zu ſchweigen, als großen Lärm zu erheben.

Eine Hökerfrau, deren Bude vor dem Hauſe des Kanzlers ſtand, erkrankte und wandte ſich an den Geheimrath Heim. „Verdient Sie denn viel mit ihrem Apfelkram?“ — „Nein, der Nebenverdienſt bringt mehr ein.“ — „Was für ein Neben-verdienſt?“ — „Ich muß für die Geſandten aufſchreiben, wer den Tag über in das Haus des Kanzlers eingeht oder aus-geht.“ — Die Hökerbude ward auf die andere Seite des

Dönhof'schen Platzes verlegt, und auch sonst das Spioniren erschwert.

„Was für ein Wagen", fragte mich der Kanzler zum Fenster hinausblickend, „hält denn so oft und so lange vor meiner Thür?" — „Es ist der Wagen des verunglückten Bankiers G—s; er sitzt unten im Holzverschlag des Hausflurs, erzählt aber den Leuten, er verhandele stundenlang mit Ew. Excellenz.

„Soll ich Ihnen", fragte mich G—s, „ein bildschönes Judenmädchen zuschicken, die Ihres Rathes in einer persönlichen Angelegenheit bedarf?" — Sie kam, war erschrecklich häßlich und klagte über die Judengesetze. — „Beruhigen Sie sich", gab ich zur Antwort, „binnen sehr kurzer Zeit wird ein neues viel milderes Gesetz erlassen." — „Das ist", fuhr sie eifrig fort, „eben mein Unglück. Ich habe schon den Schutz, mein Bräutigam aber nicht; er will mich heirathen, damit ich ihm den Schutz zubringe. Bekommt er ihn durch das neue Gesetz, so läßt er mich sitzen." — Ich fand diese Besorgniß nicht unnatürlich, war aber außer Stande Hülfe zu leisten.

Um diese Zeit gerieth ich in einen unangenehmen Streit mit Adam Müller und Heinrich von Kleist. Jener behauptete: ihm sei durch Herrn von Altenstein und Herrn Geheimrath Stägemann die Stelle eines Staatsraths versprochen und sogar die Wahl unter allen Sectionen verstattet worden. Hierüber befand sich in den Acten nichts (es konnten also höchstens höfliche Gespräche stattgefunden haben). Ja in einem amtlichen Bescheide hatte ihm Herr von Altenstein ausdrücklich gesagt: es sei keine Gelegenheit vorhanden, ihn im Preußischen anzustellen, und er möge österreichische Anerbietungen (deren er sich rühmte) ja annehmen. Da ferner Müller nur etwa acht Tage Referendarius gewesen und nie in Geschäften gebraucht worden, so fand es der Kanzler anmaßlich, daß er, während so viele verdiente Beamte brotlos

waren, sogleich Staatsrath werden wollte. Mir aber maß Müller, sehr mit Unrecht, das Mislingen seines Planes bei. — Hierauf kam er ein und wollte Kanzler der Universität Frankfurt mit einem sehr großen Gehalt werden, hauptsächlich um die Studenten gesellig zu bilden. Ueber diesen Vorschlag befragt, erklärte ihn der diesem Zweige der Verwaltung vorstehende Herr von Schuckmann für ganz verkehrt und fügte hinzu: er wisse nicht, in welchem Fache Müller auch nur als Privatdocent auftreten könne, viel weniger, daß man seiner als Kanzler bedürfe. — Diese zweite, abschlägige Antwort sollte ich wiederum verschuldet haben, und Müller (der übrigens schon Katholik war, während er sich für einen Protestanten ausgab) ward Rathgeber und Schreiber für manche Ultraaristokraten, die allen Veränderungen und Verbesserungen widersprachen.

So erschien in den von Müller und Kleist herausgegebenen „Abendblättern" ein hämischer Angriff auf die soeben bestätigten Gesetze, und der König erließ deshalb unmittelbar eine Zurechtweisung an die Polizei. Auch diese sollte von mir herrühren, obgleich ich von dem ganzen Hergang: gar nichts wußte. Nun steckte sich Müller hinter den sehr gutmüthigen Kleist, um mich durch alle Stufen von Drohungen (bis zum Zweikampfe) zu seinem Willen zu zwingen. Der hieran sich reihende Briefwechsel ist in den Beilagen mitgetheilt und schließt damit, daß Kleist erklärte: er sei zu allem inducirt und vertraue, ich würde ihm edelmüthig alles vergeben. In der That konnte ich dem wohlwollenden, talentvollen, blos verlockten Kleist nicht zürnen, und habe dies in spätern Gesprächen herzlich gesagt; leider war ich aber gar nicht im Stande, etwas Erhebliches für ihn zu thun, was vielleicht seine schon längst eingewurzelte Melancholie gemildert und ihm ein heitereres Leben verschafft hätte.

Allerdings war mein Einfluß damals, selbst in wichtigen

Dingen groß, unerwartet groß; aber doch keineswegs so groß, wie man glaubte, oder zu glauben vorgab. Die bitterſten Anklagen wurden oft über Gegenſtände und Maßregeln erhoben, die gar nicht durch meine Hände gegangen waren, oder gegen welche ich mich aufs beſtimmteſte erklärt hatte. Schon am 16. December ſchrieb mir mein Vater: „Mich bangt, wenn ich die gewaltigen, innern Umwälzungen Eures Staates ſehe, und noch mehr wenn ich von jedem, der aus Berlin kommt, höre: jeder wirft die Schuld davon auf einen jungen Mann, den Regierungsrath von Raumer. Es iſt allerdings eine ſchöne Empfindung für den jungen Mann, wenn er thätig zum Beſten ſeines Herrn und des Landes, dem er dienet, mitwirken kann, und wenn durch ſeine Thätigkeit Gutes hervorgebracht wird: — und ob ich zwar zugeben will, daß in der Lage, worin der preußiſche Staat ſich jetzt befindet, ein ſolches langſames Wirken nicht möglich iſt, und daß eine Beſſerung fürs Ganze vielen einzelnen Theilen Nachtheil bringen muß; ſo fürchte ich doch, daß manches zu ſchnell zerſtört und viele dabei zu hart angegriffen werden. — Du biſt zwar klug genug, Dich dabei gehörig zu führen; aber öfters verleitet der Stolz und der Gedanke ſich recht emporzuſchwingen, den jungen unerfahrenen Mann dahin, daß er nur auf dies ſiehet und darüber alles, was um und neben ihm iſt, vergißt, und ſich ſo ſein eigenes Unglück bauet. Gott ſtehe dir bei, nimm den recht gemeinten väterlichen Rath an und gehe klüglich zu Werke, damit Du nicht ein Opfer dieſer vielleicht übel verſtandenen Maßregeln wirſt; — aber laß Dich auch nicht ſchrecken, wenn es dem anders iſt. Dein treueſter Freund und Vater.“

In einem Briefe meiner Mutter vom 30. Juni 1811 (leider dem letzten, ſie ſtarb ſchon am 1. Auguſt) heißt es: „Ich weiß wohl, daß man in dieſen Zeiten von vielem abweichen muß, was ſonſt nie angetaſtet wurde, und wer nicht

aus Patriotismus und im Guten will, muß wol mit Gewalt dazu angehalten werden. Die das Ruder in Händen haben, müssen aber genau abwägen und prüfen, wie die Lasten zu vertheilen, damit nicht Eine Klasse alles trage und die andere frei ausgehe. Ist dies geschehen, muß man sich nicht irre machen lassen, nicht wie ein Rohr hin- und herschwanken, ungerechte Verleumdungen nicht ungeahndet lassen und fort handeln wie man angefangen. — Dieses steht nun freilich nicht in Deiner Hand, lieber Fritz; Du mußt Dich also mit dem Bewußtsein trösten, Deine Pflicht erfüllt zu haben und Dir weiter keinen Kummer machen."

Ich dankte herzlich für diesen väterlichen und mütterlichen Rath, zählte auf, was ich für unvermeidliche heilsame Verbesserungen hielte, und daß die damit unzertrennlich verbundenen Lasten und Uebel nicht durch uns herbeigeführt wären. Wir hätten nicht die Schlacht bei Jena verloren und die Kriegssteuer aufgelegt. „Ich bin (gottlob! oder leider) ein public character geworden, wundern Sie sich also nicht, wenn ich Feinde habe. Viele halten mich für einen Manteltäger, für einen Nichtswürdigen; aber Gott sieht mein Herz, meinen reinen Willen, die Anstrengung aller Kräfte, die Aufopferung alles andern Wünschenswürdigen. Auch bin ich bereit, es Mann für Mann mit Gründen und mit kräftigem Thun aufzunehmen. So sind die Klagen vieler Edelleute über Verlust ungerechter Vorrechte leicht zu widerlegen, und eine Herbeiziehung zu neuen Lasten zu rechtfertigen. Auch sprechen sie niemals von grosem Gewinn, der für sie durch die neue Gesetzgebung entsteht, z. B. durch Freigebung der Wollausfuhr. Wir müssen reformiren, um nicht zu revolutioniren: zu jenem helfe, vor diesem bewahre uns Gott!"

Die Anklagen gegen mich wurden nicht blos gesprächsweise und in Gesellschaften ausgesprochen, sondern in einer (höchst wahrscheinlich von Adam Müller entworfenen) Eingabe der lebuser

Ritterſchaft an den König im ſtärkſten Maße wiederholt. Es heißt daſelbſt: „Nicht nur die Grundſätze, nach welchen die neuen Verordnungen abgefaßt ſind, ſondern ſogar ihre Tendenz iſt ganz dahin gerichtet, Unheil und Verderben über unſer Land zu bringen, und können wir es nicht genug bedauern, daß anſtatt mit einheimiſchen des Landes kundigen und angeſeſſenen, dem Lande alſo nothwendig ergebenen Männern vor der Ausführung zu Rathe zu gehen, man es jungen Fremdlingen, die auf Euer Majeſtät Miniſter influiren, geſtattet hat, gerade in unſerem Vaterlande die Probe mit ihren neumodiſchen Theorien zu machen, da doch jedes andere Land ihnen ebenſo nahe lag. Mit dieſen Theorien, die nur allein auf den Erwerb des Geldes und auf die Emporbringung ihrer eigenen Perſon geſtellt ſind, die Geſinnung des Volkes, auf welcher der Staat feſter beruht denn auf dem Gelde, aber ertödten.“

Durch dieſe Anklagen verlor ich weder beim Könige, noch beim Kanzler; wohl aber ward es immer offenbarer, daß Vorurtheile und Eigennutz die Ankläger zu ganz allgemeinen Widerſprüchen veranlaßten, z. B. gegen Aufhebung des Vorſpanns, der bäuerlichen Fourragelieferung, der Bannrechte, der Separationen und Dienſtaufhebungen, der beſſern Behandlung der Bauern u. ſ. w. Es bleibt wahr (ſo oft man es auch geleugnet hat), daß die ſeit 1807—13 erlaſſenen Geſetze weſentlich dazu beitrugen, Muth und Begeiſterung im Jahre 1813 zu verſtärken.

Nicht das Beharren auf dem angekündigten und betretenen Wege, ſondern das häufige, ſchwächliche, inconſequente Abweichen von denſelben, war der Gegenſtand meiner Klagen. So heißt es in einem Briefe an Keßler vom 18. Juni 1811: „Nur die nützliche Uebung und Erhöhung meiner Kräfte, das löbliche Widerſtreben gegen das Verkehrte, ſpricht für meine Lage, dann das perſönlich erfreuliche Verhältniß zu Harden-

berg; — ſonſt iſt dabei nichts als unendliche Sorge, Mühe, und kein Lohn, kein Dank."

In einem Briefe an Solger fragte ich: „Iſt's echte Gleichheit der Beſteuerung, wenn der Adel, der in Schleſien das halbe Grundvermögen beſitzt, zu 350000 Thalern neuen Kopfgelds (600) Thaler gibt, wenn man unter dem Vorwande, es ſei in Frankreich ſo, einem einzelnen Gutsbeſitzer eine entſcheidende Stimme gegen die ganze Gemeine gibt, und bei allen zu berathenden oder ſtreitigen Gegenſtänden, alle Berathung und alles Collegialiſche ausſchließt? Iſt es zu rechtfertigen, wenn man Voranſchläge entwirft und ſie täglich mit den größten Summen durchlöchert, täglich in den Grundſätzen wechſelt, Schuſte und Bankrottirer wie Herrn v. —, erhebt und anſtellt, alle Grundreformen auf die lange Bank ſchiebt u. ſ. w. u. ſ. w. Denke ich dabei an den edlen, das Gute wahrhaft wollenden Kanzler, an den gleichgeſinnten König, ſo ergreift mich die tiefſte Wehmuth, ich beuge mich aufs Knie vor dem unabwendbaren Schickſale, der *ἀνάγκη*. Dann gedenke ich wieder der Nemeſis für die Heuchler, die Schreier, die Dummköpfe, die Faulen. Endlich an die Kraft der Dinge, die höhere Fügung, die oft wunderbare Hülfe!

„Me vero dulces Musae remotum a sollicitudinibus et curis, et necessitate quotidie aliquid contra animum faciendi, in illa sacra, illosque fontes ferant, nec insanum ultra et lubricum forum, famamque pallentem trepidus experiar. Non me fremitus salutantium, nec anhelans libertus excitet: — ſo Tacitus (er kann's wol ſein) in dem trefflichen Geſpräch.

„Frustra autem niti, neque aliud fatigando nisi odium quaerere, extremae dementiae est. — Profecto existimabunt me magis merito quam ignavia, judicium animi mutasse, majusque commodum ex otio meo, quam ex

aliorum negotiis reipublicae venturum. — So Sallust im jugurthinischen Kriege, — und ich mit heiten!"

Solger antwortete ermunternd, tröstend. „Ihre Klagen über die politische Reform, machen mich sehr besorgt. Wenn Sie überlegen, was für Sie zu thun ist, so thun Sie nur nicht das, daß Sie unwillig werden und die Sache wegwerfen. Ich zweifle nicht, daß Sie unendliche Schwierigkeiten finden. Wenn aber der Plan unter der Hand sich verändert, so denken Sie, daß es so allen menschlichen Vorsätzen geht. Das Recht des Schicksals ist überall dasselbe, und das Werk sieht allemal ganz anders aus, als der Entwurf dazu."

Dieser Rath war so vollkommen wahr und verständig, daß ich ihn ohne Zweifel befolgt hätte, wenn nicht neben der Betrachtung der öffentlichen Angelegenheiten, rein persönliche Verhältnisse und Gründe mächtig eingewirkt hätten. Seit meiner Rückkehr aus Heiligenstadt bis zu meiner Versetzung nach Potsdam, hatte ich insbesondere in Wusterhausen mit eisernem Fleiße geschichtlichen Forschungen obgelegen. Eine Probe der Ergebnisse (die Geschichte der Schlacht bei Hittin) überreichte ich, wie erzählt, an Johannes Müller; als zwei andere Versuche sind zu betrachten die Vorlesung über Perikles und Aspasia, im „Pantheon" abgedruckt, und die Einleitung zu den Reden des Aeschines und Demosthenes. Seit meiner Anstellung in Potsdam hatten aber Liebe zu König und Vaterland, Hoffnung wichtiger Besserungen, und ein unerwartet großer Wirkungskreis mich so begeistert, und Zeit und Kraft ſo in Anspruch genommen, daß jene Studien fast ganz unterbrochen und es mir kaum möglich ward, in abgestohlenen frühen Morgenstunden die Reden des Aeschines und Demosthenes über die Krone zu übersetzen. Nur etwa die zwei ersten Bogen des Aeschines hat mein sehr beschäftigter Freund Solger durchgesehen, für alles Uebrige muß ich allein einstehen.

So stellte sich unwiderleglich die Wahrheit des Ausspruchs meines Onkels Gerlach heraus: daß auf die Dauer der königliche Dienst und die Art meiner geschichtlichen Forschungen unverträglich seien. Eine Wahl mußte durchaus getroffen werden. Sie erschien aber dadurch so wichtig und schwer, daß nicht die Rede war von einem leichten und natürlichen Ausbeugen in verwandte Wege und Verhältnisse (wie ich es früher mehreremal erlebt und gebilligt); sondern von einem kühnen, völligen Bruche mit dem, wozu ich erzogen, vorgebildet und verpflichtet war. Früher entschieden vorzugsweise die von außen sich darbietenden, fast immer günstigen Verhältnisse, und ich konnte der Zustimmung, ja des Beifalls meiner Freunde und Verwandten gewiß sein; jetzt sollte ich in Widerspruch mit sehr günstigen Verhältnissen und ohne Aussicht auf Zustimmung, allein entscheiden und auf mich laden den Schein des Leichtsinns, der Uebereilung, der übeln Laune, der Eitelkeit, ja geradehin der Thorheit.

Dennoch reifte nach langer, ruhiger, gründlicher und allseitiger Ueberlegung der Entschluß immermehr, den praktischen Staatsdienst aufzugeben und lediglich der Wissenschaft zu leben. Da der Kanzler hierauf bezügliche Andeutungen vorsätzlich nicht bemerkte, sondern überhörte, schrieb ich ihm Anfang September 1811: „Euer Excellenz mir stets bewiesene Gnade, gibt mir den Muth zu einer Bitte: um dieselbe zu begründen, wird es nöthig von mir selbst zu sprechen. Vor drei Jahren stand ich im Begriff, durch die Verwendung des verstorbenen Johann von Müller, als Professor nach dem südlichen Deutschland zu gehen. Der Wunsch meiner Freunde, und die Aussicht praktisch mich selbst zu jenem Zweck noch besser ausbilden zu können, bestimmte mich die angetragene Stelle bei der Regierung in Potsdam anzunehmen. Stets habe ich gewünscht, die literarischen Arbei-

ten wieder zu beginnen; immer hat Zeit und Gelegenheit gefehlt; seit drei Jahren habe ich auf dieser Bahn nicht fortschreiten können. Mich ergriff, bei der Unsicherheit der Lebensdauer, täglich mit Recht immermehr die Bangigkeit, jene bedeutenden Vorarbeiten mehrerer Jahre, welche ich Euer Excellenz vorzulegen die Ehre habe, nie zu beenden: ich mußte darin das Verfehlen meines eigentlichen Berufs erblicken. Euer Excellenz fühlen, daß dies das größte Unglück ist, was jemand widerfahren kann; ich darf hoffen, daß Sie das Beenden jener Arbeiten nicht unnütz finden werden. Deshalb wage ich (da sich jetzt eine so günstige, nicht wiederkehrende Gelegenheit darbietet) nach reiflicher Ueberlegung meine erste Bitte:

mir die Professur der Staatswissenschaft in Breslau anzuvertrauen, wobei ich mich auch zum Lesen historischer Collegia verpflichte.

„Die Anstellung meines Bruders in Breslau und einige Euer Excellenz vorzutragende rein persönliche Gründe, machen mir diese Laufbahn und eine schnelle Entscheidung doppelt wünschenswerth.

„Meine Verehrung und Dankbarkeit ist nicht an die persönliche Nähe zu Euer Excellenz gebunden, sondern unverändert. Deshalb hat schmerzliche Rührung, die angenehmsten und lehrreichsten Verhältnisse unterbrechen zu müssen, mich nicht vermögen dürfen, meine eigenste Bestimmung anzuwenden und die Bemühungen mehrerer Jahre der Vernichtung preiszugeben; — Bemühungen, welche jedem andern unbedeutend erscheinen mögen, mir aber nicht gleichgültig, sondern Sporn zu fortgesetzten Anstrengungen sein müssen."

Der Kanzler war (wie ich im voraus wußte) mit meiner Bitte durchaus nicht einverstanden. In mehreren Gesprächen sagte er etwa Folgendes: „Sie sind ein ausgezeichneter Ge-

schäftsmann, haben aber keine Gewähr, daß Sie ein ausgezeichneter Geschichtschreiber werden. Dort ist Ihnen, für Ihr Alter und Ihre Dienstzeit, ein großer Wirkungskreis eröffnet, der sich bei Ihren Anlagen und Verdiensten nicht verringern, sondern noch erweitern wird. Gehen die Angelegenheiten nicht ganz Ihren Wünschen gemäß, so ist dies natürliche Folge mächtiger Verhältnisse, denen sich selbst Könige beugen müssen. Warum wollen Sie dem edeln Ehrgeize entsagen, der Ihnen eine glänzende Laufbahn eröffnet? Warum unberücksichtigt lassen, daß Ihr Entschluß Sie um einen großen Theil Ihrer jetzigen Einnahme bringt und alle Aussicht auf künftige Erhöhungen abschneidet" u. s. w.

Die hierin enthaltenen Einwendungen hatte ich mir bereits selbst gemacht. Sie enthielten sehr viel Wahres, wenn aber meine Gegengründe nicht überwogen, so muß ich für das Beharren auf meinem Entschlusse anführen: daß mich eine unwiderstehliche Liebe zu meinen geschichtlichen Arbeiten hinzog, welche die Berücksichtigung von Ehre, Geld und Gut in den Hintergrund drängte, ja die Frage: ob mir in der neuen Lebensbahn etwas gelingen würde, als unbedeutend betrachten ließ. Ich konnte und wollte nicht leben ohne Griechen und Römer, Kreuzzüge und Hohenstaufen, ohne nähere Vertrautheit mit allen Offenbarungen der Geschichte. Sehr wohl aber erkannte ich: welch einen seltenen, sehr großen Vortheil für die rechte Erkenntniß der Geschichte, mir meine so mannichfaltige und lehrreiche, praktische Laufbahn gewährt hatte. — Nach neuen, wohlgemeinten Zögerungen, legte der Kanzler die von mir selbst entworfene Cabinetsordre dem Könige vor, wodurch er mich zum Professor in Breslau ernannte (am 9. September 1811).

Sobald es bekannt ward, der, zum Spott so benannte, „kleine Staatskanzler" habe seinen Posten verloren, fehlte es nicht an Erklärungen des unerwarteten Ereignisses. Der

König (sagten mehrere) hat, gerechten Klagen Gehör gebend, dem Kanzler befohlen Herrn von Raumer fortzuschicken. — Nein, erwiderten andere, dem Kanzler selbst ist ein Licht über den unnützen Menschen aufgegangen, er hat ihn fürchterlich heruntergemacht und fast zum Hause hinausgeworfen. — Als die, den meisten unbegreifliche Wahrheit an den Tag kam, mochten anders Gesinnte fortdauernd meine Ansichten tadeln; der Vorwurf hingegen: nur Eitelkeit und Geldgier hätten mich beherrscht, und die Emporbringung meiner Person sei mein alleiniges Ziel gewesen; — dieser Vorwurf konnte den angeblich Uebermächtigen nicht treffen, der freiwillig die Hälfte seiner Einnahme einbüßte, und aus allen ihm angeblich zur Wahl offen stehenden Aemtern, eine Professur in Breslau vorzog!

Unbefangene ließen mir jetzt mündlich und schriftlich Gerechtigkeit widerfahren. So schrieb mir der Geheimrath Hofmann (der Statistiker): „Es gab eine Zeit, wo ich nur das kannte, was die Natur Ihrem Geiste gegeben hat; eine andere, wo ich bemerkte, daß Sie Erfahrungen glücklich benutzten, welche Ihre denkwürdige Lage Sie machen ließ, und endlich auch eine, wo ich Ihren reinen Willen hochachten lernte." In einem andern Briefe heißt es: „Du warst zu schlicht und ehrlich für diese Kreise. So mancher der Dein gerades Wesen als Anmaßung und Stolz deutete, wird nun den Unterschied inne werden." — Ob alles nach meiner Entfernung besser ward, habe ich nicht zu entscheiden.

Sehr freundlich erklärte sich gegen mich das Departement des öffentlichen Unterrichts. Es wünschte der Universität Breslau Glück, einen so geistreichen und kenntnißvollen Mann unter ihre Lehrer zählen zu dürfen. — Die Universität Heidelberg ernannte mich am 5. October 1811 zum

Doctor: cum de litteris, egregiis scriptionibus, tum de sua patria salutaribus consiliis, bene merito.

Wenn der Kanzler beim Könige aß, ging ich öfter zu dem damals gerühmteſten Speiſewirth Dallach. Kaum war ich eingetreten, ſo ſprangen links und rechts Herren auf und baten: ich möge ihnen die Ehre erzeigen und an ihrem Tiſche als Gaſt Platz nehmen. — Als jetzt der Profeſſor eintrat, rührte ſich kein Menſch, ſondern der eine drehte den Kopf, als wollte er die Fliegen an der Wand zählen; der andere legte die Naſe auf den Teller, als ſuche er die feinſten Gräten, bis ich mich im Winkel an einem einſamen Tiſch niedergeſetzt hatte. Ich war, nach überſtandener Kriſis, viel zu heiter geſtimmt, dies tragiſch zu nehmen und menſchenfeindliche Bemerkungen daran zu knüpfen: ich fand es ganz natürlich und hatte, wie man ſagt, meinen Spaß daran.

Wenn ich jetzt auf meinen, vor funfzig Jahren gefaßten, entſcheidenden Beſchluß zurückblicke, ſo kann ich verſichern, daß er mich niemals gereut hat, und ich ihn, nach ſo vielen Erfahrungen, noch immer zu billigen Urſache habe. Ich that, was meiner Natur zuſagte und ihr gemäß war; und wenngleich auf Nachruhm gar nicht zu rechnen iſt und meine literariſchen Werke mich nicht überdauern werden, ſo hat doch ihr Erſchaffen meinem Leben ſelbſt einen großartigen und beglückenden Inhalt gegeben. Der Einfluß, die äußern Ehren und der Geldbetrag, den ich durch Annahme der Profeſſur verloren habe, iſt allerdings ſehr groß, und wol größer, als irgendein deutſcher Gelehrter freiwillig der Wiſſenſchaft opferte; andererſeits aber muß ich mir viel Wichtigeres in Einnahme ſtellen: ich hätte nämlich, ohne Ausſcheiden aus dem Staatsdienſte, kein geſchichtliches Werk zu Stande gebracht, ich hätte weder Deutſchland, noch die

Schweiz, Belgien und Holland, noch Italien, Frankreich und England, noch Nordamerika, Skandinavien, Athen und Konstantinopel gesehen, sondern höchstens (als ein am grünen Tische verkümmerter Mann) Karlsbad und Teplitz aufgesucht, und wäre (trotz des Mitmachens dieser Bademode) wol schon längst begraben!!

Mittheilungen
aus Raumer's Briefwechsel.

An Friedrich von Gentz in Berlin.

Berlin, den 28. Mai 1798.

Lieber Neveu!

Dein Brief*) hat mir viel Vergnügen gemacht, weil ich daraus, daß Du Dich fleißig mit Collegienhören und eigener Lectüre beschäftigest, schließe, daß Du gesund bist und Dein Eifer für die Wissenschaften nicht erkaltet ist. Zugleich aber macht er mich besorgt, daß Du den mündlichen Vortrag Deiner Lehrer zu gering schätzest und mit Vernachlässigung desselben suchen wirst eigenes Studium an dessen Stelle zu setzen. Dieses kann ich nicht billigen. Der mündliche Vortrag hat immer den Vorzug, daß das Gehörte sich dem Gedächtnisse besser einprägt, als das Gelesene. Ein Wort, ein Fingerzeig des Lehrers kann uns oft auf einen Satz aufmerksam machen, von dessen nöthiger Fassung eine ganze Reihe von Wahrheiten abhängt und den wir im Lesen übersehen, weil wir seine Wich-

*) Die aus sehr vielen Briefen, nach strenger Auswahl mitgetheilten Bruchstücke, dürften leicht anziehender sein, als die Lebensberichte. Doch habe ich den zahlreichen Briefwechsel mit Frauen und Jungfrauen fast ganz gestrichen, da er (wie die Erfahrung lehrt) fast immer missverstanden, missdeutet und befeindet wird.

tigkeit nicht einsehen. Hiezu kommt, daß der Regel nach der mündliche Vortrag geschickter ist, uns in Aufmerksamkeit zu erhalten, als das Lesen, und daß ein junger Mensch bei dem letztern leicht zu Ausschweifungen von dem Faden des Systems verleitet wird. Wenn Du daher auch Lehrer findest, deren Vortrag es an Annehmlichkeit fehlt, so mußt Du dennoch dahin streben, Deine Aufmerksamkeit zusammenzuhalten und wenn andere auch gerade nicht mehr sagen als in ihrem Lehrbuche steht, so ist dies eben kein großer Fehler, wenn sie es nur durch verschiedene Wendung des Gesagten faßlicher machen und dem Gedächtniß einprägen; denn man hört nicht Collegia, um darin ein Gelehrter zu werden, sondern um die ersten Grundsätze und Begriffe zu fassen, und wenn dieses geschehen ist darauf fortzubauen und durch Lesen, Meditiren und Prüfen des Gelesenen seine Kenntnisse zu erweitern. Jetzt muß Dein Streben nur sein, Dir dasjenige, was Du hörst, so deutlich als möglich zu machen und das Lehrbuch und den Lehrer vollkommen zu verstehen. Erst wenn Du sein System vollkommen und ganz gefaßt hast, ist es Zeit dasselbe mit andern zu vergleichen. Solange Du die Anfangsgründe hörst, mußt Du Dich um andere Systeme nicht weiter bekümmern, als insofern sie Dein Lehrer erwähnt, sonst entsteht nur Verwirrung in Deinem Kopf, und wenn Du gleich vielleicht eher als bei der von mir vorgeschriebenen Methode durch Nennung berühmter Namen und Bücher, und Anführung einzelner auffallender Sätze aus denselben glänzen wirst, so wirst Du auf dem andern Wege doch eher gründliche und zusammenhängende Kenntnisse sammeln und Dich an deutliches Denken und Schließen gewöhnen, welches unstreitig mehr werth ist, als der Glanz, den leichtes Geschwätz über halbverstandene und unverdaute Sachen verschafft. Wenn Du daher noch neben den Collegien Bücher über Wissenschaften lieſest, so siehe Dich

soviel als möglich nach solchen um, die mit dem System deines Lehrers übereinstimmen und Dir dasselbe faßlich machen können.

Der Geheimrath von Raumer an Friedrich von Raumer.

Berlin, den 3. Juli 1798.

Mein lieber Neveu!

In Deinem letzten Briefe ist manches wie aus meiner Seele geschrieben, manches aber behagt meiner Art die Dinge anzusehen auch gar nicht. Drum eile ich zu antworten. Ich gebe freilich meine Stimme für nichts mehr und nichts weniger als meine Meinung, kann also gar sehr irren; aber immer will ich mit der treusten Absicht auf dem Wege, welchen ich einst gewandelt bin, die Klacken und Klötze, wie Dr. Luther spricht, denen ich ausgewichen bin, und auch die, an denen ich wacker angestoßen, Dir treulich anzeigen. Also laß uns zur Sache schreiten. Aber Thüren und Fenster wohl verschlossen, verriegelt und verpicht. Damit weder Kant, noch Reinhold, noch auch (und noch weniger) Fichte uns belauschen, sonst ist es um uns geschehen, und wir gelten für Leute, die weder reine noch gesunde Vernunft haben, für Empiriker, die die Kenntniß von vorn verschmähen. Alle Musen und Grazien, helft mir! denn diese Göttinnen des guten Geschmacks darf man doch wider die barbarischen scholastischen Formen dieser neuen Philosophie anrufen. — Ich wollte ungefähr Folgendes sagen: willst Du nun begierig einmal hinhorchen, was auf Kant's, Reinhold's und Fichte's wissenschaftlichem Markte verkauft wird, gut! aber verloren bist Du für wahrhaft prak-

tisches Leben, wenn Du das Reine von aller Erfahrung weit entfernte id est, das a priori dieser Herren für die alleinige wahre Weisheit nimmst, und darauf Deine edlen Kräfte verwendest. Sokrates und Baco waren anderer Meinung. Nach dieser Männer Meinung sammelte der junge Mensch Erfahrungen und nun philosophirte er darüber. Jetzt tritt der junge Philosoph in die Welt, verachtet die Erfahrung und dünkt sich mit einer Sammlung von Formeln weiser als alle Weisen Griechenlands und als Sokrates, Baco, Newton, Leibniz zusammengenommen, will nichts wissen und nichts lernen, und lieber die ganze Welt nach seinem Kopf modeln, als bescheiden lernen, wie sie gemodelt ist, und wie er zu ihrem und eigenem Nutzen und Frommen, darin wirken könne. Du wirst Dich wundern, wie ich so entscheidend urtheile, aber erstlich ist es meine innigste Herzensneigung, und mein gar großes Geheimniß, und zweitens habe ich kürzlich von allen diesen schönen Dingen gerade soviel gelernt, um nichts mehr davon wissen zu wollen. Besonders misfällt mir (mit aller Ehrerbietung gegen den großen Mann) sein Staatsrecht, sein Eherecht, sein ewiger Friede. — — Nun wieder zu Deinem tanquam Deus ex Machina entstandenen kameralistischen Studienplan, denn kaum traue ich es mir zu sagen „kameralistisch-juristischen Studienplan", so wenig solide Jurisprudenz finde ich darin. Ich muß mich näher erklären. Lieber Neveu, wenn es eingeborene, oder richtiger, angestammte erbliche Talente gäbe, und wenn Du und ich sicher sein könnten, daß Deines Vaters ökonomischer Geist auf Dir ruhe, daß in Dir der Mathematiker, Chemiker, Botaniker, Mineralog, Physiker u. s. w. bisher geschlafen habe, und nun mit einem male oder allmählich entwickelt hervorträte und große Dinge hervorbringen werde; wenn ich das voraussehen könnte, so würde ich unter Anrufung der Ceres, des Triptolem (als Heilige, wenn nicht als Gottheit), Pan, Silvan, Pales und wie alle heißen, mit

Dir den Musen, sowie der Themis Lebewohl sagen. Aber, aber, wenn ich mich nicht sehr irre, so täuschest Du Dich selbst, obgleich aus einer edlen Quelle. Es geht Dir mit den Wissenschaften wie den edlen empfindsamen Herzen mit den Mädchen, sowie diesen die Blonde, die Braune, die Majestätische, die Niedliche, die Edle, Ernsthafte, die Muntere gefällt und ein mit diesem Herzen begabter Mann bald in dieser bald in jener die künftige Gefährtin seines Lebens sieht und tausend schöne Ideale sich einbildet, ebenso geht es Dir mit den Wissenschaften. Erinnere Dich nur, mit welchem Enthusiasmus Du successive Philosophie, Geschichte der Künste, kurz fast alles was Du angreifst (ausgenommen Mathematik, wovon hernach mehr), triebst; gerade so geht es Dir jetzt mit der Botanik und mit allen ihr verschwisterten Hülfswissenschaften der kameralistischen Studien. Aber, aber, sollte die Neigung zu diesen rothwangigen, vollbäckigen, gesprächigen Mädchen und die damit verbundene Abneigung gegen ihre entfernte Cousine, die weit edlern Ganges, edlern Ansehens ist (Ramler), Abneigung gegen die erste Hofdame der Themis, nicht eine vorübergehende Neigung sein?

Ohne Gleichniß weiter. — Daß ich recht habe, siehst Du im Grunde aus Deiner Abneigung gegen die Mathematik, die doch, soviel ich ein fremdes Fach zu beurtheilen vermag, Seele von dem allen wäre.

Nun noch weiter. Gesetzt es wäre mit der Abneigung entschieden, von ihr bis zum Leisten des Außerordentlichen ist noch ein großer Schritt, und wer gewährt Dir, daß Du diesen thun werdest? Also ist nicht blos auf die Neigung, sondern auch noch Rücksicht auf Etablissement und Glück in der Welt zu nehmen. Schilt mich nicht unedel. Etablissement und Glück ist Mittel zur Moralität, zu wahrer Zufriedenheit, also in dieser höheren Rücksicht nicht unedel. Nun aber kommt mir der Student, der sein Naturrecht, Rechtsgeschichte, Institutionen,

Pandekten, Reichsgeschichte, jus publicum, canonicum, germanicum, zuletzt preußisches Privatrecht studirt, vor, wie ein Wanderer, welchem neun oder zehn angenehme Wohnplätze im halben Zirkel am Horizont verbreitet liegen, von deren keinem er noch wissen kann, ob er ihm bestimmt sei. Er aber geht weislich die breite Bahn, die ihn allen neun Sitzen zugleich nähert, und behält sich offen, nach Möglichkeit und Umständen einst zu wählen, was ihm nicht blos behagt, sondern was er auch erreichen kann. Der andere verläßt die breite Bahn und geht den nächsten Fußsteig zu dem ihm vorzüglich scheinenden Sitze. Ist dieser ihm offen, gut. Aber in neun Fällen unter zehn ist er ihm verschlossen, und nun ist es zu spät worden auf die breite Bahn zurückzukehren. Hast Du (ohne Gleichniß) eine Garantie, sogleich in das Generaldirectorium oder in das Berg- und Hüttendepartement zu kommen, nun gut. Aber hast Du die nicht, wie dann? In ein Justizcollegium führt der Weg Deines gedruckten Plans nicht; ja (doch hier trete ich aus meinem Fach) vielleicht auch nicht in die Kammern mit wahrem Nutzen. Ich kann Dir kein besseres Beispiel geben als das des auf diametral andere Art gebildeten, würdigen Gerlach, der noch heute alle Tage Chef einer jeden Regierung, Rath im Cabinetsministerium ebenso gut als Kammerpräsident (was er zur Zierde und zum Ruhm des von ihm bekleideten Postens ist) sein könnte.

Warum? gerade weil er die allgemeine, dem Geschäftsmann, Juristen und Kameralisten formirende Bildung erhielt, auf die nun jede weitere Cultur und Ausbildung ihm ein Spielwerk war. Von Deinem Kameralisten besorge ich, er werde von der Jurisprudenz, weil er einen der Grundpfeiler, nämlich; Recht (wahre Philosophie, vita civilis) wegwirft, gerade nichts lernen, sein Recht, Historie, Staatsrecht, Naturrecht, preußisches Landrecht werden ein Nichts werden. Wird er nun nicht groß in einer oder der andern Wissenschaft, die

im gedruckten Aufsatz genannt sind, so sieht es schlimm um ihn aus, und wer steht ihm dafür, daß er in einer dieser Scientien glänzen werde?

Noch eins, und wieder ein Fehler, in den rastlose, thätige Gemüther am ersten fallen: „Was sollen wir uns mit Institutionen, Pandekten quälen. Liegen doch", so meinen sie wenigstens, „neunzig Dinge von hundert, die wir darin lernen sollen, außer der praktischen Bahn. Lernen wir aber z. B. das im gemeinen Leben Vorkommende, so haben wir doch gleich brauchbare Sachen gelernt." Dieses Raisonnement ist doppelt irrig. Erstens ist nicht alles unbrauchbar, was so scheint; zweitens kommt es ebenso sehr auf Uebung und Bildung des Verstandes an irgendeinem reellen (von den Kantianern empirisch gescholtenen) Stoff, als auf bloßes Einsammeln an, und in jener Rücksicht ist dem Anfänger ein Streit zwischen den Sekten der römischen Juristen ebenso wichtig und wichtiger, als eine Vorschrift, wie man einen Bauanschlag macht (was zeitig genug der Referendarius lernt).

Conclusum: Das Studium einer Wissenschaft, wie das römische Privatrecht, hat großen Nutzen und gibt selbst dem philosophischen Kopfe Anlaß, aus den leeren metaphysischen Regionen, zu seinem und anderer Nutzen, in die wirkliche Welt einzutreten. Item: wie kann man hassen oder lieben, was man nicht kennt. Die vorbenannte Hofdame der Göttin ist stiller, ernsthafter Art. Lerne sie näher kennen und sie wird Dir gefallen. Besonders wenn Du Geschichte als Studium des Mannes damit verbindest, was Dein Kameralist freilich oberflächlich im ersten Jahre mit einem paar Collegien, wobei die alte Geschichte übel fährt, abmachen will. Genug für heute. Antworte mir, streite selbst mit mir, daß ich sehe was Du von meiner Meinung billigest, misbilligest und wir uns näher verständigen können. Höchst wichtig ist die Sache. Du

biſt eben aus dem Hafen ausgelaufen, und es iſt nicht einerlei, wohin Du ſteuerſt.

Genug heute von Deinem treuen Freund und Onkel.

Der Geheimrath von Raumer an Friedrich von Raumer.

Berlin, den 16. November 1799.

Du betrachteſt in jenem Briefe Deine ganze Lage in der Welt aus dem Standpunkt eines Kosmopoliten, ſetzeſt deſſen Pflichten feſt und baueſt hiernächſt auf dieſe, oder nächſt denſelben, die Pflichten eines Staatsunterthans, Hausvaters, Gatten, Bruders, Sohnes, Freundes; und ich hätte Luſt, recht theoretiſch darzuthun, daß es umgekehrt ſein müſſe, daß man erſt guter Sohn, Bruder, Freund, Gatte, Vater, Staatsdiener, Gottesverehrer ſein müſſe und — daß man eo ipso alsdann Kosmopolit ſei; — daß mit dieſem anzufangen mir ſo vorkomme, als wolle man mit einem male auf den Gipfel des St.-Gotthard oder des Wetterhorns ſein und nicht fein gemach hinaufſteigen, und vielleicht froh ſein, in dieſem Leben ihn nur halb zu erklimmen, mit Vorbehalt ihn ganz in jenem Leben zu erſteigen, und — dann vielleicht neue Gipfel vor ſich zu ſehen, — das alles wollte ich, ſoweit die Kräfte reichen, ſo recht theoretiſch ſchulgerecht darthun und ſage es nun ſo ganz plan (pingui minerva ut ajunt) ohne Beweis, und — was das Beſte iſt — ohne Beweiſes zu bedürfen, weil Du wol im Grunde meiner Meinung biſt.

Frau von Gerlach an Raumer.

Berlin, den 8. Januar 1800.

Dein erster Brief ist voll vom Idealisiren. Du scheinst darin aufzugeben, Dein Ideal in der Freundschaft zu finden, und begnügst Dich mit guten Objecten, die Du in der Wirklichkeit antriffst. Bleib' dabei; wenn man seinen Wünschen zu sehr nachhängt, vergißt man oft die glückliche Wirklichkeit zu genießen. Doch kann ich nicht billigen, daß Du Dich in Deinem Aeußern kälter zeigst als Du im Herzen bist; man findet nur dann den Weg zu den Herzen Anderer, wenn man sie in sein eigenes hineinschauen läßt. Mehr gefällt mir, was Du von einem Ideal in der Liebe sagst. Auch mir scheint ein solches Ideal oder auch ein wirkliches edles, weibliches Geschöpf das beste Mittel für einen Jüngling, sich auf dem Wege der Tugend festzuhalten. Könnte der Jüngling Erfahrungen haben, die er nicht haben kann, so würde er noch weiter sehen. Er würde sich im Besitz dieses Ideals denken, er würde sehen daß er nicht um die Herrschaft im Hause, nicht um Erfüllung seines Willens streiten darf. Die innigste Hochachtung für einen Mann, der sich selbst überwand, innere und äußere Versuchungen und Spott seiner Kameraden alles nicht achtete und seinen Fuß fest fortsetzte, dessen Einbildungskraft so rein ist, wie die seines Mädchens, diese Hochachtung, die gewiß die Begleiterin der Liebe dieses Mädchens ist, muß den Mann auf immer beglücken.

Marie von Raumer an ihren Neffen Friedrich von Raumer.

Berlin, den 6. December 1800.

Nach dem Maßſtabe, den ich bei meinem Briefwechſel anlege, erhältſt Du dieſe Antwort auf Deinen mir wie immer lieben Brief ſo ziemlich früh; aber ich fürchte nach dem Deinigen werde ich der Anklage einer zu langen Säumniß nicht entgehen können. Wie ich ſehe, mußt Du großes Vergnügen am Schreiben finden, da Du ungeachtet Deiner wiſſenſchaftlichen Studien, bei allen Deinen Correſpondenten niemals im Rückſtand bleibſt; aber in Deinem Alter hat man auch das glückliche Bedürfniß, ſeine Gedanken und Empfindungen mitzutheilen, alle Gegenſtände ſind noch neu, wenigſtens noch nicht abgenutzt, die Phantaſie iſt zu lebhaft, als daß man dem Triebe widerſtehen könnte dieſe innern Wahrnehmungen im erſten Feuer gegen vertraute Freunde an den Tag zu legen. Ferner gewährt das Briefſchreiben wenigſtens einen ſchwachen Genuß des Vergnügens, welches talentvolle Männer bei ihren Compoſitionen empfinden müſſen; der in ſpätern Jahren gar ſehr geſchmälert wird, durch die immer tiefer gefühlte Bemerkung des zu großen Abſtandes. So ſah es wenigſtens in meinem Kopfe aus in meinem achtzehnten Jahre, ich will aber damit keineswegs ſagen, daß es in dem Deinigen auch ſo ausſehen muß. Dein Geſchlecht, von Jugend auf mehr in Verkehr mit Welt und Menſchen, kann wie wir den ſcharfen Abſchnitt zwiſchen den beſchränkten Kinderjahren und dem glücklichen Jugendalter nicht ſo bemerken. Ich wäre aber geneigt zu glauben, daß dieſes nicht einer eurer Vorzüge wäre: der Austritt aus der Kindheit fabelhaften Tagen, wie es Schiller nennt, in das Reich der Wahrheit, Vernunft und Empfindung, hat ſo etwas überaus

Anziehendes, daß man dieſen Lebensabſchnitt wol den glücklichſten nennen kann. — Dein Vornehmen, Dich zu einer gewiſſen auf ſich ſelbſt beſchränkten Arroganz zu erheben, wie Du es nennſt, ſcheint mir doch inſofern gefährlich, daß man leicht zu weit gehen könnte, und wirklich Arroganz daraus würde, d. h. jene eigenſinnige Hartnäckigkeit, wobei der offene Sinn für Wahrheit ganz zu Grunde geht. Andern ſeine Meinung nicht aufdringen zu wollen, iſt freilich etwas, aber noch nicht genug; ich muß doch Rückſicht darauf nehmen, wer der andere iſt, der mir einreden will, und ich glaube daß man hiezu verbunden iſt. Hieraus folgt keineswegs, daß ich meine eigene Anſicht, mein eigenes Urtheil wetterwendiſch wechſele, und jene Beharrlichkeit und Feſtigkeit, wie Du es nennſt (wenn es anders nicht eine Miſchung von Eigenliebe und Eigenſinn iſt, die ſich hinter dieſen Namen verſteckt), verträgt ſich ſehr gut damit. — Wenn ich es recht überlege, glaube ich, daß wir im Grunde beide einig ſind, und ich hätte mir vielleicht dieſe Erörterung erſparen können.

Marie von Raumer an Friedrich von Raumer.

Berlin, den 20. Januar 1801.

Ich bin des Glaubens, auch die Natur hat den Frauen die Anlagen und die Kräfte verſagt, die zum anhaltenden Nachdenken und ſtrenger Aufmerkſamkeit erfordert werden; mithin ſind wir ſchon dadurch von aller Gelehrſamkeit ausgeſchloſſen. Wäre es erlaubt, von ſich auf andere zu ſchließen, ſo würde ich anführen, daß ich wenigſtens jederzeit, wenn ich zuweilen ein philoſophiſches Buch zur Hand nehme, welches in der Schreibart der Schule abgefaßt iſt, und es nun

deutlich zu verstehen versuchte, allemal nach dem Buchstaben Kopfweh kriegte. (Freilich lag hier auch wol die Schuld, daß es mir an gehörigen Vorkenntnissen fehlte). — Der Grund dieser Erscheinung wird gewöhnlich in der fehlerhaften weiblichen Erziehung gesucht, die alle ernsthafte Beschäftigungen entfernt; aber diese Vertheidigung scheint doch nicht recht Stich zu halten. — So viele Individuen des männlichen Geschlechts arbeiten sich muthig durch alle Hindernisse hindurch, die ihnen niedrige Herkunft, Armuth, und eine dem Anschein nach den Geist niederdrückende Erziehung in den Weg legt. Wie geht es also zu, daß dasjenige, was hier alltäglich ist, bei uns so selten oder gar nicht vorfällt? Wenigstens wäre wol hieraus zu schließen daß die Geistesanlagen, die man Genie nennt, und das sich gerade dadurch auszeichnet daß es mit einer Art von Allmacht alle Schwierigkeiten beherrscht, bei uns nicht zu Hause gehört. — Angenommen, daß ich recht hätte (wie auch schon mehrere diese Meinung geäußert), so sehe ich nicht ein, was darin Erniedrigendes läge, wie Du zu glauben scheinst? Jedes Wesen ist alsdann gut und vollkommen, wenn es das Ziel erreicht, welches die Natur ihm vorgeschrieben hat; die Frauen haben wieder Vorzüge, die die Männer nicht haben, was an jenen liebenswürdig ist, würde an diesen fehlerhaft sein. Warum will man diesen Unterschied, den der Schöpfer, der wohl wußte was zum wahren Wohle seiner Kinder gereicht, so fest begründet hat, — aufheben? — Ein Haupteinwand gegen eine männliche Erziehung und männliche Geistesbildung der Frauen, scheint mir der zu sein, daß ein großer Aufwand von Zeit nothwendig dazu gehört, nicht nur zur Vorbereitung, sondern auch zur nachherigen Ausübung. Wo soll nun diese Zeit hergenommen werden, wenn nicht die Vorbereitung sowol, als die Ausübung aller Pflichten, Geschäfte und Obliegenheiten, die bisjetzt, wie nicht zu leugnen ist, die Frauen zu

besorgen hatten, gänzlich verabsäumt werden? Wer soll also an ihrer Stelle, diese Pflichten erfüllen, von denen das Wohl der Familien und mittelbar das Wohl des Staats abhängt? (etwa dazu gemiethete Bedienten und Mägde?) Ich dächte einem Manne müßte grauen, wenn er daran dächte. — Diese Fragen aufzuwerfen, sollte ich glauben, müßte jedem Kinde in den Sinn kommen, und es ist seltsam genug daß es den sogenannten Vertheidigern der weiblichen Rechte gar nicht beikommt, diese Fragen zu beantworten.

Marie von Raumer an Friedrich von Raumer.

Berlin, den 7. Februar 1801.

Es hat mich sehr amüsirt, Dich zum Jakobiner erklärt zu sehen, da Du diesen Ehrentitel nur zum Scherz erhalten hast; ob es mir gleich in diesen parteisüchtigen Zeiten, wo dergleichen Ungerechtigkeiten alle Tage vorgehen, nicht befremden sollte, zu hören daß diesem Scherze etwas Ernst zu Grunde läge. Ich kann wieder nicht anders sagen als daß, soweit ich diese Materie verstehe, ich ganz Deiner Meinung bin. Doch ganz unentschieden, wer unter diesen ganz entgegengesetzten Systemen das Rechte gewählt, so begreife ich nicht (man mag sich nun hinneigen, zu welchem man will), wie irgendein Mensch wünschen kann, daß die Frucht zehn unglücklicher Jahre, wo Tausende hingewürgt, so viele Familien unsäglich elend geworden, wo von allen Seiten so viele Verbrechen begangen, so vieles zerstört worden; wo hingegen auch unter einem ganzen Volk so viele große Talente, soviel edle Kräfte sich entwickelt, so ungeheure Opfer gebracht worden, von allem, was der Mensch am höchsten achtet, Leben,

Vermögen, Ruhe und Gesundheit, wo doch wenigstens der Samen zu manchem Guten ausgestreuet, — keine andere sein soll, als daß Monsieur, der, um mit dem Sprichworte zu reden, zu dem allem keinen Löffel gewaschen hat, nach wie vor, ganz auf dem alten Fuße, wie sein Großvater, in Versailles sein Wesen treibe.

Raumer an Wilhelmine Stubenrauch.

Berlin, den 18. April 1802.

Wie habe ich mich gefreut, daß Lessing's Dramaturgie Ihnen so wohl gefallen; auch ich habe unter der Zeit einen Theil seiner Werke durchgelesen — nämlich den theologischen. Ueberall zeigt sich sein hoher, ergreifender, scharfsinniger Geist. Er ist der unwidersprechlichste Beweis, wie die größte Klarheit und Bestimmtheit sich mit der lebendigsten, thätigsten, tiefsten Empfindung vereinigen kann und soll; ohne alle die vorgeblich nothwendige Beimischung von Mysticismus, von dunkelen unbestimmten Gefühlen, die bei den mehrsten leerer Dunst sind; — und nur als solcher die wunderbarbarocksten, oft widersprechendsten Wolken- und Truggestalten, gegen alle Einheit und Consequenz hervorbringen können.

In diesen theologischen Streitsachen herrscht eine unwiderstehliche Polemik, seine armen, engsinnigen und engherzigen Gegner können nirgends standhalten; und doch gibt er sich oft die Mühe, die schwierigsten Einwendungen erst selbst aufzuwerfen, — und dann glücklich zu lösen.

Wir sollen uns nicht unsere Götter mit Händen bilden, wir sollen sie nicht mit Händen greifen wollen; denn was wir gebildet haben zerfällt, was wir ergriffen haben, müssen

wir oft laſſen; aber was aus dem Tiefſten unſerer Seele oft ſo gewaltig anſpricht, ohne daß wir wiſſen woher es gekommen, was wir nicht von uns weiſen können, ohne uns zu zerſtören; das iſt unſer eigen; das iſt das Göttliche, das bleibt ewig der Stempel der Menſchheit, und wenn auch die Vernunft bewieſe, daß wir es gar nicht haben könnten.

Raumer an Wilhelmine Stubenrauch.

1802.

Die innere, harmoniſche Ausbildung iſt, wo nicht der einzige, doch der wichtigſte Punkt bei Beurtheilung des Menſchenwerths. Nicht Kenntniſſe, nicht Talente, ſelbſt nicht die Maſſe der wirklich geübten Moralität allein. — Feſt muß unſer Urtheil ſtehn, dann werden wir auch feſt handeln; iſt das Ganze harmoniſch vollendet, ſo ſind wir nicht dem Umſturz ſo ausgeſetzt, als bei einer ſelbſt ungleich höhern Ausbildung des Einzelnen — darum iſt Selbſtändigkeit, Feſtigkeit und Vollendung in ſich, auch bei dem Weibe unſchätzbar.

Raumer an Wilhelmine Stubenrauch.

Burgſtall, den 17. Mai 1802.

Ich kann mir den Menſchen nicht ohne die Natur, ich kann mir einen Menſchen nicht ohne einen zweiten auf dieſer Erde denken. Wäre er allein, er würde ſich ein Bild erträumen und in ſeiner eigenen Schöpfung leben. — Soll ich mir die Natur ohne Menſchen, ohne Geiſt, ohne Leben denken?

Es ſcheint als könnte ich durch einen allgemeinen Tod, jedes Bewußtſein, jede freie Thätigkeit in der Welt ertödten, und das Lebloſe ſtill und einſam ſeine Bahn gehen, Pflanzen keimen, grünen und welken, Sonnen wandeln, Welten entſtehen und zertrümmern, ohne daß ein Menſch es ſähe, ein Geiſt es dächte, ein Engel ſich freute. —

Mich ſchaudert bei dieſem Gedanken, es iſt, als umgäbe mich dichte Finſterniß, als könnte keine Sonne dieſe todte Schöpfung erleuchten; denn mit dem goldnen Lichte erträume ich mir Leben in jedem Thale, in jedem Gebüſche, um mich und über mir. So wie ich mir den Menſchen denke, ſo denke ich mit ihm auch die weite Schöpfung. So wie ich die Natur ergreife, ſo muß ein Geiſt ſein, der ſie auffaßt, in dem ſie ſich abſpiegelt. Deshalb glauben wir bei dem undurchdringlichen Geheimniß der Schöpfung kindlich an einen Geiſt, der ſich das alles dachte, der über den Waſſern ſchwebte; — wir wollen keine Einſamkeit, keinen Tod, trotzdem daß wir nie einſehn und zeigen können, wie das erſte Leben geworden, wie der Geiſt zum Geiſte ſpricht.

Raumer an Wilhelmine Stubenrauch.

Tangermünde, den 4. Juni 1802.

Was hat denn Allgemeinheit? Das Kleinſte iſt ein Theil des Allgemeinern, was uns allgemein gültig erſcheint, iſt einem andern einzeln, einſeitig. Die Fröſche, die Unken lärmen um mich her, ihr Ton iſt mir einförmig, ohne Bedeutung. Liegt nicht vielleicht in mir die Schuld, daß ich die feinen Modificationen ihrer Empfindungen nicht faſſe, kann's ihnen nicht mit den Menſchen ſo gehen, und iſt nicht vielleicht

dem größern, möglichen, denkbaren Weſen, der feinſte, reinſte, geläutertſte, mannichfaltigſte Ausdruck unſerer heiligſten Gefühle und Empfindungen, nur ein einförmiges, beſchränktes Froſchgeſchrei? — Was hat nun allgemeine Gültigkeit? — Fehlt dem Menſchen der Menſch, um in ihm dem Meiſterwerke der Natur, den Gott zu träumen und zu fühlen, ihn ſich ſelbſt zu bilden; ſo eilt er ſeine Liebe, ſein Mitleid auf Thiere, auf Pflanzen zu richten, und bliebe ihm nichts, ſo würde er mit namenloſer Sehnſucht mit unendlichem Jammer ſeine Arme ausſtrecken, und ein Sonnenſtäubchen zu erhaſchen ſuchen, um es zu lieben, um auf dies Seelenloſe ſeine Gefühle auszugießen. — Daß wir ſo unſeren Geiſt auf ein anderes Weſen übertragen können, iſt nicht Beſchränktheit — iſt der einzige Beweis, daß die Seele in uns lebendig iſt, und wer nie ſich mittheilen kann, mag wol keine oder ſehr wenig Seele haben; — aber an alles und jedes, kann ſich nur der weiche, formloſe Thon anſchließen.

Kanmer an Wilhelmine Stubenrauch.

Sangerhauſen, den 31. Juli 1802.

Mittheilung und Mitgefühl ſind, wie Sie ſelbſt ſagen, bei allem Schönen, Guten und Großen die Grundlage, der Gipfel. — Ich glaube auch: die feſte Ruhe des Gemüths, die ſicher die bleibende Stimmung des Gemüths ſein ſoll — die ſich nicht mit bleibendem Trübſinn verträgt, iſt nur durch dieſe Vereinigung mehrerer zu einem Bunde möglich. Wer iſt frei von gewaltſamen Anfällen der Leidenſchaft, daß er nicht in einem reinen Spiegel ſein Selbſt erblicken und ſo ſich reinigen möchte. Nicht blos im Drama ſollen

die Affecten gereinigt werden, das ganze Leben sei ein Drama, wo Menschen, Menschen veredeln, reinigen. Es soll kein Spectakelstück werden, kein eckiges, unregelmäßiges Wesen sein. — Harmonie des Menschen mit sich und der Welt — ist nie beim Isoliren; und man soll doch dies Ziel erreichen. — Diese Einheit ist nicht ohne Gährung, Prüfung, Läuterung, Scheidung möglich — denn die Ruhe soll nicht Folge der Trägheit, sondern der harmonischen Gegenwirkung aller Kräfte sein. —

Raumer an Wilhelmine Stubenrauch.

Tuderstadt, den 20. August 1802.

Wenn wir den festen bleibenden Ertrag eines Grundstücks berechnen wollen, so nehmen wir einen Durchschnitt mehrerer Jahre, mehrere verschiedene Preise, um den mittleren Satz herauszubringen. So haben wir Menschen im Grunde einen mittleren Zustand, der unser Selbst ohne vorübergehende Spannung oder Erschlaffung in seiner natürlichen, ruhigen Form zeigt, der bei einer mittleren, beständigen Abschätzung zum Grunde gelegt werden muß. — Wir haben Zeiten, wo wir diesem Zustand weit vorauseilen, wo wir das Größte zu begreifen, das Heiligste zu empfinden meinen, und diese unbegrenzte Kraft ist der Menschheit höchster Stempel. — Auf der andern Seite sinkt man bisweilen in eine Tiefe, die uns das Irdische so gewaltig vor Augen rückt, daß schon der Schreck uns wieder heben sollte. — Jener mittlere Zustand ist sehr viel werth, denn er ist das Beharrliche in uns; ein unaufhörliches Schwanken vom Hohen zum Niedrigen, ohne Ruhepunkt, ohne Besinnung und ruhige Ueberlegung, ist oft

Talent, Genie, aber nie Charakter. Erst wenn wir diesen festen Halt in uns haben, können wir unsere Kraft verdoppeln zum neuen Steigen, wir schweben nicht unstet wie ein Pendel ohne weiter zu rücken. So erhebt sich allmählich auch dieser mittlere Punkt, so wird ein Durchbruch zu gemeinen Regionen unmöglich gemacht. Diese erreichte Höhe ist Unabhängigkeit des Willens von einem Einflusse, der nicht da sein sollte. Bei abstracter Untersuchung ist die Möglichkeit dieser Unabhängigkeit so wenig einzusehen, als die Unabhängigkeit des Gefühls von äußern Eindrücken. Wie kann ein Stäubchen unsern Körper, ohne welchen wir nun einmal nichts sind, in einen Zustand versetzen, der alle geistige Kraft ertödtet. Wie sehr hängen Stimmungen, Ansichten, Gefühle, ja Grundsätze von dem Bau, der Organisirung, der Ausbildung des Körpers ab. Nie ist hier eine genaue Scheidung möglich, dies Räthsel bleibt ewig ungelöset. — Wer kann alle Einwirkungen nachweisen, wer alle so versteckte, so kleine Ursachen angeben, die uns zu dem machten, was wir sind. Wie greift nicht alles ineinander, wie regieren uns Umstände und Zeit. — Ist nicht die französische Revolution schuld daran, daß ich hier bin? So habe ich manchem ihren allgewaltigen Einfluß im Kleinsten gezeigt, der ihn im Großen nicht sehen will. Freilich wenn Zucker und Kaffee wohlfeil wird, dann ist ja alles wie vorher!!

Wenn nur alte Weiber solche Kaffeeansicht der Welt hätten, so wär's weiter nicht zu verwundern; allein Männer, die in Amt und Würde stehen, die Gelehrte ꝛc. sein wollen. So wußte der gar berühmte Herr Hofrath Schlözer in Göttingen in seinen Vorlesungen kaum einen andern Einfluß, keine andere Folge der Entdeckung von Amerika anzugeben, als daß man jetzt mit Indigo, statt mit Waid färbt; ihm erschien die Reformation nur wichtig, weil man seitdem weniger Wachslicht verbrennt und Fische ißt. Auf solche Fineſſen that er

ſich ſehr viel zugute. Wenn ein Mann, der das Große überſieht, auch ſo etwas bemerkt, ſo freut man ſich; allein wem dies das Erſte und das Letzte iſt, der müßte Hübner's hiſtoriſche Fragen in die Hände bekommen, oder lieber Wachslichte ziehen — dazu ſchickte er ſich vielleicht beſſer. —

Es iſt wunderbar, wie ſehr die Vergangenheit, die Verknüpfung in allen Theilen der Welt, durch Urſach und Wirkung, uns ohne unſer Bewußtſein formt und modelt; wie wir nur das perſonificirte Reſultat der nächſten Umgebungen ſind; und wie unendlich wenig hingegen das große Buch der Geſchichte uns mit Bewußtſein lehrt. Mancher, der einen Schatz von Factis bei ſich trägt, kann ſich zu keiner Reflexion, zu keiner fruchtbaren allgemeinen Anſicht erheben. — Die Geſchichte lehrt ihn nur durch Zahlen ſein Gedächtniß ſtärken. Wie wenig lernen die meiſten aus der Vergangenheit die Gegenwart beurtheilen; — ja die meiſten wiſſen nur daß etwas geſchah; weshalb, wodurch, das kümmert ſie nicht, — nach dem Erfolge die That beurtheilen, iſt das Höchſte, was ſie erreichen. — Daß uns die Geſchichte weder klug noch gut macht, zeigen tauſend tägliche Erfahrungen. Ich bewundere immer Burke, daß er die franzöſiſche Revolution zu einer Zeit ſo hiſtoriſch richtig beurtheilte, als faſt alle unſere deutſchen berühmten Köpfe ſie nur poetiſch oder ganz ſchief beurtheilten.

Marie von Raumer an Friedrich von Raumer.

Charlottenburg, den 24. Auguſt 1802.

Mein lieber Fritz!

Wie Du hin und wieder falſch beurtheilt wirſt, findet ſich jetzt ein neues Beiſpiel. Man beſchuldigt Dich einer zu

großen Freimüthigkeit in der Aeußerung politischer Wahrheiten und Meinungen; ich gestehe gern, daß ich mit Erstaunen davon hörte, da ich nie einen Schatten von Unbesonnenheit oder Unvorsichtigkeit, es sei in welcher Anwendung es wolle, in Deinem Charakter habe entdecken können; oft war ich schon geneigt, Dir diese Tugend, die dem jugendlichen Alter gar nicht so recht angemessen ist, als einen Fehler anzurechnen. Behutsamkeit mag eine schöne Sache sein, um auf der bürgerlichen Laufbahn nicht an allen Ecken anzustoßen, doch überlasse ich es gern andern, die es sich vorgenommen haben, Dir diese zu empfehlen; vielmehr möchte ich Dich warnen, jetzt, da Du in öffentlichen Verkehr mit der bürgerlichen Welt getreten bist, laß Dich vom Roste der Welt nicht ergreifen. Eigennutz und Erfahrung lehren nur zu bald dem Manne Vorsichtigkeit; die Kunst ist nur, wie er das Bessere in sich darüber nicht verliert.

Wilhelmine Stubenrauch an Raumer.

Berlin, den 14. December 1802.

Lassen Sie uns die Weltgeschichte wie ein Menschenleben betrachten, das durch wundervolle Schickungen, durch scheinbares Zurückgehen sich dennoch dem großen Ziele nähert. Lassen Sie uns nicht verzweifeln über einzelne Verwirrungen, lassen Sie uns nicht über einen trüben Augenblick, die Aussicht in eine unendliche Zukunft verlieren. Vielleicht stehen wir mit unserem Zeitalter auf einem hohen Berge, viele Menschenalter vergingen über mühevollem Steigen, und erwarten wir die freiere Aussicht in neue, bessere Gegenden. Aber

ein dichter Nebel umhüllt uns, in den Wolken fühlen wir nur die kalte Luft der höhern Regionen, auch die nächsten Gegenstände sind verdunkelt und entstellt, wir glauben uns in eine endlose Wüste, es ist, als müßten wir ersticken, kaum erkennen wir den treuen Gefährten, wir sehnen uns ängstlich nach dem freundlichen, hellen, lebendigen Thale. Ein günstiges Lüftchen — und die Wolkenhülle zerreißt, der Vorhang geht auf — wir sehen in eine lichtvolle Unsterblichkeit.

Raumer an Wilhelmine Stubenrauch.

Kloster Reisenstein, den 14. December 1802.

Ueberspannung ist Schwäche, Mangel an haltbarer, dauernder gesunder Kraft, ist kränklich, bringt kränkliche, einseitige Ansichten, Resultate und so fort. Meine Religion überspannt mich nie, sie führt mich im Gegentheil von dem Ueberspannten aller Ansichten zur Ruhe und zur Thätigkeit, zur Liebe und zur Freundschaft, zu jedem Guten; ich bin nie irreligiöser, als wenn ich überspannt bin; der religiöse Zustand ist für mich nur da, wenn er sich in jenen Wirkungen offenbart. Ich möchte die höchste, die harmonischste, die größte Ansicht der Welt, des Menschen, der Natur aus jedem Standpunkte religiös finden. Sehe ich die Sonne in unabsehlicher Ferne, wie einen Feuerstrom hinter glühenden Wolken immer tiefer sinken, sehe ich sie unaufhaltbar verschwinden; da ergreift mich ein Gefühl der Vergänglichkeit, der menschlichen Gebrechlichkeit; dann steht mir aber die Ewigkeit, die Ruhe der Natur, die Kraft jedes Geistes entgegen, und wenn in zwiefachen Ansichten ich mein ganzes Wesen erhöht fühle, wenn ich meine Hände ausstrecke nach einem Freunde, der mir

gleich empfindet, mit dem mein Wesen innig verschmolzen, gereinigt hervorgeht, da fühle ich Religion.

Raumer an Wilhelmine Studenrauch.

Reisenstein, den 3. April 1803.

Täglich gehe ich jetzt aus und freue mich der schönen Jahreszeit. Veilchen fand ich schon vor einigen Tagen, heut zuerst die schöne Frühlingsanemone. Meine Blumenliebe wird von neuem rege, und ich freue mich unsrer vorjährigen Sammlungen an der großen schönen Wiese hinter Bellevue. Welch eine Menge trugen wir oft mit uns, wie freuten wir uns eine neue Blume entdeckt zu haben. Wie könnte man auch diese schönen Kinder der Erde nicht lieben, sich hinneigen zu ihrem schönen, schnellen Dasein. In wunderbarer Verschiedenheit, ein großes Geschlecht, scheinen sie alle befreundet, ihr eigenes Wesen bildet eine eigene Welt. Alle sprechen mich an mit fremden und doch verständlichen Worten, dann möchte ich sie fragen, ob sie auch mich verstehen. Eine köstliche Blüte, eine schöne Frucht; so ist ihr Leben verstrichen, bis ein neues emporkömmt. Nie sind sie einsam, der eine Stamm trägt Mann und Weib und Geschwister in wunderbarer Einheit. Immer ist das Liebste ihnen nahe. Wenige Geschlechter sind vereinzelt, doch die Lüfte tragen die Befreundeten zusammen. Sowie alles uns anzieht, was in bestimmten Kreisen sich bewegt und lebt, so auch die Pflanzenwelt; — ich mag die Kehrseite dieser Existenz, die dem organischen Wesen nothwendig in die Augen fallen muß, jetzt nicht berühren. Bei der thierischen Natur erhebe ich mich gleich zum Menschen, beim Menschen ergreife ich das Geistige —

nur die Pflanzenwelt bildet durch ihr geschiedenes Dasein neues Interesse, und gibt neuen Stoff der Phantasie.

Raumer an Wilhelmine Studenrauch.

Reisenstein, den 6. Mai 1803.

Ich muß Ihnen doch das ungewöhnliche Leben beschreiben, das ich seit einigen Tagen führe. Verschiedene Umstände machten es unmöglich, meine Arbeiten hier fortzusetzen, unter anderem das schlechte Wetter. Doch konnte ich in der kurzen Zeit nicht nach Heiligenstadt gehen, ich schrieb deshalb an Setzmann, er solle schleunigst aus Gerode zu mir kommen. Dieser kam, und fand das Klavier, ziemlich gestimmt, vor; denn im Stimmen erwerbe ich mir aus Noth allmählich eine Fertigkeit. Fünf Theile vom Plutarch warteten auf Leser. — Nun ward der Tag vom frühen Morgen bis späten Abend so eingetheilt, daß der eine las, während der andere Klavier spielte; sodaß das Klavier auf keine Minute ganz still stand, und ein Band vom Plutarch immer gelesen ward. Das ist die trockene Geschichte, allein von der Wirkung zu schreiben, vermag ich nicht. Man könnte denken, den ganzen Tag Musik zu hören, müsse ermüden, allein ganz im Gegentheil. Ich fühle mich in einen Zustand der Begeisterung versetzt, der mein eignes Wesen unendlich über seinen gewöhnlichen Zustand erhöht. Alle Heroen Griechenlands und Roms scheinen mich zu umschweben, ich sehe ihre hohen Gestalten am blauen Himmel, in den dunklen Wolken auf- und niedersteigen, alle Zeit ist mir verschwunden, alle Sehnsucht nach der Vergangenheit, ich bin mitten unter den Großen, mein Gemüth ist zu einer Reizbarkeit und Empfänglichkeit erhoben,

die nicht kränklich, krampfhaft ist, die aus der Fülle aller Kräfte hervorgeht, ich wüßte keinen Zustand, diesem Vorgefühl einer wahren Seligkeit nur von ferne zu vergleichen. Alle Bande scheinen sich zu lösen, die da fesseln und aufhalten.

Woher alle diese Magie, als von dem wunderbarsten, heiligsten, lieblichsten, von der ewigen Harmonie der Töne, von dieser übermenschlichen einzigen Kunst. — Von diesem unbegreiflichen Manne! — Dieser unversiegbaren Quelle der einzigen musikalischen Freuden! — S. Bach's gänzliche Abgeschiedenheit von der ganzen übrigen musikalischen Welt, wird mir immer klarer, ich möchte seine nur himmlische, die andere irdische Musik nennen. Man muß ihn über alles lieben, oder abgeschmackt finden; denn seine Einwirkung ist so ganz verschieden von der gewöhnlichen.

Mehrere uns ganz unbekannte Stücke haben wir jetzt gelernt, unsre unbeschreibliche Verehrung hat noch zugenommen, wenn dies möglich ist. Sie enthalten bald das Gewaltigste, Größte, dann das Zarteste, dann sind sie die Schwermuth selbst, und dieser Reichthum! — Manches ist so wunderbar, so einfach und doch so überraschend, daß ich diese eigentliche Magie gar nicht zergliedern kann.

Naumer an Wilhelmine Stubenrauch.

Heiligenstadt, den 2. Juni 1803.

Von dem Geiste, der das ganze sogenannte Organisationssystem beherrscht, haben Sie keine Idee. Es ist nichts, als ein Plünderungssystem, ohne Gnade und Schonung, en détail so betrieben, wie von den Franzosen en gros. Das soll

dann Vaterlandsliebe erwecken. Alle alten Abgaben werden gelaſſen, alle fremden eingeführt, das heißt alles auf gleichen Fuß bringen! Da kommt denn zuletzt noch gar ein dummer Narr her und will demonſtriren, daß ſich die Brauerei z. B. in einer Stadt nicht heben könne, wenn nicht eine Abgabe von 10 Gr. für den Scheffel Malz darauf gelegt würde. Ich habe jetzt eine Arbeit der Art unter Händen, die ich nach allen Kräften durchhecheln und mich mit aller Anſtrengung auflehnen werde, allein es bleibt alles umſonſt. —

Alle Fehler der alten Provinzen werden recht eigentlich zuſammengeleſen und hier aufgepfropft. Die gemeinſte kleinſte Empirie regiert das Ganze; was man geſehen, macht man nach. Der große Sinn, der Ueberblick, der wahre Geiſt des Staatsmanns und des Menſchen iſt gleich fern. — Freilich wir preſſen Geld, um in jedem Grenzdorfe des Hannöverſchen nach dem Buchſtaben einen, ſage einen Huſaren, zur Deckung hinſtellen zu können. Wir laſſen die Franzoſen gegen den Frieden das Reich zerſtören und bleiben neutral, wir laſſen freie Völker unterjochen und bleiben neutral, wir laſſen uns umſtricken bis ans Herz von dieſen Schlangen und bleiben neutral, wir antworten nicht, weil wir nicht wiſſen, was wir ſagen ſollen, wir finden es albern, ſich zu wehren, Weisheit ſich zu unterwerfen. — Spricht die alte, die neue Geſchichte denn niemanden an, ſehen wir nirgends die drohenden Beiſpiele?

Raumer an Wilhelmine Stubenrauch.

Heiligenſtadt, den 25. Juni 1803.

Letzthin habe ich während dem Zählen der Schafe und Kühe bei einer Uebergabe, ein paar kameraliſtiſche Diſtichen

auf einige Bäume gemacht. Kameraliſtiſch ſind ſie, denn man muß wiſſen, daß Buchenholz gut brennt, daß man Birken oder Maien im Frühjahr oft ſträflich abhaut oder anzapft, daß die Weiden geköpft werden und hohl ſind u. ſ. w. Hier ſind ſie:

Die Tanne.

Strebend hebt ſich der Gipfel zum ewigen heiligen Himmel,
Liebend ſenkt ſich der Zweig, Nährerin Erde zu dir.

Die Buche.

Mancher preiſt wol die ſchlanken und kräftig hohen Geſtalten,
Doch die ewige Glut macht unſer Sterben erſt kund.

Die Birke.

Frühlingsliebe belebt, es ſchwellen die treibenden Aeſte,
Feindlich berührt das Geſchick, weinend welk ich dahin.

Die Weide.

Unerſchöpflich erneu' ich, was andere von mir begehren —
Dennoch williger Baum, fehlet im Innern die Kraft.

Die Linde.

Gräber umduft ich, und fröhliche Tänzer im Grünen;
Ach der Menſchen Gewirr, macht mich zum ſinnigſten Baum!

Die Eiche.

Frei bewegt ſich gewaltige Kraft in jeglicher Richtung,
Regellos ſchein ich zu ſein, feſter als alle im Sinn.

Raumer an Sohmann.

1804.

Wenn ich ſo mein Selbſt in der Vergangenheit betrachte, wenn ich ſo aus mir heraustrete und ein fremdes Weſen mir

hiſtoriſch vor die Augen tritt, das ich einſt ſelbſt war, ſo überfällt mich ein Schrecken, daß auch der jetzige Augenblick fremd werden wird. Was iſt Bleibendes in dem Wechſel, was ſoll ich halten? Ach — daß ich einſt da und dort war; und nimmer, nimmer die vergangene Zeit wiederkehrt, daß wir ihren ewigen Lauf nicht halten können. Ich ſehe, wie ich auf dem Wall von Göttingen, unter blühenden Linden des Abends umhergehe, wie die Sonne düſter über die alten Gleichen kaum noch hervorblickt — ich bin auf dieſen Gleichen; hier war vor Jahrhunderten Spiel und Feſt und Leben, und Menſchen und Freundſchaft und Liebe, — die alten Steine, die alten Buchen mögen's noch wiſſen — alles iſt hinweg — bis auf die Spur, bis aufs Andenken verlöſcht. — Ich werde nie die Sonne dort wieder untergehen ſehen, ich werde nie dieſe Burgen wieder betreten, nie wird mein ſtiller Ruf in ihren Gewölben widerhallen — der Schall iſt verflogen, der Genuß iſt verflogen, der Menſch iſt verflogen. — Ach wie kurz, wie vergänglich — ach und wie glücklich, wenn vergänglich und vergeſſen, wenn nicht der Ruhm der Nachwelt nur auf Thränen und Fluch der Gegenwart geſäet iſt! —

Purpose is but the slave of memory
of violent birth, but poor validity.

Sh.

Alle Vorſätze die aus dem einzelnen hervorgehen, die durch dieſe oder jene äußere Begebenheit veranlaßt werden, taugen nichts, ſobald ſie nicht mit dem geſammten Menſchen in Uebereinſtimmung ſtehen. Sie werden nicht befolgt, ſowie ein Augenblick ſie erzeugte, tödtet ſie ein zweiter.

Die Bildung des Menſchen, welche durch Ausführung vielerlei vereinzelter Vorſätze hervorgeht, iſt Stückwerk, un-

haltbar. Aus der Anhäufung von Holz und Rinde und Wurzeln und Blättern, entsteht nie eine Pflanze. Das innere Leben des Geistes ist der Same, und jeder Same muß von einem Punkte aus sich allseitig bilden. Jeder kann aber nur eins sein, und die inwohnende Kraft steigern, erhöhen; auf dem Stamme der Eiche kann ich keine Rosen ziehen, und auf Rosenzweigen erwächst kein Baum. Alles Fortschreiten des Menschen muß vom Mittelpunkt überall gleichmäßig ausgehen, nicht die Wurzeln ohne die Zweige, oder umgekehrt. — Daher ist es zweckwidrig, sich die Uebung dieser oder jener Tugend vorzusetzen, und so die Reihe hindurch zu wandern. Alle einzelnen Gestaltungen und Beziehungen der Tugend beruhen auf einer einzigen allgemeinen Tugend, und empfangen nur durch diese Beziehung ihren eigensten Werth und ihren Gehalt. Alle einseitige Vollendung bringt nur zur Virtuosität; der Virtuos ist nie der gesammt vollendete Mensch. Der gesammt vollendete Mensch ist selbständig, aber in Harmonie mit dem Universum, bei ihm verschwindet jede Einzelheit, die über das Maß hinausschweift. Der Virtuos steht höher, als der ganz vernachlässigte, rohe Mensch, aber er ist nicht auf dem wahren Wege zum Höchsten, sowie die beharrliche Ausführung eines einzelnen guten Vorsatzes weiter bringt, aber oft die Kraft für die Bewegung des Ganzen raubt, und oft die Richtung verschiebt. Der heftige Ursprung (violent birth) der Vorsätze, ist stets Zeuge ihrer kränkelnden Natur, nur bei der Besonnenheit kann man alle Theile übersehen, und ohne diese Uebersicht leiden gewiß einzelne Theile, oder das Ganze um einzelner Theile willen.

Marie von Raumer an ihren Neffen Raumer.

1805.

Der Kalte, der Gleichgültige iſt allerdings in gewiſſem Sinne allemal der Klügſte. Doch dies trifft nicht Dich. Dein Empfindungsſyſtem (wenn ich ſo ſagen kann) iſt durchaus geſund, und dies iſt es eben, was ſo viele täuſcht, und zu einem falſchen Urtheil über Dich verleitet; ſie nehmen ihren eigenen Maßſtab zur Hand, und bei den mehrſten iſt ein tiefes und zartes Gefühl, mit geiſtiger Aengſtlichkeit verbunden. Aber wahrlich, dies iſt kein Vorzug zu nennen! Dieſem peinlichen kraftloſen Weſen, ſtehen wenigſtens alle männliche Tugenden gerade entgegen. Entſchloſſenheit, unbeweglicher Muth, ruhige Beſonnenheit, wie ſollten dieſe in ſolcher Geſellſchaft blühen und gedeihen. Hieraus würde alſo folgen, daß den Männern ein tief eindringendes, lebendiges und zartes Gefühl ganz abzuſprechen wäre, welches wenigſtens ſoweit ich die Menſchen kenne, gewiß nicht der Fall iſt. Wenn ich jetzt an Berlin denke, bilde ich mir ein, daß von nichts anderm die Rede iſt, als von der ernſthaften Wendung, welche die Angelegenheiten der Politik genommen haben; ſowie man in einer brennenden Stadt von nichts, als von der Feuersbrunſt ſpricht. Da ich bald dort zu ſein gedenke, kann ich gerade nicht ſagen, daß mir dieſe Anſicht ſehr erfreulich wäre. Alle heitere Geſelligkeit wird dadurch zerſtört und was noch mehr iſt, der Blick von ſo vielen wichtigen Gegenſtänden abgelenkt. Denn Gott ſei gedankt, es gibt im Himmel und auf Erden noch manches außer dieſem Bezirk, welches würdig iſt, mit voller Liebe und Kraft umfaßt zu werden. Ob der Menſch unter dieſer oder jener Herrſchaft lebt, in einer guten oder ſchlechten Verfaſſung, hat gewiß den größten

Einfluß auf seine geistige Bildung und Entwickelung, und wer wollte sie nicht ehren, die im Kampf für dieses Gut Leben und Wohlsein zum Opfer brachten. Aber mir scheint es dennoch nicht das einzig Eine zu sein, welches noth ist, um mit den Worten des Evangeliums zu reden. — — —

Friedrich an Karl von Raumer.

Ich habe in einem früheren Briefe angeführt: daß alles historisch wird und werden muß, was im Zeitlichen und Räumlichen zur Wirklichkeit kommt. Manche Wissenschaften und Disciplinen haben lediglich hier ihren Boden, und indem sie sich nur auf das Vergangene beziehen, auf Darstellung, Wiederholung, Benutzung des Vergangenen, sind sie historisch im engeren Sinn. Der historische Glaube, das unentbehrliche Erforderniß bei diesen Zweigen, bezieht sich also auf Vergangenes, auf Zeitliches. Im Gegensatze zu der historischen, rückblickenden, durch das Aeußere bestimmten Ansicht, steht jede, die sich losreißt vom Vergangenen, deren eigenster Boden die Zukunft ist, die, abgesehen von der Zeitlichkeit und Räumlichkeit, als nothwendiges Erforderniß den Glauben an das noch nicht Geschehene festhält, ja dies hervorbringt. — So stellt sich der Geschichte — die Religion gegenüber, wie Vergangenheit der Zukunft, wie das endlich Gegebene, dem unendlich Erwarteten. So steht neben der ersten die Philosophie und das System der Rechte, neben der letztern die Poesie und die Ethik. — Beide ersten im Endlichen, aber durch die Möglichkeit des Unendlichen; beide letzten im Unendlichen, festgehalten, zur Erscheinung gebracht, gebunden, durch das Endliche. —

Es fragt sich: wie kann das Endliche durch das Unendliche bedingt werden und umgekehrt, wie kann der wechselseitige Einfluß möglich werden, wie kann er dargestellt werden?

Hierauf drei Antworten.

1) Der Mensch, in dem sich alle diese widersprechend erscheinenden Ansichten finden und sein Wesen durch Zwiespalt aufzuheben drohen, ist Glied zweier Welten, der sinnlichen und der übersinnlichen. Hieraus ergibt sich die Nothwendigkeit der verschiedenen Ansichten, hiedurch ist ihm ein doppeltes Ziel vorgesteckt, wo eins das andere nicht aufhebt, sondern als Bedingung zur Erreichung des zweiten zu betrachten ist. (Kant.)

2) Ich frage weiter: das Bewußtsein, Glied zweier Welten zu sein, das Resultat meiner Forschungen, ist ja nicht hervorgegangen aus einem doppelten, getrennten Wesen, wie kann ich mich als solches erkennen? Dies Resultat ist nur auf niederem Standpunkte gefunden, und könnte zur Verdeutlichung die Einheit in noch mehrere Brüche zerfällt werden; der höhere Gesichtspunkt zeigt mir hingegen nur ein ungetheiltes Wesen. In diesem, durch dieses ist alles so oder so, und ob und daß es so ist, dafür ist keine äußere Welt, kein äußerliches Suchen und Finden mir Bürge, genug ich bin, und mein Dasein, das einzige, was ich zu erkennen vermag, bedarf keines Beweises, und was in und mit meinem Dasein gegeben ist, gehört zu mir. (Fichte.)

3) Es gibt nicht viele Welten, es gibt kein einzelnes, gewisses, abgesondert nothwendiges Dasein, — aber es muß etwas sein, ohne Bedingung, Beschränkung, — — das Absolute. — Das Absolute ist das Universum, das Universum ist ein Unendliches — da gilt nicht Trennung nicht Einigung. — Da ist keine Entgegensetzung, keine Absonderung, auf dem höchsten Standpunkte ist alles

Einheit, Harmonie, ich verschwinde im unendlichen Ganzen. (Schelling.)

Zu diesen drei Antworten drei Bemerkungen:

Zu 1. Die erste Antwort möchte die am meisten begreifliche sein, d. h. sie bleibt am meisten im Endlichen. Allein sie erklärt zertheilend, zerfällend, ohne zu begründen. Wir haben doppelte Ansichten, weil wir ein doppeltes Wesen sind, und wir sind ein doppeltes Wesen, weil wir doppelte Ansichten haben, der Cirkel liegt in der Schlußfolge. Wir glauben fälschlich mehr begriffen zu haben, da wir doch nur dasselbe mit verschiedenen Worten hörten. —

Zu 2. Die Einwürfe gegen Nr. 1 sind gründlich, allein das dafür Gegebene nicht hinreichend. — Das Resultat ist Sicherheit über das Dasein eines vereinzelten Endlichen, ohne Uebergang zur Gemeinschaft, zur Harmonie, zum Unendlichen.

Zu 3. Desbalb ist mit Recht unter Nr. 3 auf ein unendliches Absolute gedrungen, denn darunter ist alles, in aller Beziehung begriffen. Allein mit Unrecht ist ein Unendliches als begreiflich hingestellt, ein Postulat als ein bewiesener Satz. — Für den menschlichen Geist gibt es nichts Unbedingtes, Absolutes, was er erkennen, begreifen könnte. Nur durch Trennung, Entgegensetzung ist ihm Begriff, Urtheil, Schluß möglich, und der letzte Schlußstein der Einigung ist ihm ein unerklärliches, undurchdringlich heiliges Geheimniß. — So möchten wir uns der ersten Antwort nahe befinden, in Betreff der blos endlichen Ansicht, allein nach dem weitern unabweislichen Streben, soll uns das Absolute in das unendliche Gebiet der Religion führen; die Gottheit ist das Absolute und die Welt ist ihre Offenbarung, und alles was geschehen ist, ist Ausfluß des Göttlichen. — Gott waltet in Allem, und alle Spaltungen, Trennungen, die wir in der Welt wahrnehmen, werden zur Harmonie bei Berührung mit dem göttlichen Wesen. — — —

Religion als bloßes Hinsehen auf die Zukunft, auf ein anderes Leben, oder ein blos beschaulicher Zustand, ist historisch unwirksam, und nur insofern wird dieser Zustand Gegenstand der Geschichte als er dagewesen, wenn er auch im Grunde nur Negation war. Dieser Zustand ist verkehrt und einseitig. —

Der Mensch als endliche Kraft muß wirken: durch den Widerstand werden Kräfte erst lebendig, und die Wirksamkeit aller Kräfte im Endlichen mit steter Hinsicht aufs Unendliche ist die höchste Offenbarung der Gottheit durch den Menschen, die höchste Religion. — Wollen wir den Alten die wenigere Hinsicht auf die Zukunft zum Vorwurf machen? Ist sie jetzt wirklich so bedeutend größer? Offenbart sich das Dasein dieser Beziehung so bestimmt in der Handlungsweise? Mein Leben zeigt meine Religion, kann der Alte erwidern, in meiner harmonischen Thätigkeit und Bildung liegt die Verherrlichung der Gottheit, und ihr mit euerm sinnlosen Hinaussehnen aus dem endlichen Dasein, wodurch ihr nur etwas seid, und worüber hinaus wenigstens der Begriff nicht reicht, seid Thoren, Undankbare, Irreligiöse. Ihr seid Thoren in eurer Verehrung der indolenten Beschaulichkeit, in der verkehrten Anwendung unendlicher Ahndungen und Ideen, auf endliche Kräfte, die höchste Thätigkeit nach innen und außen gibt die vollkommenste Existenz. In der höchsten Anwendung und Ausbildung aller Kräfte und Anlagen liegt die einzige Vorbereitung zu einem höheren Dasein. Ihr wähnt dem näher zu sein, ich bin es. —

Wir müssen billigen, was der Alte sprach, und er wird sich einigen mit uns, wenn wir erwidern und hinzusetzen: Wir sollen erhöhen und ausbilden alle unsere endlichen Kräfte und Anlagen durch beständige Thätigkeit zur Fähigkeit eines höheren Daseins; allein in diesem endlichen Bemühen zeigt sich so oft nur zu deutlich die Endlichkeit der Kraft, die Unmöglichkeit

das Ziel zu erreichen, was uns durch göttlichen Willen vorgesteckt zu sein scheint. — Damit nun nicht Unwille, Muthlosigkeit, damit uns Frevel gegen den Unendlichen nicht ergreife, muß in kindlicher Demuth der Glaube an eine Vorsehung hinzutreten, wir müssen unseren Wahn in freudiger Hingebung in den höhern Willen verschwinden lassen, kein willenloses, kein eisernes Schicksal regiert die Welt und ertödtet das Gute. — So lehrte Christus — und es ist falsche Anwendung seiner Lehre, wenn wir unthätig die Erde verschmähen, da wir des Himmels noch nicht würdig sind. — Er hat unsere Kräfte nicht beschränken, er hat sie erhöhen, beleben wollen, indem er den wilden heftigen Sinn, der beim Streben nach blos endlichen Zielen, beim Verfehlen derselben, sich des Menschen leicht bemächtigt, durch Beziehung auf eine Unendlichkeit milderte und besänftigte. Er hat die Liebe als Hebel der Natur und der Thätigkeit der ganzen Welt ausgesprochen, und was edle Gemüther aller Zeiten und Völker fühlten und ahndeten, mit Sonnenklarheit und der tiefsten Innigkeit hingestellt für alle der Liebe Fähigen. Die Geschichte zeigt uns das Christenthum als unendlich wirksam, allein ebenso oft als unwirksam, d. h. nur keine auffallenden Begebenheiten hervorbringend. Allein gerade dann mag es oft in seiner höchsten Blüte sein, wenn es nicht gewaltsam äußerlich wird. Die stille Wirksamkeit in der Brust des Einzelnen gibt sich nicht unmittelbar in den Annalen der Weltgeschichte kund; allein ungeachtet dieser Stille ist die heilige Thätigkeit an den Erscheinungen im Ganzen nicht zu verkennen. —

Da die Beziehung auf das Unendliche der regen Kraft des menschlichen Gemüths ursprünglich einwohnt, so ist ein gänzlicher Verfall der Religion ein Unding, eine Unmöglichkeit, und es ist denkbarer, daß das ganze Geschlecht aufhöre zu essen und zu trinken, daß es vom endlichen Bedürfniß sich

teorreiße, als daß der Keim des Ewigen vertilgt werde und so Alles in ein Nichts verschwinde. Mit der Festsetzung der Ansicht von der Ursprünglichkeit und Ewigkeit der Religion hängt der Satz genau zusammen, daß Irreligion als bloße Aufhebung nie Princip der Wirksamkeit, der Handlungsweise eines ganzen Zeitalters werden könne. Allein damit ist keineswegs aufgehoben, damit steht keineswegs im Widerspruch die Behauptung, daß religiöser Sinn abgenommen oder zugenommen habe in der Welt, denn sonst würde man auch leugnen müssen, daß Religiosität überhaupt in der Welt vermehrt werden könnte. Hiebei muß ich ein für allemal bemerkbar machen: daß der Wunsch, etwas möge so oder anders sein, uns nie abhalten darf zu erkennen, wie es ist, daß mit der Erkenntniß erst der Wunsch, wohin etwas gebracht werden soll, auf taugliche Weise entstehen kann; daß aus der Erkenntniß auch die Mittel zur Besserung, die Kraft zur Anwendung hervorgehen; daß Erkenntniß, die mit der Vergrößerung der Einsicht auch die Kraft vermehrt hat, bei wahrer Harmonie des ganzen Menschen, die größten, die sittlichsten, die heiligsten Handlungen hervorbringen muß.

Hammer an seinen Bruder Karl.

1806.

Fichte's geschlossener Handelsstaat ist nichts — oder Universalstaat; denn nach Seite 13 erhalte ich Eigenthum nur durch Verzichtleistung aller. Ist der Handelsstaat geschlossen, d. h. sind andere ausgeschlossen, so werden deren Ansprüche nie aufhören, und es wäre schwer, einzusehen, was nun gewonnen sei, hörten wir nicht Seite 266, daß die Regierung,

welche das Weltgeld (das jetzt existirende) durch einen Act der Freiheit ihren Bürgern nimmt und dagegen ein wunderbar mystisches, außer Landes nie brauchbares, nie zu verfälschendes u. s. w. Landesgeld gibt, eben dadurch so unendlich mächtig wird, daß aller Widerstand gegen sie unmöglich ist und ihre Kriege Occupationszüge ohne Schwertstreich werden. Man sieht hier klärlich die Tendenz zum Universalstaat, und eo ipso das Dahinfallen des geschlossenen Handelsstaats. Hypothesiren wir selbst einen Augenblick die Existenz und Einführung dieses Landgeldes und die Möglichkeit der Aufhebung aller Gemeinschaft, die auch die Nutzbarkeit des Weltgeldes aufhebt, so hat doch der Verfasser höchst lächerliche Ideen, sowol von der Quantität des circulirenden Geldes als der Uebermacht, die es allein geben soll. — Ich würde ihm Büsch's treffliches Werk über den Geldumlauf empfehlen, um recht deutlich einsehen zu lernen, daß eine Münze vielleicht hundert- bis tausendmal den Zahlwerth beim Verkehr darstellen muß.

Fichte ist sehr erzürnt gewesen, daß man seinen Versuch eine philosophische Träumerei genannt, ich würde es eine Träumerei schlechthin ohne epitheton ornans nennen; denn wahrlich, die Idee des Isolirens, das Trennen des Menschen vom Menschen, das Verbot, sich die ganze Erde unterwürfig zu machen, immermehr die Natur zu beherrschen und zu benutzen, das Aufheben dieser allgemeinen Mittheilung, das Aufheben des gemeinschaftlichen Strebens zum Höchsten, verdient kein philosophisches Beiwort.

Wie ein Pilz soll der Mensch der Erde entwachsen, sie nicht weiter kennen lernen, als seine Sinne unmittelbar reichen, nichts von ihr genießen, als was er am Boden gefesselt mit Polypenarmen erreichen kann; und warum das alles? Wer vermag es einzusehen? Kriege sind nach wie vor, nichts von allem Uebel in der Welt ist aufgehoben. Die kleinliche Idee von Uebervortheilung der Colonien mag, wie ein anderer schon

bemerkt hat, den einzigen Grund zur ganzen Idee gegeben haben; aber wahrlich selbst diese Colonialbewohner werden sich vor Herrn Fichte's Vernunftstaat herzlich bedanken. Fichte meint, alle Kriege würden aufhören, sobald nur die Staaten innerhalb ihrer Grenzen eingeschränkt wären. Man merkt es, daß er transscendentaler Idealist ist, denn dergleichen Grenzen mag er sich wol in der Idee, Gott mag wissen wie gesetzt haben. Historisch ist die Idee wahrlich nicht, denn von Natur hätte doch jeder Staat, wie er zugibt, eine Neigung, in seine natürliche Grenze zu gerathen, das ist aber, solange die Welt steht, nie erreicht worden; denn stets sind Kriege geführt und die vorgeblichen Grenzen verändert worden.

Daß dergleichen militärische Grenzen nur palliativ sind, davon hat vor kurzem die Schweiz das eclatanteste Beispiel gegeben; daß die Rheingrenze alle Kriege zwischen Frankreich und den Teutschen curiren werde, bildet sich der Verfasser sicher nicht ein.

Nicht minder sind seine nach productiver Selbständigkeit abgemessenen Grenzen nur Hirngespinste. — Denn sobald er einmal einen geschlossenen Handelsstaat will, darf er auf Ausschließung minder wichtiger Bedürfnisse nicht Rücksicht nehmen, und wir verdenken ihm die Aufrichtigkeit, sich des Weins halber solche Blöße gegeben zu haben. — Ihm muß Getreidebau das einzige Nothwendige sein, und da möchte man ziemlich dem Universalstaate nahe kommen, oder er muß von Nebendingen einen Vorwand hernehmen, die eine Grenze bei jedem Flecken zulassen, sodaß wir nicht um ein Haar besser daran sind als immer. —

Seite 216 wird mit Anführung des Beispiels von England behauptet: man habe seit den ältesten Zeiten dunkel gefühlt, ein Inselstaat sei kein selbständiges Ganzes. Wenn ihm aber eine Insel nichts Arrondirtes ist, so weiß ich nicht, wo er es suchen will. Weiß der Verfasser nicht, daß französische Prinzen auf dem englischen Thron und englische Prinzen auf dem

französischen Thron gesessen haben, daß öfter Versuche zur Vereinigung beider Reiche gemacht, aber immer verunglückt sind? Dann lag ja der Schluß so nahe, daß England ein für sich bestehendes Ganzes sei, und wenn ja eine historische Conjectur Wahrscheinlichkeit hat, so ist es die, daß nie England ein Pertinenzstück Frankreichs, nie Frankreich eins von England werden wird.

Die geologische Idee, daß der Pas de Calais einmal festes Land gewesen, hätte doch nicht zu der politisch und historisch lächerlichen Behauptung Gelegenheit geben sollen, die britischen Inseln gehörten eigentlich zum festen Lande Frankreichs. — Wie darf der Verfasser über Nationalhaß sprechen? Den Bewohnern seines geschlossenen Handelsstaats kann er doch keine allgemeine Menschenliebe beilegen? Was begründet den Schluß: weil Engländer und Franzosen sich hassen, sind sie bestimmt, eins zu sein? — Sie hassen sich nicht, sie hassen jeden Versuch, der die heillose Idee einer Abhängigkeit des einen Landes von dem andern realisiren will.

Man sieht, daß Fichte einmal gehört hat: Geld sei nur das durch stillschweigende Uebereinkunft angenommene Medium zur Repräsentirung des realen Werths; wenn er aber Seite 256 davon spricht, daß die Regierung bei eintretenden Bedürfnissen nur ihr mit leichter Mühe zu machendes Geld zu vermehren habe, so ist ebenso klar, daß er vom Credit eines Staats keine Idee hat. Manche Staaten fabrizirten schon Geld, was insofern die Eigenschaften von Fichte's Landgeld hatte, daß es außerhalb der Grenzen niemand annehmen wollte; wenn er aber meint, daß es innerhalb der Grenzen seinen vollen Zahlwerth behalten würde, so darf man ihn nur zunächst an die neuesten Beispiele in Frankreich erinnern.

Seite 91. Er ist erstaunend im Irrthum, wenn er meint, daß etwas dadurch alle Eigenschaften des Geldes erhielte, wenn der Landesherr erkläre, er werde in denselben seine

Bezahlung annehmen. Es wäre dies blos ein probates Mittel — (wie jeder aus bekanntem Beispiele weiß) übers Ohr gehauen zu werden.

Seite 274 ist Fichte selbst bange, daß bei Realisirung seines projectirten Handelsstaats so manche aus dem Lande gehen und ihr Vermögen mitnehmen würden. Allein folgende treffliche arithmetische Auskunft hilft: da die Ausgewanderten doch die wenigern sind, so ist ihr Geld bei weitem der geringste Theil des Vorhandenen.

Eine gleich treffliche Rechenkunst liegt in dem durch eine löbliche Division (Seite 17) vertheilten Quantum von Annehmlichkeiten des Lebens unter die Bürger des Staats. Es ist eine recht drollige Anwendung des transscendentalen Idealismus auf die wirkliche Welt, wenn er sagt: „Es muß nur an jedem selbst liegen, wenn einer unangenehm lebt, keineswegs an einem andern.“ Heißt dies nun, jeder soll im Staate gleiche Rechte haben, so ist dies bekannt und trivial; soll es aber irgendetwas mehr heißen, so ist es albern. Freilich wer Unglück aus seinem Staate verbannen kann, wer die ganze Wirklichkeit durchaus beherrschen kann, wen kein äußeres Object passiv afficirt, sondern der blos werkthätig schafft und von rein freien Handlungen spricht, dem ist kein Ding unmöglich. Mit dieser rein idealistischen Ansicht, die alle Annehmlichkeiten und alle Unannehmlichkeiten ohne Rücksicht auf den Einfluß des Objectiven aus sich selbst hervorgehen läßt, steht doch aber offenbar die Idee contradictorisch im Widerspruch, daß der Staat diese Vertheilung übernehmen und besorgen solle. Man hat oft dem Staate nur negativen Einfluß, nur eine das Böse verhindernde Thätigkeit verstatten wollen; allein hiedurch entstände ein neues, so originelles Departement von Geschäften, daß ich wol sehen möchte, wie sich Fichte dabei als Consul dirigens benehmen würde, und ob die Unannehmlichkeiten, die

ſcharenweiſe auf ihn eindringen müßten, nur an ihm ſelbſt lägen. —

Die Idee eines Beſtimmens der Waarenpreiſe (Seite 57) von ſeiten des Staats, erſcheint jedem, der nur irgend die praktiſche Welt kennt, ſo ungereimt, daß ich ſie nur zu erwähnen brauche, um ihr Urtheil zu ſprechen. Auch wird Fichte Seite 88 ſelbſt bange, denn er ſagt: „Der Werth des Geldes gegen Waare iſt wandelbar, Geſetze und Gewalt können ihn nicht feſthalten — dem Geldbeſitzer iſt mit Gewalt gar nicht, dem Waarenbeſitzer nur durch verhaßte und für den Staat höchſt nachtheilige Mittel beizukommen.“ Wie iſt dies mit dem Seite 56 aufgeſtellten Satze verträglich: daß der Staat die Preiſe beſtimmen und darüber durch Strafe halten ſolle?

Ich glaubte ſchon, der Verfaſſer kehre zum richtigen Wege zurück, allein ich irrte: er geht tiefer ein in die Principien der Theorie des Geldes, — d. h. er will uns weismachen, ſein Landgeld, was er bei allen unheilbaren Krankheiten ſeines Handelsſtaats wie ein Arcanum eines Quackſalbers gebraucht, habe die Eigenſchaft der Unwandelbarkeit, repräſentire durchaus den ganzen Werth u. ſ. w. u. ſ. w.

Raumer an ſeinen Vater.

Frühjahr 1806.

Die beiliegende Recenſion meiner Dialogen iſt von Ebeling in Hamburg. Auszüge aus dem Büchlein ſelbſt habe ich weggeſtrichen.

„Die Alten, beſonders Plato und Cicero, verſtanden es vortrefflich, durch Einkleidung ihrer Unterſuchungen in Geſpräch-

form der Wahrheit Eingang zu verschaffen. Man überschaut, wenn diese Form recht benutzt wird, so deutlich Gründe und Gegengründe, man entwickelt beide behutsam, betrachtet alle Seiten der Streitfrage und fühlt sich nicht (wenn auch im Grunde der Schriftsteller Partei für das nimmt, was ihm als Wahrheit einleuchtet) von ihm oder irgendeinem Vorurtheil hingerissen; vielmehr glaubt sich der Leser viel freier und unbefangener, um sich am Ende selbst zu einer Meinung zu bestimmen. Der Schriftsteller, welchem es um Wahrheit zu thun ist, kann auch als dialogischer viel ruhiger bleiben, selbst wenn er so wichtige Streitfragen abhandelt, daß es beinahe pflichtwidrig scheint, völlig ruhig zu bleiben.

„Alle diese Vorzüge müssen wir dem Verfasser dieser sechs Dialogen einräumen. Die Gegenstände, welche er im ersten, fünften und sechsten Gespräch untersucht, sind von äußerster Wichtigkeit, die Vorurtheile, die er zu bestreiten scheint, von allgemeiner, tief ins Wesen der Staaten greifender Schädlichkeit. Er wägt Gründe und Gegengründe ruhig ab, führt uns der Entscheidung nahe, läßt auch wol eine Person die Entscheidung aussprechen, aber ohne daß man ihm den Vorwurf machen kann, daß Parteinehmung ihn irre leite. Selbst da, wo eine seiner Personen sich, den Grundsätzen gemäß, die sie behauptet, stark gegen eine Partei erklären muß, bleibt er in den Grenzen der Bescheidenheit, hat's blos mit Sachen und nicht mit Personen zu thun. Sehr geläuterte und scharf bestimmte, richtige Grundsätze der Staatskunst sind ihm auch eigen, sowie eine leichte natürliche und doch lebhafte Schreibart. Wir glauben daher, daß Leser jeder Art, sie mögen nun von dieser oder jener politischen Partei sein, selbst wenn sie glauben, alles sei schon ausgemacht und entschieden durch die Begebenheiten unserer Tage, dennoch diese Schrift mit so vielem Vergnügen als Nutzen lesen werden. Nur die Billig-

keit fordert sie, daß der Leser Gründe und Gegengründe gleich gern höre u. s. w.

„Wenn wir übrigens noch rühmen müssen, daß der Verfasser alles philosophisch betrachtet, so müssen wir auch gestehen, daß er als praktischer Philosoph, als menschenfreundlicher, aufgeklärter Staatsmann spricht und herrschende Vorurtheile gründlich bestreitet. Jedem in solchen Gesprächen, wo das Für und Wider laut und ohne Furcht gesagt werden muß, vorkommenden Gedanken, jeder Meinung, jedem wahren oder scheinbaren Paradoxen kann übrigens kein Recensent beitreten; ja wir wünschen nur zwei oder drei hier nicht zu lesen. Selbst der Verfasser muß es blos seine redenden Personen verantworten lassen."

Johannes Müller an Raumer.

Berlin, den 6. September 1806.

Vor ein paar Tagen war ich bei dem Minister Herrn von Stein, der fing bald an von den Dialogen zu sprechen, welche jemand ihm zugesandt. Lange wollte er sich nicht einreden lassen, daß nicht wenigstens der Schluß von mir sei. Endlich vertraute ich ihm den Verfasser; diesem Mann von Genie und Energie, der warm das Gute liebt und emporbringt wo er kann, darf man schon frei sprechen. Er erwiderte mit vieler Wärme, den muß ich kennen und an mich ziehen. Sie sehen, daß ich nicht übel geurtheilt habe, welchen Eindruck das Büchlein Kennern machen werde. Es gehört nichts dazu als eine lautere Ansicht, die Wahrheit ist evident in demselben.

Hierauf erhielt ich Ihren Brief, mein Theuerster, und las

ihn mit Freude und Liebe. Könnte ich von der Geſellſchaft, der ich (und eigentlich guter) für mein beſchäftigtes Leben zu viel habe, ein Theil nach Wuſterhauſen ſenden. Doch Sie bedürfen's nicht. Vierzig und nach kurzer Unterbrechung wieder einige funfzig Tage habe ich einſt in Valieres auf Bonſtetten's Gut ganz allein mit meinem Bedienten verlebt. In ſo einem Patmos wird einem allerlei geoffenbaret, was im Weltgetümmel nicht bemerkt werden wäre.

Neues noch nichts Entſchiedenes. Gewiß, daß wir mit Bonaparte Krieg haben werden; wie könnte er dieſen Fleck der Erde ruhig laſſen! Das Wann iſt ſehr ungewiß, weil ich nicht weiß, ob wir unſern Augenblick nehmen oder den ſeinigen abwarten werden. Das letztere iſt noch zur Zeit am wahrſcheinlichſten, weil wir den Krieg nicht wollen (obſchon wir uns gut rüſten).

Das Reich Karl's des Großen war eher nicht ſehr wohlthätig, als bis es zerfiel. Sonſt hätten wir eine Reihe ſineſiſcher Kaiſer bekommen, die unſern Vätern Ordnung und Verein eingeprügelt hätten, bis ſie aus Langeweile nach Amerika gegangen wären, um die Werke der Freiheit wieder anzufangen, worin jeder ſich fühlt.

Ich glaube doch, daß, ungeachtet unſerer Philoſophie und höheren Kritik, Europa noch nicht bis zum Untergang verdorben iſt. Ich finde bei Heer und Volk, und erkenne auch in andern Ländern noch unerwartet viel Wärme und Eifer. Nach ſo vielen Jahren, wo man uns ſtatt der Kraftbrühen alter Zeit mit eiskalten magern Vernunftſuppen gefüttert hat, war das wirklich kaum noch zu erwarten.

Glauben Sie nicht, daß das feindliche Heer ſo furchtbar ſei. Wollen muß man; ſie haben Ernſt immer geſcheut; haben Tiroler, Speſſarter, kleine Cantons, haben Diezar-Paſcha geſcheut. Ihre Sache iſt Verrätherei, oder Täuſchung. Verſtand und freier Biederſinn iſt gegen ſie die wahre Kriegs-

kunst; jetzt besonders wo der Freiheitsgeist verflogen und nur Liebe der Beute und Meinung der Unüberwindlichkeit übrig ist. Diese muß man widerlegen und jene wird hoffnungslos werden.

Lesen Sie doch ja die Alten viel: Demosthenes, Thucydides, Homer. Es ist in Ihnen ein bewundernswerthes Talent und eine seltene Seele; ich wollte, daß Sie den großen Ausdruck der antiken Einfalt sich ganz vertraut machten, um einige neuscholastische Terminologien und Wendungen aufzugeben. Doch ist mir dafür nie bange; wer aus der Seele spricht, wird täglich kräftiger an die Herzen reden. — — — —

Johannes Müller an Rammer.

Berlin, den 26. Juli 1807.

Mein geliebter und hochachtungswürdiger Freund, Herr Gerlach wird Ihnen vom „Abulfeda", welcher fünf Bände hat, die ersten drei mitbringen; ob ich die folgenden Ihnen auch werde geben können, hängt von der nahen Entwickelung meines Schicksals ab; wenigstens hat sie doch wol die Bibliothek. Was ich eben sagte, schlägt in den Inhalt Ihres Schreibens. Es ist allzu wahr, daß der König nicht nur die Hälfte seiner Staaten, sondern die besten Provinzen, also wol nicht unter zwei Drittel des Einkommens verliert. Es muß in allem ein ganz neuer Boden gelegt werden. Jetzt wäre thöricht und gefährlich, ferner eine militärische Macht sein zu wollen. Ueberhaupt hoffe ich, daß anstatt der gewaltigen Armeen kleine Korncorps aufkommen, dafür aber die Nationen militarisirt werden sollen, welches zu viel größeren Dingen führen kann, als der alte Modus. Indeß ist noch

keine Spur von derlei Entſchließung, ſondern eher zu glauben, daß, nach Maßgabe der Volksmenge, das Heer wol zur Hälfte bleiben dürfte; eine Anſtrengung, welche das alles hindern wird, wodurch dem Staate geholfen werden könnte. Ich glaubte nämlich, daß, da die alte Rolle auf eine ganze Zeit leider ſchmählich geendiget iſt, alle Attention der andern Seite, die Berlin Intereſſe gab, geſchenkt werden ſollte: dieſen alten Sitz der Cultur und Aufklärung und liberaler Maximen zu einer Landesuniverſität zu machen, die vortrefflichen Anſtalten und die Akademie der Wiſſenſchaften dafür zu benutzen, und in dieſem Nord für alle benachbarten Länder ein Centrum von Unterricht und Licht zu begründen. Aber von ſolchen Ideen iſt man, denke ich, noch weit und bleibt zur Zeit nur übrig, ſich nach den bekannten Umſtänden zu richten. Ich bin ſchon im Februar von dem Könige von Würtemberg nach Tübingen berufen worden; es iſt in ſehr ſchönem Lande eine ſehr kleine, und wie ich höre nicht ſchöne Stadt; an Titeln und Ehren würde nichts fehlen, doch müßte ich nothwendig einen Curs leſen. Das Wichtigſte wäre die Nähe der Schweiz, woher ich viele Bücher und Handſchriften ziehen und welche ich von Zeit zu Zeit ſehen könnte. Indeß habe ich eine entſcheidende Antwort auf den Frieden verſchoben. Sowie dieſer erſchien, ſchrieb ich an den König und bot meine Entlaſſung an, er müßte denn dieſen oder jenen andern Geſichtspunkt mit mir haben. Dieſe Woche erwarte ich Antwort. Läßt man mich, ſo gedenke ich um die Mitte des Auguſt abzureiſen (und dann freilich müßte ich ungefähr um den 13. alle meine Bücher beiſammen haben). Sollte der König mich nicht gern gehen laſſen (ich weiß aber im Grunde nicht warum), ſo wird überlegt werden müſſen, ob ich bleiben *kann* oder inſiſtiren *ſoll*? Das eine oder andere was kömmt, werde ich Ihnen ſchreiben. Sie, mein Theuerſter, können zur Zeit auch nicht anders als noch warten, wählen alsdann zwiſchen einem politiſchen

oder literariſchen Amt (nach dem Verluſt von Halle muß doch nothwendig irgendwo eine neue Anſtalt für die deutſchen Lande errichtet werden), und wenn keins von beiden zu erhalten wäre, zwiſchen verſchiedenen Ländern, deren Klima, Vorräthe, Charakter mehr oder weniger reizen könnte. In dem letztern Fall, und wenn ich wegginge, können Sie verſichert ſein, daß ich an Rath und womöglich Verwendung irgend anderswo es Ihnen nicht würde fehlen laſſen. Ungern, ſehr ungern entſage ich der Hoffnung, daß es auf obbeſchriebene Weiſe hier noch gut werden könnte; ich liebe die Stadt, welche ſeit hundertzweiundzwanzig Jahren ſo vielen Tauſenden Aſyl war, den von ſo großen Männern gehobenen Staat, welcher nach Georg Wilhelm den rechten Schwung erſt genommen. Wenn ich nicht eingeladen wäre, ſo würde auch ich gewartet haben. Ich war aber mir ſelbſt ſchuldig den Platz zwiſchen zwei Stühlen zu vermeiden.

Inwiefern der nächſte Winter die Ruhe gewähren wird, welche zu Ausarbeitung und Benutzung gelehrter Vorträge erforderlich iſt, wird ſich zeigen; Ihr Gedanke iſt ſchön und gut und Sie ſind der Ausführung vollkommen gewachſen.

Laſſen wir uns einander nicht aus dem Gemüth, oder wenigſtens deſſen Blick. In dem allgemeinen Alarm ſucht jedes Individuum und der Staat ſelber ſein Plätzchen, ſich wieder niederzulaſſen. Glücklich wer aus den Ruinen etwas mit ſich nimmt, was man ihm nicht nehmen kann, weil es in ihm iſt. Mich hat immer eine, ich möchte ſagen, ſichtbare Hand der Vorſehung rettend geführt; ſie wird mich auch nicht laſſen, ehe ich alles vollendet, was zu thun ich in die Welt gekommen bin. Das, liebſter Freund, ſei unſer Troſt, ein Glaube, den die Welt nicht kennt, und das ſei zwiſchen uns, was der Apoſtel meines Namens als das Größte rühmt, *αληθεια 'εν αγαπη*. Leben Sie wohl; Gott mit uns.

An —.

Hiebei ein paar Verſe.

Wie du mich labeſt Natur, wie du allmächtig mich nährſt.
Dir vertraue ich allein und dränge den Buſen
An dein alliebendes Herz.
Nicht des Menſchengeſchlechtes träumenden ſchwankenden Seelen
Gebe ich beharrlich mich hin; ihr ewiger Wechſel
Scheuchet den treuen beſtändigen Sinn.
Was ſie geliebet, ſie haſſen's,
Was ſie gehaſſet, das lieben
Sie das luſtige Volk, immer von außen beherrſcht.
Doch dein ruhiges Wandeln,
Ewigreiche Natur,
Zeigt mir in bleibenden Bildern
Dort das Sproſſen der Kindheit,
Hier das Streben des Jünglings,
Und des Mannes ſtetige Kraft.
Groß und einig biſt du, dein Wechſel
Aendert die ewige Dauer nicht.
Und die neuen Geſchlechter ſie folgen
Heiter und ſicher der Väter Spur.
Freundlich lehrſt du dem Hoffenden
Feſt zu bewahren das Heiligſte,
Daß es die ſtürzende Flut nicht entreiße,
Daß es in Stürmen glücklich geborgen,
Schütze gegen die Pein der Verzweiflung.

Von Berenhorſt an Raumer.

Deſſau, den 31. März 1809.

In der Halliſchen Literatur-Zeitung, entweder Monat December oder Januar, habe ich eine Recenſion von Maſſenbach's

„Hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten“ geleſen, die mir volle Genüge gethan hat; ich würde nichts anderes und nichts beſſeres ſagen können. Dieſe Recenſion iſt ſo ganz meinen Einſichten und Geſinnungen gemäß geſchrieben, daß einer meiner Vertrauten auf den Gedanken gekommen war, ſie ſei von mir; ſie iſt es aber nicht, und ich wünſchte deren Verfaſſer zu kennen.

Maſſenbach dauert mich ſehr, er iſt ſehr unglücklich und ſein Schickſal ſcheint von Tag zu Tag ſich zu erſchweren. Seine politiſchen Anſichten und Meinungen ſind in jeder Periode gar ſehr von den meinigen verſchieden geweſen; im Jahre ſechs aber hat er gute Rathſchläge gegeben, und man würde vielen Unfällen vorgebeugt haben, wenn man ſelbige befolgt hätte. Zu Schönermark und zu Prenzlau iſt er freilich ſowol moraliſch als phyſiſch desorientirt geweſen. Ich kann auch die Vorwürfe, welche er Blücher, beſonders aber Rüchel macht, nicht ungegründet finden. Geſchrieben hat er viel zu viel und dadurch ſeiner Sache ſchlecht gedient. Dem künftigen Schickſal des preußiſchen Staats ſehe ich ebenſo voll Kummer entgegen als Sie, mein Wertheſter; ungeachtet wir armen Anhalter, wenn dieſer Staat obgeſiegt hätte, uns keine günſtigere Behandlung würden zu verſprechen gehabt haben wie die, welche wir bereits erfahren haben und noch zu erfahren uns bevorſteht.

An den neuen Ausbruch eines Krieges in der gegenwärtigen Periode, habe ich ſtets gezweifelt und fahre auch noch dato in meinen Zweifeln fort, trotz aller Märſche und Völkerzüge, bis die Kanonen wirklich knallen.

Leben Sie wohl und ſeien Sie meiner Ergebenheit und vorzüglichen Achtung verſichert.

Der Hofrath Heeren an Raumer.

Göttingen, den 1. Januar 1810.

Nehmen Sie zuerst meinen innigsten Dank für Ihr Geschenk. Es war mir aus einer doppelten Ursache ein höchst werthes Geschenk! Einmal, weil eine so genaue und treue Auseinandersetzung des britischen Steuerwesens, wie wir in keiner mir bekannten deutschen Schrift sie besitzen, schon lange zu meinen Wünschen gehörte; und noch mehr, weil ich nicht blos den Kenner der britischen Einrichtungen, sondern zugleich den denkenden Geschäftsmann daraus kennen lernte, der vielleicht seinem Vaterlande dadurch einen der wesentlichsten Dienste geleistet hat. Wie viel Vortreffliches auch in dem britischen Steuersystem liegt, so ist es doch nicht weniger gewiß, daß eine unverständige Nachahmung desselben in einem durch äußere und innere Verhältnisse so ganz verschiedenen Staat zu großen Misgriffen führen könnte. Es war aber gewiß nie ein Zeitpunkt, wo die Völker und die Staatsmänner zu der Ergreifung voreiliger Maßregeln geneigter waren, als der gegenwärtige; wo man einmal an die Veränderungen gewöhnt ist, und der Druck des Augenblicks oft so fühlbar wird, daß man jede Veränderung auch sofort als eine Wohlthat betrachtet.

Raumer an den Assessor Kehler.

Potsdam, den 12. Februar 1810.

Ich eile Ihren Brief zu beantworten. Zuerst von Geschäften. Sie scheinen mir die Sache zu theoretisch und

vorschriftsmäßig zu beginnen; danach geht nicht einmal unser Columnenjournal, viel weniger zwängt man den Bauer hinein.

Der Hauptzweck ist, etwas zu Stande zu bringen; das Hauptmittel, durch aufrichtige Theilnahme, das Zutrauen der Bauern zu erwerben. Sie müssen gar nicht vorzüglich vom Dienstaufheben reden, sondern von Krieg, Einquartierung, Execution, Heirathen, Kinderzeugen, Käse, Eiern und dann so auch vom Hofedienst. Dann von den Beamten, dem künftigen Erbpächter, dem jetzigen allein noch übrigen Zeitpunkt der Aufhebung, wie der Erbpächter sie schon zwiebeln werde und dann die Sache nicht gehen könne u. s. w. Dann werden sie etwas bieten, auch wol für Hofwehr und für Erbstandsgeld. Das Höchste, was Sie auf diese Weise erlangen, das ist das Rechte, und nun erst, nachdem Sie in Gedanken abgeschlossen, fangen Sie an zu rechnen, und es muß passen; denn so erlangt man mehr innere Wahrheit als auf dem andern Wege, wo man Zahlen vor den Wagen spannt, die nicht ziehen. Das Rechnen sei ganz kurz: quälen Sie sich nicht ab über jeden Spaten der Hofwehr, sondern scheren Sie die Sache über einen Leisten, und wollen die Leute nichts geben, so beweisen Sie, daß sie nichts haben (was sehr leicht ist) und daß der König an Holz, Remission u. s. w. noch übermäßig gewinnt. Ob in der Instruction dies oder das steht, ist ganz gleich; die Ansicht eines verständigen Menschen und sein Thun geht weit über alle theoretischen Buchstaben dieser Art hinaus, womit man keinen Hund aus dem Ofen und keinen Bauer vom Dienste lockt. Es sei Ihnen Regel für Ihr ganzes praktisches Leben, die unendliche Mannichfaltigkeit der Verhältnisse klar aufzufassen und dadurch allmächtig den Nagel auf den Kopf zu treffen, daß die Sachen in so raschen Schuß kommen, daß bewußtlos wohl oder übel alle mitmüssen. Ich kann mir Ihre Aengstlichkeit sehr gut erklären und erinnere mich meiner Noth,

als man mich ein halb Jahr lang unter Mönchen und Nonnen zu den allerschwierigsten und verwickeltsten Verhältnissen unvorbereitet, ohne Acten und Hülfsquellen einsperrte; allein solche Proben sind überaus heilsam, daran lernt man gehen, dadurch erhält man eine praktische Gewandtheit und Sicherheit, die fürs ganze Leben unschätzbar wird. Deshalb verfahren Sie kühn nach meinem Rath und Ihrem Kopfe, und so, daß etwas geschieht, und sind die Kerle des Teufels, so fahren Sie einmal darunter, als wären Sie des Teufels Großvater, oder gar der Landreiter zum Beitreiben der Reste — denn das ist in jetziger Zeit ein ungemein wirksamer Schreckschuß. So verdrießlich die Sachen sein mögen, so räthlich scheint es mir für Sie selbst, sich noch eine gute Weile darin herumzudrehen, bis Sie gleichsam damit spielen können; dann zu andern Dingen.

Der Oberamtmann Baath an Raumer.

Amt Beeskow, den 16. Mai 1810.

Nehmen Sie hochgeschätzter Herr Regierungsrath meinen wärmsten, aufrichtigsten Dank für alle Güte an, die Sie mir während der Zeit, daß Sie das hiesige Departement verwalteten, erwiesen haben, und glauben Sie, daß ich Ihnen dennoch von Herzen Glück zu Ihrer neuen Carrière wünsche, ob ich gleich bei dieser Veränderung so sehr verliere, da sie nach meiner Beurtheilung zu Ihrer Verbesserung führen muß.

Versichern kann ich Ihnen, daß ich Ihnen immer mit inniger Anhänglichkeit gedenken und stets mit wahrer Hochachtung sein und bleiben werde. — —

Aehnliche Briefe erhielt von Raumer faſt von allen Beamten ſeines Departements.

Friedrich von Raumer an ſeinen Vater.

Berlin, Juli 1810.

Es trat in dieſen Tagen leider ein neuer Grund zu Zögerungen ein, nämlich die Krankheit der Königin. Den 18. Juli 1810 reiſte der König mit den Prinzen zu ihr; den 20. früh traf in Berlin ſchon die Nachricht ein, daß ſie am 19. früh um 9 Uhr geſtorben ſei. Zweimal war der Geheimrath Heim aus Berlin zu ihr berufen worden, bei ſeiner zweiten Ankunft ſah er beſtimmt, daß keine Rettung möglich ſei. Die ganze letzte Nacht vor ihrem Tode, ſaß er vor ihrem Bette; ſie ließ ſeine Hand nicht los, und ſagte ihm, er möge Eau-de-Cologne zwiſchen beide Hände gießen, weil ſie an großer Hitze leide. So heftig war der Schweiß, daß Heim ein Tuch nach dem andern gebrauchte, um ihr Geſicht abzutrocknen. Sie ſprach mit vollkommenſtem Bewußtſein, und da ſie keineswegs an ihren baldigen Tod glaubte, von gleichgültigen Dingen. Heim, von des Königs naher Ankunft unterrichtet, fragte, ob ſie ihn wol zu ſehen wünſchte; bald nachdem ſie dieſen Wunſch zu erkennen gegeben, trat der König herein. Sie ſtreckte ihm beide Arme entgegen und ſagte: „O mein Freund, wie freue ich mich, dich zu ſehen.“ Der König ſtürzte an ihrem Bette nieder und weinte heftig, er mußte bald darauf ſich entfernen und ſammeln. Die Königin fragte Heim beſtürzt: „Bin ich denn ſo gefährlich krank, der König iſt ja ſo ſehr bewegt.“ Heim entgegnete: „Der König ſei allerdings ſehr gerührt, ſie in dieſem Zu-

ſtande zu ſehen, allein die Gefahr ſei nicht bedeutend.“ Wenige Zeit nachher ging Heim hinaus zum König und ſagte dieſem: der Augenblicke, welche ſeine Gemahlin noch zu leben habe, wären wenige, wenn er ſie noch allein ſprechen und ihr etwas Geheimes ſagen oder von ihr hören wollte, ſo möge er jetzt zu ihr gehen. Es geſchah, aber nach einer Viertelſtunde trat der König wieder heraus und äußerte: er habe ſo beſtimmt als möglich auf ihren Zuſtand angeſpielt, allein ſie ſcheine ihn durchaus zu verkennen und ſei darauf nicht eingegangen. Heim ging wieder in das Krankenzimmer und die Königin fragte von neuem: „Bin ich denn ſo ſehr gefährlich krank, der König hat ja ordentlich von mir Abſchied genommen, ich möchte doch nicht gern ſo bald ſterben.“ Nachdem Heim ſie von neuem beruhigt hatte, lag ſie ſtill und ruhig; der König und der Kronprinz traten wieder herein. Nach einiger Zeit rief ſie: „Jeſus mach' es kurz!“ und war wenige Minuten darauf verſchieden. Der König wollte durchaus ihren Tod nicht glauben, alle Verſuche, ſie ins Leben zurückzurufen, blieben aber vergeblich, er eilte in den Garten, beſtreute ſie mit Blumen; ſein Schmerz war unermeßlich, und jedem ging ſein zu Heim geſprochenes Wort zu Herzen: „Bin ich nicht ein ſehr unglücklicher Mann!“ In ſeiner Familie, in ſeiner Frau, bei der er den größten Theil des Tages zubrachte, fand er ſeine einzige Freude. Nach ſo vielen ſchweren Schlägen des Schickſals ward ihm auch dies genommen, und bei ſeiner faſt zwanzigjährigen Gewöhnung, bei ſeiner geringen Neigung ſich anderweitig zu zerſtreuen, entſtand durch den Tod der Königin eine Lücke in ſeinem Daſein, die gar nicht ausgefüllt werden konnte. Die Reſultate der Section, welche ein Geſchwür in der Lunge, einen angewachſenen Lungenflügel und einen Polypen im Herzen zeigte, beruhigten ihn wenigſtens inſoweit, daß nichts zu ihrer möglichen Rettung verſäumt war. Man ſorgte für Erhaltung des Leichnams, er

ward in Tücher geschlagen, welche in Spiritus getaucht waren, nur eine Hand mußte herausgelassen werden, so groß war das Gedränge derer, die sie ihr küssen wollten.

Der Tod der Großen dieser Welt stimmt das Gemüth zu ernsten Betrachtungen; hier gesellte sich besondere Wehmuth hinzu, daß so wunderschöne Formen, solche unaussprechliche Anmuth und Liebreiz so schnell aufgelöst und in Staub zerfallen sollten.

Sonderbar, daß die österreichische Kaiserin, wahrscheinlich auch dem Tode nahe, so unaussprechliche Sehnsucht gefühlt, die Königin zu sehen. Hatten die edeln Frauen vielleicht die Hoffnung, daß sie für ihre Völker mehr thun könnten und sollten? Welche Hoffnung hielte aber aus in dieser ungeheuern Zeit; hält doch der einzelne kaum sein eigenes Wesen fest; in dieser Weltbildung oder Weltveralterung drängt sich das Wehmüthigste und das Furchtbarste, das Zerknicken eines freundlichen Blumenlebens und der Sturz von Nationen in solcher unaufhaltbaren Eil, daß nur den edelsten Naturen die Stimme des Gottes in ihrer Brust, und Vertrauen und Muth nicht übertäubt und entrissen wird. — — —

Solger an Raumer.

Frankfurt, den 2. December 1810.

Ich stimme ganz dafür, daß das neue Auftreten A. Müller's auffordert, diesem rhetorischen und wahrhaft sophistischen Geschwätze einen Damm entgegenzustellen. Es ist ein rechter moderner Sophist, und seine Schreibart gehört recht zur κολακεία im attischen Sinne. Ich halte mich dabei hauptsächlich an seine philosophischen Ingredienzien, thun Sie

daſſelbe in Hinſicht der praktiſchen. Schon dieſe untreue Vermiſchung beider Arten, die ich überall in ihm finde, iſt recht in der Art der δημοκοπῶν. — — — —

---

von Raumer an Herrn von Kleiſt.

Berlin, den 12. December 1810.

Da dem Herrn Kanzler der Grund durchaus unbekannt iſt, warum Herr Präſident Gruner Ihnen die letzte ſo unangenehme Eröffnung gemacht hat, ſo hat er mir erl[illegible] darüber bei dieſem anzufragen; und ich kann nicht and[illegible], als überzeugt ſein, daß jenes Bedenken ſich dann leicht wird heben laſſen. Sie ſehen hieraus, daß Sie ohne hinreichende Veranlaſſung und auf eine unbillige Weiſe vorausſetzen, daß ich der Urheber von Maßregeln ſei, die Ihnen nachtheilig werden könnten, da ich doch in der ganzen Angelegenheit nur der Dolmetſcher eines ganz allgemeinen Befehls des Herrn Kanzlers war; nämlich keinem berliner Blatt irgendeiner Art den officiellen Charakter beizulegen. Wenn Sie ſich alſo beim Herrn Kanzler über mich beſchweren wollen, ſo bitte ich, ihm meine Briefe zu zeigen, wenn Sie dieſelben noch beſitzen; er wird dann, ſofern ich ihn misverſtanden, oder mich undeutlich ausgedrückt hatte, die Sache leicht aufklären, zu unſerer beiderſeitigen Beruhigung.

Noch einen Irrthum berühre ich: nicht ich habe Ihnen eine Penſion anbieten können, noch weniger zu dem ſpeciellen Zweck einer Vertheidigung Sr. Excellenz; ſondern ich äußerte, daß Se. Excellenz, ſobald der Charakter der Abendblätter ſich als tüchtig bewähre, er für daſſelbe, wie für alles Nützliche im Staate wol gern etwas thun würde. Dies ſtimmt mit

den Aeußerungen Sr. Excellenz, und darauf erwähnten Sie selbst eines ähnlichen Anerbietens. Sie wissen am besten, welch unglücklicher Zufall dem Abendblatt Verdruß bereitet hat, und worauf sich die Forderung, sich zu bewähren beziehen mußte. Das ist vorbei und niemand hat jetzt die entfernteste Veranlassung, denselben auch nur im mindesten übel zu wollen. Am allerwenigsten ich selbst, der ich aufrichtig wünsche, daß Ihre Wünsche und die Befehle des Herrn Kanzlers in Uebereinstimmung gebracht werden. Jenes aus Hochachtung und Freundschaft, dies als Dolmetscher des Willens eines höchst verehrungswürdigen Mannes.

Herr von Kleist an Hammer.

Berlin, den 13. December 1810.

Ew. Hochwohlgeboren habe ich die Ehre ganz gehorsamst anzuzeigen, daß Se. Excellenz im Verlauf der heutigen Audienz die Gnade gehabt haben, mir huldreich eine schriftliche Privatempfehlung, wegen zweckmäßiger Unterstützung der Abendblätter durch officielle Beiträge, sowol bei Ihren Excellenzen dem Herrn Grafen von Goltz und Herrn von Kircheisen, als auch bei dem Herrn Geheimen Staatsrath Sack, anzugeloben. Die Verabredung ist getroffen, daß ich mich, in Verfolg dieser gnädigsten Verwendung selbst zu den resp. Herren Ministern und Geheimen Staatsräthen begeben und das Wohlwollen und die Gefälligkeit derselben, in Betreff der Abendblätter (gerade so, wie zu Anfang des Instituts, die Unterstützung des Polizeipräsidenten Herrn Gruner), in Anspruch nehmen soll. Durch diese, die Interessen Sr. Excellenz sowol als die meinigen aufs glücklichste verbindende Maß-

regel, ſind vorläufig alle meine Wünſche für die Abendblätter erfüllt; ich begehre nichts, als eine unabhängige Stellung zu behaupten, deren ich, zu meiner innerlichen Freude an dem Geſchäft, dem ich mich unterzogen habe, bedarf. Ew. Hochwohlgeboren erſuche ich nun ganz ergebenſt, zur möglichſt raſchen Betreibung der Sache, mir irgendeine kurze, gütige Anzeige davon, ſobald jene Empfehlungen an ihre Adreſſen erlaſſen ſind, zukommen zu laſſen.

Und indem ich Se. Excellenz das Verſprechen anzunehmen bitte, daß ich nunmehr mit meiner Ehre für den Geiſt de Abendblätter, und für den Umſtand, daß kein anderer Aufſatz, als der in Sr. Excellenz Intereſſen geſchrieben iſt, darin aufgenommen werden ſoll, hafte, behalte ich mir bevor, Ew. Hochwohlgeboren mündlich wegen der zwiſchen uns im Drang mancher widerwärtigen Umſtände ſtattgehabten Misverſtändniſſe innigſt und herzlich um Verzeihung zu bitten, und habe die Ehre zu ſein — — — —

Bemerkung. Der Kanzler hatte ſich durchaus geweigert, den Abendblättern irgendeinen amtlichen Charakter beizulegen, oder unter ſeinem Namen etwas zu verfügen. Doch wies er mich an (eine damals gewöhnliche, vermittelnde Form), den Chefs der einzelnen Behörden zu ſchreiben: er habe nichts dagegen, wenn ſie Herrn von Kleiſt mittheilen wollten, was ſie durch ein ſolches Blatt dem Publikum vorzulegen für gut fänden. Dieſe Herren hatten aber dergleichen nicht gefunden, oder nicht daran gedacht die Wünſche des Herrn von Kleiſt zu erfüllen, daran ſollte ich wieder ſchuld ſein.

Herr von Kleist an Raumer.

Berlin, den 13. December 1810.

Ew. Hochwohlgeboren sage ich — unter gehorsamster Zurückschickung des Schreibens vom Präsidenten Gruner — für alle mir in Ihrem letzten Schreiben ertheilten gütigen Nachrichten meinen verbindlichsten Dank. Ich wußte wol, daß die Strenge*), die ich bei der Polizei erfuhr, von einem Misverständnisse herrührte, indem ich dieselbe, bei meinem guten und völlig reinen Willen, auf keine Weise verschuldet hatte.

Ew. Hochwohlgeboren lege ich folgenden für die Abendblätter bestimmten Aufsatz gehorsamst vor. Ich bitte mir überhaupt die Erlaubniß aus, alle, die Maßregeln Sr. Excellenz betreffenden Aufsätze, Ew. Hochwohlgeboren zur vorläufigen Durchsicht mittheilen zu dürfen.

Auch bringe ich hier noch einmal eine Bitte zur Sprache, deren Gewährung mir alle andern Wünsche, die unter dem Drange der Verhältnisse haben unerfüllt bleiben müssen, vergütigen und ersetzen kann: nämlich Ew. Hochwohlgeboren persönliche Theilnahme an dem Journal, und Beschenkung der Abendblätter mit Dero vortrefflichen Aufsätzen, welche Dieselben bisher in die Zeitungen haben einrücken lassen.

Ew. Hochwohlgeboren denke ich, zur Erörterung sowol dieses, als mancher andern Punkte, heute zwischen 2 und 4 Uhr aufzuwarten.

N. S. Soeben erhalte ich folgendes Schreiben von Herrn A. Müller. Er will, daß der Aufsatz**), der darin enthalten

*) Die Strenge rührte von einer königlichen Cabinetsordre her, das Abendblatt betreffend.

**) Dieser Aufsatz von Müller enthielt jetzt so große Schmeicheleien und Lobpreisungen des Kanzlers, als ein anderer wenige Tage zuvor Angriffe und Schmähungen enthielt.

ist, noch heute gedruckt werde; aber zum Theil ist dies unmöglich, zum Theil auch habe ich mir vorgenommen, alle dergleichen Aufsätze Ew. Hochwohlgeboren vorzulegen. Demnach thue ich etwas, was ich vielleicht bei meinem Freunde nicht verantworten kann: ich schicke Ew. Hochwohlgeboren das Schreiben originaliter zu, obschon es sein bestimmt ausgesprochener Wille ist, daß sein Name verschwiegen bleibe.

Meine Absicht ist, Ew. Hochwohlgeboren mit der innerlichen Stellung seines Gemüths, gegen die Maßregeln sowol als die Person Sr. Excellenz bekannt zu machen; das Ganze ist, wie Sie sehen, eine blos freundschaftliche Ergießung, die keineswegs bestimmt war, zu officieller Wissenschaft zu gelangen. — Ew. Hochwohlgeboren brauche ich nicht um immerwährendes Stillschweigen über diesen Punkt zu bitten.

Kleist an Raumer.

Berlin, den 21. Februar 1811.

Ew. Hochwohlgeboren habe ich die Ehre anzuzeigen, daß ich die Zugrundrichtung des Abendblatts ganz allein Ihrem Einfluß und der Empfindlichkeit über die Verachtung zuschreibe, mit welcher ich bei unserer ersten Zusammenkunft, Ihr Anerbieten, Geld für die Vertheidigung der Maßregeln Sr. Excellenz anzunehmen, ausgeschlagen habe. Es ist kein Grund mehr für mich vorhanden, meinen Unwillen über die unglaubliche und unverantwortliche Behandlung, die mir widerfahren ist, zurückzuhalten; und indem ich Ew. Hochwohlgeboren anzeige, daß, wenn dieselben nicht Gelegenheit nehmen, Sr. Excellenz, noch vor Aufhören des Blattes, welches in diesen Tagen erfolgen soll, von der Gerechtigkeit meiner Entschädi-

gungsforderung zu überzeugen, ich die ganze Geschichte des Abendblatts im Auslande drucken lassen werde, habe ich die Ehre zu sein u. s. w.

Raumer an Kleist.

Berlin, den 21. Februar 1811.

1) Warum die Abendblätter zu Grunde gehen, zeigt ihr Inhalt.
2) Meine geringe Empfindlichkeit beweise ich Ihnen dadurch, daß ich die Wiederholung Ihres großen Irrthums über das Geldanbieten ruhig ertrage, nachdem Sie selbst jenen Irrthum erkannt und mit der Höflichkeit zurückgenommen haben, welche Ihre jetzige Stimmung Ihnen leider nicht zu erlauben scheint.
3) Für oder wider das Abendblatt habe ich keine Veranlassung mit Sr. Excellenz zu sprechen, da die Sache hinlänglich besprochen ist; ich werde Ihnen auch Ihr Unrecht nicht nochmals schriftlich auseinandersetzen, weil ich meine Zeit besser benutzen kann.
4) Drucken mögen Sie lassen, was Sie verantworten können.

Kleist an Raumer.

Berlin, den 2[illegible]. Februar 1811. 12

Ew. Hochwohlgeboren zeige ich ergebenst an, daß ich dem Herrn Staatskanzler, am heutigen Morgen, eine Abschrift

meines gestern an Sie erlassenen Schreibens zugeschickt, und demselben mit der Bitte, Sie ferner nicht in der Sache*) des Abendblatts zu Rathe zu ziehen, nochmals die Gerechtigkeit meines Entschädigungsgesuchs auseinander gelegt habe. Da ich Sr. Excellenz nur, zur Begründung meines Anspruchs, versichert habe, daß Ew. Hochwohlgeboren mir bei unsrer ersten Zusammenkunft die in Rede stehende Geldvergütigung zu einer, den Zwecken der Regierung gemäßen Führung des Blattes, und als eine Entschädigung für das dabei gebrachte Opfer der Popularität angeboten haben: so bitte ich mir, wegen der Stelle, in Ihrem soeben empfangenen Billet, welche diesem Umstand zu widersprechen scheint, eine Erklärung aus. Ew. Hochwohlgeboren fühlen von selbst, daß ich, zu so vielen Verletzungen meiner Ehre, die ich erdulden muß, vor Sr. Excellenz nicht noch als ein Lügner erscheinen kann; und indem ich Denenselben anzeige, daß ich im Fall einer zweideutigen oder unbefriedigenden Antwort, Dieselben um diejenige Satisfaction bitten werde, die ein Mann von Ehre in solchen Fällen fordern kann, habe ich die Ehre zu sein u. s. w.

Raumer an Kleist.

Berlin, den 22. Februar 1811.

Als ich aus einem Ihrer Billete, welches ich nicht aufbewahrt, und aus mündlichen Aeußerungen schließen mußte, daß Ew. Hochwohlgeboren den Sinn meiner im Auftrage des Herrn Kanzlers Ihnen gemachten Bemerkungen u. s. w. misverstanden hatten, gab ich Ihnen eine schriftliche authen-

*) Hiefür und für die ganze Forderung wies ihn der Staatskanzler ernstlich zurecht.

tische Erklärung. Darauf schrieben Sie mir unterm 13. December v. J., Ihre Wünsche für die Abendblätter wären durch die Empfehlung an die Behörden erfüllt, Sie begehrten nichts, als eine unabhängige Stellung zu behaupten. Sie schrieben ferner in Hinsicht auf die hieher gehörige falsche frühere Auslegung meiner Worte: „Ich behalte mir vor, Ew. mündlich wegen der zwischen uns im Drange mancher widerwärtigen Umstände stattgehabten Misverständnisse, innigst und herzlichst um Verzeihung zu bitten.“ Ich habe dem Herrn Kanzler Ihre Briefe vorgelegt und muß Sie jetzt als Officiant bitten, das Gleiche mit den meinigen und insbesondere mit demjenigen zu thun, welcher Ihr Schreiben vom 13. December und die Lösung der jetzt unerwartet erneuerten Misverständnisse nach sich zog. Alsdann wird der Herr Kanzler entscheiden, ob ich seinen Sinn getroffen oder misverstanden, also als Officiant gefehlt oder Sie inducirt habe.

Wenn Sie, nachdem dies geschehen ist, glauben, daß ich auch auf andere Weise gegen Sie gefehlt, bin ich zu jeder Genugthuung bereit, welche Sie irgend zu fordern sich für berechtigt halten.

Kleist an Raumer.

Berlin, den 26. Februar 1811.

Ew. Hochwohlgeboren nehme ich mir die Freiheit, die, in Ihrem heutigen Billet unerledigt gebliebene Frage:

„ob Dieselben mir behufs einer den Zwecken der Staatskanzlei gemäßen Führung des Blattes ein Geldanerbieten gemacht haben?“

noch einmal vorzulegen. Und mit der Bitte mir dieselbe

binnen zweimal vierundzwanzig Stunden mit „Ja" oder „Nein" zu beantworten, habe ich die Ehre zu sein u. ſ. w.

Raumer an Kleiſt.

Berlin, den 26. Februar 1811.

Ew. Hochwohlgeboren erwidere ich auf das heutige Billet, daß die Antwort auf Ihre heut wiederholte Frage vollſtändig in demjenigen meiner Briefe enthalten iſt, auf welchen der Ihrige vom 13. December erfolgt iſt. Ich will dieſer Antwort weder etwas abnehmen noch zuſetzen, ſondern ganz dafür officiell und außerofficiell verantwortlich ſein und bleiben.

Nachdem ich mein Billet vom 26. Februar an Kleiſt abgeſandt hatte, ſchickte ich ihm einen Freund, Herrn Geheimrath Piſtor, auf die Stube. Wäre er hier feſt bei ſeiner Behauptung geblieben, hätte ſich das amtliche Geſchäft allerdings in eine Ehrenſache über wahr oder unwahr verwandelt. Er ließ ſich indeß gefallen, daß Piſtor eine Abſchrift meines Briefes vom 13. December nahm, fing an zu weinen, klagte, er ſei zu allem inducirt worden und ſchrieb mir folgendes Billet:

Kleiſt an Raumer.

Berlin, den 4. April 1811.

Ew. Hochwohlgeboren nehme ich mir unter Abſtattung meines gehorſamſten und innigſten Dankes für die, durch Ihre gütige Vermittelung erfolgte Beſeitigung der ſtattgefundenen

Misverhältnisse, die Freiheit, einliegendes Schreiben an Se. Excellenz, den Herrn Staatskanzler, zu überschicken. Ich unterstehe mich, Sr. Excellenz darin, mit Uebergehung der ganzen bewußten Entschädigungssache, als einen bloßen Beweis ihrer Gnade, um Uebertragung der Redaction des kurmärkischen Amtsblatts zu bitten. Ew. Hochwohlgeboren ersuche ich ganz ergebenst, im Vertrauen auf Ihre edelmüthige Vergebung alles Vorgefallenen, diese Sache zur Befriedigung aller Interessen in Schutz zu nehmen; und in der Ueberzeugung, daß, in Rücksicht des großen Verlustes, den ich erlitten, meine Bitte, falls ihr nicht unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege stehen, erfüllt werden wird, habe ich die Ehre, mit der vollkommensten und herzlichsten Hochachtung zu sein u. s. w.

Raumer an seine Schwester Luise.

März 1811.

Nicht mehr schrecket im Walde, den Wandrer das Krachen der Bäume
Wenn der Frost sie zerreißt, nicht mehr knirschet der Schnee.
Denn die Strahlen der Sonne mit allbelebender Wärme
Brechen des Winters Gewalt, lösen das festeste Eis.
Daß neugeboren die Welt dahineilt im festlichen Tanze
Und das bewegliche Schiff, folgt der geöffneten Bahn.
Von den Bäumen hinab des Reifes Edelgesteine
Sinken in Tropfen gelöst, steigen zum Stamm dann hinan,
Dringen in jeglichen Zweig, daß zahllos Knospen erscheinen
Leise begrüßend die Welt, ob sie vom Schlaf schon erwacht. —
Lauter verkünden schon Vögel, was mir mein Busen erkläret,
Auge öffne ich und Ohr, lerne Geheimniß verstehn;
Nicht in Stuben, in Büchern, ertrage ich länger das Leben,
Alles drängt mich hinaus in die verjüngte Natur.

Hab' ich mit gläubigem Sinne an ihr mich nun auch geſättigt,
Bleibt ein Sehnen zurück, ſtrafet mich ſcheinbaren Fehls. —
Alſo hätt' ich geſündigt, daß einſam das Frühjahr mich findet;
Zeigt nicht der Drang des Gemüths, Einſicht und Wünſche zugleich?
Wenn du dem ſterbenden Baume aus reicher Krone die Zweige
Brichſt mit eiſerner Hand, wegwirfſt, wodurch er gelebt;
Wenn du beſchränkſt ihm den Raum, der Sonne Licht ihm entzieheſt,
Wie magſt du ferner vertraun, daß er ſich jemals erneu'?
Wagt ja ein Zweig ſich hervor und drängt, die Regel verhöhnend,
Hin, wo Licht ſeiner winkt, Wärme ihn ſchmeichelnd ergreift,
Weiſet der Gärtner ihn ab und kappt ihm eilig die Knospen,
Daß der Wuchs ja ſo bleib', wie es das Schema gebeut;
Wahrlich, über dem Schema da werd' ich endlich zum Schemen!
Bin nicht der Tugenden Held, bin nicht Anbeter der Luſt,
Sondern im leidigen Mittel: — und ſtatt des lebendigſten Lebens,
Wie es die Gegenwart heiſcht, regt nur Vergangenheit an.
Darum bringet ihr Bäche, ihr Bäume, Blumen, ihr Vögel,
Dem Empfänglichen gern, was er zum Frühjahr bedarf;
Und ihr berathenden Menſchen helft lieber ein Tüchtiges vorwärts
Als mit Tantalus' Qual ſtets in die Kreuz und die Quer.

Raumer an ſeine Schweſter Luiſe.

Den 20. März 1811.

Einſt wollt' ich mich der Gärtnerin ergeben,
Die du wohl kennſt, als milder zahmer Baum;
Doch ihrer Pflege unwerth ſcheint mein Streben,
Verlaſſen fand ich mich: — ein bloßer Traum
Erſchien die Blütenluſt des frühern Leben,
Und langſam nur erhielt Beſinnung Raum.

Es war, was mich begeiſterte, verloren; —
Doch ſollt' ich drob verzweifeln gleich den Thoren!

Als wilder Baum mußt' ich mich nun betrachten,
Der Zweige treibt, wie es die Kraft erlaubt;
Doch keine Waſſerzweige, daß verſchmachten
Die Krone muß, des ſchönſten Schmucks beraubt.
Feſt, neu zu wurzeln ſtrebt' ich, und verachten
Lernt' ich den Sturm, der Schwächliche entlaubt;
Mit Fleiß und mit Gemüth, mit allen Sinnen
Mußt' ich ein neues Ziel mir kühn erringen.

Seitdem hat mich der Kleinmuth nie ergriffen,
Von eitlem Stolz blieb ich nicht minder fern,
Und ward gleich ſelten ganz nach Wunſch gepfiffen,
So hatt' ich doch gar milde liebe Herrn.
Drum laß ich mich durch nichts total verblüffen,
Leb' in der Welt, ſo wie ſie iſt, recht gern;
Doch würd' ich, wollt' ein Mädchen meiner pflegen,
Den Herrndienſt gern zur Hälfte niederlegen.

Kanmer an ſeine Schweſter Luiſe.

Berlin, den 11. Auguſt 1811.

Auf einem Blatt vor Schlegel's Almanach ſtanden folgende Verſe:

Zwei bedeutende Tag' eröffnen als Pforten des Lebens,
Dieſe mit Blumen bekränzt, jene behangen mit Flor,
Beide ernſt und ewig geheim; denn gehn wir nicht träumend
In die eine herein, ſchlummernd zur andern hinaus?

Ich ſchrieb hinzu:

Wenige dichten vom Daſein, von jenem Tage des Aufgangs,
Alle faſt hoffen hinaus, über die Pforte des Grabs.
Glücklich, wem beides gegeben, und dem auch das dritte nicht fehlet,
Daß er verſtehe die Zeit, welche die beiden verknüpft;
Ruhig fließt ſie dem einen, im thätigen Wechſel dem andern,
Immer bleibt ſie der Weg von der Geburt zu dem Grab;
Gradaus ſtreckt er ſich hin, und des Vorrangs darf keiner ſich rühmen,
Zeigt ſich für jeglichen nicht Gleichheit im Ablauf des Seins?
Dennoch ein Einiges kann das Leben im Leben erhöhen,
Wenn die befreundete Bahn ſich um die eigene ſchlingt.

Gradaus tragen die Strahlen der Sonne das Licht und die Wärme,
Aber der endloſe Raum bleibet doch finſter und kalt.
Und ſo ergreift ſie die Sehnſucht, daß nicht in unendliche Ferne,
Nicht in Ewigkeit fort einſam ſich ſtrecke die Bahn;
Sondern ihnen die Erde in fröhlicher Jugend begegne
Und ſo durch Wechſelgeſpräch werde das Daſein enthüllt.
O ihr glücklichen Strahlen! ihr Auserwählten von allen!
Aber ach! das Geſchick treibet die meiſten von euch
Raſtlos hinaus, und ſie hören von fern nur die Erde erklingen,
Senden ſchweigend im Thau Thränen der Wehmuth hinab.

Herr von Berenhorſt an Rammer.

Den 11. September 1811.

Mir iſt jederzeit wohl, wenn ich eine Schrift geleſen habe, wie die Ihrige über Lombard. Freilich iſt es nur wenig zu deren Lobe geſagt, indem ich meine daß ſie gerade meine

Ansichten des Gegenstandes und meine Gedanken bei den berührten Vorfällen enthält. Man kann indeß doch nicht anders als mit seinen eigenen Augen sehen und mit seinem eigenen Gaumen schmecken. — Ueber das heillose Neutralitätssystem bin ich zu seiner Zeit vor Ungeduld bald aus der Haut gefahren, wenn erbärmliche Politikaster, gedruckt und geschrieben, in demselben platonische Weisheit zu sehen vermeinten. Und daß man vollends im Jahre 1805 Oesterreich hülflos ließ, war wahrer Verrath an dem Gemeinwohl des deutschen Vaterlandes (Seite 204: „aus bloßer Trägheit die andern Hellenen der Knechtschaft preiszugeben"), ja an dem Gemeinwohl von ganz Europa. — Was Seite 197 ganz unten gesagt wird: „wenn Tapferkeit und Heldenmuth selbst bei verleytem u. s. w.", scheint mir, meinen Wünschen gemäß, nur halb wahr.

Hiemit stattet seinen Dank ab und empfiehlt sich zu fernerem Wohlwollen dem jungen aufstrebenden Manne dessen ausgezeichnet ergebener Diener.

Solger an Raumer.

Schwedt, den 18. September 1811.

Theuerster Raumer! So haben Sie denn also doch Ihren Vorsatz ausgeführt! Ich kann Ihnen nicht sagen, wie viel ich an meiner Zufriedenheit, in Berlin zu sein, durch Ihren Abgang verlieren werde. Welches Leben hätten wir zusammen führen können, wenn wir gemeinschaftlich von verschiedenen Seiten auf ein großes Ziel hingesteuert hätten! Das Schicksal führt uns wunderlich. Vorzüglich ängstigt mich die Lage der

öffentlichen Angelegenheiten. Sie haben aber ganz recht, man muß sich durch nichts in seinen Planen stören lassen und an Dauer glauben.

— — — — — — — — — — Gott gebe Ihren Unternehmungen alles mögliche Heil und Ihnen alle Zufriedenheit. Erholen Sie sich auf alle Verdrießlichkeiten in Breslau, und seien Sie versichert, daß beim Wechsel aller großen und kleinen Dinge unverändert bleibt u. s. w. u. s. w.

Der Staatskanzler von Hardenberg an Raumer.

Berlin, den 17. December 1811.

Sie kennen die Menge von Geschäften, mit denen ich überhäuft bin, lieber Freund, und schreiben, wie ich mir schmeichle, mein Stillschweigen blos diesem Umstande zu, zweifelten nicht einen Augenblick an meiner Ihnen gewidmeten herzlichen Freundschaft und an meiner Theilnahme an allem was Sie betrifft. Mit wahrem Vergnügen erhielt ich Ihren Brief, und besonders die Nachricht von Ihrer Verheirathung, dazu ich Ihnen Glück wünsche. Mögen Sie die höchste häusliche Zufriedenheit genießen!

Die Anlage von meiner Frau liegt schon lange auf meinem Tische, weil ich mir vornahm zu schreiben und dieses von einem Tage zum andern verschoben wurde. Die Bücher erhalten Sie in einem besondern Packet. Bleiben Sie mein Freund, und rechnen Sie stets auf die Gesinnungen Ihres Ihnen ganz ergebenen.

Die Staatskanzlerin von Hardenberg an Raumer.

Den 30. October 1811.

Sie nicht mehr in Berlin zu finden war eine Ueberraschung, die ich zu den unangenehmsten zähle; jede Trennung von Personen, die uns werth sind, ist schmerzlich; sie ist es um so mehr, wenn man einen so guten freundlichen Hausgenossen verliert, wie Sie waren. Meine Wünsche für Ihr künftiges Schicksal sind die besten! möchten Sie der schönsten Tage mit der Gefährtin Ihres Lebens genießen, so wird sich stets Ihres Glückes erfreuen u. s. w.

Raumer an den Staatskanzler von Hardenberg.

Den 15. December 1811.

Ew. Excellenz erlaube ich mir gehorsamst zwei Schreiben zu übersenden, die in der Meinung an mich gerichtet sind, daß ich noch in Ihrer Nähe arbeite. Ich nehme die Gelegenheit wahr, eines Gerüchts zu erwähnen, als sei ich Verfasser der „Neuen Jakobiner". Ew. Excellenz kennen zu gut nicht meinen Styl, aber doch meine Schreibart, und daß ich in so schlechter Form, schlechte Gründe nicht vortragen würde — aber mir Abgeneigte werden selbst beim Widersprechen jenes Gerüchts doch vielleicht Gelegenheit nehmen, mich zu verleumden.

Ew. Excellenz wissen, daß ich ungefragt nie meine Meinung aufgedrungen habe; aber freilich eine Meinung, eine Ansicht habe ich, und diese habe ich meinen Freunden nie

verhehlt, das bin ich mir und ihnen schuldig; aber in größern Gesellschaften oder gar zum Publikum habe ich nie darüber gesprochen, mein Gewissen ist darin rein.

Es ist ferner wahr, daß ich mich bei dem redlichsten Bemühen nicht von der unbedingten Angemessenheit mancher ergriffenen Maßregel überzeugen kann; aber Ew. Excellenz wollen nicht einen Glauben und nebenbei Intoleranz für jeden andern, der's doch ehrlich meint. Niemand ist über Kräfte und Einsichten hinaus verantwortlich.

Ew. Excellenz werden sich endlich erinnern, daß meine Bitte, in einen literarischen Wirkungskreis einzutreten, älter ist als die neuesten Gesetze, daß ich von dem Inhalte dieser nicht eine Sylbe wußte, als ich jene Bitte that.

Ich glaubte diese Worte schreiben zu müssen; denn ob einer Brot und der andere Land besteuern will u. dgl. greift den innern Menschen nicht an, wohl aber Insinuationen, welche unbemerkt dahin führen würden, die innere Verderbtheit meines Gemüths zu erweisen.

Meine Dankbarkeit für unverdiente Güte, meine Verehrung des edelsten, wahrhaft ritterlichen Charakters Ew. Excellenz, meine innige Ueberzeugung von Ihren reinsten edelsten Absichten, von der Aufopferung ruhigern genußreichen Daseins um des Staats willen, ohne alle äußeren geringeren Triebfedern, von einer rastlosen Arbeitsamkeit: — das alles lebt unwandelbar in meiner Ueberzeugung, und Abstimmungen meines unbedeutenden Ichs über dies und jenes, welche Ew. Excellenz früher stets mit Gnade aufnahmen, waren nie von der Art, noch werden sie je so sein, daß ich sie nicht vor Ew. Excellenz, vor Gott und meinem Gewissen als rein und aufrichtig gemeint, vertreten und öffentlich zur Prüfung darlegen könnte.

Verzeihen Ew. Excellenz diese Herzensergießung, sie kam aus guter Gesinnung, und ich habe Erfahrungen gemacht, daß man diese zweifelhaft darstellt.

Gott möge Ew. Excellenz Bemühen segnen, alles zum Guten lenken und wo ich zweifle, mich des Irrthums strafen.

Der Staatskanzler von Hardenberg an Raumer.

Berlin, den 19. December 1811.

Ich will Ihren Brief gleich beantworten, lieber Raumer, damit nicht etwa Hindernisse es wieder verschieben machen. Sie werden doch nicht von mir glauben, daß ich Sie für den Verfasser der „Neuen Jakobiner" sollte halten können. Sie kennen mich genug, um überzeugt zu sein, daß ich eine jede redliche und einseitige Meinung ehre und daß niemand Insinuationen zum Nachtheil anderer mehr haßt als ich. Ihnen ist meine Achtung und Freundschaft recht herzlich gewidmet, Sie mögen einverstanden sein mit allen neuerlich getroffenen Maßregeln oder nicht. Sie finden solche nicht unbedingt angemessen. Ich glaube aber, daß Sie es bedingt waren und hoffe, wir nähern uns doch dem Ziele. Dieses ist bei uns eins und dasselbe. Uebrigens beziehe ich mich auf mein letztes Schreiben und bitte Sie, keinem Zweifel Raum zu geben an den aufrichtigen Gesinnungen, womit ich Ihnen herzlich ergeben bin.

Erinnerungen aus meinem Leben.

XII. Breslau. 1811—19.

Der wichtigen Entscheidung, lebenslang alle Kräfte den Wissenschaften zu weihen, folgte sogleich eine zweite nicht minder wichtige, meine Verheirathung mit Luise von Görschen, Tochter des Oberforstmeisters von Görschen in Dessau. Ich werde jedoch keineswegs über häusliche und Familienverhältnisse langweilig berichten — wie denn überhaupt das einfach dahinfließende Leben eines Gelehrten wenig Stoff zu anziehenden Mittheilungen gibt. Seine Geschichte liegt in seinen Werken vor, alles andere ist meist hors d'oeuvre. Den ärmlichen Text, den ich hienach nur geben kann, darf ich nicht (wie es wol geschehen ist) durch unpassende Erzählung der ungeheuern Weltbegebenheiten zu bereichern versuchen; doch mögen sorgfältig erwählte Auszüge meines Briefwechsels folgen, die vielleicht anziehender, gewiß ursprünglicher sind, als die mühsam aus dem Gedächtnisse heraufgepumpten Erinnerungen. Sie enthalten großentheils die Geschichte meines Lebens.

Meine neuen Collegen in Breslau nahmen mich mit großer Freundlichkeit auf, und der Rector Magnificus Behrends gab sich außerdem die Mühe, mich über die Stellung eines Professors im würdevollsten Tone zu belehren. So sehr ich auch meine berliner Freunde vermißte (insbesondere den nach Berlin versetzten Solger), fehlte es doch in Breslau keineswegs an

sehr verschiedenen, aber geistreichen und kenntnißreichen Männern. Ich nenne unter andern: Steffens, Hagen, meinen Bruder Karl, Link, Heindorf, Schneider, Manso, Rhode, Schall, Mosevius u. s. w.

Bei dem liebenswürdigen Philologen Heindorf hörte ich mit Link und Manso eine Vorlesung über den Agamemnon und die Ecclesiazusen. Eines Tages begann er sie mit einer feierlichen Auseinandersetzung: wie Pflicht und Gewissen bisweilen geböten etwas zu thun, was zu Misdeutungen Veranlassung geben könne, die Sitte verletze u. s. w. „Ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß sich zu der folgenden Stelle des Aristophanes zwei Lesarten finden, welche gewissermaßen in Widerspruch stehen: nach der einen ist der Redende verstopft, nach der andern hat er den Durchfall" u. s. w. So der ängstlich gewissenhafte Mann. — Bei einem Gespräch ergab sich, daß ich viel mehr griechische Schriftsteller gelesen hatte als Heindorf; aber freilich nicht eine Periode, so wie er es als Meister der Sprache wol verlangt hätte: von allen grammatischen Feinheiten verstand ich gar nichts, und habe sie niemals begreifen lernen.

Der alte Schneider, originell, grundgelehrt und daneben zur Erholung ein solcher Freund vom Klatschen, daß die nach Büchern zur Bibliothek gesandten Dienstboten nie zurückkehrten, bevor er sie über alles und jedes (Essen, Trinken, Wohnen, Aufstehen, Zubettgehen, Gesellschaften, Vergnügungen u. s. w.) ausgefragt hatte. Höflich und dienstfertig, wo er (wie bei mir) wahre Liebe zur Wissenschaft erkannt hatte; sonst kurz angebunden, ja grob. Nebenbei versuchte er sich in eigenthümlichen Scherzen. Als ich, wie es dem Professor der Geschichte gesetzlich zustand, später in Italien für die Steinwehrsche Bibliothek Bücher angekauft und sie ihm nebst der Kostenrechnung zusandte, erhielt ich diese mit der Bemerkung zurück: „Ich nehme nur die und die Bücher, und bezahle nur so viel."

— Ich schrieb darunter: „Sie nehmen alle von mir gekauften Bücher und bezahlen mir so viel, als ich dafür ausgegeben habe.“ Und so geschah es. Bei der nächsten Zusammenkunft fragte ich ihn: „Aber College Schneider, wie kommen Sie auf den Einfall, mir einen solchen Antrag zu machen?“ — „A nun“, antwortete er, „ich wollte probiren, ob Sie so dumm wären ihn sich gefallen zu lassen.“

Manso ist infolge der ungerechten und unwahren „Xenien“ oft sehr falsch beurtheilt worden. Er war keineswegs ein Pedant, sondern ein Mann von feinem, gewandtem Benehmen, ein echter Gentleman. Mit umfassenden Kenntnissen verband er ein zartes Gefühl für alles Schöne und Gute; Historiker, Philosophen und Dichter wußte er gleich gut zu würdigen, und seine Bescheidenheit war nicht erkünstelt, sondern ging zugleich hervor aus Einsicht und aus der Milde seiner Natur. Seinen Schülern war er ein höchst nützlicher Lehrer, auch ward er von ihnen zugleich verehrt und geliebt. Seine Gespräche waren immer anmuthig und reich an Inhalt; nicht weil er nach diesem umhersuchte, sondern weil er sich aus reichen Vorräthen mühelos darbot. Ich bin diesem treuen Freunde gar vielen Dank schuldig, und habe kaum jemals wieder so lehrreiche und zugleich so heitere Gesellschaften gefunden, als sich bei Manso an rundem Tische (nach der hellenischen Vorschrift) zusammenfanden.

Größere Kreise bildeten der Akademische Verein und die Philomathische Gesellschaft. Jener wirkte auf eine heilsame (vielen Universitäten fehlende) Weise, daß sich die Professoren und ihre Familien untereinander kennen lernten und verständigten. In Städten wie Berlin tritt solch Bedürfniß weniger hervor; jeder hat seinen besondern Kreis, und die akademischen Collegen bleiben sich meistentheils ganz fremd. In kleineren Städten hingegen hindert nur zu oft kläglicher Zank alle

nähere Gemeinschaft. Auch Breslau blieb später von dieser Krankheit nicht frei.

In der Philomathischen Gesellschaft war die Geselligkeit nicht einziger Zweck, sondern es wurden auch viele lobenswerthe Abhandlungen vorgetragen, bis die unselige Turnfehde das Ganze auseinander sprengte.

Das Theater bot eine angenehme Erholung, und es fehlte nicht an ausgezeichneten Talenten, wie Anschütz, Devrient, Mosevius u. a. Der letzte war eine Hauptstütze musikalischer Uebungen oder Aufführungen, die in meinem Hause stattfanden, und später hat er sich als Director der breslauer Singakademie die größten Verdienste erworben.

Da es keineswegs meine Absicht ist, alle meine Collegen zu charakterisiren, kehre ich zu mir selbst zurück. Daß ich mich nicht ganz unvorbereitet in meinen neuen Beruf eingedrängt hatte, zeigte mein Buch über die Einkommensteuer, meine Uebersetzung des Demosthenes, mehrere Recensionen und die Emendationen zu den Genealogien arabischer und türkischer Dynastien. Dennoch blieb noch sehr viel zu lernen, sowol für meine literarischen Zwecke, wie für die zu haltenden Vorlesungen. Der noch in meiner früheren Dienstzeit wurzelnde Gedanke, ein (zum Theil polemisches) Buch über die neue preußische Gesetzgebung zu schreiben, trat bald in den Hintergrund, während Studien über Staatsrecht, Politik und Statistik fortdauerten. Noch mehr Freude gewährte das Lesen der Classiker, aus denen meine Vorlesungen über alte Geschichte hervorgingen; mein Handbuch merkwürdiger Stellen aus den Geschichtschreibern des Mittelalters zeigt endlich, wie fleißig ich mich mit diesen beschäftigte.

Alle diese Bestrebungen verloren aber ihre Bedeutung, verschwanden fast aus dem Gesichtskreise, als die Kunde erscholl von dem Untergang der Franzosen, als die Möglichkeit aufleuchtete, die Napoleonische Tyrannei ganz zu brechen und

Preußen und Deutschland siegreich zu einem neuen Dasein hinanzuführen. Die wichtige Frage mußte ernsthaft geprüft und mit Festigkeit entschieden werden: ob ich ins Feld ziehen, oder daheim bleiben sollte? Für jenes sprach ehrenwerthe Begeisterung, gerechte Hoffnung auf Sieg und glorreiche Wiedergeburt; dieses ward bezeichnet als Ueberschätzung des friedlichen Berufs und Feigheit. Als Steffens und mein Bruder zu den Waffen griffen, lag es mir sehr nahe ihrem Beispiel zu folgen; sie thaten das Rechte für sich, sie handelten ihrer Natur gemäß: ich kann aber dasselbe für den entgegengesetzten Beschluß behaupten. Ich verletzte durch denselben kein Gesetz, ich blieb nicht hinter meinen Pflichten zurück. Im Felde wäre ich nur als Gemeiner brauchbar gewesen, und an solchen fehlte es nicht; daheim hoffte ich mich zum wissenschaftlichen Offizier auszubilden. Von 1808—11 hatte ich alle Schmerzen einer Trennung von dem eigentlichen Lebensberuf erfahren, und dennoch standen die Sachen damals ganz anders. Für den praktischen Staatsdienst war ich eingeübt, und erhielt einen sehr großen Wirkungskreis; davon konnte im Felde gar nicht die Rede sein. Eine nochmalige, vielleicht dreijährige Unterbrechung würde meinen geschichtlichen Arbeiten den größten Schaden, dem Vaterlande keinen Nutzen gebracht haben. Mehrere Freunde, z. B. Solger, kamen nach ähnlichen Ueberlegungen zu demselben Beschlusse.

In jenen Zeiten edler Begeisterung kamen aber auch Einseitigkeiten und Uebertreibungen zum Vorschein, deren Bekämpfung mir oft übel genommen ward. Dahin gehört der Götzendienst, getrieben mit dem Russenthum, durch welches manche Deutschland erneuen und kräftigen wollten. Ferner, daß man den gerechten Haß gegen Napoleon's Zwingherrschaft, oft auch jedem einzelnen Franzosen entgelten ließ. So sagte mir eine zierige Gräfin mit piepiger Stimme: „Ich fürchte, man wird in Frankreich zu menschlich verfahren!“ — Wenn

die Gräfinnen dies fürchten, was sollen die Kosacken thun? Wie kann man sich das Größte so miserabilisiren!

Vorlesungen über die Geschichte der Französischen Revolution hörten viele (auch Nichtstudirende) mit Beifall; als ich aber mit gleicher Wahrheitsliebe über die Theilungen Polens sprach, erhoben einige der letztern großen Lärm und wollten mich zur fiscalischen Untersuchung ziehen. Es unterblieb, nachdem ich mich in einer spätern Vorlesung sehr nachdrücklich vertheidigt hatte.

Allerdings wurden die Vorlesungen*) durch den Krieg sehr gestört, die Freiheit des eigenen Studirens aber noch vermehrt. Mein eiserner Fleiß hatte die Folge, daß mir Bitterwasser als Heilmittel verordnet wurde, was mir aber so schlecht bekam, daß ich es bald beiseite setzte und mir eine Herbstreise nach Venedig verschrieb, über welche ein gedrucktes Büchlein Rechenschaft gibt. Dieser Einblick in Italien erhöhte den Wunsch, das Land ganz kennen zu lernen, und noch mehr ergaben meine Arbeiten für die „Geschichte der Hohenstaufen", die Nothwendigkeit, nach Büchern und Handschriften umherzureisen. Eine Unterstützung von 1500 Thalern, welche mir der König auf den Antrag der Freiherren von Hardenberg und von Schuckmann bewilligte, ermöglichte das Unternehmen, und die Theilnahme zweier Freunde, von Hagen und von Lattorf, vermehrte Annehmlichkeit und Genuß. Die Ausbeute der Reise war für alle sehr reich und ist meinerseits in die „Geschichte der Hohenstaufen" aufgenommen. Ueber die Reise selbst berichtete Hagen damals so gründlich und vollständig, daß nichts hinzuzufügen war. Meine deshalb ungedruckten Reisebriefe wiederholen allerdings oft Gesagtes; ungewöhnlich aber war es, daß ich den übertriebenen Lobpreisungen Italiens durch Natur- und Kunstbeschauer gegenüber, Volk und Regierungen ins Auge

*) Ebenso Vorträge, die ich dem damaligen Kronprinzen hielt.

faßte und deren Schattenseiten darlegte. Später ist das alles auf den Grund reichlicher Mittheilungen und genauer Forschungen in meinem Buche über Italien besser entwickelt worden. Wenn ich dennoch mehrere jener früheren Briefe jetzt in die Beilagen aufgenommen habe, so geschah dies allerdings in Hoffnung auf persönliche Theilnahme.

In Rom versicherte mich Niebuhr: wenn ich in den Bibliotheken, insbesondere dem Vatican, meine literarischen Zwecke gerade heraus an den Tag lege, würde ich gar nichts ausrichten. Dazu gehörten Vorbereitungen, Umwege, die Monate Zeit kosteten; er rieth zur größten Vorsicht und Zögerung. — Dies stimmte schlechterdings nicht zu meinen Planen: ich ging also auf den Vatican und erzählte dem Bibliothekar Monsignore Baldi was ich wünschte und bezweckte. Er zeigte mir hierauf eine an der Wand befestigte große Marmortafel, welche das Anathema über jeden aussprach, der irgendetwas von den Schätzen der Bibliothek mittheile. Ich bemerkte: „Es ist sehr traurig für mich, daß ich nach einer Reise von vielen hundert Meilen in meinen Hoffnungen so getäuscht werde; Sie thun jedoch nur Ihre Pflicht, wenn Sie das Gesetz befolgen." — „Das ist", sagte Herr Baldi, „sehr vernünftig gesprochen; wogegen sua Eccelenza Herr Niebuhr (als ich ihm ebenfalls jenes Gesetz zeigte) mich und meine Regierung mit Grobheiten überhäuft hat. — Siete della nostra religione?" Die Bejahung dieser Frage wäre eine Lüge gewesen; die Verneinung schädlich für meine Zwecke. Ich antwortete also: „Sie wissen, daß meine Kenntnisse und Forschungen lediglich das 12. und 13. Jahrhundert betreffen, welche von einer Kirchenspaltung nichts wußten: ich bin der Religion dieser Jahrhunderte zugethan." Diese Antwort schien dem schon freundlich gewordenen Bibliothekar zu behagen. Noch mehr, daß ich ihm zwei Exemplare seines Buchs „Ueber die Weissagungen vom Kreuze Christi im Alten Testamente" abkaufte und ver-

ſprach, in Deutſchland eine kritiſche Anzeige zu beſorgen. Sie ward auch bald von meinem Freunde Auguſti abgefaßt. — „Sehen Sie", ſagte Herr Baldi, „dies iſt das Verzeichniß der Handſchriften; es thut mir ſehr leid, daß ich es Ihnen nicht überlaſſen darf." — Nach dieſen Worten verließ er das Zimmer und kam erſt nach drei Stunden wieder. Dieſe Zeit und Einſamkeit benutzte ich aufs eifrigſte, und als Herr Baldi jetzt zurückkehrend ſagte: „Wenn Sie mir die Nummer einer Handſchrift nennen könnten, würde ich ſie herausſuchen." Seitdem fehlte es nicht an Nummern, nicht an Handſchriften; unangenehm aber war die Kürze der Leſeſtunden und die große Zahl der Ferientage. Da räumte mir der freundliche Mann (deſſen Zutrauen ich ganz gewonnen hatte) ein eigenes Stübchen ein, wo ich täglich und ſo lange arbeiten konnte wie ich wollte. „Ich bedinge mir aber aus", fügte Herr Baldi hinzu, „daß Sie sua Eccelenza Herrn Niebuhr hievon kein Wort ſagen." — So war ich weiter gekommen als der Geſandte mit ſeiner Diplomatie. Damit Niebuhr nichts bemerke, mußte ich ihn bis auf die Straße begleiten, kehrte dann aber in mein beſonderes Zimmer zurück.

Die Dominicaner, welche der Bibliothek in Maria ſopra Minerva vorſtanden, faßten anfangs gegen mich einigen Argwohn, als ich faſt nur ſeltene Bücher über Orden und Klöſter verlangte; bald aber überzeugten ſie ſich, daß ich nicht auf Verſpottung ihrer Inſtitute ausgehe, ſondern redliche Abſichten hege. Seitdem waren ſie höchſt dienſtfertig und wir gingen öfter Arm in Arm ſpazieren.

Von der erhaltenen Erlaubniß, verbotene Bücher zu leſen, hatte ich keine Veranlaſſung, Gebrauch zu machen; deſto mehr mein Freund, der „minneliederliche" Hagen.

Mehr Schwierigkeiten fand ich, den Zutritt zum überreichen vaticaniſchen Archive zu erhalten. Erſt als mir der Cardinal Conſalvi (infolge der Vorſtellungen Bartholdi's, denn

Niebuhr hatte gar keinen Einfluß) verstattet hatte, dasselbe gleich andern italienischen Gelehrten zu benutzen, ward der Vorsteher (der jüngere, ungelehrte) Marini etwas nachgiebiger. Doch leugnete er, daß die höchst wichtigen Regesten der Päpste (nach denen ich vor allem trachtete) aus Paris zurückgekommen wären. Bescheiden wünschte ich jetzt nur, die Handschrift der bereits gedruckten Regesten Gregor's VII. zu sehen. Als Marini nunmehr die Thür des Archivs aufschloß, drehte ich mich (gegen seinen Willen) hinein, bewunderte die Aussicht, sah aber vorzugsweise, die Brille aufsetzend, nach den Büchergestellen, wo ich die schön gebundenen Folianten der Regesten erblickte. Das Leugnen hatte nun ein Ende; Marini gab einen Band und in seiner Abwesenheit sein willigerer Gehilfe eine ganze Reihe. Eines Tages aber machte mir Marini plötzlich grobe Vorwürfe: ich hätte mich darauf bezogen, daß italienische Gelehrte das Archiv benutzt hätten. Für sie und für ihr Geld wären aber nur einzelne genau bezeichnete Urkunden abgeschrieben, nie aber ganze Bände ausgehändigt worden. — Ich blieb ihm eine derbe Antwort nicht schuldig: „Die mir ertheilte Erlaubniß spreche nicht von derlei Beschränkungen und Schreibgebühren; es sei thöricht, daß ich aus vielen tausend Urkunden, deren Inhalt mir völlig unbekannt, einzelne bezeichnen solle. Nicht meines Amtes sei es, ihn über die Art zu unterrichten, wie man das Archiv benutzen dürfe, und wenn er mir ungebührliche Vorwürfe mache, würde ich seinen Vorgesetzten den Hergang anzeigen und mich über ihn beschweren." — Diese Drohung schüchterte ihn ein, ich bekam wieder Bände, bis eine Krankheit des Papstes ihn in andere Furcht setzte. Auch war ich durch übermäßiges Arbeiten so ermattet, daß es mir selbst unmöglich erschien, noch viele Urkunden zu lesen. Als ich nach vielen Jahren wieder nach Rom kam, waren die freisinnigen Ansichten Consalvi's völlig verschwunden und die dringendsten Empfehlungen des österreichischen und bairischen

Gesandten führten nur zu der Antwort: wenn ich eine einzelne Urkunde genau bezeichne, wolle man sie mir jede für einen Scudo abschreiben lassen!!

Die späten römischen Abendgesellschaften boten nichts für den Leib und wenig für den Geist, wogegen wir bei dem niederländischen Gesandten Reinhard die freundlichste Aufnahme fanden.

Nach ersehnter glücklicher Heimkehr beschäftigte mich das Prüfen, Ordnen und Gestalten der gefundenen Schätze; weitläufige und schwierige, aber auch erfreuliche Arbeiten. Sehr mit Unrecht haben etliche gemeint, ich wäre hiebei ohne Kritik verfahren, weil ich das Publikum mit breiten und langweiligen Bemerkungen verschont und die Noten nicht länger gemacht habe als den Text. Aus der Kritik geht die Wahrheit der Erzählung hervor; weit das Schwierigste aber bleibt die Anordnung, die Organisation der größern Massen. Je mehr diese gelingt, deste weniger wird sie bemerkt und anerkannt; man glaubt, es könne gar nicht anders sein und alles habe sich mühelos und von selbst zusammengefunden. Fleißige Rücksprache mit dem hierin kunstverständigen Manso ist mir hiebei sehr nützlich gewesen, und nicht minder die ermunternden Weisungen Tieck's, dieses geliebten, treuen, fürs ganze Leben gewonnenen Freundes.

Dies arbeitsreiche und ebendeshalb erfreuliche Leben, ward aber sehr gestört durch drei gleich unglückliche und Unglück bringende Ereignisse:

erstens, die Ermordung Kotzebue's;

zweitens, die Turnstreitigkeiten;

drittens, die Untersuchungen über Demagogen und Demokraten.

Es ist hierüber so viel gesprochen und geschrieben, angeklagt und vertheidigt worden, daß ich (um nicht renovare dolores) am liebsten ganz davon schwiege. Weil ich aber, als damaliger Rector der Universität Breslau, wahrlich nicht

am wenigsten damit geschoren und belästigt wurde, so mögen einige Bemerkungen hier Platz finden.

Als die Kunde von Kotzebue's Ermordung ankam, verglichen nicht blos Studenten, sondern selbst etliche Professoren, Sand mit Timoleon und Brutus; sowol den sittlichen Standpunkt verkennend als vergessend, daß sie dem Ermordeten (den sie tief verachteten) hiedurch die größte Ehre erzeigten. Man muthete mir zu: ich sollte in einer Art von Studentengericht erscheinen und mich über Bedeutung und Beurtheilung der Thatsachen, sowie über etwa zu ergreifende Maßregeln belehren lassen. Als mir dies der Stellung eines Universitätsrectors nicht angemessen erschien, warf man mir vor, ich sei stolz und wisse nicht wie man mit der Jugend umgehen und sie behandeln müsse. Dennoch gelang es mir, die besonneneren Studenten zu einigen und durch ihre löblichen Erklärungen den Gefahren größerer Spaltungen vorzubeugen.

Schlimmer gestalteten sich die Turnstreitigkeiten. Gewiß war der Gedanke sehr löblich, für die zeither vernachlässigte Einübung des Leibes zu sorgen; aber gleich anfangs versah man es darin, daß die neue Einrichtung nicht mit den alten Schuleinrichtungen in Uebereinstimmung gebracht, sondern unabhängig und selbständig hingestellt wurde. Auch schien sich ihre Bedeutung dadurch zu erhöhen, daß Professoren in guter Absicht den Leibesübungen beiwohnten und hofften durch die engste Verbindung mit der Jugend nützlich auf sie zu wirken. So kam man vom Springen und Klettern, auch zum Besprechen anderer Dinge, ja auf dem sogenannten Ti zu gleichsam gesetzgeberischen Beschlüssen über Gegenstände, die gar nicht dahin gehörten und mit den Schuleinrichtungen oft in schroffen Gegensatz traten. Daher der steigende Widerspruch der Gymnasiallehrer, während Begeisterte hofften und verkündeten: vom Turnplatz werde ausgehen die Erneuerung der abgelebten Schulen, ja des Staats und der Menschheit. Die Heftigkeit

der Streitschriften steigerte sich so, daß Professor Passow wegen Injurien gegen den Professor Menzel zu gefänglicher Haft verurtheilt wurde, und die Studenten das Zimmer im Universitätsgebäude, wo er seine Strafe abfaß, spöttisch den Professorencarcer nannten. Die Anwesenheit Jahn's in Breslau verschlimmerte die Verhältnisse, statt sie zu verbessern. Denn, abgesehen von seinen unleugbaren Verdiensten um die deutsche Sprache und das Turnwesen, sprach er nicht selten ab über Dinge, die er nicht verstand, und war grob obenein. So sagte er z. B. zwei Damen, welche einen vom Winde ganz zugewehten Sandgraben nicht bemerkt und seinen berliner Turnplatz betreten hatten: „Ein Vieh bleibt stehen, wenn es an einen Graben kommt, warum Sie nicht?“ — Als der General Kalckreuth von Jahn's Bemühungen hörte, manche Weitläufigkeit der deutschen Sprache abzukürzen, bemerkte er: „So wird man künftig statt Grobian, Jahn sagen.“ Nichts war verkehrter, als in Jahn einen heimlichen Verschwörer zu suchen: er war geneigter verlaut zu reden, als arglistig zu schweigen.

Während nun über Sand und das Turnwesen gar mancherlei Thorheiten an den Tag kamen, trachtete die Regierung nicht danach, das Gute vom Irrigen zu scheiden und auf eine vernünftige Mitte hinzuwirken; sondern warf sich mit ungenügend begründetem Argwohn und thörichter Furchtsamkeit in das andere Aeußerste, und überbot die Thorheit und das Unrecht ihrer Gegner, durch Anklagen, Verhaftungen, irrige Verkündigungen. Demagogen- und Demokratenriecherei und Mückenseigen galt für Beweis echter Vaterlandsliebe, und das Publikum nahm zuletzt Partei für wenige Schuldige, weil man viele Unschuldige ihnen gleichgestellt hatte.

Alle diese Ereignisse und Verhältnisse störten gar sehr die collegialische Einigkeit und den geselligen Umgang, sodaß in mehreren Professoren gleichzeitig der Wunsch entstand, Breslau

zu verlaſſen. Für mich insbeſondere hatten alle die Gründe ihre Bedeutung verloren, welche mich im Jahre 1811 verhinderten, eine Anſtellung in Berlin zu betreiben. Als daher eine Profeſſur der Staatswiſſenſchaft (und Geſchichte) daſelbſt eröffnet ward und die Facultät mich dazu vorſchlug, ging ich gern auf den Gedanken ein, wieder nach meiner vieljährigen Heimat und in die Nähe alter Freunde (insbeſondere Solger's) zu kommen. Oekonomiſche Bedenken über die größere Theuerung in Berlin ſtellte ich zur Seite, und der Kanzler, ſowie der Miniſter Schuckmann ſprachen ſich ſo beſtimmt für mich aus, daß durch Herrn von Altenſtein im October 1819 meine Berufung erging. Etliche, angeblich freigeſinnte Eiferer waren damit unzufrieden und nannten mich Obſcuranten, Tyrannenknecht, Lakaienhiſtoriker; andern von der entgegengeſetzten Partei galt ich für einen Jacobiner und Revolutionär. So damals, früher und ſpäter. Ich darf aber ohne Anmaßung behaupten, daß alle dieſe Cenſuren und Charakteriſtiken unrichtig waren.

Mittheilungen aus Raumer's Briefwechsel.

Der Staatsminister von Humboldt an Raumer.

Wien, den 22. Februar 1812.

Ew. Hochwohlgeboren haben mir durch Ueberſetzung der Reden über die Krone ein ebenſo angenehmes Geſchenk gemacht als mir einen ſchmeichelhaften Beweis Ihres gütigen Andenkens gegeben. Ich habe mit großem Vergnügen mehrere Stellen der Reden und vor allem die ihr vorausgeſchickte Vorleſung geleſen. Geſinnungen und Anſichten wie die, welche Sie dort in lebhafter und würdiger Sprache geben, ſollten die herrſchenden und leitenden bei allen Staatsmännern ſein (wie Sie ſo ſehr richtig bemerken), und ich habe mir oft gedacht, daß es ganz anders um die Welt ſtehen müßte, wenn jeder, der dem Staate im Felde und im Frieden dient, unverbrüchlich und wie eine Morgenandacht alle Tage ein Kapitel aus dem Demoſthenes, oder irgendeinem andern gehaltreichen alten Schriftſteller läſe. Nehmen Sie alſo meinen wärmſten Dank für Ihre gütige Mittheilung an.

Ihren jetzigen Berufsarbeiten möchte ich mit dem größten Vergnügen nützlich werden, denn ich muß zu meiner Schande geſtehen, daß ich es auf dem Wege, den Ew. Hochwohlgeboren Brief angibt, leider nicht vermag. Geſetzgebung, Statiſtik und neuere Geſchichte (denn die alte habe ich mit großem Fleiß und gerade in den letzten Jahren meines Aufenthalts in

Rom, die von Philipp's Emporkommen an sehr im Detail getrieben), haben nie eigentlich meine Lieblingsstudien ausgemacht, und ich bin daher nicht im Stande, weder Ihnen die nicht schon allgemein bekannten Werke über Italien anzugeben, noch Ihre Wahl bei denselben zu leiten.

Raumer an Solger.

Breslau, den 12. Juni 1812.

— — — — — — Ich komme von einer großen Tragödie. Oder wäre der letzte Band der Briefe Johannes Müller's an seinen Bruder nicht eine Tragödie? Wenige wahrlich haben mich so ergriffen und gerührt. Das ganze Leben unwandelbar nach einem Ziele gestrebt, und ehe es erreicht ist, zerreißt der Tod den Lebensfaden, welchen Ereignisse immer mehr und mehr zerrieben. Ich habe Ehrfurcht gegen solche Beharrlichkeit; Geschichte schreiben sollte und wollte Müller, über alles andere mag ich nicht den Stab brechen. Ich fühle, wo ich vielleicht schärfer, bestimmter gewesen wäre, kräftiger im Wollen, Herausreißen aus falschen Lagen u. s. w., aber darum auch edler, liebenswürdiger? Ist Phantasie der Hoffnung ein Verbrechen, und das Vertrauen auf specielle göttliche Vorsehung Aberglauben? —

Raumer an Frau von Bassewitz.

Breslau, den 25. August 1812.

Ich habe den Kanzler hier mehreremal gesprochen, nichts von innern Angelegenheiten, ausgenommen über die Aende-

rung der Regierungen; darüber habe ich ihm auch noch zu schreiben gewagt. Ich lege eine Abschrift für Ihren Mann und Borsche bei, die ich mir zurückerbitte. Mir war sehr wehmüthig zu Muthe bei diesen Zusammenkünften; auch der Kanzler war gerührt, aber guter Gott, wie viel sollte anders sein. — — — — — Der Kanzler zeichnete mich insofern aus, daß ich der einzige war, den er hier abends zu Tische bat, und da dies gleich auskam, erhielt ich sogleich einige Visiten von Miserabilisten, die zeither meine Existenz ignorirt hatten und glaubten, der Kanzler sei mir feind. Ich habe ihnen aber so reine Wahrheit eingeschenkt, daß sie mein Museum schwerlich wieder besuchen werden. — — — — — — — — — — — — Dies zahlreiche Volk setzt sich dem Kanzler wie Schmarotzerpflanzen auf den Leib und verunreinigt alles, was aus seinem ursprünglich reinen und edeln Gemüth kommt. — Wie schwer ist's in solcher äußeren Stellung alles zu vermeiden, was in der Wurzel gut oder zu dulden ist, anwachsend aber höchst verderblich wird. — „Behalten Sie mich lieb", sagte der Kanzler beim Abschied; aber weil ich ihn lieber habe, mehr ehre, besser würdige als die ganze Sippschaft nichtsnutzigen Volks, das ihn umlagert, thut's mir im Innersten weh, so vieles erleben zu müssen, was seine Administration in übles Licht stellt. Erhielte er den Abschied, da würden sich die falschen Freunde kund geben, Feinde und Schmeichler; manche, die sich für ihn und die Sache geopfert hätten, hat er sinken lassen! — Doch genug von dieser genug besprochenen und bedachten Sache! — — —

Raumer an den Kanzler von Hardenberg.

Breslau, den 25. Auguſt 1812.

Ew. Excellenz gnädige Aeußerung über die Organiſation der Behörden, zuſammengeſtellt mit dem Edict über die Gensdarmerie haben große Sorgen, die ich im ſtillen hegte, einigermaßen, aber nicht ganz, gehoben. In unſerm Staate bildet weder Adel, noch Bürger, noch Bauer, noch Provinz ein wahrhaft tüchtiges Corpus; es gibt kaum Gewichte, viel weniger Gegengewichte, kaum Kräfte, viel weniger Gegenkräfte. Keine Verfaſſung im echten Sinne des Worts vereinigt die loſen Theile; die verſuchte Repräſentation wirkt auf dieſe Weiſe noch nicht belebend oder begeiſternd. Sie konnte es nicht, denn theils ging ſie von oben herab, theils ſtand ſie in ſchreiend unrichtigen Verhältniſſen, theils erſchien ſie nur koſtſpielig, theils ſtand ihr Wirkungskreis nicht feſt, theils waren die Männer unwiſſend in Staatsſachen, theils war ſie keineswegs der Adminiſtration auf richtige Weiſe gegenübergeſtellt u. ſ. w. Die Landesbehörden erſetzten zeither bis auf einen gewiſſen Punkt die Repräſentation, ſie erſetzten die Verfaſſung ſelbſt. Nur in dieſen großen Körpern war noch Zuſammenhang, Feſtigkeit; ſobald auch ſie zerbröckelt ſind, ſehe ich in unſerm Staate ſchlechterdings nur Einzelheiten, Perſönlichkeiten. In den Behörden bildete ſich ein Geiſt, der ſich des Böſen ſchämte, man hielt auf Ehre, einer zügelte, einer bildete den andern. Der Jüngling ſah einen edeln Wirkungskreis, ein ſchönes Ziel der Thätigkeit. Der Präſident — war er tüchtig — regierte; — aber wie in einem freien Staate, nicht wie ein geſetzter Tyrann; ſeine Einſicht, ſeine Gründe wurden freiwilliges Geſetz; ſeine Willkür, ſeine Verkehrtheit, ſeine Einſeitigkeit konnte es nicht werden. Man klagt über die Unbeweglichkeit der Regierungen, über ihre Langſamkeit; und

soweit die Klage gerecht ist, läßt sie sich heben, ohne die Grundformen aufzulösen, z. B. durch richtige Abgrenzung des geographischen Wirkungskreises. Aber es gibt auch eine ungerechte Klage; sowie Friedrich II. über die Langsamkeit und Schwierigkeit des englischen Parlaments klagte. Der Widerstand, der innere Zusammenhang, das freie Leben ist mehr werth als die Raschheit und der Sturz der Despotie. Der untergeordnete Despot wird indessen keineswegs rasch sein können, wenn die höhern Behörden, wie jetzt, einer Regierung jährlich 6—8000 Rescripte zusenden. —

Ew. Excellenz äußerten einst: die Monarchie mit republikanischen Formen sei das schönste Ziel; und die republikanisch-collegialischen Formen, an die der einzelne, das Volk, die Deutschen gewöhnt sind, sollten ungeachtet jener Ueberzeugung zerstört werden dürfen, weil sich eine Langsamkeit zeigte, welche umgekehrt die niedere Behörde der höhern *verwirft*? Weil der Knechtsinn des bloßen Gehorsams fehlte, den eine tüchtige Repräsentation noch weniger besitzt und besitzen soll? — „Nur das Vollziehen soll von *Einem* abhängen, nicht das was Berathung erfordert"; aber hier fragt sich, was erfordert Berathung? Ich führe an, daß in Frankreich der Präfect ohne das Conseil de Préfecture, weder Steuern ermäßigen und absetzen, noch über Communallasten, noch über Dienste, noch über Gemeindegüter, noch über Gemeindetheilungen entscheiden darf, daß er in jenem Rathe nur *eine* Stimme hat, daß der Kaiser diese Räthe ansetzt u. s. w. — — — — Allgemein beklagt man die *despotische* Einrichtung der Behörden Frankreichs; die Form ist es meiner Ueberzeugung nach nicht unbedingt, die Personen könnten jedoch dahin wirken. Wenn aber unter dem Vorwande einer Annäherung an französische Einrichtungen eine Form aufgestellt wird, die gar nicht französisch, die despotisch ist, werden die Personen nicht um so eher despotisiren? — Sind die Personen Gott ähnlich, so ist

ihnen Allmacht zu wünschen; ich kann aber nie dafür stimmen, dem Präsidenten eines Oekonomiecollegiums fast die Wahl seiner Räthe zu überlassen, ihm entscheidende Stimme über Angelegenheiten einzuräumen, wo der so mächtige französische Präfect nicht entscheiden darf, ihn, den Edelmann, als alleinigen Richter seinen Gegnern, den Bauern, gegenüberzustellen. Sollte diese vorgeschlagene, meiner Ueberzeugung nach unrichtige, aber gottlob! noch nicht in Thätigkeit übergegangene Form allgemein werden, so haben wir der Form nach Despotismus. Nicht ich spreche, der französische Kaiser sagt: „La servitude décourageante sous laquelle on a mis les employés ne peut être utile à la chose publique. Au contraire l'homme a besoin de confiance dans la justice des autres, pour donner l'essort à ses talens, à ses vertus surtout, et pouvoir Faire tout le bien dont il est capable. — On ne sait pourquoi les legislateurs ont fait jusques à présent de l'état d'employé un état d'esclave, au lieu de lui donner la dignité qu'exige une administration publique. On ne peut guères espérer des idées males et libérales d'un cerveau énervé, ou d'un coeur flétri par la servitude. — Rendre un employé passif par devoir, c'est vouloir le rendre apte au mal, comme au bien. Ils'en trouvent qui ont la vertu courageuse de se réfuser au premier, mais ils sont indubitablement chassés. Les autres asservis aux besoins le plus pressans pour eux, pour leur femme, leurs enfans, cédent à la cruelle nécessité de coopérer à des injustices, et déslors ils deviennent incapables d'aimer et de faire aimer le Gouvernement sous lequel ils sont enchainés, et d'être utiles à la chose publique, qui ne peut prospérer que par la justice."

Die Wichtigkeit der Sache, der innere Drang hat mir den Muth gegeben, unaufgefordert Ew. Excellenz mit der

Aufrichtigkeit zu schreiben, die Sie sonst gnädigst in meinen votis duldeten. Ich kann mir das Zeugniß geben, daß mir das Wohl des Ganzen, daß mir die Ehre und der Ruhm Ew. Excellenz ebenso theuer ist als denen, welche für die Despotie der Oekonomiecollegien sprechen, und deren Allgemeinheit wünschen; ja ich bin noch anmaßender und rühme mich des Vorzuges, die Stimme des Publikums, der Geschichte, deutlicher zu vernehmen und mühsamer die Einrichtungen unserer Nachbarn erforscht zu haben. Ew. Excellenz kennen mich zu genau, als daß Sie dieser Aeußerungen halber glauben könnten, ich sei nicht auch demüthig und bescheiden; deshalb fürchte ich keine Misdeutung dieses allein an Ew. Excellenz gerichteten Briefes.*)

Raumer an Keßler.

Breslau, den 23. September 1812.

Nichts fehlt der gesammten heranwachsenden Generation mehr als Fleiß und Uebung der Kräfte. Woher? weil die Lehrer das öffentliche Leben gering achten, weil sie nichts davon verstehen, die gemeinere Klasse der Studenten und Referendarien also meint, es sei immer noch Zeit, die Bagatellen zu lernen: weil die bessere Klasse sich mit todten Floskeln der Schule anfüllt und unserm Herrgott die Welt bilden hilft, während in ihrem Innern eine mehr als afrikanische Wüste ist. Die Individualität wird durch Fleiß nie vertilgt, sondern geregelt und erhöht. — Was habt Ihr denn an den Staatsmännern, die englische Einrichtungen rücksichtslos realisiren wollen; an

*) Die unzweckmäßigen Vorschläge kamen nicht zur Ausführung.

Theologen, welche die fünf Bücher Moses verleugnen, ehe sie Exegese bis zum Buch der Könige gehört haben; an Juristen, welche, wie A. Müller, die Gesetze charakterisiren, ehe sie sie gelesen haben; an Aerzten, welche die Menschen sthenisch und asthenisch zerschneiden, aber zu vornehm sind am Krankenbette zu beobachten; an Philosophen, die da wissen, Gott sei eine rotirende Kugel, aber wie arme Sünder in gemeiner Plattheit sich umherwälzen; an Philologen, an denen der Geist des Alterthums vorübergeht, ohne sie zu berühren und zu erheben, die aber ihre grammatischen Fuchsschwänzereien, jahrelang der Jugend als die echte Wissenschaft einbläuen. Willst Du noch mehr Beispiele, willst Du Namen? — O glaub mir, nichts bringt mehr Unheil als diese Wissenschaftlichkeit, welche sich der sogenannten Empirie gegenüberstellt und zu ihr sagt: hebe dich von mir. Ich weiß, die Empirie hat ihrerseits auch wahnwitzig gesprochen, aber jetzt ist's nicht an der Zeit. Statt einzusehen, daß sie beide ein Geist und ein Leib sind, kehren sie sich den Rücken zu und taugen dann gleich wenig.

Raumer an seine Schwester Luise.

Breslau, den 18. December 1812.

Wahr ist's, daß es nicht gleich festzustellen ist, was leicht und schwer sei, daß oft nur in geraumer Zeit zu Stande gebracht wird, was man gleich fertig sehen möchte: — aber daran reihen sich oft Folgerungen, die nichts taugen; z. B. das soll mir leicht oder schwer sein; — das kann ich nicht zu Stande bringen; — oder das will ich nicht zu Stande bringen; — oder, wie die faulen milchbärtigen Referendarien wol sagten: ich bin zu alt, das zu lernen. — Da-

mit ist verwandt, daß zu allem Guten und Schönen nur ein Schlüssel passe; — zu allem Götzendienst paßt nur ein Schlüssel, dem wahren Gottesdienst weichen alle Schlösser und Riegel, und keiner ist durch irgendeine Schickung, Stellung, Ereigniß u. s. w. davon abgeschnitten oder ausgesperrt. — Wenn man sich erst selbst dadurch in künstliche Armuth versetzt, daß man von dem unendlichen Reichthum der Welt fast alles vorsätzlich beiseite schiebt, und in einem Wandschränkchen das Allerheiligste verschließen, alles andere aber dem Teufel preisgeben möchte, — so ist man freilich der Gefahr ausgesetzt, daß einem das Allerheiligste zerschlagen werde: und dagegen behaupte ich, daß das, was unter einer einzelnen Gestalt, Ansicht, Liebe, Haß, Thätigkeit u. s. w. erscheint, niemals alles umfaßt und niemand glauben soll, es gäbe keinen Schlüssel, sobald der verloren geht, den man sich gerade ans Schnupftuch gebunden hat.

Raumer an Keßler.

Breslau, den 4. Januar 1813.

— — — — — — Ferner (— was unter Euch Vernünftigen nicht geschieht, was ich aber täglich mit Entsetzen höre —) ich kämpfe mit allen Kräften gegen die freche Schamlosigkeit, welche bei gänzlichem inneren Bankrott reich und groß thut in der Sehnsucht nach dem Umsturz aller geselligen Ordnung, gegen die, welche auf alle europäische Cultur schimpfen und sie vertilgt sehen wollen, als hätten sie in ihrem wüsten Gemüth himmlische Schätze zu unserer Erlösung aufgespart; die im Wechselfieber ihrer Raserei bald durch speculative Träumereien, bald durch Kosackenknuten eine Wieder-

geburt erzeugen wollen, welche nicht bei dem Gedanken erschrecken, oder ihn doch im Hintergrunde ihres Strebens furchtbar nahend gewahren, wonach Guillotine und Noyaden und Füsiladen zuletzt hervortreten, — um das Reich der Vernunft, der Menschlichkeit, das Reich Gottes auf Erden herzustellen!! — — — — — — — — —

Manche möchten in der Verwirrung, welche Noth und Hoffnung bei uns erzeugen, die Pestkeime revolutionärer Ansichten in Deutschland inoculiren. Uebel sind vorhanden, Rettungswege lassen sich gedenken und sollen betreten werden, aber jene wilden Mittel multipliciren die Uebel, statt sie zu vertilgen.

Raumer an Frau von Bassewitz.

Breslau, den 9. Januar 1813.

— — — Es ist sehr schwer, bei Erzählung der jüdischen Geschichte durchzusteuern zwischen verjährtem Aberglauben und frevelndem Leichtsinn, und zuletzt sehen viele in der unbefangenen Darlegung historischer Wahrheit nur eine laue Gleichgültigkeit. Nirgends habe ich mehr daran denken müssen, mich nicht beschwatzen zu lassen; denn wie leicht ist's, hier selbst, ohne Voltaire zu sein, Einfälle zu haben, ja ich möchte zusetzen, wie unschwer ist's, wie Joh. Müller nur das Erhabene zusammenzudrängen und das Abweichende ohne prüfende Entwickelung seitwärts liegen zu lassen. — Ich habe zu meinen Zwecken das Alte Testament wieder gelesen und habe mich 1) daran sehr erbaut, 2) gelangweilt, 3) entsetzt. Ich fordere jeden Ehrlichen auf, den Versuch zu machen, ob er statt dieses Dreifachen, alles in eine einzige Reihe von Empfindungen hineinkünsteln, gläubeln oder ungläubeln kann. — — — —

Raumer an Frau von Bassewitz.

Breslau, den 3. Februar 1813.

— — — Diese Ansicht führt zu einer Behandlungsart der Geschichte, die gar nicht Mode ist, man will nur allgemeine Betrachtungen, Ideen, Resultate, wie Lichtenberg von Philadelphia sagt, Hexenkünste, alles durch die bloße Geschwindigkeit — und in der oberflächlichsten Geschwindigkeit. Was von Lehnswesen, Päpsten, Kreuzzügen u. s. w. zu halten, das predigt jeder Schuljunge her, aber er weiß den Namen keines Papstes, und setzt gelegentlich Muhamed und die Kreuzzüge in dieselbe Zeit. Ueber den Unterschied der Stände, ihre Bedeutung, ihre Folgen liefert mir wol ein Examinandus eine große Abhandlung, weiß aber nicht, daß in Rom ein Erbadel war und in England ein Oberhaus ist. Niemand will mehr lernen, jeder sehnt sich danach, ein mit sich und der Welt abgeschlossener fertiger Mann zu sein, den man auf ein Spinde setzen und nach Gebühr zu allem pagodenmäßig nicken lassen könnte.

— — — — — — — — Was Sie von Joh. Müller sagen, verstehe ich sehr wohl, es ist vollkommen wahr. Seine Kraft zeigt sich nur im historischen Umgange mit den Todten; in der Gegenwart täuschte ihn seine zu lebhafte Phantasie nur gar zu oft, oder riß ihn zu einseitig fort. Daher auch neben der höchst verehrungswürdigen Consequenz seines Studienplans, doch die Unruhe an jedem Orte des Aufenthalts, nach rosigem Anfange große Klage, Abhängigkeit von den äußern Umgebungen, sein gänzliches Ungeschick in praktischen Geschäften, nach denen er doch immer trachtete. Alle diese Misgriffe erklären sich aus dem Misverhältnisse seiner Phantasie und seiner Studien.

Ich habe in diesen Tagen den vierten und fünften Band der „Schweizer Geschichte" gelesen, und dabei mir doch nicht

verhehlen dürfen, wie unbehelfen und durch Kleinigkeiten ermüdend die Darstellung oft ist, wie das Lebendigste sehr mit Unrecht häufig in die Noten geschoben ist, und der weit weniger bedeutende Ausdruck im Texte steht. Bei allem diesen, was ich zur eigenen Weisung unbefangen sehen und beurtheilen muß, nehme ich doch ein Aergerniß daran, daß man ihn so lange mit Weihrauch fast erstickte und nun jeder Leerkopf ihm mit dem leeren Fasse an die Ohren schlägt. Nie sind Engländer, Franzosen, Italiener mit ihren classischen Männern so leichtsinnig wechselnd und undankbar umgegangen. — — — — — — — — — — —

Was ist denn das, was des Körpers Herr wird und mir den Geist auflöset? Wer hat denn das Leben, wer den Tod verstanden? Ist's nicht oft nur nachgesagt, was wir von der Unsterblichkeit sprechen? Und ist nicht oft Eitelkeit oder Furcht im Spiele, wenn wir so gerne persönlich wieder auferstehen wollen, nur mit etwas bessern Armen und Beinen, ohne Kopf- und Zahnweh, Treforscheinen und französischer Einquartierung? Und von jener Welt, wer weiß denn etwas? Wenigstens ist dem Menschen nichts denkbar, was ganz anders wäre als auf der Erde, das zeigt Walhalla, das neue Jerusalem und das schlecht speculirende, keineswegs demüthig religiöse, aber höchst ergötzliche Schlaraffenleben der Muhamedaner in jener Welt. Wir legen wol oft zu viel Werth auf Meinungen über Dinge, von denen wir allesammt nichts wissen, und nennen das Religiosität, was mit einer großen Dreistigkeit darüber abspricht. Alle alten Weiber erhalten dabei größere Nummern im Himmel als Bayle, Friedrich II., Hume u. s. w. Es ist eine gewiß übertriebene, nicht echt christliche Ansicht, das Leben dieser Welt als Nebensache zu betrachten, und so ein geistliches und Klosterhallo über die Ewigkeit anzufangen, während man in den von Gott gegebenen Stunden, Tagen, Jahren nicht das geringste Tüchtige und Würdige

anfängt. In der alten Welt treten nirgends Dogmen, die über den Kreis menschlicher Einsichten hinausgehen, so scharf heraus als in neuerer Zeit, und dennoch wer kann die Tüchtigkeit ihres Lebens leugnen? Ist es wol religiös, jemand daraus ein Verbrechen zu machen, daß er dies oder das von den Dogmen nicht begreift? — Ich weiß sehr wohl, was die Welt und was ich individuell am Evangelium habe; aber ich werde mich hüten, die Religiosität der Zeiten zu loben, wo man verbrannt wurde, wenn man nicht an die Brotverwandlung und an ein wohlarrangirtes Fegfeuer glaubte; wo man einen alten Juden bei gleicher Strafe darum für gottbegeistert halten mußte, weil er seinesgleichen zu Jehovah's Ehren vor dem Altar schlachtete. Wahrlich, Tyrannei der Art war nicht erträglicher als französische Einquartierung; eine militärische Despotie ist ein Ding so ziemlich aus einem Stück, eine religiöse Despotie in sich das Unnatürlichste und Widerwärtigste. — — —

Der Vater an Raumer.

Dessau, den 28. November 1813.

Ich wäre schon längst ausgeschieden, wenn mich nicht Religion und Pflicht zum ferneren Treiben meines Amts noch anspornten. Schon im Mai war ich eines Tages an Leib und Seele dahin; ich nahm zur Bibel meine Zuflucht und da ich ganz an meinem Amte verzweifelte, so schlug ich in der Bibel auf mit dem Beding, wo ich den Daumen hatte, der Spruch oder Vers solle gelten und auf mich angewandt werden; und was fand ich? Sirach 10, 31:

„Mein Kind, in Widerwärtigkeiten sei getrost und trotze auf dein Amt; denn wer an seinem Amte verzagt, wer will dem helfen, und wer will den bei Ehren erhalten, der sein Amt selbst entehrt?"

Nach diesem wurde ich so beherzt, daß ich trotz aller Krankheit mich wieder ermannte und an mein Amt ging. — — —

Raumer an Frau von Bassewitz.

Dessau, den 26. Februar 1814.

Gegen die Lehren der Stoa habe ich von jeher eine bestimmte und wohlbegründete Abneigung. Wer kann zeitlebens erhaben sein ohne Milde und Liebe; und wo hilft der kühne Stolz über alles im Leben und über den — Tod allein glücklich hinweg. Freilich, wer eine stete Zerknirschung dem Christen als Abzeichen und Cocarde aufstecken will, mit dem habe ich nicht Lust Gemeinschaft zu machen, und der leichte fröhliche Sinn, der gutmüthige Scherz, die muntern Spiele der Phantasie sollen Anmuth über die strengen Formen des Lebens verbreiten. Darin sind Sie, meine Freundin, zur Meisterschaft gelangt, und keiner Ihrer Freunde wird darüber die Tiefe Ihres Gemüths verkennen. — — — —

Der Hofrath Heeren an Raumer.

Göttingen, den 24. Februar 1814.

Sie haben, mein verehrtester Herr Regierungsrath, mir ein sehr werthvolles Geschenk mit Ihrem Handbuche von Stellen aus den lateinischen Schriftstellern des Mittelalters gemacht; desto

angenehmer, je weniger ich in den jetzigen Zeitumständen so etwas zu erwarten mich berechtigt halten konnte. Sie haben damit einem wahren Bedürfnisse abgeholfen; wir hatten noch keine solche Chrestomathie, wenn man nicht das dafür rechnen will, daß in einigen Handbüchern Stellen der Annalisten mit abgedruckt sind. Sehr nützlich scheint mir Ihr Buch, theils als Mittel zu der vorläufigen Bekanntschaft mit den Schriftstellern, theils auch durch die so zweckmäßig getroffene Auswahl zum Unterricht über so manche wichtige Gegenstände. Ein Vergnügen wird es mir sein, dies auch öffentlich in den hiesigen Zeitungen zu sagen.

Raumer an Frau von Bassewitz.

Breslau, den 22. Juni 1814.

Ein eisern Band war um Napoleon's Stirn geschmiedet; das wollten und sollten wir nicht auch uns um Stirn und Arm und Bein schmieden lassen. Es kann keiner tiefer fühlen und besonnener einsehen, wie viel gethan und gewonnen ist; aber eben weil ich dies einsehe mag ich mir die Weltgeschichte nicht zu einem Hökerspectakel verderben, und kann weder Tiefe noch Begeisterung darin sehen, wenn jemand Alexander den Großen einen Saufaus, Cäsar einen Schuft, Friedrich II. einen Räuber, Napoleon einen Prahlhans und platten Narren schimpft. Damit kann weder der Dichter, noch der Geschichtschreiber, noch der Philosoph, noch der Religiöse übereinstimmen. Der Dichter nicht, sonst hätte Shakspeare seinen „Cäsar" anders geschrieben; der Geschichtschreiber nicht, bei deren größten z. B. Thucydides niemand errathen könnte auf welcher Seite er äußerlich stand; der Philosoph nicht,

ohne die Erklärung der Welt aufzugeben; der Religiöse nicht, ohne ſich des Vertrauens auf Gott und der chriſtlichen Milde zu entäußern. Alle jene Männer älterer Zeit ſind mir erklärlich und lebendige große Geſtalten; aber nicht minder ſind es mir ihre Gegner, Demoſthenes, Brutus und die von uns Preußen viel zu gering geachtete und beachtete Maria Thereſia. Ich will nicht, daß meine Art, die Dinge zu betrachten irgendeinem Menſchen aufgedrungen werde, aber ich weiß daß in meinem Beruf nur die meine richtig iſt. Noch in dieſen Tagen gab mir Sismondi einen Beweis, der in ſeiner „Histoire des républiques italiennes du moyen age" die Hohenſtaufen wie Tyrannen, die Lombarden aber wie Helden ſchildert, während die deutſchen Geſchichtſchreiber jene wie Helden und dieſe wie Empörer darſtellen. Beide haben recht und beide haben unrecht. Wahrlich, das wahrhaft Große und Schöne braucht keines Bajazzo, keiner danebengeſtellten Fratze, um dadurch gehoben zu werden; und in dem Maße als Napoleon groß genommen und gehalten wird, erſcheint unſer Thun noch würdiger und noch größer. Wie kann man das vergeſſen! Die mehrſten Geſchichtchen, die man angeblich ihm zur Schande ausbreitet, haben großen Sinn und manche Worte ſind Orakelſprüche, welche wir bewundern würden, wenn ſie der begeiſterten Pythia in den Mund gelegt wären. Wie bedeutungsvoll, daß aber dieſe göttlichen Funken, ja dieſe Flammen ausgelöſcht, vernichtet ſind, oder nur als furchtbare Wahrzeichen daſtehen; daß keine Kraft Dauer hat ohne die Mäßigung, keine Größe ohne die Liebe und Milde, daß kein Glaube an ein treibendes Schickſal ſelig macht, ohne die Ehrfurcht vor der zügelnden Vorſehung und die Stimme im Innerſten der Menſchenbruſt.

Naumer an Frau von Bassewitz.

Breslau, August 1814.

— — — An die Fähigkeit zur Heiligung glaube ich, und weil ich daran glaube, dringe ich darauf; und darum erkläre ich, daß zwischen meiner Natur und denen, welche die Welt durch Haß und ewige Feindschaft aufbauen wollen, keine Gemeinschaft ist und sein kann und sein wird. An tönendem Erze und klingenden Schellen mangelt's nicht, aber an Liebe; oft sehe ich, wie mit sichtlichen Augen die Legion der Staatsweisen und Kanzelweisen vor der Gestalt des Welterlösers gleich Wolkengestalten zerfließen, und wohl ihnen, wenn sie sich noch in Thränentropfen auflösen dürfen.

Ich glaube an eine Gemeinschaft der Heiligen, aber es wird nöthig, daß sie sich lauter verkünden und enger verbinden; nicht um eiteln Lärm zu machen, sondern um, aller Gefahren ungeachtet, aller Welt das Alleinseligmachende zu lehren, während selbst die Bessern es so oft da suchen, wo es nicht ist. Sie leben nicht einmal mehr in der Zeit, sondern nur im Augenblick, wie also in der Ewigkeit? Wahrlich, wäre mir die Geschichte nicht Offenbarung der Ewigkeit, leuchtete mir das Göttliche nicht überall durch diese Menschennetze so stark hindurch, als es meine Augen nur zu ertragen vermögen, — längst hätte ich sie wie das Böse von mir gewiesen.

Raumer an ſeine Schweſter Agnes.

Breslau, Sommer 1814.

Der Himmel laſſe es Dir gut gehen in Deinem neuen Hausregiment; verlange nicht zu viel von der Welt und baue nicht zu viel auf ſie. Lerne Dich in die wunderlichſten und mannichfaltigſten Erſcheinungen ſchicken, Gott duldet ja alle nebeneinander, aber halt' Deine eigene Natur bei dieſer Duldung feſt. Dies läßt ſich vereinigen. Freue Dich, wenn Du herzlich geliebt wirſt, wie z. B. von mir, aber glaube mir, wer recht lieben kann iſt reich, wenn ihn auch keiner wieder liebte. Es gibt hier einen ewigen Brunnquell im eigenen Gemüthe, der allein nicht verſiegt. Eine Chriſtin, dafür halte ich Dich, muß dies verſtehen; aber Du lieber Gott, die meiſten gleichen den Blumen des Feldes, ſie ſäen nicht, ſie pflanzen nicht, ſondern ſind von Gott geſäet und Nachtfröſte und Sonnenſtrahlen ertödten ſie, weil nur ein hohler Halm da war. Dafür halte ich Dich nicht, weder am Leibe noch an der Seele.

Sätze und Bruchſtücke aus einer Vorleſung.

Februar 1815.

1) Ein jeder, der den Gang meiner Vorleſungen mit einiger Aufmerkſamkeit verfolgte, wird, ja er muß bemerkt haben, daß ſie eine beſtimmte Tendenz haben, die nicht von mir willkürlich erfunden, ſondern in der Natur des Gegen-

standes, ja der ganzen Weltgeschichte begründet ist. Sie sind antirevolutionär.

2) Was heißt nun aber revolutionär, was Revolution? Das Umstürzen, das Vernichten mit Zurücksetzung von Sitte und Gesetz, mit Aufopferung des lebenden Geschlechts, um allerhand selbsterfundener angeblich höherer Zwecke willen, es sei nun für Staat oder Statistik, für Religion oder Kirche, für Wissenschaft oder Volksglück, das gilt gleich. Der Teufel, den wir jetzt höflicher das böse Princip nennen, treibt hiebei überall gleichmäßig sein Wesen.

3) Dem Revolutioniren steht entgegen das Reformiren. Das Entwickeln, Bilden, Gestalten, wo man das Gute und Rechte unwandelbar festhält, wohl wissend, daß dadurch allein die höchsten Zwecke nothwendig erreicht werden, und der Vorsehung Gottes vertraut, indem man auf seinen Wegen wandelt und seine sündige Blöße nicht mit einem Feigenblatte aus den droits de l'homme, oder aus nächstenliebenden Proclamationen zuzudecken meint.

4) Ob ich nun gleich weiß, daß in der Französischen Revolution auch Keime zum Reformiren, in der Reformation des 16. Jahrhunderts auch arge revolutionäre Keime lagen, so darf ich doch verlangen, daß man mich einstweilen nach meiner Terminologie verstehe, da hier nicht der Ort ist, sie oder eine andere weiter zu begründen.

5) Aber die ganze Welt ruft ja jetzt, sie sei antirevolutionär. Sehen wir doch näher zu, was viele dabei meinen?

a) Viele meinen, wenn sie dem Bestehenden anhangen, alle Neuerungen verfluchen, irgendeinen alten Normalzustand oder ein Normaljahr heraufwälzen, und für die Ewigkeit festnageln wollen, so wären sie antirevolutionär. sowie diejenigen, welche den Abfluß eines Stromes

hemmen, eine Ueberschwemmung verursachen, so die, welche jenen falschen Glauben üben, eine Revolution.

b) Ferner sind alle diejenigen nicht antirevolutionär, sondern revolutionär, welche an den beiden großen Grundrichtungen und Hauptursachen aller Revolutionen nur die eine erkennen, verdammen und bestreiten. Diese beiden Richtungen sind die von oben hinab und die von unten hinauf; diese beiden Grundursachen sind die Tyrannei der Fürsten und die Willkür der Völker. Die eine ist so revolutionär als die andere, jede schließt eine Revolution in sich oder erzeugt sie. Da meinen aber so viele, man solle die eine Richtung allein im Auge behalten und aus Gott weiß welcher Pflicht die andere mit dem Lügenmantel falscher Nächstenliebe zudecken. Die Könige sprachen nur von der Revolutionswuth der Jakobiner, diese nur von der Tyrannei der Könige; wer jetzt noch nicht beides sieht und sehen will, verblendet sich selbst. Das revolutionäre Princip ist ein Innerliches, das äußere Abzeichen entscheidet nichts, der Freiheitshut der Niederländer war reformirend, Philipp's Krone revolutionirend, die Jakobinermütze revolutionirend, Georg's Krone antirevolutionär. Dazu findet jeder leicht in der Geschichte unzählige Beispiele.

Wenn einmal überhaupt neuere Geschichte erlernt werden soll, so muß sie mit Vernunft und der Wahrheit gemäß erlernt werden. Will man aber davon alles ausschließen, was irgendeiner augenblicklich herrschenden Ansicht oder irgendeiner regierenden Familie Anstoß geben könnte; so wird, da viele bekanntlich ihre Ahnherren bis zum trojanischen Kriege hinaufführen, statt von Friedrich Wilhelm I. nur vom großen Jäger Nimrod, statt von Peter III. und Katharina nur von Ulysses und Penelope die Rede sein dürfen, und die Staatsmänner, welche die Weltbegebenheiten leiten sollen, werden

die Verzeichniſſe der Könige von Sicyon zur Belehrung nachſchlagen müſſen. Und wenn man ſo viele Misgriffe der letzten Zeiten betrachtet, die faſt nur bei gänzlicher hiſtoriſcher Unkunde möglich waren, ſo ſollte man glauben, jene Methode ſei eingeführt.

Die Hörſäle einer Univerſität ſind heilige Hallen, akademiſche Vorleſungen ſind, wohl zu merken, eſoteriſcher Art. Der Studirende ſoll hier den begeiſternden über alles Einzelne erhebenden Lebensfunken holen und feſt bewahren, und der akademiſche Lehrer, welcher es ſich zum Ziel ſetzt, dieſen Lebensfunken einzuflößen, erfüllt ſeinen heiligſten Beruf; und wenn er darum auch noch kein antiker Prometheus iſt, ſo iſt er doch noch weit weniger ein Brandſtifter, ſondern der treueſte Freund gerechter Könige und guter Völker.

Tieck an Raumer.

Ziebingen bei Roſſen, den 30. März 1815.

Unter ſo vielen Genies dieſer neuen Tage, die ich Ihnen wol nicht namhaft zu machen brauche, ſtehe ich ſchon längſt als ein Philiſter und habe mich von jeher ſo zu ihnen verhalten; denn ich haſſe nichts ſo ſehr, als Anarchie, ſei es im Staat, in der Kunſt oder Seele. Leerheit wird nie Leichtigkeit, und poetiſcher Leichtſinn, Unwiſſenheit allein gibt noch kein Shakſpeare'ſches Naturell, ja ein Talent, ſelbſt wenn es da iſt, geht auf dieſem Wege zu Grunde. Novalis ſagt: Gemüth und Geſchick (Schickſal) ſind nur Synonyme für denſelben Begriff; und ich glaube auch Charakter und Talent. Ich kehre die alte Beſchuldigung wieder um und ſehe in jenen naturaliſtiſchen Dilettanten, in jenen Verſchmähern der Ord-

nung und der Erkenntniß (die ſich einbilden das Große und Schöne ginge verloren, wenn man es ſich zum Verſtändniß bringen will) die echten Philiſter. Denn leben ſie nicht von zwei oder drei Begriffen, die wir immer wieder anhören müſſen? Sind ſie wol des Enthuſiasmus fähig? Iſt ſelbſt ihre Idolatrie unſers Goethe etwas anderes, als Spießbürgerei, die ehemals ebenſo über Klopſtock, oder Wieland, oder Bodmer faſelte? Darin beſteht ja der Pedant, daß er nur eins kennt und will, ohne Kraft und Erkennen. Darum iſt ihnen der herrliche Solger ein Greuel, deſſen Natur ſie gar nicht einmal ahnden, um den man wie um eine ſchöne Bildſäule herumgehen und ihm tauſend intereſſante Anblicke abgewinnen kann. Aber jene ſehen auch in Goethe, Shakſpeare, der Natur, nur die Decoration, und zwar dürfen ihnen auch Couliſſen nicht fehlen, und ſie bewundern eben am meiſten, wenn ſie außerhalb der Perſpectivlinie ſtehen und ſich ihnen alles verzerrt. Von früheſter Jugend habe ich mich von dieſen Naturſpielen losgeſagt. Möchten ſie doch lieber gleich über einen Dendriten, als einen Claude Lorrain ſprechen, denn wenn ſie aufrichtig ſind, müſſen ſie in jenem mehr als in dieſem ſehen.

Raumer an ſeine Schweſter Agnes.

Breslau, Juni 1815.

Daß Dir die Weltbegebenheiten zu Herzen gehen, ſofern die Brüder mitgehen, iſt ganz recht, aber laß Dich nur nicht in den weltklugen Strudel von Betrachtungen über dieſe öffentliche Verhältniſſe hineinziehen, der Dir ganz nutzlos das

Leben verkümmert, aber es wahrlich nicht tiefer und bedeutender macht. Jedem das Seine. Freue Dich der Blume, des Frühjahrs, des häuslichen Kreises, der Freundinnen, ja der Gesellschaften, Bälle und Kleidungsstücke; Du freust Dich besser und reiner als andere über runde oder viereckige Königreiche, Proviantämter, Lazarethanstalten, todt geschossene Feinde, Ordensbänder und Triumphbogen. Keine Zeit ist so, daß der Mensch mit reinem Innern nicht heiter sein sollte; es gibt einen Frieden, den weder gewonnene noch verlorene Schlachten ändern. Gott hat die Welt fröhlich geschaffen und die Leute, welche wollen, daß sie aussehe wie ein Topf voll Mäuse, haben unrecht. Die Jugend hat ihr Recht, das laß Dir nicht nehmen: wer auf die rechte Weise jugendlich ist, wird auch die rechte Weise der spätern Zeit finden. Viele Wünsche, Genüsse, Hoffnungen der Jugend liegen blos geschichtlich hinter mir, sie sind auf Erden nie zu erneuern; aber zu ihrer Zeit und an ihrer Stelle waren sie natürlich und recht. Die Frauen sollen nicht wie (Cäsar im Shakspeare) Kolossen die enge Welt beschreiten und zertreten, wohl aber in geschickter Gewandtheit oder mildem Beugen allen den Stürmen ausweichen, und sich von solchen Pest-, Haß- und Meinungswinden nicht leidenschaftlich anstecken lassen, damit die umhergetriebenen, in vergänglicher Thätigkeit sich oft aufreibenden Männer doch ein Heiligthum finden, wo die Proclamationen kriegführender Mächte nicht das Höchste sind, und andere Psalmen gesungen werden, die man nicht mit Kanonen begleitet. Theile dies Briefchen doch Tante Marie mit und frage sie, ob ich nicht recht habe, und ob sie mich noch halb so lieb hat, wie ich sie liebe.

Raumer an Wilhelmine Stubenrauch.

Breslau, 16. Juli 1815.

Welche Masse von Kriegen, Schlachten, Schriften, Constitutionen, Leiden, Hoffnungen, Freiheit, Uebermuth, und was ist gewonnen? Kommen nicht die Thiere in der Mühle an die alte Stelle in Spanien, Neapel, Sardinien, Hessen, Frankreich, und die Aesopische Fabel scheint in furchtbarem Umfange aufgeführt, daß man einen Stock als König behalten müsse. — Groß bleiben die Gefahren für Deutschland, aber die gröſßte ist abgewendet, seine Natur ganz zu verlieren, und mit Sprache, Sitten und Ansichten von fremder Uebermacht losgerissen zu sein. Daran kann man sich allerdings geschichtlich festhalten und erbauen, denn wenn Europa überhaupt noch eine wahre, tüchtige große Zukunft haben soll, so müßte sie aus Deutschland, nicht aus Frankreich, auch nicht aus England herauswachsen. Das ließe sich umständlich beweisen, soweit sich überhaupt etwas Künftiges beweisen läßt.

Der Fürst Hardenberg an Raumer.

Berlin, den 15. December 1815.

Sie sind ebenso sehr von meiner Theilnahme an Ihrem persönlichen Wohl, als von meinem Wunsche versichert, Ihnen

zur Erweiterung Ihrer Kenntniſſe mit allen mir zu Gebote ſtehenden Mitteln an die Hand zu gehen und hiedurch dem Staate und der Welt um ſo reichere Früchte Ihres Talents und Ihrer Thätigkeit zu verſchaffen. Ich bin daher auch mit Vergnügen bereit, Ihnen bei Sr. Majeſtät die Koſten zu Ihrer wiſſenſchaftlichen Reiſe auszuwirken, und erſuche Sie nur, mich von dem ungefähren Betrage der Summe, die Sie nöthig zu haben glauben, zu unterrichten.

Naumer an ſeinen Bruder Heinrich.

Breslau, den 14. April 1816.

— — Es gibt Geſchäftsmänner, welche im Gefühl ihrer Rechtlichkeit ihre Bahn ſo gehen, daß alle einſtimmig ſie für tadellos erklären, — und doch ſind ſie verhaßt, richten nichts aus und verkümmern ſich und andern das Leben. So war der Nachfolger in meinem Departement zu Potsdam, ein Herr von R., ein tüchtiger Arbeiter und ein durchaus rechtlicher Mann; aber kaum hatte er ein paar Monate die Geſchäfte geführt, ſo ſchimpfte er auf Unterthanen und Beamten; dieſe dagegen klagten mir ihre bittere Noth, und während ich alles bei dieſen vermochte, mit einem Worte ſie lenkte, beſchwichtigte u. ſ. w., ſo konnte er mit dicken Schreiben, Landreitern und Executoren nie zum Ziele kommen. Worin lag das, als darin, daß er nur den Buchſtaben des Geſetzes ſah, welcher tödtet, aber nicht den Geiſt, welcher lebendig macht. Ihm ſtand, ganz und gar verkehrt, auf einer Seite das königliche Intereſſe, auf der andern das der Pächter, und er betrachtete ſich

lediglich als den Wächter und Schützer des ersten. Ich ließ dagegen nie diesen Grundirrthum in mir aufkommen, und erweckte überall die Ueberzeugung, daß ich ihn nicht habe. Die Pächter hielten mich für ihren Freund, ihren Schützer, sie wußten, daß ich alles irgend Mögliche für sie thue, und wo ich abschlug, glaubten sie sogleich die Sache sei unmöglich. Dabei zahlten sie besser, verbesserten ihre Wirthschaften zutraulicher, ließen sich Separationen und Dienstaufhebungen oder Aenderungen ihrer Contracte gefallen. R. dagegen stand gleich nach den Paragraphen des Landrechts mit ihnen blank, und ruinirte sie oder die Sache. Wenn z. B. mehrere am bestimmten Tage nicht bezahlten, so legte er allen gleichmäßig den Landreiter ein, so wolle es das Gesetz, und es kümmere ihn nicht, was daraus weiter entstehe. Ich dagegen bedachte alle örtlichen, zeitlichen, persönlichen Verhältnisse, schickte dem reichen Geizhals die Execution, ließ die Nummer in Hinsicht des zweiten, der auf einen vortheilhaften Verkauf wartete, vierzehn Tage liegen, damit er nicht nothgedrungen unter dem Werthe an Wucherer losschlagen müsse, fragte einen dritten, dessen Gegenforderungen bald fällig waren, warum er nicht zahle, und verschaffte ihm dadurch Zeit sich zu helfen. Das erkannten diese Menschen mit Dank; denn sie sind nur Klötze, wenn man sie als solche behandelt, und dasselbe gilt von Bauern und Tagelöhnern. Jenes Verfahren kann man aber freilich nur dann kühn und siegreich durchführen, wenn man auch von dem entferntesten Eigennutze, Schmarotzen u. s. w. frei ist, sonst bricht die übertriebene Verleumdung gleich los; aber keinem fiel es ein mich anzuklagen, wenn ich jene Grundsätze beobachtete und vertheidigte. Vergiß die unendlich wichtige Grundregel nicht: daß es Hauptzweck aller Regierung sei, die Menschen zufrieden und glücklich zu machen. Worin Zufriedenheit und Glück bestehen solle, läßt sich hier freilich nicht erörtern; aber niemals ist jemand gerechtfertigt vom Kaiser

bis zum Verwalter hinab, wenn's ihm nicht gelingt zu beglücken und er sich blos auf die Erfüllung eines Buchstabens seiner Pflicht beruft. Er ist für alles äußere Erreichen ein unnützer Knecht gewesen.

Wo man so oft unnütz, albern, ungerecht angesprochen wird wie im Geschäftsleben, ist's nicht unnatürlich, wenn man nach und nach hart, streng, buchstäblich wird; aber immer ist's unrecht. Ich möchte dies Verfahren ein heidnisches, stoisches nennen, was von der christlichen Liebe und Geduld nichts weiß. Man kann jedes Abschlagen mildern und jedes Bewilligen verkümmern, blos durch die Art, wie es geschieht. Wie oft habe ich mich gelangweilt, wenn ich von meinen Studien abgerufen, mit Bauern lange Discourse führen mußte. Wies ich aber auch den Kerl ab, so fragte ich doch vorher mit aufrichtiger ungeheuchelter Theilnahme, ob seine Kühe kalbten, seine Hühner Eier legten, ob seine Kinder gelbe oder braune Haare hätten; — und so hatte ich eine ganze Familie auf lange Zeit fröhlich und zufrieden gemacht und wahrscheinlich etwas Heilsameres gethan, als wenn ich ein paar Data mehr aus Urkunden herausgeklaubt hätte.

Ich ermahne Dich hier gar nicht zu einer äußerlichen und schon deswillen unwirksamen und verwerflichen Ziererei; sondern behaupte: daß die harte Schale, welche durch den Lauf des Lebens und die Geschäfte sich um das Herz legen will, welche die Milde ins Innerste verschließen und durch Zeigen nicht profaniren will, daß diese Schale durch echte Menschenliebe, durch Achtung und Theilnahme an jedem Einzelnen, durch christliche Liebe und Demuth schlechterdings gebrochen werden soll. Thust Du streng das Gesetzliche, so wird man Dich ehren und achten, aber nicht lieben, und aus jener Ehre und Achtung wächst in der Welt das Gute weiter nicht empor, die Liebe aber befruchtet und erzeugt wechselseitig Gutes.

Hat jemand keinen tüchtigen Kern von Charakter und

Gesinnung und will sich auf diese milde Methode legen, so entsteht ein schlechtes, ekelhaftes, süßliches Wesen, das, aller Haltung ermangelnd, nicht das geringste Gute erzeugt; besitzt er aber jenen Kern und vernachlässigt die Milde, so fehlt seinem Wesen die letzte und höchste Verklärung.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lebenserinnerungen und Briefwechsel

von

Friedrich von Raumer.

Zweiter Theil.

Lebenserinnerungen und Briefwechsel

von

Friedrich von Raumer.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1861.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhaltsverzeichniß des zweiten Theils.

Mittheilungen aus Raumer's Briefwechsel.

	Seite
Des Fürsten Hardenberg Empfehlungsschreiben für Raumer	1
Raumer an Solger	3—11
Raumer an seine Frau	11
Schreiben an den Papst für Raumer	11—58
Raumer an seine Frau	59
Der Cardinal Consalvi an Bertholdi wegen Raumer	59
Raumer an seine Frau	61
Raumer an Solger	63
Raumer an seine Schwester Agnes	63—67
Raumer an seine Frau	68
Raumer an seine Tante Marie	69
Raumer an seinen Vater	70—74
Raumer an seine Frau	74
Raumer an seine Schwester Agnes	75
Raumer an seine Frau	76
Der Minister von Schuckmann an Raumer	77
Tieck an Raumer	79
Der Minister von Schuckmann an Raumer	81
Raumer an seine Tante Marie	81
Tieck an Raumer	85
Raumer an Tieck	88
Jean Paul an Raumer	89
Professor Boeckh an Raumer	91
Raumer an Solger	91
Raumer an Tieck	92
Raumer an Solger	93
Raumer an seinen Vater	94
Raumer an Frau von Passewitz	97
Raumer's Erklärung über Dr. Jahn	99—117

Erinnerungen aus meinem Leben.

XIII. Berlin. 1819—32

Mittheilungen aus Raumer's Briefwechsel.

	Seite
Manso an Raumer	114
Raumer an Manso	115
Manso an Raumer	119
Steffens an Raumer	120
Raumer an Manso	121
Raumer an seinen Bruder Karl	122
Raumer an Manso	123
Manso an Raumer	124
Die Herzogin von Dessau an Raumer	125
Raumer an Hagen	125
Der Hofrath Heeren an Raumer	126
Raumer an Manso	127
Manso an Raumer	128
Manso an Raumer	129—131
Raumer an Manso	131
Tieck an Raumer	135
Raumer an seinen Vater	137
Raumer an Manso	138
Menzel an Raumer	139
Raumer an Manso	140
Tieck an Raumer	143—146
Raumer an Manso	147
Friedrich von Schlegel an Raumer	148—151
Tieck an Raumer	151
Raumer an Tieck	153
Raumer an Hagen	154—156
Raumer an Tieck	157
Manso an Raumer	158
Raumer an Tieck	159
Friedrich Münter an Raumer	160
Raumer an Wilhelm Müller	164
Wilhelm Müller an Raumer	168
Raumer an Tieck	169
Tieck an Raumer	174
Raumer an Tieck	178
Raumer an Dr. Lobell	179
Friedrich Perthes an Raumer	183
Raumer an Tieck	185
Raumer an Manso	186
Manso an Raumer	187
Raumer an Manso	188—191
Raumer an Tieck	191
Ueber Lady Macbeth von Tieck	196
Raumer an Tieck	197
Tieck an Raumer	198—211
Raumer an Tieck	211
Auguste Stich an Raumer	213
Tieck an Raumer	214—217
Raumer an Tieck	217—223
Raumer an seine Frau	

	Seite
	223
Raumer an Auguste Crelinger	225—229
Raumer an seine Frau	229—240
Raumer an Tieck	240—244
Raumer an seine Frau	244—246
Raumer an Tieck	246
Tieck an Raumer	247—251
Raumer an Tieck	251
Der Hofrath Behrend an Raumer	253
Die Stadtverordneten von Berlin an Raumer	253—257
Der Minister vom Stein an Raumer	257
Raumer an ein Hohes Ministerium für die geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten	262
Das Ministerium für den Cultus an Raumer	263
Raumer an ein Hohes Ministerium für die geistlichen, Unterrichts- und Medicinal Angelegenheiten	265
Raumer an Se. Magnificenz den Herrn Rector und Senat der Universität Berlin	267
Alexander von Humboldt an Raumer	268
Professor Voigt an Raumer	269
Raumer an Tieck	272
Tieck an Raumer	272—279
Raumer an seinen Bruder Karl	279
Raumer an Tieck	289
Herr von Hormayr an Raumer	289
Tieck an Raumer	292
Raumer an seinen Bruder Karl	293—295
Raumer an den Professor Pöhlt	295
Raumer an seine Schwester Luise	296
Hofrath Heeren an Raumer	297
Tieck an Raumer	298
Raumer an Tieck	301
A. W. Schlegel an Raumer	304
Raumer an Professor Pöhlt	305
Dorothea Tieck an Raumer	308
Raumer an Professor Pöhlt	309
Professor Raupach an Raumer	318
Raumer an Tieck	311
Tieck an Raumer	312
Raumer an Tieck	313
Raumer an Dorothea Tieck	314
Professor Hermann an Raumer	316
Tieck an Raumer	317
Raumer an Tieck	318
H— an Raumer	320
H— an Raumer	321
Professor Pee an Raumer	323
Raumer an den König von Preußen	324
Raumer an den König von Baiern	325
Tieck an Raumer	327
Raumer an Tieck	329
Professor Pöhlt an Raumer	329
Raumer an Tieck	

Seite

Baron von Bessérer an Raumer 330
Raumer an Herrn Baron von Bessérer 331
Der König von Baiern an Raumer 332
Raumer an Professor Löbell 333
Raumer an Tieck 334
Heinrich an Friedrich von Raumer 335
Professor Löbell an Raumer 336
Hofrath Heeren an Raumer 337
Raumer an Tieck 338
Aus einem Briefe Tieck's 338
Raumer an Tieck 339
Professor Löbell an Raumer 342
Raumer an Tieck . . . . . 343—345
Raumer an Professor Löbell 346
Raumer an Tieck . . . . . 347—351
Raumer an Frau von Lüttichau 351
Raumer an Tieck . . . . . 352—356
Raumer an den Herrn Geheimrath von Raumer 356
An die Ministerien des Innern, des Cultus und der auswärtigen Angelegenheiten 358
Beilage 1. Reimer an Raumer 359
Beilage 2 360
Raumer an Tieck . . . . . 361—377

Mittheilungen
aus Raumer's Briefwechsel.

Des Fürsten Hardenberg Empfehlungsschreiben für Raumer.

Berlin, den 20. Juni 1816.

Messieurs!

Monsieur de Raumer, Conseiller de la régence et professeur à l'université de Breslau, a obtenu de Sa Majesté la permission de faire un voyage scientifique en Allemagne, en Italie, en Suisse, en France et en Angleterre. Connaissant Monsieur de Raumer qui a travaillé dans mes bureaux à mon entière satisfaction pour un homme qui s'est toujours distingué tant par son zèle pour le service du roi, que par ses connaissances et son caractère moral, je me plais à le recommander par la présente circulaire à Messieurs les ministres et consuls prussiens dans l'étranger. Je les invite à prêter aide et assistance à Monsieur de Raumer partout où il serait dans les cas de les reclamer et à lui accorder toutes les facilités auxquelles il peut s'attendre en qualité de sujet du roi et d'homme recommandable sous tous les rapports.

Je saisis cette occasion pour offrir à Messieurs les ministres et consuls de Sa Majesté le roi de Prusse les assurances de ma considération très distinguée.

Raumer an Solger.

Lachen am Zürichersee, den 24. August 1816.

— — — — Ich hielt's nämlich für Schuldigkeit, dem Miniſter durch L. einen Aufſatz Hegel's über das Studium der Philoſophie auf Univerſitäten vorzulegen. Ueber dieſen Gegenſtand hatten wir uns viel unterhalten, und ich bat Hegel, mir ſeine Anſichten ſchriftlich mitzutheilen. Er that's. Der Inhalt hatte meinen großen Beifall, und ich ſandte ihn weiter, jedoch ohne irgendein Urtheil über eine Anſtellung. Schuckmann fürchtet die Philoſophen, welche von allem Lernen und Thun abwenden und mit ihrem Hexenabracadabra die ganze Welt zu beherrſchen meinen; und dieſe Anſicht theilen wir ja beide. Ich glaube nicht, daß H. einen glänzenden Vortrag hat, wie ihn die Studenten gewöhnlich wollen; aber nach ſeinen Geſprächen zu urtheilen, kann ich ihn nicht für unklar halten. Ueberhaupt war mir ſeine Bekanntſchaft ſehr angenehm. Schelling traf ich nicht in München, wol aber Jacobi. Der Mann iſt ſehr beliebt, und auch mir erſchien ſeine Milde und Stille wohlthuend; daß es aber zu keinem tiefer greifenden Geſpräch kam, daran waren einmal ſeine viel erzählenden Schweſtern und das zweite mal Niebuhr ſchuld. Doch ich wollte eigentlich von Jacobi erzählen. Die lebhafte Oppoſition gegen alles Katholiſche und die katholiſchen Proteſtanten überraſchte mich einigermaßen, doch ſprach ſie ſich mehr in den Frauen als bei J. aus, und er trat mir bei, als ich der Meinung widerſprach: Schlegel habe ſeine veränderten Anſichten verſchweigen ſollen. Vorausgeſetzt nämlich, eine echte aufrichtige Sinnes- und Glaubensänderung. Wenn auch Schlegel's Verlangen an Jacobi, blind in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche zu ſpringen, ſonderbar und

verkehrt war, so hat doch J. die Frage über sein Verhältniß zu einer positiven Offenbarung und zum Christenthum nur umgangen; er ist ihr ausgewichen, da sie ihm doch näher als nahe tritt. Mir ward überhaupt zu Muthe, als schaffe man sich bei J. die Götter, oder den Gott zu sehr selbst, und doch kann ich mit dem Allerhöchsten, was ich selbst mache, nur einen Götzendienst treiben. Freilich ist die Gottheit äußerlich und persönlich, aber das Herausspinnen nach Spinnenmanier ist nur die eine Richtung. Ueberhaupt bin ich zu historisch, und lasse mir das Geschichtliche des Christenthums nicht für 30 Silberlinge verkaufen nach dem neuesten Verfahren der neuesten Apostel.

Raumer an seine Frau.

Luzern, den 3. September 1816.

— — — Nachmittags ging ich in Zürich zum Schützenplatz, wo nicht die Väter, sondern die Söhne ein Schützenfest hielten. Diese, bis zu Kindern von acht bis zehn Jahren hinab, waren in leichte Uniformen gekleidet, mit leichten Büchsen bewaffnet, hatten ihre eigenen, von ihnen selbst bedienten Musikchöre und schossen mit außerordentlicher Geschicklichkeit nach der Scheibe. Das Ganze war so fröhlich als ordentlich; ob ich gleich, bei aller Abneigung gegen pedantische Polizeieinrichtungen, fürchtete, es möge ein Unglück geschehen, wenn die kleinen Jungen bald hier bald dort mitten unter den Leuten und nach allen Richtungen ihre, freilich dann nur mit Pulver geladenen Büchsen losschossen. Im Ganzen ist dies sicher eine gründliche Vorbereitung zur Landwehr; aber die Abneigung gegen alles, was nur an stehende Heere erinnert, ist hier so groß daß nicht wenige meinten, der Zuschnitt sei viel zu unbürgerlich, und die Jungen würden den Soldaten

als etwas Selbſtändiges, als einen Stand betrachten, und dem Bürger irrig und unheilbringend entgegenſetzen lernen. — — — — — Faſt erſchreckte mich ein Wort von Aloys Reding, den ich aufſuchte und näher kennen lernte, und der ſeiner heldenmüthigen Thätigkeit gegen die Franzoſen halber bekannt iſt. Dieſer Mann, einer der größten Praktiker ſeiner Zeit, ein durchaus edler Mann, iſt bisweilen in Schwyz verſpottet und verachtet worden und faſt in Lebensgefahr gerathen. Selbſt jetzt war zur Tagſatzung vor ihm ein Saufaus und Windbeutel gewählt worden. Alſo auch hier bisweilen ſehr ſchlechte Auswahl der Beamten. Sitzen doch (ſo ſagt man) in der Tagſatzung manche, mit denen in Einer Stube zu ſein man ſich vor zehn Jahren geſchämt hätte. Daher werden wir ſobald keine Geſchichte der ſchweizeriſchen Revolution erhalten, obgleich viel Materialien geſammelt ſind. — Doch ich wollte ein Wort Reding's anführen: „Das größte, das allergrößte Unglück, was einem Volke widerfahren kann, iſt, wenn es in die Nothwendigkeit verſetzt wird, über ſeine Verfaſſung berathen und beſchließen zu müſſen. Alle Freundſchaft verkehrt ſich in Haß, alles Einige wird feindlich, die redlichſten Männer zerfallen, und während ſie mit höchſtem Eifer das Beſte zu verfolgen meinen, ſehen ſich zuletzt alle auf allen Bahnen getäuſcht; ſie finden nur Greuel und Zerſtörung.“ — Leider beſtätigt die Geſchichte dieſe Lehren nur zu oft; aber bei uns ſoll ja, gottlob! auch das geſammte Volk nicht entſcheiden, obgleich einige Schwächlinge unter den ſtarken Geiſtern dies meinen. — An Spuren der Härte, des Excentriſchen fehlt es indeſſen auch bei uns nicht, und der Aberglaube an die erzeugende Kraft des Haſſes wächſt mit dem Unglauben an die Macht der Liebe. Jedes tüchtige Gemüth, welches vergißt, daß nur der wahrhaft groß iſt, der große Liebe hat, muß ſich zum Haſſen wenden, ausſchließlich dahin wenden, und ſo ſich und andere nur gar zu leicht zerſtören.

Nächst Aloys Reding war mir eine der anziehendsten Bekanntschaften ein Mailänder, Davorio, der zur französischen Zeit Vorsteher des dortigen Archivs gewesen war, und eine Geschichte der Visconti nach den Urquellen bearbeitet und herausgegeben hat. Aber nicht blos seine Kenntniß der Geschichte des Mittelalters macht ihn bedeutend, auch seine Schicksale erwecken Theilnahme. Er war ursprünglich Geistlicher, verließ aber diesen Stand, heirathete und bekam zwei Kinder. Nach dem Einzuge der Oesterreicher wurden ihm, wie anderen, mehrere Fragen vorgelegt, und die eine über seine Religion beantwortete er mit dem Worte „cristiano". Auf die Frage, warum er nicht „cattolico" geschrieben, gab er zur Antwort: „Weil dann meine Ehe nichtig, meine Kinder Bastarde sein würden." Als er bei dieser Erklärung beharrt, nimmt man ihm Amt und Brot; er flieht über die Alpen; aber auch hier machen die Geistlichen seiner Frau Gewissensangst, sie verläßt ihn und ihre Kinder, mit denen Davorio jetzt in einem Bauerhäuschen auf einem Berge unfern des Züchersees lebt. Er läßt die Kinder reformirt erziehen und hat in dem tiefsten aller Gründe: seine Kinder zu behalten, gewiß mehr Rechtfertigung zu einem Religionswechsel als viele andere unserer neuesten Heiligen.

Bern, den 7. September 1816.

— — — — Wyttenbach, ein bejahrter, in der Naturgeschichte sehr unterrichteter Mann, hat noch mit Haller in dessen letzten Lebensjahren viel Umgang gehabt. Dieser litt sehr an Verhaltung des Urins und mußte viel Opium zur Linderung des Schmerzes nehmen. Schlief er dann nach Tische, so war er abends tief melancholisch, sprach nur von

Religion und besonders vom Evangelium Johannis; hatte er nicht geschlafen, so behielten auch andere Gegenstände noch für ihn Interesse. Sein Gedächtniß war so groß, daß er z. B. Pflanzen nicht nach dem Namen citirte, sondern sogleich dem Fragenden sagte, es ist die und die Nummer in meinem Werke. Um ihn auf die Probe zu stellen, schrieb einer seiner Bekannten die Namen aller chinesischen Kaiser nieder, brachte das Gespräch darauf und siehe, Haller konnte alle ohne Irrthum auswendig hersagen. — Einst fiel er zu Boden, glaubte, es sei vielleicht eine Art Schlagfluß, und schrieb, um zu sehen ob sein Gedächtniß gelitten habe, die Namen aller Flüsse auf, welche an der Westküste von Amerika ins Meer fallen.

Como, den 21. September 1816.

— — — Am 17. traten wir den Rückweg von Chamouny nach Martigny an, diesmal wieder mit Hülfe von Maulthieren. Der Abwechselung halber aber wandten wir uns bei der Argentière links, zum Thale Valorsine, und verfolgten dies bis zum Einfluß des darin laufenden Baches in den Trient. Dann kamen wir zum Dorfe Trient, und von hier aus war der Weg im ganzen der nämliche, welchen wir aufsteigend über den Forclas gemacht hatten. Keine Aussicht ließ sich an diesem Tage, in Hinsicht auf Weite und Umfang mit der vom Col de Balme vergleichen; dennoch möchte ich fast diesen Weg über die tête noire, als mannichfaltiger, abwechselnder und romantischer vorziehen. Insbesondere übertrifft der Punkt, wo die eau noire und der Trient zusammenfließen, und die Lage des Dorfes Finio oder Fignel, alles, was ich gesehen habe. Drei Thäler treffen hier zusammen, und von der vierten nordwestlichen Seite, wo Finio

an einer lang sich hinstreckenden Felswand liegt, fallen fünf Gewässer hinab, welche man als Silberstreifen, fast bis auf die Gipfel der Berge verfolgen kann. So ungeheuer hoch sich die Berge noch in allen Thälern von der Stellung des Wanderers an dem schmalen Pfade aufwärts strecken, so ungeheuer tief rauschen und stürzen unter ihm die Bäche und Gewässer. Klumpen von Moos und Farrnkräutern, übereinander gefallen, hier schon verwesete, dort noch in etwas grünende Blumen, Schnee, Eis, Felsstücke, Wasserstrahlen, alles in gewaltiger Gährung und Verwirrung, und doch in furchtbarer Ruhe und Sicherheit. Es zeigt sich überall eine zu Boden schlagende Allmacht und Dauer der Natur; und dennoch, gerade in diesen Tagen, wo mir das Erhabenste dieser Erscheinungen näher trat als jemals, ist mir öfter, als in den märkischen Ebenen, Schiller's Wort eingefallen: „das Erhabene sei nicht im Raume"; darum: weil es hier scheint, als wolle der Raum allein und für sich etwas sein, die Natur für sich in dem alten schlechten Sinne allein herrschen. Kann ich mir die Berge nicht noch höher, die Abgründe noch tiefer, das Eismeer noch breiter denken? Was will all das Eis, all diese stummen Berge, diese erfrorenen Glieder der Erde? Wohl hat Schiller recht gegen alle die, denen der pariser Fuß das Maß des Erhabenen ist, gegen alle, zu denen diese blos räumlichen, äußerlichen, runden und zackigen, anmaßlichen Langnasen nicht sprechen, denen sie stumm sind und bleiben müssen, so erschrecklich viel angeblich poetische Redensarten manche auch darüber machen. — Ja es gibt ein ganz anderes Mittel, die Natur zu beleben, zu heiligen, zu verklären, als den Zollstock; sowie es ein anderes Mittel für die Geschichte gibt, als die statistischen Tabellen. Wozu alsdann die unnütze Frage über die Rangordnungen, z. B. der Natur und der Kunst, wozu die Qual Francia's Madonna und den Montblanc in Theilen eines willkürlich ersonnenen

Mikrometers abzuschätzen? Wo sich die Thür zum Himmelreiche dir aufthut, da gehe ein und knie demüthig nieder; verlachen aber darf man wol die Narren, welche meinen, ihr Sackgäßchen sei die alleinige seligmachende Pforte. — Ueberrascht hat es mich aber doch, daß diese große, bei der rechten Betrachtungsweise nie genug zu bewundernde Natur, so schlechthin keine fördernde Wirkung auf das Geschlecht der Menschen zu machen scheint. Ueberhaupt ist das alte Lied, über die vortrefflichen Bergvölker, ein unwahres Lied; das Meer ist zwar nicht über die Meeresfläche erhaben, aber doch ebenso erhaben, als ein Berg, das beweisen z. B. Venetianer und Holländer; und Berg und Fluß und Thal und Ebene und Meer haben wir Deutschen, und das wird erst etwas Ganzes und Tüchtiges. Es ist Wechselwirkung zwischen der Natur und den Menschen; aber nie machen sich die Menschen ganz die Natur, und nie bildet und beherrscht diese unbedingt den Menschen.

Mailand, den 23. September 1816.

— — — — — Am 19. September fuhren wir über die Straße des Simplon. Zeither schien mir das Gerede über die Erhabenheit eines Landweges ziemlich leer und überflüssig; jetzt bin ich eines Bessern belehrt worden. Viele Bauräthe würden jeden wahnsinnig nennen, der nur die Möglichkeit behauptete, in diesen Gegenden eine Straße für schlesische schmale Wagen anzulegen. Und hier streckt sich diese Kaiserstraße, breit genug für drei Wagen, und so allmählich steigend und fallend, daß man dort traben kann, und abwärts fast nie zu hemmen braucht. Man begreift es nicht, wenn man in diese Wildnisse hineinsieht; es gehört

eine ganz ungemeine Kühnheit und ein außerordentlicher Verstand zu diesem in jeder Beziehung großartigen Werke. Welche Masse von Felsen mußten gesprengt, wie viel Bergbäche mußten aufgefangen oder abgeleitet, wie viel Mauern zum Schutz in die Höhe, als Stützen nach unten aufgeführt werden, wie oft mußte man sich entschließen den Weg mitten durch die Felsen hindurchzuführen und zu wölben, weil kein anderer Ausweg vorhanden und eine Wegschaffung des ganzen Berges unmöglich war. Allgemein nennt man diese Straße, Straße Napoleon, und dabei wird's auch künftig bleiben. Dies Werk trägt seine Legitimität in sich, und wenn Napoleon auch keine Hand anlegte, so ist's doch ganz recht ihn dabei zu nennen, denn von ihm kam der Gedanke, er schaffte die Hülfsmittel und bestimmte sie, er wußte seine Soldaten zu begeistern, daß sie nicht blos stehende Soldaten waren, wie so viele andere unnütz Gefütterte; sondern daß sie arbeitende Soldaten wurden, und in unglaublich kurzer Zeit dies Riesenwerk beendigten. Mens agitat molem, der Geist bewegt die Masse; und so wie wir jeder schlechten Handlung ihre Strafe im Bewußtsein und in den Folgen beimessen, so sollen wir uns auch in Hinsicht des Großen und Tüchtigen bezeigen. Schwächlinge, selbst im Glücke furchtsam, Neidische, Aermliche, haben schon viel davon gesprochen, die Straße eingehen zu lassen oder gar zu zerstören; aber einige Einsicht, und vielleicht ebenso viel Scham, scheint die Regierungen doch zum Beschluß der fernern Unterhaltung vermocht zu haben. Auch ist die Straße jetzt noch besser im Stande, als alle unsere Chausseen in den Ebenen. Gegen Kannegießer's Annahme, daß die Völker auf den Bergesgipfeln herzukamen und wanderten, entstehen hier erhebliche Zweifel; es ist eine Kleinigkeit zu Wasser über das Adriatische Meer fahren, gegen die Unternehmung, aus Wallis über diese himmelhoch verschlossene Bergwelt nach Italien einen

Weg zu führen. Auf dem Gipfel des Simplon, wo die Waſſer ſich ſcheiden, und der Eingang in eine andere Welt glaubhaft wird, fühlte ich mich, wie im vorigen Jahre auf dem Brenner, ſonderbar bewegt. Abgeſehen von der größern Bedeutung ſolcher Land- und Völkerbewegungen, wurden wir auch faſt komiſch, von der Sprachverwirrung angeregt. So ſagte unſer halbſchlächtiger Poſtillon: „Zu der Kapelle da oben gehen die Leute, wenn ſie geſtohlen oder ſonſt peccirt haben, um mit dem buon Dio zu careſſiren.“ In Duomo d'Oſſola trafen wir zu Fuß ein, indem wir in Iſellen keine Pferde gefunden hatten, und reiſeten am 20. etwas ſpät ab, weil der Erzherzog Rainer, welcher die Simplonsſtraße ſehen wollte, erſt erwartet und weiter geſchafft werden mußte. Der Tag war äußerſt ſchön und bei Baveno beſtiegen wir ein Schiff zur Ueberfahrt nach Iſola bella und dann nach dem andern Ufer des Sees. Iſola bella iſt vielfach abgebildet, und von Jean Paul nach andern Beſchreibungen genügend beſchrieben; Du kennſt beides, weshalb ich nur zwei Worte hinzufüge. Vieles an den Anlagen der Inſel iſt wunderlich, ja geſchmacklos; dennoch thut das Ganze, dieſe Terraſſen, dieſe ſüdliche Pflanzenwelt, dieſe Düfte von Orangen, Citronen, Jasminen, dieſe hohen Lorberbäume, dieſe herrlichen Umgebungen eine ſehr große romantiſche Wirkung, und wollte man auch einiges nicht bezaubernd nennen, ſo müßte es doch verzaubernd heißen. Indeſſen will ich eine Kehrſeite nicht abſichtlich verdecken. Das erſte Weib, was uns die Thür zu den Zaubergärten öffnete, war ſcheußlich und ein Kropf hing ihr, wie ein großer Geldbeutel, bis auf die Bruſt herab; ferner führte der Ausgang durch Hintergebäude und Höfe einiger Einwohner, wo Schmuz und Geſtank unmittelbar neben jenem Paradieſe auf eine unglaubliche Höhe geſtiegen war. Iſola Madre iſt ohne ſo künſtliche Anlagen, wie

Isola bella, zeigt sich aber in ihrer Natürlichkeit auf andere Weise nicht minder reizend.

Schreiben an den Papst für Raumer.

Rom, den 12. November 1816.

Beatissimo Padre.

Il consiglier Prussiano di Raumer Professore d'istoria nell' università di Breslavia supplica umilmente V. S. a permettergli di poter leggere i libri proibiti che spettano alla sua professione e che riguardano le sue ricerche.

Die 12. 9 bris 1816.

Auctoritate ssmi Domini Papae Pii VII nobis commissa, liceat Oratori (si vera sint exposita) legere, ac retinere libros prohibitos, ad ejus professionem, spectantes prout in precibus, sub custodia tamen ne ad alienas manus perveniant.

In 3 h. Matutina O. P. S. J. L. Secret.

Rom, den 16. November 1816.

So wenig der hochgerühmte Eingang in Rom durch die Porta del Popolo auch gesteigerten Erwartungen entspricht, so wenig läßt sich leugnen, daß es sich in Hinsicht vieler Paläste, mannichfaltiger wenn auch nicht großer Plätze u. s. w. u. s. w. sehr auszeichnet. Ja in wie vieler Hinsicht Rom einzig ist, weiß man so allgemein, daß es unnöthig wäre, darüber

Worte zu verlieren. Aber, sowie sich die Aerzte allmählich gewöhnen an die Krämpfe und Zuckungen ihrer Kranken, wie sie sogar von schönen Leichen sprechen; so muß man sich auch hier erst daran gewöhnen, die ungeheuren Wüsten, den Verfall gleichgültig anzusehen, und bis zur ausschließlichen Bewunderung des Ruinirten durchzudringen. Anfangs war es mir zu wehmüthig; die Nichtigkeit des Größten und scheinbar Ewigen springt zu schroff in die Augen, jetzt spreche ich schon gelassen mit, wenn einige meinen, es sei malerischer gewesen als manche Säulen auf dem Campo vaccino noch nicht rein ausgegraben, sondern zur Hälfte in Erde und Koth versunken waren. Alles Alte hätte weit das Uebergewicht in Hinsicht auf Größe, es ist in den Ruinen noch überwiegend, im Vergleich mit allem Neuen; — wäre die Peterskirche nicht gebaut. — Ich habe hier weniger und mehr gefunden, als ich erwartete. Weniger in Hinsicht der äußern Façade, welche unfertig, bunt, und fast mehr aussieht, als gehörte sie einem Palaste, als einer Kirche. Keine Säule steht frei und die kleinen Fenster und Thüren thun keine Wirkung. Aus gleichen Gründen bleibt auch die Vorhalle unvollkommen, und man kann nur bedauern, daß man nicht den trefflichen Plan Michel Angelo's befolgt hat, der eine Säulenhalle nach Weise des Pantheon versetzen wollte. — Ich habe mehr gefunden, als ich erwartete, im Innern; denn das Hauptschiff thut eine sehr große Wirkung, und noch mehr die herrliche Kuppel. Aber es ist überall die triumphirende Kirche, nirgends die heilige, ernste, demüthige. Sobald man die Peterskirche als die Kirche des triumphirenden Katholicismus betrachtet, fallen sehr viele Vorwürfe hinweg. Dann ist die Heiterkeit, Helligkeit, der Schmuck des Ganzen zweckmäßig. Mein Glaube, sie möge zu viel verschnörkelt und überladen sein, war im Ganzen irrig; obgleich manches Werk, besonders Bernini's, und selbst der große Hochaltar mit den gewundenen

Säulen mir misfällt. Die Verhältnisse der Kuppel, ihre Verzierungen, die Buchstaben: tu es Petrus u. s. w. sind so groß, als geschmackvoll und angenehm. Bei dem allem hat die Bauart der Peterskirche den Mangel, daß man die Größe des Ganzen schlechthin von keinem Punkte übersehen kann. Beim Eintritt sieht man nur das Mittelschiff, und die Seitenschiffe, welche von den Pfeilern desselben verdeckt sind, laufen nur bis an die großen Pfeiler der Kuppel. Hinter diesen beginnen zwei andere Schiffe, sodaß es eigentlich fünf Kirchen sind, in die man nacheinander geht und die man nacheinander sieht. Wären überall gothische Säulen und Bogen, so sähe man alles auf einmal, und es müßte unendlich größere Wirkung thun. Die meisten anderen Kirchen Roms sind auf ähnliche Weise, wie die Peterskirche gebaut oder modernisirt, im Vergleich mit jener aber ganz unbedeutend. Nur San-Paolo, das Pantheon und Minerva machen eine Ausnahme.

Rom, den 30. November 1816.

— — Täglich sehe ich neben meinen Amtsgeschäften etwas Neues in Rom; aber wer kann behaupten, er habe alles Sehenswerthe hier gesehen. Einerseits wird freilich der lächerlichste Götzendienst mit jeder alten Lappalie getrieben; aber wahr bleibt's auf der andern Seite, daß keine Stadt so viele Herrlichkeiten dieser Welt in sich schließt, und der Vatican ist wiederum der Mittelpunkt dieser Stadt. Darüber wird auch niemand streiten; ja wäre dies Große und Bewunderswerthe auch nur entfernt zu bezweifeln, wer ginge her, und wer hielte es hier länger als einige Tage aus. Zu sprechen werden wir darüber oft und viel haben; aber wie

ſchreiben und beſchreiben, darüber könnte ich in Verlegenheit ſein, wenn Du anders viel fordern oder hart kritiſiren wollteſt. Auch iſt's nöthig, manches öfter zu ſehen, vieles von einem Meiſter zu ſehen, auszuruhen, zu bedenken und von neuem zu betrachten, — um allmählich zu Einſicht und Klarheit zu gelangen. Aber es gibt auch Dinge, wie Blitz, Donner, Waſſerſturz, Meeresfläche, die im erſten Augenblicke ſchon ganz da ſind und den ganzen Menſchen ergreifen, beherrſchen, zu Boden werfen und doch wieder erheben. Wiederum ſind ſelbſt dieſe Dinge, obgleich großartiger als das trocken Zuſammenberechnete und Geklügelte, doch nur Einzelheiten, Punkte des Lichts und der Finſterniß im Lichte. Was dagegen gibt es Herrlicheres in dieſem Erdenleben, als wenn der Rieſengeiſt eines Auserwählten eine ganze Welt vor Deinen Augen eröffnet, wenn Du, herausgeriſſen aus dem abgetragenen alltäglichen Leben, plötzlich das, was nur in Deinem Innerſten ſtreng verwahrt, wie ein Lichtlein brannte und Dich an größeres Licht und Leben glauben ließ, wenn Du dies durch jene Macht in himmliſchen Flammen auflodern, alle Beſchränkung verſchwinden, alles Ideale und Göttliche wirklich ſiehſt. Die Armuth ſtellt ihr Lichtchen unter einen Scheffel und ziert ſich äffiſch mit Gedanken und Gefühlen, die zu gut und ſchön für die Welt, und deshalb zu verpacken und zu verwahren wären; die wahrhaft Reichen, Gottbegabten, haben ſich und ihr ganzes Leben kühn dahingegeben, ſie haben erſchaffen, befruchtet, beglückt, befeuert, beſeligt, — und — (denn auch das iſt gut), eine ganze Legion von Mücken und Fliegen hat ſich an ihrem Glanze todt gebrannt. — Solch ein Rieſengeiſt, ſolch ein gottbegabter übermenſchlicher Menſch, war Michel Angelo Buonarotti. Wie hatte ich mir doch aus Kunſtgeſchichten, kritiſchen Verzeichniſſen und Betrachtungen, Reiſebeſchreibungen und Kritzeleien, gar erſtaunlich weiſe zuſammengerechnet: er ſei zuletzt doch nur ein wunderlicher

Manierist, ein Genie, welches sich am lingeheuern und Fratzenhaften ergötze und dazu verführe; ein verkehrter Gegner des allein und einzig malenden, und allein nachzuahmenden und zu verehrenden Rafael. Von dem spreche ich heute nicht, und wenn ich ihn den Maler des Neuen Testaments nenne, so habe ich bei meiner Sinnesart genug gesagt; ich spreche heute von dem Maler des wunderbaren Morgenlandes und des Alten Testaments. Eine heilige Familie auf der Tribüne in Florenz von Michel Angelo (gewiß ein verfehltes Werk) machte mich noch eingebildeter, und ich glaubte ihn zu kennen und alle jene Urtheile bestätigt zu finden; aber der tiefsinnig finstere und gewaltige Blick der kolossalen Bildsäule, welche als David vor dem großherzoglichen Palaste steht, diese äschyleische Gestalt schreckte mich zuerst ein, und ich verlor den Muth, so wie meine Reisegefährten weiter zu kritisiren. So bin ich nun allmählich immermehr hinangeführt worden bis zu der Sixtinischen Kapelle. Unleugbar umschließt dieser heilige Raum das Erhabenste, was jemals gemalt worden ist. Nur die Madonna und das Christkind nehme ich aus (diese gehören Rafael); aber keineswegs das, was an großartigen Gestalten aus dem Alterthum auf uns gekommen ist. Der Apollo von Belvedere ist das Vollkommenste in Hinsicht der nackten Formen, und sein edles Gesicht erhebt ihn an die Grenzen des Göttlichen; oder es ist hier gezeigt, wie sich das Göttliche aus der menschlichen Form heraus entwickelt. So steigen die alten Gestalten von irdischem Boden, zu Halbgöttern, zu Göttern empor. Michel Angelo's Propheten und Sibyllen dagegen, sind Wesen, die in einer andern Welt einheimisch waren, die aus ihr herniedersteigen, die viel tiefer und umfassender den Himmel aufschließen, während die Alten nicht über den Olymp hinaufkönnen. Mit einem Worte, nur mit und durch die Bibel kann man solche Gestalten erschaffen, und es läßt sich durchaus nicht leugnen,

daß neben den schönen Verhältnissen der Körper, welche die Alten aufs vollendetste darstellen, noch ein anderer Sinn, eine andere Bedeutung in die Kunst, wie in das ganze Leben gekommen ist. Ist's nicht verkehrt, daß manche Leute niederfallen und anbeten, wenn Apollo die Kinder der Niobe erschießt, und erschrecklich schimpfen wenn Gott Vater von christlichen Künstlern dargestellt ist. Ehe ich Michel Angelo's Bilder, wie Gott den Menschen und Sonne und Mond schafft, gesehen hatte, ließ ich's auch nicht an metaphysischen Einwendungen fehlen, jetzt warne ich nur vor schwachen Nachahmungen und vergesse die Lehre von der Unsichtbarkeit Gottes vor der Hand gänzlich. Daß ich nach dem Gesagten nicht weiß mit wem ich Michel Angelo vergleichen soll, siehst Du von selbst ein; Aeschylus erinnert allerdings bestimmt an seinen, stets aufs Große und Erhabene gerichteten Sinn, aber jener kann sich in keinem Alten ganz abspiegeln, und Dante ist, bei allem Scheine der Unermeßlichkeit seiner Aufgabe, einseitiger und oft nichts weniger als schön. — Hat doch Michel Angelo an Vielseitigkeit fast alle Neuern überflügelt: Maler, Bildhauer, Baukünstler und in seiner Art für alle drei Fächer der Erste. Höchst anziehend ist die gemüthliche Lebensbeschreibung von seinem Freunde und Schüler Vasari. Ueberall strebten seine gewaltigen Kräfte frei zu werden, und was er gestaltete, war fast nur Beiwerk, um aus dem unerschöpflichen Innern immer von neuem und mehr zu entwickeln. Zuletzt, als Greis, wie unendlich rührend ist das Sonett, wo ihm auch das Höchste, was er that, und liebte und dachte, als nichtig, und Ruhe und ewiger Friede nur in den Armen des Erlösers erscheint. Wenn man solch Leben, solche Werke, solche Kühnheit, solchen Stolz, und zugleich solche innere Milde und Demuth sieht, so soll man preisen und verehren von ganzem Herzen und von ganzem Gemüth; kein Gefühl, kein Ausdruck ist stark genug und aufs ganze Leben wirkt

ſolch ein Eindruck, ſolch ein Heros menſchlicher Hoheit und Vollendung. Je gewaltiger und tiefer ich mich aber hier, und auf ſolche Weiſe bewegt fühle, daß ich mit allen meinen Kräften und Sinnen aufgeregt und begeiſtert bin; in dem Maße iſt mir das Hätſcheln und Liebeln mit dem Unwürdigen und Halbwürdigen, oder das Kritiſiren und Deuteln am Vollendeten, durchaus ekelhaft und zuwider.

Den 2. December.

Jener Genuß, der aus den großen Werken der Maler und Bildhauer hervorgeht, iſt täglich neu; von den großen Tonkünſtlern alter Zeit wird zwar noch geſprochen, aber man hört ſie nicht, und die meiſten haben ſich der letzten Mode ergeben. Es fehlt an einer echten großen Schule, und Italien iſt auf keine Weiſe für den Muſiker jetzt ſo die beſte Bildungsanſtalt wie für den Maler. Der päpſtlichen Kapelle erwähnte ich ſchon, ſie ſteht weit hinter der berliner Singakademie zurück, beſonders in Hinſicht auf Genauigkeit, Zuſammenſtimmen, Milde und Ausdruck. Dies folgt ſchon aus der Abweſenheit aller weiblichen Stimmen, und ich bin feſt überzeugt, daß der Eindruck der Muſik in der Sixtiniſchen Kapelle keineswegs ein rein muſikaliſcher Eindruck iſt. — Ein Principe Rufini gilt hier für den größten Muſikfreund und läßt es ſich viel Geld koſten; mit dieſem Gelde ließe ſich jedoch weit mehr leiſten, wenn man ſich freier vom Einfluß des Tages hielte, und das Ganze nicht zum Theil auf äußeren Prunk angelegt wäre. In voriger Woche erhielt ich Zutritt zu einem ſolchen Concerte, und der Eintritt ſteht mir jetzt immer frei. Man gab eine komiſche Oper von Cimaroſa als Concert, und das war ſchon ein Grundirrthum. Denn von

der Geschichte begreift man keine Sylbe, und wenn ein Herr in seidenen Strümpfen, Hosen und Klapphut, Arien singt mit Gähnen, Pischen und Nießen, wenn er nicht weiß, ob er still stehen oder mit Armen und Beinen arbeiten soll, so thut dies eine wunderliche Wirkung. Die Discant- und Altstimme war nicht übel, doch sang die zweite nicht selten unrein, der Tener klang unbedeutend, der Baß etwas besser. Im Ganzen mache ich mich anheischig, die Oper in Breslau wenigstens ebenso gut zu geben, was gewiß ein Tadel für Rom ist. Am interessantesten erschien mir die Gesellschaft selbst, denn ein großer Theil der vornehmsten Römer und Römerinnen fand sich hier zusammen. Einzelne von den letzten waren sehr schön; die Ueberzahl aber, wie überall, Mittelgut, und dann auch zum Gegensatz für die Schönen, recht häßliche Fratzen. — In musikalischer Hinsicht sind die Concerte beim Kapellmeister Serletti besser, wo eine geschlossene Gesellschaft Kirchenmusik aufführt. Als ich eintrat, war man mitten im Gesange begriffen, und ich konnte mich im ersten Augenblicke nicht besinnen, wo ich das Stück schon öfter gehört hatte. Bald darauf erkannte ich indessen Mozart's Requiem, an welches sich Händel's Halleluja anschloß. Die beste Stimme war aus Deutschland, nämlich die ehemalige Häser, der Tenor mittelmäßig, der Baß gut, die Chöre richtig aber roh, die Direction beim verstimmten Fortepiano ziemlich mangelhaft. Im Ganzen hört man aber in diesem Kreise weit die beste Musik, und es verdient alles Lob, daß die großen Meister verschiedener Völker und Zeiten, nur ihres innern Werthes eingedenk, gegeben werden.

Rom, den 10. December 1816.

— — — Wer hier seinen ruhigen sichern Gang geht, kann den Parteien nicht gefallen. Denn diese (und so bietet sich der Uebergang zu etwas Allgemeinem) sind allerdings hier unter den deutschen Künstlern. Ein Theil bewegt sich auf weltlichen Wegen, oder findet nur durch die Natur und die alte griechische Kunst den Pfad zum Höchsten; der andere Theil schließt sich an das Christliche an, und verwirft jene Weise. Beide Theile übertreiben und sind einseitig, aber die letzte Partei ist insofern unchristlich, daß sie unduldsam wird und verketzert. Es ist einseitig, wenn jene z. B. an Perugino nur das Steife und Harte sehen und lächerlich machen; aber nicht minder, wenn diese mit jedem alten geschmierten Gemälde, Götzendienst treiben. Und sie dürfen sich über harte Urtheile nicht wundern, wenn ihrerseits etwa die Behauptung aufgestellt wird, Guido Reni oder Claude Lorrain hätten gar nicht malen können. — Von Religion und Irreligion ist viel die Rede, und das wäre ganz recht und gut; aber man behält nicht einmal die ganze künstlerische Seite vor Augen, wenn die Religion durch die Kunst erklärt und begriffen werden soll. Die sittliche, wahrlich nicht die minder wichtige Seite, wird dagegen größtentheils übersehen, und bei der Unwissenheit in der Geschichte der Lehren und der äußeren Kirche, kann von eigentlicher Einsicht und Erkenntniß nicht gesprochen werden. Man hat von viel tüchtigerer Stelle aus auf die Gefahr aufmerksam gemacht, daß im Protestantismus jeder zuletzt seine eigene Religion haben werde; aber hier unter diesen Leuten zeigt sich noch größere Willkür, und was jedem behagt, das ist ihm sein Katholicismus. Ich glaube man könnte manchem weismachen, die Augsburgische Confession enthalte die rein römische Lehre. Mir ist besonders solch Schwebeln und Nebeln unbehaglich, da ich hievon in der

That so viel besser unterrichtet bin, und ganze Jahre auf das Ergründen von Dingen verwandt habe, welche manche in fünf Minuten bei einer Tasse Kaffee übers Knie brachen.

Rom, den 12. December 1816.

Unter den neuern Bildhauer-Künstlern ist der Berliner Schadow und der Tiroler Eberhard sehr lobenswerth; aber an der Spitze stehen doch Thorwaldsen und Canova. Und in Hinsicht dieser beiden Männer verkümmern sich die Leute in falscher Parteilichkeit, Urtheil und Genuß. Thorwaldsen ist ein höchst einfacher und höchst tüchtiger Mensch. Er steht an Tiefe des Sinns und eigentlicher Poesie, dem Canova gewiß voran; aber warum vergöttern, oder vergiften? Das thun aber auch nur die kleinen Kläffer; Rauch, dieser wackere Künstler und Thorwaldsen's bester Freund, sagte mir dagegen in der Peterskirche (Canova's Fehler nicht verdeckend): „Wer diesen Papst und diesen Löwen gemacht hat, bleibt ein großer Mann.“ Am weitesten wird Canova von Thorwaldsen in Hinsicht der Basreliefs übertroffen, und seine Helden sind nicht sowol weichlich, als nach französisch-tragischer Schule übertrieben und fratzenhaft, um die Kraft, die man ihm bezweifelt, eben nicht geschickt zu beweisen. Seine Werkstatt ist eine kleine Welt von Kunstwerken, wogegen die von Thorwaldsen nicht durch die Menge, sondern durch reine Trefflichkeit imponirt. Eine Hebe, eine Venus und drei Grazien, die in Canova's Werkstatt stehen, sind nicht ohne Verdienst, und wenn er sich den Spaß machte, sie wie Michel Angelo zu vergraben und wieder auszugraben, so würde man vielleicht ein gewaltiges Hallo über ihre Vortrefflichkeit erheben, und sie für Antiken annehmen. Daß er aber zwei Ringer

und den Perseus auf den Vatican setzen ließ, ist eine, die Kritik übermäßig reizende Thorheit. Nicht als wenn dort nicht hundert schlechtere Bildsäulen ständen, sondern weil er der einzige Neuere ist, der sich dort anbiedert, und weil die Stellung des Perseus zu bestimmt an den Apollo von Belvedere erinnert. Ja die Stellung könnte man besser nennen, weil sie vollständig klar ist, der Apollo dagegen gewiß anders war und mangelhaft restaurirt ward. Sonst verhält sich aber der Apollo zum Perseus, wie ein Gott zu einem wohlgewachsenen Lieutenant, der sich ins Zeug wirft und sich modelliren läßt. Besser sind die Fechter, am schönsten seine weiblichen Gestalten. Damit ist aber gar nicht gesagt, als könne Thorwaldsen nicht zart arbeiten: ein Adonis für den Prinzen von Baiern könnte nicht schöner und milder gehalten sein.

So viel von Bildwerken, jetzt noch ein Wort über die Caracci. Die Staffeleigemälde dieser Schule wollten mich gar nicht recht ansprechen, und erst als ich hier sah, wohin man kurz vor ihnen mit der Malerei hingerathen war, ward ich auf den Werth der Reformen aufmerksam, welche sie gegen schlechte Tonangeber durchsetzten. Dennoch überraschten mich die Frescogemälde Hannibal's im Palaste Farnese, ich fand sie bei weitem vorzüglicher, als ich dachte. Durchaus richtige Zeichnung, geschickte Gruppen, liebliche Gesichter, reizende Formen und eine fast unglaubliche Kunst, alle Gestalten aus der Wand hervortreten zu lassen. Die gemalten Karyatiden, und die gemalten bronzenen Schilder, welche zwischen den größern Gemälden angebracht sind, hält man für Bildwerke, und schwört darauf daß man keine Fläche vor sich habe. Nicht minder ist dies bei den eigentlichen Gemälden der Fall, und nirgends sah ich diese täuschende Kunst der Malerei auf einen solchen Gipfel der Vollkommenheit gebracht. Nur bei einigen Bildern Correggio's in Dresden, sondert sich alles gleich schön voneinander.

Vorigen Sonntag hörte ich eine Messe in der Sixtinischen Kapelle, und werde schon den Vorwurf des trockenen Prosaismus, oder wenn's hoch kommt, des Protestantismus hinnehmen müssen, da ich darüber gar nicht so lobposaunen kann, als manche Reisende. Diese Manier ist mir aber doch gar zu wohlfeil, um sich hoch auszubringen, und ich will ganz einfach erzählen, wie es war. Es versammelten sich hinter einem hölzernen Abschlage, der aber die Uebersicht des ganzen keineswegs verdeckt, etwa 20 Engländer, 10 Deutsche, 10 Bettelmönche, 10 andere Geistliche und 10 Italiener. Das war das ganze zuhörende und zuschauende Publikum; obgleich noch für mehrere hundert Menschen Raum war. So gleichgültig ist man also in Rom für diese Feierlichkeiten. Den mittlern Gang nahmen Schweizer ein, die in ihrer alterthümlichen Tracht keinen Anstoß geben; als nun aber die rothröckigen Gardisten mit ihren Bärenmützen angezogen kamen, als sei's eine Wachtstube, oder als solle es eine Prügelei geben, so nahm ich allerdings daran einen Anstoß. Hier sollte man keine Flinte und kein Schwert sehen; bleiben diese doch in militärischen Monarchien draußen. Sowie ein Cardinal angestiegen kam, schlugen sie gegen die Flinten, welches Geklirr gar nicht wie geistliche Musik klang. Hinter jedem rothen Cardinal geht ein lilaener Schwanzträger oder Caudatarius. Sobald jener innerhalb des Abschlags ankam, kniete er nieder, und in demselben Augenblick hob der Caudatarius ihm ein roth Käppchen vom Kopf in die Höhe. Nach einer halben Minute angeblichen Gebets erhebt sich der Cardinal, das Käppchen fällt wieder auf seinen Kopf und er geht seitwärts, um sich auf eine Bank zu setzen. Sobald dies geschehen, beugt der Caudatar seine Knie vor ihm, legt ihm den weiten Mantel in gebührende Falten und setzt sich dann zu seinen Füßen. So geschah's mit den meisten. Einige aber, die sich verspätet hatten, kamen mit gleichem Geräusch während der

Messe und des Gesanges an. Aus einer Seitenthür trat der Papst ein, ein alter Mann von sehr ehrwürdigem und sehr mildem Ansehen, der einzige, der einen recht wohlgefälligen Eindruck machte. Sobald er auf seinem Throne Platz genommen, fing ein Cardinal an die Messe nicht zu singen, sondern höchst ungeschlacht zu schreien, und in Absätzen fiel das Chor der päpstlichen Sänger ein. Gegen den Cardinal war dies allerdings bewundernswerth; an sich aber hatte die Composition mit Ausnahme von zwei Sätzen sehr wenig Verdienst. Das Meiste lederne Fugensätze, sehr ledern durchgeführt. Die Sänger selbst sind fest, und singen ziemlich richtig, schreien aber dabei äußerst roh und ungeschlacht, und die dicken Castraten waren mir ein unangenehmer Anblick. Es ist eine Reiseübertreibung und Schmeichelei des Fremden, wenn man dies Chorsingen, wie es jetzt ist, mit dem Vortrage heiliger Musik, durch die berliner Singakademie auch nur vergleicht. Diese ist ätherische verklärte Engelsmusik, jenes irdisches Wesen. Doch wie gern hörte ich jeden Ton aufgefaßt; aber die Italiener, einschließlich der Mönche, schwatzten unaufhörlich, und während dieses angeblich feierlichsten Gottesdienstes, kam ein Lumpenkerl mit einer großen Leiter, stieg über unsere Köpfe empor und putzte die Lichter. Welch Geschrei würde jedes Publikum mit Recht erheben, wenn der Lampenputzer während eines Stückes über die Scene marschirte, und hier! — wer nicht hören wollte, konnte aber sehen, und dies schien auch mehr anzuziehen. Nämlich gleich nach Anbeginn der Messe erhob sich ein Cardinal (und so nach einander alle übrigen), hinter ihm der Schwanzträger. Jener ging von der Bank zur Mitte der Kapelle, dann im rechten Winkel abbrechend gegen den Altar, dann einen zweiten rechten Winkel schlagend gegen den Papst, beugte das Knie und küßte ihm die Hand, während welcher Zeit der Schwanzträger den Schwanz jedesmal in den schwer zu findenden rechten

Winkel hineinhilft, zuletzt aber einen großen Knoten hineinschlägt. Dieſe kleinen Künſte des geiſtlichen Exercirplatzes werden hier ebenſo geiſtlos aufgeführt, als die auf dem militäriſchen. Könnte man nur unterdeſſen Michel Angelo's Meiſterwerke ſehen, aber dieſe räuchert man ſo ein, daß es ein Wunder iſt daß ſie noch nicht ganz ſchwarz geworden ſind. In dem ganzen Weſen zeigt ſich die ſonderbarſte Miſchung von chriſtlicher Demuth, heidniſchem Ceremoniell und atheiſtiſcher Gleichgültigkeit. Es iſt nicht ganz verderbt, ſondern trägt einen ſchönen und verehrungswerthen Keim in ſich; es iſt aber noch weniger ganz rein und vollkommen, oder unbedingtes Vorbild des Chriſtlichen. Ich habe es vielleicht ſchon öfter geſagt, aber mir iſt's ſo klar und eindringend, daß ich es wiederholen muß: das Chriſtenthum nur von der künſtleriſchen Seite betrachtet, erſchöpft weder die ganze Kunſt, noch das ganze Chriſtenthum. Es iſt thöricht, die ganze alte Kunſt, wie manche thun, zu verwerfen; es iſt verkehrt zu vergeſſen, daß das Chriſtenthum und die Religion nicht blos eine Angelegenheit der Maler, ſondern aller Menſchen iſt, daß die ſittliche Seite nicht kleiner oder minder würdig iſt. Aber in dieſer Beziehung vermißt man hier alle Einwirkung; und unbegreiflich zeigt ſich der, mit weit wenigern Rechten begabte proteſtantiſche Geiſtliche weit nützlicher, als der katholiſche; aber vier Fünftel der hieſigen Geiſtlichkeit würde auch vielleicht bei uns zum Gymnaſium zurückgewieſen. Von Rom, von Italien aus, wird die Reformation der Welt jetzt ſo wenig ausgehen, als im 16. Jahrhundert. Verſteinte theologiſche Ruinen, von den meiſten mit franzöſiſcher Sauce hintergegeſſen; iſt das das wahre Manna? Wir haben's aber auch nicht!

Rom, den 27. December 1816.

Die Italiener feiern das Weihnachtsfest nicht so wie wir; um aber doch der deutschen guten Sitte nicht ganz verlustig zu gehen, wurden wir zum Bescheren beim Gesandten Reinhart geladen. Die Freude der Kinder ging auch auf die ältern Personen über, und nach manchen kleinen Spielen kam man bis zum Großvatertanz, wobei die größte Verwirrung den größten Reiz zu gewähren schien. Jetzt kam's in Vorschlag, gar nicht zu Bett und um 3 Uhr nach Santa-Maria maggiore zu gehen, um die Weihnachtsfeierlichkeiten zu sehen. Weislich aber fiel der Entschluß doch fürs Schlafen aus, und um 4 Uhr (vollkommen früh genug) eilten wir zur Kirche. Ich sagte Dir schon, daß sie unter den Basiliken Roms die schönste ist, und ihre Beleuchtung war, wenn auch keineswegs reich, doch zweckmäßig. So weit ward meine Erwartung erfüllt, in allem Uebrigen aber getäuscht. Von Andacht und Demuth, feierlicher Sitte, keine Spur; sondern das weltlichste bunteste Gewimmel. Was die Geistlichen in einer Ecke der Kirche sangen oder sprachen, hörte man nicht. Die 2—3000 Menschen zerfielen in 4—500 Gruppen, und jede führte unter sich das lauteste Gespräch. Die meisten gingen hin und her, aber keine geringe Anzahl von Bauern, Weibern, Kindern und Bettlern lagen an den Wänden, essend oder in den mannichfachsten Stellungen schlafend, anderer Dinge nicht zu gedenken. So schliefen drei Weiber auf drei niedrigen Stufen fast übereinander, und der Kopf der zweiten lag zwischen den Schultern der ersten, der der dritten zwischen den Schultern der zweiten. Ein Spaßmacher zog die Aufmerksamkeit einer ziemlichen Anzahl auf sich, und unmittelbar daneben saßen in den Beichtstühlen Priester mit sehr langen Stöcken, welche den einzelnen im Gange Niederknienden, damit ein paar mal über

den Rücken fuhren, als Zeichen, ich weiß nicht welcher Entsündigung.

Die herumgetragene heilige Wiege glich vollkommen einer großen gläsernen Punschbowle; aber selbst in diesem Augenblick konnte man von dem Singen nichts verstehen. Wie die Wogen des sturmbewegten Meeres, so war der Lärm der unandächtigen Menge. Dazu kam ein ganz unglaublicher Gestank, und ein Bekannter nannte das Ganze in der That nicht unpassend eine Knoblauchsredoute. — Mir ist's höchst interessant, diese Dinge mitangesehen zu haben, denn jeden andern, der es mir so erzählt und beschrieben hätte, wie es ist, würde ich der vorsätzlichen Uebertreibung beschuldigt haben. Wer an Ordnung und Stille gewöhnt ist, kann dies Jahrmarktstreiben gar nicht begreifen. Wenn man den berliner Christmarkt ohne Buden und Käufer in eine Kirche setzt, so hat man etwas Aehnliches, das Schlafen, Essen und Stinken abgerechnet. — Nachdem wir noch einmal wieder ausgeschlafen hatten, gingen wir nach Sanct-Peter, um auch hier den Feierlichkeiten beizuwohnen. Sie waren im ganzen denen in der Sixtina ähnlich, nur dauerte das Ganze länger. Solcher Lärm wie in der Maria maggiore fand allerdings nicht statt, indessen hatte das Ganze doch durchaus den Charakter eines aufzuführenden Schauspiels, und aus diesem Gesichtspunkte betrachten es auch die meisten Italiener. Ob der Papa un bel gruppo mache, ist ihnen das Interessanteste; sonst schimpfen sie auf den alten Greis, der allein den Charakter von Würde und Religion an sich trägt. Auf die Masse kann's nicht wirken, wenigstens nicht bessernd, und unser Choralgesang, von dem man hier nichts weiß, sollte nur in der Ausführung verbessert werden; sonst ist er gewiß darin trefflich, daß die Gemeinde sich nicht immer leidend verhält. Diese Ansichten sind nicht allein die meinen, sondern die H—s, L—s, des Musikers Spohr und mehrerer, welche zum ersten mal dies alles erleben. — Ob

die Einwohner des Kirchenstaats zu den sittlichsten und gutmüthigsten gehören, magst Du daraus abnehmen, daß seit unserer Anwesenheit 6 geköpft, 274 Räuber auf mehrere Jahre und zum Theil auf zeitlebens nach den Galeren geschickt sind. Als ich nach dem Feste wieder auf die Bibliothek in der Minerva ging, sagte der mir günstig gestimmte, versitzende Pater: „Ich weiß, Sie waren in der Maria und in Sanct-Peter zum Feste.“ Als ich dies bejahte, fuhr er fort: „Sie haben sich gewiß skandalisirt.“ „Da Sie so bestimmt fragen“, erwiderte ich, „will ich's nicht leugnen.“ Und nun fuhr er, ganz mit mir einverstanden, fort: Früher sei die Feier um Mitternacht angegangen, weil aber damals alle Leute aus den Kaffee- und Weinhäusern hingelaufen und Unanständigkeiten vorgegangen wären, habe sie der Papst auf eine späte Stunde verlegt, wo die schlechten Nachtwandler hoffentlich ausbleiben würden. Aber leider sei der Skandal nicht geringer geworden, und ernste Maßregeln zur Herstellung des Anstandes erschienen dringend nöthig. Wenn Du an Dresden denkst, muß Dir dies unglaublich vorkommen, aber es ist so.

Neapel, den 14. Januar 1817.

Du siehst, daß der in meinem kleinen Zettelchen angekündigte Plan glücklich ausgeführt ist. Auf dies glücklich darf ich mit Recht Nachdruck legen, denn die Gefahren der Reise waren keineswegs unbedeutend, und selbst Niebuhr hielt es für seine amtliche Pflicht uns zu warnen, und eine Verschiebung der Reise anzurathen. In Fondi hatten die Räuber zwei Einwohner des Nachts selbst in der Nähe der Wache aus

der Stadt geholt; aus Terracina fünf andere wohlhabende Männer, von denen sich vier mit bedeutenden Summen lösten; dem fünften, welcher dazu nicht im Stande war, gaben sie eine Tracht Prügel, schnitten ihm die Ohren ab, und ließen ihn laufen. Einer Schauspielerin hatten sie nichts gelassen, als eine rothe Tuchjacke und eine rothe Tressenmütze. Zwei Engländer die, von Neapel aus, eine entferntere Fahrt wagten, wurden so rein ausgeplündert, daß sie fast nackt zur Stadt zurückkehren mußten. Und diese Geschichten ließen sich noch sehr vermehren. Weil wir aber entweder jetzt oder nie nach Neapel reisen mußten, so entschlossen wir uns natürlich ohne alle Furcht zum Reisen. Doch übten wir die Vorsicht, alle irgend entbehrlichen Sachen in Rom zu lassen, und nur so viel Geld mitzunehmen, als wir höchst nothwendig brauchten. Auch ist uns nicht das Geringste zugestoßen, zum Theil wol eine Folge der Maßregeln, welche endlich die päpstliche Regierung ergriffen hat. Nach dem etwa vor zehn Tagen in Terracina begangenen Frevel, sind zwei Compagnien mit zwei Kanonen aus Rom auf die hohe Jagd ausmarschirt, und haben zunächst alles Gesträuch auf 50 — 100 Schritt zu beiden Seiten des Weges niedergesäbelt. Für die erste Zeit wird das Gesindel sich hüten, aber zu einer wahren Wiedergeburt der bürgerlichen Verhältnisse hilft ein solches Treibjagen keineswegs genügend.

Bei Santa-Maria maggiore und dem Lateran ging's hinaus in die Campagna di Roma. Bis Albano an drei Meilen kein Dorf, ja kein Haus. Eine einsame Wüste; es ist, als rächten sich frühere, an einer halben Welt begangene Frevel durch giftige Luft und durch Verblendung, welche keine Auferstehung des Lebens finden kann und finden will. Rom verschwindet schnell dem Blick und dadurch wird die Betrachtung noch ängstlicher, bis man die Höhe von Albano hinaufkommt. Auch hier entgehen dem schärfern Blick nicht die Spuren früherer vul-

kanischer Umwälzungen und Zerstörungen; aber die Welt der Pflanzen hat einen reichen Schleier über das Ganze verbreitet, herrliche immergrüne Eichen versetzen in eine andere Jahreszeit. Der See von Albano liegt freundlich zwischen den bewachsenen Ufern, jenseit des Klosters Pallazuola schimmern röthliche Berge in mannichfaltigen Formen, und auf der andern Seite hebt sich neben Castell Gandolfo Rom wieder aus der Tiefe, und die Kuppel der Peterskirche ragt wie ein Riese über die andern Zwerge der Kirchen und Paläste hervor. Abends erreichten wir Velletri, in früherer Zeit bei unruhigen Bewegungen der Römer nicht selten ein Zufluchtsort der Päpste, sonst eine enge unbedeutende Stadt, die aber von der Anhöhe eine weite Aussicht über die Pontinischen Sümpfe gewährt. Lägen diese sechs Fuß tiefer, es wären venetianische Lagunen, lägen sie sechs Fuß höher, es wäre das fruchtbarste Bruchland. Das jetzige Mittlere ist das ungünstigste, und vielfache Bemühungen, diese Sümpfe auszutrocknen, sind ungenügend geblieben; vielleicht weniger, weil es an sich unmöglich ist, als weil es neben der ersten großen Arbeit stete Aufmerksamkeit und ununterbrochene Nachhülfe erfordert. Diese ist in den letzten Jahren unterblieben, doch sieht man noch deutlich, wie viel Pius VI. für diese Gegend gethan hat. Heerden von häßlichen Büffeln weiden hier wild, Tausende von Wasservögeln zeigen sich in dem Grase, dem Rohre, dem Wasser. Menschen und Wohnungen sieht man dagegen fast gar nicht, und fern zur Linken ziehen sich die Berge, bis sie sich immer mehr und mehr nähern und endlich bei Terracina schroff, in glänzend heller Farbe und in wunderlich malerischen Gestalten aus Meer treten. Ich eilte beim letzten Blick der Abendsonne die Terrassen hinauf und übersah den ganzen Busen von Terracina. Zur Rechten der Monte-Circello, welcher zwar mit dem Lande vereint ist, aber, am Ende der niedrigen Sümpfe sich erhebend, wie eine Felseninsel aus dem

Meere hervorsteigt. Weiter links liegen die Inseln Parmarola, Ponza, Zannone; dann folgt die ununterbrochene weite Oeffnung des Meeres, bis ganz zur Linken Ischia sich zeigt und bei hellem Wetter sich auch der dampfende Vesuv erkennen läßt. So die Aussicht zum Meere; und auch die Landseite hat große Schönheiten. Die weniger steilen Felsen hinauf sind Terrassen gegründet, wo Cactus in bedeutender Zahl, einzelne Palmen und Gärten voll reichbehangener Orangenbäume dem Ganzen ein Ansehen geben, was ohne Vergleich südlicher ist als in Rom. Ganz ähnlich ist Monticelle, Fondi und Itri; welche Orte tiefer im Lande, obgleich sehr malerisch auf den Bergen liegen. Sonst sind diese Berge keineswegs reich bewachsen, sondern guten Theils kahl und zwischen den verwirrt herabgerollten Steinen wächst nur kurzes Gestrüpp empor. Bei Mole di Gaeta (wo wir, wie in Velletri und Terracina eine Nacht zubrachten) genossen wir nochmals einer schönen Ansicht des Meeres und wandten uns dann zum Garigliano. Hier verändert sich die Gegend ganz. Die Berge treten ins Land zurück, und es eröffnet sich eine sehr weite, ganz lombardische Ebene. Auch der Anbau ist ähnlich, obgleich nicht ganz-übereinstimmend. Statt der Oel- und Maulbeerbäume finden sich (wahrscheinlich des Holzes halber) viel schwarze Pappeln, an denen sich die Reben weit höher und stärker emporranken, als in der Lombardei. Der Boden war fast überall mit Weizen besäet, der so grünte wie bei uns im Anfange des Mai. Doch wäre es wieder unrichtig, den hiesigen Winter unserem Frühjahre gleichzusetzen. Die Sache ist verwickelter als man glaubt, und daher macht man sich gewöhnlich falsche Begriffe. Palmen, indianische Feigen, immergrüne Eichen, Orangen, die in der größten Pracht noch an den reichbelaubten Bäumen hängen, alles dies sieht man bei uns nie, und es ist hier mit bloßer Umstellung der Monate nichts geschehen. Man könnte deshalb jetzt hier vollen Sommer

annehmen, wenn nicht unmittelbar daneben die gänzlich blätterlosen Laubbäume das Bild des Winters darstellten. Noch in Capua fanden wir morgens Eis, sobald aber die Sonne hervorkommt, schmilzt es gänzlich und die gewaltigen Regengüsse vertreten eigentlich die Stelle des Schnees. Während dieses wenige Eis aber da ist oder der gewaltige Regen fällt, friert man mehr als bei uns, weil man an den schnellen Wechsel der Temperatur nicht gewöhnt ist und in den nicht häuslich eingerichteten Wohnungen gar keine Mittel findet, die Kälte abzuhalten.

Neapel, den 15. Januar 1817.

Ja es ist außer allem Zweifel, daß die Lage dieser Stadt weit die aller andern übertrifft, welche ich sah. Venedig ist in gewissem Sinn noch eigenthümlicher, aber es hat blos das Wasser, und keineswegs so schönes Wasser als Neapel. Hier dagegen der herrliche Busen, der sich im Halbzirkel öffnet und rechts durch Ischia und Procida, links durch Capri auf anmuthige Weise verengt wird. Näher als Capri sieht man die Felsen von Sorrent und noch mehr zur Linken steigt der Vesuv in die Höhe. Entfernt man sich von der Stadt und den Straßen und Spaziergängen am Meeresufer, entweder gen Posilippo oder auf der entgegengesetzten Seite, so sieht man Neapel selbst, an den schönen Hügeln hingestreckt, und auf den Höhen mehrere Burgen, besonders die herrlich liegende San-Elmo. Die Stadt selbst hat zum Theil gerade und breite, zum Theil aber auch krumme und enge Straßen. Unter jenen ist die äußerst lange Toledo und die Chiaja am merkwürdigsten; fast überall sieht man ein Gewimmel von Menschen, hört ein Getöse, wie es mir noch in keiner Stadt vorgekommen

iſt, und wogegen Rom ganz einſiedleriſch erſcheint. Man ſollte glauben, es ſei hier der Mittelpunkt eines unendlich größern, mächtigen, ſiegreichen Staats, und es wird hier faſt unglaublich daß Fremde, Stadt, Staat und König, nach dem eigenen Zeugniß der Neapolitaner bewachen müſſen. In den Provinzen ſelbſt aber mag's weit mehr hervortreten, wie die äußeren Glieder um der übergroßen Hauptſtadt willen abſterben. So z. B. ſah ich in Fondi und Itri Lumpengeſindel, welches ſelbſt das römiſche noch übertraf. Von dieſer Jämmerlichkeit, Lauferei und fratzenhaften Armuth, die in Frevelmuth übergeht, kann man ſich ſchlechterdings keinen Begriff machen, wenn man es nicht ſieht. Du glaubſt nicht, wie einerſeits dieſe neue, prachtvolle, überreiche Natur zur Bewunderung fortreißt, und andererſeits dieſes Menſchengeſchlecht erſchreckt und zurückſtößt, gleichzeitig zu Mitleid und Zorn bewegt. Als wir in Fondi aßen, hörten wir Klagetöne wie aus der Erde hervordringen, konnten erſt aber gar nicht entdecken, woher ſie kamen. Endlich erblickten wir eine magere ſchmuzige Hand, welche unter der ſchlecht ſchließenden Thür in die Stube hineinreichte. Anfangs warf der eine dies der andere jenes hin, welches die Hand eiligſt an ſich zog, endlich aber nahm ich ein Brot, um es hinauszubringen. Welcher Anblick, als ich die Thür öffnete! Schalen von Orangen und von Käſe, roher Salat, abgegeſſene Knochen waren der Gegenſtand von Streit zwiſchen Mutter und Kindern. Mehr als halbnackt und in thieriſcher Gier aßen alle jene ekelhaften Reſte, und als ſie das Brot ſahen, welches ich zerſchnitt, fielen alle über mich her wie wilde Thiere, die in langen Tagen keine Beute gefunden. Ich verlor ſo die Faſſung, daß ich mich der Thränen nicht enthalten konnte; und der Hintergrund dieſer Scenen waren die goldenen Orangengärten, die ſchönen Berge und das herrliche Meer!

Den 17. Januar 1817.

— — — Du sagst, daß Goethe jauchzend und jubelnd über Rom schreibe. Gewiß ist die große Eigenthümlichkeit und die Tiefe der Auffassung ein Hauptgrund dieser Erscheinung; aber ganz allein liegt's doch nicht in seinem überlegenen Geiste; sondern sowie der, welcher die Wunder der Kunst, den seligen Rafael, den übermenschlichen Angelo u. s. w. im Auge behält, niederfallen und anbeten, oder jubeln und jauchzen muß, so wird der, welcher die Familien, die bürgerlichen und kirchlichen Verhältnisse, den Staat, die Armuth und die Frevel aufmerksam betrachtet, ein Gegenstück finden, welches zu den bittersten Thränen bewegen sollte. Und die Begeisterung der Wehmuth und des Zornes ist nicht geringer als die der reinen Freude, und der Sinn soll sich wenigstens nicht vorsätzlich vor dem einen oder dem andern zuschließen, ob sich gleich eine Natur von selbst mehr hierhin, die andere mehr dorthin neigt. Es wäre blinde Einseitigkeit, wenn man Italiens Vorzüge nicht anerkennen wollte; aber es ist eine wahre Sünde, wenn Deutsche die Vorzüge Deutschlands ganz verschweigen, und Abgötterei mit einem Lande treiben, wo nur die Vergangenheit etwas taugt, die Gegenwart aber großentheils aufgelöset und die Zukunft mit Dunkel umhüllt ist.

Neapel, den 30. Januar 1817.

Schon sind wir siebzehn Tage hier; wie schnell ist die Zeit vergangen, ob wir gleich erst wenig von den entferntern Umgebungen gesehen haben. Viel Zeit haben freilich die Bibliotheken weggenommen. Es sind deren zwei von einiger Bedeutung, die königliche und die Brancacciana. Keine hat bis

auf die neueſten Zeiten für die verſchiedenen Fächer fortgekauft, keine iſt vollſtändig für ältere Zeiten, nicht einmal in Hinſicht auf neapolitaniſche Geſchichte. Die Benutzung beſondere der königlichen iſt unbequem, weil alle Schüler und Studenten dort leſen, weil man ſchrecklich lange auf jedes Buch warten muß, und oft ganz unbrauchbare erhält, welche man keineswegs ſchnell genug umtauſchen kann. In Rom machten ſich die Leute weit mehr eine Ehre daraus, einen Fremden zu bedienen, und es war ihnen keineswegs gleichgültig, ob und wie man ihre Geſchichte behandele. Hier dagegen iſt das allen vollkommen gleichgültig, kaum kann man irgendetwas aus ihnen herauspreſſen, und die wenigen Aeußerungen zeigen genügende Gründe des Schweigens, nämlich Unwiſſenheit. Die Werke über die allgemeine und beſondere neapolitaniſche Geſchichte, die Stadtgeſchichten u. ſ. w. ſind ohne Vergleich ſchlechter und geſchmackloſer, als die im nördlichen Italien. Dieſe Geſchmackloſigkeit ſpricht ſich auch in den meiſten Kirchen und öffentlichen Denkmalen aus. Im Vergleich mit Rom erſcheinen dieſe kleinlich und erbärmlich. Deſto lebendiger iſt die Stadt: ſolch Treiben des Volkes in den Hauptſtraßen überſteigt allen Glauben, und das gewaltige Geſchrei der Käufer und Verkäufer, der Lohnkutſcher, der Stiefelputzer, der Bettelleute, das Geräuſch der Wagen u. ſ. w. betäubt faſt die Sinne.

Neapel, den 3. Februar 1817.

— — — — Ganz außerordentlich überraſcht aber ward ich durch die großen hiſtoriſchen Gemälde, welche man größtentheils in einem runden Gemache in Herculanum gefunden hat. Die Geſtalten wachſen bis zur vollen Lebensgröße, ſind

ſo vortrefflich im Einzelnen gezeichnet, ſo meiſterhaft und groß-artig geordnet, haben ſo ſchöne Formen und ſo herrliche Bildung und Ausdruck der Geſichter, daß man ſie in der That mit dem Beſten der neuern Zeit vergleichen kann. Bedenken wir nun, daß man keine griechiſche Hauptſtadt ausgrub, daß darunter ſchwerlich der Pinſelzug eines der gerühmteren Meiſter begriffen iſt, ſo wird's faſt zu einer baaren Albernheit und Thorheit, wenn man noch behauptet: die Malerei der Alten ſei weit hinter ihrer Bildnerei zurückgeblieben. Dido in Lebensgröße, eine durchaus edle Geſtalt von tiefem Ausdruck; Hercules und Iphikles mit Thieren vortrefflich geordnet und in der Mitte eine Flora von wahrhaft göttlichem oder doch dämoniſch vornehmen Weſen; Theſeus, dem die Kinder für die Befreiung vom Minotaurus danken, er, eine vollkommen ſchöne an den Apollo erinnernde Geſtalt, und die Kinder voll Innigkeit und Ausdruck; — die Erkennung der Iphigenia — mir faſt das Liebſte. Links Oreſt, ſitzend, das Haupt mit der Hand geſtützt, ein Kopf voll tiefen Ernſtes, Pylades, ebenfalls ſitzend, den Rücken dem Beſchauer zugekehrt, den Kopf aber ſo gewandt daß man das Profil ſieht, und wie er in zweifelhafter Freude ein fern gehaltenes Blatt lieſet und prüft. Hinter beiden Iphigenia, ein Kopf von der allergrößten Bedeutung und Wirkung, zugleich Schmerz, Theilnahme, Hoheit und Bangigkeit über den noch nicht klaren Ausgang ausdrückend. Dieſe drei zur Linken, rechts eine neugierige alte Dienerin, der wehmüthig theilnehmende Führer und wahrſcheinlich eine Prieſterin. In der Mitte ragt zwiſchen beiden Gruppen Diana in freudiger Jugend und ſiegender Ruhe hervor, und verbindet die beiden Theile aufs ſchönſte zu einem durchaus wohlgeordneten, anziehenden Ganzen. Nachdem wir hier einige Stunden aufs angenehmſte und lehrreichſte zugebracht hatten, trat die Frage über die Beſteigung des Veſuvs wieder hervor, und alle Zweifel wurden, nicht ohne

meine lebhafte Stimmführung zurückgeschlagen. Nur die Spohr fuhr mit den Kindern und Kruse zurück; denn ohne besondere Vorkehrungen ist die Unternehmung keiner Frau anzurathen, und K., der den Berg schon bestiegen hatte, wollte sich nicht zum zweiten mal anstrengen. L. und S., als die stark Beleibten, nahmen Esel bis etwa auf die Hälfte des Wegs; Hagen und ich, wir wurden gleichfalls von etwa zwanzig Eseln und Eseltreibern dergestalt umringt und eingeschlossen, daß wir keinen Fuß vor den andern setzen konnten, und als vernünftige Worte nicht halfen, schlugen wir endlich links und rechts aus Leibeskräften mit unsern Stöcken darein, was aber auf die Eselei wenig Eindruck machte, welche uns mit Anerbieten wol eine Viertelmeile verfolgte. Wäre das Gesindel nicht so unverschämt gewesen, wir hätten uns bereden lassen; jetzt wollten wir unseren Willen haben und setzten ihn durch. Eine Strecke von Portici geht's noch durch sehr angebaute Gärten, wenn nur die abscheulichen Mauern nicht so oft die Aussicht nähmen; allmählich aber stiegen wir über das Bebaute empor, links und rechts sahen wir die Ströme der alten Lava, und nur dazwischen noch Striche frischer Pflanzenwelt. Dann verschwanden auch diese, und nur der sogenannte Eremit, ein Wirthshaus, liegt auf einer noch sichern und fruchtbaren Stelle. Wir stärkten uns hier mit Brot, Käse, Wein und Apfelsinen und begannen die zweite rauhere Hälfte des Marsches. Weiche Asche und die kleinen beweglichen Steine möglichst vermeidend, kletterten wir auf der hervorstehenden festern Lava nicht ohne Anstrengung weiter und erreichten endlich eine Stelle, die unsere Führer als das Ende der heut erlaubten Reise darstellten. Damit wollten wir uns aber so wenig begnügen als einige angekommene Engländer, sondern machten uns auf den Weg zum kleinen Krater. Kaum waren wir etwa 200 Schritt gegangen und geklettert, so hörten wir hinter uns einen furchtbaren Knall und sahen,

wie der größere Krater eine gewaltige Masse von Rauch, Feuer und Steinen auswarf. Alle waren erschreckt, aber nach kurzer Frist wagten wir einen zweiten Ansatz, erreichten wirklich den Rand des kleinen Kraters, schauten hinein und eilten dann zurück. Dies zu unserem Glücke, denn kaum waren wir an der ersten Stelle wieder angelangt, so erfolgte ein solcher Auswurf von Steinen aus jenem scheinbar ruhigen zweiten Krater, daß wir sehr leicht alle konnten erschlagen werden. Auch unterließen die Führer nicht, ihre eigene Weisheit laut zu preisen und unsere Tollkühnheit herunterzumachen. Und in der That, jedes Besteigen ist auf gewisse Weise tollkühn und wird nur durch die häufige Wiederholung alltäglich. Es ist ja hier nicht, wie man es sich oft denkt, ein sicherer Boden und in der Mitte nur ein großer Kessel voll Feuer, es ist etwas viel Größeres, Furchtbareres, Ungeheueres. Auf der Fläche von einer Quadratmeile siehst Du nichts als die wildeste gräßlichste Zerstörung, und darüber hinaus strecken unzählige Lavaströme ihre Schlangenarme in die fruchtbaren Gefilde, so weit nur das Auge reicht. Aus vielen hundert kleinen Oeffnungen dringt der Schwefelrauch, hinter den Fußtritten in der Asche steigt der Dampf empor, ein Stock in die Fugen gestoßen wird brennend zurückgezogen. Von Zeit zu Zeit schreckliches Toben unten, zur Seite und oben; im Augenblick des Scheins einer völligen Ruhe, furchtbare Ergüsse von Flammen und glühenden Strömen aus den Hauptöffnungen. Die Sonne ging endlich unter und immer glühender erschienen Dampf und Steine. Wie Feuergarben stiegen diese auf eine erstaunliche Höhe und fielen dann nach allen Seiten des Berges nieder. So fast ununterbrochen am höheren Krater; der niedere dagegen, welcher seltener spie, hüllte sich in deste schwärzern und schrecklichern Dampf und schien uns alle vernichten zu wollen. Aber dieser schwarze Dampf, je höher er stieg, desto leuchtender schien sich sein Rand zu ver-

klären, und als er sich endlich theilte, siehe, so stand der Vollmond in silbernem Lichte gerade über der Mitte des kleinen, ruhig gewordenen Kraters, während das Feuer des großen im dunkelsten Roth gegen den dunkelblauen Himmel emporloderte. Diese Ruhe und diese Wildheit, diese Hölle und dieser Himmel, das Lager der sonderbar Beleuchteten auf dünner Lavadecke über dem Feuermeer, das Wassermeer mildstrahlend in der Ferne; — ich finde ja der Worte kein Ende, um die Anschauungen der äußern und die Gefühle des innern Sinnes zu bezeichnen und auszudrücken. Größeres sah ich nie, als die Firnen der Berge im Chamounythale, und diese Feuerkronen des wüsten Vesuv. Dort die Erhabenheit der Stille, hier die Bewegung; das ewige Eis und das ewige Feuer, schienen sie nicht gleichmäßig die Ohnmacht und Hinfälligkeit und Vergänglichkeit des Menschen beweisen zu wollen? — Dennoch, was weiß zuletzt das Eis und das Feuer von der Ewigkeit? Dem Geiste ist's erhaben; was will die Schnee- und Lavalavine bedeuten ohne den Menschen? Freilich ist diese Frage nicht die allerletzte, aber es kommt mir hier auch gar nicht auf Begründung der Naturphilosophie an. Alle Liebe scheint bei den erhabensten Erscheinungen der Natur zu schwinden, nicht so bei der Kunst; in Michel Angelo's tiefem Gemüth war bei aller unerreichten Erhabenheit doch ein Strom von Liebe größer als alle Lavaströme. Wahre Liebe ist aber freilich nicht Hätschelei, wenigstens offenbart sie sich nicht überall auf gleiche Weise. — Doch ich gerathe auf Umwege, anstatt zu sagen, daß wir vom Vesuv auf geradem, steilem Wege hinabstiegen. Auf der tiefen beweglichen Asche und den losen, leichten, verkalkten Steinen traten wir nirgends fest, und ob wir gleich fast bis ans Knie einsanken, rutschten wir doch ununterbrochen mit solcher Schnelligkeit fort, daß jeder Schritt vielleicht zwölf Fuß lang war, und in einer Viertelstunde legten wir die Strecke zurück, zu welcher wir aufsteigend zwei

Stunden gebraucht hatten. In Portici nahmen wir einen Wagen, fuhren im herrlichsten Mondschein nach Neapel und beschlossen nach langem Hungern diesen überreichen Tag mit einem späten, aber vergnügten Abendmahle.

Neapel, den 12. Februar 1817.

— — — Am 8. Februar fuhren wir nach Caserta. Der Weg ist dem ganz ähnlich, der nach Capua führt, und zeigt, sobald man aus den Abhängen Neapels auf der Höhe angekommen ist, eine weite, jedoch mit Ulmen und Weinstöcken so dicht bepflanzte, mit Weizen besäete Ebene, daß man im Sommer durch den Ueberschwang des Grüns gewiß nicht zwanzig Schritte weit sehen kann. Das Schloß, von Vanvitelli erbaut, gehört zu den größten und regelmäßigsten von der Welt. Ein Viereck mit kreuzweis durchlaufenden Gebäuden und vier Höfen. Da wo die kreuzenden Gebäude zusammenstoßen, führt eine prachtvolle marmorne Treppe in das obere Stock, wo sich von Kirche und Kapelle bis zu Bad- und Billardzimmer alles für Geist und Leib Erforderliche — wenigstens dem Scheine nach — befindet. Aber freilich ist nicht alles aus einem Geist und Stück, sondern manches unvollendet, manches schon verfallen, und die Spiegel zuletzt besser als die Kunstwerke. Den flüchtig hingewischten Hackerts kann man wenigstens keinen großen Werth beilegen, ob man gleich dem Künstler unrecht thäte, ihn blos nach diesen bestellenen Jagd- und Fischereisuiten zu beurtheilen. Nachdem wir die Stube gesehen, dove il re scrive und dove la moglie scrive (so nennen sie die jetzt ihm angetraute Frau), das Bad, wo die drei Grazien und sonderbar genug die Geschichte Aktäon's abgemalt war, gingen wir in den Garten

zu den Wasserbehältern und Wasserfällen, wozu der Bedarf durch eine Wasserleitung meilenweit herbeigeführt wird. Ein römisches Werk, sagen alle Beschreibungen, — hätte das Werk nur einen vernünftigen Zweck. Man sieht dem Wasser an, daß es sich um nichts und wieder nichts beunruhigt und in diese Gegend geleitet fühlt. Die Berge, welche den Hintergrund des Ganzen bilden und wo es herabstürzen muß, sind fast ganz kahl, öde und wüst, der Boden steinig und ungünstig. Mir ist's unbegreiflich, wie man auf den Einfall kommen konnte, mit solchen Kosten und Umständlichkeiten in Caserta ein Schloß zu bauen, und einen Garten der Art zu erkünsteln. Einige südliche Gewächse, wie Kampherbäume, Camellien u. s. w. geben dem Theile des Gartens, welchen man den englischen nennt, ein Interesse, auch sind einzelne Durchsichten nach der Seite des Vesuvs recht schön; aber jeder Punkt bei Neapel ist ohne Vergleich Caserta weit vorzuziehen. — So am 8. Februar, am 9. fand ich (der ich in der Regel weit früher aufstehe, als die andern), daß das Wetter sehr günstig und zu einer größern Fahrt geeignet sei; weil aber Spohrs, die mit uns in einem Hause wohnen, nicht sogleich fortkonnten, ward der Aufbruch bis zum Mittag verschoben. Die Gesellschaft bestand aus uns dreien, den beiden Aeltern Spohr und den beiden Töchterlein, die bei mir in großer Gunst stehen. Daß diese musikalischer Herkunft und aus dem protestantischen Sachsen sind, geht daraus hervor, daß die eine, als der Papst mit den Händen in der Sixtinischen Kapelle den Segen vertheilte, zu ihrem Vater sagte: nun fängt der Papst gar an, selber zu taktiren.

Wir bestiegen einen Kahn mit vier Ruderern. Das Meer war still, die Sonne klar und warm, und an dem herrlichen Rückblick auf Neapel, dem wunderlich, barock und romantisch bebauten und verwüsteten Rücken von Posilippo, hatten wir

noch immer zu betrachten und zu bemerken, als schon bei der ersten bedeutenden Wendung, der Kahn zwischen einem felsigen Riff, zu der sogenannten Schule Virgil's hindurcheilte. Hier öffnet sich eine neue Welt, das abgerundete hohe Nisida steht zunächst mit allen Quarantäne haltenden Schiffen, zur Rechten das feste Land, zur Linken in größerer Entfernung das nicht minder schroffe Vorgebirge Misenum, darüber hinaus Procida, und noch entfernter, größer und höher Ischia, das Ziel unserer Seefahrt. Aber zu spät hatten wir diese im Vertrauen auf das ruhige Wetter begonnen; es erhob sich ein widriger Wind, der Abend kam heran und zuletzt blieb uns nur der Schein der Sterne, und der vollen mit solcher Klarheit leuchtenden Venus, daß sie einen Streifen im Meere erhellte, und die schwarzen Köpfe der bald darauf sich in weißen Schaum auflösenden Wellen zeigte. Das Boot war klein, und trotz der größten Anstrengung der Ruderer, kamen wir nur höchst langsam von der Stelle. Die Spohr verging fast vor Angst, und ob wir diese gleich nicht theilten, so hatte es doch keinen Zweifel, daß die geringste weitere Zunahme des Windes uns des kleinen Bootes halber in ernstliche Gefahr gestürzt haben würde. Endlich, und endlich nachdem wir noch viele Vorgebirge umschifft, und bei jedem vergeblich gehofft, es sei das letzte, legten wir in Lapo an, und fanden bei dem Geistlichen, Herrn Tommaso ein Quartier und Abendbrot, besser als wir es fast irgendwo auf der Reise gehabt haben. Dies tröstete und stärkte, und es ward beschlossen, am andern Morgen den Epomeo, den höchsten Berg der Insel zu ersteigen, oder vielmehr auf Eseln zu erreiten. Sieben solcher Thierlein und acht Begleiter stellten sich am andern Morgen richtig ein; aber es dauerte eine Weile, ehe alle gerüstet, besonders ehe die Frau und die beiden Mädchen aufgeladen waren. Jene und eine Tochter, hatten statt der Sättel eine Art von seitwärts stehenden Großvaterstühlen, die

dritte ward aber auf einen gewöhnlichen Sattel gesetzt und wo der Weg unsicherer erschien, links und rechts von den Eseltreibern gar zierlich an den Spitzen der Elbogen und Zehen festgehalten. Den Zug eröffnete ein lustiger Junge von 12—14 Jahren, der als Freiwilliger mitlief und einen Thurm von Mänteln auf dem Kopfe trug, dessenungeachtet aber ärgere Courbetten machte, als die Esel und unablässig alle Arten von Nationaltönen von sich gab. Diese beziehen sich hauptsächlich auf das Antreiben und Lenken der Esel, und sind wenig mannichfaltiger und nicht angenehmer, als das Eselgeschrei selbst. Als ich versuchte, den Jungen mit einer zweiten Stimme oder fugirten Nachahmung zu begleiten, ward er noch vergnügter und unter solchem Lärm und Geschrei kamen wir nach Furia, nach Ponza, wandten uns dann dem Meere entlang, sodaß wir einen großen Theil der Insel umkreiseten, und erst nach mehreren Stunden auf den Epomeo loszusteigen begannen. Bis in diese höhere Gegenden liegen vielleicht hundert Gärten in Terrassen übereinander, und jeder ist vom andern durch große Steinmauern geschieden, welche oft zugleich die Stützen für die höhere Fläche sind. Nur durch die sorgfältigste Cultur hat man den Boden von dem ungeheuren Uebermaß von Steinen und Lava reinigen und für Wein und Gartenbau gewinnen können. Die Arbeit lohnt sich indessen, und wir tranken hier Wein, der sich mit dem allermildesten Rheinwein vergleichen ließ und doch wiederum feuriger war. Die Aussichten nach der Abendseite über das Meer hinweg, hatten natürlich keine Grenze, der Vordergrund der Insel bot aber in den Gärten, Terrassen, Schluchten, Vorgebirgen, Felsen u. s. w. die größte Mannichfaltigkeit, welche nur durch das reiche Grün einer spätern Jahreszeit hätte erhöht werden können. Weinstöcke, Feigenbäume u. s. w. standen noch ganz entlaubt und winterhaft, dagegen blühte der Blumenkohl, Lupinen, Saubohnen, Blu-

men mancherlei Art, besonders aber die sehr schönen und großen Mandelbäume. Gegen das Innere der Insel wurden die Thäler tiefer, die Felswände höher und schroffer abgeschnitten und immer deutlicher ward es den Steigenden, daß der Epomeo ein ausgebrannter Vulkan sei. Endlich erreichten wir den Gipfel, der noch schroff und wild und zackig in die Höhe steht, zur Seite aber eingestürzte Feuerkessel, Asche, verkalkte Steine und halbverwitterte Lava zeigt. In diese Wüstenei, in diese Wände des Kraters haben sich kühne Menschen hineingebaut, dem langen Schweigen des Berges vertrauend. — Vor allem sehnten wir uns, die unermeßliche Aussicht nach allen Gegenden, besonders die reichste gen Neapel zu genießen; aber ein böser Nebel umhüllte die Spitze, und nur einzelne Sonnenblicke eröffneten Theile der Insel und des grünblauen Meeres. Erst beim Herabsteigen wurden unsere Wünsche großentheils erfüllt, denn der Nebel deckte nur die obersten Spitzen; Procida, Misenum, die Busen von Bajä und Neapel, die Küste von Sorrent, der Vesuv und Capri lagen vor unsern Augen. Ein unbeschreiblich schöner Halbkreis. — Der Weg führte in steilen Schlangengängen in die Tiefe, und unser Zug hätte in einer Operndecoration gebraucht werden können. Männer, Frauen, Kinder, Eseltreiber und ledig gehende Esel, wie sie in sechs bis acht Stockwerken übereinander kletterten, und sich bald links bald rechts wandten, zum Theil auch wol einmal auf die Nase fielen. In Lapo wartete der Hungerigen ein treffliches Mahl, wobei auch genügend getrunken und über dies und das so viel gelacht wurde, daß der Athem fast verging.

Am 11. Februar war ich wieder früher auf als die andern und unterhielt mich mit unserm Wirthe. Vor der ersten Ankunft der Franzosen gaben die Bewohner von Ischia gar keine Steuern; jetzt hatte sich das geändert und diese Aenderungen mochten zuletzt auch auf die Rechnung Einfluß haben,

obgleich sie nach dem was wir Gutes genossen, nicht zu unbillig war.

Neapel, den 4. März 1817.

— — — Mein Aufenthalt in Rom war lehrreicher, großartiger, lohnender an wissenschaftlicher und künstlerischer Ausbeute; aber die Zeit ist mir hier in Neapel weit schneller und angenehmer verflossen. Laß uns vom angeblich Verächtlichen beginnen (aber es gehört dazu), man ißt und trinkt ohne Vergleich besser als in Rom; hier das rastlose Treiben des Volks gegen die Leerheit der Straßen oder die kalten Bewegungen in Rom, hier die unvergleichliche Natur, und wenigstens eine Kunst vorzüglicher, die der Gegenwart. Die päpstliche Kapelle ist mangelhaft gegen die hiesige und kein Schauspiel ist in Rom auszuhalten, während das teatro nuovo hier fast eine alte Leidenschaft für das Schauspiel in mir wieder aufregt. Nach so vielen schlechten Schauspielergesellschaften in Italien, hat mich die hiesige in Erstaunen gesetzt. Man kann sagen, daß kein einziges schlechtes Mitglied darunter sei, wenigstens stimmte alles in den Darstellungen, die ich sah, wohl zusammen. Freilich ragen einzelne mehr hervor, so der Komiker Pertica, der mich mehreremale übermäßig zu lachen gemacht. In einem Stücke, Die Wette, soll er als Phlegmatikus in Zorn und Eifer gesetzt werden. Sein Benehmen, der Wunsch die Wette zu gewinnen, und die steigenden Aergermittel, welche endlich obsiegen, gaben eine der lustigsten Darstellungen, die ich je sah. Demarini erinnert an Iffland, aber er ist weniger studirt, hat mehr Stimme und Gestalt, und gehört mit einem Worte gewiß zu den ersten jetzt lebenden Schauspielern. Dasselbe gilt von der

Tessari. Sie hat eine Kraft und ein Feuer der Darstellung, wie vielleicht keine deutsche Schauspielerin, und doch kann man gar nicht sagen, daß es übertrieben und fratzenhaft erscheine. So sah ich sie z. B. in einem Stücke von Federici, wo sie fälschlich beschuldigt wurde, ihren Mann ermordet zu haben. Das Stück selbst hatte eigentlich keine Handlung, keinen wahren Fortschritt, dagegen schrecklich viel breite psychologische Scenen. Dessenungeachtet gab sie gleich vortrefflich den tiefsten Schmerz, das Flehen der ängstlich Unschuldigen, und den, als alles fehlschlägt, furchtbaren Zorn einer ungerecht und schändlich behandelten Frau. Wenn diese großen Talente zur Darstellung echter Meisterwerke verwandt würden, welche Wirkung müßten sie da nicht hervorbringen. — — Einer Merkwürdigkeit habe ich indessen beigewohnt, daß nämlich die Oper eines vom Hofe begünstigten vornehmen Liebhabers der Musik, vollständig ausgepfiffen wurde. In den ersten Acten zeigte sich noch Parteiung, aber gegen das Ende und als der Hof wegging, war das Pfeifen allgemein. Und welch Pfeifen, nicht blos mit dem Munde, sondern auf den eigens dazu mitgebrachten gellenden Pfeifen. Man sagte: schon weil der König den Tonkünstler begünstige, werde die Oper fallen; aber auch abgesehen davon, war das Machwerk unter aller Kritik. — Einmal besuchte ich den Maskenball in San-Carlo; öfter hinzugehen lohnte jedoch der Mühe nicht, denn es war bald so leer, bald so voll, daß fast gar nicht getanzt ward; bei weitem die meisten Personen erschienen ohne alle Maske in ihren Alltagsröcken, und die Maskirten waren weder sehr prächtig, noch im geringsten darauf bedacht, den etwa angenommenen Charakter durchzuführen. Ueberhaupt ist man darüber einig, daß die Römer, ernsthafter und trockener das ganze Jahr hindurch, aber im Carneval weit lustiger und amüsanter seien als die Neapolitaner. Die Masse der Wagen und Menschen in der Straße Toledo übersteigt bei weitem

das, was der römische Corso fassen kann, aber von Masken ist wenig zu sehen. Witzig und angenehm mag endlich der Maskenspaß an beiden Orten nicht immer sein. Von den 10000 Menschen, die wol in Toledo auf- und abgehen, waren vielleicht funfzig maskirt, und einige so flegelhaft daß sie schönen Engländerinnen solche Kugeln an den Kopf warfen, daß der einen sogleich das Blut von den Backen lief.

Einen Abend habe ich mit Spohr in der hiesigen musikalischen Akademie zugebracht. Der Gedanke dieser künstlerischen Erziehungsanstalt ist gut und hat gewiß dazu beigetragen, manchen neapolitanischen Musiker zu bilden; aber jetzt scheint mir Zingarelli nicht die nöthige Geschicklichkeit zur Leitung einer solchen Schule zu besitzen, und das Ganze an Einseitigkeit der Richtung und Oberflächlichkeit des Studiums zu leiden. Die jungen Leute sangen und spielten zwar ihre eigenen Compositionen, z. B. ein Knabe von elf Jahren ein Hornconcert mit großer Geschicklichkeit; zu tadeln aber bleibt 1) daß der Dirigent ungeschickt klappend leitete und ganz unverständig eilte; 2) daß in den Compositionen das Gesuchte gar friedlich neben dem ganz Trivialen stand; 3) daß man von den Blasinstrumenten übermäßigen Gebrauch machte; 4) und vor allem aber, daß sich gar keine Spur von gründlichem Studium und eigentlicher musikalischer Arbeit zeigte, und die Kirchenmusik wie der vielstimmige Satz ganz vernachlässigt ward.

Neapel, den 5. März 1817.

Um die kurze Erzählung über unsere Reise besser zu verstehen, nimm die Karte zur Hand. Am 25. Februar wanderten wir zum Hafen, das heißt diesmal außer den Dir Be-

kannten ein Berner, v. W., und der Breslauer Rösel, dessen Bekanntschaft mit den Gegenden uns bis Salerno doppelt wichtig war, da hier alles darauf ankam, Naturschönheiten zu sehen und die richtigen Standpunkte dafür aufzufinden. Wir nahmen eine Barke mit vier Rudern, welche bei dem guten Wetter groß genug erschien, um uns quer über den Busen nach Castellamare zu bringen. Auch ging's anfangs sehr gut, wir freuten uns des schönen Rückblicks auf Neapel, sahen zur Linken das reichbebaute Ufer und den Vesuv, und gegenüber wurden die Ufer von Castellamare, Vico und Sorrento immer deutlicher. Niemand aber traue dem ungeheuern Meere; unerwartet erhob sich vom Lande her ein scharfer Wind, und der anfängliche Reiz des Schaukelns verlor sich bald, denn das Schiff lag so zur Rechten, daß das Wasser oft hineinstreifte, und zur Linken, woher die Wellen kamen, schlugen sie nicht minder über Bord. Besonders hatte ich vorn einen jämmerlichen Platz und ward von allen Seiten so begossen, daß fast kein trockener Faden am Leibe blieb, das Gesicht arg vom Seewasser brannte und das Ausspucken desselben kein Ende nahm. Die Gefahr war in der That in dem kleinen Schifflein nicht gering, und wir waren sehr froh, endlich das Ufer zu erreichen. Nach eingenommenem Mittagsbrot wanderte ich in nassen Kleidern nach den Ruinen von Stabiä, links von Castellamare. Man findet Ueberreste von Katakomben mit einigen christlichen Gemälden, die Nische eines ehemaligen Bades, jetzt schön mit Epheu und andern rankenden Gewächsen behangen; sonst ist fast jede Spur der Stadt verschwunden. Die Gegend ist hier anziehend, noch mehr aber auf der andern Seite von Castellamare, wo Scanzano, Gragnano, Lettere u. s. w. landeinwärts, die Berge hinan aufeinander folgen. Abends stiegen wir zu den Schiffswerften hinab, und ergötzten uns an den malerischen Gruppen

und Beleuchtungen, welche das Feuer eines großen Kalkofens veranlaßte.

Noch reicher an Genuß war der folgende Tag, der 26. Februar. Wir gingen dem Ufer entlang, geraume Zeit immer bergan, und mit jedem Schritte mehrten und änderten sich die Aussichten. Dann ward's rauher, die Berge steiler, die Schluchten tiefer und in fast regelmäßiger Folge sahen wir in der Ferne, daß gewaltige Raubvögel mit gellendem Schwirren von der höchsten Höhe sich bis zum Meere hinabschwangen. Als wir aber näher kamen, erkannten wir, daß ein Seil von ungeheuerer Länge in den Lüften ausgespannt war, und hoch über unsern Köpfen flogen die an glatten Haken aufgehangenen Reisbündel von dem Bergwalde zu dem Ablager hinab. — Endlich hatten wir den höchsten Punkt unseres Weges erreicht, wir nahmen Abschied von Castellamare, von dessen malerischer Burg und allen den genannten herrlich gelegenen Orten. Jetzt eine plötzliche Wendung des Wegs und eine neue Welt lag zu den Füßen der Erstaunten. Die schönsten Berglehnen, reich mit Oelbäumen, Citronen, Orangen, Portogallen bepflanzt, alle die letzten in glühender Pracht. Häuser, Thürmchen, Kuppeln, Kirchen, Terrassen aufs mannichfaltigste und wunderbarste durcheinander gestreut, rechts das Meer, das Ufer selbst bald mit schroffen Felsen, bald mit wilden Landspitzen hineinlaufend, im Hintergrunde die Insel Capri mit ihrem so höchst eigenthümlichen Profil, landeinwärts wunderbare hohe Berggestalten, die mich lebhaft an den Traunstein bei Gmünd erinnerten: Ich erklimmte mit H. eine höhere Felsspitze, welche uns auch den Rückblick auf die verlassenen Gegenden erlaubte und den Vesuv aus dem Meere hervorsteigen ließ. Ein unbeschreiblich schönes und reiches Panorama. Wir konnten uns lange nicht losreißen und werden gewiß in unserem Leben nie trocken Brot unter solchen Zugaben frühstücken. Aber die andern riefen Marsch!

und nun ging's durch Vico, durch Piano di Sorrente nach Sorrento selbst. Zu allen Seiten Gärten voll der größten Orangenbäume und anderer Bäume dieser Art, Gärten der Armide; hier erst ist Italien so vollkommen südlich, wie man es sich anderwärts irrig zu denken pflegt. Der Eingang in die Stadt geht über einen Bogen, den oben ein hohes Felsenthor schließt; zu beiden Seiten laufen in der Tiefe des Thals die Gärten, und wir Durstige fanden hier Apfelsinen von der größten Vollkommenheit. Später sahen wir einige Kunstwerke; aber diese Bruchstücke schienen hier im Vergleich mit der Natur alle Bedeutung zu verlieren, und der Kapuzinergarten und die Aussicht vom Meere aufwärts, welche wir nicht vergaßen, boten größere Genüsse. Der Gang bis Massa war dem frühern ähnlich, doch bleibt Sorrento der Mittelpunkt und Brennpunkt dieser südlichen Erscheinungen. Von Massa fuhren wir nicht ohne Unbequemlichkeit nach Capri, und erreichten diese Insel erst spät abends um 10 Uhr. In dem angeblichen Wirthshause schlief alles, oder vielmehr nur zwei Weiber. Sie wurden herausgepocht, unser Verlangen vorgetragen, und da nun zur Erfüllung derselben viel, besonders Betten zusammengeborgt werden mußten, so sahen wir uns bald von dreizehn, sage dreizehn aus den Betten aufgestöberten Weibern umgeben, die uns nicht eher verließen, als bis wir uns zu Bette legten. Keine einzige war auch nur hübsch zu nennen, das Geschlecht auf Ischia ist schöner und tüchtiger. Als ich mich morgens wie gewöhnlich zuerst von meinem in der Küche aufgeschlagenen Lager erhob, fand ich daß es regnete; dennoch ward beschlossen, auf der Insel umherzuwandern. Vor allem nach den Ruinen der Paläste Tiber's. Deren gab's mehrere, der größte lag indessen auf einer dem festen Lande zugekehrten höchsten Spitze der Insel. Der innere Abhang ist offenbar einmal künstlich in die Form eines ungeheuer großen Amphitheaters gebracht worden, denn noch jetzt

laufen die fleißig bebauten Terraſſen ringsum parallel. Vom Hauptpalaſte ſtehen äußerſt ſtarke Grundmauern, mehrere Gewölbe und Bogen; das Ganze, man erkennt es noch, war ſehr groß und prächtig. Jetzt ſteht Neueres darauf und dazwiſchengebaut, und in die kaiſerlichen Prachtzimmer haben ſich Eſel und Schweine hineingedrängt. Freilich ſind die zuletzt in ihrer Art beſſer, als ein Kaiſer wie Tiber. Von dieſer Spitze ſenken ſich kahle, röthlich glänzende Felſen in wunderlichen Geſtalten ſchroff hinab, bis auf die Fläche des Meeres, eine ungeheuere Tiefe, wie ich von einer anderwärts erklimmten Mauerſpitze deutlicher ſehen konnte. In dieſem Augenblick hellte ſich das Wetter auf, nicht blos Capri ſelbſt lag deutlich vor mir, ſondern auch die ganze Küſte von der Spitze Campanella bis zum Veſuv. Auf der andern Seite traf gerade ein Sonnenblick die Inſel Ischia und über dem Epomeo ſtand ein heller Regenbogen. Dann ſahen wir mehrere ſchöne Grotten, ſtiegen mühſam in die Tiefe und wieder hinauf. Aber auch dies mußte verlaſſen werden, wir betraten zum dritten male ein Schiff und hofften binnen wenigen Stunden Amalfi zu erreichen, aber der Wind ward ungünſtig, es fing wieder an zu regnen, und als wir endlich um 10 Uhr in der Dunkelheit jene Stadt erreichten, ging die Brandung an dem flachen Ufer ſo hoch, daß die Schiffer wenig Luſt bezeigten hineinzuſpringen, um das Schiff mit einem Seile ans Land zu ziehen. Dann thaten ſie es alle, bis wir erſchreckt bemerkten, daß wir, im Fall das Seil reiße, hülflos ins Meer hineingeſchleudert wurden. Mithin beriefen wir ein Paar zurück, hörten aber gleich nachher einen Wortwechſel am Lande, worauf alle wiederum den Kahn beſtiegen und anfingen ins Meer hineinzurudern. Zu unſerm größten Erſtaunen brachten wir heraus, daß ein Unteroffizier durchaus jede Landung unterſagt habe, ſo verlangten es die Geſetze der Acciſe und der Quarantäne. Welche Ausſicht, in der Nacht bei ſtarkem

Regen, bei dem mit jedem Augenblick wachsenden Winde, zwischen einer starken Brandung bis zum Morgen herumzufahren, oder aufs offene Meer getrieben, oder ans Land gesetzt zu werden, wo weder Wirthshäuser noch Betten zu finden. Außerdem zog der offene Kahn Wasser, und der Kiel schien bei dem vielen Hinundherziehen auf dem Sande und den Steinen gelitten zu haben. Bei diesen Verhältnissen zwangen wir unsere Schiffer, nochmals ans Land zu fahren und Rösel, als der leichteste, setzte sich auf die Schultern des ersten und ich des zweiten Schiffers. Dann folgten schnell die übrigen, und ehe die wachthabende Person wußte, was sie recht thun sollte, waren wir sämmtlich am Ufer. Große Worte von unserem Stande, wichtigen Verbindungen u. s. w. schienen trotz unseres schmierigen Ansehens Eindruck zu machen, und nie habe ich mich vielleicht mehr gefreut unter Dach und Fach zu kommen, als diesen Abend.

Am andern Morgen, den 28., entschleierte sich erst die Gegend von Amalfi. In eine enge Schlucht ist es hineingebaut, die Häuser steigen in Terrassen übereinander, und die Berge sind weit höher, steiler, überhängender und mannichfaltiger zerschnitten, als in einer von den übrigen Gegenden. Größer konnte Amalfi nicht werden, die Beschränktheit des Raumes verbietet jede Ausdehnung und der Hafen taugt nicht für große Schiffe. Eine herrliche Aussicht bietet das Franciscanerkloster (wie man denn überhaupt nicht leugnen kann, daß die Mönche bei der Wahl ihrer Anbaue viel Sinn für Naturschönheiten bewiesen haben). Amalfi liegt zur Linken, und weiter übers Meer strecken sich hintereinander mehrere Bergrücken, bis in der größten Entfernung das Ufer von Pästum am weitesten ausläuft. Wir begnügten uns nicht mit der einen Aussicht vom Franciscanerkloster, sondern stiegen mühsam weit, weit höher hinauf, wo natürlich der Blick immermehr umfaßte und nach dem Innern des Landes sich

ein enges romantiſches Thal eröffnete, durch welches ein raſcher, viele Mühlen treibender Bach hindurchſtrömt, und endlich in mehrere Zweige getheilt wird, um Amalfi mit friſchem Waſſer zu verſorgen. Nach Tiſche wagten wir uns zum vierten male auf das Meer, und dieſe Fahrt war die glücklichſte. Schiff und Ruderer beſſer als zeither, das ſchönſte Wetter, die herrlichſten Farben des Waſſers und der Sturm, der vom Lande wehte, fuhr über unſere Köpfe dahin, weil wir uns nahe an dem bergigen Ufer hielten. Dennoch war der bloße Rückſchlag der Wellen ans Ufer ſehr ſtark, und wir tanzten ſo hoch, daß vielleicht ohne Einübung uns Beſorgniß ergriffen hätte. Viele der Felſen ſind ausgehöhlt und dieſe homeriſchen Scyllen ſogen ungeheuere Maſſen Waſſer ein, und ſpien ſie dann brüllend und ſo in Staub aufgelöſet von ſich, daß ich im Widerſchein der Sonne helle Regenbogen ſah. Traten die Wellen zurück, ſo zeigten ſich an den in der Regel mit Waſſer bedeckten Felſentheilen, die ſchönſten rothen Korallen. Von Maggiore, Minore, Chitarra, Vietri und wie die ſchön gelegenen Orte am Ufer heißen, erreichten wir Salerno, welches etwas ebener liegt, mehr fruchtbares Land darbietet und ſich angenehm längs dem Meere hinſtreckt. Gregor's VII. Grabmal in der Kirche hätte mich mehr intereſſirt, wäre vom Urſprünglichen nur eine Spur gelaſſen; ſo aber iſt alles erneut, und die ihm geſetzte Bildſäule wahrſcheinlich ohne alle Beziehung auf das Urbild. — Durch Röſel's Hülfe fanden wir ganz außerordentlich ſchöne Standpunkte, ſodaß die Compoſitionen des größten Landſchaftsmalers nichts Reicheres und Vortrefflicheres bieten können, als es hier ſchon ungeändert und ungemehrt vor Augen liegt.

Am 1. März frühmorgens fuhren wir von Salerno nach Päſtum und abends ſpät waren wir ſchon zurück. Die Fahrt lohnte der Mühe, denn die drei großen Tempel, welche hier noch zum guten Theil erhalten ſtehen, ſind die bedeutend-

sten Ruinen griechischen Ursprungs, die man außerhalb Griechenlands sehen kann. Ernster, altdorischer Stil, keineswegs alles zur vollen Schönheit entwickelt, aber desto gediegener und fester. Wenn heute ganz Neapel zu Grunde geht, solche Ueberbleibsel kann es nie bieten. Daß unsere neuen Eroberer nicht zerstören, bis alle Spuren der Cultur vergehen und Wüsten sich erzeugen, dies ist gewiß ein Fortschritt, mit so vielem Recht sie auch sonst getadelt werden. Die sonderbare Stellung zweier Säulenreihen übereinander, einer Säulenreihe durch die Mitte des Tempels hindurch u. s. w. waren mir sehr auffallend. Ich enthalte mich aber längerer Beschreibungen; einst werden wir beim Durchblättern des bekannten Kupferwerks mehr darüber sprechen können.

Zuletzt soll aber kein Genuß ohne Kehrseite sein, und dies Mangelhafte alles Zeitlichen und Irdischen drängt mit Recht und zum tiefsten Trost, auf eine religiöse Betrachtung der Welt und zu Gott hin. In den paradiesischen Gegenden fehlte es nicht an kahlen Bergen und nur mit höchster Mühe ließ sich an vielen Stellen dem Boden etwas abgewinnen. Das Volk sah krank, zerlumpt und elend aus, und an dem schönen Tage in Sorrento wurden wir öfter angebettelt, als auf der ganzen Reise durch Deutschland. Die Rosen von Pästum sind verschwunden, in Morästen herumliegende häßliche Büffel machen die durch Vernachlässigung ungesund gewordene Gegend noch ungesunder; ein jämmerlicher Betteljunge war der einzige Bewohner der Tempel, und als eine kleine gebückte und in Lumpen eingehüllte Figur sich erhob, um Käseschalen aufzulesen, erkannte ich kein Mädchen, sondern ein zwerghaftes hexenartiges Weib. Am wüsten Wege lag ein alter Mann todt, zum Erschrecken; niemand nahm von ihm Kenntniß. Dies war der südlichste Tag, die Mittagsseite der Basilika die südlichste Stelle der Reise. Wir tranken auf eine glückliche Rückkehr und zum Wohl der Einheimischen.

Der Rückweg von Salerno geht durch die sehr schönen Gegenden von Pietri und Cava. Am letzten Ort besuchte ich das Klosterarchiv nicht ohne Nutzen.

Rom, den 15. April 1817.

Noch immer bin ich in Rom, noch immer weiß ich den Tag der Abreise nicht bestimmt anzugeben, theils aus guten, theils aus unangenehmen Ursachen. Schilt mich nicht einen lässigen Briefschreiber, die Erzählung von den letzten beiden Wochen wird mich entschuldigen. Zuerst also die heilige Woche. Der einzige wahrhaft großartige und ergreifende Augenblick ist der, wo der Papst von dem Vorsprung der Peterskirche hinab den Segen ertheilt. Die vielen Tausende von Menschen, die Wagen, die in Italien nie fehlenden Thiere u. s. w. treiben sich in lautem und bunten Gewimmel auf dem großen Platze umher. In jenem Augenblick entsteht aber plötzlich eine solche Stille, daß man nur das Rauschen der beiden schönen Springbrunnen hört, und alle stürzen auf ihre Knie nieder. Wahrlich, diese gleichmäßige Erscheinung, durch die Idee des Glaubens und der Abhängigkeit von einer höhern Leitung hervorgebracht, ist etwas Bedeutenderes, als wenn 30000 Mann aufs Commandowort das Gewehr präsentiren oder gar auf ihre Nebenmenschen abschießen. Die Speisung der Pilger und die Fußwäsche ist der Idee nach besser, als der Ausführung; indessen trat das milde edle Wesen des jetzigen Papstes sehr angenehm hervor. Die Erleuchtung des schwebenden Kreuzes in der Peterskirche, macht besonders aus der Ferne beim Eintritt eine gute Wirkung. Doch ist es trotz seiner Größe zu klein für das ungeheuere Gebäude, und die mehrsten Theile müssen schon der Bauart

halber dunkel bleiben. Hier in der Peterskirche ist nun aber das weltliche Treiben, Laufen, Sprechen, Spazierengehen, Hundebellen u. s. w. ganz wie unter den Linden, oder im Prater, und jenen Augenblick der Segensprechung abgerechnet, habe ich während der ganzen heiligen Woche in Rom auch nicht den Schein von Andacht bemerkt. Besonders trat das alte Götzenthum bei der Verehrung der Reliquien heraus; ja dies ward mit Zurücktreten des löblichen Angedenkens, ein wahrer Fetischismus. Vor allem aber wirst Du, so wie ich es war, auf die Feierlichkeiten in der Sixtinischen Kapelle begierig sein; ich stehe aber in dieser Beziehung so zwischen lautem Jubel und kaltem Tadel in der Mitte, daß ich es vielleicht keinem recht mache. Wenigstens will ich meine Ansicht etwas umständlicher darlegen, um nicht ungehört verdammt zu werden. Es kommt in Betracht der Ort, die Aufführung der Musik und die Composition selbst. Nach der ungemeinen Verehrung, mit welcher ich von Michel Angelo und der Sixtinischen Kapelle sprach, wirst du um so eher der Meinung sein, dieser Ort müsse Andacht und Wirkung ungemein erhöhen. Ich habe dies aber nicht gefunden, sondern erst nachher in der Einsamkeit Michel Angelo's Werke wieder recht verstanden. Das stete Stoßen, Drängen, die schlechte Luft und hundert kleine verdrießliche Aeußerlichkeiten, stören jeden Kunsteindruck und das allmähliche Dunkelwerden nimmt sich auch in halbwahren Beschreibungen besser aus, als in der Wirklichkeit. Das Ganze beginnt noch bei hellem Tage und sechs Lichter vor dem Altare, funfzehn zum Zeichen und Abzählen der Bußpsalmen und sechs an einer Barrière bilden die ganze Erleuchtung. Wenn nun der Meßner mit einer großen an einer ungeheuer langen Stange befestigten Lichttülle hin und her balancirt, um einem Lichte den Todesstoß zu geben, und dabei einen in die Rippen stößt, den andern auf den Fuß tritt, so spürt man eben keine religiösen Regun-

gen, und wenn alle Lichter verlöscht sind, ist's weder recht hell noch recht dunkel. Mithin sind nach meiner Ueberzeugung diese ganz äußerlichen Vorkehrungen sehr mangelhaft und bei andern Einrichtungen könnte der Eindruck weit größer sein. Gleichen Tadel muß ich über die musikalische Anordnung des Ganzen aussprechen. Vor dem eigentlichen Miserere werden funfzehn, schreibe funfzehn lange Bußpsalmen nicht abgesungen, sondern nach einem und demselben Ritornell von fünf bis sechs Noten recht eigentlich abgeschrien. Nachdem dies auch den Geduldigsten während zwei Stunden gefoltert hat, kommt erst das etwa zwanzig Minuten dauernde Miserere. Dies ward nun von der päpstlichen Kapelle ohne Vergleich besser gesungen als alles was ich von ihr gehört habe, und die mir sonst unangenehmen Stimmen der Castraten, thaten bei den lang aushaltenden Noten die Wirkung von Harmonicaglocken. Dies ist ein Lob, aber meines Erachtens immer nicht das höchste, wenn Menschenstimmen wie Glocken klingen. Die Darstellung der ungewöhnlichen Musik ist nicht leicht, und bedarf einer fortwährenden Ueberlieferung; denn selbst jetzt liefen manche Fehler unter, und wenn für jeden ein Paul zur Weinkasse gezahlt wird, haben sie abends nicht Durst gelitten. Was endlich die Musik betrifft, so möchte ich sie den alten Gemälden von Mantegna, Masaccio u. s. w. gegenüberstellen, wo der tiefe Sinn und die große Eigenthümlichkeit trotz aller Mängel den Unbefangenen oft so bestimmt anspricht. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß jene alten Gemälde der Triumph aller Malerei sind, und ebenso wenig kann ich dies in Hinsicht der Musik von jenem Miserere zugeben. Von dem einfachen „Cor mundum" von Lee und dem „Wie herrlich ist die neue Welt" von Graun, durch größere Werke wie „Lottis crucifixus" und Mozart's „Lacrymosa" bis zu den zusammengesetztesten Kunstwerken von Bach, Fasch und Händel, weiß ich eine ganze Reihe von

Eindrücken, die bald einfach und tiefer, bald großartiger und erhebender waren. Es ist gewiß unrecht in jener Musik (die ich zweimal sehr aufmerksam hörte), die Quintessenz der italienischen Schule zu erblicken; schon Leo's achtstimmiges Miserere thäte recht einstudirt und recht ausgeführt gewiß größere Wirkung. — In derselben Woche hörte ich auch das „Stabat mater" von Pergolese, eine schon etwas durchsichtige und bald zu hoch, bald zu gering geschätzte Arbeit, aber die Vera-Häser und die Schönberger (also zwei Deutsche) sangen so ganz außerordentlich schön, daß mir dieser Genuß jene Sixtina ganz zurückgeschoben hat. Die Stimme der Häser ging mehr zu Herzen, als alle Glocken, und nie hörte ich einen so vollen und doch durchaus angenehmen Alt, wie den der Schönberger. An den eigentlichen Osterfesttagen ist nichts Erhebliches zu sehen, die sogenannten Functionen ausgenommen, die sich immer ähnlich sind und uns schon handliche Langeweile machen. Deshalb begaben wir uns den 5. April auf den Weg nach Tivoli, das heißt L. H., P., Waikof und ich. Durch die leidige wüste Campagna hindurch erreichten wir jenen Ort und ich fürchtete in etwas, das Lob dieser Gegend möchte wie das Lob von Albano übertrieben sein. Aber diese Furcht war ungegründet, Tivoli läßt sich auch noch nach Neapel sehen, und diese Wasserleitungen, Flüsse, Bäche und Fälle sind in dem sonst so trockenen Italien eine ungemein reizende Erscheinung. Jeder hat wol Kupferstiche der Cascatellen gesehen; aber in der Natur und im Frühlinge, zwischen dem ersten Grün und den blühenden Bäumen, dem dunkeln Epheu und den hellen Sonnenstrahlen ist es ganz etwas anderes. Wie viele Standpunkte sind überdies nicht möglich, bald von der Höhe bald aus der Tiefe, bald an der andern Seite des Thales, und wie viel Wasserfälle sind es: bei der Grotte des Neptun zwei, dann der Fall des Stroms bei der Brücke, dann die Cascaden, dann die Cascatellen.

Horaz war kein Thor, das zeigt die Lage seiner Villa mit der Aussicht auf die Cascaden viel gründlicher, als lange Commentare über seine Werke, und für das Verständniß derselben hilft das Umherschweifen in Tivoli mehr, als lange Noten. Wer das Leben nicht versteht, kann die Satiren und Episteln schwerlich fassen, dies soll aber nicht gegen Heindorf gesagt sein.

Am 6. April wanderten wir weiter (abwechselnd zu Esel) nach schönen Ueberresten von Wasserleitungen, der auf hohem Berge liegenden Villa Madama über Vicovaro, Cosimata nach Riofreddo, und am 7. April nach Carsoli. Von hier ging ich mit Walkef einen weitern Weg durch breitere Thäler, die andern auf dem kürzern steilern Wege nach demselben Ort. Die erste Straße (endlich weiß ich es gewiß) hatte Konradin eingeschlagen. Am 8. April besah ich mit Walkef das Schlachtfeld in allen Richtungen, Scurcola, Alba u. s. w. und nur nach langen Zweifeln und nach Abschüttelung aller Irrthümer, welche neuere der Gegend unkundige Schriftsteller verbreiteten, glaube ich für alle Hauptsachen die Wahrheit gefunden zu haben. Ein kleiner Grundriß und eine von Walkef gezeichnete Ansicht wird die schwierigen Ortsverhältnisse erläutern. Neben diesem streng geschichtlichen Zweck, war der Genuß in diesen Gegenden außerordentlich groß, von der Fläche des rings mit Hügeln umkränzten Celaner Sees, durch die fruchtbaren paleutinischen Ebenen hindurch, über das auf einsamen Felsen liegende furchtbar, ja beispiellos furchtbar zerstörte Alba hindurch wechseln die Eindrücke, bis der hohe weitbeschneite Veline, Italien und die Schweiz zu verbinden scheint. Durch den kürzern Weg kamen wir wieder nach Carsoli und so fort bis Tivoli. Das Frühjahr war unterdessen vorgerückt und das Thal des Anio in seiner größten Pracht.

Der Cardinal Consalvi an Bartholdi wegen Raumer.

Dalle Stanze del Vaticano.

Desiderando il sottoscritto Cardinale Segretario di Stato di corrispondere alle premure di VS. Illma, ha fatto presenti i desiderj del Sig^r Barone di Raumer al Santo Padre, il quale si é degnato di permettere che siano rese ostensibili' al Sig^r Barone le Carte dell' Archivio Vaticano che desidera vedere et per questo oggetto il Sig^r Barone si dirigera a Monsig^r Marini Archivista, il quale e stato contemporaneamente prevenuto dal sottoscritto, e gl' indichera quali siano precisamente i manoscritti che brama di consultare, affinché si abbia il commodo di invenirli, non essendo ancora compitamente ordinate le carte ricuperate da Parigi, e quindi gli saranno dal medesimo communicati successivamente con le solite cautele prescritte dalle Costituzioni Apostoliche. Nel dare a VS. Illma questo riscontro il Cardinal sottoscritto Le rinuova le assicurazioni della sua vera stima.

C. Card. Consalvi.

Rom, den 2. Mai 1817.

Ueber Katholicismus und Protestantismus habe ich mich mit Herrn A. Marini umständlich besprochen, der, um zu meiner Bekehrung mitzuwirken, mir die Bildnisse aller Generale der Jesuiten geschenkt hat, die Du in Deinem ästhetischen Kunstzimmer neben der Rafaelischen Madonna aufhängen könntest. Er wunderte sich daß die protestantischen Reiche, Städte,

Dörfer u. ſ. w. dem Papſte nach ſeiner Rückkehr noch keine Geſandtſchaft geſchickt und um Wiederaufnahme in die Kirche gebeten hätten; ſie wären aus dem Hauſe herausgetreten, müßten alſo auch den Eintritt nachſuchen. Ich erwiderte ihm: „Das alte Haus ſei baufällig geweſen und ſie hätten ſich ein neues gebaut.“ Auf alle gründliche Beweiſe daß die Katholiken recht hätten, wandte ich nichts ein, verſicherte ihm aber, „zunächſt verhinderten drei Dinge jede Vereinigung in größerer Zahl: der Gottesdienſt in fremder Sprache, das Verbot des Bibelleſens und das Cölibat“. Er meinte hierauf: „Die Juden hätten ja auch ihre babyloniſchen Weiber und Kinder nach der Rückkehr aus der Gefangenſchaft weggejagt“, wogegen ich ſagte: „Erſtens ſind unſere Geiſtlichen keine Juden, zweitens ihre Weiber keine Babylonierinnen, und ſo ſehr auch der alte Haß gegen Papſt und Cardinäle mit Recht geſchwunden iſt, ſo gibt doch kein Prediger eins ſeiner Kinder für das ganze Collegium.“ — Einen andern machte ich darauf aufmerkſam, daß bei uns ohne Vergleich weniger Verbrecher wären, keine Unſicherheit der Straßen u. ſ. w., was er mit großem Scharfſinn folgendergeſtalt erklärte: „Gott ſieht daß es mit den Proteſtanten gar jämmerlich ſteht, hat aber nach ſeiner Barmherzigkeit und um ſie nicht ganz zu verderben, dem Teufel verboten, ſie in Verſuchung zu führen. Die Katholiken dagegen, welche vom wahren Licht erleuchtet und mit allen Hülfs- und Gnadenmitteln der Kirche ſo reich ausgeſtattet und verpaliſſadirt ſind, darf der Teufel verſuchen, wobei denn freilich manche unterliegen, aber immer noch vortrefflicher daran ſind, als die unverſuchten Proteſtanten.“ — — — — — —. Wie oft bin ich Michel Angelo's vornehme Treppe des Capitols hinabgeſtiegen, den marmornen Koloſſen vorüber, die edle Bildſäule Marc Aurel's begrüßend, den Tarpejiſchen Felſen zur Seite laſſend, wieder hinab zum Triumphbogen Sever's, den Tempeln der Concordia, des Jupiter, des An-

tonin, dem Bogen des Titus und Konstantin, dem Friedenstempel, dem Coliseum. Diese wenigen Morgen Landes, der Vatican und die Peterskirche, sie wiegen ja mehr als einen ganzen Welttheil auf. Die immer Gegenwärtigen mögen dadurch gleichgültig, oder durch die Uebermacht niedergedrückt werden; auf den Fremden muß es erregend wirken und fürs ganze Leben unvertilgbar, immer jugendlich fortwirken. So hoffe ich, wenn ich auch abgereiset bin, mehr in Rom zu bleiben, als mancher Römer.

Raumer an Solger.

Rom, den 2. Mai 1817.

— — — Canova ist gewiß im Vergleich mit seinen nächsten Vorgängern, ein großer Künstler, er hat den Bernini'schen Fratzen ein Ende gemacht, und es ist thöricht, wenn jetzt junge Klügler thun, als könne er keinen Finger bilden; daß aber Thorwaldsen ihn in jeder Beziehung überflügelt hat, leidet gar keinen Zweifel. Diesen habe ich in der letzten Zeit öfter gesehen, zum Theil wegen des schlesischen Plans*), Blücher eine Bildsäule zu setzen. Er ist bereit, eine solche zu Pferde zu modelliren, und fordert dafür verhältnißmäßig eine so geringe Summe, daß er in gleicher Zeit gewiß weit mehr verdienen könnte. Aber er freut sich der Aufgabe, will für seinen Ruhm das Werk unternehmen, und wenn die Schlesier nicht thöricht sind, so thun sie alles Mögliche, vielleicht das größte Kunstwerk der neuern Zeit in ihre Hauptstadt zu bekommen. Sehr habe ich mich gefreut, daß Thor-

*) Dies unterblieb, weil nur gekrönte Häupter dürften auf ein Pferd gesetzt werden.

waldsen der Theorie widerspricht, deren ich schon in meinen frühern Briefen erwähnte, als wäre die Bildhauerei blos auf die alten Götter angewiesen. Die Patriarchen, Christus, Maria, Johannes, die Apostel gäben die trefflichsten Gegenstände; es fehle nur an Bestellern und Abnehmern, und er hoffe an Christi Einzug in Jerusalem zu zeigen, daß er ebenso gut ein christliches Basrelief zu machen verstehe, als an dem (bewunderten) Zuge Alexander's ein heidnisches. Freilich solche abgemagerten Fratzen, als uns manche jetzt wieder unter dem Namen von Christus einschmuggeln wollten, können die Bildhauer nicht brauchen oder bilden; sie verschmähen so viele unkünstlerische, häßliche und dennoch gemalte Geschichten von Märtyrern, Tortur u. dgl., aber es bleibe noch immer ein großer und echter Reichthum. So sah ich bei Thorwaldsen einen Taufstein mit vier sehr schönen Basreliefs, Johannes, der Christus tauft, Maria mit Christus und Johannes, Christus, der die Kinder segnet, und drei gen Himmel schwebende kindliche Engel. Mündlich mehr hiervon.

Meine Verehrung für Michel Angelo hat keineswegs abgenommen, aber nur wenige (z. B. Cornelius) wissen diesen Riesen zu würdigen; und fälschlich halten sie sich nur an das jüngste Gericht, diesem Werke der übermüthigsten, mitunter fast rasenden Kraft, und sehen von den andern Gemälden in der Sixtina, den Sibyllen, Propheten u. s. w. ganz ab, als wären sie nicht da. Und gerade hier und in den Bildern, wo Gott die Lichter theilt, den Menschen schafft u. s. w., ist die bloße virtus in wahre Erhabenheit übergegangen. Glauben Sie ja nicht, ich wolle hiemit Rafael zurücksetzen, dieses reichste Gemüth, diesen Brunnquell von Schönheit.

Raumer an seine Schwester Agnes.

Rom, den 3. Mai 1817.

— — Gestern hatte ich eine große Fehde mit einem österreichischen Fräulein, welche ihr Vaterland und Deutschland überhaupt, gegen Italien jämmerlich herabsetzte. Ich ließ dem letzten alle nur mögliche Gerechtigkeit widerfahren, und wie in mancher Beziehung Italien schlechthin einzig in seiner Art sei; als sie mir aber weismachen wollte, die freien österreichischen Bauern und die herrlichen Tiroler wären arm, elend, häßlich, gegen die italienischen Landleute, als sie sogar mehr Bettler und Räuber in Deutschland, als in Italien finden und das neue, frische, gesunde Leben eines ganzen Volks mit alten Ziegelsteinen aufwiegen wollte, da gingen mir die Geduld und die halb beistimmenden Redensarten aus, und es kam zu einer herzhaften Rede, welche das arme Fräulein ohne Barmherzigkeit aus allen falschen Stellungen herausjagte. Sollen wir nach Ablegung der französischen Aeffereien nun eine ähnliche italienische Krankheit bekommen? Zwar wird sie weniger allgemein und gefährlich sein, aber in Verbindung mit falschen, unduldsamen Kirchenansichten könnte die Sache doch arg genug werden. — —

Raumer an seine Frau.

Florenz, den 14. Mai 1817.

— — — Am 11. Mai fuhren wir über Montevarchi nach Florenz. Von dem Augenblicke, wo das Toscanische

beginnt, scheint der Fleiß zuzunehmen und die Bettelei wird geringer. Die letzten schlechten Jahre haben manchen auch hier verarmen lassen, aber es zeigt sich doch ein großer Unterschied in dem Sinn und Wesen der Einwohner und in der Einwirkung der Regierung. Das weite, mit vielen Seitenthälern verzierte Arnothal ist aufs sorgfältigste angebaut, und erscheint lustiger, als manche andere italienische Gegend, weil die Gegenstände der Cultur mannichfaltiger sind. Neben dem Weizen sieht man auch Roggen, Klee, Saubohnen, Lein u. s. w.; wogegen Neapel fast nur Weizen und die Lombardei nur Weizen und Mais zeigt. Der Dünger wird sorgfältig gesammelt und benutzt, und während in Rom alle Straßen damit verziert und durchräuchert sind, gehen in Florenz ununterbrochen Leute mit Karren und Besen umher, welche auch das Geringste wegkehren, wodurch die Stadt fast das Ansehen holländischer Reinlichkeit gewinnt. Zwischen jedem Feldstücke stehen Bäume, meist Ulmen oder Ahorn, die man regelmäßig gezogen hat, sodaß sie etwa 15—20 gleich lange Zweige regelmäßig in die Höhe strecken, und die Gestalt eines umgekehrten inwendig hohlen Hühnerkorbs darstellen. An jeden dieser Zweige ist eine Rebe festgebunden, die sich mit der Spitze zur Erde senkt. Jetzt, wo das Laub überall durchbrach, gaben Feld, Bäume und Reben einen ungemein heiteren Anblick, doch bleibt es ganz eigenthümlich, daß während der Roggen schon lange Aehren hat, Feigen, Maulbeeren und manche Eichen noch laublos dastehen.

Turin, den 5. Juni 1817.

— — — Ueber Napoleon's Einzug in Grenoble u. s. w. wußte der Genfer Coindet mehreres von einem Augenzeugen.

N. ſtieg bei der Ankunft vom Pferde und ging allein auf dem Platze auf und ab, dann ließ er die Soldaten zuſammenrufen, und redete viele einzeln an: „Warſt du nicht mit mir bei Marengo? Fochteſt du nicht mit mir bei Auſterlitz“ u. ſ. w. Dann das bekannte Wort über die Bourboniden: „Sie haben nichts gelernt und nichts vergeſſen.“ Aus Lyon hatte nur ein von den Bourboniden ganz unabhängiger Mann ſich an ſie angeſchloſſen und ſie begleitet. Napoleon erfuhr's und ſagte: „Es iſt ein Mann von Charakter, ſchickt ihm das Kreuz der Ehrenlegion.“ Als Ney ſeine bekannte Proclamation verleſen, warfen alle Soldaten die Lilien ab, und die ſeit einem Jahre in den Hüten und Mützen verborgenen Adler wurden aufgeſteckt. Es war ein Triumphzug ſondergleichen bis Paris. — — — Heute wird hier in Turin das Fronleichnamsfeſt mit großen Umzügen gefeiert. Aus den Fenſtern der Hauptſtraßen hatte jeder, fromm oder eitel, oder beides zugleich, herausgehangen was er hatte, von ſchön gewirkten Tapeten bis zu alten ſchmuzigen Bettdecken. Der Zug war zahlreicher, als mir zeither einer vorgekommen, und man ſah eine Muſterkarte von geiſtlichen und halbgeiſtlichen Uniformen. Mönche, Weltgeiſtliche, Kanonici, Brüderſchaften, Nonnen, Beamte, Advocaten, Profeſſoren u. ſ. w. mit ſehr verſchiedenen Abzeichen. Sonderbar nahmen ſich die in eine Art feine graue Leinwand ganz eingehüllten weltlichen Damen aus, wenn aus jener Verpuppung ein bunt geputzter Arm hervorguckte, der mit einem großen Fächer der armen Verpuppten in der argen Hitze Kühlung zuwehte. Die ſchönſten Caricaturen gaben aber die Beamten und die Univerſität. Du weißt, wie ſich dieſe ſchon bei uns drollig ausnimmt, ſobald ſie ſich einmal in Maſſe putzt; hier aber trug jeder eine gewaltige Alongenperrüke auf dem Kopfe und allerhand anderes Brimborium am Leibe, ſodaß für Hogarth eine reiche Ernte geweſen wäre. Jeder Theilnehmende hatte ein großes

Wachslicht in der Hand, und neben den meiſten gingen ſchmierige Straßenjungen her, welche theils auf Papier, theils aber in die bloße Hand, die Wachstropfen auffingen. Einige arme Mitzügler hielten, wie es ſchien, das Licht vorſätzlich ſo ſchief, daß das Wachs für das mitlaufende Söhnchen ununterbrochen laufen mußte; wogegen es eine Dame übel nahm, daß ſolch ein Wachsjäger unmittelbar Hand an ihr Licht legte, um das Abgelaufene abzubrechen. Sie gab ihm mit ihrem großen Fächer einen ſolchen Schlag auf den Rücken, daß die ganze Straße ſchallte. Fürs Ohr gab's überhaupt mannichfache Genüſſe: Läuten, Bimmeln mit den Glocken auf eine Weiſe, die man bei uns gottlob nicht kennt, angeblich geiſtlicher Geſang, aber kein Ton rein und richtig, und wenn vorn aus d geſungen wurde, ſo hoben die funfzig Schritt darauf Folgenden in dis und die wiederum Folgenden in e an. Zwiſchendurch wiederum anders geſtimmte Kriegsmuſik von Trompeten und Hörnern, von Trommeln und Pfeifen, Schießen, Hundegebell und das alles gleichzeitig! Kurz in meinem Leben habe ich ein ſolches Treiben nicht geſehen, und ſolch Charivari nicht gehört. Religiös iſt mir dabei, ich muß es ehrlich bekennen, nicht zu Muthe geworden, auch einem meiner Nachbarn nicht, der da meinte: „es ſei heute in der Stadt nichts Neubackenes, außer der buon dio. Sonſt war das Ganze einmal recht ergötzlich anzuſehen, und die Gelegenheit bequem, alle Einwohner der Stadt im Putz auf den Straßen beiſammen zu finden. Es iſt ſehr ſchwer, ſolchen umſtändlichen geiſtlichen Maßregeln und Anſtalten die rechte Würde und Einheit zu geben, oder die urſprünglich bezweckte Würde zu erhalten. Das Ganze fällt gar zu leicht in äußerliche Spielerei auseinander und der weltliche Spaß gewinnt die Oberhand; oder das Gedränge und die Hitze behindern jeden ernſten Gedanken und was der nahe liegenden Hinderniſſe und Uebelſtände mehr ſind. In Italien ſind Kirchendienſt und

Processionen ein Theil der ästhetischen Schauspielerei, aus diesem Gesichtspunkt werden sie angeordnet, betrachtet und beurtheilt. Und so läßt es sich denn auch ausführen. — — —

Am 8. Juni ging's den Cenis hinauf. Die Straße ist nicht so großartig und schauerlich und kühn, wie der Simplon; aber dennoch bleibt das, was die Franzosen auch hier gethan haben, bewundernswerth genug. Den größten Eindruck macht ein Thal schon auf bedeutender Höhe. Schneewände, durch Menschenhand senkrecht abgeschnitten, lagen zur Seite des Weges, drüber hinaus Felswände, mit vergänglichem Schnee bekränzt, und in größerer Entfernung höhere Berge, deren ewiger Schnee sich grell gegen den dunkelblauen Himmel abschnitt. Der Winter hatte einen Theil der Straße und ein Haus zerstört, weshalb der Weg tiefer ins Thal hinabgelegt war, und durch eine grüne mit raschen Bergwässern bekränzte Wiese ging. Dann stieg er wieder im Zickzack hinan und der Hauptquell stürzte durch vier übereinander gebaute Brücken bis in die Tiefe hinunter. Eine furchtbare Einsamkeit, und doch schien die Natur lebendig; so laut tönten die Gewässer und so rasch und beweglich stiegen und senkten sich die leichten Wolken, oder schwebten fast scherzhaft an den Bergen hin und wieder, hier den Felsen, dort den Quell, ja den ewigen Schnee begrüßend und neckend. Auf der Höhe findet sich sonderbar genug eine lange Ebene und ein See, dann aber geht's durch das wilde Thal der Arc rasch hinunter bis Lasnebourg. Das Wasser des Arc ist fast schwarz, die Gegend erinnert an Wallis, aber leider auch die Menschen mit Kröpfen und jämmerlichen Gesichtern. Aus dem Thal des Arc geht's in das Thal der Isere nach Chambery, welches zwischen mannichfachen Anhöhen sehr angenehm liegt.

Rammer an ſeine Tante Marie.

Bern, den 20. Juni 1817.

— — Viele Reiſende, welche Geld und Zeit aufgetrieben, Italien zu ſehen, laſſen bei der Rückkunft blaſende Poſtillone voranreiten, und machen Berichte wie von gewonnenen Schlachten. Dieſer Ton iſt mir nicht genehm. Die verſchiedenartigſten Töne wären vielmehr anzuſtimmen; aber das macht gerade die Verwirrung, und ſo kann ich Eindruck und Erinnerung nicht kürzer und beſſer bezeichnen, als damit daß er tragiſch ſei, daß Italien mit ſeiner Geſchichte und Gegenwart mir wie eine große Tragödie vor Augen ſteht. Welche glanzvolle Herrlichkeit, welche dunkle Schlagſchatten, welche finſtere Nacht, und ſo Freude, Beſorgniß, Leid. Indem ſich hier nichts Einzelnes zeigt, ſondern alles zu einem großen Ganzen zuſammentritt, wird das Gemüth ſo viel mannichfacher, ſo viel tiefer bewegt, als bei dem bunten Flickwerk, an dem ſich das Auge anfänglich ergötzen kann, der ganze Menſch aber recht eigentlich flach und verwirrt wird. Das einzige romantiſche Venedig und ſein Untergang, das einſam wüſte Rom, und daraus hervorſchlagend die ewigen Lichtflammen der höchſten Kunſt. Die Wunder Neapels und die Ameiſenhaufen jämmerlicher Menſchen, dies und Unzähliges ſteht ſo eng, ſo untrennlich nebeneinander daß ich tief bewegt und faſt nicht ohne Thränen daran denken kann, und nicht weiß, ob es Thränen der Freude oder des Schmerzes, oder beides zugleich ſind. Die Höhe und Vollendung, ſowie die Ausartung und der Verfall, ſtehen mir ſo lebhaft vor Augen, daß ich kaum glaube, die Zeit könne die Erinnerung ſchwächen.

Naumer an seinen Vater.

Bern, den 21. Juni 1817.

— — Diesseit der Alpen erhielt alles sogleich ein anderes Ansehen. Von Kunst ist nicht mehr die Rede, wol aber noch von Wissenschaft; die Geistlichen treten in den Hintergrund, dagegen zeigt sich mehr Anwendung der anerkannten Grundsätze, und während in Rom die Hunde in der Messe zur Beförderung ihrer Verdauung auf und nieder spazieren, durften wir Sonntag Vormittag nicht in Iverdun hineinfahren, damit der Lärm den Gottesdienst nicht störe. Die Natur ist verschieden, denn es fehlen die glühenden Farben und Lichter und Gewächse des Südens; wogegen die großen frischen Wälder, die unzähligen Quellen, Bäche und Flüsse und ein mannichfaltiger, mehr durch Menschengeist erschaffener Landbau hervortritt. Ein Großes, recht in die Augen Fallendes haben wir aber zum voraus: das Landvolk. In Italien fehlt dies, es fehlen eigentliche Dörfer ganz, und Sie glauben nicht wie erfreulich mir die ersten Wirthschaftshöfe, im Gegensatz der großen italienischen Villen, waren, diese Steinwüsten, wo weder Menschen noch Vieh sich wohl befinden, ja wo sich überhaupt oft weder Menschen noch Vieh vorfinden. Wenn's hoch kommt sind einige Zimmer mit steinernen Köpfen bevölkert, vor denen man, so schlecht sie auch oft gefertigt sind, doch den Hut abziehen soll.

Nanmer an seine Frau.

Aarau, den 6. Juli 1817.

Meinen letzten Brief beendete ich in Schwyz unter vielem Regen, doch heiterte es sich allmählich so weit auf, daß wir den 2. Juli nachmittags nach dem Rigi aufbrechen konnten. Von oben war's trocken, von unten desto nässer, und dieser sonst bequemere Weg dadurch beschwerlich genug. Um den Sonnenuntergang noch zu sehen, strengten wir uns zuletzt sehr an, unsere Bemühungen wurden aber auch reichlich belohnt. Nach dem ebenen Lande zu stand die Sonne, eine ungeheuere Feuerkugel von einem Kreise vielfarbig leuchtenden Nebels umgeben, über ihr ein langer, scharf abgeschnittener schwarzer Wolkenstrich. Näher am Rigi steigen aus allen Schluchten die leichtesten, weißen Wölkchen empor, wechselten von Augenblick zu Augenblick ihre Gestalten, schwebten auf und ab, jetzt nach dieser, dann nach jener Seite, vereinten sich, trennten sich, ein Elfentanz wunderbarer und schöner, als alle Menschenballete. Bald traf das Licht der Sonne die Wölkchen mehr, bald weniger; jetzt verschlossen, dann öffneten sie die Aussicht über die großen Ebenen, und Hügel und Wälder und Seen. Während man staunend die überreiche Landschaft betrachtete, hatte ein Windstoß das leichte bewegliche Wölklein über den Kamm des Berges getrieben, und mit Windesschnelligkeit eilten sie zu einer zweiten, dritten Bergspitze, und umhüllten sie in dichten, milchweißen Schleier, bis sie plötzlich wiederum aufbrechend, in noch größere Fernen zogen. Die Sonne ward unterdessen klarer, und warf nach einzelnen Gegenden des Landes und der Berglehnen ihre gerötheten Strahlen, wodurch diese im Gegensatz von andern beschatteten ernsten Theilen, in lebendigster Heiterkeit heraustraten. Gleichzeitig begann nun erst in allen Wolken ein Farbenspiel,

von dem hellſten Weiß durch alle Abſtufungen von roth, gelb, purpur, dunkelblau, bis zu dem dunkelſten Schwarz, was auf den Hochgebirgen des Oberlandes laſtete. Erſt als die Sonne untergegangen war und alle Geſtalten und Farben ſich in nächtliches Dunkel verloren, gingen wir zum Wirthshauſe, welches ſich jetzt auf dem Culm befindet, hatten aber bei den zunehmenden und den auf den hohen Bergen gelagerten Wolken, faſt keine Hoffnung, am andern Morgen irgendeine Ausſicht zu genießen. Daher, welch freudiges Erſtaunen, als wir den ganzen Umkreis in der allerhöchſten Klarheit und auch nicht ein Wölkchen am ganzen dunkelblauen Himmel fanden. Sowie die Sonne links vom hohen Sentis emporſtieg, ſo wurden nach und nach die Bergſpitzen von den höchſten zu den niedrigen beleuchtet und ihre ungeheuern Schneeebenen traten glänzend heraus, während die ſteilſten vom Schnee unbedeckten Felswände, wie ſcharf abgeſchnittene ſchwarze Schatten ſich dazwiſchen hinzogen. Das Finſteraarhorn, die Schreckhörner, das Wetterhorn, der Mönch, der Eiger, die Jungfrau bis Blümlisalp, ja endlich bis zum Pilatus, lag alles in einer unglaublichen Klarheit vor uns, und ein ſehr gutes Fernrohr, welches wir vorfanden, ſowie ein vom Rigi gezeichnetes Panorama, half dem Genuſſe, wie dem Verſtändniſſe bedeutend nach. Der Sentis, Glärniſch, der Hacken und Mythen lagen im Schatten, über das ebenere Land zog ſich ein leichter Morgenduft. Alles trug dazu bei, die Mannichfaltigkeit und Schönheit zu erhöhen. Auf unſerer ganzen Reiſe haben wir nur ein Panorama gefunden, was in ſeiner ſehr verſchiedenen Art ſich mit dem des Rigi meſſen darf, nämlich das von den Camaldulenſern bei Neapel, wo Meer und Inſeln, und der feuerſpeiende Veſuv, und die gewaltige Stadt, den Seen, Matten und Schneealpen an Schönheit und Erhabenheit wetteifernd gegenübertreten.

Basel, den 7. Juli 1817.

— — Von ihr und andern habe ich manches über Frau von Krüdener gehört. Sie besitzt eine große Gabe zu reden, und weiß die alte Gewandtheit einer Weltdame mit der angeblichen Begeisterung einer Heiligen wohl zu verbinden. Sie hält sich weder zu den Katholiken, noch zu den Protestanten, spricht indessen, den Verhältnissen nach, bald diesen, bald jenen genehmer. Die Almosen und Speisungen, welche sie den Armen austheilt, sind bedeutend. So unschuldig, ja trefflich dies alles aussieht, hat man sie doch aus dem Badenschen und aus Basel verwiesen und heut wird sie durch Gensdarmen über die luzerner Grenze gebracht, da sie auf alle höflichern Weisungen nur geantwortet: „Der Heiland habe ihr noch nicht eingegeben, daß es die rechte Zeit sei.“ Die Obrigkeiten haben aber ganz recht: sie wollten ihr gestatten, in ihrer Wohnung Andachtsübungen zu halten, und verlangten daß in Hinsicht der Austheilungen an Arme eine gewisse Ordnung eintrete; damit war aber Frau von Krüdener nicht gedient, welcher nach allen Aeußerungen hauptsächlich daran liegt, das Ungewöhnliche zu thun und Reden und Aufsehen zu verursachen. Die Begeisterung machte nicht Halt bei ihr, sondern auch andere, bis zu Tirolermädchen und Schneidergesellen, fingen an zu predigen und die Welt zu erlösen. Ein dergleichen Prophet streckte die Arme weit auseinander und rief: „O Natur, ja Natur du bist schön, ja schön, auch die Engel im Himmel, laßt uns niederfallen!“ Und durchaus legt sich nun die ganze Versammlung lang zur Erde nieder, bis der Schneiderprophet es bequemer findet, aufzustehen. Mehrere hundert Bettler, Vagabunden, Gaudiebe haben sich um Frau von Krüdener versammelt, welche von ihr nun zwar einmal zu essen bekommen, dann aber Gärten und Felder,

wie die Heuschrecken ausplündern und die nächsten Orte jämmerlich ausbetteln. Die Zuziehung der Prediger und Obrigkeiten ward aber um so mehr mit vollem Rechte verlangt, da Frau von Krüdener eine besondere Armenzeitung herausgab, und damit übereinstimmend predigte. Von Gott und Christus und Religion ist darin so viel die Rede, als im Jahre 1789 in den französischen Marktreden von Freiheit und Gleichheit; zu gleicher Zeit aber sagt sie den Armen die gefährlichsten Dinge, welche Plünderung der Reichen und Aufstand gegen alle bürgerliche Ordnung sehr leicht zur Folge haben könnten, besonders in solcher Hungerszeit. Dieser Ton ist aber um so verwerflicher, da die Regierungen und die Wohlhabendern in der ganzen Schweiz die größten und außerordentlichsten Anstrengungen gemacht haben, um die Aermern auf alle Weise zu unterstützen, und die Geistlichkeit keineswegs ihren Gemeinen so entfremdet ist, daß Schneiderlein und Weltdamen sie ersetzen müßten. Für mein Theil will ich gern glauben, daß Frau von Krüdener ihres alten Wandels überdrüßig ist und dafür aufrichtig Buße thun möchte; aber die Ansichten sind übertrieben, und die Mittel einseitig und verkehrt, wie es gewöhnlich geht wenn Eitelkeit im Hintergrund lauert, und das Leben eines Menschen in zwei Stücke bricht, wo das zweite ganz das Gegentheil des ersten sein soll. — Sie hat Pestalozzi besucht und ihn sehr gescholten, daß er die Jugend durch Umwege zu Gott führe. — Haben Sie mich verstanden, fragt sie nach großen Reden, und Pestalozzi antwortet weinend (die Hand auf die Brust legend): „Hier offen, aber (die Hand vor die Stirn legend) hier zu!“ Sobald sie aber zur Thür hinaus war, ist alles, wie Wasser am Wachstuchmantel abgelaufen, und er hat sich ganz unbekümmert und heiter fortbewegt. Sehr lustig sei es gewesen, als er in seinem schweizer Deutsch (ihr unverständlich) seine Methode ent-

wickeln wollen: „Lug sy, Frau Krudener, mit mien Bub, da geht's so" u. s. w.

Raumer an seine Schwester Agnes.

Strasburg, den 12. Juli 1817.

— — Unsere Reise durch die Schweiz war im ganzen sehr angenehm, obgleich es in Lauterbrunnen regnete, und wir auf dem Grimsel einen Tag still liegen mußten. In der fürchterlichsten Einöde von Schnee und Eis, ein furchtbares Gewitter mit Sturm und Regen. Noch mühsamer war fast das Ersteigen der Furka, aber die ungeheuere Aussicht nach dem Crispalt und Gotthard von einer, nach dem Finsteraarhorn auf der andern Seite, lohnte für jede Anstrengung. Niemand hatte in diesem Jahre vor uns die Grimsel und Furka bestiegen, stundenlang gingen wir bis über die Knöchel, oft fielen wir bis an die Knie in den Schnee. Die Furka hinauf hatten wir einen Maulesel für unsere Sachen genommen, und um ihn abwechselnd zu reiten. Als ich darauf saß, fiel er vorn bis an den Hals in den Schnee, sprang dann mit großer Anstrengung heraus, sprengte aber dabei das Sattelgurt, sodaß ich mit Mantelsack, Flaschen und Eßwaaren hoch durch die Luft flog, und dann den Abhang hinunter in den Schnee fiel. Wäre dieser, wie des Morgens früh, hart gefroren, oder wären gar Felsen in der Gegend gewesen, ich hätte Hals und Bein gebrochen. Die Schärfe der Luft, die abwechselnde Hitze, Kälte und Nässe, hatte mir und L.'s Gesicht, Hals und Arme so aufgezogen, daß sie ganz dunkelroth wurden und gewaltig schmerzten, als wären sie mit kochendem

Waſſer begoſſen. Erſt nach mehreren Tagen nahm der Schmerz ab, und wir haben uns ganz gehäutet, wie nach einem Scharlachfrieſel.

Raumer an ſeine Frau.

Deſſau, den 31. Auguſt 1817.

Vorgeſtern waren wir in Wörlitz. Wie ſehr wünſchte ich Dich herbei. Der Garten hat faſt nie einen ſo überaus heitern und angenehmen Eindruck auf mich gemacht und anſtatt nach ſo vielem Sehen anderer Gegenden zu verlieren, iſt mir die Eigenthümlichkeit dieſer Schöpfung noch werther geworden. Wie ſchlecht iſt dagegen Schwetzingen. Das Verkehrte dachte ich mir leicht aus Wörlitz hinweg, das Sonderbare erſchien mir in romantiſchem Lichte, die Kritik ſchwieg, und ſo gehört dieſer Tag zu den erfreulichſten der Reiſe. Die Waſſerfahrt über den friedlichen See in der mildeſten Witterung, war überaus erquickend, und gäbe ich auch den Garten preis, ſo bliebe doch das ganze übrige Land als ein Garten übrig. — Das Andenken an den alten Herzog war bei jedem Schritte lebendig. Er hatte Fehler, aber wie viel Treffliches er geleiſtet hat, zeigt am deutlichſten die Vergleichung mit andern Fürſten und andern Staaten. Und wiederum nur in kleinen Staaten iſt ſolch ein Fürſt und ſolche Wirkſamkeit möglich. Als der Vater zuletzt bei ihm war, wollte er ihm die Hand küſſen; der Herzog aber litt es nicht, ſondern ſagte, „er ſolle ſeinen Kopf an den des Herzogs legen, und ſo wollten ſie voneinander Abſchied nehmen“. Die beiden alten Männer haben dabei geweint, wie die Kinder, und dann ſich gefaßt wie Männer. Man hört auch nicht Einen, der dies

Gefühl der Anhänglichkeit, des Schmerzes, der Dankbarkeit nicht theilte. Wie rührend und erfreulich ist dies, wenn man an die allgemeine Gleichgültigkeit und Liebloſigkeit der Verhältniſſe denkt, die ſich faſt in ganz Europa zwiſchen Herren und Unterthanen ausſprechen.

Der Miniſter von Schuckmann an Raumer.

Berlin, den 11. November 1817.

Sie werden nicht geahndet haben, daß Ihr Brief an mich vom 3. d. Mts. ein Valetbrief ſei, an dem Tage geſchrieben, an welchem meine Entfernung von dem Departement des Cultus und öffentlichen Unterrichts vollzogen ward. Damit Sie nicht glauben, daß ich das Unterirdiſche dem Ueberirdiſchen, und den Dienſt des Pluto dem des Apollo vorziehe, muß ich Ihnen ſagen, daß ich an dieſer Veränderung abſichtlich nicht den mindeſten Antheil habe, ſondern ſowie das Publikum, am 4. damit überraſcht worden bin. Da Seine Majeſtät auf meine Anfrage, ob Miſsfallen über meine Amtsführung die Urſache ſei, indem ich dann ſehr gern bereit ſei, ſolche ganz abzulegen, mich in ſehr gnädigen Ausdrücken das Gegentheil verſichert hat; ſo bin ich über die Beweggründe nicht belehrt, und habe nur die bisherige ſeltene Dauer dieſes meines Berufs, ſeit dem Jahre 1810, mit Dank zu erkennen. Der Wahrheit bin ich es aber auch ſchuldig zu ſagen, daß Herr Miniſter Altenſtein hiebei ebenſowol überraſcht worden iſt, als ich. Dieſe officielle Veränderung hindert jedoch nicht, daß ich an dem Inhalte Ihres Plans lebhaften Antheil nehme, und Ihnen für das Vergnügen, welches mir dieſe Mittheilung gemacht hat, recht herzlich danke.

Ich sehe die Beförderung Ihrer Reise allerdings als einen Theil des Guten an, welches ich in diesem Beruf zu bewirken strebte, und habe ich dessen nicht viel vermocht, so scheide ich doch mit dem Bewußtsein, es überall ohne Einseitigkeit und Befangenheit von ganzer Seele gewollt zu haben, und werden alle, die mit regem Eifer an Veredlung der Menschen durch rechte Wissenschaft arbeiten, wie Sie, von meiner innigsten Theilnahme, so lange ich lebe, begleitet sein.

Tieck an Raumer.

Ziebingen, den 21. December 1817.

Geliebter Freund!

Um nur noch Ihre verlangte 1817 als ein redlicher Mann zu erfüllen, nehme ich, da ich keine sonderliche Wahl mehr habe, lieber den allerkürzesten Tag, um nur nicht in die Gefahr zu kommen, meinen Brief bis zum allerlängsten aufzuschieben, wenn ich das neue Jahr erst wirklich herantreten ließe. Meinen herzlichen Dank für die Freude, die Sie mir durch Ihren lieben Brief gemacht haben. Können Sie die Zeit und Luft gewinnen, mich öfter so angenehm zu überraschen, so kann ich Ihnen dagegen die Versicherung geben, daß jeder Ihrer Briefe mir eine wahre Herzstärkung ist, deren ich in meiner Kränklichkeit, Unbeholfenheit und vielfachen Planen und Arbeiten recht sehr bedarf. Könnte ich doch nur Ihren oder unseres Solger stetigen und ruhigen Fleiß gewinnen: allein seit meiner frühen Jugend ist dies eins meiner größten Leiden, daß ich nur selten meiner Laune gebieten kann, in Träumen, Planen, Wünschen und oft unfruchtbaren

Studien lebe, und dann plötzlich wie im Sturme und dann zu viel und zu schnell arbeite. Wenn Sie einen Sohn haben, erziehen Sie ihn zur Ordnung. Aber es hilft auch nicht immer; denn bei mir ist von der Seite von meinen Aeltern und Vorgesetzten das Hinlängliche geschehen, und doch ist es der Mangel dieser Fähigkeit, welcher mir so oft mein Leben am meisten verkümmert hat.

Was Sie von der Unlust oder Lust schreiben, sich in vielen Stunden blos der Freude und der Passivität an dem, was schon da ist, hinzugeben und am eigenen Hervorbringen verzweifeln, verstehe ich so ganz, weil ich diesen Zustand ebenfalls oft erlebt habe. Aber dennoch glaube ich, daß nur derjenige wieder eine volle und wahrhaft befriedigende Lust an den großen Hervorbringungen der Vorzeit empfinden kann, in dem das eigene Talent dadurch zum Bewußtsein kommt. Der Stachel eigener Productivität ist es doch wol, was unsern Enthusiasmus wach erhält, und so ist immer das Selbstschaffen nur die Gewähr und der Beweis für das Verständniß. Darum sollen Sie nie ermüden. Ich mag nicht sagen, seit ich Ihren ersten Kreuzzug gelesen habe, wie viel ich von Ihnen mit Sicherheit erwarte, weil Sie es, da wir uns noch wenig persönlich kennen, für Schmeichelei oder Complimentensucht halten möchten, denen ich nicht ergeben bin. Ich glaube wol, daß Breslau Sie bisweilen drückt, aber jedem Talente ist vom Schicksal auf eine oder die andere Weise gegenüber, etwas Niederziehendes in die Wagschale gelegt, damit wir uns nicht überheben: ich wenigstens, wenn ich in Gegenwart oder Vorzeit herrliche Talente kennen lerne, suche gleich, um sie mir zu vergegenwärtigen, wer sie denn wol recht geärgert, gebeugt, und an sich irre gemacht hat?

Wenn Sie mir nur bald von Ihrer Handschrift etwas könnten zukommen lassen, mehr um mich zu belehren, als daß ich Ihnen über Ihre Arbeiten irgendetwas Befriedigendes

sagen könnte, wenn nicht das rohe Urtheil eines Laien, der sich nicht entwöhnen kann, aus der Poesie heraus die Dinge anzusehen, Ihnen annehmlich sein könnte. Denn in der Geschichte wenigstens sollten sich freilich Dichter und Geschichtschreiber nicht mehr feindlich gegenüberstehen; dies ist ein Punkt, wo wir beide in unseren Ansichten einig sind, und dies bringt mich auf meine geschichtlichen Plane. ———— Mir bleiben Shakspeare's Bürgerkriege das größte Muster, wir haben kaum in der deutschen Geschichte irgendwo einen Moment des Lustspiels: die Hohenstaufen sind in der Heiterkeit erhaben, im Fall tragisch, wie nur etwas im Alterthum. Karl der Große ist rein groß, und Heinrich der Vogler mir der heiterste Moment, so schlicht und einfach, daß etwas Aehnliches in Heinrich IV. sich nirgends denken läßt.

Sehr froh bin ich, daß Ihnen der „Fortunat" heitere Stunden gemacht hat, Sie haben sich durch die Gespräche der fingirten Gesellschaft irre führen lassen, deren Urtheile nicht immer die meinigen sind; denn ich gestehe Ihnen unter uns, daß ich den zweiten Theil dieses Gedichts über den ersten setze, doch wird der erste die gewöhnlichen Leser mehr befriedigen. Spaß verstehen an der wahren Lust, Lust haben, ist auch eine Kunst: wenn ich dichten soll, darf ich mir die Mehrzahl des Publikums nicht vergegenwärtigen.

Der Minister von Schuckmann an Raumer.

Berlin, den 27. December 1817.

Ich kann, lieber Freund, Ihren freundlich offenen Brief nicht weglegen, ohne Ihnen dafür zu danken. Eben weil ich mir bewußt bin, nicht eitel zu sein, mache ich die Grimasse

nicht, als sei der Beifall vernünftiger Männer mir gleichgültig; so wenig, als ich je mein Thun als eine um den Beifall Aller buhlende Allmannshure prostituiren werde. Jedes Uebel hat auch sein Gutes. Die Indignation schafft nicht blos Verse, sondern auch Veranlassungen zu freimüthigen Aeußerungen. Sehr lieb ist mir, daß mein Verhältniß zu Herrn von Altenstein ganz ungetrübt ist, und unser gemeinschaftliches Streben zum Guten durch nichts getrennt wird.

Zu Ihrem Troste kann ich Ihnen sagen, daß es mir gewiß nicht durch den Werth meiner Person, sondern durch das Gewicht der Wahrheit gelungen ist, die Ueberzeugung sehr allgemein zu begründen, daß man sich durch das allgemeine Schlaraffen-Geschrei nicht muß verführen lassen, ein papierenes Constitutionsdach in die Luft zu stellen, sondern daß man durch Communalordnungen und Provinzialstände, dem Geiste und Zustande des Volks angemessen, Fundamente legen muß, worauf die Erfahrung fortbauen möge. Das beste Fundament in den Provinzen, wo der Bauer noch kein Eigenthum hatte, sind die Eigenthumsverleihungen, worin es in der Mark zur Zufriedenheit beider Theile sehr gut, und in Pommern besser, als in dem polackischen Oberschlesien und in Ost- und Westpreußen geht.

Gelingt mir es, wie ich hoffe, diese Sache ganz durchzuführen, so ist sie die einzige, von der ich mir sagen darf, etwas für die Nachwelt unzweifelhaft höchst Wohlthätiges, und dem Kerne des Staates eine verdoppelte Kraft Verleihendes, in der Stille vollbracht zu haben, und dann will ich gern zur Ruhe gehen.

Leben Sie wohl

Mit Freundschaft und Achtung Ihr.

Raumer an seine Tante Marie.

Breslau, den 31. December 1817.

In die Ausarbeitung meiner „Geschichte der Hohenstaufen" bin ich ganz versunken, bis Ostern hoffe ich das sechste Buch zu beenden, welches von 1196—1216 geht. Mich ergreift der Inhalt, und im Augenblick erfreut mich auch wol dies und jenes Dargestellte recht lebhaft; aber bei der Durchsicht der mir fremd gewordenen ersten Bücher, sah ich fast nur die Unvollkommenheiten!! Dazu kommt, daß mir fast nirgends eine theilnehmende Stimme entgegenkommt, und wenn ich dies oder das mittheile, sich weder Beifall noch Tadel hören läßt, das Verdrießlichste was einem widerfahren kann. So sitze ich seit 1803 allein, und soll Standhaftigkeit, Muth, Ausdauer, Fleiß ganz allein in mir erzeugen, und aus mir herauspumpen. Dazu gehört mehr Begeisterung, als auf eine Batterie loszulaufen. — Von Tieck allein habe ich mich solchen Trostes zu erfreuen, worauf ich's noch ferner wagen könnte; wenn ich's nicht ohnedies müßte, da es ja mein Leben ist.

Tieck an Raumer.

Ziebingen, den 2. Februar 1818.

Liebster Freund!

Sie haben die Worte über die Nachahmung alter und großer Muster mir aus der Seele gesprochen. Die wahre Art sein Individuum auszusprechen, schließt gewiß die Kunst und die sogenannte Parteilosigkeit des Historikers so wenig

aus, daß beides erst dadurch möglich wird, insofern die letzte noch irgendeine Bedeutung hat, wenn man sich über diese althergebrachte Phrase erst verstanden hat. Aber wie wenige Individuen gibt es denn auch! Sind die meisten doch nur ein Conglomerat von Angewöhnungen, gehörten Redensarten, kleinen Vorurtheilen und noch kleinern Passionen. Die Alten sind dadurch so groß, daß man von ihnen sagen kann: ein Mann ein Wort. In jedem Wort finde ich den Mann unmittelbar; Sache und Darstellen, Zeit und Vortrag, alles schließt von selbst ineinander. Will man nun diese Vortrefflichkeit, Vollendung und Virtuosität übertragen auf andere Verhältnisse und Zeiten, so entgeht ja nothwendig den letzten Klima und Lokalität, das Individuelle, was ja der wahre lebendige Geist ist. Tacitus ist groß durch seine gesunkene Zeit, sein Zorn klingt in jedem Wort und erweckt unseren ernstesten Geist: aber ich wünschte unserem Johannes Müller wohl, er hätte als einwohnender Schweizer sein großes Talent ausbilden können, und wir würden dann nicht so oft den übertragenen Tacitus und noch seltener den Professor hören, wo das Bäurische des Schweizers besser thun würde. Machiavell's Trefflichkeit paßt nur für diese Geschichte und nur für seinen genommenen Standpunkt; mit einem Wort, um es mir in die Poesie zurückzuübersetzen: wie jedes Kunstwerk nur einmal dasein kann (was schon von selber die Nachahmung ausschließt) so auch jedes Geschichtswerk, und freilich muß jenes scheinbare Wunderwerk eintreten, daß gerade diese Aufgabe nur von diesem einzigen Geiste gelöset wurde, daß beide völlig ineinander aufgehen: was wäre denn aber die echte Begeisterung, wenn sie diese scheinbare Unmöglichkeit nicht auf eine leichte und sichere Weise lösen könnte? — Ich wundere mich oft, wie noch immer gewisse Vorurtheile und Autoritäten uns bedrücken, deren Widerspruch doch so leicht zu lösen ist; es ist das alte leblose Gespenst des Ideals, was noch

immer nicht weichen will; jener Glaube, daß es an sich nichts Vollendetes gebe, sondern nur einem höhern Unsichtbaren entgegenstrebe, was dann scharf angesehen die Leere und der Tod sein muß. Das wahre Ideal muß aus sich selbst hervorgehen und sich in sich selbst erfüllen, sich selbst beleben und erklären. Man sagt sonst wol: Puder macht den Menschen jünger, die Perrüke macht ihn ehrwürdiger: sie machen nichts, als daß er weniger wie Er, weniger wie ein Mensch aussieht: so erscheint mir jenes Vergnügen, oder ernster und idealischer sein wollen aus der Nachahmung der Alten. — Wir verstehen sie immer noch nicht genug, daß uns diese Absicht noch quält; was sollte Sophokles doch mit dem Gegenstande des Macbeth oder Hamlet machen? Oder ich mit der Nachahmung der Shakspeare'schen Bürgerkriege bei meinen Historien, so sehr sie mir auch das Höchste in aller Literatur sind und ich alle übrigen historischen Schauspiele neben diesen nicht einmal nennen mag. — Da ich darauf komme: es ist leicht, diesen Sachen eine Wirkung, selbst eine starke zu geben, wenn man sie unter einen moralischen, empfindsamen, sogenannten poetischen Gesichtspunkt stellt, oder wenn man z. B. didaktisch, polemisch verfahren wollte, und hier darstellend die Größe des Mittelalters zeigen. Im historischen Schauspiel muß aber nach meinem festen Glauben, Wahrheit, Poesie und Schönheit eins werden; und jene obengenannten manierirten Bedingungen würden es nur entstellen; von hinzugefügten Lügen nicht einmal zu sprechen, die ich ganz verwerfe. Ist denn der Geist der Geschichte, das große Schicksal, der Untergang der Herrlichen etwas anderes als Poesie? Ihr erster Kreuzzug hat mir recht von neuem Muth gemacht, denn als Historiker haben Sie geleistet was ich meine: man steht so ganz in den Sachen, man verwundert sich über nichts, man macht alles mit/ und jener klare Tagesduft einer überzeugenden Gleichgültigkeit (erlauben Sie mir den Ausdruck) ist über alle Grup-

pen und Gegenstände ausgebreitet, daß man das Theater völlig vergißt, was seit Tacitus und Plutarch fast allen Historikern etwas beiwohnt. Der letzte, den ich sehr verehre, und ganz aus seinem Standpunkt begreife, hat vorzüglich jene scharfe Manier in die Geschichte gebracht, jenes ewige Staunen und Gerührtsein, welches eigentlich die Wirklichkeit vernichtet. Ich habe auch noch keine schöne Gegend gesehen, wo ich nicht nach fünf Minuten mich einheimisch gefühlt und die Gegend gewissermaßen vergessen hätte; darum ist mir nichts fremder und fataler als die staunenden Naturenthusiasten, die immer staunen, immer hingerissen sind, ohne nur zur Ruhe, Genuß und Behaglichkeit zu gelangen. Diesen wahrhaft göttlichen Zustand edler Passivität und Unbewußtheit, daß man die größte Umgebung nimmt als müsse sie so sein, werden Sie gewiß so wie ich in Rom und auf der Reise kennen gelernt haben. Man will ihn sich in der Jugend nicht gestehen, man meint man sei träge, nicht rührbar; freilich gibt es dann auch wieder Stunden des Entzückens, wahrhafte Visionen, die jene Natur- und Schönheitsjäger auch nie kennen lernen, weil sie sich immer mit Gesichterschneiden abgeben und Sonne, Mond und Meer ihnen auch nur Fratzen zurückwerfen. Sie verstehen mich gewiß. Ich gelte darum bei den Poetischen immer für phlegmatisch, oder selbst grob materiell. Ich lüge nie in solchen Situationen und bin oft unter zehn Poeten der einzige Prosaiker.

Ueber einiges was den Standpunkt der Geschichte betrifft, muß ich Ihnen noch sprechen, so ungeschickt und laienmäßig es auch herauskommen mag; ein andermal. Ich halte es am meisten gegen jenes doppelte in der Universalhistorie, vom Festhalten des Alten und Schaffen des Neuen: denn ich glaube, keiner kann wahrhaft das eine, ohne das andere wirklich zu lieben und zu wollen, es fließt mir zusammen, und zweitens genügt mir dies nicht, denn nun fehlt vor allem die Poesie,

das Individuelle oder die echte Vaterlandsliebe; zweitens die Vollendung der Idee in einem Staate, sein Aufkeimen, sein Sinken, die Reife des Wesens, was sich seit lange zubereitete; drittens hätten wir wol Geschichte, wenn wir auch Folianten von Tunis, Algier u. s. w. in seiner neuesten Zeit besäßen? Hier, zum Theil im Orient, scheint mir alle wahre Geschichte untergegangen, die unmöglich aus Begebenheiten und Thatsachen bestehen kann; wo wir kein Schicksal mehr wahrnehmen, kein Leben und Entwickeln, hört genau genommen die Geschichte auf; alle diese Ahndungen die mir vorschweben, die ich nur hier als Wolkenbilder vorführe, möchte ich einmal mir selber entwickeln; denn auch die Vaterlandsliebe aus ihrem wahren Locus gerissen, wird Thorheit, wie alles Wahre.

Raumer an Tieck.

Breslau, den 20. Februar 1818.

Mein theurer Freund!

Wie viel Freude mir Ihr Brief gemacht hat, kann ich Ihnen nicht mit Einem Worte sagen; ich müßte im Einzelnen entwickeln, wie es mir zugesagt und zum Theil das Allerpersönlichste getroffen hat. So um nur eins auszuheben, ist es mir Balsam in den Wunden gewesen, was Sie über die Naturenthusiasten, die immerdar Staunenden und Begeisterten sagen; welche sich aber eben um deswillen in ein wahres großes Leben und Dasein, als in das Natürlichste nicht finden; und zuletzt um des steten Ueberspannens ursprünglicher Schwäche halber, auch keiner Vision höherer Art fähig sind, wo der Mensch in eine größere Region eintritt und Brust und Wesen erst dafür ausdehnen muß. Aber auch in solcher neuen Hoheit soll der

Tüchtigſte einheimiſch werden und ſich nicht im Gegenſatz hinſtellen, um das Erhabenſte durch ſeine Kleinheit pikant zu machen. — Ich ſagte, Ihre Bemerkung hätte das Allerperſönlichſte getroffen, denn mir iſt ſo grob und deutlich als es die hergebrachte gute Lebensart nur erlaubt, geſagt worden: ich ſei ein Stockfiſch, weil ich über Italien nicht mit einer ſolchen Strohfeuerbegeiſterung flunkere, als hier eine gute Seele von einem jungen Menſchen, der kurz vor mir dort umhergezogen iſt. Ich bin wahrlich nicht eitel, ſonſt könnte ich empfindſame Herzen mit wohlfeilen Redensarten auch wol hinter mir herlocken, wie Katzen hinter Katzenkraut oder andere angemeſſene Witterung hergehen.

Hieraus geht ferner hervor, daß ich Ihren Ausdruck: von der überzeugenden Gleichgültigkeit, wohl zu würdigen weiß. Erſt wenn man ganz einheimiſch geworden iſt in einer Zeit und ſich in den Beſtrebungen der Völker und dem Charakter der einzelnen vollkommen orientirt hat; ſo verſchwinden jene künſtelnden Schlagſchatten und Seitenlichter, die nicht von der Natur gegeben, ſondern für den einſeitigen Standpunkt geſucht und erfunden ſind. Der Geſchichtſchreiber findet Morgenlicht, Tageshelle, Abendröthe und Nacht, ohne daß er dieſe erſt durch Laden öffnen oder ſchließen, durch Oelpapiere und Transparents zu erhexen nöthig hätte. — So hoffe ich nicht ſowol die Mängel der reflectirenden Seite in meinen Darſtellungen (gegen welche Solger noch neuerlich warnt) zu verbeſſern, als dieſe ganze Seite los zu werden. Je weiter ich eindringe, deſto mehr fällt mir dieſer Putz ab, und die Marmorwände des Palaſtes treten für ſich heraus. Nur iſt dies gar nicht einſtimmig mit der verkehrten Theorie der Objectivheit, wo der Geſchichtſchreiber nicht als Perſon mit den Helden im geſchichtlichen Palaſt wohnen, ſondern ſich als Möbel hinſtellen, oder wenn's hoch kommt, als Spiegel aufhängen laſſen ſoll. Spiegelt aber doch zuletzt jede Glas-

platte anders, wie viel mehr der Geist. Bin ich zuletzt so hohl wie der Federkiel, daß die Begebenheiten blos durchlaufen wie die Tinte, wie ist da das Geschichtschreiben noch der Arbeit werth? — Doch das alles liegt in Ihrem Worte: daß jede wahre Aufgabe zuletzt nur von Einem wahrhaft gelöst werden könne, und in dem sehr gerechten Angriff auf die Schwebelei und Nebelei des angeblichen Ideals. — Das was die Leute Idee und Ideal nennen, verhält sich zu den wirklichen Dingen nicht wie das Höhere, sondern wie der Handschuh zur Hand.

Meine grand tour durch die großen Historiker setze ich mit Extrapost fort, und manches erscheint anders als drei, fünf bis zehn Jahre früher. Herodot hat die Jugend, und wer will mit der wetteifern. Die Kraft des Gemüths im Thucydides ist bewundernswerth, aber die Krone aller Gegenstände jener Zeit hatte ihm Herodot vorweggenommen, und im achten Buch will das Einzelne der Kriegsbegebenheiten nach der großen sicilischen Tragödie nicht mehr schmecken. — Kommt man unmittelbar von den Griechen, so erscheint selbst Livius rhetorisirend, und das Aufbauen dieses militärischen Weltstaats setzt mich immer in eine etwas unangenehme Stimmung.

Im Macchiavell ist die höchste Klarheit des Verstandes, er ist ganz antik, sowie auch in Hinsicht seiner Politik. Doch fällt mir bei der größten Bewunderung wol ein, ob dies das letzte Ziel eines Neuern sein solle. Nicht als meinte ich, es sei Vorsatz in Macchiavell oder herbeigekünstelt, denn das wäre verwerflich; sondern ob die Erscheinung einer antiken Gestalt in aller Natürlichkeit, die höchste Blüte der neuern Zeit sein könne. Dann ist in seiner „Florentinischen Geschichte" (wie in Müller's „Schweizer-Geschichte)" doch manches zu klein, als daß es das Interesse dauernd recht festhielte.

Schiller's „Dreißigjähriger Krieg" ist ebenfalls an die

Reihe gekommen. Er hat die schwere Aufgabe vollkommen gelöst, diesen schwierigen Gegenstand so darzustellen, daß das Buch von Anfang bis zu Ende anziehend ist. Er hat, und noch mehr in der Geschichte der Niederlande und besser als irgendein Deutscher, die Gruppirung und Anordnung des Ganzen verstanden (worüber ich noch viel auf dem Herzen hätte). Allein in Bezug auf den „Dreißigjährigen Krieg" tadele ich, daß diese furchtbare, schreckliche, zerstörende, sittenlose, beweinenswürdige Zeit, welche eher den Ernst des Tacitus verlangt hätte, trotz allem einzelnen scharfen Tadel, doch in eine Art von Prachtaufsatz und Schaugericht verwandelt ist. In der Beziehung möchte ich Woltmann's „Geschichte des Westfälischen Friedens" fast vorziehen, welche dem Gedächtniß eben nicht viel, wohl aber die rechte Empfindung der Ungeduld und des Zornes zurückläßt.

Wie nahe der Dichter und Historiker bei der größten Verschiedenheit stehen, wird mir immer deutlicher; und mit der historischen Kunst hat es mehr auf sich, als mit vielen Dingen, welche das Wort Kunst hinten aufladen. Meine ersten Bücher gehen, wenn Sie das Wort erlauben, mehr episch vorwärts; das von Heinrich VI. und Philipp ist dagegen fast ganz dramatisch geworden, auch sehe ich, daß dasselbe bei Friedrich II. vorwalten wird. Ich will und darf dies Naturgemäße mir nicht verkümmern oder wegkünsteln. Gibt's einen größeren Dialog, als zwischen Kaiser und Papst?

Jean Paul an Hammer.

Baireuth, den 6. März 1818.

So spielen wir denn die Menächmen eines wechselseitigen Irrthums. Denn ich wußte in der schönen Verwirrung des

heidelberger Reichthums nichts als Ihren Namen, aber nicht dies, daß Sie der Verfasser der „Herbstreise" sind; sonst hätte ich meine Freude über diese, die ich andern mittheilte, natürlicher ihrem Geber selber bezeugt. Denn Ihr Geschenk habe ich wirklich doppelt erhalten, so wie Sie vom Schicksal die Reise selber. In Ihrem Buche lebt ein ganzer Mensch mit allen schönsten Gliedern von Witz, Laune, Gefühl und Einsicht. Für einen Reichthum so mancher Art ist ein Reisewagen das beste Vehikel, um ihn zu den Lesern zu bringen und auszupacken. Daß mich Ihre politische Wärme, deren Same das Alterthum ist, am meisten erquickte, können Sie aus meinen eigenen Werken errathen.

Wie ins Gedicht nicht der Verfasser, so gehört gerade in die Reisebeschreibung dieser als das Menschliche, wodurch eine Reise sich über eine Geographie erhebt.

Das einzige, was ich von Ihnen nicht geschrieben wünsche, ist Ihr historisches Werk — sondern ich wünsche dieses blos — gedruckt. Denn wahrlich, bei meinen so ärmlichen historischen Kenntnissen könnte ich Ihnen nichts sagen, was des Briefportos oder gar des Fahrportos werth wäre. Schicken Sie aber nur dafür desto früher das Buch dem — Publikum. Gott erhalte Ihnen Ihre kräftige Jugend auf einer schon so weit durchlaufenen Siegerbahn! Meinen doppelten Dank für die Doppelgabe. Meine Frau grüßt mit warmer Erinnerung der vorigen Zeit.

Professor Boeckh an Raumer.

Berlin, den 22. März 1818.

— — — Ich wünsche nur, daß auch der zweite Band meines „Staatshaushalts" Ihren Beifall erlangen möge. Ver-

muthlich werden Sie ihn jetzt schon haben; wenn ich mich als einen unbefangenen Beurtheiler meiner eigenen Sachen betrachten darf, so ist gerade das vierte Buch, womit der zweite Band beginnt, dasjenige, worin am meisten Licht ist gegen die Finsterniß der frühern Schriftsteller über diesen Gegenstand, und ich hoffe, daß auch die Inschriften für Sie, die Sie den Werth der Urkunden anzuschlagen wissen, nicht unwichtig sein werden: wenn sie gleich so viel unwichtige Einzelheiten enthalten, welche man, wenn der Stoff nicht zu spärlich zugemessen wäre, gern entbehren oder gegen Schöneres umtauschen möchte. Vielleicht lege ich auf diese zu viel Gewicht, weil ich ihren Gebrauch durch ein langwieriges und mühseliges Studium erworben und den größten Theil erst lesbar und verständlich gemacht habe. Wenn ich mir aber nun so treffliche Freunde wie Sie erwerbe, werde ich mich leicht trösten können über den Halbwitz der Philologen von gemeinem Schlage, die sich, wie vorauszusehen war, darüber ärgern müssen, daß einer, den sie auch für einen erträglichen A-B-C-Schützen hielten, sich erdreistet zu behaupten, die A-B-C-Wissenschaft sei nicht der Gipfel der Weisheit, und ich sehe schon im Geiste, wie die sächsische Schule, für welche es außer Grammatik und Metrik keine Philologie oder Alterthumskunde gibt, sich gegen mich als einen Realisten ins Zeug werfen wird. Herr Passow schrieb mir neulich gelegentlich, ich sei über das Gebiet der Philologen hinausgeschritten und hätte mich in das geschichtliche verloren; für mich gibt es aber keine Philologie, die nicht Geschichte wäre, und als einen Theil dieser Geschichte sehe ich die Geschichte der Sprache an, welche in einseitig gebildeten Köpfen zum Ganzen geworden ist.

Raumer an Seiger.

Breslau, den 12. Juli 1818.

— — — Ich habe mir Hegel's „Encyklopädie" gekauft, aber das Lesen und Verstehen wird mir sehr sauer. Warum verstehe ich denn die Alten? Gehört denn diese Schwierigkeit zum Wesen der neuern Philosophie? Wo ist der Uebergang aus solchem Esoterischen zu einer großartigen allgemeinen Mittheilung? Die Antwort: daß wir von den Alten nur die Popularphilosophie überkommen hätten und z. B. noch ein anderer Plato im Hintergrund läge, ist doch gar zu dumm. — Ihre „Gespräche" sind schneller ansprechend und verständlicher als „Erwin". Glauben Sie, daß jene darum oberflächlicher wären? Ich glaube vielmehr, daß Sie dort mit größerer Meisterschaft die Form behandelt und ohne Verlust des Wesens die Uebersicht erleichtert haben. Wie wenige von den schwer verständlichen Philosophen sind Herren der Sprache, und das Denken ist gewiß unklar, wenn es mit der Sprache und dem Ausdruck im Misverhältniß steht. — — — —

Raumer an Tieck.

Breslau, den 21. November 1818.

— — — Beim Durchlesen des vorläufig Ausgearbeiteten bis zum Tode Friedrich's I. (vier volle Bücher) bin ich durchaus nicht zufrieden geworden, kaum zwei bis drei Kapitel erscheinen mir in etwas gelungen, das Uebrige ungelenk, zerbröckelt, lose ohne genügende Massen, Lichter, Schatten. Freilich wenn ich mich gegen Stümper stelle, bin ich ein großes Licht; gegen das Ziel aber, welches mir in der Ferne

vorſchwebt, ein ſo dunkler Körper, daß ich faſt die beneiden könnte, welche das eigene Erzeugen aufgeben und ihr Leben im Genießen der höchſten Werke des Genius zubringen. Aber treibt mich nicht eine innere Nothwendigkeit, bin ich denn noch derſelbe, wenn ich den Plan des Lebens von ſelbſt aufgäbe. darf ich durch zu ängſtliches Zweifeln die Kräfte lähmen? Ich ſage mit Guittone d'Arezzo:

Io parlo meco, e riconosco in vero,
Che mancherò sotto si grave pondo:
Ma'l mio fermo desio tant' é giocondo,
Ch'io bramo e seguo la cagion ch'io pero.

Raumer an Seiger.

Breslau, den 24. Juli 1819.

— — Allerdings mögen die hieſigen Geſchichten in Betreff der Ermordung Kotzebue's manchem misfallen, aber ich würde, ginge es von vorn an, gerade ebenſo handeln. Wenn Einzelne Sand hoch leben ließen, Studenten mir dies hinterbrachten, wenn angeſehene Beamte wegen ſolcher Reden der verdrehten Studenten große Klagen und Denunciationen anbrachten, allgemeine Duelle oder Prügeleien bevorſtanden, was konnte da klügeres geſchehen, als was die Studenten ſelbſt wollten: ſich für das Rechte erklären, durch dies negative Mittel ſich ſichern, die Kläger verſcheuchen und die Vorlauten an ihrer Feſtigkeit ſcheitern laſſen. Und das alles iſt geſchehen, und Streit, Duell, Denunciationen u. ſ. w. ſind dahingefallen, und der Kanzler hat mich und die Gleichgeſinnten laut gelobt, und das bedächtige Miniſterium hat den andern in aller Höflichkeit doch unrecht geben müſſen. Abſichtlich eingegriffen hat niemand in die Stimmung, ſondern nur die gute ausgeſprochen

und unterstützt, als die verkehrte sich zu mausig machte. Anfangs war Tell, Brutus und Timoleon zu gering für Sand, und wenn's einer mit sich abmache und gutfinde, möge er solchem Vorbilde nachfolgen. Andere göttliche Gesetze, die höher wären als eigene Narrheit, wurden, wenn nicht laut geleugnet, doch in dummer Begeisterung angezweifelt.

Naumer an seinen Vater.

Breslau, den 15. August 1819.

In der That ist ein Hauptbemühen aller meiner Vorlesungen, die unseligen revolutionären Grundsätze, die sich oben und unten in tausend verschiedenen Gestaltungen fast in allen Ländern Europas blicken lassen und unendlich reizender, geistreicher, natürlicher erscheinen, als das alte Hauskleid bürgerlicher Ruhe und genügsamer Zufriedenheit, jene Grundsätze zu bekämpfen und durch alle denkbaren Gründe des Verstandes und Tausende von geschichtlichen Beispielen zu widerlegen. Es ist aber damit wie mit der Cur eines Bandwurms, bleibt auch nur ein fingerlanges Stück zurück, so wächst das Uebel allmählich zur alten Größe hinan und niemand hält es für möglich, daß aus dem scheinbaren Nichts so vieles werden könne, ja daß aus einzelnen Fäden das Band gewebt werde.

Die unselige Besserungswuth, welche sich ganz anders herausputzen kann als die bornirte Neigung, alles beim Alten zu lassen, welche sich ohne Rücksicht auf den innern Gehalt als etwas unbedingt Gutes hinstellt, die hat Europa ruinirt. Nichts von allem was Gott erschaffen, findet Gnade vor ihren Augen, und die Unzufriedenheit gilt mehr als friedliche Demuth für das Princip und den Erwecker alles Guten. Die echte Geschicklichkeit zum Verbessern geht nur aus der Neigung

zum Erhalten hervor; man heilt den krank werdenden Menschenleib, haut ihn aber nicht in Stücken und wirft die Glieder nicht in Medea's Kessel, um mit wüthigem Aberglauben einen neuen Leib zusammenzukochen. — Jetzt wol minder gefährlich, obgleich nicht klüger, stehen im andern Extrem Leute, die so wie jene alles Neue, alles Alte gut nennen, weil es alt ist, als wäre die Zeit der einzige und höchste Maßstab aller Würdigkeit der Dinge. Sie nennen leichenhaften Gestank noch Wohlgeruch, schmücken die Todten und nennen sie lebendig.

Neumer an Frau von Baſſewitz.

Weigelsdorf bei Reichenbach, den 22. September 1819.

— — — Leute, die seit mehreren Jahren ihre Narrheiten auf allen Märkten predigten, sollen nun auf einmal Hochverräther sein, und nachdem man pädagogische Mittel zu lange versäumte, greift man nun übereilt zu überscharfen, juristischen. Das gibt nur wohlfeile Märtyrer, es gibt dem Falschen Bedeutung und reizt zu Verkehrtheiten. Mit Mühe kann der wahrhaft rechtliche und wahrhaft einsichtsvolle Mann die richtige mittlere Stelle bezeichnen und festhalten — die den wenigsten genügt. Was sehr oft ein Unrecht, fast immer ein Unglück ist, in einer Partei zu stehen, gilt für ein nothwendiges Verdienst, und statt die echte Weisheit mit der Mäßigung zu verknüpfen, werden die übertriebenen haltungslosen Endpunkte als das würdigste Ziel bezeichnet, und jeder, der den andern überbietet, hält sich darum schon für kräftiger und tüchtiger. So schwankt man hin und wieder zwischen einer willkürlich tyrannischen Bureaukratie, und dem alles auflösenden Jakobinismus. Ich meine nicht, daß die zehn Millionen Ein-

wohner der Monarchie sich wahnsinnig danach in zwei Hälften spalteten, ich zweifle, daß viele sich besannen das eine oder das andere als Ziel vorstecken; sondern behaupte nur, daß Despotie und Anarchie ein paar gewaltige Anziehungspunkte sind, um welche herum gar zu leicht Bewegungen, Anhäufungen, Verknüpfungen entstehen und allmählich Leute dahin bringen können, wohin sie nie zu kommen glaubten; ja diese können wider ihren bestimmten Willen fortgerissen werden. Allerdings ist die Eröffnung eines gesetzlich politischen Lebens das beste Mittel, die jetzt willkürlich aufkochenden Verkehrtheiten der Obern und der Niedern zu beschwichtigen, allein daß dabei sehr große Vorsicht nöthig sei, lehrten unzählige Beispiele. Ich zweifle, daß die politische Weisheit schon fertig da sei und sich laut und unfehlbar aussprechen werde, sobald man ihr eine Stube oder Rednerbühne anweise; ich glaube vielmehr, daß es jetzt zunächst darauf ankomme, eine Schule zu eröffnen, wo sich die echten Ansichten allmählich erzeugen und entwickeln können. Eine Verfassungsurkunde ist kein Amulet, keine Universalmedicin, das hat die neuere Geschichte hinreichend bewiesen; aus diesen Schachteln und Büchsen der einzelnen Paragraphen ist den Fürsten und Völkern oft das Heil, oft aber auch Gift dargereicht worden. Gegen den letzten Misgriff hilft kluge Rücksicht auf das Oertliche und Zeitliche, richtiges Abwägen der Rechte und Gewalten, Kenntniß der Natur des Volks, Rückblick auf den Gang der Entwickelung: aber — und davon habe ich die tiefste Ueberzeugung — auch die beste Verfassung, welche Menschen entwerfen, ist nur Menschenwerk, ist hinfällig, gebrechlich, ohne eine erhabene Grundlage und göttlichere Bestätigung. Nicht als wenn man einzelne, im engeren Sinn so genannte Wunder erwarten sollte (obgleich für gläubige Gemüther dergleichen auch in unseren Tagen nicht fehlten, z. B. die Kälte in Rußland 1812), wohl aber sollte das innere Wunder der Heiligung und Wiedergeburt nicht so zur

Seite geſchoben werden. Die Hälfte der Klagen und Unzufriedenheiten unſerer Tage hat ihre äußerlich gegebenen Gründe und Veranlaſſungen; die andere Hälfte entſteht nicht aus gründlicher Einſicht und wahrer Begeiſterung für das Beſſere, ſondern aus Eitelkeit, Klugthuerei und Irreligioſität. Die Mängel alles Irdiſchen ſind nicht mit irdiſchen Mitteln allein zu heilen, die beſte Welt iſt nicht aus äußerlichen Grundlagen zu erdemonſtriren; wohl aber gibt's eine Demuth, eine Ergebung und einen Glauben, die weit entfernt ſind von Verzagtheit und Aberglauben; aus ihnen entſpringt die wahre Wurzel der Verklärung aller Erſcheinungen und Verhältniſſe. Im unverkünſtelten Evangelium liegt ein unerſchöpflicher Born, ein ewig rinnender Quell des Heils; alles was wir mit den Druckwaſſer- und Pumpwerken an Conſtitutionswaſſer zu Tage fördern, wird ohne jene Weihe kein echter Lebenswein. Das beweiſet in den neuern Zeiten das halbe hundert Verfaſſungsurkunden, die ohne Gott erzeugt waren, aus denen der Teufel nicht vertrieben war und die mit den Urhebern zum Teufel fuhren. Man deute dies aber keineswegs ſo, als meine ich, ein Staat ohne Verfaſſung ſei und bleibe das Beſte, durchaus umgekehrt: bedarf doch die Religion einer ſichtbaren Kirche. Aber dieſe ſichtbare Kirche gibt allein noch kein religiöſes, eine Staatsurkunde kein ſtaatsweiſes Volk. Die kleinen deutſchen Staaten haben eine leichtere, ſchneller zu löſende Aufgabe als Preußen; darum ſollen wir nichts übereilen, aber auch nicht unter dieſem Vorwand die Hände läſſig oder böswillig in den Schoß legen.

Raumer's Erklärung über Dr. Jahn.

Breslau, den 29. September 1819.

Ueber die mir amtlich vorgelegten Herrn Dr. Jahn betreffenden Fragen erkläre ich hiermit Folgendes:

1) Ich bin bei der Vorlesung im Friedrich Wilhelms-Gymnasium nicht gegenwärtig gewesen und habe Herrn Jahn überhaupt in meinem Leben nur einmal in der Philomatischen Gesellschaft gehört und gesprochen.

2) Ist in dieser Gesellschaft über Se. Majestät unseren allergnädigsten König, weder von Herrn Jahn noch von einem anderen irgendetwas Nachtheiliges oder Ungebührliches gesagt worden, und dieses Misverständniß wahrscheinlich dadurch entstanden, daß Herr Jahn sich über König Heinrich IV. von Frankreich und dessen Minister Sully auf eine so harte Weise äußerte, daß mir die Ueberzeugung entstand, er habe deren Geschichte nie zum Gegenstand seiner Studien gemacht. Daran reihten sich andere Aeußerungen des Herrn Jahn über den Werth der französischen Nation im allgemeinen und der einzelnen Franzosen insbesondere, Ansichten über die Würde und Behandlung der Staatsdiener in einer reinen Monarchie, und Bemerkungen über die Natur und das Wesen der Stände, welche von mehreren Mitgliedern der Gesellschaft, auch von mir bestritten und misbilligt wurden. Dazu war, glaube ich, hinreichender Grund vorhanden; keineswegs aber hatten die Widersprechenden nöthig, jene Worte außerhalb der Gesellschaft juridisch in Anspruch zu nehmen oder anzuklagen. Denn wie leicht verleitet die Lebhaftigkeit des Gesprächs

zu Aeußerungen, welche consequent verfolgt in Verkehrtheit führen würden; die aber der Redende, wenn Zeit und Ort eine besonnene gründliche Erörterung verstatten, wol selbst am besten zu berichtigen geneigt sein dürfte. Endlich soll es ja verschiedene Ansichten geben, eine läutert und erzieht die andere, das Wort genügt zum Zügel des Wortes, und der Irrthum kann der Wahrheit nur dann gefährlich werden, wenn man ihn mit unangemessenen Mitteln verfolgt.

Erinnerungen aus meinem Leben.

XIII. Berlin. 1819—32.

Der Anfang meines Lebens in Berlin war sehr unglücklich. Als ich von Potsdam nach Berlin kam, ging Solger nach Frankfurt, als ich mich nach Breslau versetzte, kam Solger nach Berlin; jetzt, wo mich seine Anwesenheit in dieser Stadt hauptsächlich bestimmte Breslau zu verlassen, starb er wenige Tage nach meiner Ankunft, an dem Tage, wo ich meine erste Vorlesung auf der Universität halten mußte (25. October 1819). Dieser Verlust war unersetzlich für mich, für alle seine Freunde, für die Wissenschaft. Wenige verstanden, wie er gründliche Gelehrsamkeit mit Schönheit der Form zu einigen, und aus reichen Vorarbeiten wären ohne Zweifel vollendete Werke hervorgegangen. Der Adel seiner Seele, die feste Rechtlichkeit seines Charakters, war verklärt durch Heiterkeit, Milde und liebenswürdige Anmuth. Seine von Tieck, Krause und mir herausgegebenen Schriften erweisen, daß dies Zeugniß nicht schmeichelt, sondern der strengen Wahrheit gemäß ist.

Nach vielen Streitigkeiten und Zweifeln über die Anordnung des Censurwesens, beschloß der Kanzler ein Obercensurcollegium zu gründen, zu welchem (wie zu einem Geschworenengericht) zwölf unabhängige Männer berufen wurden, welche in letzter Stelle entscheiden sollten. Der Gedanke war sehr

löblich, wir werden aber ſehen, wie er umgeſtaltet und vereitelt wurde. Daß mich der Kanzler zum Mitglied dieſer neuen Behörde ernannte, war allerdings ein Zeichen des Vertrauens; wie ich aber gleich anfangs weiſſagend dieſe Angelegenheit betrachtete, zeigt folgende Stelle aus einem Briefe an meinen Freund Hagen: „Das Cenſurcollegium, in welches ich ohne mein Wiſſen und Zuthun gekommen bin, bringt mich in die Nähe alberner Schmierer und thörichten Zwanges. Es iſt weder Ehre, noch Freude, noch Geld bei dem Amte, und leicht könnte ich durch einen Abſagebrief einen wohlfeilen Ruhm großer Liberalität erlangen. Allein ſolch Frondiren gegen die Regierung, wo es keinen genügenden Grund und Zweck hat, läuft meinen Grundſätzen zuwider, und es iſt beſſer, ich trage meine Zeit und meine Haut etwas zu Markte, um an der rechten Stelle ein nachdrückliches Wort mitzureden. Geht's nicht mehr, ſo wird man das Loch zum Weggehen auch finden."

Der Tod von Rühs war für mich von Wichtigkeit, indem mir verſtattet ward, vorzugsweiſe geſchichtliche Vorleſungen zu halten.

Von unzähligen (jetzt vergeſſenen) Zänkereien und Ränkereien hielt ich mich fern; bisweilen aber traten ſie ſo nahe, daß die Abwehr irriger Darſtellungen und verkehrter Urtheile unabweislich und zur Nothwehr ward. So brachten mich die unermeßlichen Lobpreiſungen Sand's und des De Wette'ſchen Briefes zu lautem Widerſpruch, und ich ſchrieb vielleicht zu zornig an Manſo: „De Wette's famoſer Brief iſt, meines Erachtens weder moraliſch noch religiös; oder wenn dies manchem nichts mehr gilt, ſo iſt er zugleich ſtümperhaft. Wie kann man nichtswürdige Willkür Glauben nennen; als wäre der chriſtliche Glaube nicht das diametral Entgegengeſetzte. Nicht minder unzureichend iſt die Entſchuldigung: es ſei ein Troſtbrief an eine Mutter. Alſo das wäre Eſoteriſches,

das wären die Arcana, wo Sand eine große und schöne, und verkannte und in den Staub getretene Erscheinung genannt wird; von Christus und von Heiligung und Gehorsam gegen göttliche Gebote aber so die Rede ist, daß man fragen könnte ob dies alles, laut neuer Lehre, nur für die Minorennen Bedeutung habe? Consequent jene Lehre verfolgt, steht der Alte vom Berge mit seiner Mörderrotte höher, als Christus mit seinen Aposteln."

In eine Art von Streit gerieth ich mit Herrn von Buchholz, dem Herausgeber der „Wiener Jahrbücher", weil er an einem Aufsatze über das Klosterwesen vielerlei geändert und selbst Stellen aus dem heiligen Bernhard und Innocenz III. gestrichen hatte. Da ich nicht geneigt war, mir seine Ansichten aufdringen zu lassen, nahm ich den Aufsatz zurück und er ward, ohne ein Wort zu ändern, im „Hermes" abgedruckt.

Der Tod meines Vaters (er starb den 15. August 1822) war für mich, seiner Persönlichkeit halber, ein doppelt großer Verlust und ich entwarf für ihn, der Wahrheit gemäß, folgende Grabschrift: „Ein Mann von unermüdlicher Thätigkeit, Meister in seinem Fache, Seines Fürsten treuer Diener und Freund, Jedem bereit zu Rath und Hülfe, Unerschüttert in Zeiten der Noth, Uneigennützig einfachen Wandels, Sieben Kindern ein sorgsamer Vater, Nach christlichem Leben gefaßt im Tode, Betrauert von allen Guten." — Mein Vater war so gefaßt auf den Tod, daß ihm sein Arzt auf Verlangen rund herausagte: „er könne nur noch vierzehn Tage leben." Binnen dieser Zeit nahm er von allen Abschied, traf jede Vorbereitung zu seinem Begräbniß und schalt den Arzt, als er nicht seiner Erwartung gemäß am vierzehnten Tage starb. Doch erfolgte der Tod wenige Tage nachher.

Im Jahre 1822 ward ich zum Rector der Universität Berlin erwählt. Die Geschäfte waren, in Beziehung auf Collegen und Studenten einfacher und friedlicher als in

Breslau; eine ungewöhnliche und schwierige Aufgabe drängte sich aber unabweislich hervor. Die fünfundzwanzigjährige Regierung des Königs sollte (15. November) durch eine lateinische Rede gefeiert werden. Ich erklärte aufs bestimmteste: ich würde keine lateinische Rede halten, erstens, weil ich nicht im Stande sei, Latein so zu schreiben, daß es der Universität und mir Ehre bringe; zweitens weil sich über die zu erwähnenden Gegenstände gar nicht angemessen in einer fremden Sprache reden lasse. — Der Senat beharrte dabei, daß der Mund der Universität nur lateinisch sprechen könne, und die mir vom Ministerium gegebene Erlaubniß, mich der deutschen Sprache zu bedienen, galt für eine gnädigst bewilligte Ausnahme. Und doch ist diese, so lebhaft bestrittene und angefochtene Ausnahme, seitdem (meinen Anträgen gemäß) zur Regel geworden.

Ich schrieb damals an Manso: „Meine Rede lief ganz gut ab. Weil sich aber der Kronprinz sogleich entfernte, um nicht über so kitzliche Punkte in so bunter Gesellschaft zu sprechen, wußten die zum ersten male gegenwärtigen Hofchargen gar nicht, was für Gesichter sie machen sollten, beifällig, tadelnd, oder wie sonst. Blos Graf Brühl (gewohnt, daß man klatschen oder pfeifen muß) sagte mir einige höfliche Worte, und Schuckmann nach seiner Weise, aufrichtig beifällige. Dasselbe that später der Kronprinz, bei dem ich mittags aß, über das, was ich bei Vergleichung Preußens mit fremden Staaten gesagt hatte; auf das Innere ließ er sich nicht ein. Der Geheimrath Hufeland hat aber geradehin gefragt: wie ihm die Rede gefallen habe? — und er ist, ins Einzelne gehend, damit zufrieden gewesen; was mir zuletzt noch mehr der Sache, als meiner Person halber, lieb ist. Sonderbar genug loben mich Schmalz und Buchholz, die Gegner. Jeder sucht sich heraus, was ihm gefällt, und meint ich schwöre zu seiner Fahne. Die Ultras aller Parteien kön-

nen nicht zufrieden sein; darauf war's aber auch gar nicht abgesehen."

In meinen „Vermischten Schriften" ist diese Rede unverändert abgedruckt, auch erzählt, daß die einzelnen Mitglieder des Obercensurcollegiums, von entgegengesetzten Standpunkten aus, sie wie ein Quintanerexercitium durchcorrigirt und so verunstaltet hatten, daß es ganz unmöglich war, sie damals drucken zu lassen. Aus dem Schriftwechsel zwischen mir und dem Obercensurcollegium ergibt sich zweifellos für jeden Unbefangenen die völlige Absurdität der Forderungen jener Behörde; ihre Mittheilung, sowie meine Widerlegung würde aber hier unnütz zu viel Raum einnehmen.

Unter den, in diesen Jahren von mir geschriebenen Recensionen, machte eine viel Gerede, nicht sowol ihres Inhalts halber, als wegen der äußern Stellung des Beurtheilten, des Herrn Ancillon. Ich konnte aber damals und kann noch jetzt das Gesagte vertreten; nicht so die Recension des übersetzten Kallimachus, welche Herr Schwenke mir zuschrieb, die aber von Manso herrührte. In einer zornigen Antikritik sagte Herr Schwenke (wenn ich mich der Worte recht erinnere): „Mein Haupt sei immer mit puritanischen Redensarten frisirt." Da ich nun diese Waare nie auf meinem Lager gehabt, nie damit verkehrt habe, so irrte sich Herr Schwenke ein zweites mal in der Person.

In persönlichen Beziehungen wechselte während dieser Zeiten Freude und Schmerz. Der Tod von Krause und Manso war für mich ein großer Verlust, die Versetzung von Link, Hagen und Steffens nach Berlin ein großer Gewinn. Der erste verband mit umfassenden Kenntnissen und einem klaren Verstande die Kunst heiter zu beleben, und diese Heiterkeit in seinen geselligen Kreisen zu verbreiten. Hagen beharrte folgerecht auf der von ihm ergriffenen wissenschaftlichen Bahn, und wenn er auch einmal nibelungentrunken war, so befand er

ſich dabei doch beſſer und that der Wahrheit und guten Sache weniger Schaden, als ſeine allzu nüchternen Gegner mit ihren chemiſchen und anatomiſchen Anſtalten. Seine Ausgaben der Nibelungen und des Triſtan mit ihren ſehr brauchbaren Wörterbüchern, haben mehr Perſonen in die altdeutſche Dichtkunſt eingeführt, als mit großem Scharfſinn feſtgeſtellte ſchwierige Texte ohne weitere Hülfsmittel, und ſeine Ausgabe der lyriſchen Dichter hat zur Löſung der umfaſſenden Aufgabe weſentlich beigetragen.

Wohin ſich auch Steffens mit ſeiner Begeiſterung und Beredſamkeit wandte, überall wirkte er anregend durch Gedanken und Gefühle. Seine geſprochenen Worte und ſeine gedruckten Werke beziehen ſich auf Mineralogie, Geologie, Philoſophie, Geſchichte, Theologie, ſchöne Wiſſenſchaften. Trotz aller Vielſeitigkeit war es aber natürlich dem hochbegabten Manne doch unmöglich, nach jeder Richtung hin den höchſten Grad der Vollkommenheit zu erreichen. Bisweilen fühlte man ſich ihm bis zur Uebereinſtimmung nahe, und bald darauf erblickte man ihn in excentriſcher Ferne. Die verſchiedenen theologiſchen und religiöſen Anſichten hatte er nicht blos geſchichtlich zu begreifen verſucht, ſondern ſie hatten ihn nacheinander gleichſam in Beſitz genommen und beherrſcht, vom poetiſirenden Katholicismus an, bis zum buchſtäblichſten Lutheranismus. Dies führte ihn dann theoretiſch zu großer Unduldſamkeit, während die unerſchöpfliche Milde ſeines Herzens ihm nie verſtattet hätte, praktiſch zu verletzen.

Im September 1825 machte man mir den Antrag, die Stelle des Geſchichtslehrers bei der allgemeinen Kriegsſchule zu übernehmen: acht Stunden wöchentlich, faſt ſechzehn Wochen Ferien, 800 Thaler Gehalt. Nach ernſter Ueberlegung lehnte ich den Antrag ab, um freie Zeit für meine umfaſſenden literariſchen Plane zu behalten.

Im Juli 1826 erging an mich die amtliche Frage: unter

welchen Bedingungen ich die Professur der Geschichte in München annehmen wolle? Der König habe meine Berufung gewünscht und genehmigt. Aehnliche Anfragen ergingen nach Dresden an Tieck. Ueberlegungen ganz anderer Art waren hier anzustellen, als in Bezug auf Uebernahme von Stunden bei der Kriegsschule. Ich schrieb aber sogleich meinem, von jener Sache unterrichteten Bruder: „Ich kann keine Schätze sammeln, habe aber mein Auskommen, und werde allein um des Geldes willen von hier nicht weggehen. Ferner (mag man es in unsern überklugen Zeiten Aberglauben nennen) hänge ich so an Vaterland, König und Königshaus, und halte den Gelehrten so wenig für einen kosmopolitischen Allerweltsmenschen, daß ich mich ohne sehr erhebliche Gründe, nicht von jenen scheiden könnte." — Vielleicht hätte ich jenen münchener Antrag ausbeuten können, um in Berlin eine Zulage zu erhalten; da ich aber entschlossen war, meine bisherige Stellung in keinem Fall aufzugeben, hielt ich einen solchen künstlichen Versuch für ungebührlich, selbst im Fall des Gelingens, und für beschämend im Fall des Mislingens.

Am 6. Juli 1827 ward ich erwählt zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin. Schleiermacher's Rede (welche Solger's würdig erwähnte) steht in seinen Werken, die meinige in meinen „Vermischten Schriften". Ich schrieb damals an Tieck: „Schleiermacher's geschickte für mich ehrenvolle Antwort rührte mich ganz ernstlich, und obgleich sonst nicht ohne Noth blöde, kam ich mir doch, plötzlich in den Kreis dieser Männer versetzt (Schleiermacher, Schlegel, Humboldt, Erman, Link u. s. w.), so gering vor, daß ich mich hätte auf die Flucht begeben mögen. In meiner Stube macht mich meine Wissenschaft glücklich und zufrieden, und ich frage nicht danach, ob und was ich draußen gelte; zeigt man mir aber die draußen hängende Wage so laut, dann fürchte ich, meine Zufriedenheit wird als Bruttogewicht zur Seite gewor-

sen, und das bischen Wissenschaft, worauf sie beruht, viel zu leicht befunden."

Unterdessen waren meine „Hohenstaufen" vom Stapel gelaufen und erfuhren die verschiedensten Beurtheilungen, von übermäßigem Lobe bis zum herbesten Tadel. Beides war mir nicht ganz gleichgültig; noch weniger aber haben mich jemals Lobeserhebungen stolz, und Vorwürfe feige und zornig gemacht. Diese prüfte ich gelassen, benutzte das Wahre und legte das Falsche zur Seite, ohne mich jemals in Zank und Antikritiken einzulassen. Durch dies ruhige, milde Benehmen habe ich bedeutende Tadler entwaffnet, ja Stenzel in einen Freund verwandelt.

Schon auf der Universität hatte sich ein Kreis von Freunden gebildet, die sich ihre literarischen Arbeiten zu strenger Kritik vorlegten. Diesem sogenannten Freitage traten allmählich bei: Professor Solger, Justizrath Krause, Geheimräthe Toll, Tieck, Sotzmann, Bärensprung, Präsident Kestner, Professor Hagen, Director Waagen. Nur der Tod hat diese, auf echte Freundschaft gegründete, über funfzig Jahre ausdauernde Gesellschaft sehr gelichtet; die wenigen Ueberlebenden kommen noch immer Freitags zusammen, und erheitern die Gegenwart durch Erinnerungen an die Vergangenheit.

Neben den Kreisen der Familie und der Freunde, beschäftigte und erfreute mich die Singakademie, die Oper und das Schauspiel. Zu viel, sagten manche, die nur verstanden in einer Farbe zu spielen, oder in der dramatischen Kunst ein höllisches Treiben erblickten. Selbst die, ausschließlich der Kirchenmusik zugewandte Singakademie, fand vor den Augen und Ohren dieser Hyperpuritaner keine Gnade, und die Bewunderung des ergreifenden, großartigen Gesanges der Milder (z. B. als Alceste, Iphigenia, Armida) ward als baarer Götzendienst verschrien. Womöglich noch schlechter als Sänger und Sängerinnen, waren Schauspieler und Schauspie-

lerinnen angeschrieben; so die erste der seitdem unerreichten berliner Künstlerinnen Frau Stich-Crelinger. Alle diese Redereien und moralischen Fuchsschwänzereien machten auf mich gar keinen Eindruck; wogegen die bei Tieck vorherrschende Neigung zum Theater, seine Gespräche, Schriften und Briefe allerdings auf mich erheblichen Einfluß hatten. Wenn das Interesse am Schauspiel später bei mir (und selbst bei Tieck) abnahm, so hatte dies viele Gründe. Zuvörderst hat alles seine Zeit, und wenn ich mich änderte, dann gewiß noch mehr die Schauspieler und Schauspielerinnen. Die Klage ist alt und vollkommen wahr, daß deren Vorzüge oder Mängel selten unbefangen und gründlich gewürdigt werden: abwechselnd ertönt Schmeichelei und herber Tadel, beides zum Verderben echter Kunstentwickelung. Daß ich mich von beiden fern gehalten habe, könnte ich aus vielen genauen Beurtheilungen, aus vielen meiner Briefe erweisen. Wen interessirt es aber noch, wie z. B. Donna Diana von verschiedenen Künstlerinnen in Berlin, Dresden und Wien, vor dreißig Jahren ist gespielt worden? Der Beifall des Tages steigt hiedurch an Bedeutung, und wiederum ist diese Bedeutung ganz verloren gegangen, seitdem z. B. das Herausrufen leider etwas Alltägliches geworden ist. Zudem ist diese Schreierei, mitten in den edelsten Scenen, ein Zeichen von Geschmacklosigkeit und Gefühllosigkeit. Proben meiner frühern Ansichten und Beurtheilungen finden sich im dritten Theil meiner „Vermischten Schriften"; hier will ich die Zahl nicht mehren, nicht umständlicher von befreundeten Künstlern und Künstlerinnen sprechen, sondern mich mit vorstehender Andeutung begnügen. Ausnahmsweise darf ich jedoch die Schechner wenigstens nennen, deren ganz außerordentliche Gaben für Gesang und Darstellung, mich nach 28 Jahren noch in der Erinnerung erfreuen. Als ihre Mutter, welche alles Geschäftliche mit Spontini verhandelte, diesen einst mit großer

Lebhaftigkeit über Dinge seines Faches belehrte, antwortete er ungeduldig: „Madam, ick sei auch ä Bißl musikalsch!"

So konnte ich mit der Gegenwart und, zurückblickend, auch mit der Vergangenheit meines Lebens zufrieden sein. Insbesondere war (gegen den oberflächlichen Anschein) der zehnjährige praktische Staatsdienst meiner Ausbildung zum Geschichtschreiber äußerst nützlich gewesen, und der Gewinn für Auffassung und Beurtheilung wichtiger Weltbegebenheiten viel größer, als der Verlust an dieser oder jener kleinen Virtuosität. Wenn dessenungeachtet die Ergebnisse nicht größer wurden und die Erwartungen Johannes Müller's nicht in Erfüllung gingen, so liegt dies an meiner Beschränktheit, nicht an dem äußerlich mir zu Theil gewordenen Entwickelungsgange. Ob ich bei der Auswahl für meine größeren Arbeiten mehr Glück oder Verstand gehabt, weiß ich nicht zu sagen; gewiß gewährten sie mir die erwünschteste Belehrung und den erfreulichsten Genuß. Die geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik, sowie der geselligen Verhältnisse, ist ohne Zweifel von hohem Interesse,. aus der alten und mittlern Geschichte hatte ich die reichsten und schönsten Abschnitte ausgewählt, und war seit Beendigung der „Hohenstaufen" unausgesetzt mit der Geschichte der drei letzten Jahrhunderte beschäftigt. Mit Recht erinnerte Manso an den außerordentlich großen Umfang des Gegenstandes und die Schwierigkeit, in das oft Zerstreute Einheit, und einen organischen Zusammenhang zu bringen; ich hatte aber einmal meine Freude daran und hoffte ein Lesebuch im besten Sinne des Wortes für die Gebildeten beiderlei Geschlechts zu Stande zu bringen. Bald aber ergab sich, daß viele gedruckte Bücher in Berlin fehlten und aus fernen Handschriften wol noch mehr zu schöpfen sei. Vor allem aber stellte sich die Nothwendigkeit heraus, Länder und Völker kennen zu lernen, und so folgen nun (nach neunjährigem ruhigen Arbeiten in Berlin)

eine Reihe von Reisen, von denen meine geschichtlichen Bücher zeugen. Anderes habe ich in Reisebeschreibungen dem Publikum vorgelegt, noch einiges Ungedruckte wird in den Mittheilungen aus meinem Briefwechsel Platz finden. Einen großen, nur zu oft gegen mich ausgesprochenen Irrthum, will ich sogleich an dieser Stelle berichtigen, daß nämlich meine Reisen für mich eine bedeutende Einnahmequelle gewesen wären. Alles Honorar, was ich in dieser Beziehung erhalten habe, reicht bei weitem noch nicht hin, die Kosten der einen Reise nach Nordamerika zu decken. Ferner geht ja vom Ertrage des Bücherschreibens ab, die bedeutende Ausgabe des Bücherkaufens u. s. w.

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

In den Herbstferien des Jahres 1827 unternahm ich meine erste Reise nach Paris, und benutzte die mir knapp zugemessene Zeit aufs fleißigste zunächst die damalige Gegenwart und das allgemein Sehenswerthe kennen zu lernen. Aus meinen sehr umständlichen Berichten habe ich indeß (um unzähligemal Gesagtes nicht unnütz zu wiederholen) nur sehr weniges in die Beilagen aufgenommen. So, aus langen Theaterkritiken, nur dankbares Lob*) der trefflichen Demoiselle Mars, und eine Nachricht über das englische Schauspiel in

*) Hegel schreibt seiner Frau (Werke, XVII, 603): „Raumer hat heute Mittag Audienz bei Mademoiselle Mars; Cousin findet es lächerlich, zu ihr zu gehen, — zu Talma, oder Madame Pasta — wenn sie noch da wären — hätte er mich geführt." — Meine Erzählungen erweckten in Hegel den eifrigen Wunsch, Mademoiselle Mars persönlich kennen zu lernen, und ich schlug ihm vor, sich durch Cousin bei ihr einführen zu lassen. Tags drauf kam dieser in höchster Aufregung zu mir und sagte: „Dies sei ganz unmöglich, denn bei Hegel's Persönlichkeit und Sprechweise würden sie beide unfehlbar durch irgendeinen aus der theatralischen Gesellschaft dargestellt und lächerlich gemacht werden."

Paris, oder vielmehr nur über die Aufführung des „Hamlet", mit Weglassung einer ähnlichen, aber zu langen Beurtheilung des „Othello" und „Romeo". Politische und religiöse Betrachtungen haben im Ablaufe der Zeit meist ihre Erledigung, ja Bestätigung gefunden. — Jedenfalls hatte ich sehr viel durch diese kurze Reise gelernt; mich aber zugleich überzeugt, daß zu den für mich nothwendigen geschichtlichen Forschungen viel mehr Zeit gehöre, mithin später ein längerer Aufenthalt in Paris nöthig sei.

Manche auf jener ersten Reise gemachten Erfahrungen benutzte ich für eine 1828 herausgegebene Schrift: „Ueber die preußische Städteordnung, nebst einem Vorworte über die bürgerliche Freiheit, nach französischen und deutschen Begriffen." Daß ich nicht überall das Französische höher stellte, ward in Paris lebhaft gerügt, und auch in Berlin erhob Herr Geheimrath Streckfuß Einwendungen gegen etliche meiner Ansichten und Behauptungen. Dies veranlaßte mich, den Haupturheber der Städteordnung, den Herrn Minister Stein, um eine authentische Erklärung zu bitten. Sie lautete günstig für mich, wie aus der in den Beilagen aufgenommenen Abschrift hervorgeht. Selbst die Stadtverordneten und ihr Vorsteher Herr Hofrath Behrend erklärten sich beifällig, obgleich ich einer mir bedenklich erscheinenden Erweiterung ihrer Rechte widersprochen hatte. Die Verschiedenheit unserer Ansichten that dem freundschaftlichen Verhältniß zu Herrn Geheimrath Streckfuß keinen Eintrag; wogegen ich, sehr unerwartet, in einen unangenehmen Streit mit dem mir vorgesetzten Ministerium gerieth. Ich würde ganz davon schweigen, wenn nicht

— Ich gestand, daß ich an Hegel's Vorschlag schuld sei, und rieth Cousin ihm zu sagen: „Ich habe einen schlechten Geschmack und es lohne sich nicht, die Mars persönlich kennen zu lernen. Cousin befolgte meinen uneigennützigen Rath; und so erklärt sich jener Bericht Hegel's an seine Frau.

die wichtige Frage über die literarische Unabhängigkeit der Professoren dabei zur Sprache gekommen wäre.

Ich hatte in meiner Schrift (S. 42)*) gerügt: daß viele Schulen zu wenig Rücksicht auf den künftigen Lebensberuf nähmen und oft daselbst mit großem Zeitaufwande Dinge gelehrt würden, welche unbrauchbar blieben und die man schnell vergesse. Hierüber ließ sich streiten, Form und Inhalt berichtigen; als mir aber in einem Ministerialrescript gesagt wurde: ich habe in einer unwürdigen und oberflächlichen Weise abgesprochen, glaubte ich mich (ausnahmsweise und gegen meine sonstigen Grundsätze) vertheidigen zu müssen. Diese Vertheidigung vom 19. Juni 1828 (siehe die Beilagen) finde ich so verständig und gemäßigt, daß ich noch jetzt (nach 33 Jahren) nicht begreife, wie das Ministerium am 12. Juli so leidenschaftlich antworten und mich in 10 Thaler Strafe nehmen konnte. Hieran reihte sich meine zweite Vertheidigung vom 10. August, und ein nothwendig gewordenes Schreiben an Rector und Senat, welche ich ebenfalls nachzulesen bitte. Zu diesem Schriftwechsel gesellte sich zuletzt ein Gespräch mit dem Herrn von Kamptz, welchem für den erst kürzlich verreiseten Herrn von Altenstein, die Leitung der Geschäfte einstweilen zustand.

Ich. Warum wollen Sie, nach den wider mich erhobenen Beschuldigungen nicht den Weg Rechtens einschlagen und mich zur fiscalischen Untersuchung ziehen?

Herr von Kamptz. Das geht nicht, denn man würde Sie freisprechen.

Ich. So erlauben Sie, daß ich den ganzen Schriftwechsel dem Publikum vorlege.

Herr von Kamptz. Dafür kann ich nicht stimmen, denn das Publikum würde für Sie Partei ergreifen.

---

*) Vermischte Schriften, I, 264.

Ich. Wie kann man mich aber bei diesen Verhältnissen in 10 Thaler Strafe nehmen?

Herr von Kamptz. I so zahlen Sie doch die einmal ausgesprochene Summe: Sie gewinnen noch 40 Thaler, denn Sie haben sich mit uns wenigstens für 50 Thaler Spaß gemacht.

Ich. Gut, ich will zahlen, unter der Bedingung daß ich das letzte Wort behalte, und das Ministerium mein Schreiben vom 10. August nebst dessen Beilage stillschweigend hinnehme.

Herr von Kamptz ging diesen Vertrag um so williger ein, da der ganze Angriff wider mich nicht von ihm herrührte.

— — — Ich muß jetzt über meinen Austritt aus dem Obercensurcollegium Bericht erstatten. Bei der Gründung desselben hatte der Kanzler, wie gesagt, die löblichsten Absichten. Unabhängige wissenschaftlich gebildete Männer sollten nach sehr freisinnigen Grundsätzen in letzter Stelle entscheiden. Mehrere Gründe trafen aber zusammen, eine ganz entgegengesetzte Richtung allmählich zur Herrschaft zu bringen: Aengstlichkeit und Charakterschwäche einiger Mitglieder, tyrannische Absichten anderer nur ihre eigenen Ansichten zu dulden und aussprechen zu lassen, eigenmächtige Einmischung der obern Polizeibehörde. Wenn insbesondere der Geheimrath Tschoppe seine Meinung im Censurcollegium nicht durchsetzen konnte, so machte er sie als Mitglied des Polizeiministeriums geltend; sodaß jener Behörde, trotz aller Widersprüche, die unabhängige Entscheidung in Wahrheit genommen ward, und die weniger muthigen Mitglieder fanden es kürzer, gerathener und bequemer, Herrn Tschoppe nicht mehr zu widersprechen, sondern sich ihm nur unterzuordnen.

Oft hatte ich Veranlassung besondere Abstimmungen zu übergeben, welche aber meist erfolglos zu den Acten gingen. Als z. B. einst Ancillon und Schöll verlangten, daß die

„Staatszeitung" ſtreng zurecht gewieſen und beſchränkt werde, weil ſie Dom Miguel nicht genug lobe, und die Grundſätze der „Gazette" und „Quotidienne" nicht verkündige und anpreiſe, ſagte ich unter anderem in einem ſolchen Votum: „Mir ſcheint das Princip des echten Monarchismus und der Legitimität in Dom Miguel keineswegs den beſten Repräſentanten zu finden, und Bedenken gegen ſein Recht und ſeine Regierungsweiſe, die von allen europäiſchen Mächten erhoben wurden, kann ich nicht als «böswillig und jakobiniſch» bezeichnen. Es gibt Jakobiner in den höchſten und niedrigſten Regionen, und einzelne Herrſcher haben dem Monarchismus mehr Schaden gethan, als viele Demagogen. So wenig ich es alſo paſſend finde, daß das Obercenſurcollegium ſich zum Vertheidiger Dom Miguel's aufwerfe, ſo wenig läßt es ſich rechtfertigen daß es bourboniſcher geſinnt als Karl X., den Druck deſſen in Berlin verhindern will, was jener in Paris verſtattet. Oder ſoll etwa, wenn dort ein Miniſterialwechſel einträte, die «Preußiſche Staatszeitung» gleich dem Chamäleon die Farbe wechſeln? Wenn die Grundſätze Dom Miguel's unſeren König leiteten, ſo ſtände es um unſere bürgerliche Freiheit ſehr ſchlecht, und wenn die religiöſen Principien der «Gazette» und «Quotidienne» durch die «Staatszeitung» inoculirt werden könnten, ſo würden, ſtatt chriſtlicher Duldung, Verfolgungen und tyranniſche Kirchenherrſchaft über uns einbrechen u. ſ. w. — Darin liegt meines Erachtens der weſentliche Streitpunkt, daß unſere Gegner in letzter Stelle die volle geſchichtliche Wahrheit nicht wollen, ſondern ſich für berufen halten, dieſelbe in irgendeiner einſeitigen Richtung zu erklären und vom Böſen zu reinigen. Dieſes Böſe (auf welcher Seite man es auch ſuche und finde) gehört ja aber, ſofern es hiſtoriſch wirklich wird, eben mit zur geſchichtlichen Wahrheit; — ſonſt behandelt man dieſelbe wie jener Mann, der den Geſchichtslehrer ſeiner Kinder wegjagte, weil er ihnen von Königen und

Republiken auch ungerechte und verwerfliche Thaten erzählte. Nach dieser Ansicht würden wir durch die Zeitungen noch nicht erfahren haben, daß Ludwig XVI. hingerichtet sei; man würde ganze Jahre aus der Geschichte ausstreichen müssen. — — —

„Auf dem eingeschlagenen oder anempfohlenen Wege würde in unserem Vaterlande (das sich durch echt freisinnige Einrichtungen, durch Bildung aller Stände, durch Liebe zu Ordnung und König aufs vortheilhafteste auszeichnet) bald eine Vormundschaft eingeführt und ausgeübt werden, drückender und ertödtender als in den Ländern, mit welchen Preußen jetzt immer Schritt gehalten hat; oder nach dem Muster derjenigen Reiche, die in ihrer Bildung still stehen oder zurückgehen.

„Zum Schutze echter Freiheit eingesetzte Behörden sollen sich von jeder Parteiansicht und einseitiger Leitung freihalten und nicht wähnen, sie seien im Stande die Erziehung und Entwickelung vieler Millionen von einem Punkte aus zu leiten, welcher wahrlich nicht der allmächtige des Archimedes ist. Könnte man die öffentliche Meinung, oder besser Ueberzeugung, dadurch leiten und gewinnen, daß man einem paar Censoren Gänsefedern zum Ausstreichen in die Hände gäbe, so wäre freilich die politische Universalmedicin erfunden. Sowie jede Universalmedicin, möchte aber auch diese im Ablaufe der Zeit, vor dem unparteiischen Richterstuhl der Geschichte, als Quacksalberei verurtheilt werden." — So meine Abstimmung.

Als endlich ein Bericht über diese Sache an den Minister Bernstorff erstattet wurde, bediente dieser unsere Gegner mit höflichen Redensarten, that aber nichts von dem, was sie verlangten. Von anderen Censurthorheiten wäre viel zu erzählen: nur Einiges zur Probe. Man verbot noch nicht gedruckte Bücher, weil dem Verfasser nichts Gutes zuzutrauen

sei. In einem Berichte über ein Mittagsmahl bei Jagor, war das Essen nicht gelobt. Der Censor legte jenen dem Speisewirthe vor, welcher erfolgreich darauf schrieb: „Non imprimatur.“ — Es ward verbreitet daß eine Schrift, welche den Grafen Redern beleidigte, von Spontini herrührte. Dieser entwarf eine Erklärung, daß er nicht der Verfasser sei und von ihrem Ursprunge nichts wisse. Sein angeblicher Freund, Geheimrath T—, las diese Erklärung und billigte dieselbe. Als der Abdruck dennoch verweigert ward, ging Spontini zum Präsidenten des Obercensurcollegiums Geheimrath von Raumer, welcher sogleich die Erlaubniß zum Abdruck der ganz unverfänglichen Erklärung ertheilte. Jetzt eilte Herr T— zu diesem, überredete ihn, daß Graf Redern durch jene Erklärung sehr beleidigt werde, und setzte das Censurverbot durch: — damit, wie man behauptete, sein Antheil an der Schrift und Spontini's völlige Unschuld nicht an den Tag komme!

Nachdem das Obercensurcollegium meine Rede zur fünfundzwanzigjährigen Regierungsfeier Sr. Majestät des Königs, wie ein Quintanerexercitium durchcorrigirt, ihren Abdruck ganz unmöglich gemacht hatte und die verfolgte Richtung meinen Ueberzeugungen widersprach, besuchte ich die Sitzungen nicht mehr, und forderte, als man dies verlangte, meine Entlassung. Dies Abschiedsgesuch ward wider mein Wissen und Willen gedruckt, wie die Beilagen umständlich erweisen. Meine Theilnahme und Mitwissenschaft wäre eine Unschicklichkeit, keine verbotene Handlung gewesen; doch eröffnete man wider mich, nach meinem Austritte, eine weitläufige Untersuchung. Es war nicht schwer, die mir vorgelegten Fragen zu beantworten: das Obercensurcollegium war etwas eingeschüchtert, beharrte indeß im Ganzen auf der betretenen Bahn.

Als ich später meine „Beiträge zur Geschichte Friedrich's II.“ herausgab, ward es verboten, sie in den Zeitungen anzu-

zeigen. Man ging nicht darauf ein amtlich Gründe anzugeben, verbreitete aber: ich hätte, abscheulich, den König als einen Trunkenbold dargestellt. — Der englische Gesandte (dies hatte ich aus englischen Gesandtschaftsberichten mitgetheilt) forderte nämlich von dem preußischen Minister von Podewils eine Erklärung über etwas, das ihm der König gesagt habe. „Wenneher", fragte Herr von Podewils, „hat er es gesagt?" — „Gestern, nach Tische." — „Ueber das was man nach Tische spricht, gibt man keine Erklärung." Dem Könige gefiel diese gewandte Ablehnung.

Weit mehr Noth, als durch diese böswillige Misdeutung, entstand für mich durch meine Schrift über Polens Untergang.

Ich will in dieser Beziehung hier nur das wiederholen, was ich in der Vorrede zum zweiten Bande meiner „Vermischten Schriften" gesagt habe. Der Aufsatz: „Polens Untergang" (gedruckt nach dem Mislingen des Aufstandes von 1830), war von Abgeneigten dem Könige Friedrich Wilhelm III. in einem so übeln Lichte dargestellt worden, daß er meine damalige Wahl zum Rector der Universität Berlin nicht bestätigte. Gleichzeitig sah sich der Minister von Kamptz durch einen Artikel der „Allgemeinen Zeitung" zu dem irrigen Glauben veranlaßt: ich hätte das, jetzt S. 492 wieder Abgedruckte von dem Könige Friedrich Wilhelm III. ausgesagt; und schon hatten zwei Ministerien beschlossen mich zur fiscalischen Untersuchung zu ziehen, als sich beim endlichen Lesen meiner Schrift ergab, daß jene Stelle einer im Preußischen schon öfter gedruckten Bekanntmachung der Polen über König Friedrich Wilhelm II. entnommen war. Herr von Kamptz zürnte später sehr über den Schreiber dieses und anderer verwandten Zeitungsartikel, und entschuldigte sich gegen mich wegen seines auf Täuschung beruhenden Verfahrens. Auch blieb es nicht verborgen, wer die Bolzen gegen mich gedreht und abgeschossen hatte.

Bald darauf erhielt ich von dem gerechten, nunmehr beſſer unterrichteten Könige unmittelbar den Auftrag, eine Darſtellung der Verhältniſſe Preußens zu Polen in den Jahren 1830—32 aus amtlichen Quellen zu entwerfen: denn das Publikum werde mir als einem unparteiiſchen, aufrichtigen Manne Glauben ſchenken. Der von dieſem königlichen Auftrage anfangs nicht unterrichtete Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Herr Ancillon, ſchrieb mir ſpäter: „Ich würde Gelegenheit haben, den übeln Eindruck meiner erſten Schrift zu verwiſchen, Irrthümer zu berichtigen" u. ſ. w. Hiezu erklärte ich mich in meiner Antwort*) ſehr gern bereit, ſobald Herr Ancillon mir Irrthümer nachweiſe und unbekannte glaubhafte Quellen vorlege. Beides iſt unterblieben, und erſt in London und Paris wurden mir alle Geſandtſchaftsberichte anvertraut, welche ich zur Verbeſſerung der dritten Auflage meiner Schrift gewiſſenhaft und dankbar benutzt habe.

*) Dieſe Antwort fehlt in den Acten.

Mittheilungen aus Raumer's Briefwechsel.

Manso an Raumer.

Breslau, den 2. März 1820.

— — — Voß contra Stolberg und Stolberg contra Voß. Eine Menge Leute rühmen Voß unbedingt als den rüstigen Kämpfer für Recht und Wahrheit. Ich kann in dieses Lob unmöglich einstimmen. Er stellt einen geliebten Freund, einen Mann, dem man nichts vorwerfen kann, als daß er seinen Adel nicht wegwarf (was kein Adelicher soll) und in dem Protestantismus keine Nahrung für sein Herz fand (wofür er nicht kann), nach 20 Jahren an den Pranger, und wozu? Ist die Gefahr, in der wir, dem Katholicismus gegenüber, leben so groß? Gehen doch oft Katholiken zu uns über (z. B. Kayßler, Rohowski)? Erhält Wien nicht eine protestantische Universität? Zählt die münchener Akademie nicht mehrere protestantische Mitglieder? u. s. w. Und wer ist es denn, der gegen den Katholicismus eifert? Voß der Naturalist. Ich bin mit vielem, was in unsern Tagen vorgeht, höchst unzufrieden, aber das Häßlichste ist doch die Verkehrung und Verdrehung aller sittlichen Grundsätze. Ob ich den aus Beschränktheit, oder in guter Meinung Irrenden ohne Schonung lästere, oder eine wirklich schwarze That beschönige, wie De Wette, ist gleich unrecht und schändlich. — — — — Raumer's „Italienische Städte" bis S. 32. Die Menge von Einzelheiten, die hier zusammengestellt sind, hat mich

wirklich überrascht. Aber rechnen Sie nur nicht darauf, daß viele sie Wort für Wort lesen werden, wie ich. So etwas schreibt man immer nur für wenige. Zum Glück ist die Erkenntlichkeit dieser wenigen mehr werth, als der laute Beifall der Menge.

Raumer an Manso.

Berlin, den 11. April 1820.

— — — — Dieser Tage habe ich einmal wieder nach alter Weise tüchtig auf die Philologen geschimpft. Zur Gemüthsergötzung zwischen den unzähligen statistischen Zahlen nehme ich den Theokrit, ed. Heindorfii, zur Hand und siehe (was ich freilich vor mehreren Jahren schon einmal erfahren) alles, was ich nicht will, steht darin und alles, was ich nicht weiß und wissen will, — fehlt. Und so wenig ich auch regelrecht Griechisch weiß, so gibt's doch Leute genug, die noch weniger wissen. Für diese alle sorgt niemand, sondern die Herren reden hoch oben im Hühnerkorb ihr philologisches Rothwelsch immer weiter. Wahrhaftig, die alten Ausgaben ad modum Minellii sind brauchbarer. — — —

Manso an Raumer.

Breslau, den 4. Mai 1820.

— — — — Daß Sie sich über Heindorf's „Theokrit" geärgert haben, geschieht Ihnen sehr recht. Was geht Sie

denn eine rein kritiſche Ausgabe an? Nehmen Sie dafür Lieſling's Ausgabe zur Hand. Leider ſteht auch hier eine Menge Zeug, was man, nach Ihrer lobenswerthen Methode, überhüpft; aber man erfährt doch wenigſtens, daß man einiges gar nicht verſtehen kann, ferner, daß ſich einiges nur errathen läßt, und endlich, wie das zu verſtehen iſt, was man von ſelbſt verſteht. — — — —

Steffens an Raumer.

Breslau, den 13. Mai 1820.

— — — — Wenn ich die Theile der „Geſchichte der Hohenſtaufen", die ich geleſen habe, wenn ich die Blume Ihrer Herbſtreiſe, die Geſchichte der letzten Auflöſung des venetianiſchen Staats, wenn ich Ihre beiden Aufſätze in den „Jahrbüchern der Literatur" leſe und dieſe vor allen, dann finde ich daß Sie ein Talent beſitzen, welches in dieſem Grade Ihnen durchaus eigen iſt, was Sie ſich nicht gegeben haben, weil ſich's keiner geben kann, das bewundernswürdige Talent, eben das geheime, verborgene, verſtändige Band der Ereigniſſe zu finden, wodurch Sie ſich den Alten am meiſten nähern. Es geht Ihnen wie den meiſten, die ein wirkliches Talent haben, es iſt eine wahre Inſpiration und die Reflexion vermag das Talent nicht zu erreichen. Man kann, wenn Ihre Werke fertig daliegen, ohne allen Zweifel vieles höchſt Wichtige für die Theorie der Geſchichtsforſchung herausheben. Sie können das aber nicht, Ihnen iſt das viel herrlichere Geſchäft übertragen, es darzuſtellen. Daher iſt das, was Sie über geſchichtliche Kunſt ſagen, weit hinter allem, was Sie liefern. Wenn Sie von einer Zeit und ihren Ereigniſſen ergriffen

sind, leben Sie ganz in ihr. — Wie der Philosoph sich der Idee, soll der Geschichtschreiber sich den mannichfaltigsten Ereignissen ganz hingeben. Hervortreten soll er nie. Die Verwirrung drängt sich ihm zuerst auf, sie quält ihn, alles häuft sich chaotisch, durchkreuzt sich nach allen Richtungen, die Ordnung keimt langsam, die Geburt der geordneten Verhältnisse ist schmerzhaft, aber sicher. Sie müssen eine gewisse Zuversicht besitzen in Ihren Arbeiten, die eben das Erheiternde ist, und selbst in den mismuthigen Stunden der Wehen müssen Sie das Gefühl der wahren Geburt empfinden und die zukünftige Freude. Die Aufsätze in den „Jahrbüchern" sind in dieser Rücksicht große Meisterstücke, und ich habe die Freude, solche Werke ausführen zu können, rein und tief mit Ihnen gefühlt.

Raumer an Manso.

Berlin, den 30. Juni 1820.

Ein aus Mecklenburg berufener Professor extr. Med. W. hält eine Antrittsrede und läßt sie drucken. Für mich, den Verehrer des Mittelalters, ein gefundenes Essen; aber die Philologen kreuzigen und segnen sich über den von ihm gewünschten Orbem extensiorem efficacitatis. — Medicinam semper cum amore feci. — Mature jam in me progerminatum est votum — prodilectio mane (heißt in früher Jugend) jam mentem occupaverat, und was der Dinge mehr sind, die mir so wenig Anstoß gaben, als wenn er declinirt hätte mensa, mensi, worüber aber selbst der weise Senat berathen und der gefährdeten Universitätsehre, Bröder's Grammatik als Schild vorhalten will. Wäre der Mann so klug wie ich und kennte sich selbst so wie ich, so hätte er

Ihnen das Ding zum Corrigiren geschickt. — So unglaublich groß nun aber, aus bekannten Gründen, meine Duldsamkeit gegen schlechtes Latein ist, so habe ich denn doch daran Anstoß nehmen müssen, daß — auch der Inhalt im allerhöchsten Grade ledern und trivial ist. — — —

Naumer an seinen Bruder Karl.

Berlin, den 16. Juli 1820.

Du schreibst mir: „Verliere Dich nicht in Wissenschaft. Eins ist noth.“ — Einverstanden; aber ich sehe zwischen dem Einen und der wahren Wissenschaft keine Feindschaft, keinen Gegensatz. Freilich gibt's eine falsche Wissenschaft, aber auch eine falsche Frömmigkeit; die letzte ist so wenig werth, als die erste, und scheint fast mehr Mode zu werden als jene. Wenigstens kenne ich Leute, die ihre Faulheit und den heimlichen Hochmuth und die Verketzerung anderer gar gern hinter Frömmeleien, Hosiannasingen verbergen oder damit zudecken möchten; die auf ihre Aeltern, die in harmonischerem Maße sich bewegt, herabsehen, und mit ihrer einseitigen Uniform Götzendienst treiben. — Das Eine, was noth thut, erlangt man nicht durch Vergraben seines Pfundes, nicht durch Ueberschätzen desselben. So ist's mir zum mindesten unverständlich, wenn Fr. Schlegel von Tieck verlangte, er solle seinen ihm von Gott gegebenen Beruf an den Nagel hängen, und ich weiß nicht was beginnen oder nicht beginnen. Es kann vor Gott wichtiger und würdiger sein Schwefelhölzer schneiden, als die Hohenstaufen schreiben; aber ich wäre doch ein Narr, wenn die hieran sich reihende Demuth solche Skepsis oder

zuletzt solcher Hochmuth würde, daß ich mich auf Schwefelholzschneiden legte. Uebrigens weiset keine Wissenschaft bestimmter auf Gott und Vorsehung hin als die Geschichte, und selbst ganz äußerlich genommen muß ich mich mehr mit Kirche und Religion beschäftigen, als die meisten Pastoren. Das alles ist keineswegs gegen Dich gesagt; wie denn überhaupt niemand weniger als ich meinen kann, daß eine Rinde für alle Bäume passe. Aber Bäume ohne Rinde gehen aus, und ohne Kern sind sie hohl. Also beten und arbeiten, darin sind wir wieder einig.

Raumer an Manso.

Dessau, den 23. September 1820.

— — — Seit ich Vorstehendes schrieb, habe ich schon wieder einem Erntekranz beigewohnt und mich mit Bauer- und Kuhmädchen demagogisch umhergetrieben. An die vornehmen Damen wage ich mich dagegen mit meinen außer Uebung gekommenen Füßen nicht gern. Unter den demagogischen Touren verdient besonders eine Erwähnung, wo Chapeau und Dame erst gegeneinander einen tiefen Diener machen, dann sich umdrehen und so zusammenstoßen, daß sie einige Schritte auseinander prallen oder gar zu Falle kommen. — Meine Schwester forderte einen Hofmeister (de la basse-cour) auf, mit ihr zu tanzen, erhielt aber zur Antwort: „Ne, Freien Agneschen, die Kühe kommen!“ So war der Mann seines Berufs eingedenk. — Ein sehr langer Ketl mit einem Maskengesicht hatte sich einen Blumenstrauß mit einer gewaltig großen Orange vorgesteckt, welche beim Drehen seiner Dulcinea jedesmal aufs Maul schlug. Als diese mit einem andern tanzte, rief er: „Lore, Lore!“ und als sie endlich ungern abbrach

und fragte, was sie solle, reichte er ihr ein Stück Kuchen und sagte: „Da, friß!“ — Ein Mädchen schlägt einem das Tanzen ab und beruft sich gegen den zweiten, welcher sie aufforderte, darauf daß sie eben jenes Abschlagens halber nicht Ja sagen könne. „Mein Seele“, fällt hierbei der erste ein, „hättest Du mit dem getanzt, ich hätte Dich in den Mist geschmissen.“ So die plebeje Justiz; das moderne Point d'Honneur hätte sich an den Herrn gehalten.

Manso an Raumer.

Breslau, den 21. August 1820.

— — — — Ich zweifle sehr, daß ich mich je zur Lesung eines indischen Gedichts entschließen werde. Kayßler, um dem sittlichen Sinn seiner Schüler beizukommen, hat in seinem neuesten Programm eine Stelle aus „Mahabharatha“ abdrucken lassen. Um doch auch etwas sittlicher zu werden als ich bin, fing ich getrost an zu lesen und lese: „Wie ich, der Gänse Wort hörend, Nischhadder's Herrn zum Mann erkor, mögen Kraft dieser Wahrheit wohl, nun die Götter ihn zeigen mir.“ Sowie ich das verzweifelte Gänsewort hörte, war alle meine Andacht zum Teufel; auch bin ich nicht vermögend gewesen, eine andächtige Stimmung wieder zu recuperiren.

Die Herzogin von Dessau an Raumer.

Dessau, den 24. Januar 1821.

Ew. Hochwohlgeboren sage ich meinen verbindlichsten Dank für die mir übersendeten „Vorlesungen über alte Geschichte", Sie haben mir sehr große Freude dadurch gemacht, und ich verspreche mir recht vielen Genuß von dem, was Ihrer geübten und geistreichen Feder entflossen ist.

Geschichte ist gewiß das allerinteressanteste Studium, wenn man sie nicht blos lernt, um sein Gedächtniß mit Zahlen und Begebenheiten anzufüllen, sondern um den Menschen darin kennen zu lernen und Gottes weisen Führungen nachzuspüren, und daher hat alles, was Bezug auf dies Fach hat, großen Werth für mich.

Raumer an Hagen.

Berlin, den 1. Februar 1821.

Heut, den 1. Februar, vor vier Jahren feierten wir auf dem finstern Vesuv einen der heitersten und glänzendsten Tage unseres Lebens, und heut ist in der Gegenwart für mich wiederum ein Festtag, was ich wol keinem andern eher zu melden habe als Dir, seit so vielen Jahren meinem unermüdeten Nebengespann auf der verwandten Bahn. Heut habe ich die letzten Zeilen an der Geschichte meiner Hohenstaufen niedergeschrieben, und so viel auch noch zu erziehen ist, so viel auch noch an der Pracht und Trödelgarderobe der Antiquitäten jener Zeit zu thun ist; die Geburt des Kindes habe ich glücklich überstanden, ob mir gleich während der fast siebzehnjährigen

Schwangerschaft manch Haar grau geworden und der Tod so nahe gekommen ist, daß ich dessen oft und so auch heute recht ernstlich gedenke. Nur einmal wagt, hofft und arbeitet man so im Leben; ein zweites Werk solcher Art duldet und fördert die eilige Zeitlichkeit nicht. Glücklich, wer Ausdauer hat für langsame Bildungen und sich nicht hinreißen läßt, zu mondkälbern. Darin rühme ich mich, das Geleistete sei dereinst wie es sei; und Deine treue Gespannschaft hat mich oft gestützt, wenn ich so einsam und ohne Theilnahme oder Lobrednerei des Tages, in aller Stille nicht blos arbeiten mußte, sondern auch Liebe und Begeisterung in aller Frische erhalten sollte.

Der Hofrath Heeren an Raumer.

Göttingen, den 12. Februar 1821.

Durch die Dieterich'sche Buchhandlung, mein verehrtester Herr, erhielt ich Ihre „Vorlesungen über die alte Geschichte". Unmittelbar vorher hatte ich Ihre beiden Abhandlungen, die hinter dem dritten Theile des vortrefflichen Werkes von Manso stehen, mit dem größten Interesse gelesen. Urtheilen Sie also selbst wie angenehm mir Ihr Geschenk war. Während einer Unpäßlichkeit, von der ich noch nicht völlig wiederhergestellt bin, sind Sie abwechselnd mit dem „Speeches" von William Pitt meine Lectüre gewesen, mit denen Sie bei aller Verschiedenheit der Form und des Inhalts in Einer Rücksicht übereinkommen; nämlich in der Klarheit der Ansichten und der Darstellung. Mein unüberwindlicher Ekel vor allem politischen Sophistengeschwätz macht, daß ich vielleicht drei Viertheile unserer politischen und historischen Schriften ungelesen lasse, sobald ich jenen Charakter darin wahrnehme; desto

werther sind mir diejenigen, die, wie die Ihrigen, und die des würdigen Manso von diesen herrschenden Fehlern der Zeit sich so ganz rein erhalten! Darf ich Ihnen die beikommenden Untersuchungen über die Quellen der Biographien Plutarch's als ein, wenn auch nur geringes Gegengeschenk anbieten? Ich bin weit davon entfernt, mir selber bei dieser Arbeit Genüge geleistet zu haben. Doch ist wol manches in der alten Geschichte dadurch zuverlässiger geworden, und erfreulich wird es auch für Sie sein zu sehen, daß von manchen höchst schätzbaren Werken des Alterthums uns durch Plutarch weit mehr Auszüge erhalten sind, als man bisher wußte. Sallust wird nicht mehr die einzige Hauptquelle für Catilina's Verschwörungsgeschichte bleiben, wenn man weiß, daß Cicero's Erzählung davon in seiner Biographie erhalten ist.

Raumer an Manso.

Berlin, den 9. März 1821.

— — — — Ich kann gar nicht zum Recensiren kommen, und will auch gar nichts mehr darüber versprechen, um nicht so oft zum Lügner zu werden. Liegt die Arbeit nicht ohnehin auf meinem Wege, so bleibt sie gewiß liegen. In der Regel ist die Kritik unfruchtbar und ich will lieber alle meine Kräfte zusammenhalten um etwas Tüchtiges zu erzeugen, als Mittelmäßiges zu pflegen oder Schlechtes auszuflegeln. Leider aber nimmt dies kritische Bestreben auf höchst trockene und anmaßliche Weise unter den jungen Leuten überhand, wogegen die viel erfreulichere, mehr versprechende Begeisterung ganz abhanden kommt, oder mit falscher Vornehmheit zur Seite gestellt wird. Als mehrere Studenten eines Abends bei mir

waren, ließ einer den Sie wol noch kennen, seiner kritiſchen Weisheit freien Lauf, bis er zuletzt ſo weit kam, zu behaupten, ſeit zehn Jahren ſchreibe Goethe ſchlecht deutſch, Jean Paul ſei ein Confuſionarius u. ſ. w. Da lief mir die Laus über die Leber und ich wuſch ihm den Kopf dermaßen, daß er weder Haus noch Collegium weiter beſucht hat. Habeat sibi, und vor ſolchen Stockfiſchen ſoll man ſeine Begeiſterung ausſchütten; die kleinſten Rechenpfennige ſind ihre hochverehrte Münze. Glaube an einen Lehrer, Liebe zu ihm, fällt faſt ganz weg und gilt für Götzendienſt; und was für Götzen machen ſich dieſe kleinen Leute! Sie ſelbſt ſind ihr eigener, nicht Urſtier (damit es Rhode nicht übel nimmt) ſondern ihr eigener Urochſe, aus dem alles Zeug emanirt.

Manſo an Raumer.

Breslau, den 19. Auguſt 1821.

— — — Den Voſſiſchen „Ariſtophanes" habe ich nicht länger als eine Stunde auf meiner Stube geduldet. Für den Ariſtophanes iſt Voß eine viel zu ernſthafte Beſtie. Einen Ariſtophanes, wie er uns gibt, hätten die Athenienſer geradezu ausgepocht. Sie ſehen, ich bin ganz wieder in meinem alten Gleiſe und Fleiße.

Wohl hatten es die alten Hiſtoriker beſſer als wir. Die Urſachen ſelbſt aber ſcheinen mir folgende: 1) Die innere Geſchichte kümmerte ſie wenig. Sie nahmen ſie mit, wenn's gerade in den Text paßt. 2) Die politiſchen Verhältniſſe ſind noch gar nicht verſchlungen, die Welt nicht verbunden, alles einfach und einzeln. 3) Was ſie beſchrieben, den Krieg, kannten ſie beſſer als wir Stubengelehrten. 4) Endlich ſie

wurden und ihre Sprache war ganz eigentlich zu dem was in ihrem Werke am meisten heraustritt, zur Wohlredenheit gebildet. Da trete unsereiner einmal auf und webe Reden ein. Er wird schön angelassen werden. Was wir in der Art beibringen, müssen wir gleichsam als Contrebande einschwärzen.

Raumer an Manso.

Dresden, October 1821.

— — — Eine Menge Leute gehen bei Tieck aus und ein, darunter auch gar viele ihm z. B. zugeschickte neue Altdeutsche. Was radotiren diese Menschen! Einer z. B. der lange eingesteckt war, äußerte: „Hermann und Dorothea" (auf dessen großen Hintergrund wir ihn aufmerksam machten) sei kleinlich; im ganzen „Götz" nur eine gute Bemerkung, „Iphigenia" widerlich, und „Faust" die einzige, jedoch negative That Goethe's! Wahrlich bei solchen Reden weiß man nicht, ob man aus Mitleid weinen, oder aus Zorn dreinschlagen soll. Ich konnte nicht umhin ihm zu sagen: da er in der Jugend schon so stark in der Kritik sei, wie stark werde sich im Alter die Begeisterung einfinden. — Welch ein abgestumpftes, übersattes Wesen. Alles was Großes in Deutschland war und ist, gilt gar nichts vor diesen Leuten; alles gilt ihnen ihre rohe Unwissenheit, ihr lederner Aberglaube. — Wie sollen Könige und Obrigkeiten bestehen, wenn der erste deutsche Dichter diesen unbärtigen Weisen ein Stümper und Lump ist! — Wie andere Poeten von diesem Rabbomant behandelt wurden, können Sie leicht denken! — — —

Hasmer an Manso.

Berlin, den 14. October 1821.

— — — Ueber Görres neues Buch ist im Censurcollegium hin und her votirt worden. Einige gegen, einige für das Verbot. Noch weiß ich nicht was geschehen wird, wohl aber daß das Verbot post festum kommt, wenn es anders ein Fest ist, das Buch durchzulesen. Dicke schwüle Gewitterluft, Finsterniß, Donner und zwischendurch erleuchtende Blitze. Diese Art ist weder populär, noch dichterisch, noch classisch, noch dumm, noch weise, sondern ein Mélange von allem, die mit der Zeit aus der weinigen Gährung ein Uebergewicht in die saurere und faulige erhalten wird. Schade daß ein so geistreicher, talentvoller Mensch, statt sich mit Ernst, Maß und Besonnenheit zu dem Vollendeten emporzuarbeiten, nur so umhersprudelt und brudelt, während die Engländer in Pitt und Burke zwei Männer besitzen, die, so gewiß wie Demosthenes, glänzend in die Nachwelt hinübergehen werden.

Hasmer an Manso.

Berlin, den 4. November 1821.

— — — Meine Vorlesungen sind, wie ich Ihnen wol schon schrieb, im Oesterreichischen verboten, und ich schrieb darüber, weil Brockhaus es wünschte, an den Fürsten M. Diesen Brief hat jedoch A. Müller so „voll sanglanter Spitzen" gefunden, daß er vor der Hand, bis sich die Conjuncturen näher aufklären, unabgegeben bleibt. A. Müller

hat dabei an Br. erzählt: er sei mit mir zugleich beim Staatskanzler vortragender Rath gewesen, und habe die alten guten Grundsätze, ich aber das Westfälische vertheidigt. Das erste ist ganz erlogen, das zweite, wie Sie am besten wissen, ganz verdreht. — Die liebe Eitelkeit, die es am Ende, bei allem Bemühen eine politische Bedeutung zu gewinnen, doch zu nichts gebracht hat. — — —

Tieck an Raumer.

Dresden, November 1821.

— — — Was Sie mir über den Tischler gesagt haben, gereicht mir zu großem Trost und Aufmunterung. Ich habe es wenigstens so gemeint, wie Sie es ansehen. Die Demokraten denken zu ungleich und geringe vom Bürgerstande, die Erfahrung habe ich schon oft gemacht. Ich habe wenigstens Handwerker gekannt, die diesem jungen Tischler sehr nahe gekommen sind. Ueber alles dieses recht bald umständlicher.

Hierbei das chronologische Verzeichniß der Stücke Shakspeare's.

Erste Periode der Shakspeare'schen Werke.
Von 1584—92.

1) Henry IV and V. Wol schon 1584—83. (Siehe Six old Plays.)
2) Locrin. 1584, etwa aber 1594 übergearbeitet. Supplement.
3) Taming of the Shrew. 1584. (Siehe Six old Plays.)
4) King Lear. Die älteste Ausgabe wol 1585. (Siehe Six old Plays.)

5) Wholy beguil'd. Alte Komödie, 1585—86. Hawkins origin.
6) Lord Cromwell. Neu 1586. Supplement.
7) The London Prodigal. Neu 1586—87, aber 1605—6 umgearbeitet. Supplement.
8) Edward III. Neu 1586—87. Von Capell einzeln herausgegeben.
9) King John. 2 Parts. 1589. (Siehe Six old Plays.)
10) Henry VI. Pars I. 1590. (1593 nach Chalmers, 1589 nach Malone.)
11) Titus Andronicus. 1590, aber 1600 übergearbeitet.
12) Henry VI. Pars II. 1590—1600. Vermehrt. (1595 nach Chalmers, 1591 nach Malone.)
13) Henry VI. Pars III. 1590—1600. Vermehrt. (1591 nach Chalmers, 1591 nach Malone.)
14) Pericles. 1591.
15) Richard III. 1591. 1594. Verbeſſert 1598. (1595 nach Chalmers, 1597 nach Malone.)
16) Comedy of errors. 1591. Verbeſſert 1594. (1591 nach Chalmers, 1593 nach Malone.)

Zweite Periode.
Von 1592—1601.

17) Romeo and Juliet. 1592, aber 1594 vermehrt und geändert. (1592 nach Chalmers, 1595 nach Malone.)
18) Sonetts. Fangen 1592 an und ſetzen ſich bis 1601 fort, begleiten alſo dieſen ganzen Zeitraum, ſie ſind aber in der höchſten Unordnung; ich glaube ſie chronologiſch und nach Kapiteln ordnen zu können und werde Ihnen auf Verlangen dieſe Anordnung mittheilen, denn in dieſen Gedichten ruht doch eigentlich das ganze Verſtändniß Shakſpeare's.
19) All's well that ends well. 1592. Vielleicht ſchon vor

Romeo geschrieben; doch ist in der letzten Hälfte, vorzüglich in der Prosa, vieles neu und wol um 1610 hinzugefügt. (1599 nach Chalmers, 1598 nach Malone.)

20) Two Gentlemen of Verona. 1593. (1595 nach Chalmers, 1595 nach Malone.)

21) Venus and Adonis. 1593. Supplement.

22) The passionate Pilgrim. 1593. Einige Gedichte sind nicht von Shakspeare. Supplement.

23) Lovers complaint. 1593. Supplement.

24) Rape of Lucrece. 1593. Supplement. Diese Gedichte und die Sonette sind der beste Commentar Shakspeare's für diese zweite Periode.

25) Love's labours lost. 1594. (1592 nach Chalmers, 1594 nach Malone.)

26) Richard II. 1594. Spätere Zusätze. (1596 nach Chalmers, 1597 nach Malone.)

27) What you will. 1595. (1613 nach Chalmers, 1614 nach Malone.)

28) As you like it. 1596. (1599 nach Chalmers, 1600 nach Malone.)

29) Henry IV. Pars I. 1596. (1596 nach Chalmers, 1597 nach Malone.)

30) Henry IV. Pars II. 1597. Einige spätere Zusätze. (1597 nach Chalmers, 1598 nach Malone.)

31) Marchant of Venice. 1597. (1597 nach Chalmers, 1598 nach Malone.)

32) Midsummer-night. 1598. (1598 nach Chalmers, 1592 nach Malone.)

33) Henry V. 1599. Manches später hinzugefügt. (1597 nach Chalmers, 1599 nach Malone.)

34) Henry VIII. 1600. Mancher späterer Zusatz. (1613 nach Chalmers, 1601 nach Malone.)

35) Much ado about nothing. 1600. (1599 nach Chalmers, 1600 nach Malone.)

36) Merry Wives. 1600; doch iſt die Bearbeitung, wie wir ſie von dieſem Luſtſpiel jetzt in den Ausgaben haben, erſt um 1609 geſchrieben. (1596 nach Chalmers, 1600 nach Malone.)

37) Oldcastle. 1600 oder 1599.

38) Satiromastix. Ein polemiſches Luſtſpiel, welches Shakſpeare mit Dicker vereinigt gegen B. Jonſon ſchrieb, 1600—1. (Hawkins origin.)

39) The merry devil of Edmonton. Wahrſcheinlich iſt dieſe Komödie von Middleton, aber die proſaiſchen Scenen ſind nach wahrſcheinlichen Gründen von Shakſpeare. Dodsley's old Plays.

Dritte Periode.
Von 1601—13.

40) Hamlet. 1602—3. War eins der älteſten Werke, er iſt damals ganz neu bearbeitet. (1597 nach Chalmers, 1596 nach Malone.)

41) Macbeth. 1605. (1606 nach Chalmers und Malone.)

42) King Lear. 1606—7. (1605 nach Chalmers und Malone.)

43) Timon of Athens. 1607—8. (1601 nach Chalmers, 1609 nach Malone.)

44) Taming of the Shrew. 1608. Zweite Bearbeitung. (1598 nach Chalmers, 1594 nach Malone.)

45) Yorkshire Tragedy. 1609. Supplement.

46) The Puritan. 1609. Supplement. Eins der älteſten Stücke, welches dazumal neu bearbeitet wurde.

47) King John. Die neue Bearbeitung 1609. (Alte und neue 1598 nach Chalmers, 1696 nach Malone.)

48) Caesar. 1610. (1607 nach Chalmers und Malone.)

49) Anthony and Cleopatra. 1610. (1608 nach Chalmers und Malone.)
50) Coriolan. 1611. (1609 nach Chalmers, 1610 nach Malone.)
51) Winters-Tale. 1612. Wahrscheinlich völlige Umarbeitung eines sehr alten Stücks von Shakspeare. (1601 nach Chalmers, 1604 nach Malone.)
52) Tempest. 1613. (1613 nach Chalmers, 1612 nach Malone.)
53) Othello. 1614. (1611 nach Chalmers, 1614 nach Malone.)
54) Troilus. 1614 oder 1610. (1600 nach Chalmers, 1602 nach Malone.)
55) Measure for Measure. 1615. (1604 nach Chalmers, 1603 nach Malone.)
56) Cymbeline. 1615. (1606 nach Chalmers, 1605 nach Malone.)

(NB. Edward III befindet sich in den „Prolusions etc." von Ed. Capell, sonst bezieht sich das Verzeichniß auf „Six old Plays on which Shakspeare founded his etc." (2 Bde., 1779, 8.). Die Supplemente zu Shakspeare (2 Bde. 8.) von Stevens herausgegeben und auf Hawkins „Origin. of the english Drama" (3 Bde.).

Außerdem habe ich ein Manuscript, was ich dem Dichter zuschreibe.

57) Mucedorus. Vielleicht der älteste Versuch von ihm von 1583.
58) Battle of Alicazar. Ganz wie Locrin. Wol 1584.
59) Aden of Feversham. Um 1586.
60) Fair Em. Um 1585—86.
61) Fair Maid of Bristow?? Neu 1586.
62) The Birth of Merlin. Soll von ihm und Rowley sein und ist um 1605—6 geschrieben.

Henry IV, Pars I. II, muß man doppelt rechnen, denn wir haben in Steeven's Ausgabe die völlig abweichende erſte Arbeit des Dichters, ebenſo die erſte Ausgabe von Romeo, ſowie von Henry V und Merry Wives, ſodaß denn nach dieſer Rechnung 67 verſchiedene Werke des Dichters herauskommen; ſtatt daß unſere Ausgaben daran nur 36 — 37 zählen und mit Venus, Sonetts etc. etwa 40. (Nach Malone iſt alſo Twelfth night, nach Chalmer's Othello, nach Tieck Cymbeline das letzte Stück Shakſpeare's.)

Raumer an ſeinen Vater.

Berlin, den 8. Juni 1822.

Mein lieber theurer Vater! Wie herzlichen Antheil ich an Ihrem Wohlergehen nehme, brauche ich nicht zu verſichern, doch haben mich Ihre Klagen über Schmerzen und Franzens Briefchen, wonach Sie ſich übel befinden, doppelt gerührt und meine Wünſche für Sie ſo geſteigert, daß ich ohne Thränen kaum daran denken kann. Möchte der Himmel Ihnen nochmals zu feſter Geſundheit helfen, zur Freude der Ihrigen, zum Wohl des ganzen Landes. Hätte es aber Gott anders beſchloſſen, ich weiß Sie ſehen es ruhiger an, und haben mehr Kraft es zu ertragen als — wir Alle. Seit vielen Jahren verkehren Sie mit dem Tode wie mit einem Freunde, der ſich oft melden läßt und ausbleibt — zuletzt aber gewiß eintrifft.

Wenige können, wie Sie, ſo ruhig und freudig auf Ihren vergangenen Lebenslauf zurückblicken: von Jugend auf rüſtig und thätig, ein Wohlthäter des Landes, ein Freund Ihres Fürſten, ein tapferer Fürſprecher der Bedrängten gegen über-

mächtige Feinde, von allen geliebt die Sie kennen, und selbst von den Wenigen geachtet, welche die eigenen Mängel, durch Misdeutung Ihres Wesens zudecken möchten. — Um sich herum eine in Liebe und Einigkeit lebende Familie, wohlerzogene Kinder und Ihr Alter erheiternde Enkel. — Der Mensch kann auf dieser Unterwelt nicht mehr thun, nicht mehr verlangen! Darauf beruht auch Ihre Heiterkeit, der feste Blick mit dem Sie gen Himmel sehen können. Alle Einwendungen, welche Atheisten gegen ein künftiges Leben vorbringen, sind trivial und schlecht; ob aber Gott nach seiner Weisheit nothwendig den Einzelnen in Ewigkeit als solchen erhalten werde und müsse, darüber kann der fromme Mensch nach seiner eigenen Einsicht schwerlich mit voller Bestimmtheit entscheiden, und vielleicht weniger als ein minder Frommer, dem seine Persönlichkeit wichtiger und dessen Wünsche unruhiger und dringender sind. Da tritt nun aber das Christenthum hinzu, füllt die Lücke, heilt die Schmerzen, und ruft uns dem zu folgen, der den Tod bezwungen hat.

Mit diesem Trost alles Trostes, wollen wir alles Leidens Herr werden, zunächst hier auf Erden, wo ich Sie zu Ihrem Geburtstage in Dessau aufzusuchen hoffe. — Und geht's dereinst hier zu Ende, so habe ich das nächste Recht und die nächste Pflicht Ihnen nachzufolgen. — — —

Raumer an Manso.

Berlin, März 1822.

— — — Ich fordere Sie wiederholt auf, Schlegel's Vorlesungen über die Literatur zu recensiren. Das Buch ist sehr

geiſtreich und ſehr wohl geſchrieben; aber über ſeine katholiſche Betrachtung der Sachen, verdient er manche Weiſung. Nicht daß er zu ſtreng und feindlich über die Reformation ſpräche; er könnte, und oft mit Recht, Härteres ſagen; aber in dem Scheine völliger Billigkeit liegen eine Menge Inſinuationen, die beim Leſen nicht ſowohl verwunden, als wie Ungeziefer beunruhigen. Das Ding was dieſe Leute Katholicismus nennen, iſt ungeſchichtlich, ein Fabrikat wie Fichte's Idealismus, und die Reformation wird immer als Abfall vom Guten ſupponirt. Sie wiſſen wie günſtig ich von dem großartigen Bau der frühern Hierarche denke; aber es iſt doch thöricht, daß der Hiſtoriker die Augen gegen die Ausartung verſchließen ſoll. Und doch treibt es Schlegel mit ganz anderem Geiſt und Geſchick, als etwa Stark in Theodul's „Gaſtmahl" und Haller. — — —

Menzel an Raumer.

Breslau, den 29. Juni 1822.

Verehrter Freund! Ihr Schreiben vom 13. dieſes nebſt zwei Büchern „Hohenſtaufen" iſt richtig eingelaufen. — — — Der Eindruck, den das Ganze macht, iſt durchaus günſtig, und ich würde, nachdem ich das Werk zu dieſer Vollendung ausgearbeitet, gegen alle Hauptveränderungen ſein. Das Streben nach dem Allervollkommenſten verkümmert Ihnen ſonſt die Luſt und Freude an dem Gelungenen, und die mancherlei Rathſchläge würden, wenn Sie ſie alle berückſichtigen wollten, Sie nie zum Ziele kommen laſſen. Warum ſollten Sie auch nach anderer Leute Meinungen, die auf ihrem Felde offenbar weniger als Sie ſelber zu Hauſe ſind, Ihren Bau-

plan umwerfen? Denken Sie an architektonische Bauten, was dabei herauskommen würde, wenn nach dem Urtheil dieses und jenes Vorübergehenden eingerissen und umgeändert werden müßte! Doch Sie sind ja schon meiner Meinung. Ich halte dafür, daß jeder seine eigene Weise hat, und daß man mit der eines tüchtigen Autors zufrieden sein kann. Leicht ist es gegen einen Plan Einwendungen zu machen, und Sie können darauf gefaßt sein, daß z. B. die ausführliche Darstellung des ersten Kreuzzugs vielen als eine für die Hohenstaufen ganz ungehörige Partie erscheinen wird. Aber Sie, der Autor haben den Grund, die innere Nothwendigkeit dieser Episode gefühlt, Sie haben erkannt, daß Ihr Gemälde sonst eines gewissen durchaus nöthigen Lichtes entbehren würde, und folglich haben Sie es gerade so und nicht anders gemacht. — —

Raumer an Manso.

Berlin, den 7. Juli 1822.

— — — Die Arminia ist in Breslau durchaus nichts anderes wie hier; denn die politischen Dummheiten und Nichtsnutzigkeiten sind davon ganz unabhängig und Sache gewisser esoterischen Arminier und der Polen. Aber die Gesetze, Verfahren, Thun und Lassen u. s. w. der hier vollkommen erwiesenen Arminia, sind von der Art, daß ohne Zweifel jedes Mitglied nach dem klaren Buchstaben der Gesetze relegirt werden muß. Darauf haben hier auch Rector, Richter und Senat (inclusive meiner Wenigkeit) und wie ich glaube mit Recht gesprochen; aber alle vier zur Begnadigung oder sehr gelinden Bestrafung dringend empfohlen. Die Gesetze der Arminia waren auf allen deutschen Universitäten gleich

und in Breslau um kein Jota anders wie hier. Abgesehen von allem Andern und Zweifelhaften, sind in meinen Augen schlechthin verwerfliche Dinge: die Vorschrift, wöchentlich viermal den Fechtboden und einmal eine Conferenz zu besuchen (welcher Zeitverlust)! die Steuer von drei Procent des Wechsels, die Fortdauer der Gesellschaft über die Universitätsjahre hinaus, der Zusammenhang über ganz Deutschland mit Abgesandten und Bundestagen, und vor allem der höchst erbärmliche, jesuitische, ja schändliche Paragraph der Gesetze: daß jeder in dem Moment wo er gefragt wird, ob er in der Gesellschaft sei, ausscheide, und nun mit vollkommener Wahrheit und Ehrlichkeit lügen könne und solle!! Solche Elendigkeiten (um so elender, je weniger die ganze Sache innere Wichtigkeit hat), stehen unter großen Worten von Tugend, Deutschheit und Christenthum! — So verkehrt es wäre von diesen Eiferern allein eine Revolution zu befürchten; so verkehrt wäre es sie ohne männlichen Ernst in diesen Dingen zu verhätscheln, und in noch größere Eitelkeiten hineinzuführen, statt ihnen die Nase ins Buch zu stecken und sie hart auf den Steiß niederzusetzen.

Tieck an Raumer.

Dresden, den 6. December 1822.

Nur Verzeihung mein theuerster, geliebtester Freund, daß ich Ihren mir so erfreulichen Brief wieder so lange ohne Antwort habe liegen lassen. Sie denken und sprechen viel zu gut von mir. Kennten Sie alle meine Schwächen und Mängel, die großen Lücken in meiner Kenntniß, hauptsächlich aber jene kleinliche Hypochondrie, die mir oft Muth zu Leben und

Arbeit nimmt, so würden Sie mich weit geringer anschlagen. Und mein Arbeiten! Mein Bestreben mag ein nicht unlobliches gewesen sein; aber wie Weniges und wie Geringes ist geschehen und ausgeführt gegen das, was meine jugendliche Phantasie von meinen Fähigkeiten erwartete. Und warum ist so Vieles und vielleicht das Beste unterblieben? Wären es große Ursachen, eigentliche Schicksale, so könnte ich doch beruhigter sein: nein, Launen, Verwöhnungen, Aufschieben, Trägheit, Lust am Lesen, Schwelgen im Geist, Uebermuth im Projectiren, Spielen mit dem Leben, und hauptsächlich jener verächtliche Kleinmuth, von dem Sie vielleicht gar keine Vorstellung haben, der mich immer wieder dahin bringt, mich und mein Leben auf Zeiten so platt hinfallen zu lassen. Und diese klägliche Stimmung hat mich auch dann wieder bewältigt. — — — Liebster Freund! Wie hat Ihr Aufenthalt hier in meiner Seele nachgeklungen! und was zehre ich noch immer von den Erinnerungen und mit welcher Wehmuth vermisse ich Sie hier! Nächst den Alten hat noch keine Geschichte mich so tief erschüttert und ganz und völlig durchdrungen. Ja los werden kann ich noch immer nicht die mächtigen Gestalten, sodaß sie mich in manchen Stunden stören können. Dies kann keine Verblendung, keine Täuschung sein. Was habe ich damals in den Wochen nicht gelernt! Und gerade die künstlerische Anordnung ist es, welche, ohne daß wir uns anfangs darüber Rechenschaft geben können, diesen tiefen und erhabenen Eindruck hervorbringt. In dieser Rücksicht schien sie mir eben so außerordentlich, trefflich und originell zu sein. Nie war ich mit dem Plane Guicciardini's zufrieden, ja auch der von uns sehr gepriesene Davila macht uns verwirrt und die Gruppen laufen ihm oft zusammen. Und dennoch hatten diese Autoren es im Vergleich zu Ihnen so leicht, denn Ihre Geschichte, wie Sie die Nothwendigkeit ihrer Vielseitigkeit gleich so richtig gefühlt haben, scheint beim ersten Anblick fast un-

möglich zu erzählen; beſonders da Sie es ſo völlig verſchmäht haben, unter moraliſche Rubriken oder allgemeine Reflexionen die Sachen zu ſummiren. Gibbon hatte eine ſchwere Aufgabe, iſt aber auch lange nicht ſo glücklich als Sie in der Löſung vorgeſchritten. Ich hätte nun gleich gern Ihre erſten Bücher wieder geleſen, um aus dem Rückblick nur zu ſehen, ob ſie mir ebenſo vortrefflich und muſterhaft erſchienen wären; denn Sie wiſſen, ich hatte dazumal manches zu mäkeln, was mir jetzt ganz unſtatthaft vorkommt. Aber Friedrich I. und II., Innocenz III. und Konradin ſammt Karl von Anjou haben mir (Heinrich V. abgerechnet) die frühern Geſtalten etwas verdunkelt. Wie freue ich mich auf dies herrliche Werk! So ſehr Sie dem Tragiker vorgearbeitet haben, ſo ſchrecken Sie doch auch wieder ab; der begeiſterte Dichter belebt gar zu gern den todten, ſcheintodten Stoff, und dies waren die Geſchichten wirklich bisjetzt; was bildete ich mir in der Jugend darauf ein, daß ich dieſe Zeiträume ſo ganz anders als unſere Geſchichtſchreiber betrachtete, und wie bin ich nun durch Ihr Werk beſchämt worden, daß ich denn doch nur ein Stümper war. — Cevennen und Tiſchler rücken vor, ich hoffe beide bald zu ſchließen. — — —

Mit dem Suchen nach tragiſchen Sujets! Nicht retten kann man ſich davor. Wie erfreulich, daß dasjenige, was mir die Schlegel nie glauben wollten, nun ſchon von Ihnen ſo herrlich aufgewieſen iſt. Wäre ich nur jünger. Auf unſere armen Theater wollte ich nicht viel Rückſicht nehmen. — — —

Raumer an Manso.

Berlin, den 22. December 1822.

— — — — — Ich weiß (aus Hardenberg's Munde), daß der Kaiser sich gegen Preußen schlechterdings gar nicht über seine Plane und den russischen Krieg äußerte, so nahe man es ihm auch legte, und daß dies Stillschweigen alle in die größte Sorge setzte. Da schrieb endlich Hardenberg zur Mittheilung eine Note nach Paris: „Der Kaiser schweige, man wisse nicht, wolle er Preußen vernichten, erhalten, erheben. Man spreche offen, und verlange daß er es thue. Man wolle sich mit ihm verbinden, gehe er aber auf Schmach und Untergang aus, so werde man selbst in den ungünstigsten Verhältnissen die äußerste Gegenwehr versuchen.“ Darauf kam's zur Rede, zum Bunde; und bestimmte Erwartungen auf Abtretung russischer Provinzen wurden erregt.

Raumer an Manso.

Berlin, den 11. Mai 1823.

— — — Von Hamann's Werken läuft ein Band nach dem andern ein: allerdings in vielem geistreich, witzig, tiefsinnig; dann aber auch ganz unverständlich und überall eine große Schwerfälligkeit in Behandlung der Sprache. Dieser Weg von weniger Geistreichen eingeschlagen, führt zur Barbarei, und mir ist die Form nun einmal etwas so Reizendes und Wichtiges, daß ich mich nur (sofern nicht von historischem Quellenstudium die Rede ist) auf kurze Zeit darohne behelfen

kann. — Ganz anderer Art sind Friedrich Schlegel's Werke, die Sie (so viel ist z. B. über das Alterthum darin) eigentlich nicht entbehren können. Auch wo man seine Ansicht nicht theilt, muß man dem Geiste und der Form Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Zur Gemüthsergötzung habe ich mir Oehlenschläger's „Holberg" angeschafft, und freue mich des alten, derben, witzigen Mannes. In unsern Tagen will man keine Maulschelle und kein Schimpfwort auf dem Theater leiden, und prügelt und schimpft sich, — in den höchsten tragischen Regionen viel ärger, als bei Holberg, Heinrich und Pernille. In Holberg's Stücke sollten die Studenten immer hineingehen; aber solche Kuchenbäcker- und Faulenzereivorlesungen, wie über Goethe's „Tasso", „Faust" u. dgl., sind ein wahres, von ernstem Lernen abziehendes, Eitelkeit und Dünkel erzeugendes Verderben. Philosophie und Religion existiren für mich nicht, wenn ich durch —s Buch erst eingeweiht werden kann. Plato, Aristoteles, Spinoza, ja Petrus Lombardus, Thomas von Aquino und Raimundus Lullus habe ich lesen und mir wenigstens einbilden können, ich wüßte, was sie wollten; bei unsern neuesten Scholastikern habe ich's aber noch nicht zu solch einer eiteln Einbildung bringen können. — — —

Hammer an Manso.

Berlin, den 15. Juni 1823.

— — — — Steffens' neueste Schrift habe ich mit Interesse gelesen, ob ich gleich in einigem nicht mit fortkann. Zuletzt laufen meine Einreden auf zwei Punkte hinaus: a) daß nicht jeder Mensch gleiche Glaubensanlage hat und man von

ihm so wenig ein Höchstes unbedingt fordern darf, als ein Summum dichterischer, mathematischer Anlage u. dgl.; b) daß man besser zum Frieden käme, wenn man die Liebe, und nicht den Glauben als den Mittelpunkt des Christenthums aufstellte. Dort kann man fast nicht widersprechen, und die allgemeine Regel ist leicht gefunden; hier gibt's der Umdeutungen und Misdeutungen viele, und jeder sucht sich das Unbegreifliche anders mundrecht zu machen. — — —

Hammer an Manso.

Berlin, den 26. Juni 1823.

— — — — Da ich die zwei letzten Bände meiner Geschichte noch einmal durchsehen muß, wollte ich etwas der Form recht Classisches in die Hand nehmen, um in die rechte Stimmung zu kommen. Zuerst griff ich nach Tacitus, als dem gehaltvollsten, meiner Lahmheit gegenüber; aber Inhalt und so manches andere steht so fern; Livius' Poesie und Rhetorik hatte auch etwas Fremdes. Zu diesen überkühnen Urtheilen komme ich aber nur, weil ich zuletzt die Ilias allem anderen vorzog. Nach langem Zwischenraume gewährt sie mir von neuem den größten Genuß. Wie könnte solch ein Werk entstanden sein, ohne einen unbeschreiblich großen, den zerstreuten Stoff mit übermächtigem Genius verbindenden Dichter! Er ist aber auch einer der größten Historiker, wie verständig die Anordnung und Entwickelung. Sollte unsere Zeit nicht zu viel nach Tacitus und Thucydides hinblicken, und Homer und Herodot (um den geringhaltigern Xenophon nicht zu nennen) zu wenig als Vorbilder anerkennen und ehren?

Wenigſtens verführen dieſe gewiß weniger zur Manier; ſo wie Rafael als Vorbild weniger gefährlich wird, wie Michael Angelo, den überbieten zu wollen Thorheit wäre, dem nachzubilden leicht Fratzenhaftes erzeugt.

Leſen Sie doch ja bald Friedrich Schlegel's Vorleſungen über die Literatur, welche auch manche wichtige Bemerkungen über Geſchichtſchreibung enthalten. Ich wiederhole, es gibt, welche Anſicht man auch ſelbſt habe, wenige ſo geiſtreich und ſo wohlgeſchriebene Bücher in der Welt.

Hammer an Manſo.

Berlin, den 22. October 1823.

— — — Den allgemeinſten und lauteſten Beifall erhält und verdient eine vortrefflich gedachte und gefaßte Cabinetsordre des Königs. Sie widerſpricht aufs beſtimmteſte der thörichten, rechtswidrigen Anſicht von einer Soldatenehre, welche über alle Geſetze erhaben und durch kein Geſetz geſichert ſei; weshalb der Offizier einen eigenen Codex der Rechte und Pflichten habe, der ihn von ſeinen Mitbürgern ſchlechthin ſondere, und in Blutdurſt und Mord gerechte und nothwendige Mittel zeige. Mit vollem Rechte nennt der König dieſe Lehre verdammungswürdig, und mehrere tüchtige Offiziere, die ich ſprach, äußern, daß nach dieſer beſtimmten Erklärung dem heilloſen Vorurtheil nicht mehr nachzugeben, ſondern daſſelbe überall zu bekämpfen ſei. — Gott gebe, daß dies geſchehe!*) — — — —

*) Dies iſt leider gar nicht geſchehen.

Friedrich von Schlegel an Raumer.

Wien, den 23. October 1823.

Hochgeehrtester Herr und Freund! Mit Vergnügen ergreife ich die dargebotene Gelegenheit, um Ihnen mit meinem lebhaftesten Dank zu sagen, wie sehr ich mich über den mir gegebenen Beweis der Fortdauer Ihres freundschaftlichen Andenkens gefreut habe. Die aufmunternde Zustimmung solcher Männer, wie Sie sind, muß den Muth aufrecht erhalten; da sonst für jedes große Unternehmen und höhere Kunststreben in Weltgeschichte und Wissenschaft, der in wüstem Zwiespalt nichtiger Parteiung für alles Große erkaltete Sinn der Zeit, seinen ertödtenden Hauch zu Zeiten auch wol der standhaftesten Brust mitzutheilen im Stande wäre. — Sehr erfreuen würde es mich, wenn Sie von irgendeiner Ihnen besonders zusagenden oder näher liegenden Seite, auch öffentlich im Vaterlande ein deutsches Wort über meine Werke sagen wollten, gleichviel, wo oder in welcher Art und Form, und allenfalls in der kürzesten und Ihnen allerbequemsten Ausdehnung. Die jetzigen Zeitverhältnisse sind so, daß wol eine solche Anforderung, unbescheiden wie sie sonst sein würde, es nun nicht mehr scheinen darf, und eine nähere Anschließung schon an der Zeit ist für alle, denen es ernst ist mit der historischen Wissenschaft, zu deren Gebiet, mehr oder minder auch meine in einem mannichfaltigen Leben vielfach zerstreuten Versuche sämmtlich gehören. Ihrem großen Werke über die Hohenstaufen haben wir hier lange mit hoher Erwartung entgegengesehen. Das bloße Dasein einer solchen Erscheinung ist schon erhebend für den Geist in jetziger trüben Zeit. Ich selbst bin zu gebunden in meiner Zeit durch die Reihenfolge der Bände meiner Werke so verschiedenen Inhalts, zu deren

Ergänzung und neuen Gestaltung ich überall viel nachzutragen finde und daher streng Schritt für Schritt auch in meiner eigenen Lectüre folgen muß und bis dahin alles beiseite lassen oder aufschieben, was mich in einen andern neuen Ideenkreis zu gewaltsam mit fortreißen würde. Daher muß ich denn noch einige Zeit warten, bis ich mir den Genuß erlauben darf, Ihr Werk zu lesen. Dann werden Sie aber an mir einen ganz von diesem Gegenstand ergriffenen und gründlichen Leser haben, wo ich mir auch vorbehalte, Ihnen meine Ansicht und Auffassung Ihres großen Werkes freundschaftlich darlegen zu dürfen. — Ich selbst bin jetzt mit den Vorarbeiten zu der neuen Behandlung meines indischen Werks beschäftigt, welche den XI. Band bilden wird, und finde da genug Neues zu durchforschen und sehr vieles hinzuzusetzen; sodaß das alte Werk, wie ich es mir überall zum Ziel gesetzt, wol zwar das alte, soweit es gut ist, bleiben, zugleich aber ein neues Werk genannt zu werden verdienen möge.

Erhalten Sie mir Ihre freundschaftliche Gesinnung und Theilnahme, auf die ich einen sehr hohen Werth lege. Ich bin mit der größten Hochachtung von ganzem Herzen — — —

Tieck an Raumer.

Dresden, den 24. November 1823.

Geliebtester Freund! Ich sende Ihnen hier den Schluß Ihres vierten Bandes der „Hohenstaufen" zurück, und bin in der That in der größten Verlegenheit, denn, je öfter ich ihn gelesen habe, je mehr hat er mir gefallen, je zweckmäßiger

hat er mir geschienen, und in der That, wenn mein Rath bei Ihnen etwas gilt, so dürfen Sie hieran nichts verbessern. Sagt man, diese Stelle könnte ebenso gut anderswo in Ihrer Geschichte stehen, so hat man gewissermaßen darin nicht unrecht, sie könnte auch damit anheben: allein im Anfang würde es wie eine Predigt aussehen, da die Geschichte selbst nur die Anwendung gäbe, und in der Mitte oder anderswo, wäre es nichts als ein moralischer Accent: hier am Schluß lehrt es das Höchste, was eben wieder das Einfachste und Nächste ist. Auch in andern Büchern und Geschichten könnte es gesagt werden, — sei's, es wird nirgends so passen, wie hier, nirgends so unmittelbar aus der Sache selber fließen, denn das ist doch der Hauptinhalt dieser glänzenden Geschichtszeit, die durchaus den Mittelpunkt der neuen Geschichte ausmacht. In der Geschichte, wie Sie sie vortragen, liegen noch verhüllt tausend andere Lehren, manche werden auch namhaft gemacht; welche eigentlich die wichtigsten sind, möchte ich nicht entscheiden: das kommt zum Theil auf den Liebhaber an: d. h. ob ich Dichter, oder Gelehrter, oder Staatsmann, oder Philosoph, oder Moralist, oder Menschenkenner u. s. w. bin. Jedem das Seine. Ich könnte, wenn ich hätte das Buch schreiben können, auch nicht anders schließen, und Ihre Freunde verdammen mich vielleicht mit Ihnen.

Jetzt lese ich die beiden ersten Bände wieder, und hoffe, wenn die beiden folgenden fertig sind, mit meiner Recension nicht zurückzubleiben. Das kann ich sagen, daß das Werk immer schöner wird, immermehr als zweckmäßig einleuchtet, je mehr man es studirt. Ich hoffe bei der Gelegenheit eben etwas über historische Composition zu sagen, wovon ich freilich nicht weiß, ob es schon gesagt ist, da ich in diesem Felde eigentlich ein Fremdling bin. Vielleicht aber ist über diese Materie eben auch noch nicht viel verbreitet, denn so viel ich hierüber sehen kann, gelten blindlings die Autoritäten, oder

jeder hat seine Lieblinge, oder man weiß noch gar nicht, daß es eine historische Kunst gibt. Daß Voltaire dergleichen ahndete, und es nun mit seiner Aufklärung verband und auf diese anwandte, hat wol großentheils sein Glück gemacht, sowie es seine Begeisterung war. Je älter ich werde, je mehr kann ich Hume würdigen, d. h. die Stuarts und auch die Elisabeth. Gibbon muß von ihnen ganz verschieden schreiben, auch wenn er nicht Gibbon wäre. So ist es denn ein großes Glück, wenn das Individuum mit der Kunstaufgabe, wie in der Poesie, eins und dasselbe wird. Immer wird Herodot genannt. Schon funfzig Jahre später konnte er nicht mehr so schreiben: und auch damals nicht, wenn er nicht Er war. Wie herrlich steht Tacitus in seiner Zeit. Er paßte nur damals, und vielleicht nur unter Karl IX. von Frankreich wieder: wollte einer in dieser Manier von Edward III. und dem Schwarzen Prinzen schreiben, es wäre läppisch. Dieser Tadel trifft aber zum Theil unsern herrlichen Johannes Müller. Ueberall läßt sich nicht so sprechen. Das führt mich nun auch auf die Ausschnitte in der Geschichte; was Sie auch so lebendig empfinden. Es ist zum Schwindeln, nur zu sagen, wie denn nun eine deutsche Geschichte aussehen müßte. Bei solchen ungeheuern Aufgaben geht denn wol die Kunst unter. Die Schweizer-Geschichte ist dann wieder zu klein. — Fürchten Sie aber nicht, daß ich in meiner Anzeige so radotiren werde, wie hier; es soll viel gesetzter ausfallen. — — — — —

Tieck an Raumer.

Dresden, den 27. November 1823.

Die verschiedenen Urtheile, die Sie mir über die „Hohenstaufen" schreiben, haben mich sehr ergötzt: Sie werden aber

gewiß noch auffallendere vernehmen; denn wissen die Leute schon mit trivialen poetischen Compositionen nicht aus noch ein, so können sie ja die historischen noch weniger fassen. Die Aufklärer werden Ihnen zürnen, daß Sie nicht alle Päpste ohne Verhör in die Hölle warfen; sie werden lächeln, daß Sie nur über Klöster und dergleichen Institute sprechen, geschweige die gute Seite, das Bedürfniß der Zeit anerkennen. Die muthigen Liebhaber des Mittelalters werden Ihnen Nüchternheit vorwerfen, diese werden Ihnen zürnen, daß Sie ihnen nicht eine Faust voll tüchtiger Meinungen ein für allemal geliefert haben, wodurch sie hätten entübrigt sein können, das lange Buch zu lesen.

In diesen Tagen las ich eine pariser Anzeige von Gluck's „Alceste" aus jenen Tagen ihrer Schöpfung, wo ganz ehrlich geklagt wurde, es sei schrecklich, daß Gluck einen so edeln Gegenstand in lauter Gassenhauern, in Melodien gesetzt hätte, die er auf dem Pont neuf aufgegriffen. Gluck und seine Freunde hielten es damals nicht unter ihrer Würde auf dergleichen zu antworten. Nicht wahr, das ist wehmüthig rührend und lächerlich kläglich? Und doch wiederholt sich dergleichen immer und ewig wieder.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 30. November 1823.

Welche Freude, liebster Freund, daß Sie so schnell einen zweiten Brief dem ersten folgen lassen. Kaum weiß ich, worauf ich, unter so Vielem, zuerst antworten soll. Deshalb erwähne ich zuerst etwas ganz Neues: den Einzug der Kron-

prinzessin. Sie werden davon, und von dem Einzuge des Königs von Spanien in Madrid in einer Zeitung lesen; aber welch ein Unterschied! Welche Auszüge gingen in Spanien dem Einzuge vorher, und welche Parteiwuth schreit in ekelhaften Doppel- oder Halbchören beim Fortjagen und Wiederholen. Freilich haben wir noch keinen Papierbogen von Constitution, aber diese freie Liebe und Zuneigung wäre nicht Beweis höherer Verfassung und Gesundheit? Wird eine Ehe erst durch die gerichtliche Ehestiftungsurkunde echt und geheiligt? Es ist etwas höchst Wunderbares und hinter dem alleräußerlichsten Rufen und Jubeln, eine tiefsinnige Offenbarung über das Verhältniß des Volks zu seiner Herrscherfamilie. Eine Prinzessin, deren Dasein die meisten vor wenig Wochen noch gar nicht kannten, wird jetzt von Hunderttausenden geliebt, mit einer Freude empfangen, welche ihr eigenes Gemüth aufs tiefste und dauerhafteste berühren muß. Ich bin nicht Bräutigam oder Braut, kein sentimentaler Thränenbeutel; aber ich habe mich der Thränen nicht enthalten können, und bin noch in der Erinnerung aufs höchste bewegt. Wie dumm und abgeschmackt, denken manche, für ein unbekanntes, geputztes Frauenzimmer solch Wesen zu erheben! — Die armen vertrockneten Gemüther! Laßt unsere Freiheit in unserer Liebe sein, und sie ist unverwüstlich; und Trotz sei dem geboten, der sie uns mit seinem Krämergewicht und seiner politischen Apothekerordnung zumessen und sie für ein berauschendes, dummmachendes Opiat ausgeben will. Die persönliche Liebes- und Lehnstreue, welche alle Buchstaben der Gesetze erst verklären muß, hat trotz aller in Umlauf gebrachten Theorien und allen Schimpfereien der neuen Adepten, doch noch ihre treibenden Wurzeln in dem Boden der menschlichen Herzen, die von der Wärme solcher Frühlingsereignisse belebt, plötzlich in Zweigen, Blüten und Früchten hervortreiben, Herrscher und Untergebene untrennbar umschlingen,

und ein glänzendes Obdach bilden; während jene Flickmeister mit ihrem Schmuzbret und ihrer Mauerkelle umherlaufen, um die ihnen anstößigen Lücken zwischen Blättern und Blüten gar weise zuzuschmieren. — Auch darin trat das Gute und Unverwüstliche echt deutscher Einrichtungen hervor: daß Zünfte und Genossenschaften sich als größere Ganze zeigten, und von den tiefsinnig mathematischen Eintheilungen nach Stadtdritteln, Vierteln und Achteln nicht ersetzt werden konnten. Möchte dies ein Schritt zur Auferstehung des wahrhaft Trefflichen in diesen Einrichtungen sein; was sich von dem Verkehrten, den Monopolen u. s. w. so leicht lösen läßt. Auch unsere Studenten sind einmal wieder als solche hervorgetreten, und haben einige sehr zweckmäßige Worte gesagt, die auch des Königs Beifall erhielten. Es verwuchsen durch diesen Abend mehr jugendliche Gemüther mit dem Königshause, als wenn man politische Vorlesungen über Haller's „Restauration" hielte. Ueberhaupt kann das leere Begriffswesen unmöglich auf die Dauer Jünglingen genügen; in dem Alter bedarf man mehr als je lebendiger Personen; und soviel von mir abhängt, gebe ich ihnen in der Geschichte keine Mumien und anatomische Präparate, um davor niederzufallen und die Götzen anzubeten. — — — —

Raumer an Hagen.

Berlin, den 6. December 1823.

Soeben berichtet Krause durch ein Extrablatt für den Freitag, daß Du zu Ostern hierher kommst. Ich kann Dir nicht sagen, alter geliebter Freund, wie ich mich hierüber freue. Ich hatte nach dem Mislingen so vieler Versuche,

dem Geringachten ſo einleuchtender Gründe, alle Hoffnung aufgegeben, hierin je — zum Ziele zu kommen.

Wie ſchön, daß wir nach gemeinſamen Jugendleben und Manneſtreben, nun auch nebeneinander dem Alter entgegengehen können, und eine Trennung nicht wieder zu befürchten iſt. Wie ſchön, Arbeiten und Plane und Gedanken gemeinſam zu entwerfen, zu führen, zu berichtigen; wie ſchön, daß der durch Solger's Tod ſo geminderte Kreis, ſich doch noch einmal ſchließt, und die Glieder nach mannichfacher Zerſtreuung ſich hier wieder zuſammenfinden. Berlin hat eine überwiegende anziehende Kraft und keine der andern Univerſitäten kann ſie je überflügeln.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 7. December 1823.

— — — Das ſtrenge Bild des Strickſtrumpfs, welches Jacobi gegen Fichte gebrauchte, ließe ſich auch wol ähnlich gegen ihn anwenden. Fichte's Spinnanſtalt hatte ſich in ſeinem Kopfe einquartiert, Jacobi's im Herzen; ſowie andere ihren Sitz nach dem Magen oder noch tiefer hinablegen. Die rechte Vereinigung der Religion und Philoſophie hätte uns Solger neu und gründlicher gegeben, und das innere Gefühl jedes Beſſern zur Einſicht gebracht; während die Unterſuchungen zeither in ein oder das andere Aeußerſte führten, oder neben dem Siegespalaſte nur einen Rothſtall für die angeblich Beſiegten anlegten; oder mit Titeln um ſo reichlicher verſorgten, je weniger Macht man in Wahrheit laſſen wollte. So hat bei Kant die Religion eine Souveränetät, wie die Fürſten

des Rheinbundes zum Geschenk erhalten; und andere glauben der Offenbarung zu huldigen, wenn sie den Menschen tief herabsetzen. Daher das Zetergeschrei des Wechselchors der Rationalisten und Supernaturalisten, die in der Regel bei den oberflächlichsten Gegensätzen stehen bleiben, und die höhere Versöhnung kaum ahnden; oder wenn sie davon sprechen, einen Krebsmarsch dahin antreten. — — — — — —

Raumer an Tieck.

Berlin, den 31. December 1823.

Den Kaiser Friedrich II. behandelt Schlosser wie einen Lügner und Schuft, die Päpste eben nicht besser, und blos die Lombarden finden einige Gnade. — Nicht ein Jota ändere ich (nach so vieljährigem Forschen, und Eindenken und Einwohnen in jene Zeit) an meinem Texte; und wäre der des Gegners auch noch dicker mit Beweisstellen gespickt, welche eben nichts beweisen, weil die wildesten Parteischriftsteller auch für voll gelten. Ja ohne solche Beweise gelten bloße Conjecturen, sofern sie zu seiner Ansicht passen, z. B. als 1222 Damiette verloren geht und eine Versammlung wegen Befreiung des heiligen Landes in Verona gehalten wird, sagt Herr S.: „Friedrich ließ sie sich zerarbeiten und — lachte, indem er dem Papst einen thränenvollen Brief schrieb.“ — Wer hat dem Herrn S. berichtet, daß Friedrich daheim saß und lachte; aber freilich hat man a priori einen zum Heuchler gestempelt, so kann man an keine edle und aufrichtige Regung mehr glauben. Ich kann es aus falscher Bescheidenheit nicht leugnen: nach meiner Auffassung scheint mir die Zeit in Tugenden wie in Fehlern großartig; es ist keine

Seite in meinem Gemüthe, die nicht angesprochen würde, die ganze Tonleiter von Gedanken und Gefühlen tönt auf- und abwärts von der kühnsten Heldenfreude bis zu der bittersten Wehmuth; und nun kommt der gewiegteste deutsche Historiker, spielt mir angeblich dasselbe vor, und mir ist, als hörte ich nur das Charivari eines nach einer ganz willkürlichen Temperatur abgestimmten Instruments. — Ich will nicht sagen, daß ich der Wahrheit gewiß sei, wohl aber, daß ich durch diese mir dargebotene Brille alles windschief sehe; werden nun aber nicht die meisten meine Brille verdammen, und die Sch.'s aufsetzen und rühmen? Nicht persönliche Eitelkeit bewegt mich; ich bin hierüber eher zu gleichgültig als zu empfindlich; aber in solch einem mit gelehrten Charakteren bedeckten Schlaf- oder Straf- und Schandrock habe ich meine Helden nie gesehen, und ich erschrecke, wenn sie im palais de la vérité so aussehen sollen. — — — Oft ist es fast unbegreiflich, wie man das Abschwächen, Umdeuten, auf den Kopf stellen, Bedunsten und Verdunsten des Wirklichen, Dichtung nennen, und die Poesie der großartigen Wirklichkeit, der Weltgeschichte, glatt wegleugnen kann. So Urtheilenden muß das Tollhaus der Sitz der höchsten Poesie, und das Intelligenzblatt nebst dem Adreßkalender die Quintessenz der Geschichte sein. Dann stehen Hofmann'sche Doppelgänger mit ihren Siebenmeilenstiefeln an dem Umkreise des großen literarischen Rades, und an dem Mittelpunkte zerarbeiten sich die historischen Feßler, oder, seitdem diese verschollen sind, die Schlosser und Schließer, um den Helden die Glieder zu brechen und sie auf das Rad zu flechten und anzuschmieden, welches mit angeblich moralischen Winden in Bewegung gesetzt wird! — Gehe ich aber nicht selbst in der Mühle umher, da ich mich schon wieder zur alten Rede hingedreht habe? — — —

Manso an Raumer.

Breslau, den 3. Januar 1824.

— — — — Schlegel's Vorlesungen über die Geschichte der Literatur sind beendigt worden. Ich nehme von dem Lobe wie von dem Tadel, den ich bereits ausgesprochen habe, nichts zurück: aber nach meiner Ihnen bekannten schlechten Sitte, fremdes Verdienst zu verkleinern, setze ich Folgendes hinzu. Schlegel hat die Sache gar schlau angefangen. Was ist seine Literatur eigentlich? Die Schilderung von zwei oder drei der edelsten, einflußreichsten Geister aus sechs verschiedenen Literaturen. Die lassen sich schon schildern; daraus läßt sich wol ein Buch machen, das einer langen, blumigen Aue gleicht, bei deren Durchwanderung man auf keine Steppe stößt. Er schildere einmal eine einzige Literatur, und er wird wol sehen und der Leser es empfinden, über was für Sandhaufen er hinweg muß. — — — — — — — — — — —

Heeren's biographische Denkwürdigkeiten. Es war mir hauptsächlich um die Galerie der göttinger Historiker zu thun, die ich noch nicht ganz kannte. Aber als ich von neuem in Heyne's Leben blätterte, zog mich dieses wieder so an, daß ich es zum zweiten male gelesen habe. Was wollen denn nur die Voß, Wolf, Eichstädt? Und wenn sie ihre Verunglimpfungen bis zum Jahre 1900 fortsetzen, sie rauben diesem Manne seinen ewig grünen Lorber nicht. Er sitzt fest auf seiner heiteren Stirn. — — — —

Raumer an Tieck.

Berlin, den 11. Januar 1824.

— — — — Zu Schlosser, der an meinen Helden im Aerger soviel feilt und raspelt, kommt unerwartet auch Hormayr. — — — — Im neuesten Hefte seiner „Geschichte von Wien" steht z. B. über Kaiser Friedrich II. Folgendes: „Ruchlos (dies ist gesperrt gedruckt) wollte er handeln, um sich jener geistigen Uebermacht zu erwehren." — — — — Wenn Raynaldus den Kaiser vom streng römisch-katholischen Standpunkt aus aufs härteste schilt; das begreife ich, und finde es in aller Ordnung; aber einer der größten Männer und Helden, der ruchlos handeln will, um den Geist zu zerstören; das ist mir Chaldäisch! —

Mit Recht hat man gesagt: „Es sei das Höchste in der Kunst, lebendige Personen, echte Individualitäten zu erschaffen; da so viele nicht einmal die erschaffenen begreifen. Von hier aus dürfte sich mancherlei von dem Vorzuge der Epik und Dramatik vor der Lyrik beibringen lassen; obwol die echte Lyrik, wenigstens eine wahre und lebendige Person voraussetzt. Und umgekehrt darf die Dramatik nicht sein, wie in der „Hermannsschlacht." Die neue wohlfeile Ausgabe von Klopstock hat mich zu diesem geführt. Da ich mit den Oden und dem „Messias" nie habe fertig werden können, griff ich nach den geistlichen Liedern. Einige sind schön; die meisten dagegen zu künstlich, verwickelt, kalt und gemacht. „Hermannsschlacht" kannte ich noch gar nicht: aber mein Gott, was ist das für ein langes und breites Hin- und Herreden, aus bloßer Liebe zum Schwatzen; und zuletzt schwatzen hauptsächlich die Nichtsthuenden von dem Opferfelsen, einer Art von Galerie und Paradiese herab, während die Scene leer ist, und nur von

Zeit zu Zeit ein angeschossener Römer hinwegzhumpelt. Ein Drama, eine Schlacht, wo die zweite Hauptpartei gar nicht erscheint, nichts von Römern und Römerthum vorkommt, als was einem paar Gefangenen vor dem Aufhängen abtorquirt wird! Ebenso wie wenn Shakspeare seinen „Cäsar" ohne Cäsar geschrieben hätte, Sie die „Genovefa" ohne Golo, „Blaubart" ohne Weiber, oder (es sei erlaubt, sich in die Gesellschaft einzudrängen) ich die „Hohenstaufen" ohne Päpste und Lombarden. — — — —

Friedrich Münter an Raumer.

Kopenhagen, den 1. Mai 1824.

Ew. Hochwohlgeboren erlauben mir gütigst, Ihnen meinen aufrichtigsten Dank für den Genuß und die Belehrung abzustatten, welche die zwei ersten Theile Ihrer vortrefflichen „Geschichte der Hohenstaufen" mir gewährt haben. Je interessanter dieses Zeitalter mir von meiner Jugend an gewesen ist, desto mehr hat Ihr Werk mich angezogen, und desto herzlicher freue ich mich über das Licht, welches Sie durch dasselbe verbreitet haben. Mit Sehnsucht erwarte ich die folgenden Theile, und freue mich insbesondere auf die Darstellung des Pontificats Innocenz' III., dem eine meiner frühesten Jugendarbeiten gewidmet war, welche mich in Göttingen unter Spittler's Leitung beschäftigte. Gott gebe Ihnen die zur Vollendung dieses wichtigen Werks erforderliche Gesundheit und Heiterkeit! — — — — — — —

Runner an Wilhelm Muller.

Berlin, den 9. October 1824.

Wenn man ein Buch ſchreibt, ſo wünſcht man, daß es geleſen und mit Theilnahme geleſen werde. Deshalb bedarf ich keiner Entſchuldigung, wenn ich die Feder ergreife, um Ihnen zu ſagen, mit wie viel Genuß und Belehrung ich Ihre „Homeriſche Vorſchule" geleſen habe. Mit Recht ſtellt ſie Manſo als ein Muſter, dem willkürlichen Machwerk Schubert's gegenüber; dem Sie eine noch härtere Zurechtweiſung, als in der Vorrede hätten ertheilen können, wenn nicht Ihr ganzes Buch die härteſte enthielte. Ueber ſo manches möchte ich Sie jedoch ſprechen, damit Sie mich weiter belehren und einige Zweifel löſen könnten. Wenn Sie aber auch Ihr Verſprechen halten, worauf ich mit meiner Frau rechne; ſo wird die Zeit des Aufenthalts doch gewiß zu kurz und mit andern Dingen beſetzt ſein. Daher mögen hier ganz abgeriſſen einige Theſes oder Bedenken ſtehen, die Sie vielleicht einmal irgendwo zurecht weiſen.

Der Unterſchied jener Homeriſchen Naturpoeſie und unſerer Kunſtpoeſie läßt ſich gar nicht leugnen; indeß ſchließt jene die wahre Kunſt nicht aus, ſobald wir dieſe nur nicht in eine willkürliche Definition einſpannen. Natur und Kunſt haben ſich dort, ehe man es meint, gefunden; bei uns fliehen ſie ſich oft; nicht blos ſcheinbar, ſondern wirklich. So iſt mir Homer ein viel größerer Künſtler, als die neueren epiſchen Dichter, und wenn er es, wie man jetzt wol ſagt, bewußtlos geweſen, ſo kann ihm nur das reflectirte Bewußtſein, der Gegenſatz wahrer Begeiſterung, gefehlt haben. Wohl aber kann ſelbſt der kalte Kritiker nachweiſen, was jener unmittelbar beſaß, und von der erlernten Schule aus, den Weg bis

an jene Inspiration finden und ihre Wirkungen erörtern. Von hier aus möchte ich mich des Aristoteles (mit Lessing, Tieck und Solger) gegen Sie und Schlegel annehmen: denn was kann der Mann zuvörderst für alle die Narrheiten, die man ihm aufgebürdet, an die er aber nie gedacht hat. Werfen Sie ihm aber (abgesehen vom Dramatischen) seine Erklärung des Epos vor, so ließe sich die Lehre von dessen Einheit doch wol vertheidigen und utiliter auslegen. Meinen Sie dagegen, seine Ansicht beruhe auf irrigen Abstractionen über die Iliade und Odyssee, so trifft ihn wenigstens der Vorwurf mit Unrecht allein; denn Platon hatte bei aller Verschiedenheit seiner Natur im wesentlichen dieselben Ansichten, und mehrere dieselben Forderungen, und das ganze Alterthum stimmte ihnen bei.

Läßt sich aber die Forderung der Einheit (ohne hier zu untersuchen, welche) bei keinem wahren Kunstwerk erlassen; ist das Zerstückelte, Widersprechende, Auseinanderfallende überall ein Mangel: dann auch beim Epos, und Ilias und Odyssee stehen nach den neuesten Untersuchungen hierin vielen andern Epopöen nach, oder sind an und für sich in einem höchst wichtigen Punkte mangelhaft. Man muß dies zugeben, oder mir (ungeachtet all Ihrer Nachweisungen, von denen ich keine einzige bestreiten will) beistimmen: es sei *dennoch* in der Ilias und Odyssee eine größere Einheit, ein bestimmterer Zusammenhang, ein sicherer Totaleindruck, als bei vielen andern epischen Gedichten.

Frage ich weiter: woher die Lehre von der Einheit sich solange erhalten hat, so muß neben den Vorurtheilen und Irrthümern, doch *etwas* an der Sache sein. Oder sollte sich umgekehrt nicht beweisen lassen: manche neuere Epopöe, z. B. „Der rasende Roland", habe weder Einheit, noch einen und denselben Verfasser; ja ich getraue mir zu beweisen, daß meine „Hohenstaufen" nur gewisse Aggregate historischer Rhapsodien

ſind, und ich nicht exiſtire und exiſtirt habe. Beſonders günſtig würde die Unternehmung, wenn die Haupttitel und die ſpeciellen Citate verloren gingen. Wenn nun aber, was ich nicht beſtreite, einerſeits die Nähte ſowie die Verſchiedenheiten der Behandlung, der Ilias und Odyſſee u. ſ. w. ganz augenfällig ſind, und andererſeits die Gleichartigkeit der Homeriſchen Poeſie, aller anderen Poeſie gegenüber unleugbar bleibt; ſo gibt die Zeit, die Schule der Rhapſoden u. ſ. w., wie Sie behaupten, allerdings eine gute Erklärung. Sie genügt mir aber nicht ganz hinſichtlich der Perſon des Homer. Einverſtanden ſind wir (ſiehe meine „Vorleſungen", II, 154), daß ein ungemein großer Dichter dageweſen ſein müſſe, und nicht alles auf eine Menge kleiner Leute zurückgeführt werden könne, daß wir am beſten jenen Heros, nach wie vor, Homer nennen. Sollte denn aber dieſer Genius immer nur Einzelnes als ſolches gedichtet haben? Sollte ihm (vielleicht das Größere) die Kraft für Ergreifung und Bildung eines Ganzen gefehlt haben, ja der Gedanke an ein ſolches nie erſchienen ſein? Halbiren wir dadurch nicht den großen Dichter und geben den kleinen Diaſkeuaſten zum mindeſten die Hälfte des Verdienſtes und der poetiſchen Anſicht? Nicht die einzelnen Dichter der nordiſchen Geſänge in ihrer älteſten Form ſind die erſten und höchſten, ſondern der, welcher aus dem zum Theil Gegebenen und Zerſtreuten, die Nibelungen in ihrer jetzigen Form erſchuf; dieſer iſt mir der Homer dieſes Heldengedichts. Würde nun aber nicht irgendein Diaſkeuaſt den alten Urhomer aus dem Sattel heben und das erſte Verdienſt ſich vindiciren? Mag Ilias und Odyſſee verſchiedene Verfaſſer haben, und jedes Gedicht aus mehreren Theilen beſtehen; das Streben nach Einheit, Abrundung und einem Ganzen iſt unverkennbar, und das, was (trotz aller zugeſtandenen Mängel) erreicht ward, ungemein viel; daher möchte ich die Anordnung im Ganzen und Großen weiter zurücklegen, den Dichtern ſelbſt mehr zu-

ſchreiben als den ſpätern Bearbeitern, oder eben einem Hauptdichter, oder zweien, wenn Sie für Ilias und Odyſſee zwei verſchiedene verlangen. Dieſe Hauptperſonen ſind gewiß älter als die Diaſkenaſten und nirgends wird auf das Geſchäft der letzten ſolcher Nachdruck gelegt als auf den traditionellen Homer, über deſſen perſönliches Daſein und ausſtrömendes Licht Sie ſo ſchön und richtig ſprechen.

Mit denen, welche die älteſten Heroen des Staats, der Religion, Kunſt und Wiſſenſchaft (Moſes, Zoroaſter, Lykurg, Romulus u. ſ. w.) als Perſonen vernichten, und Gott weiß aus welchem wunderlichen Dunſte wieder zuſammenblaſen, kann ich mich, ich geſtehe es, meiner Natur nach nicht vertragen. Vielmehr ſehe ich überall einen feſten, bewundernswerthen Kern, einen Mann im höchſten Sinne des Wortes, um den nun Unzähliges ſich verſammelt, gleichſam anſchließt, und ihn einhüllt. Er aber trägt und belebt und erhält die kleinen Leute, und wird nicht von ihnen getragen und erfunden. Für dieſe Anſichten ſprechen Erfahrungen aus ganz hiſtoriſcher Zeit, z. B. bei Alexander und Karl dem Großen.

Doch genug des Geredes, was übrigens auch gar nicht wider Sie gerichtet iſt; vielmehr meine ich: wir ſind in allem Weſentlichen einig, oder würden uns im Geſpräche leicht verſtändigen. Auf jeden Fall beweiſe es Ihnen meine Theilnahme, und Theilnehmende ſoll man nicht ſchelten, ſondern ſie über Irrthümer belehren.

Wilhelm Müller an Raumer.

Deſſau, den 20. October 1824.

Die Aufmerkſamkeit und Theilnahme, welche Sie meinem Buche über die Homeriſchen Gedichte ſchenken, ehrt und erfreut mich ſehr, und die Bemerkungen und Einwürfe, welche Sie mir über einzelne Anſichten, die ich dort dargelegt habe, machen, iſt mir der liebſte Beweis des Beifalls, den Sie dem Buche im allgemeinen geben. Erlauben Sie mir alſo als Dank für Ihre Mittheilung vom 9. October hier ſogleich einiges als Beantwortung Ihrer Zweifel und Bedenklichkeiten über den vielköpfigen Homer zu ſagen. Nehmen Sie es als eine Converſation, die ich mündlich lieber machen würde, wenn ich jetzt das Vergnügen hätte bei Ihnen zu ſein. Mündlich hat ſo etwas weniger anmaßliches Anſehen. Dem Schreiber muß man den Lehrton ſchon vergeben, auch wenn er an jemand ſchreibt, von dem er nur lernen kann.

Die Einheit der Homeriſchen Poeſie in dem Geiſte und der Form des Ganzen, und wenn wir über einzelnes hinwegſehen, was ſpätere Einfüger hinzugethan haben, erkenne ich mit Ihnen an. Aber ich trenne dieſe innere Einheit beſtimmt von dem äußeren Zuſammenhange eines großen Gedichts. Die Gründe, warum dieſer äußere Zuſammenhang in der Ilias und Odyſſee nicht iſt und nicht ſein kann, glaube ich ziemlich erſchöpfend in dem Buche ſelbſt vorgetragen zu haben. Die innere Einheit aber bringt den Totaleindruck hervor, freilich auch mit Hülfe der durch Vorurtheile, die wir aus unſerm Knabenalter mitbringen, beſtätigten Einheit oder Vereinigung der ſpäter aufgedrungenen Form der Epopöe. Aber ohne die innere Einheit hätte der gemachte Zuſammenhang niemals als ein urſprünglicher und natürlicher erſcheinen können. Wollten wir auch bei den einzelnen Geſängen Zu-

sammenhang suchen, so gebe ich ihn insoweit zu, daß z. B. der Sänger der Irrfahrtenerzählung des Odysseus bei den Phäaken allerdings wol daran dachte, sich an die Gesänge von den Reisen des Telemach erzählend anzuschließen, oder umgekehrt. Aber ein solches erzählendes, episches Anschließen ist kein formeller Zusammenhang einer Epopöe.

An ein ursprüngliches zusammenhängendes episches Ganzes der Ilias und Odyssee kann ich also durchaus nicht glauben, ja, ich kann es mir nicht einmal vorstellen. Einen Dichter als den Verfasser der beiden Gedichte oder auch nur eines derselben anzunehmen, erlauben die innern und äußern Widersprüche in denselben nicht. Aber einen Homer sich als Vereiniger oder Diaskenasten in der Zeit des Gesanges selbst zu denken, der also Fremdes und Eigenes zu zwei großen Ganzen zusammengeschmolzen hätte, widerspricht ebenso sehr jenem naturschöpferischen Zeitalter, wie auch der Natur des großen Schöpfers. Für die kleinen Leute, um mich Ihres Ausdrucks zu bedienen, ist ein solches Nacharbeiten und Nachhelfen recht eigentlich eine passende Arbeit. Ich habe von innern und äußern Widersprüchen in den beiden Gedichten geredet. Mein Buch handelt aber fast nur von den äußern, ich meine denen, die im Stoffe liegen (Personenverwechselung, Zeitwirrwarr u. s. w.). Die innere habe ich nur angedeutet, und nur insoweit sie die poetische Behandlung angehe, etwas näher ausgeführt. Es fehlt der Abschnitt, welcher aus der Sprache der Ilias und Odyssee diese Verschiedenheit der Sänger und Gesänge darthun sollte. Diese Lücke ist theils absichtlich, indem diese Untersuchung vor ein anderes Publikum gehört, als die übrigen Abhandlungen, theils bin ich auch mit dieser sehr weitläufigen und schwierigen Sache selbst noch nicht fertig, um damit auftreten, wohl aber so weit fertig, um die Resultate derselben darlegen zu können. Die große Menge von Versen und Stellen, welche die Alexandriner als un-

homeriſch verwerfen haben — gleichſam den Homer aus dem Homer herauswerfend — iſt ein guter Vorgang für dieſe Unterſuchung. Die meiſten dieſer Auswürfe laſſen ſich halten, wenn man verſchiedene Sänger und Geſänge der beiden großen Conglomerationen annimmt, ſonſt nicht. Denn wenn dieſe auch alle, als aus einer Schule, etwas Gemeinſchaftliches und Gleichförmiges in der Weiſe und Sprache hatten, ſo kann das Individuum als ſolches, ſich doch in ſeinem Schaffen nie ganz verleugnen. In ſprachlicher Hinſicht hatten aber die Alexandriner eine ſehr ſcharfe Naſe. Endlich iſt durch Spohr's Unterſuchung über den Schluß der Odyſſee auch die grammatiſche und ſprachliche Unmöglichkeit überhaupt mit der größten Evidenz dargethan worden, daß dieſes Schlußſtück nicht aus dem Munde und aus dem Zeitalter des Sängers der übrigen Theile der Odyſſee herrühren kann. Daß die Dolonein nicht zur Ilias gehört, behauptet faſt das ganze gelehrte Alterthum. Wie viel werden wir alſo ohne alle Rettung aus dem Homer herauswerfen müſſen — blos der Sprache wegen — wenn wir einen Homer als Verfaſſer der beiden oder auch zwei Homere als zwei Verfaſſer derſelben annehmen! Und was für eine Einheit der Form, des Zuſammenhanges kann das ſein, die ſolche Herauswerfungen verträgt und doch Einheit bleibt? Aber das iſt bei weitem nicht alles. Wir haben unſere homeriſche Sprache, Phraſeologie, Formenweſen u. ſ. w. auf der Schule als ein geſchloſſenes Ganzes kennen gelernt, und es gibt dafür eigene Lexika, Grammatiken u. ſ. w. Aber iſt denn das Ding auch ſo geſchloſſen? Wenn wir nur einen Schüler, der im Griechiſchen etwas mehr Fortſchritte gemacht hat, als man gewöhnlich zur Leſung des Homer erfordert, zu der Ilias bringen und das Gedicht ſchnell und im Zuſammenhang mit ihm durchgehen, ſo wird er, bei der Gleichförmigkeit der Sprache und Poeſie, nach fleißigem Durchleſen und Durch-

präpariren und Repetiren der ersten beiden Gesänge, in der Folge mit Leichtigkeit und ohne viel nachschlagen zu dürfen, eine lange Reihe der Gesänge weglesen. Aber dann kommen Absätze, da hapert's. Da kommt ein Gesang, in dem er sich fast so fremd fühlt, wie bei dem Anfang der Lectüre im ersten Gesange: neue Wörter, Formen, Wendungen, Verbindungen u. s. w. Dieser Eindruck ist bei uns schwächer, die wir den Homer langsam und mit Zwischenräumen erst auf der Schule, dann auf der Universität durchgenommen haben. Dennoch fühlt ein jeder diese Anstöße nicht, wenn er die Ilias von Anfang bis zu Ende ohne Pausen durchliest, etwa in einigen Wochen, oder, wenn's geht in einer. Wolf hat mir diese Methode einmal empfohlen, und ich verdanke diesem Versuche viel. Wolf hatte mir die Punkte, wo die neuen Anstöße anfingen nicht gesagt, und ich notirte mir beim Lesen meine Erfahrungen, und sie trafen fast überall mit Wolf zusammen. Das konnte keine Täuschung sein.

An die Sprache schließt sich die epische Weise an, besonders in den oft vorkommenden Refrains. Welchen Grund sollen wir z. B. annehmen, warum ein und derselbe Sänger in einem und demselben Gedichte erst sechs, acht oder zehn Gesänge lang die Refrains: er sprach, er aß und trank, die Sonne ging auf, unter, sie versammelten sich u. s. w. unverändert mit einem und demselben Verse in epischer umständlicher Weise ausdrückt, und dann einmal drei oder vier Gesänge lang keinen von diesen Versen gebraucht, sondern dasselbe durch eine andere Mannichfaltigkeit im Sinne der Neuern?

Sie sehen also, daß mein Buch noch manches nachzutragen und weiter auszuführen übrig läßt. — — —

Raumer an Tieck.

Berlin, den 22. October 1824.

Die Arten, wie das Chriſtenthum in die einzelnen Gemüther eindringt und aus ihnen herausquillt, ſind unzählig, und nun kommt ein Zionswächter, ſieht nach ob ich mir ſeine Einlaßkarte vor die Stirn geklebt habe, und jagt mich hinaus, wenn ich ſeine Parole nicht kenne. Den einen ergreift die Lehre von der Unſterblichkeit, den andern die von der Erlöſung, den dritten die allgemeine Sittenlehre; alle Wege führen dem Mittelpunkte zu; und doch verſchließen jene Eiferer alle Thore und verlangen, an dem einzig offen gelaſſenen Pförtchen ſtatt Sperrgroſchen, ein Credo über eine ſtreitige Materie. Iſt denn der breitgetretene Streit über Rationalismus und Supernaturalismus viel klüger? Hört man die Anhänger jener Lehre, ſo klingt's, als wären ihre Gegner Anbeter des Dalailama; und dieſe ſprechen ſo von der Vernunft, als hätte jedes Rindvieh davon mehr als ſie, oder als wäre ein Ochſe beſſer daran, weil er eben keine hat. Endlich kommen die philoſophiſchen Brillen. St— hat die naturphiloſophiſche noch immer auf der Naſe, nur hat ihm S— das eine Glas zerſchlagen; Hegel beweiſet, daß die Lehre von der Dreieinheit ſein Syſtem, und dies jene Lehre bekräftige; Schleiermacher will Dogmatik unbedingt von der Philoſophie trennen und philoſophirt doch von A—Z. Was ſoll ich armer Hiſtoriker dabei anfangen? Ich denke ohne Parteizeichen meinen Gang gehen und — erzählen. Andererſeits wäre es aber vielleicht beſſer geweſen in den kirchlichen Alterthümern etwas breiter Betrachtungen anzuſtellen, denn wenige Menſchen verſtehen zwiſchen den Zeilen zu leſen; und wiederum wird das Wenige vielen ſchon zu viel ſein! —

Wer verlangt daß der Dichter, Tonkünſtler, Maler u. ſ. w.

immer seine Kraft ganz und gleichmäßig zur Hand habe und anwende; und solch eine Forderung sollte bei der Religion nicht unbillig und unnatürlich sein? Wer hat nicht ungläubige und gläubige, liebevolle und zänkische Stunden? Ich möchte behaupten, wer seine Glaubensartikel immer so an der Schnur hat, wie Don Juan das Register aller Damen, besitze so wenig echte Religiosität, als dieser echte Liebe. Das Christenthum hat ja die Persönlichkeit erst wahrhaft frei gemacht; und kann denn Freiheit mit dem einen Leisten bestehen, in welchen alle geschlagen werden sollen? Bei dieser Ansicht, wenden mir viele ein, löset sich das Christenthum in leere Willkür, in Nichts auf: diesen Glauben möchte ich abergläubig und ungläubig zugleich nennen. Wenn mir die Bekenner aller Confessionen noch Christen sind, die des höheren Lichtes zu voller Einigung warten; habe ich das Reich Gottes wenigstens nicht so verkümmert und verdestillirt, als wenn — und Consorten diejenigen dem Teufel übergeben, welche ihre Erklärung der Einsetzungsworte nicht annehmen, und wenn St— nur aus Gutmüthigkeit oder Artigkeit das Kreuzige ihn, hinter dem Walle der Zähne zurückbehält. — — —

Tieck an Raumer.

Dresden, den 19. November 1824.

— — — Nun sollte ich Ihnen wol etwas über Schlegel's Aufenthalt hier sagen. Die Sache ist schwer, sie kann unter Umständen unerlaubt sein, daß das, was ein alter Freund im Vertrauen äußert, das ich vielleicht nicht ganz verstanden habe, als Kritik, Anklage oder dergleichen bei andern Freunden umlaufen soll. Doch Sie werden gewiß am

erſten dieſe Pietät der Freundſchaft verſtehen und ſchonen und ſelbſt dafür ſorgen, daß das kein Stadtgeſpräch wird, was nur Vertrauen, Anrede ſein ſoll (möcht' ich faſt ſagen Hülferuf) weil man, mag man ſich noch ſo feſt fühlen, zu Zeiten des Beiſtandes anderer ſtarken Geiſter bedarf, um unſere innerſte Wahrheit und Ueberzeugung noch wahrer zu machen. So ging es mir immer auf die ſchönſte Weiſe mit Solger und ſo ſehr ich Sie ehre, was ich nicht erſt zu wiederholen brauche, ſo fehlt er ja gerade jetzt recht ſchmerzlich, um einige höchſt wichtige philoſophiſche Punkte mit ihm recht gründlich zu beſprechen, und mich von ſeiner ewigen himmliſchen Klarheit durchleuchten zu laſſen. Ich möchte meinen Eigenſinn, Starrſinn, Beſchränktheit, oder wie ich es nenne, nicht gern ſelbſt für Philoſophie verkaufen; und fürchte doch in der Gefahr zu ſein, durch Eigenwillen einem alten Freunde unrecht zu thun.

Und doch mag es wol nicht geſchehen. Denn ich war mit Friedrich ja niemals mehr einig, als jetzt auch; unſer Verſtändniß war auch von frühen Jahren nur eine Annäherung zueinander. Er ſah damals auf mich gutmüthig herab, und ehrte mit faſt ausſchließender Liebe mein Talent; aber mich eigentlich zu verſtehen, hielt er doch nicht der Mühe werth, und wenn ich einmal den Anſatz nahm, ihn verſtehen zu wollen, ſo verwandelte ſich Spinozism, Fichtianism, Platonism und wie es Namen haben mochte, in Geheimnißkrämerei und ich wurde freundlich, ironiſch abgewieſen, wie der Meiſter vom Stuhle etwa den Schüler des erſten Grades von ſich ſchickt. Gerade ſo iſt es denn auch jetzt, nur haben ſich die Gegenſtände des Geheimniſſes geändert. Und doch würde ich es beſchwören, daß dieſer excentriſche Geiſt nur wenige Menſchen mehr liebte als mich, daß er noch wenigern nur ſo viel vertraut. Von meinen neueſten Arbeiten hatte er nur weniges und flüchtig geleſen, und wenn ich ihm Folge

leiſtete, ſo begrübe ich die Novellen, die ich vielleicht noch ſchreibe, lieber unbedingt in Vergeſſenheit. Alles dies ſei ſchwacher Wein der Poeſie, mit zu vielem Waſſer des Verſtandes gemiſcht. Kann ſein. Ich antwortete ihm: daß es doch von mir ganz charakterlos ſein würde, einem fremden, mir unverſtändlichen Begriff zu gefallen, das aufzugeben, wozu mich Begeiſterung unbezwinglich treibe. Darauf ſagte er nichts. Er kam aber immer wieder auf dieſen Punkt zurück. Auch ſteht es in ſeiner Literatur gedruckt, daß unſer modernes Leben, wie jede Gegenwart, ſich nicht poetiſch und romantiſch in Schauſpiel und Erzählung behandeln laſſe. Was ich aber eben nicht glaube. Und wie muß er ſich dort ſelber drehen und wenden, um den Don Quixote, das poetiſchſte aller Bücher zu retten. Und Wilhelm Meiſter! Kurz, wir waren hier durch Klüfte in der Ueberzeugung getrennt. Er verehrt jetzt nur die trunkene Poeſie des Calderon und der Orientalen, die im berauſchten Schwulſt oft ſo unendlich nüchtern iſt. Er wirft mir vor, ich hätte den Sinn für Calderon verloren: Er den für Shakſpeare, was gewiß ſchlimmer iſt.

Am meiſten war es ihm wol um die „Cevennen" zu thun. Er hatte ſo vieles darüber gehört, von allen Seiten übertriebenes Lob, wie Bangigkeit mancher Orthodoxen. Ueber dieſen Punkt ſprach er wie Malsburg. Ich möchte nichts übereilen: dieſe Eile, eine gewiſſe Unreife, eine vorübergehende Stimmung oder Verſtimmung könnte bei ſo großen Gegenſtänden Frevel und Sünde werden. Was ich ihm unbedingt zugab. Nur iſt ja die Geſchichte, zu der die Begeiſterung mir die Erfindung gab, keine Predigt, keine polemiſche Züge, kein Fanatism, keine Verfolgung. Wie ſoll man ſprechen, wenn es ſelbſt dramatiſch in poetiſcher Form ſo gar bedenklich ſein ſoll? Alles das ſagt ich ihm und vieles andere, wir ſtritten, wir ſprachen lange hin und her; ſein Vorſatz, mich irre, ängſtlich zu machen, gelang ihm nicht. Am für-

zesten, werden Sie denken, sei es gewesen, ihm die gedruckten Bogen zu geben und das Uebrige vorzulesen. Natürlich, er fiel aber auf diesen Ausweg nicht, und ich mochte mich ihm auch nicht aufdrängen. Ihm ist die Kirche und ihre Form einmal alles. Ich will es nicht tadeln, aber draußen müssen auch Leute wohnen dürfen. Das freche Antasten der Heiligthümer und des Geheimnisses ist mir ferner wie tausend anderen, gibt es ja selbst Millionen frommer Katholiken, die sich ohne Papst und dessen Satzungen behelfen. Ich merke aber recht gut, diese neuen Pietisten, die unsern Unwillen erregen, sind ihm gar nicht so widerlich; er meint im stillen, ihr Wesen sei eine Vorbereitung zu seiner Kirche, sie würden sich besinnen. Kurz, er kennt die Menschen nicht, er will das Wissen und die Kunst nur dulden, nicht mehr vergöttern, wie er es in frühern Zeiten wol wieder zu unbedingt gethan hat. Diese Revolutionen sind mir auch im Geiste fremd, ich mag sie nicht. Mir war, als sei ich ganz noch wie in meinem sechzehnten Jahre ihm gegenüber. Eigentlich ist es auch der Fall. Was das Weltliche anbetrifft, so meint Schlegel, wir alle ohne Ausnahme, lägen seit lange im tiefsten Schlafe, und wüßten weder das Woher noch das Wohin: er habe (damals in Frankfurt) sechs Jahre hindurch die Geschichte und die Gegenwart studirt, und hält nun seine geistlichen Grillen (wie ich diese Ansichten nur nennen kann) für untrüglich. So ehrt er jetzt Baiern fast unbedingt, über welches er im Jahre 1808 so ganz ohne Barmherzigkeit den Stab brach. Ich mag nicht zu weitläufig werden. Von Ihnen und Ihrem Buche spricht er mit großer Achtung, er hat es aber noch nicht gelesen, er wird auch dazu schwerlich die Zeit finden: denn, denken Sie, noch bisjetzt hatte er den „Erwin" nicht gelesen, und hat sich hier erst durch die Hälfte des ersten Dialogs mühsam gearbeitet. Die philosophischen Gespräche kannte er: konnte mir aber doch nichts Näheres vom Inhalte

melden. Ueber Solger eben kamen wir am stärksten zusammen, von dem er wie von einem hoffnungsvollen jungen Menschen spricht, aus dem nicht viel, aber doch etwas hätte werden können, der aber bisher doch so wenig geleistet, daß es nicht der Mühe verlohnt, von ihm zu reden. Darüber läßt sich nun eigentlich gar nichts sagen. — Von Geschichte, meint er, läse er wenn er dazu komme, etwa nur die beiden Endspitzen der alten Welt, Herodot und Tacitus. Dann lieset man überall keine Geschichte mehr, wenn man sich so bornirt, sondern nur seine Vorliebe, oder Verhaß. Das Interesse am Spiel jener freien Fäden, wo Schicksal, Laune, Leidenschaft und Zufall eins geworden, ist für ihn nicht da; und doch ist wie im Kleinen, in Allem die Größe erkennen, erst Gott erkennen. Soll Gott ein Papst, oder Superintendent, oder einsamer Forscher sein; so ist es mit meiner Einsicht am Ende, und man thäte gut, alle Bücher und auch das Leben ebenso zuzuschlagen.

In dieser Stimmung aber ist er auch. Alles ist ihm zu weitläufig, zu complicirt, im Verhältniß zum nahen Tode, und des Einen was noth thut. Der fromme milde Cervantes dachte auf seinem Todbette noch daran, die „Galatea", das Werk seiner frühen Jugend fertig zu machen. Der ist mir ein Heiliger nach meinem Sinn, ohne allen Bekehrten und Hochbegabten zu nahe zu treten. — Schlegel's Philosophie, wenn er sie noch herausgibt, wird nur aus Sätzen und Aussprüchen bestehen, denn die Dialektik (doch die Probe des Exempels) verachtet er unbedingt. — Vieles, das Meiste auf unser Wiedersehen. — — —

Raumer an Tieck.

Berlin, den 26. November 1824.

Gerade darin, daß ich Sie und Solger ſo viel höher ſtellte, daß Sie mir überall als befreundete Lehrer, als belehrende Freunde erſchienen, daß Sie mich erhoben, begeiſterten und vorwärts ſchoben, das war ja die höchſte Freude, der größte Genuß. Es iſt ein großes Unglück, keinen Freund zu finden, der zweifelsohne höher ſteht; wer aber gar nach geringhaltigen Freunden trachtet, die er in allem überſieht, der iſt ein ausgemachter Miſerabiliſt. Wen aber wahre, oder ſcheinbare Ueberlegenheit dahin bringt zu verlangen: der Freund ſolle ſeine Haut ganz verwandeln; der iſt entweder überhaupt unfähig das Mannichfaltige zu würdigen, oder es beſchleicht ihn ein verwerflicher Hochmuth. Darum hat Solger nie verlangt, ich ſolle philoſophiſche Geſpräche, oder Sie, ich ſolle Novellen ſchreiben; und darum ſind Schlegel's Anſinnen an Sie ganz unverſtändig und thöricht. Zugegeben, alle Ihre Arbeiten wären nur ein Quark gegen irgendeinen einzeiligen hocherhabenen Satz, den er ſetzt; ſoll denn nun ein anderer, nachdem dieſer Stein der Weiſen gefunden da capo danach ſuchen, oder wird jemand zum Columbus, wenn er jetzt Eier auf die Spitze ſtellend, ſie zerſchlägt? Folgerecht jene Schlegel'ſche Anſicht durchgeführt, kommt ſie zu Omar's Ausſpruch: ſteht's im Koran, ſo iſt die Wiſſenſchaft u. ſ. w. unnöthig, ſteht's nicht darin iſt ſie ſchädlich. Ueberhaupt hat all das Treiben etwas Muhammedaniſches. Aber wenn nun die Menſchen zeitlebens nichts dächten, thäten, trieben und ſprächen, als: Allah iſt groß! ſoll ich dieſen höchſten Satz nur in dieſer Geſtalt dafür anerkennen? Wer weiß ob die Hunde, wenn ſie bellen, nicht daſſelbe ſagen wollen; dennoch iſt die

Menschenstimme und der Menschen Gefühl und That eine höhere Offenbarung Gottes. Zu welcher Bestialität müssen wir kommen, wenn Leute die nicht so geistreich wie Schlegel nicht durch so viele Schulen gegangen sind, von Hause aus in seine Meinung eingehen und sie platt deuten und anwenden. — Gleich einseitig ist das stete Hervorheben des Todes. Ich denke jeden Tag daran, lösche nie darohne das Licht aus; soll denn aber dieser Gedanke das Leben selbst in den Tod verwandeln? Wer weiß ob er ruhig, mit Bewußtsein und unter milden Abschiedsworten, oder ob er im bewußtlosen Geschrei des Schmerzes dahinscheidet; soll nun der Moment allein entscheiden und nach dem langen Leben nicht gefragt werden. Und was thut denn noth? Ist hier nicht neben den allgemeinen Forderungen der Sitte und Religion, jedem Einzelnen das Individuelle noth? Erziehung zur Einförmigkeit mag man bei Kalmücken und Baschkiren versuchen, die so ununterscheidbar sind wie eine Heerde Hammel; ich mag das reiche Concert der Mannichfaltigkeit nicht gegen das unisono des Eselsgeschreis im Choral (wie Luther sich ausdrückt) aufgeben. Zieht man sich aber geistig auf den einen angeblichen Mittelpunkt des Lichts zurück; so soll man auch nicht auf halbes Hören über das urtheilen, was sich draußen bewegt, oder man soll consequent ein Bettelmönch werden und keine Sehnsucht nach den Fleischtöpfen Wiens spüren.

Die Kirchenverfassung ist gewiß etwas Großes und ihr Werth wird in unseren Tagen zu wenig erwogen und geschätzt; allein es ist irrig, das Wesen des Christenthums in irgendeine Form allein zu setzen, es allein daselbst finden zu wollen. Auch ließe sich von hier aus wol die Brücke zu dem zweiten Hauptirrthum finden: alle Gegenwart sei unpoetisch. Ganz auf derselben Stufe steht die Wahnlehre derer, welche im Staate alle Freiheit in die Vergangenheit oder Zukunft legen, Götzendienst, falsche Sehnsucht, Unzu-

friedenheit, ja Rebellion erzeugen und von der Gegenwart niemals etwas ergreifen. Was dieſe Leute Poeſie und Freiheit nennen, iſt etwas ganz Unbeſtimmtes, Barockes, Wunderliches, ein dicker blauer Dunſt, der, kommt man wirklich hinein, nur Kopfſchmerzen verurſacht. Daß der Verſtand allein den Dichter nicht macht, iſt weltkundig; aber man wird auch nicht in dem Maße mehr Dichter, als man dem Verſtande abſagt; ſonſt hätten wir jetzt der unverſtändigen groſſen Poeten gar viele. Und haben denn dieſe gefeierten Orientalen nicht Ballen voll platten Verſtandes in buntes Papier gewickelt, als Poeſie an unſere trunkenen Poeſiejäger gebracht, die unter der gleichfalls bunten Jacke doch nur vollſtändige Philiſter ſind? Daſſelbe gilt von den Pietiſten, die ſehr richtig von Schlegel nicht hart behandelt werden; denn das zuſammenſchrumpfende, auf einen oder zwei Begriffe reducirte Gemüth, muß das Götzenbild aufbauſchen und behängen, als ſei es überreich und groß. Dieſe Hyperkatholiken für die allgemeine Kirche, und die Pietiſten für Sektirerei, ſind ſehr nahe verwandt, wie Ultraroyaliſten und Ultraliberale; eine dürre Stange verbindet beide Pole, und leicht kann das Unterſte einmal nach oben gedreht werden, oder eine Partei zu der andern, wie die Fliegen an einem Faden hin- und zurückkriechen. Bei allem Scheine der Milde, iſt in Wahrheit da überall Hochmuth, wo man fremde Individualität nicht erkennen und weiſer als Gott, nicht dulden will, daß jeder Baum ſeine eigene Rinde habe. Wiederum hängt damit die Vergötterung irgendeines einzelnen Staates zuſammen, als habe der alle Weisheit gepachtet, und ſei alle Thorheit den übrigen zugefallen; was denn nicht ausſchließt, daß nach kurzer Friſt die Rollen und Urtheile gewechſelt werden.

Wenn Schlegel mit Achtung von meinen „Hohenſtaufen" ſpricht, ſo beruht dies wol nur auf dem Glauben, daß ich die Hierarchie nicht wie manche andere mishandele; ſonſt muß

ihm ein so dickes Buch zuwider und nach seinem System die Weltgeschichte auf ein Quartblatt zu schreiben sein.

Am wunderlichsten sind die leeren Einreden a priori gegen die „Cevennen"; und wenn Sie das natürlichste Gegenmittel, nämlich das Vorlesen nicht anwandten, so sehe ich darin die gerechte Strafe dafür daß Schlegel nicht selbst darauf drang.

Eigentlich hätten Sie ihm aber doch sagen sollen, er rede wie der Blinde von der Farbe. — — —

Mir ist Ihre Dichtergabe beim Lesen Ihres Dichterlebens wieder einmal recht wie ein Wunder erschienen: neben dem Allerglänzendsten das Tiefsinnigste, dem Erschütterndsten das Mildeste, dem Ernstesten den Scherz in seiner schönsten Unbefangenheit, von der höchsten Weisheit zum höchsten Wahnsinn alle Töne angeschlagen. Dabei nichts überhäuft, nichts durcheinandergerührt; die besonnenste Anlage und größte Mäßigung, die wahre Herrschaft des Genius über eine ganze Welt. Wie weise, den Shakspeare nicht breit in den Vordergrund zu stellen, sondern die anderen Dichter; und nachdem insbesondere dem tüchtigen Marlow das höchste Recht widerfahren und er Wundervolles gesprochen, ihn zum Zeugen des höhern Genius zu machen und sich selbst das Urtheil sprechen zu lassen. Wie schön endlich die Versöhnung durch Sh. bei seinem Tode, diese echte poetische Gerechtigkeit. So wie Livius, der den Hannibal in seiner vollen Größe darstellt, doch beim ersten Auftreten des älteren Scipio, jedem die Offenbarung mit wunderbarer Geschicklichkeit vor Augen stellt, hier sei ein höheres Numen, etwas altioris indaginis; so fühlt man vom ersten Erscheinen Sh. er überrage diese Riesen, und wo die andern nur die Kraft der Abstraction (z. B. hinsichtlich des Vaterlandes, der Schönheit, des Edeln), zeigen, geht von ihm der wahre Lebensathem der Poesie aus. Dennoch hat nach Ihrer trefflichen Weise, welche die meisten

nie begreifen, jeder eine Seite der Wahrheit, ein eigenthümliches Daſein; es ſind nicht die zerſetzenden chemiſchen Säuren darübergegoſſen, um die ſogenannten Elemente aufzufinden, welche ja nur das Todte ſind. Sehr heilſam iſt die heitere Scene mit dem Theaterdirector eingeſchoben; ſehr paſſend der puritaniſche Wahnſinn entwickelt, der denn doch etwas anderes iſt als Green's oder Marlow's Verirrungen. Die Sekte wird Ihnen aber auch dies wieder übel deuten und ſagen: Sie wollten immer nur die Thorheit in der religiöſen Richtung aufſpüren und darſtellen; denn daß Shakſpeare religiös iſt, glauben Leute dieſer Art nicht. Wie auch vielleicht manche das nicht Poeſie nennen, ſondern Reflexion, was mir bei Ihnen oft als das Tiefſinnigſte und Begeiſtertſte erſcheint. In dem Ernſt und Scherz der Tiſchſcene, wo Naſh und Peele mitreden, iſt wieder eine Unzahl von Blitzen, Lichtfunken, Anregungen, daß Aermere daraus gar lang Draht ziehen und ſich doch für reich ausgeben könnten. Die gewöhnliche Manier, welche bunte Ereigniſſe übereinander häuft und dies Poeſie nennt, wie in manchen Romanen Scott's, ſcheint mir der einfachen geſchichtlichen Erzählung oft an Nachdruck, Wirkſamkeit, ja an Poeſie nachzuſtehen.

Raumer an Dr. Löbell.

— — — — Tieck ſchreibt mir: „Nächſt der alten hat noch keine Geſchichte mich ſo tief erſchüttert und ganz und völlig durchdrungen als die der Hohenſtaufen. Ja los werden kann ich noch immer nicht die mächtigen Geſtalten, ſodaß ſie mich in manchen Stunden ſtören können.“ — Dies war mir willkommen; hier iſt gar nicht von meiner Weisheit die

Rede, sondern von den Dingen selbst. So habe ich gefühlt und fühle noch so, obgleich mir diese Geschichten hundert- und abermals hundertmal durch den Kopf und die Feder gegangen sind. Ich will nicht daß man meiner gedenke, mir Complimente schneide, sondern daß ich in andern Gemüthern das meine insofern wiedererkenne, als ich es durch die größten Erscheinungen für bewegt halte. Wo gibt's eine erhabenere Tragödie? Dem Stoffe nach ist der Untergang der Athener in Sicilien dagegen nur eine einzelne Scene; das sollte, so meine ich, erkannt werden, den Inhalt sollte man würdigen, vor der Narrheit mich deshalb mit Thucydides nicht gleichstellen zu wollen, braucht mich kein anderer Narr zu warnen. — — — — — —

Friedrich Perthes an Raumer.

Gotha.

Ew. Hochwohlgeboren nicht gänzlich unbekannt, erlaube ich mir diese Zuschrift. Ihr Werk über die alte Geschichte habe ich mit großer Belehrung durchgelesen! Sie bedürfen des Dankes nicht — wer aber empfangen hat, will ihn gern geben und soll es auch.

Immerhin mag der Gelehrte sich die Geschichte zueignen, doch ist sie bestimmt für Männer, welche in der Welt in großen und kleinen Kreisen wirken und handeln — diesen eine Gabe zum Aufmuth und zur Demuth.

Mein Gewerbe hat mich bemerken lassen, wie so wenige unter uns Deutschen die Geschichte kennen: nicht etwa allein solche Geschäftsmänner, die nur um der Beamtung willen den Studienkreis durchliefen, sondern auch Gelehrte manchen Faches.

Zahlen der Zeiträume und Namen besitzt man wol, aber wie selten das klare Bild eines Zustandes und der Verhältnisse — deshalb auch keine Anwendung, keine Vergleichung.

Der historische Unterricht in unsern Schulen ist ein Stückwerk ohne Grund zum Weiterbauen. Unsere werthvollen historischen Bücher gehören dem Geschichtsforscher an. Der Mann der sich selbst gründlich belehren will, findet zu viel oder zu wenig, oder auch beides zugleich darin.

Heeren's so gute Lehrbücher, bedürfen der Ausfüllung, J. Müller's, Luden's geistvolle Uebersichten setzen die Geschichtskenntniß voraus — Schlosser's „Weltgeschichte" ist ein trefflicher Schlußstein für den Unterrichteten — andere Autoren tragen Ketten der Befangenheit, gegen welche Sie so mit Recht eifern.

Ein Bedürfniß nach historischer Belehrung spricht sich jetzt unter uns allgemein und lebhaft aus. Sehr erfreulich!

Seit 35 Jahren in Arbeiten, Anstrengungen, Sorgen herumgetrieben, hat unsere große Zeit, mich immer auf Geschichte hingewiesen; viel habe ich versucht für meinen beschränkten Standpunkt einen sichern Zusammenhang in den Ereignissen der Menschen und Völker zu gewinnen — ein solcher ist mir durch Ihr Buch geworden, besonders über die Griechen bis Lykurg und Solon, über die Colonien in Sicilien u. s. w., über die Schicksale der Nachfolger Alexander's.

Die Darstellung der Verfassung, des Handels, der Finanzen Athens hat mich sehr angezogen und aufgeregt als Hamburger Bürger, und ich fühle mich gedrängt Sie zu fragen:

Kennen Sie das Gemeinwesen Hamburgs?

Nur wenig, ist zu vermuthen, und doch würde es lohnend sein.

Hamburg und Athen! — — aber das bestehende lebende Kleine ist immerdar ein Lebendigeres, als das noch so riesenhaftgroß Vergangene; — jenes der Schlüssel zu diesem.

Keine der hervortretenden helleniſchen Städte, war ſo rein Demokratie, blieb ſo nur Stadt, wie Hamburg, die ſtillern in Hellas verloren bald ihre Unabhängigkeit; der Einfluß und Umfang ihres Handels war geringerer Bedeutung.

In vielhundertjährigem Streben und Kampf während und nach der Blüte deutſcher Städte, durch neue und neueſte Zeit, hat Hamburg freies Gemeinweſen ſich nicht nur zu erhalten, ſondern auch immer ſicherer zu ordnen gewußt.

In der langen hamburger Geſchichte findet ſich nicht ein hervortretender perſönlicher Charakter (Held), nicht ein glänzendes Ereigniß (für den Kothurn), — aber fortdauernd Bewegung und Kraft, ſtete Anſtrengung, einigend und löſend, zur Erhaltung und Förderung der Freiheit.

Kein Denkmal, kein Gebäude bewahrt den Nachkommen Zeichen vergangener Größe, — aber treffliche, anpaſſende innere Anſtalten und Inſtitute beurkunden der Verfahren klare Einſicht und Umſicht und ihre großartigen Opfer ſtillen Bürgerſinns.

Keinem einzelnen Bürger, keinem Verein mehrerer dankt Hamburg die Rettung ſeiner Freiheit aus drohender Gefahr — ſtets that es die Geſammtheit.

Nie erlangte ein Bürger überwiegenden Einfluß, nie eine Familie Vorrang; niemals ſah man Patricier.

Vielleicht einzig iſt's, daß Hamburg keine Nationalen hat. Die Hälfte des jetzigen Senats beſteht aus Ausländern, ſo erbgeſeſſene Bürgerſchaft; fünf Sechstel der Bewohner ſind es, geht man auf Vater und Großvater zurück; für 30 Thaler iſt das Bürgerrecht feil. Immer ab- und zuſtrömend, Volk aus aller Welt; — das Gegenwärtige ſtets eifernd für Hamburgs Freiheit. Die jetzige Verfaſſung, vor 110 Jahren dargeſtellt durch eine kaiſerliche Commiſſion, weil nach langen Reibungen Rath und Bürgerſchaft eines Obmanns bedurften, iſt ſo abgewogen, ſo ebenmäßig gleich geſtützt, daß wenn Zeit

und Verhältnisse einen Strebebalken morsch und unfugend machen, sogleich aus gesunder Wurzel ein frisch passender einwächst. Die Anordnungen seit 1814 geben hiefür zahlreiche Beweise.

Köln, Regensburg, Nürnberg u. s. w. sind ehrwürdige Denkmäler alter großer Zeit; Hamburg, wunderbar erhalten, ist ein gleiches, geistig lebendiges, ohne Schutt und Graus des Vergänglichen.

Viele fremde Deutsche, auch Gelehrte und Historiker, durchstreifen Hamburg, höchstens aber sehen sie eine Menge Consonanten; die Vocale zu suchen fällt ihnen nicht ein und die Sprichwörter vom neuen Thore und vom Fliegen übern Rhein und zurück bewahrheiten sich. Niebuhr kennt vieles aus uns, — J. Müller wurde ergriffen und wollte wiederkehren.

Wie das Collegium der Oberalten und Sechziger, Verfassung und Gesetze sichert, die Verwaltung controlirt; wie dieser Bürgerausschuß vermag Propositionen an die Bürgerschaft zu bringen, ohnerachtet der dem Rath zustehenden Initiative; wie in den Bürgerversammlungen Formen, das Einwirken hitziger Demagogen verhindern, wie es hierin durch Eintheilungen möglich gemacht worden ist daß zu Zeiten die Minorität den Ausschlag geben kann, welche Mittel verhanden zur Beendigung, wenn Rath und Bürgerschaft sich nicht vereinigen können. Wie der Senat über nicht mehr als 10 Thaler verfügen kann und an Beamten nur den Trompeter einzusetzen hat, und wie dennoch der Senat wirklich und kräftig regiert — dies und so viel höchst Eigenthümliches kommt nicht zur Kunde und es bleibt verborgen; die eigensinnige Beharrlichkeit der Bürgerschaft, zu der schlauen Taktik des Raths.

Freilich ein Zeitalter des Perikles, auch nach Maßstab und Möglichkeit neuer Zeiten, wird nicht gefunden und ist nicht zu

erwarten; — aber von jeher mochten geistreiche und gelehrte Männer ihre Tage gern in Hamburg verleben; auch gingen viele von da aus; sollten aber ihre Gaben leuchten, so kehrten sie meist nicht zur Heimath. Eine Demokratie ist dem Brillantfeuer ungünstig — auch ist darin wol das Ueble und Böse leicht zu hemmen, aber äußerst schwer ein öffentliches Gute durchzusetzen.

Unsere Zeitgenossen verstehen in der Regel von allem diesen wenig, am wenigsten unsere Liberalen, die sich mit allgemeinem Raisonniren breit machen, und durch falsch Ausmünzen der Begriffe von Freiheit und Verfassung es dahin gebracht haben, daß das Edelste, was Menschenbrust hegen und erstreben kann, als faules Geschwür erachtet wird.

Auf die „Geschichte der Hohenstaufen" freue ich mich sehr! — Das dreifache Corps der griechischen, lombardischen und hansefreien Städte, in ihrer Gleichheit und Verschiedenheit, in Einfluß und Folgen für Welt und Menschen — wird Ihnen darzustellen leicht werden.

Sollen die Vorlesungen über die römische Zeit auch noch erscheinen? wie sehr wünsche ich es. Habe ich Sie aus Ihren Werken recht verstanden, so bedarf dieser Brief keiner Entschuldigung. Familien- und andere Verhältnisse haben mich Gotha für einige Jahre zum Aufenthaltsort wählen lassen. Mit der wahrsten Hochachtung u. s. w.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 13. Januar 1825.

— — — Ich habe sogleich unter anderem Gluck's „Armide" wieder durchgespielt und vorigen Montag gehört. Wäre es möglich, mich in meiner Ansicht darüber noch mehr zu be-

feſtigen, ſo würde es infolge unſerer Geſpräche und neuer Prüfung geſchehen ſein: ich kann in der That die entgegengeſetzte ſo wenig begreifen, als wenn jemand bei 15 Grad Kälte von ſchönem Wetter ſpricht. Die Zuſammenſtellung paßt nicht, aber beides ſind mir argumenta ad hominem. Wenn Armide nicht eine edle, großartige Natur iſt, was ſoll ſie in ſolch einer Oper? Sie wenigſtens, der Sie für Lady Macbeth das Menſchliche vindiciren, müſſen hier meiner Meinung ſein. Indem ſie nur den lieben will, der Rinalden übertrifft (eine, wie die Sachen ſtehen, unmögliche Forderung), liebt ſie ihn ſchon von Anfang an; und die Fähigkeit zu ſolcher Liebe, ſowie zu der ſpäteren Aufopferung, iſt eine ganz andere Sittlichkeit in meinen Augen, als wenn Rinald ſagt: „Es wird Appell geblaſen; nehmen Sie es nicht übel, daß ich mich drücke!“ Die Aufgabe, alle Pflichten zu vereinen, ſtellt er ſich nicht einmal, obgleich Armide ihm folgen und wider die Sarazenen auftreten will; als wenn es ſittlicher wäre, ſie zu verlaſſen, um einige Türken todt zu ſchlagen. Da ſtehe ich aber ſchon wieder am Rande meiner ethiſchen Ketzereien. Ich kann nun einmal mit der Lehre nichts anfangen, der alles Sinnliche vom Uebel iſt; ſo wenig als mit der, die alles Ueberſinnliche verwirft. Beides conſtituirt die menſchliche Natur, verklärt ſich wechſelsweiſe in der Ethik, ebenſo wie in der Aeſthetik. (Siehe Solger's Erwin, die Ellipſe mit den Brennpunkten und dem ſie umſchlingenden Verſtande.) Freilich, wenn ein holz- und ſchwammdürrer Philiſter frißt, ſäuft, ſpielt, und meint er habe die Sinnlichkeit, ſo iſt das nach meiner Anſicht ein fauſtdicker Irrthum; aber ebenſo, wenn ein ähnlicher Haubenſtock, der ſich einen Philoſophen oder Pietiſten nennt, das Unſichtbare an die Wand malt und den Teufel daneben. Mir ſind alſo die Gärten der Armide und le devoir de Mr. le Lieutenant Colonel de Rinaldo gar keine unbedingten Gegenſätze; daraus, daß er es ſo nimmt und

nicht lieben kann oder will, wird es freilich eine Tragödie, wo mir das Intereſſe und die Tugend aber gar nicht ſo auf ſeiner Seite zu liegen ſcheint, wie die Leute meinen. Oder iſt der, welcher reich an Liebe iſt und ſie ſpenden kann, nicht allemal der Reichere überhaupt? Vielleicht bin ich in dieſer Richtung zu empfindlich: mich berührt's immer herbe, wo innige Liebe zurückgewieſen wird (erinnern Sie ſich unſerer Geſpräche über „Egmont" und „Brackenburg") und das, was manche für den am meiſten poetiſchen Standpunkt halten, erſcheint mir leicht als der phyſiſche gemeiner Wahlverwandtſchaften. Wie milde iſt auch hier Shakſpeare in Beziehung auf Julie und Paris. — Das Davongehen Rinald's, was manchen ſo groß erſcheint, hat kein Verdienſt, denn es iſt Folge von Gottfried's Schild, d. h. eines Schreibens Sr. Excellenz, daß der Urlaub abgelaufen ſei; und wenn die beiden Boten Ubaldo und der däniſche Ritter recht ehrlich wären, ſollten ſie zu Armiden ſprechen wie Leporello zur Elvira: „Laſſen Sie ihn laufen, es iſt gar nicht ſo viel an ihm, wie Sie ſich einbilden!" — Wenn mich ein Weib wie Armide aus voller Seele liebte, ich würde keineswegs fürchten, mit ſolch einem edeln Weſen in ſchlechter Wolluſt und ekelhaftem Müßiggang zu Grunde zu gehen; ſondern ich glaube, daß ſich Kräfte des Geiſtes, Gefühle des Herzens entwickeln, von denen man im Stundenſchlage der ordinär dahinlaufenden Zeit keine Ahnung hat.

Raumer an Reuß.

Berlin, den 5. März 1825.

— — — Von Wiederſehen und perſönlicher Fortdauer ſprechen, und mit Recht, alle Philoſophen; aber daß es unbedingt in Gottes allweiſem Plan liegen müſſe, daß ich,

Friedrich von Raumer, in Ewigkeit als solcher existire, leuchtet mir, ehrlich gesagt, auf jenem Boden nicht vollkommen ein, und nur Christi Ausspruch mag ein höherer Ruf sein aus einer Welt anderer Erleuchtung. Glücklich, wenn man auf Erden nach Kräften das Seine gethan und nicht dem Himmel die Jahre gestohlen hat. Allerdings gibt es auch in dieser Beziehung einzelne Männer, die mehr thaten als viele andere in Jahrhunderten; aber jeder wird doch nur mit seinem Maße gemessen, und da können wir mit Johannes Müller sagen: zu den ganz Faulen gehören wir nicht. — — —

Manso an Raumer.

Breslau, 25. März 1825.

— — — Ach, wie hängt doch der arme Mensch von dem bischen Materie und deren Druck und Stoß ab, und wie sehr stimme ich in dem, was Sie über die Fortdauer sagen, mit Ihnen überein. Garve sagte einmal zu mir: „Der Tod ist eine chirurgische Operation und eine gefährliche. Ob sie gelingen wird, weiß niemand.“ Die physischen Möglichkeiten, die man ausgeklügelt hat, sind Hirngespinste, und die moralischen beruhen alle auf der hohen Vortrefflichkeit unserer geistigen Natur. Aber ist denn diese in den Augen Gottes wirklich so groß, oder spielt uns die Einbildung nicht auch hier einen Streich? Leider gehören auch diese Betrachtungen zu den Uebeln der Tage, von denen man sagen muß, sie gefallen uns nicht. Indeß lassen sie sich nicht abweisen. Wir müssen ihnen schon nachgeben. — — —

Kanner an Manso.

Berlin, den 1. Mai 1825.

— — — Was Sie in Bezug auf die Unsterblichkeit sagen, ist sehr erheblich. Ich glaube nicht, daß die philosophischen Argumentationen ausreichen, sie darzuthun. Sterben wir nicht schon im Leben Gegenden, Neigungen, Freunden? Und wie viele, die nach Wiedersehen schreien, heben kein Bein auf um die auf Erden wohnenden lebendigen Freunde wiederzusehen. Mit Unrecht wird, wie es mir scheint, die Lehre von Gott und der persönlichen Unsterblichkeit ganz gleich gesetzt und behandelt. Jene ist mir für meine persönliche Einsicht unwandelbar gewiß, unbezweifelt, sie steht mir mit und ohne philosophischen Beweis fest. Allein für meine persönliche Fortdauer habe ich keineswegs dieselben Gründe, Gefühle, dasselbe Bewußtsein, wie für das Dasein Gottes. Vielmehr je lebhafter ich mir dessen unermeßliche Macht, Liebe und Güte denke, deste weniger wage ich es, einen Anspruch anmaßlich mit gleichem specifischen Gewichte in die Wagschale zu legen. Warum ich nicht eher geboren ward, nicht länger lebe, was aus mir wird? das sind Fragen, die den Atheisten quälen mögen; ich bescheide mich, Dinge nicht zu wissen, und lebe der Ueberzeugung, Gott werde das Beste über mich beschlossen haben, auf Zeit oder Ewigkeit. So stehen die Dinge ohne Christenthum; mit demselben gestaltet sich die Sache allerdings anders, und Verzagtheit wie verkehrter Pantheismus finden hier oft ihr Gegenmittel. Doch kann man, scheint mir, das Wesentliche des Christenthums annehmen und befolgen; ohne den Hauptnachdruck auf persönliche Ansprüche zu legen und sich dadurch gleichsam in Avantage setzen zu wollen. Auf keine Weise sollten die Leute sich anstellen, als sei es

höchst bewundernswerth und preiswürdig, wenn sie die innere Ueberzeugung hegen: sie würden alle Jahrtausende hindurch die größte Rolle spielen, und unser Herrgott könne sie bei seiner Weltregierung gar nicht entbehren. Und läuft nicht sehr oft der Glaube an Unsterblichkeit auf diese, weder sehr fromme noch demüthige Ansicht hinaus? Doch genug der Ketzereien, denn so nennt man diese natürlichen Betrachtungen im Gegensatz eines salto immortale. Ich weise sie so wenig zurück, als die anderer Art und suche mich zu reinigen und zu erleuchten, soweit meine Kräfte es zulassen. Die Offenbarungen der Natur, des Geistes und das Wort Gottes sind die dreieinigen Quellen; und nur der hat unrecht, der eine ganz abweiset und die andere dadurch mehr zu ehren meint.

Nanner an Tieck.

Berlin, den 21. Juli 1825.

— — — So ist durch Krause's Tod der engere Kreis wieder um einen kleiner geworden. Wenn man das Poltern der Erde über den hinabgelassenen Sarg hört und die Gleichgültigkeit der täglich damit beschäftigten Leute sieht, die noch eher angeregt sein würden, wenn sie einmal statt eines Menschen zur Abwechselung einen todten Hund begraben müßten, so hat das Begraben etwas Furchtbares, und man möchte sich an dem zeitlichen Leben krampfhaft festhalten. Wiederum, wenn man sieht wie die Blumen so sanft und willig hinabgleiten und nach wenig Minuten allgemeine Stille und Friede eintritt, möchte man sehnsüchtig mit in das Grab springen und Sinn und Auge für die ganze Welt verschließen. Nicht unnatürlich wechseln diese Stimmungen, sie vertragen sich mit

einander. Angesprochen hat mich immer das Verfahren bei militärischen Begräbnissen: hinaus zum Kirchhof gesenkte umflorte Gewehre, gedämpfte Trommeln, langsamer Todtenmarsch; zurück die Gewehre erhoben, rascher Schritt und Ton; kräftig wieder ins Leben hinein. Meint jemand, der erste Gang zum Leben hinaus sei eigentlich der freudige; der letzte dagegen führe in neue Leiden, so will ich nicht streiten; nur soll man mir die christliche Religion nicht in eine traurige, finstere verkehren und die Heiterkeit des Heidenthums, wie manche thun, übertrieben lobpreisen. Auf dem Wege des Raisonnirens und Demonstrirens kommt man (trotz Mendelssohn's „Phädon") nicht weiter, als daß das Grab eben das Grab ist, niemand aber weiß, was, wie und wozu Grab und Tod ist. — — —

Zu dem wieder mit Theilnahme Gelesenen gehört Jacobi's „Woldemar", obgleich die Personen keine recht lebendige Personen sind wie bei Homer, Shakspeare, Cervantes, obgleich fast alle kränkeln und die süßbittere Arznei keine rechte letzte Hülfe nachweist; während die Schlußworte des Buchs sich anstellen, als sei alles im Klaren und gut zu Ende gebracht. Wenn man sich, so frage ich z. B. weder auf Kopf noch Herz verlassen darf, wie das Werk beweiset, worauf verläßt man sich dann? Wenn das Ländlich-Sittliche nicht alles erschöpft, wie wird dies mit allgemeineren Ansprüchen und Bedürfnissen versöhnt, wie verklärt? Etwa so ein Verhältniß wie das zwischen Woldemar und Henriette, die immer auf der Wippe zwischen Himmel und Hölle auf und nieder schaukeln? Wozu der spitze Gegensatz, daß Geschlechtsliebe zu Alwina vortrefflich, zu Henriette abscheulich sei? Warum soll dieses und jenes Verhältniß nicht zu einem verwachsen können? Wären die Leute nicht an innerlicher Künstelei zerbrochen, würde sich alles ganz natürlich gestellt haben. Mir erscheint's gleich verkehrt, die Geschlechtsliebe als die alleinige, einzige und höchste, oder als die verwerfliche, bestialische, von jeder höhern

wesentlich verschiedene zu bezeichnen. Solch chemisch-anatomisch Verfahren ist unhistorisch, unpoetisch.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 1. August 1825.

Ich leugne nicht das Treffliche in „Allwill's Briefsammlung", besonders zeichnen sich die beiden letzten Briefe von Allwill und Lucia aus; aber hier und im „Woldemar" geht alles auf eine Selbstbeobachtung, Selbstquälerei und Krankenpflege hinaus, die meiner Natur gar nicht zusagt. Gewiß habe ich so viel innerliche körperliche Schäden, daß auf der Stelle anatomirt, das Collegium Medicum entscheiden würde, ich hätte schon längst sterben sollen und müssen — und doch lebt der Mensch mit diesen Mängeln leiblicher, wie geistiger Art. Sie immerwährend betrachten, unters Vergrößerungsglas stellen, herausnehmen und wieder einsetzen, heilt nicht das Kranke, sondern zerstört das Gesunde. Dieses setze man (nur ohne Hochmuth) in Thätigkeit, fördere es, so werden die Jacobi'schen bitter süß-sauern Säfte nicht die Oberhand gewinnen. Sich so weitläufigen Quacksalbereien hingeben, so haarscharfe, spitzfindige Beobachtungen anstellen und geistig-medicinische Consultationen übereinander abhalten, ist schon Beweis der Kränklichkeit. Recht ehrliche offene Freunde hätten dem Woldemar, dann aber freilich auf den ersten 100 Seiten schen reinen Wein, statt der aus Plutarch und Ferguson abgezogenen Tränkchen, vorgesetzt.

Der trockenen Philosophie bloßer Verstandesabstractionen gegenüber war Jacobi's Ansicht höchst wohlthätig; aber kommen wir mit seiner Gemüthlichkeit viel weiter wie mit jenem

Verstande? Ist der Mensch nicht in zwei Theile zerschnitten, und muß er, wenn die höhere Heilung zu einem Ganzen ausbleibt, nicht nach beiden Methoden sterben? Früher glaubte ich mit Jacobi oft im Allerheiligsten angekommen zu sein; jetzt kommt's mir oft vor, als kehre er, davor angelangt, linksum, wobei er naiv genug sagt: weiter erblicke er nichts. Mein Verstand kann mich allein so wenig selig machen, mit mir selbst, mit andern und mit Gott versöhnen, als mein Herz; und wenn die Consequenz der Demonstration oft mit dem Kopfe gegen die Wand fährt, dann die Weichlichkeit der Gefühle, durch blendende Irrlichter in Moräste. Wenn ich bedenke, wie Shakspeare (siehe Goethe's Worte im „Meister") das Innerste (nicht dieser oder jener kränkelnden Natur) sondern der ganzen Menschheit aufschließt, so verschwindet mir Jacobi's philosophischer Mikrometer als unbedeutend. — Zürnen Sie nicht, liebster Tieck, über diese Redereien. Es ist nichts feindlich gegen Jacobi gesagt, es ist mehr eine Abwehr, da er sich einst meiner zu sehr bemächtigt und mich etwas windschief gestellt hatte. Ich bin ihm wahrlich recht herzlich zugethan, ein Gefühl, was ich in Beziehung auf Fichte und seine „Philosophie" nie gehabt habe.

Ueber Lady Macbeth von Tieck.

Es ist eine alte Sitte, diese Rolle zu übertreiben, und sie als Furie zu nehmen, auf diesem Wege haben manche Schauspielerinnen Ruhm erlangt, und so sind alle die leisen und feinen Winke des Dichters, die er aber oft gibt, unbeachtet geblieben.

Macbeth und seine Gattin sind ursprünglich edle und weise Naturen; er ein jugendlicher Held, kräftig aber zart, großartig, doch liebend: keine Spur von einem Richard III. In ihr keine Ahndung einer Margarethe in Heinrich IV. Shakspeare hat diese Art von Weibern vermieden zu schildern, und in „Cymbeline" die Königin so kurz als möglich abgefertigt. Für das Aeußerste der menschlichen und unweiblichen Natur nimmt man aber die Lady Macbeth. — Sie aber, so gut wie er, werden ganz aus ihrer Stellung gerissen und verlieren Fassung und Haltung durch ein prophetisches Wort gemeiner alter Weiber: das Edle vergafft sich am Niedrigen, wird von diesem bestrickt und verzaubert. Das Wort, daß alle menschliche Leidenschaft eine Bezauberung sei, wird hier sichtbar, und so könnte man die Hexen, wenn man wollte, allegorisch nehmen. Denn brauchte der Dichter sie nicht noch zu andern Zwecken, so wäre die tolle Ehrsucht hinreichend, ihn und sie zum Morde zu stacheln.

Als sie daher den Brief liest (Scene 5), wird sie gleich ebenso von Verrücktheit befallen, wie er, als er die Hexen sieht. Im Ton des Lesens, in allem muß es angedeutet werden. Aber zugleich ihre Liebe und seine liebenswürdige Menschlichkeit, indem sie seine Schwäche schildert. — Der König kommt, — nun der berühmte Monolog. Sie fühlt die Möglichkeit der Unthat, und ihre eigene weibliche Schwäche, nur diese stachelt sich mit diesen greulichen Worten, mit den Bildern des Aeußersten und Unmöglichsten. Wäre sie die eingefleischte Furie, sie würde gar nichts, oder ganz andere Worte sagen. Groß, erhaben muß hier gespielt und gesprochen werden; aber nicht so, wie ich es immer gesehen habe. Die Schönheit muß nicht untergehen, die menschliche Milde muß durchschimmern. Sie beschwört ja Nacht, Geister und alles, ihr eben diese menschliche Milde zu rauben, weil sie sie fühlt, Reue und Gewissen zu ersticken, weil sie weiß,

daß sie diese nicht zurückhalten kann. — So begrüßt sie den Mann, und hier muß man in ihrem Benehmen Liebe und Liebenswürdigkeit wahrnehmen.

In der Begrüßung des Königs, die Heuchlerin überhöflich und ergeben.

Nun die Nachtscenen. Bald schmeichelt sie dem unentschlossenen Mann, dann verhöhnt sie ihn, großthuende Verachtung wechselt mit Liebkosung; hier muß sie alles, was in zarter Liebenswürdigkeit in ihr ist, aufbieten, alle Großheit ihres Herzens, allen Zorn und Hohn, dessen ihre Augen und Gesicht fähig sind. So verwandelt sie sich dem Zuschauer in ein gespenstisches Wesen, das um so ergreifender ist, wenn zu Zeiten das liebende Weib durchblickt.

Act II. Noch Nacht. Sie kommt, als er den König mordet. Es ist gut, wenn man ihn eine Treppe hinaufsteigen sieht; sie kommt da unten mit einem Nachschlüssel aus den Gemächern. — Er hört sie sprechen, erscheint noch einmal oben, fragt, geht, in der Verwilderung, ohne Antwort abzuwarten, wieder hinein. — Sie muß auch blaß und in der Spannung erschöpft sein, wie er; sie ruft nur kräftiger alle ihre Lebensgeister auf; so sprechen sie beide wie im Traum, als er nach der That wieder herunterkommt: flüstern alles, kaum hörbar, beide zitternd — „Ueber solche Thaten muß man nachher nicht denken" — sagt sie, wie gezwungen lachend, indem die Thränen des Grausens in den Augen stehen. — Als sie die Dolche nimmt, und zurückkehrt, faßt sie sich übermenschlich: — aber, doch ist es diese Nachtscene, die sie ihr ganzes Leben hindurch verfolgt, die sie uns am Schluß so gräßlich vorspielt; sie ist also nichts weniger, als so felsenfest hier. — Nur durch die durchschimmernde Weichheit, echte Weiblichkeit, wird dies Gebilde ein schönes, rührend ergreifendes. Shakspeare hat sich hier eine Aufgabe gesetzt und gelöset, die in der Poesie nicht wieder vorkommt, und

freilich so geistig gezeichnet, daß, als der Commentar für seine Spieler verloren ging, man es seitdem nicht verstanden hat. Noch einmal: sie ist keine Klytämnestra, nicht einmal eine Elektra. Shakspeare hat gewiß an eine Lady Macbeth, wie wir sie auf der Bühne immer sehen, gar nicht geglaubt, oder eine solche Ausmalung, an welche sich seitdem so viele Dichter geübt und gefreut haben, für ganz unziemlich gehalten. Wie treten in „Lear" die Töchter zurück, wie die Königin in „Hamlet". Wie groß im Bösen und Guten Margarethe Anjou: aber nirgends eine Spur von diesem poetischen Aufjauchzen an gräßlichen Freveln. — Die Vorstellung bei der Nachricht, die Ohnmacht, alles leicht und natürlich, aber scharf im Ton, schärfer als vorher.

Act III. Sie ist Königin: — aber in der neuen Würde so unglücklich, wie er: der erträumte Genuß ist nirgends, dafür Angst, Sorge, Furcht. Diese Qual löscht Mitleid und Menschlichkeit aus; nur der Gatte ist immer noch der Gegenstand ihrer zartesten Aufmerksamkeit, sie tröstet ihn, wenn sie ihn sieht, sie stellt sich heiter, so tiefsinnig sie ist, sie macht ihm Muth. Sowie sie allein ist, sieht man an ihr die tiefe Seelenkrankheit, die sie nachher völlig zerrüttet, und wäre sie jetzt ruhiger, so könnte sie nicht durch Selbstmord untergehen. — Wie sie in der folgenden Scene auftritt, ist ihre erste Frage nach, ihre größte Sorge nur Macbeth. Der kleine Monolog die tiefste Seelenbetrübniß: wie er eintritt, zwingt sie sich zur Heiterkeit, und er treibt ihr gegenüber fast dasselbe Spiel.

Scene 4. Das Gastmahl. Die Tafel in der Mitte in der Länge; ein rother Vorhang dahinter, hinter welchem der Geist eintritt, den Stuhl in der Mitte einnimmt, wieder hinter den Vorhang mit Einem Schritt schreitet. Rechts in einem Prunksessel die Königin, sodaß sie mit Macbeth sprechen kann, ohne von den andern gerade gehört zu werden. Die vordere

Reihe am Tische ist natürlich leer. Sie ist gleich im Anfange so in sich selbst verloren, daß Macbeth sie erinnert, wonach sie sich ermuntert. Immer das Gefühl durchleuchtend, sie hat den Mord aus Liebe zu ihm begangen, und beide sind dadurch elend daß sie ihr eigentliches Wesen völlig verkannt haben. — Als Er mit den Mördern spricht, und nun ebenso tiefsinnig ist, ermuntert sie ihn. Seine Reden an das Gespenst setzen sie außer sich, — die höchste Spannung, eine Aufmunterung zur Fröhlichkeit, die ganz abenteuerlich, befehlend, geängstet, mild und wie abwesend klingen muß. — Höhnend, grellsprechend, gegen ihn selbst; und doch muß man ihr die Erschütterung anmerken: hier gar nicht kalt, stelz, eisern: im Gegentheil, in gespenstischer Angst tief erzitternd, aber Fassung erheuchelnd und sie ziemlich darstellend. — Nachher das „edler Herr, eure Freunde vermissen Euch" wieder ganz heiter. — Die zweite Aufforderung an die Gäste, als das Gespenst wieder erschienen ist, muß nun freilich noch krampfhafter gesprochen werden. — Wie sie sie entläßt, ist sie offenbar außer aller Fassung, nur geängstet, sie möchten von dem verrückten Macbeth nur mehr und mehr hören und erfahren. — Die Antwort „Im Kampf fast mit dem Tag, ob Nacht, ob Tag", ist schon poetisch verrückt, und kann gut gesprochen, wahrhaft tragisch werden. — Ebenso die Aufforderung zum Schlafen. Die berühmte Scene im fünften Act muß nur ja nicht zu lange währen, sie muß schnell und mit Grazie gespielt werden: das Furchtbare bleibt nicht aus; leicht aber kann, wenn das Gespenstische zu sehr festgehalten wird, der große Auftritt widerwärtig werden und die Wahrheit verlieren.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 12. December 1825.

— — — Es ist in diesem Shakspeare geradehin etwas Uebermenschliches, oder die Menschwerdung eines höhern Geistes. Wenn ich mich ihm so ganz hingebe, scheine ich mir selbst etwas anderes zu werden, auch in meinem Innern einen Keim der Verwandtschaft, ein Mitklingen dieser höhern Harmonie zu vernehmen. Er ist mir (lassen wir jetzt das Christenthum zur Seite) ein Argument für die Unsterblichkeit ganz anderer Art, als Mendelssohn und ähnliche zu erschwingen im Stande sind. Frage ich diese: ist ein Hund, ein Pferd, ein Fuchs unsterblich', so schreit der Chorus Nein! — Und doch sind Hunde oft treuer, Pferde oft edler, Füchse klüger als Menschen, und es gibt Augenblicke, wo man sich schlechter und sündhafter erscheint, als solch unschuldig Vieh. — Daß aber ein Geist, wie Shakspeare entstanden sein sollte, weil sein Vater und seine Mutter in Langeweile oder Sinnenlust beieinander geschlafen; daß er ein Ende genommen, als die Pulse nicht mehr schlagen, die Eingeweide nicht mehr verdauen wollten, das ist mir unbegreiflich. Die Lehre von dem allgemeinen Wiedersehen in jener Welt kann mich, wenn ich an die Unzahl leerer Köpfe denke, fast erschrecken; solchen Geistern aber nie und nirgends zu begegnen, sie nur auf eine Spanne Zeit mit Hülfe der Druckerpresse kennen zu lernen, ihre Ewigkeit von einem bücherfeindlichen Khalifen Omar, großen Platzregen, Planeten und Kometen abhängig zu wähnen, dies scheint mir unglaublich, thöricht. — — —

Tieck an Raumer.

Den 14. Januar 1826.

— — — Ihre Briefe geben auch für die nächste Zusammenkunft viel zu sprechen; ich habe dieselbe Meinung über „Armide", wie Sie. Alles, was Sie über diesen Gegenstand sagen, ist trefflich: nur das ist wol in der weiblichen Natur mit das Schönste, daß die Besseren, Sinnlichkeit und Himmelstriebe des Herzens und der Sinne gar nicht so prosaisch trennen können, wie z. B. viele Männer, die darum oft so gefühlloser sind, weil sie vor dem Genuß in der Leidenschaft rasen und toben. Die Kater fressen oft ihre Jungen, das finden wir als Menschen abscheulich: wie aber ein sogenannter empfindsamer und liebender Mann nach dem Genusse das Zarteste im Weibe mit Füßen treten, und dies seine höhere Tugend nennen kann, das haben wir nur zu oft beobachten können. Diese tiefste Tragödie des Herzens ist von Shakspeare nur angedeutet und von Rousseau zuerst angeklungen worden; seitdem arbeiten viele, Jacobi, vor allen Goethe, diese unheilbare Wunde, die entsetzlichste des Menschen, mit dem Schönen zu vereinigen: aber beide — vielleicht alle Dichter bisjetzt — sind zu chirurgisch zu Werke gegangen, die andern, die nicht so verfahren, sind dagegen unerträglich matt und weichlich. — — —

Raumer an Tieck.

Berlin, den 22. Januar 1826.

Die meisten Philosophen gehen von der Ansicht aus: alles was der Mensch mit dem Thiere gemein habe, sei eben thierisch, also schlechthin untergeordnet, ja vom Uebel und möglichst auszurotten; oder doch insofern dies nicht angehe, von dem Geistigen abzulösen und in seiner isolirten Richtigkeit zu betrachten und zu behandeln. Mit dieser Ansicht habe ich mich niemals verständigen können. Mir ist das Sinnliche, wie das Unnatürliche, Verwerfliche, Thierische gewesen, ich habe es auf keine Weise chemisch oder anatomisch von dem Geistigen trennen können, oder wegwerfen wollen. Wenn wir zusammen Austern essen und guten Wein trinken, stehen wir denn auf gleicher Stelle, wie der Ochs, dem man Heu auf die Raufen steckt und Wasser in die Krippe gießt? Wenn wir uns die Hände drücken, ist das nichts anderes, als wenn die Pferde sich aneinander reiben? Wenn Freunde und Geliebte sich küssen, ist das eben nur so viel, als wenn Hunde sich lecken, oder stehen die vielbesungenen schnäbelnden Tauben etwa noch höher, als die Menschen? Schon hinsichtlich dieser sagt man: duo, cum faciunt idem, non est idem: wie viel mehr bei dem Gegensatze von Menschen und Thieren. Wer Sinnlichkeit und Geist so ganz sondern will, bricht auseinander; wem es gelingt, dem ist das Sinnliche gewiß bestialisch, und der Geist wund geworden oder verstimmt. In derselben Richtung liegt meine Ansicht: das athenische Beherrschen, Gebrauchen, Bilden, Genießen, stehe höher, als das spartanische ungeschickte Abweisen und Verachten von Natur, Kunst und Wissenschaft; darum ist mir die negative Grundregel der Stoiker sustine et abstine immer verkehrt

erſchienen. Welch elendes Leben, wenn man nur ertragen ſoll, was man nicht ertragen möchte, und ſich deſſen enthalten, wozu die Natur täglich gebieteriſch hintreibt. Auf dieſe Weiſe zerſchneidet man wol den Knoten, aber man löſet ihn nicht, und ich wenigſtens würde an dem Schnitte verbluten. Colliſionsfälle der Sittenlehre, wie der von den zwei Männern auf einem Brete, haben mich nie ſehr incommodirt, wohl aber die täglich und vielfach vorkommenden, bei denen faſt immer eine falſche Elle angelegt wird. Wie viele meinen, Genuß und Selbſtbeherrſchung, Geſelligkeit und Fleiß, Heiterkeit und Ernſt ſchlöſſen einander ganz aus, während doch eins ohne das andere haltungslos, ja nichts iſt. Wie viele glaubten, mit der Liebe zur eigenen Frau oder zum eigenen Manne ſei eine völlige Gleichgültigkeit gegen Natur und Werth anderer pflichtmäßig gegeben; und umgekehrt, wie viele können ſich eitel auf ihre Allerweltsliebe und ihr ſemmelweiches Herz gar nicht wieder nach Hauſe finden, um als Mann und Vater in den nächſten Kreiſen zufrieden zu leben und heilſam zu wirken. Mit einem Worte: jede Theorie und Praxis, die nicht den ganzen Menſchen als ſolchen zu behandeln und in Thätigkeit zu ſetzen verſteht, iſt unzureichend. Leib und Geiſt, Sinnlichkeit und Vernunft, Liebe und Beruf, Häuslichkeit und Geſelligkeit u. ſ. w. müſſen in Harmonie gebracht und verſöhnt werden. Daß man hierüber eine willkürliche Rangordnung entwirft, eher dies oder jenes zur Thür hinauswirft, führt nicht zu Einheit und Frieden, ſondern höchſtens zu unzufriedenem Hochmuthe, oder zu einer falſch demüthigen nur erlogenen Zufriedenheit. Und ſobald irgendein eigenliebiger Grund hervortritt, wird doch die angebliche felſenfeſte Theorie über den Haufen geworfen: verliebt ſich z. B. ein Gelbſchnabel in eine Gehlhaarige, ſo ſchwindet Verſtand, Beruf u. ſ. w. vor dieſer angeblich göttlichen Offenbarung einer weit höhern Weltordnung; und findet er nach vier Wochen

die Gehlhaarige rothhaarig, ſo muß ſie höhern Pflichten, dem Vaterland errettenden Berufe, oder vielſeitiger idealer Ausbildung mit Braun- und Schwarzköpfigen, eiligſt geopfert werden. So die tägliche Erfahrung! Wer aber, wenn von einer Armide die Rede iſt, behende ſein ſittliches Koch- und Receptenbuch aufſchlagend ausruft: „Hebe dich Satan!“ Hat ſich der in ſeinem Leben nicht von Perſonen verlocken laſſen, die nicht werth waren, jener die Schuhriemen aufzulöſen?

Andererſeits, wer hat nicht aus jener tiefſten Tragödie des Herzens (wie Sie es mit Recht nennen) Scenen, wenn auch nicht alle fünf Acte erlebt? — wer, wenn auch nicht den Kelch geleert, doch Tropfen zum koſten bekommen? Nicht das iſt das Bitterſte, wenn man Perlen vor die Säue wirft; denn dieſe ſind eben Säue, thun nach ihrer Natur, und man mag ſich ſelbſt die Schuld beimeſſen und ſich bald zurecht finden. Das Bitterſte iſt: wenn wir das Beſte des Geiſtes und Herzens, Naturen darbieten die wir ehren und lieben müſſen; die dann aber doch unſere Gabe verſchmähen, wie Titania ſich in einen Eſelskopf vergaffen und den Blutſtrom unſeres Herzens mit kalter Gemüthsruhe dahinfließen ſehen; oder jenes erbärmliche Verhältniß durch Spott über unſer Elend zu veredeln und zu heiligen wähnen. Da ſtehen wir wieder bei den Wahlverwandtſchaften, die ſchaudervoll ſind, und Goethe hat, wie Jacobi, die Wunden wol nachgewieſen, beide haben mit pſychologiſchem Meſſer darin gewühlt: aber unter dem Pflaſter, was ſie drauflegen, eitert die Wunde fort, oder wenn ſie heilt bleibt die Narbe, ohne Verklärung zur Schönheit. Shakſpeare hätte die Sache wol inniger, milder genommen; oder iſt nicht ſelbſt in dem herben Othello der Gedanke durchgehend und ihn entſchuldigend: der Schatz ſeiner edeln Natur und Liebe, werde einem Lumpen geopfert? Stellen wir Desdemona ſchuldig, nur Othello in ſeinem

Schmerze zu Grunde gehend, gäbe das nicht auch eine Tragödie? — —

Raumer an Tieck.

Berlin, den 26. Februar 1826.

— — — Von Manso habe ich einen durch fremde Hand geschriebenen Brief erhalten. Der Geist ist noch frisch und heiter, aber der Körper geht zu Grunde. Die Seele als Resultat mechanischen Zusammentreffens zu betrachten, ist gar zu flächlich und oberflächlich, ob ich gleich nicht zu sagen weiß, wo die Seelen herkommen, wenn es heißt die Bevölkerung hat sich um so viel Millionen gemehrt. Machen die Seelen die Leiber oder umgekehrt, oder ist Wechselwirkung vorhanden? Könnte nicht alles Materiale vergeistigt werden, der Stein sich zur Pflanze, diese zum Thier, dies zum vernünftigen Dasein erheben? Ist das menschliche Bewußtsein und Dasein, auf andern Weltkörpern nicht vielleicht die niedrigste Stufe? — Sind die Weltkörper, deren Zahl und Größe wir bewundern, etwa nur der materiale Ueberrest des noch zu Vergeistigenden? — Ist das, was wir Blinde leeren Raum nennen (dessen Quantität jene Körper und jene Raumerfüllung unendlich übertrifft), wirklich nur ein Negatives oder nur Medium für das angeblich Positive; oder ist der sogenannte leere Raum Sitz des Geistigen, wahrhaft Positiven, indem die ungeschlachten Kugeln sich umher treiben, bis aus Kometen Planeten werden, unabhängigere Fixsterne endlich in eine viel höhere Lebensthätigkeit versetzt werden.

Physik, die mit Mechanik und Dynamik abschließt, scheint mir mit der Politik auf einer Stufe zu stehen, welche in der

Lehre vom Nationalreichthum volle Lösung aller Aufgaben und den Inbegriff aller Ansichten und Zwecke findet. Und doch ist's oft nur eine Erlösung von Gott ab, zur Legitimisirung des Mammons. Sowie man Ziffern durch ihre Stellung, wie durch Zauberei, aus Decimalbrüchen zu den positivsten Größen erhebt, muß auch eine geistige Erhebung und Verwandlung möglich sein, und wenn es das Höchste für den Menschen ist, still zu stehen, und Licht der Sonne und Sterne in seinem Auge aufzufangen, fliegt das geistigere Wesen vielleicht von der Sonne aus und dahin zurück. Hätte Fichte seinen transscendentalen Idealismus nicht auf der materiellen Erde erkünsteln wollen, sondern kühn in den leeren Raum hineingebauet: die Sache gewönne wol eine neue und andere Ansicht. Doch genug des Geschwätzes, was ich zu meiner Verwunderung nüchtern niederschreibe. —

Ich muß mich hüten, aus unbedingter Bewunderung Gluck's nicht selbst gegen Mozart ungerecht zu werden. Daß Sie mit Recht behaupten: an diesen müsse sich die weitere Ausbildung der Oper anschließen, zeigt schon die Erfahrung: obgleich wir damit eben nicht weiter gekommen sind; Gluck steht dagegen ganz allein, aber wie ein Fels, das Haupt in Sonnenstrahlen so ewig wie Sophokles und Shakspeare! Ob noch viele Opern in seiner Art möglich sind? ich weiß es nicht; aber stehen die wenigen nicht für Hunderte, und wer hätte nach der classischen „Alceste", wol a priori für möglich gehalten, daß in der „Armide" die ganze Romantik, der Zauber aller Sinne, die Welt aller Liebe, Zornes, Schreckens so zu einem unerreichten Ganzen verschmelzen, und jenen Schöpfungen gleichen Gewichtes gegenübergestellt werden könnte? Und fassen diese beiden Seiten nicht die ganze Welt in sich. —

So viel auch schlechte Schriftsteller, Schauspieler und Kritiker an unserm deutschen Theaterwesen pfuschen, kann und mag ich doch so wenig daran verzweifeln, als an deutscher

Wissenschaft, an deutschem Vaterlande u. s. w. Indem ich so den Glauben, das Vertrauen obenan stelle, sondere ich mich freilich von vielen, soll ich sagen Männern, Jünglingen oder Knaben, die gepanzert gegen schädlichen Anflug der Begeisterung, ihr Leben und Treiben mit schneider Kritik beginnen.

Kramer an Tieck.

Berlin, den 30. October 1826.

— — Wo der gewöhnlichste Menschenverstand helfen und ausreichen soll, nehmen manche Wunder in Anspruch, und was mich zum Atheisten machen könnte, ist ihnen Beweis der allerbesondersten göttlichen Vorsehung. Sie behandeln Gott wie eine Scheuerfrau, die Schritt vor Schritt nachgehen und alles rein waschen soll, was befleckt und beschmutzt wird. Lieber möchte ich der Teufel sein und gelegentlich einen Sünder abwamsen, als den Geschäftskreis übernehmen, welchen viele Gott zuweisen, nämlich in allerhöchsteigener Person alle Tiel tanzen zu lehren. Und was sie Glauben nennen, ist zuletzt der Glaube: ihre Dummheit und Lässigkeit habe das Verdienst guter Werke; auch könne Gott dann am besten zeigen, daß er klüger und weiser sei, denn sie selbst. Das vermikerte und verkümmerte Christenthum, wo man auf diesem Wege anlangt, ist meiner ganzen Natur zuwider; es steht trotz allem Gethue nicht höher als der Vers: „Wer früh aufsteht, sein Gut verzehrt; wer lange schläft, den Gott ernährt!“ Wenn ein Verschwender zuletzt ohne einen Dreier dasteht, und sich selbst über seinen Leichtsinn anklagt; ist das

ſchlimmer, als wenn es heißt: „Wir hatten nur noch zwei Gulden und mein Glaube fing an zu wanken!! Da kam der Poſtbote und brachte einen Brief mit zwanzig Thalern! Sogleich ſtiegen die chriſtlichen Glaubensactien von zwei Gulden auf zwanzig Thaler!“

Ich beginne mit dem Genuſſe, helfe nach, wo mir etwas zu fehlen ſcheint, ſo gut es gehen will, überſehe gern einzelne Mängel laut dem alten Spruch „ubi plurima nitent.“ u. ſ. w. Statt deſſen wird jetzt die Kritik meiſt darauf geſtellt, mit dem Kometenſucher die kleinſten Flecken aufzufinden, dieſe dann unters Vergrößerungsglas zu bringen, und einen langen Talm über die eigene Scharfſichtigkeit beizufügen. Jeder von dieſen Haarſpaltern, Mückenſeigern, Grasaffen, die das Gras wachſen hören, hat ſeinen eigenen Beckobeutel bei der Hand, aus dem er Heller hervorlangt, die er für wichtige Goldſtücke ausgibt. Der eine fällt in Ohnmacht, wenn eine abweichende Orthographie oder Interpunktion ihm ins Auge fällt, dem zweiten vergehen die Sinne wenn ein Schauſpieler ſich einmal verſpricht, der dritte ſchreit in Diſſenanzen weil in einer langen Oper dem oder jenem ein Ton verſagt. Es iſt dies bloße Ziererei, Eitelkeit und Mangel an Fähigkeit ſich wahrhaft begeiſtern und fortreißen zu laſſen. Mir reißt der Geduldsfaden, ſobald mich jemand mit dieſem kritiſchen Spülwaſſer abkühlen will. Wenn Demoſthenes ſpräche, und er ſagte einmal mir ſtatt mich, ſie kreuzigten ihn. Ich höre, ſehe, fühle das alles wol auch; aber wie kann man ſich die Zeit nehmen, eine Mücke zum Elefanten zu erziehen, wenn das Herrlichſte der Dichtkunſt, Malerei, Muſik aufgethan wird. — — —

Meinen Widerwillen gegen die Hofmannianer, insbeſondere den damals ſo geprieſenen Goldtopf, kann ich noch nicht aufgeben; während viele hier eine ganz neue, die einzige, höchſte Poeſie ſahen, ſchien's mir, als ſei oft nur das Futter

eines alten Philistermantels auswärts gekehrt. Alles auf den Kopf stellen, ist ein dummes mechanisches Werk. Ein Registrator, der auf seinen Beinen steht, ist immer noch poetischer, als einer, der wie die Fliegen an der Decke herum läuft. Ist denn das Poesie, wenn ich sage: „Er hört mit den Augen, sieht mit Ohren, riecht mit den Fingern" u. s. w., und manches, was angestaunt ward, lief auf diese leere Phantasterei hinaus, wonach man mit Raimundus Lullus' Drehscheibe, ja mit dem faulen Rechenknecht ein großer Dichter werden könnte. Die ordinärste Wirklichkeit hat mehr Leben und Poesie, wie solch Gemengsel, was sich für das wundervollste ausgibt; und umgekehrt ist's bloße Dummheit, wenn jeder Kerl, der da frißt und verdaut, meint, er habe mehr wirkliches Dasein, als „Romeo und Julie", „Macbeth" und „Lear". O hierüber ließen sich Bücher schreiben, auf diesem Wege sich Weisheit finden, sowie Wahnsinn ergrübeln. Es gibt einen transscendentalen Idealismus, dessen der Mensch bedarf, um das Alpdrücken des unermeßlichen Realismus zu beschwören. Wenn sich Raum und Zeit ins Unendliche ausdehnen, Sonnen und Sonnensysteme zu Punkten werden, Körper mit Sonnenbahnen zu Durchmessern nöthig und wirklich erscheinen, um die Welt in Ordnung und Zusammenhang zu halten; wie darf ich dem gegenüber ohne Anmaßung sagen, ich sei auch nur ein Wurm? Und wiederum, daß ich dies denke, in einem Augenblick mit meinem Geiste alle Räume überfliege, alle Geschwindigkeiten übertreffe, ist dies nicht der Punkt den Archimedes verlangt um Welten zu bewegen.

Dies Zugleich der äußersten Größe und Kleinheit, dies Athmen der höchsten Expansion und Contraction, ist mir aus unserm zeitlichen Dasein auf Erden gar nicht erklärlich. In meiner Jugend kam mir Platon's Lehre von den Erinnerungen aus einem frühern Sein sehr willkürlich und leer vor; jetzt suche ich so vieles mit ihrer Hülfe zu begreifen, oder doch

zu deuten. Wem bleibt nicht vieles, was fremdartig und geheimnißvoll in das tägliche Leben hineingreift, sonst völlig unverständlich? wer hat nicht gleichsam Offenbarungen, die schnell erscheinen und verschwinden, wer glaubt nicht bisweilen Schätze mit Salomon's Siegel verschlossen, eben zu heben, und alles versinkt wieder in Nebel.

Der Satz mancher Philosophen: was nicht schon die Sinne gaben, ist nicht im Geiste, führt keineswegs zum Ziele; aber auch das Umgekehrte nicht, wonach ich meinen Geist voranstelle und das Nichtich zu erschaffen wähne. Ich meine das frühere wie das künftige Sein, hat seinen Geist wie seine Sinnlichkeit; vielleicht halten wir dereinst fest, was jetzt selbst in den höchsten Lebensmomenten uns entflieht. Gibt's ein Auferstehen, so muß es doch ein anderes sein, als wenn Hans oder Grete des Morgens die Beine zum Bette hinausstrecken, um das alte Lyrumlarum wieder anzufangen. Wie es aber sei, — da tritt Ihr Wort, was mir seit diesem Herbste so oft und gewichtig durch den Kopf ging, in den Weg: daß wir auf Erden gewisse Gedanken gar nicht ausdenken können und sollen.

— — Hatten die Alten nicht recht, wenn sie die Musik für die mächtigste aller Künste hielten, und selbst die positive Gesetzgebung für und wider dieselbe in Anspruch nahmen? Kein Gemälde, kein Werk der Bildhauerei hat mich so ganz aus meiner Persönlichkeit herausgerückt, sie vergessen lassen, so ganz in sich aufgenommen, wie etwa das größte Gluck's, Händel's, S. Bach's und der alten Italiener. Der Bildsäule gegenüber fühle ich mich noch als Person, empfinde, denke; bei solcher Musik weiß ich gar nicht was ich, als ich, eigentlich bin oder thue. Wohl aber entwickeln sich durch und neben ihr Träume, Gedanken, die ohne solche Stimmung unmöglich erscheinen. Vielleicht wirkt hier die Musik der Baukunst am ähnlichsten: der Ernst des mailänder Doms, die

innere Harmonie und Heiterkeit der Peterskirche, haben auf mich bewußtlos verwandte Eindrücke gemacht und Stimmungen hervorgebracht. Ja wenn ich ruhig auf dem Sofa sitze und Melodien und Modulationen mir durch den Kopf gehen, verwandeln sie sich in Säulen, aus denen Zweige hervorbrechen, sich in Gewölben schließen, in Trauben herabhängen, und wenn ich dann plötzlich die Verwirrung merke oder das Geheimniß des Uebergangs und der Verwandlung festhalten will, ist alles verschwunden; ich sitze dumm da, und sehe und höre nichts mehr. Kann man dies nicht auch als Erinnerung früherer Lösungen, als Hinweisung auf künftige Entwickelung betrachten? Oder ist nicht mancher schon mehreremal dagewesen? Ist Wilhelm von Oranien vielleicht Timoleon II., der sich und die Brüder auf christliche Weise dem Vaterland opfert? Oder könnte Gregor VII. für andere Zeiten verwandelt in Luther's Gestalt wieder geboren sein? — —

Raumer an Tieck.

Den 29. December 1826.

— — Wenn's nun mit dem Fortschritte des Geistes bedenklich aussieht, dann noch mehr mit den sittlichen Eigenschaften. Ein ganz Rudel von Tugenden könnte ich von mir aufzählen, wenn aber judex quum sedebit mich fragen sollte, was sie werth sind? müßte ich ehrlich antworten: keinen Pfifferling! Ich bin kein Spieler aus Furcht vor Langeweile; kein Säufer, der Wein schmeckt dann nicht mehr; kein Jäger, aus Faulheit; nicht ehrgeizig — aus Bequemlichkeit; kein Verleumder — aus Mangel an Gewandtheit; nicht geizig — aus Lust am Genusse; nicht verschwenderisch —

aus Furcht vor Schuldklagen; nicht eitel — aus Gleichgültigkeit; nicht unkeuſch — aus Furcht vor Prügeln oder Krankheiten! Wenn man ſich auf den Prachtſtuhl ſeiner Verdienſte ſetzen will, wird er einem mit Recht weggezogen. Ich wüßte in der That gar keinen zureichenden Grund, warum mir unſer Herrgott die ewige Seligkeit zutheilen ſollte, aber, ehrlich geſagt, ebenſo wenig, warum ich ewig in der Hölle ſitzen müßte. Das Fegfeuer hat das Gute und Begreifliche daß es in der Zeit wurzelt, Anfang und Ende zeigt, und nicht ſogleich einen salto mortale oder immortale in die Ewigkeit macht. Ueberhaupt meſſen wir bald mit der zu kurzen Elle unſerer Lebenszeit, bald mit der zu langen der Ewigkeit; ein Syſtem, vielleicht noch lückenhafter als wenn auf die Einer gleich die Tauſende, oder auf die Heller die Thaler folgten. Man ſchilt den Standpunkt des bloßen Verſtandes und mit Recht; nur ſcheint er mir nicht deshalb verwerflich, weil er den Menſchen zu hochmüthig und ſelbſtgefällig, ſondern weil er ihn leicht zu nichts und zunichte macht. Jenes hochmüthige Ergebniß geht nur auf dem Standpunkte des Unverſtandes hervor; der des Verſtandes hingegen, ſchlägt nicht ſelten ſeine Flügel in Gegenſätzen matt und müde und bleibt zuletzt in negativer Verzweiflung oder ſtummer Reſignation am Boden liegen. Geſellt ſich aber der Glaube und die Begeiſterung zum Verſtande, ſo verwandelt ſich die Hülfloſigkeit in echte Demuth, das Negative in Poſitives, und die Zeit dehnt ſich in echter Entwickelung in die Ewigkeit hinaus. Daß unſere Sittenlehrer feſt an allgemeinen Regeln halten, um die Anarchie perſönlicher Willkür abzuhalten, muß man billigen; indem ſie aber des Individuellen gar nicht gedenken, gerathen ſie in Pedanterie und Unnatürlichkeit. Die Sitten- und Tugendlehre muß ſich gewiß ſo individualiſiren, ſo auf den concreten Fall Rückſicht nehmen, wie die geiſtige Bildungslehre, und wenn nicht jede geiſtige Gabe durch einen kategoriſchen

Imperativ erzeugt werden kann, dann auch in Praxi nicht jede sittliche Virtuosität. Ist denn die Lehre von der Keuschheit dieselbe für einen Sultan und Castraten, vom Diebstahl für den Reichen und den Bettler, von der Eroberungssucht für einen König und einen Tagelöhner? Ist denn etwas herausgekommen (wahrhaft Sittliches), wenn gewisse Orden, Maß der Speise und des Trankes für die verschiedensten Personen gleich setzten, oder gewisse Gesetzbücher, wie oft Mann und Frau zusammenkommen sollen? Nicht zu gedenken, daß Fehler mit Vorzügen nicht selten in untrennlichem Zusammenhange stehen, andere dagegen unvereinbar erscheinen. Kann man denn ein Mittleres aus einem Geistlichen und Offizier als Ideal herausrechnen? oder die Eigenschaften einer liebenswürdigen Frau, durch die eines Karthäusers aufhöhen wollen? Daß in der Geschichte auf dem Wege nichts herauskömmt, zeigen die nergeligen Historiker, welche jeden Helden unter ihre Schere nehmen, und ihm nicht leichte Auswüchse, sondern Herz und Leber ausschneiden. — —

Raumer an Tieck.

Berlin, den 4. Februar 1827.

— — Je länger ich lebe, desto eher kann ich mich in andere Leute hineindenken, sie begreifen und ihnen also auch Gerechtigkeit widerfahren lassen; zu persönlichem nähern Umgange werden mir aber die sogenannten geistreichen Leute immer mehr zuwider. Denn worauf läuft's mit ihnen meist hinaus? Nur darauf, daß sie eine Ansicht (also das Einseitige) über dies oder das, Wissenschaft, Kunst, Politik, Religion allein und ausschließend betrachtet, sich zugeeignet und

mit unzähligen kleinen Mitteln zurecht gelegt und gestützt haben. Mit dem Geschwindschießen aus dieser Artillerie des an sich Bedeutungslosen, machen sie dann so viel Lärm und Dampf, daß der Unterrichtete, wenn auch nicht aus Furcht, doch der Unbequemlichkeit halber davonlaufen möchte. Jene Geistreichheit ist zuletzt nur eine geschmückte Bornirtheit, und diese verschwägert sich gar zu gern mit dem Fanatismus. Echte Individualität ist von solchem Sektenwesen durchaus verschieden, ja ihm entgegengesetzt; dieses geht immer in Uniform, so eigenthümlich es sich auch anstelle.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 25. Februar 1827.

— — — Wenn Joh. Müller als Student in seinen Briefen gar vielen Professoren, deren Namen man kaum noch kennt, den Beinamen groß beilegt, war das nicht besser, als wenn jetzt die wahrhaft großen Männer allen Anfängern klein erscheinen? Lag dort nicht eine viel größere Fähigkeit der Begeisterung, ein viel frischeres lebendiges Streben zum Grunde, als bei der negativ kritischen Richtung, die überall à la baisse spielt? Das System, was den philosophischen Meistern ein achromatisches Fernrohr ist, wird in den Händen oder auf der Nase so vieler Schüler, zur farbigen Brille; nur der gebrochene Strahl des Lichts gilt ihnen für wahr; den vollen, der ohne Prisma die Welt erleuchtet, und alle Farben in sich trägt, halten sie für gemein und trivial. Jeder Anfänger, der sein Collegium philosophicum auswendig gelernt hat, hält sich für einen Mann von Fach und sieht in allen, die ihren Anmeldungsbogen nicht mehr in der Tasche tragen,

Stümper, die der mit Siebenmeilenſtiefeln fortſchreitenden Zeit nicht nachkommen können. Freilich gehen dieſe Fortſchritte eilig, denn obgleich noch nicht ſteinalt, habe ich Leibniz, Wolf, Jacobi, Kant, Reinhold, Solger, Fichte, Schelling (das wilde oder zahme Heer kleinerer philoſophiſcher Jäger ungerechnet) an mir vorüberjagen ſehen; und Hegel kann ſich ſo wenig als die andern in dieſer ruſſiſchen Schaukel oben erhalten, beſonders wenn ſich ſoviel ſcholaſtiſcher Ballaſt mit übermäßigem Bruttogewicht an ihr anhängt; doch wozu wiederkäue ich Ihnen das alte Lied. — — —

Auguſte Stich an Raumer.

Berlin, den 28. Februar 1827.

— — — Der zweite Hauptvorwurf aber, daß ich in der Tragödie Manier und Unnatur verriethe und mir franzöſiſche Tragiker zum Muſter genommen zu haben ſchiene, trifft meine innerſte Seele und reizt mich zu lebhaftem Widerſpruch auf, indem es zugleich gilt meine Phädra von dem Anathem zu befreien, das der wiener Kritiker über ſie ausſpricht.

Die Worte:

„darum konnte es auch ein arger Gewinn ſein, wenn „Madame Stich ihre Phädra in Frankreich zu vervoll„kommnen glaubte, und noch mehr Milch und Roſenwaſſer „darangoß. Dabei geht alle hiſtoriſche Wahrheit verloren „und es entſteht eine Zwittergeſtalt, die zu keiner Zeit und „in keinem Lande wirklich gelebt hat",

haben weder einen innern Zuſammenhang, noch kann ich es glauben, daß dieſelben auf meine Darſtellung anzuwenden ſind.

Niemand kann größerer Feind der franzöſiſchen Tragödie ſein als ich; das Aufgeben der Natürlichkeit, um in Ton, Geberde, Haltung einer verjährten und ſtereotyp gewordenen Manier zu folgen, hat abwechſelnd Lachen und Widerwillen, aber nie den Gedanken eine Anhängerin dieſer Schule zu werden, in mir erregt. Meine Anſicht über die Darſtellung der Phädra weicht indeſſen ebenſo bedeutend von denen ab, die ich in Deutſchland, als von denen, die ich in Frankreich geſehen habe. Phädra darf nach meiner Anſicht nur Mitleid, keineswegs aber und in keinem Momente Abſcheu erregen, und dieſe Hauptidee, welche mich bei Durchführung der Rolle leitet, mag wol das ſein, was in der wiener Kritik durch Milch und Roſenwaſſer ausgedrückt wird.

Phädra iſt eine von den Göttern Verfolgte; der Zorn der Venus iſt über ſie gekommen; ihre verbrecheriſche Liebe zum Hippolyt iſt Schickſal, Raſerei, Krankheit! Das Verdammungswürdige muß auf die fallen, der gewiſſermaßen die Pflege ihres kranken Körpers und Geiſtes anvertraut iſt — auf Oenone.

Daß bei Ausführung dieſer Anſicht jede hiſtoriſche Wahrheit verloren geht, und daß eine Zwittergeſtalt entſteht, die zu keiner Zeit und in keinem Lande wirklich gelebt hat, kann ich nicht einſehen, beſonders wenn ich über das Weſen des ſogenannten griechiſchen Schickſals nicht ganz falſche Begriffe habe; aber ſelbſt in dieſem Falle wäre mit dem Dichter, und nicht mit dem Darſteller zu rechten. Man verlangt ſo oft von uns Schauſpielerinnen, daß wir einen Charakter geſchichtlich auffaſſen ſollen; dieſe Zumuthung iſt mir häufig ſchon höchſt wunderbar vorgekommen; ich ſollte meinen, das erſte Recht auf unſere Aufmerkſamkeit habe der Dichter, und wenn man mit ihm im Reinen iſt, dürfe das Geſchichtliche auf unſere Intentionen einwirken!! Wir ſollen ja doch das Werk des Dichters darſtellen.

Racine aber ſpricht an zu vielen Stellen es zu deutlich aus, daß ſeine Phädra nur eine Beklagenswerthe und keine Verbrecherin ſein ſoll, als daß es mir je möglich ſein würde, die Seite der groben Sinnlichkeit in dieſer Rolle hervorzuheben, und das Mitleiderregende, nämlich die unmittelbare Einwirkung einer zürnenden Gottheit, fallen zu laſſen.

Irre ich mich in dieſer Anſicht, ſo muß ich dieſen Irrthum mit durchs Leben nehmen, denn dies iſt der oben angedeutete Punkt, wo ich um der Meinung eines andern zu folgen, mich von mir ſelbſt trennen müßte.

Tieck an Raumer.

Dresden, den 16. März 1827.

Manche Länder und Zeiten haben gar keine Geſchichte. Und welche ſind nun die Elemente, die das hervorbringen, was wir im wahren Sinne Geſchichte nennen? Alle mythiſche, allegoriſche, kosmiſche Anſicht hebt nach meiner Meinung allen Sinn für Geſchichte auf. Inwiefern iſt die jüdiſche Geſchichte die einzige ſehr alte, die etwas klar iſt, Geſchichte! Und was iſt daran wahr, oder Allegorie, religiöſe Tradition, Tempelſage? Freiheit, das große Wort, ſetzt bei den Hellenen alles in Thätigkeit. Aber wie leicht ſie dort oder anderswo zu verkennen, oder die echte im Drange der Verhältniſſe nicht zu ſehen; die große Staatskunſt, die uns die Geſchichte lehren ſoll, wie ſchwer iſt ſie zu finden! Und wie dies nun mit den Leidenſchaften der Menſchen, mit Zweifel und Nothwendigkeit innigſt verbunden, zugleich Verſehung und Schickſal ſichtbar macht, — dieſes große Heilige entzieht ſich doch den meiſten

Augen, und die Alten, die weniger im Selbſtbewußtſein ſchwelgten, haben alle dieſe Gegenſtände näher und richtiger angeſehen. Das echte, politiſche, geſchichtliche Bewußtſein hatten ſie mehr: denn das ſpitze, philoſophiſch ſein ſollende der neuern Tage, macht jenes eben ganz unmöglich. Seit Solger nicht mehr unter uns iſt, wird meine Abneigung gegen manche Philoſophen wieder ſtärker. Sie wiſſen in der Regel wenig von Kunſt, Poeſie, Religion, Natur. Die Formel erſetzt ihnen alles. — — —

Raumer an Tieck.

Berlin, den 21. März 1827.

Ich habe J. Müller's Briefe an ſeinen Bruder wieder einmal zu Ende geleſen oder geblättert, da mir alles ſchon genau bekannt war. Immer wirken ſie auf mich wie eine Tragödie. Während er ſeine reichen Lebenspläne ſo oft überrechnet, ſie im Umgeſtalten erweitert, das Erreichen für natürlich und nothwendig hält, durch Geſchäfte aller Art ſich nur dazu vorbereiten will, alles Leſen darauf bezieht, fühlen wir, daß die Auswahl der Schriften zu wenig ſtreng iſt und geringe Ausbeute oft viel Zeit koſtet, daß die Geſchäfte ihn erdrücken ſtatt zu kräftigen, und der Tod ihm um ſo näher tritt, als er ihn von ſich weiſet. Warum er, zu gläubig über den völligen Tod des alten Europa, die Auferſtehung und den Fall der franzöſiſchen Herrſchaft nicht erlebte? Wer weiß es! Gern hätte er ſeine zu kurze Rechnung anerkannt und die höhere Fügung bewundert. — Die Arbeit mehr als ſeines halben Lebens iſt fruchtlos geweſen, weil er über dem Sammeln nicht zum Geſtalten kam, und wiederum wer

ein hiſtoriſches Gewiſſen hat, darf der eilig zu dieſem ſich wenden? — — —

Für mich habe ich von einem Sein keinen Begriff, das nicht zugleich im Werden iſt. Freilich geht ein zuſammenhaltender Faden durch unſer ganzes Leben, und jeder bleibt trotz allen Wechſels eben nur ein und daſſelbe Individuum; aber die unbedingte Gleichheit aller Anſichten, Gefühle, Ueberzeugungen, Stimmungen auf 20—30 Jahre, womit ſich viele breit machen, ſcheint mir Lüge oder Verſteinerung und Tod zu ſein. Glaube und Unglaube, Dogmatismus und Scepticismus, kühner Uebermuth und ängſtliche Sorge, Sehnſucht nach dem Tode und Todesfurcht u. ſ. w., ziehen denn dieſe nicht abwechſelnd durch jedes lebendige Gemüth, ohne daß dies alles zum bloßen Schattenſpiel an der Wand würde, oder die Wand ſelbſt ganz vernichtete?

Raumer an Tieck.

Berlin, den 16. Juli 1827.

— — — Mit A. W. Schlegel habe ich einige ſehr anziehende und lehrreiche Geſpräche geführt. Ihre „Cevennen" nennt er nicht blos ein Kunſtwerk, ſondern auch eine höchſt verdienſtliche Handlung, welche Aeußerung mit andern über ſeinen Bruder in Verbindung ſtand, den er ſehr ſtreng beurtheilt, und deſſen ich mich gegen ihn ſogar annehmen mußte und konnte. So unangenehm, dies äußerte er, ihm Geſpräche der Art wären, wünſche er doch, daß Männer wie ich erführen, wie er denke. Des Bruders Thun und Laſſen, ſein Einſpinnen in gewiſſe Kreiſe, ſein Verwerfen anderer u. ſ. w. machen ihm tiefen Kummer, und es ſei die höchſte Pflicht,

das Palladium protestantischer Gedankenfreiheit, und den Gedanken fortschreitender, möglicher und heilsamer Entwickelung des Menschengeschlechts festzustellen. Ich erwiderte: daß vom billigen Katholicismus aus jene Freiheit nicht beschränkt und dieser Fortschritt nicht unbedingt geleugnet werde, räumte aber allerdings die bedeutenden Gefahren der den Ultramontanen so nahe liegenden Unduldsamkeit ein. Meinem Satze: jedes der drei christlichen Hauptbekenntnisse glaube an das Wesentliche des Christenthums, trat er gern bei und tadelte die offene oder verborgene Feindschaft, die jeder Neubekehrte, also auch sein eifriger Bruder, gegen die Protestanten haben müsse. Sowie ich billigerweise Friedrich Schlegel von dummen Eiferern sonderte, trennte ich auch Hegel von anmaßenden Schülern; ob dann aber diese Philosophie (wie im Alterthum Aristoteles) für Kunst und Religion ausreiche, das frage sich. Ich würde hier, hätte es die Zeit erlaubt, auf Solger's Lehre gekommen sein, die A. W. Schlegel vielleicht weniger verfolgt hat. Einig waren wir, daß der Gegensatz zwischen Rationalismus und Supernaturalismus nur ein untergeordneter, kein unbedingter sei, und die Offenbarung durch Vernunft so unentbehrlich, wie höhere Erleuchtung. Ihm schien jedoch Altes und Neues Testament (wenn ich nicht irre) mehr provinzialistisch, und er machte die Allgemeinheit der Offenbarung geltend, die sich außerdem auch noch bei andern Völkern finde, indem er z. B. an Indien und Persien erinnerte.

Alles Göttliche, was sich im einzelnen zeigt, ist getrübt, und wir wissen Art, Maß und Grenze der Vermischung mit Ungöttlichem nicht anzugeben; beide Auswege: alles Sichtbare vom Uebel zu nennen, und es unbedingt (pantheistisch) Gott gleichzusetzen, sind unbrauchbar, cul de sacs, wo man zuletzt immer umkehren muß. Wie der Uebergang vom Guten zum Bösen stattfinde, fühlt jeder; aber keiner hat ihn in letzter Instanz genügend erklärt, so wenig als was Leben, Zeugen,

Sterben sei. Wäre es einmal auf Untergang abgesehen, so möchte ich mich immer noch lieber im Meere der Mystik ertränken, als mir von den Windmühlenflügeln trockener Scholastik die Glieder zerschlagen lassen; gegen beide Gefahren schützt das rechte Christenthum. Im übertriebenen Puritanismus und im verfolgungssüchtigen Katholicismus liegt dies gleich wenig; aber die Extreme gelten in der Regel für Gesundheit und Stärke, während sie in Wahrheit Krankheit und Schwäche sind. Den Nervenkranken können mehrere Männer nicht bändigen, nach seiner Herstellung bezwingt er nicht einen. — —

Wenn mir die Sorge um literarischen Ruhm, so viel Kopf- und Leibweh machte wie vielen, lieber wollte ich Lesen und Schreiben verlernen. Und dieser Ruhm! daß von 1000 Millionen Menschen 1000 Leute ein Buch lesen, davon 500 halb im Schlafe, 490 mit Schimpfen und Nasenrümpfen, und 10 vielleicht — mit übereiltem Beifalle! Ist mit dem Tode alles aus, so ist's nichts; kommt nachher die lange Ewigkeit, so ist's weniger als nichts. — Diese Betrachtung soll aber weder zur Verzweiflung, noch zur Faulheit führen; man mache aus seinem Pfunde mit aller Anstrengung und Begeisterung so viel als man kann, halte sich indeß von Hochmuth und Verzagtheit gleich fern.

Raumer an seine Frau.

Düsseldorf, den 24. August 1827.

— — — Die Fahrt über das freundliche Solingen nach Elberfeld ist durch Höhen und Thäler sehr ausgezeichnet; der

Aufenthalt in und um die letzte Stadt ward aber noch angenehmer als wir hiernach vorausſetzten. Herr Becher gab den ſehr guten Rath den ſchönen Nachmittag zu benutzen und das Wupperthal aufwärts zu fahren. Auf eine Meile weit ſtreckten ſich zu beiden Seiten dieſes Fluſſes die Häuſer und Fabrikanlagen; in einer Beziehung bilden verſchiedene genannte Orte nur eine Stadt, und wiederum iſt alles ländlich und Feld, Wald und Gärten zwiſchen dem Städtiſchen eingeſtreut. Faſt alle Häuſer ſind mit ſchwarzen Schieferplatten belegt, aber das Ernſte dieſes Verfahrens ermäßigt ſich durch die grünen Fenſterladen, die bunten Dachränder welche faſt jedes Haus ſchmücken, durch die Menge der umherſtehenden Blumen und durch die Neuheit und ungemeine Reinlichkeit der meiſten Anlagen. Die Bergwände, Vor- und Hintergründe, Baumgruppen aller Art, Gärten, Häuſer und all das ſchon Bezeichnete, gaben dem Thale eine Mannichfaltigkeit ſo großer und wohlthuender Art, wie ſie mir noch nicht vorgekommen. Ueberall bemerkt man Thätigkeit und Wohlſtand, die herrſchende Kraft der Gegenwart, den Muth für die Zukunft. Es ſcheint unmöglich, in dieſer Umgebung unthätig, verdrießlich, niedergeſchlagen zu ſein; die Natur bietet weit mehr Schönheiten als man gewöhnlich erzählt, und die Betriebſamkeit wird in ganz Deutſchland ſchwerlich übertroffen. Herr Kaufmann Kamp, an den mich Beuth empfohlen hatte, führte uns abends in eine Geſellſchaft bei ſeiner Schwägerin, wo ich außer ihm, der ſehr ausgezeichnet iſt, mehrere Männer kennen lernte, deren Sicherheit und Thätigkeit ſich ſogleich ausſprach. Am andern Morgen beſahen wir unter ſeiner und Herrn Becher's gütiger Leitung Färbereien, Spinnereien, Bandfabriken, Seidenwebereien, kurz alle Zweige der hieſigen Gewerbe. Es wirkt eigen, wenn man hört: dies Garn kommt aus England und geht gefärbt wieder dahin zurück, dieſe Tücher ſenden wir nach Oſtindien, dieſe Schuhe und Röcke an

die Arbeiter in unsern mexicanischen Bergwerken. Welche Stufen liegen zwischen dem Einsiedler, der das Nächste nicht kennt oder es, alle Hülfe in sich und seinen Umgang mit Gott findend, verschmäht, dem alle Gewerbe und Genüsse, ja die ganze irdische Schöpfung entbehrlich erscheinen; und dem großen Kaufmann, der von seinem Comptoir aus die Fäden leitet, welche die ganze Erde umfassen und in einen einzigen Marktplatz verwandeln. Der steigende Reichthum eines solchen Mannes wird preiswürdig, sofern er als Folge seiner Thätigkeit und Klugheit zu betrachten ist, und wenn mir hier beim Anblick der rastlosen ungeheuern Thätigkeit der Maschinen, die menschliche Hand ganz unbedeutend und verächtlich erschien, so bildete und erfand doch Kopf und Hand jene Maschinen, und die alte Fabel vom hundertarmigen Briareus ist ärmlich, wenn man bedenkt, mit wie unzähligen Armen ein Fabrikherr um sich greift. Nichts störte mich in meiner Freude und Bewunderung, bis Herr Kamp zufällig äußerte: er träume oft von Mexico und könne vor Mexico nicht schlafen. Da traten mir all die bekannten Sorgen über den Wechsel des Wohlstandes von Fabrikgegenden, über die Leiden zu großer Bevölkerung u. dgl. vor Augen, und ob ich gleich dagegen das Weinhold'sche Mittel nicht anwenden will, erschreckt es mich doch daß ein Schlag in China, Ostindien, Mexico die Nerven dieses großen Thieres des Welthandels, durch alle Welttheile hindurch erschüttern und den wohlhabenden Kaufmann, den fleißigen Arbeiter unsers Vaterlandes vernichten könne. Rückwärts dürfen wir indeß nicht; es kommt nur darauf an, mit Vorsicht, Mäßigung und Verstand auf den Bahnen fortzuleben und vorzurücken, in denen die Welt sich einmal bewegt. Wie die Sachen jetzt stehen, gehört die Gegend um Elberfeld und des Thals von Barmen zu dem Schönsten, Lehrreichsten und Anziehendsten, was man in

Deutſchland ſehen kann, und es wäre ein ungemeiner Verluſt, wenn wir zu eilig hinweggezogen wären. — — —

Paris, den 6. September 1827.

— — — Schon in Lille fanden wir Vorbereitungen zum Empfang des Königs, mehr in Douay und Cambray. Ein langer Anſchlag des Präfecten in Douay beſagte, was die Behörden thaten und wozu man die Einwohner invitirt; z. B. Straßen mit Sand beſtreut, weiße Fahnen aus den Fenſtern, Freiball, freie Komödie, Freiſchießen, Illumination mit weißen und bunten Lichtern, Feuerwerk, Triumphbogen in großer Zahl u. ſ. w. Alſo ganz das Gegentheil der Einfachheit unſeres Königs, und wenn manche dieſe übertrieben nennen, ſo konnten ſie hier hören, daß der Empfang Karl's X. der Stadt Lille leider 100000 Franken koſte, während ſie nicht 100 Sous dazu beſitze. Die Inſchrift einer Pyramide bei Cambray lautete auf einer Seite ungefähr dahin: Glücklich das Volk, deſſen König eine Blume im Wappen trägt; auf der Gegenſeite ſtand: „Au plus cheri des Rois, le plus cheri des peuples.“ Die dritte Seite hieß: Louis XIV., Louis XV., die vierte: Louis XVII., Louis XVIII., der XVI. fehlte; ein vieldeutiges, ſprechendes Schweigen was die Inſchrift eines andern Papiers: „Le corps fidèle des portefaix“ nicht übertönen konnte. Die Volksmenge der ganzen Umgegend ſtand zu beiden Seiten des Weges verſammelt, und ich war ſehr geneigt in dem allem Rückkehr der alten Liebe zu den Bourbons zu erblicken; wie es denn Karl X. gewiß ſo dargeſtellt wird. Zunächſt ſtörte aber der Anblick dieſer Volksmenge ſelbſt, meiſt häßliche Weiber mit blauen Papilloten in den Haaren, die bis auf die Naſe herabhingen, die Männer und Jungen in

farbigen Jopen aller Art, weiße oder blaue Schlafmützen auf den Köpfen, ohne Spur von etwas Eigenthümlichem, Gehaltenem, Nationalem, alles schmierig und ruppig. In diesem Volk konnte ich nicht (wie der Gestalt nach in den zerlumpten Italienern) die Domini terrarum erkennen. Diese Herrschlust ist der dreifarbigen Cocarde vor der Hand ausgewaschen und ausgeklopft worden, und so streckte sich nun die weiße (Laken, Bettücher, Servietten, Handtücher) aus Thüren, Fenstern, Stroh- und Ziegeldächern hervor. Dieses Weiß erschien mir aber nicht wie ein positives Weiß der wiedergeborenen Unschuld, sondern blos negativ und sehr geneigt sich von einem Lucifer Napoleon neue Farben aufdrucken zu lassen, damit es nochmals bunt übereck gehe. Welch unendlich schwere Aufgabe ist es aber auch, daß ein Volk 30 Jahre seiner Geschichte völlig vernichten und in dem, was ihm das Höchste und Glänzendste schien, nichts als Sünde und Verkehrtheit erblicken soll! Liegt denn nicht in diesem unbedingten Verlangen der Gegner der Revolution auch eine Verkehrtheit, und gäbe es nicht eine andere mittlere Erziehung, die mehr Zutrauen und Liebe erweckte? Karl X. würde am besten diese Liebe erwecken, wenn er glaubte, daß er sie noch nicht besäße. Diese Triumphbogen aus Brettern eilig zusammengeschlagen, zeigten uns Reisenden immer die jämmerliche Kehrseite zuerst, und viele hätten auch diese wol lieber dem König, jene ihrem Triumphator kriegerischer Art zugewandt. Rechte Theilnahme entdeckte ich nicht, höchstens mäßige Neugier; doch schrieb ich dies mehr der Natur der Dinge oder meiner Stimmung, als positiven Gründen zu. Was kann indeß ein Volk nicht leben lassen, was gerufen hat: Vive la mort, vivent les ennemis! — Endlich fuhr der König uns vorüber, und unser Postillon hielt im nächsten Dorf unter einem Volkshaufen an. Da fragte ihn einer aus der Menge lachend: „Avez vous vu passer la giraffe?“ und dieser Witz fand Beifall!! Ist dies nichts

als bedeutungslose Frivolität ohne tiefen Grund und weitere Folgen, so hat sie doch gewiß die würdigsten und heiligsten Gefühle untergraben. Wer dächte bei uns so etwas, wer wagte es (schon aus Furcht vor einer ungeheuern Tracht Schläge) auszusprechen? Mir war, als öffnete jenes leichtfertige Wort wie eine übereilt ausgesprochene Zauberformel, plötzlich einen Blick in eine Welt der Gährung und Auflösung, schlecht übertüncht durch das Geprahle über den neugewonnenen sichern Boden. Jakobiner und Jesuiten schienen noch darin umherzuwühlen, und schreien nur, wenn sie sich begegnen; verkennend daß es gleich gilt, ob die Minen von Osten nach Westen, oder von Westen nach Osten angelegt werden. — —

Freitag, den 7. September.

Théatre français. „Emilie" nach Kenilworth von Walter Scott, aber ohne Vergleich anziehender und besser als die deutsche Bearbeitung. Schon das ganz gefüllte Haus machte einen anziehenden Eindruck, gleichwie eine der Aufführung vorangeschickte Haydn'sche Symphonie. Beim Aufziehen des Vorhangs saß Herr Armand als Leicester da, und hielt einen Monolog, der mir sehr misfiel. Ton, Haltung, Stimme, Aussprache war alt, gesucht, gespreizt, unliebenswürdig, etwa wie ihn Herr — bei uns geben würde. Schon fürchtete ich meine Hoffnungen am dritten Theaterabend wieder getäuscht zu sehen, aber gottlob ich irrte mich, Herr Armand war der einzige Unangenehme unter allen. Weit besser sein Vertrauter Herr Perier, und Samson als Astrolog. Die Elisabeth gab Demoiselle Leverd, im einzelnen zwar declamatorisch und bouffi, aber im ganzen mit so viel Adel und Würde, Kühnheit und Milde, daß ich (und Du weißt, daß dies bei mir hinsichtlich

der Elisabeth viel sagen will) zufrieden war. Was soll ich aber endlich von der Mars sagen; es war als gehe eine neue Welt auf, als sie dem unangenehmen Leicester gegenüber trat. Ein ungemein edles Gesicht, einen fein geschnittenen Mund, schöne Nase, herrliche Augen, eine Theaterschönheit ganz wie ich sie oben verlangte, und überhaupt von einem so jugendlichen Aussehen, als sei sie in den Zwanzigern. Die Stimme höchst wohlthuend, jede Silbe deutlich ohne zu buchstabiren, ein Fluß der Rede, welcher die durch die edelste Kunst wiedergeborene schöne Natur zeigte, keine Spur von Uebertreibung, Manier, kleinen Kunstmitteln und Künsteleien, keine französische Rhetorik, kein Umspringen der Stimme, alles schön, edel, passend, ausdrucksvoll. Im letzten Act wandelt sich das Schauspiel in eine Tragödie, Emilie hat den Verstand verloren. In diesen langen, dem Texte nach bedenklichen Scenen, spielte die Mars mit so ungemeiner Mäßigung und doch so genügender Kraft, mit so meisterhaften Wendungen, Uebergängen, so milde und wieder so groß, so Theilnahme erregend und so schreckend, daß gewiß keine tragische Schauspielerin sie hier übertrifft, und sie diesen wol nur deshalb nicht beigezählt wird, weil sie den Stelzenkothurn verschmäht. So hat die Mars meine ganz ungetheilte Bewunderung erregt.

Hammer an Auguste Gretinger.

Paris, den 10. September 1827.

— — — Ich finde die Mars im höchsten Grade bewundernswürdig, vor allem daß sie nie unter die Wahrheit hinab in langweilige Schwäche, nie über die Schönheit hinaus in

aufgedunsenes Pathos geräth. Nirgends spürt man mühsam Erlerntes, alles ist aus einem Guß, Erzeugniß des ihr von Gott verliehenen Genies. Denn Talent bezeichnet nur das Geringere, Einseitigere, Erlernbare. Ihr Zusammentreffen mit dem Vater, der Augenblick wo sie ahndet die Königin liebe Leicester, ihre frühern Aufforderungen daß dieser sie edel anerkennen solle, dann ihre Entsagung, waren über alle Maßen richtig und schön. Als sie wahnsinnig im fünften Act von einer Seite eintretend rasch über das Theater geht und sich dann niedersetzt, stürzten mir die Thränen aus den Augen vor Rührung und Wehmuth, ehe sie nur den Mund öffnete. Wie ist so etwas möglich, wie wird es gemacht? Es ist aber eine höhere Offenbarung und wird nicht gemacht. Lange Erklärungen, kritische Bemerkungen zerstören nur das Echte daran und lassen einen todten unbrauchbaren Niederschlag übrig. Glücklich genug, wenn man dergleichen sehen und fühlen kann. Zweimal sagt die Mars autrefois mit einem Tone, einem Ausdruck, in dem Unzähliges aus dem tiefsten Herzen anklingt, sowie in dem Amen der Julie. Als sie von Leicester verkannt, sich losreißt und über einen Tisch gelehnt daran anklammert, als sie in einer Vision das Schaffot zu ersteigen wähnt und dann, im Augenblick wo der Streich fallen soll, mit einem Schrei zusammenstürzt; es ist unmöglich, Größeres, Ergreifenderes zu sehen und zu hören. — Die Levert ist eine brave Schauspielerin, meines Erachtens aber thöricht sie der Mars gleichzustellen. Es fehlte bei allem Lobe, das sie als Elisabeth verdient, nicht an Aufgebauschtem, Manierirten und kleinen Künsten. Zu diesen rechne ich z. B. daß sie zu Sussex mit hartem Ton sagt: „Je vous prie", und zu Leicester mit dem allerweichsten: „Je l'ordonne"; — was indeß großen Beifall fand. — —

Raumer an seine Frau.

Paris, den 13. September 1827.

Nachdem ich gestern etwa um zehn Uhr vormittags meinen Brief an Dich geendet hatte, kam Herr Gallois (dem mich Herr von Humboldt empfohlen), und leistete mir, mich in der Stadt umherführend, bis ½5 Uhr Gesellschaft. Es war sehr interessant, sich von dem bejahrten, kenntnißreichen Manne unterrichten zu lassen. „Hier", so sprach er, „wo die neue schöne Straße Rivoli durchgeht, waren sonst Klöster und Gärten, hier an dieser Ecke stand die Manège, wo die assemblée constituante ihre Sitzung in Paris eröffnete, die législative fortsetzte, der Convent den König zum Tode verurtheilte." „Wie ist's möglich", fiel ich ein, „daß an dieser selben Stelle, wo sich die furchtbarsten Erinnerungen, Verstand und Herz zerreißend, zusammendrängen, ein gewöhnliches Bürgerhaus steht, Leute ruhig leben, unten unbewegt die Kaffeestube besuchen und alles Mögliche denken, sprechen, fühlen, nur nicht das, was hier allein Seelen reinigend, die Menschen ergreifen und bewegen sollte? Wie konnte man nicht jenes alte Gebäude als Wahr- und Warnungszeichen für alle Geschlechter zu ewigem Gedächtniß erhalten, oder ein Denkmal der Reue und Sühne dahin stellen, statt diese in flachem Vergessen und gleichgültigem Vorübergehen zu finden?" — „Von dieser Seite", fuhr Herr Gallois fort, „geschah der Angriff der Tuilerien durch die Marseiller, hier wurden die Schweizer niedergehauen, dort in den Wänden des Schlosses sah man die Spuren der Kugeln und Steine, bis Napoleon alles herstellen ließ." — „Wie leicht", bemerkte ich, „hätte man die Tuilerien verthei-

digen können, durch Lage, Erhöhungen, Terraſſen, enge Eingänge, eine wahre Feſtung. Solchem Angriffe würde Napoleon nicht gewichen ſein, ſondern in den wenigen Schritten dort hinüber zur Manège, ſeinen völligen Fall erkannt haben." — „Bis hieher", erzählte Herr Gallois, „gingen ſonſt die Tuilerien, dieſe Bäume ließ Napoleon pflanzen, dieſe Gebüſche und Gänge anlegen, dieſe Treppe zum Platze Ludwig's XV. hinabführen." —

Jenes Gebäude war der Sitz des Rathe der Fünfhundert, des Corps législatif, der Chambre de Communes. Hier in der Mitte dieſes großen, lebhaften Platzes ſtand die Guillotine, hier fiel das Haupt Ludwig's XVI., der Königin und wie viel anderer edler Männer — oder Verbrecher. — Ich ſchauderte zuſammen; es war mir, als wenn alles das, was ich hierüber wußte, bis dahin nur ein Traum, eine unmögliche Fabel geweſen wäre, und erſt durch jenes: dort geſchah es, wie durch ein Zauberwort ſich in entſetzliche Wahrheit verwandele; eben jetzt, in dieſem Augenblicke vor meinen Augen ſich ereigne. Die Herzogin von Angoulême, der König, fahren nie über dieſen Platz, eine achtungswerthe Scheu: noch beſſer vielleicht, wenn Könige und Volk zu dieſer Blutſtelle wallfahrteten, Selbſterkenntniß ſuchten, Buße thäten und um Erlöſung vom Böſen beteten. Wie iſt es möglich, rief ich aus, daß ein Volk ſich ſo konnte tyranniſiren laſſen, warum traten nicht, aus Unzähligen nur Wenige zuſammen und machten den Freveln ein Ende? Weil, antwortete Herr Gallois, die Formel: c'est un ennemi du peuple von der Menge geglaubt und alle Theilnahme vernichtet wurde. So iſt kein Stand, kein Rang, kein Geſchlecht frei von dem urſprünglichen Gifte des Böſen; wird dies frei, ſo ſehen wir das Entſetzlichſte auf dem Throne, wie in den Hütten. Jenes Böſe zu feſſeln, als ſolches erkennen lehren, dem eitelen Selbſt-

vertrauen, dem Unglauben, wie dem Aberglauben ein Ende machen, ist die Aufgabe und das Ziel der Religion.

Paris, den 16. September 1827.

Abends war ich zum Diner bei der Mars. Schon der Eintritt in das, was man, ich weiß nicht ihren Hof oder Garten nannte, ist wohlthuend. In der Mitte des viereckigen Platzes ein Springbrunnen, oben mit einem knienden Amor verziert. Aus der obern marmornen mit Blumen eingefaßten Schale fällt das Wasser durch acht Oeffnungen in die untere, größere, welche Goldfische in großer Zahl durchkreuzen und die noch reicher mit blühenden Blumen aller Art verziert ist. Drei Seiten des Platzes sind mit grünen Gittern bedeckt, an denen sich Wein, Epheu und Schlingpflanzen anderer Art emporranken; vor den Gittern laufen zierliche Blumenbeete. Ebenso ist das Haus bis zum großen Balcon des ersten Stockwerks verziert, und die Vorhalle mit Statuen geschmückt, welche sehr eigenthümlich aus Blättern und Blumen hervorsehen. Daß die Wohnung selbst nicht hinter diesen Vorhöfen zurückbleibe, versteht sich von selbst.

— — — — Das Gespräch war lebhaft und betraf meist Theater und theatralische Kunst. Daß Talma den Willen gehabt hat die Franzosen zur Natur zurückzuführen, räumten alle ein; zugleich aber, daß er manche Rollen nach alter Tradition spielte und nicht überall gegen den Stachel leckte. Die Mars wiederholte: sie würde, wenn sie tragische Rollen übernehmen wollte, Dichter, Journalisten und den nachtretenden großen Haufen wider sich haben. — — —

Paris, den 24. September 1827.

Vor dem geſchichtlich ſo denkwürdigen Hotel de ville vorbei, über die Place royale, die Vorſtadt St.-Antoine und den Platz der Baſtille hinweg, kamen wir zum Kirchhofe des Paters la Chaiſe vor der Stadt. Schon früher ſaßen zu beiden Seiten des durch Gärten hinführenden Weges, Mädchen welche Kränze und Blumen verkauften, Werkſtätten waren mit Todtendenkmalen aller Art gefüllt. Der Eingang des Kirchhofes iſt edel, und mit angemeſſenen Stellen aus der Schrift verſehen; denn des Menſchen eigene Kraft und Weisheit kann ihn aus der Zeitlichkeit nicht in die Ewigkeit erheben, er ſinkt immer zum Boden zurück und ſieht da nur Tod und Verweſung. Jedes Grab iſt vom andern durch Einfaſſungen getrennt, weil die meiſten ſind mit Denkmalen mannichfacher Art verſehen. Unter denen, die ich näher betrachtete, war keins albern oder geſchmacklos. Wenn man auf der Höhe des Kirchhofes angekommen iſt und über den Wald von Leichenſteinen und Cypreſſen Paris in ſeiner ganzen Ausdehnung vor ſich ſieht, man geräth in eine eigene, ſonderbare Stimmung. Welche ungeheure Zahl der Lebenden, Thätigen, und doch ſind wol hundertmal ſoviel auf dieſer Quadratmeile begraben! Sind ſie denn wirklich für dieſe Erde todt? Kann nur der Lebendige des Todten, und der Todte nicht des Lebendigen gedenken? Wirken die Geiſter der frühern Geſchlechter nur durch die Erinnerung an ihre Thaten, gibt es keine Seelenwanderung, als durch die Geſchichte? Ich hätte in dieſer Mittagsſtunde an Geiſter glauben, ſie ſehen können. Oder wäre dieſer Boden nicht geiſtiger, als ein anderer, der ſeit Jahrhunderten nur Kraut und Rüben trägt? Gehen Anſichten und Gedanken hier lediglich von mir aus? Wirken nicht, und wie wirken die hier Begrabenen auf mich ein? Molière, Lafontaine, Delille, Talma, Ney, Labedoyère, Maſſéna,

Davouſt, Foy und wie unzählige andere, die in ihrer Lebenszeit die Gemüther ſo mächtig beherrſchten und bewegten. Auf dem Grabmale Abälard's und Heloiſens lagen friſche Kränze. Jetzt wie damals findet ſich nicht immer, was ſich ſucht, ſucht ſich, was oft nicht zuſammengehört, misverſteht ſich das, was ſich gefunden hat und verſtehen ſollte. So tönt eine ewige Diſſonanz in aller Liebe mit, und nicht blos der Geſchlechter (was wol jeder zugibt), ſondern in jeder Liebe, z. B. der Kinder zu den ins Grab ſinkenden Aeltern, des Bürgers zum Vaterlande, des Künſtlers zur Kunſt, des Wiſſenſchaftlichen zu ſeiner Wiſſenſchaft. Ich begreife nicht, wie man dieſen Schmerzensruf nicht hören, ihn leugnen, und alles auf Conſonanzen reduciren kann, aus denen kein irdiſches Lebenslied ausſchließlich erbaut iſt. Begreiflicher iſt's, daß die, welche jenen Ton am lauteſten und tiefſten vernehmen, lieber das Daſein vernichten, als ihn länger ertragen wollen; oder andere lediglich Hülfe in ihrem eigenen Ich ſuchen und aller Liebe und Zuneigung entſagen. Und doch ſind beide Auswege verderblich und verdammlich, und es tritt die Ueberzeugung hervor: daß nur das Chriſtenthum dieſe Räthſel richtig ausſpricht und richtig löſet, nicht blos unbeſchadet menſchlicher Kunſt und Wiſſenſchaft, ſondern zur Verklärung beider.

Raumer an Tieck.

Paris, den 14. September 1827.

— — — — Ich gehe auf einen Gegenſtand über, den ich noch nicht berührt habe, nämlich das engliſche Theater, was hier in voriger Woche eröffnet ward und bis jetzt weit mehr Zuſpruch findet, als man erwartete. So ſehr ſich auch

vorausſehen läßt, der Widerſpruch der Franzoſen gegen die engliſche Bühne werde durch nähere Bekanntſchaft aufgereizt und ihnen eine Beiſpielſammlung des vorgeblich Thörichten in die Hand gegeben werden, kann doch ein Geiſt, wie Shakſpeare nicht ſpurlos vorübergehen, oder durch das nec triplex der drei Einheiten abgehalten und bezwungen werden. Ebenſo muß die engliſche Schauſpielkunſt, in ihrer Aehnlichkeit oder Verſchiedenheit Betrachtungen hervorrufen, und Nachahmung oder Widerſtand auf beiden Seiten daraus entſpringen. Um beſſer zu ſehen, zu hören und dem höchſt unbequemen Gedränge des Parterre zu entgehen, ſcheute ich die viel höhere Ausgabe nicht, und erhielt im Orcheſter einen ſehr guten und nahen Platz, geſtern, 13. September, zur Aufführung des „Hamlet". Wie viele Gedanken durchkreuzten ſich in meinem Kopfe bis zum Anfange des Stücks. Shakſpeare, aufgeführt von londoner Schauſpielern im Odeum zu Paris vor Engländern, Franzoſen, Deutſchen und wie viel andern Völkern, kundig oder unkundig des Stücks und der Sprache, begeiſtert dafür, oder mit Vorurtheilen dagegen u. ſ. w. — Fragen Sie nun (ich wünſche mir eine ſolche allgemeine Frage, um das Herz erſt zu erleichtern), ob meine Erwartungen erfüllt ſind? ſo muß ich im Ganzen antworten: Nein! Ich will wenigſtens verſuchen, die Gründe anzudeuten: 1) klang mir das Engliſch, was ich doch ſo gut und in Maſſen noch nicht hörte, ſo überaus tonlos, daß ich ſelbſt das Franzöſiſche, wenigſtens der Mars, dagegen wahre Muſik nennen möchte. Um nun dem Geklemmten und Ziſchenden einigermaßen aufzuhelfen, werden die Vokale, oder eigentlich nur das ſcharfe ei aus allen Mundwinkeln mit der Zunge hervorgeſtöbert, über die Zähne hinausgejagt und überhaupt mit dem Munde unzählige viele Manöver in die Länge und Breite gemacht, wobei zuletzt doch nichts herauskommt, die aber, beſonders bei den Frauen, übel ausſehen. Zum Theil aus

dieſen Verhältniſſen mag das zweite mir unausſtehliche Uebel hervorgehen, nämlich das entſetzlich langſame Sprechen oder vielmehr Syllabiren, und die zahlloſen Accente, dergeſtalt daß ein dreiſilbiges Wort deren oft zwei erhält und in der Mitte auseinander geriſſen wird. Ebenſo trennt man Phraſen eines Sinnes, die in gleicher Folge auszuſprechen wären in zwei Hälften, und ſchreit wol die eine, während die zweite kaum hörbar bleibt. 3) Fehlt es nicht am Wüthen nach franzöſiſcher Weiſe, und wenn hier Manier vorherrſcht, ſo trifft derſelbe Vorwurf das engliſche Theater. 4) Die Schauſpieler waren bis auf Charles Kemble und Demoiſelle Smithſon unbedeutend, und ſelbſt gegen jenen habe ich viel einzuwenden. 5) Hatte man das Stück ſehr verkürzt und doch dauerte es, der Langſamkeit des Sprechens halber, $3^1/_2$ Stunde. Auch waren die Abkürzungen keineswegs ſo verſtändig oder erträglich, wie ſie hätten ſein können. —

Jetzt noch einige einzelne Bemerkungen nach Folge der Scenen. Der Geiſt tritt in farbiger, prachtvoller Rüſtung auf, ſchreitet raſcher und ſpricht nicht ſo ganz tonlos, wie gewöhnlich in Deutſchland. Der König keineswegs entſchloſſen und verführeriſch genug, keineswegs gut angezogen. Polonius zu albern, theils dadurch, daß in ſeinem Spiele die Schlauheit oder doch Feinheit des Hofmannes fehlte, theils dadurch, daß alles Kluge, was er zu ſagen hat, z. B. die Ermahnung an ſeinen Sohn, geſtrichen war. In der Anrede Hamlet's: angels and ministers u. ſ. w. ließ Kemble zuerſt ſeinem Syſteme des Syllabirens und Accentuirens freien, oder vielmehr unfreien Lauf. Man konnte vermuthen, manches geſchehe um Athem zu ſparen; aber die Luft wird bei den langgeziſchten Silben tonlos verbraucht, was noch mehr ermüden muß, und beim Mangel alles Redefluſſes trägt uns der Schauſpieler nicht über ſchöne, ſteigende und fallende Wogen, ſondern fährt mit uns gegen den Wind über einen Knüppel-

damm. Die Worte king, father, royal dane ſprach Kemble in langſamen Abſätzen mit der höchſten Verſchiedenheit des Ausdrucks, wie etwa in der Aufgabe: komm her. Daſſelbe gilt für den Vers: Say, why is this, wherefore, what should we do. — Als ihn die Freunde hindern wollen, dem Geiſte zu folgen und ihn feſthalten, ſchreit er bei der Stelle unhand me wie raſend, und es entſtand ein, aller Würde entbehrendes Katzbalgen. Während der Rede des Geiſtes, der nicht langſamer ſprach, als Hamlet, kniet dieſer nieder, erhebt ſich ſpäter, und bleibt dann, mit einem Fuße vorſchreitend und ausgeſtrecktem Arme, unbeweglich ſtehen. Den Vers o horrible ſpricht er mit höchſt zitternder Stimme. Die the time is out of joint höchſt langſam, ſyllabirt, jeder Buchſtabe faſt mit beſonderem Accent verſehen, und darum wenigſtens für mich im Ganzen keine Kraft und Tiefe der Wirkung. Ophelia (Demoiſelle Smithſon) in den Liebesſcenen und ſolange ſie bei Verſtand iſt, kalt, trocken, man gewahrte keine Weichheit, Empfindung; — es mag ſo für den Horizont von England verlangt werden, aber mir gefiele die deutſche und franzöſiſche Weiſe ſchon beſſer. Die Anrede der Königin an Güldenſtern und Roſenkranz: Good gentlemen feierlich, wie es mir gar nicht nöthig ſchien. Nachdem der König und die Königin fort ſind, tritt bei uns Hamlet leſend, langſam, in ſich gekehrt auf die Scene; Kemble eilte raſch und leidenſchaftlich bis ans Orcheſter. Die Worte words, words, words ſagte er ſehr ſchnell und zornig; die ſpätern: your self ſhall grow old u. ſ. w. mit lautem Lachen. Die ſchwarze Hoſe war am linken Beine von der halben Lende bis auf die halbe Wade verſchwunden und man ſah eine enge Unterhoſe wie von altem Nanking; Haare, Bruſt u. ſ. w. dagegen unverändert, und mit Ausnahme jener Hoſenverwirrung war und blieb Kemble angezogen ſo zierlich wie ein Stutzer. Die Anrede an Güldenſtern und Roſenkranz hat let

me conjure you litt beſonders durch die gedehnte Accentuation; die herrliche Stelle this brave overhanging firmament u. ſ. w. war ohne Erhabenheit, der Schluß mainierirt. Der Schauſpieler ſprach die Rede vom rauhen Pyrrhus meines Erachtens würdiger und beſſer. Die Worte: say on, come to Hecuba ſagt Kemble ich weiß nicht recht warum, höchſt langſam und feierlich. Use every man u. ſ. w. mit den ſchärfſten Accenten, faſt ſcandirt. Weiter: i'll have these players gedehnt — play something lachend; i'll observe wüthend; the spirit that i have seen leiſe kopfſchüttelnd, abuses me ſchreiend, endlich vom letzten Verſe die erſte Hälfte wherein i'll catch wüthend, und die zweite the conscience etc. leiſe, heimlich andeutelnd. Nach dem allem wiſſen Sie ſchon, wie der Monolog to be geſprochen ward. Er machte auf mich, und wie es ſchien, auch auf die (ſonſt mehreremal klatſchende) Verſammlung keine Wirkung. Der erſte Vers dauerte wol eine Minute, hinter sea of troubles wieder lange Pauſe. In dem Verſe that patient merit of the un-worthy takes, ward un weit von worthy getrennt, ſcharf betont, wor und ta aber nicht minder. When, he, himself u. ſ. w. auf ganz ähnliche Weiſe. Dagegen in der Scene mit Ophelia ſchreit Kemble die Stelle: why wouldst thou be u. ſ. w. mit höchſter Eile ab, und die ſpäteren: i have heard of your paintings trägt er faſt wüthend vor. Ophelia's Klage o what a noble mind, that bei der trockenen Kälte auf mich keine Wirkung. — in my heart of heart langſam und einzeln accentuirt; i pry thee when thou see'st mit höchſter Leidenſchaft ſchreiend. Ich ſage und ſagte ſchreiend: denn in der Leidenſchaft hat Kemble keineswegs wahre, genügende Kraft, ſein Ton wird unangenehm. In der Schauſpielſcene ſitzt Ophelia links, König und Königin rechts. Hamlet legt ſich mitten auf der Scene nieder, rutſcht dann erſt gen Ophelia hinauf, dann zurück nach der Seite ſeiner Mutter

hin, und hatte den Boden ſo rein gefegt, daß ſein Rock ſchwerlich wieder rein wird. Die Stelle no, no — poison in jest gedehnt, no offence in the world leicht hingeworfen, He poisons him — bis Gonzago's wife mit der ungeheuerſten Leidenſchaft ſchnell herausgeſchrien, — das nachher folgende ſtumme Spiel beſſer. In der Scene mit Güldenſtern die Worte: why, look you now, bis make it speak ſehr feierlich, von da bis upon me im lauteſten Zorne. Die Scene mit der Mutter gelang unter allen am beſten. Als der Geiſt geht, ſtürzt Hamlet außer ſich zu Boden. — Den Wahnſinn ſtellte Ophelia vielleicht nicht heiter und leicht genug dar, aber ſie hielt ſich fern von dem ängſtlichen Schleppen der meiſten Schauſpielerinnen; alles wirkte edel, mächtig und verrieth ein groſſes Talent. Ohne Zweifel überragte die Smithſon die übrigen ohne Ausnahme; was ſie hier leiſtete, war weit das Beſte in der ganzen Darſtellung. Die Todtengräberſcene blieb weg bis auf die Stelle über Yorik, welche Hamlet äußerſt langſam herbetete. Im Gefechte mit Laertes faſſen ſich beide und ringen, wobei die Verwechſelung der Waffen vor ſich geht. Das Stück ſchließt mit den Worten des Horatio. Was und wie verkehrt überhaupt weggelaſſen werden, lohnt nicht der Mühe nachzuweiſen. — Auch das Wenige, was ich im Einzelnen beibrachte, wird genügen um darzuthun, daß die Engländer von der Vollendung entfernt ſind, wo wahre Natur und wahre Kunſt vereint wohnen, und trotz aller und gerechter Klagen über die deutſche Bühne, ſtelle ich doch ihre tragiſche oben an, und über die engliſche und franzöſiſche hinauf. Wenigſtens dürften ſich die Mängel jener (ſie ſind zum Theil nur negativ) eher erkennen und vertilgen laſſen. Kemble iſt nicht ohne Anlagen, hätte aber Hamlet die Kraft, die er ihm in ſeinem, bis ans Wüthen hinanſteigenden Spiele beilegt, ſo müßte das Stück ganz anders und im dritten Acte zu Ende gehen. Wenn Hamlet

bei uns manchmal zu milde, zu weichlich dargeſtellt wird, ſo geſchah hier das Gegentheil. — —

Paris, den 26. September 1827.

— — Geſtern ſah ich „Othello" und fand neue Beſtätigung für alles das, was ich im allgemeinen ſchon oben bemerkte. Kemble hatte, löblich, das Geſicht nur braun gefärbt und keine Negermaske übergezogen; wogegen ich misbillige, daß er in morgenländiſcher und nicht als Feldherr Venedigs, in venetianiſcher Tracht auftrat. Obenein fehlte es ihm an Feſtigkeit und Würde, ſich in dieſer Kleidung zu bewegen, der Gang war oft latſchig und die Arme wußten (ohne Mantel, Hut u. dgl.) oft nicht, was ſie anfangen ſollten. Accente, Stoßen, Pauſiren, Schreien, Wüthen, wie ich's ſchon beſchrieben, nirgends trat die rechte Kraft, Ueberlegenheit, Würde, Liebenswürdigkeit genügend hervor, welche wir ſehen und hören müſſen, um zu begreifen, wie er im Rathe Venedigs und im Herzen Desdemona's ſolche Stelle erhalten konnte. Und wenn wir dies nicht ſehen, nicht daran glauben, ſo iſt ja das Spätere nicht das furchtbare Zerbrechen eines ſich täuſchenden großen Gemüths, ſondern beſtialiſche Wuth und nichts weiter. Es gibt Charaktere, die der Dichter ſchon ſo ſcharf, ja hart gezeichnet hat, daß der Schauſpieler ja nichts in dieſer Richtung hinzuſetzen darf, weil ſonſt eine widerwärtige Caricatur zum Vorſchein kommt; dahin ließe ſich wol Othello, Jago, Richard III., Eliſabeth und Burleigh von Schiller rechnen; andere, matter gehaltene Charaktere, darf man umgekehrt wol etwas auffriſchen, etwa die Königin im „Don Carlos". Egerton verfuhr als Jago nach dieſer Anſicht, keineswegs Kemble; ſchwarz und weiß aufeinander und neben-

einander geſetzt gibt aber niemals wahre Malerei. Freilich ſind die Franzoſen hinſichtlich ihrer Tragödie in Manier befangen, aber es iſt doch Schule, Methode darin, die Tradition iſt erklärlich und ſchließt eine Art von beſcheidener Anerkennung des früher Geleiſteten in ſich; dieſe wilde, anmaßende Genialität, ohne alle Genialität, wirkt auf mich noch viel widerwärtiger. Aus unzähligen nur ein paar Beiſpiele irriger Declamation. Act II, Scene 2: wenn nicht einige geſtrichen ſind, tremulirte Kemble auf dem ſtummen n in heavn wol zehn Secunden. Nach Jago's Erzählung über den Hergang des Streits ſchreit er, Caſſio, aus Leibeskräften, dann nach einer Pauſe i love thee ebenſo, hierauf nach einer zweiten Pauſe das übrige gedehnt. Caſſio wiederholt das Wort reputation mehrere male ſo, daß die beiden erſten Silben herausgeſtoßen werden, und die drei übrigen erſt nach einer Pauſe folgen. Caſſio war unbedeutend, denn das Verdienſt, die Trunkenheit darzuſtellen, hat faſt jeder Schauſpieler bis auf einen Punkt. Rodrigo wird lächerlich geſpielt, wie ein Hafenfuß. Die Smithſon iſt als Desdemona dem Kemble als Othello gewiß vorzuziehen, und es gelang ihr weit mehr, als ihm; doch fehlte die jugendliche, herzliche Innigkeit, und daher auch die innige Theilnahme. Jago nahm die Rolle nicht als ein verſteckter, ausgekünſtelter, ſchwarz auf ſchwarz ſetzender Schuft; ſondern mit einer Art von heiterer Unbefangenheit, kalt, vernehm, ſicher, nicht gerade des Ganzen, aber jedes einzelnen Schritts. Scharf gegen ſeine Frau, überlegen gegen Rodrigo, geſchickt und treuherzig gegen den Mohren. Er gefiel mir unter allen am beſten. — Es lohnt nicht, durch alle Acte nachzuweiſen, ob und wie Kemble ſpielte und neben einzelnem, was in einer ſo langen Rolle gelingen muß, vieles verdarb. Ich komme zum fünften Act. Desdemona lag in einem weißen Nachtkleide im Bette, unter einer leichten Decke. Othello ſprach den erſten Monolog ſehr lang-

sam und zog fast die halbe Tonleiter auf und abwärts. In dem „hast du gebetet to night", schlug die Stimme beim letzten Worte so scharf in die Höhe, daß es lächerlich oder albern klang. Während Desdemona sagt: „deine Augen rollen" u. s. w. knurrte er, so lang der Athem dauert, vollkommen wie ein Hund, und brüllte nächstdem wie ein Stier. Dies Gebrüll, Desdemona's gellendes Geschrei, die Balgerei am Bett, das endliche Drücken und Abmurksen mit dem Kissen, war so über alle Beschreibung häßlich, widerwärtig, empörend, daß es mir für Menschlichkeit und guten Geschmack in diesem Augenblick natürlich nur nothwendig erschien, die Schauspieler auszutrommeln und das Stück gar nicht zu Ende spielen zu lassen. Doch ging die nicht zu tadelnde Mißbilligung mehrerer Franzosen vorüber. Aber alles, was bis zu Ende folgte, erschien ebenfalls kalt, unangenehm, langweilig. Wenn dies mir, dem größten Verehrer Shakspeare's widerfährt, was sollen die Franzosen sagen, welche ihn meist nur durch diese Bearbeitungen und diese Schauspieler kennen lernen! Ich wundere mich mehr über den Zulauf und das Lob, was sie spenden, als über den Tadel, den einzelne Kritiker aussprechen, aber freilich mit Unrecht hauptsächlich dem Dichter selbst zuwenden. Ist jenes das Höchste der englischen Schauspielerkunst, so braucht man deshalb wahrlich nicht nach England zu reisen. Wie ohne allen Vergleich schöner, erier, angemessener war die Vorstellung des „Othello", die ich im Frühlinge in Dresden sah. Wäre das, damals so kalte, gleichgültige Publikum gestern mit mir im Odéon gewesen, es würde seinen Schauspielern gewiß die verdiente Genugthuung nicht vorenthalten. — Bin ich aber nicht ein anmaßender Thor, so vorlaut über diese englischen Schauspieler abzurtheilen? Vielleicht; auch gebe ich dies nur für subjective Gefühle, die aufrichtig ausgesprochen, doch mehr Werth haben, als erheuchelte,

oder die leichte Weisheit mancher Reisenden, die alles Fremde dem Einheimischen vorziehen.

Paris, den 28. September 1827.

— — An der Mars habe ich im „Tartuffe" zuvörderst wieder den Wohllaut ihrer Stimme bewundert, das gesprochene Französisch wird in ihrem Munde zur Musik. Viele können jauzen, wüthen, declamiren auf zehnerlei Weise, aber nicht sprechen; diese Kunst (sie muß ihrer Seltenheit halber wol die höchste sein) besitzt die Mars. In der ersten Scene drängt sie sich in keiner Weise hervor, als müsse der Zuschauer ihr besondere Aufmerksamkeit widmen; auch in der Scene, wo Tartuffe ihr seine Liebe erklärt (III, 3) beginnt sie ganz einfach, selbst zutraulich, drückt dann ihr Erstaunen allerdings aus, bleibt aber doch in der ruhigen Haltung, die den Sünder täuscht, während sie sich selbst nicht das Geringste vergibt. Als aber auch ihr Mann dies Benehmen misversteht (IV, 3), mehrt sich ihr Unwille und ihre Kraft; die Worte Est-ce qu'un simple aveu d'un amoureux transport etc. sprach sie mit der Sicherheit der Unschuld, die verbunden mit Verstand und Charakter, überall außer Gefahr und siegreich ist. Kerniger und imponirend waren die Worte: l'erreur trop longtemps dure etc., worauf Orgon endlich nachgibt. Den richtigen Kammerjungfereinwand: son esprit est rusé etc., weiset sie in den nächsten Versen: non, on est aisement dupé etc. auf eine meisterhafte, überzeugende Weise zurück, die sich aber freilich nicht mit Worten hinreichend beschreiben läßt. Die folgende Scene ließ nichts zu wünschen übrig, oder offenbarte vielmehr erst, was man wünschen sollte. Das vorsichtige, fast ängstliche Beginnen, das bei aller Kühnheit

doch halb zurückgehaltene und darum eindringlichere Geständniß, die Steigerung der Koketterie, vortrefflich; doch war dies nur die leichtere Hälfte. Als nun aber der Sünder gemeiner, frecher wird, und der Mann, alle Zeichen überhörend, noch immer zweifelnd, sie nicht aus der peinlichen Lage erlöset; als sie nach einer Seite stärker schmeicheln und in denselben Worten und Tönen dem Versteckten Vorwürfe machen muß, erreichte ihre Darstellung das Höchste, was irgend auf der Bühne in dieser Art geleistet werden kann. Ihre steigende Leidenschaftlichkeit hält der Schuft für Anzeichen ihres nahen Falles, und er darf sie so mißdeuten; dem Zuschauer wird sie Ausdruck ihres innern Adels und des gerechten Zornes über die aufgezwungene unwürdige Lage. Und mit welcher ungemeinen Geschicklichkeit ward zugleich das Einzelne nebeneinander durchgeführt, ohne zu stören, Argwohn zu erwecken, oder eine Lücke in der schweren, doppelseitigen Rolle zu lassen; ich meine das Mienenspiel, Husten, dem Tische nahen, darauf klopfen, am Vorhange zupfen u. s. w. — Jetzt folgte Valerie. So schön auch die Mars, als Emilie und Elvire aussah, hegte ich doch einen Zweifel, ob Gesicht und Gestalt für diese sehr junge Rolle ganz passen werde; und siehe, sie hatte sich nochmals weiter verjüngt, schlank, frisch, klar, lieblich, wie ein Mädchen von achtzehn Jahren. Ich habe die Justi im vergangenen Jahre in dieser Rolle mit großem Vergnügen gesehen, und beharre noch jetzt dabei, daß sie eine Schauspielerin von Natur ist; sie machte den unfehlbaren Eindruck jedes wahren Talents. Bei der Mars hingegen tritt zu der größten Gabe der Natur die vollendetste, reifste Kunst. Beides verschmilzt zu einer Harmonie und versetzt uns in den Wohllaut des Gefühls, der Theilnahme, wie sie nur die edelsten Werke der Kunst hervorbringen. Die Heiterkeit und Naivetät der Valerie war im höchsten Grade liebenswürdig, ihr Schmerz rührend, und in dem Verflechten dieser beiden

Grundstimmungen, den Uebergängen oder Gegensätzen nirgends Manier, Knalleffecte, Uebertreibung. Bei einer so durchgehends und in allen Theilen gelungenen Darstellung, ist es unnöthig einzelne Momente herauszuheben; man kann vielmehr behaupten, in dieser (wie in so mancher andern Rolle) könne einer Schauspielerin einzelnes außerordentlich gelingen und Beifall hervorrufen, dennoch aber dem Ganzen das Wichtigste, Einheit und Haltung fehlen.

Rammer an seine Frau.

Paris, den 30. September 1827.

Daß meine steten Angriffe auf die heutige Tanzkunst vollkommen gegründet sind, davon hatte und habe ich die festeste Ueberzeugung; aber wo und wie das Bessere sei, konnte ich nicht nachweisen oder verzeigen, und kam nur zu dem Zweifel: ob die Tanzkunst den Namen einer Kunst verdiene, wenn sie nur solcherlei Fratzen darbiete? Gereiſete Leute verwiesen mich auf Paris und das hiesige Ballet; hier finde ich aber Demoiselle Anatole Gesselin, Demoiselle Fourcisi und andere Bekannte in höchsten Würden wieder, die alte Leier nach denselben Grundsätzen höchstens einen halben Ton höher gestimmt. So glaubte ich mit meiner Skepsis ganz auf rechtem Wege zu sein: bloße Bewegungen und Stellungen menschlicher Leiber führen nicht bis zur reinen Schönheit, es gibt keine Kunst dieser Bewegungen, keine Tanzkunst. Ziererei, Unnatur, ärmliche Wiederholungen sind unvermeidlich, ja sie gelten für den Triumph der Meister. — Alle diese Weisheit hat gestern ein Mädchen zu Schanden gemacht, — oder vielmehr die

Weisheit derer, die da glaubten, die wahre Tanzkunst in der Tasche oder in den Beinen zu haben. Schon der Anstand, mit dem Lucie in den Kreis eintrat, leicht sich in den Sattel hob, ohne Flitterstaat in einfacher Tunica sich darstellte, die schönen Glieder ohne alle Koketterie und falsche Scham zeigte, als sei es so das Natürliche, dies alles sage ich, erweckte meine Aufmerksamkeit und versetzte mich gleichsam in die antike Welt. Das edle Roß fing an zu galopiren, und ruhig sitzend, entwickelte Lucie alle Stellungen, die Oberleib und Arme erlaubten. Jetzt erhob sie sich auf den Sattel, und das, was nun vor meinen Augen in wenigen Minuten vorüberging, war von solcher Mannichfaltigkeit und so höchst bewundernswürdiger Schönheit, daß von einer Beschreibung des Gesehenen nicht die Rede sein kann, und mir alles wie ein Traum erscheint. Stellungen der edelsten Ruhe und Sicherheit machten den Anfang, wie eine herrschende Minerva, eine stolze Jungfrau oder Vestalin; bald dann ging sie über in Stellungen von Tänzerinnen. Was nur Schönes der Art in todtem Gestein auf uns gekommen, ward vor meinen Augen neu geschaffen und lebendig; dann kühner, bacchantischer, bis sie auf dem dahinfliegenden Rosse kriegsbegeistert als Amazone vorüberstürmte. Eine ganze Welt von Schönheit ging vor mir vorüber, und so gar nichts Uebertriebenes, Unwürdiges, Gemeines, Krampfhaftes. Mit dem edelsten Gefühle folgte man der Wiedererscheinung, und kein Gemisch von ängstlicher Sorge trübte den Genuß, weil das höchste Ebenmaß Beweis der höchsten Sicherheit war. Was dies Mädchen in den Füßen vermochte, vermag keine unserer Tänzerinnen auf ebenem Boden, und alles, was ich je habe tanzen sehen, entwickelte nicht den hundertsten Theil dieser Mannichfaltigkeit und Schönheit. Wie Pygmalion seiner Bildsäule Leben wünschte, hätte ich diese Lebende vielemal versteinern mögen; ob ich gleich damit gar nicht sagen will, das Mädchen sei

von vollkommener Schönheit gewesen. Bei näherer Betrachtung hätten sie vielleicht Maler und Bildhauer verwerfen müssen; dadurch wird aber der Eindruck nicht unwahr, mein Lob nicht unbegründet, vielmehr die ganze Erscheinung noch merkwürdiger und bewundernswerther. —

Im Schauspiel spielt vielleicht kein Publikum lebendiger mit, als das französische. Mit dem lautesten Beifall wurden z. B. gestern die Worte aufgenommen: en France il y a toujours assez de gloire pour couvrir quelque revers, desgleichen der Ruf: tout pour la France, oder die Antwort eines einarmigen Invaliden: il n'y a pas besoin de deux mains pour mettre le feu à un canon. Die Leiden des Kriegs scheinen überall vergessen zu sein, und fände sich ein Anführer danach, die Franzosen hätten die beste Lust, Europa noch einmal siegreich zu durchziehen. Es ist sehr schwer, das Maß des Kriegsmuths immer voll zu erhalten, und doch zu verhindern, daß es nicht überlaufe. Die höchste Kunst der Regierung ist: gewisse Kräfte zur rechten Zeit zu binden und wiederum zu entfesseln.

Paris, den 12. October.

— — Ich suchte heute Herrn Gerard auf, der erst von einer Reise zurückgekehrt ist, und fand an ihm, abgesehen von seinem Talente, einen sehr angenehmen kenntnißreichen Mann, mit dem ich sogleich in ein anziehendes Gespräch gerieth. Ueber David und die neue französische Malerschule äußerte er sich aufs unparteilichste und verständigste, verwarf die kalte Nachahmung der Bildsäulen, die Römerei, die vielen Leichen u. s. w. Er erkannte den großen Werth der alten Nieder-

länder, ſprach mit höchſtem Lobe von den Eycks, dem Bilde Roger's van der Weyde in Aachen (er kam aus dieſem Badeorte), hielt die Hochzeit von Kana im Louvre für keinen Eyck, verwarf die modige Tanzkunſt unbedingt als unſchön und langweilig, freute ſich meiner Bewunderung der Mars (die er gemalt hat), fand die übrigen Schauſpieler weit von ihr abſtehend u. ſ. w. Dann kamen wir (wie immer) auf die Verhältniſſe Frankreichs, wo er, wie es dem Künſtler geziemt, weder ganz ſchwarz noch ganz hell malte. Seine Arbeiten zeichnen ſich vor allen andern durch Mäßigung und eine gewiſſe Anmuth aus, welche dem lediglich Effect ſtrebenden Maler immer fehlt. — —

Paris, den 14. October.

So iſt denn der Abſchied angekommen, und ich muß einpacken und bezahlen, deshalb nur noch einige Worte über geſtern. Ich ſah und ſprach Raoul Rochette und Vitet. „Sie werden", ſagte mir Vitet, „heut Abend an der Phädra der Duchesnois etwas unter dem Mittelmäßigen ſehen." Ich war alſo durch ihn und durch mich ſelbſt ſehr herabgeſtimmt, und doch welche Ueberraſchung! Nie habe ich ein ſo häßliches, widerwärtiges Weib geſehen, als dieſe Duchesnois. Und dazu das Spiel: bald gedehnt aufs äußerſte, dann mit ſtolpernder Uebereilung, jetzt geſchrien mit furchtbarer Stimme, daß die Mauern hätten einfallen mögen, dann leiſe geſüßelt. Widerwärtig überall. Und wenn mir der Gipfel des Unnatürlichen erreicht ſchien, klatſchte das Publikum unermeßlich vor Entzücken, und ich kam mir vor wie ein Mikrokosmus von Narrheit, den man einſperren wo nicht todt ſchlagen würde, wenn man ſeine Anſichten wüßte. Wozu das Einzelne entwickeln,

es geht aus der Totalansicht nothwendig im steten Irrthum hervor. — —

Raumer an Tieck.

Berlin, den 27. November 1827.

Ich habe wol gar keine philosophische Anlage, weil ich mich so gern in jedes System hineindenke, mit- und anempfinde, auch im Leben danach denke und entwerfe. Ich kann nicht begreifen und billigen, wenn jeder behauptet, er habe die eine und ganze Wahrheit allein, und alle andern seien Narren und Sünder. Freilich gibt's einige, die sich offenbar als solche darstellen; aber in den bessern sehe ich den prismatisch gespaltenen Strahl des uranfänglichen Lichts. Plato, Aristoteles, Spinoza und andere Meister sind mir unentbehrliche Gestalten des großen Drama; was bleibt denn, wenn alle gekreuzigt werden, um in der Wüste Einen zu krönen, wenn alle nur die Opfer des letzten Götzen sein sollen. Ich fühle wie jeder eine Seite, einen Standpunkt hat, aus dem er sich und die Welt betrachten und erleuchten kann; es wäre falsch unter gleichgestellten Menschen einen als einzige Sonne und die andern wie dunkle Körper zu betrachten, nur bestimmt sein Licht zu reflectiren. Ebenso geht es mir mit den christlichen Confessionen. So wenig wie bei den philosophischen Systemen kann ich eine ausschließliche für alle Zeiten, Stimmungen annehmen und in allen Nebenbestimmungen für unentbehrlich und sacrosanct halten. Mir scheint eins in das andere überzugehen, das eine nothwendig das andere zu erzeugen, zu erklären, und ich kann über dies Bewegen, dies Werden und Fließen gar nicht erschrecken, da es mir zum Wesen des end-

lichen Geiſtes zu gehören ſcheint, und der unendliche Gott als ſicherer Halt feſtſtehen bleibt, der alles andere auch wol könnte ſtill ſtehen laſſen, wenn es das Rechte wäre. Aber das vorſätzliche Verſteinern des Endlichen iſt nichts weniger als eine Annäherung zum Unendlichen, ſondern weit öfter das Entweichen des Lebens, ein hochmüthiger Selbſtmord. Deshalb kann ich auch nicht billigen, wenn echte Meiſter ſich untereinander leidenſchaftlich anblaſen und um der Art des eigenen Denkens und Fühlens willen, das des zweiten und dritten gar nicht begreifen wollen. So habe ich Neander, der im dritten Theil ſeiner „Kirchengeſchichte" Origenes ſo richtig würdigt, in einer Anzeige doch tadeln müſſen, wenn er die Hegel'ſche Schule einen Greuel nennt (Hegel und thörichte Schüler zuſammenwerfend); ich kann nicht billigen, wenn Hegel unterläßt die Elemente des Gefühls, worauf Schleiermacher weiter baut, utiliter zu erklären. Die Meiſter können und ſollen ſich verſtändigen: wenn aber ein anderes Rindvieh (wie Hamann ſagt) einmal aus der Bahn tritt, geht die Bundeslade nicht ſogleich verloren, und ich mag mich, ſchon um mir die heitere Gemüthsruhe zu erhalten, nicht in den Zorn verſetzen, der nöthig iſt um nachdrücklich drauflos zu peitſchen. Hierüber bin ich immer in Streit mit L—, der oft zornig iſt, wo ich mich nicht incommodire, und der z. B. dreinſchlagen will, wenn ein Schafskopf Sie angreift, als wäre der Mann nicht geſchlagen genug, und als bekämen Sie oder er dadurch einen andern Kopf. Andererſeits aber hat er ganz recht, daß man den Stümpern nicht überall das Feld einräumen ſoll, und das ſtete Vor- und Nachſagen von Dummheiten zuletzt alle dumm macht. — — —

Raumer an Tieck.

Berlin, den 4. December 1827.

— — — Humboldt läßt uns in seinen Vorlesungen Spaziergänge machen, so weit, daß das Licht erst in 24000 Jahren den Weg zurücklegt. Viele meinen auf dieser Wanderschaft sei der Materialismus nicht zu vermeiden, sie sei ja nur in, mit, auf und durch den Materialismus. Will mich dagegen die Masse erdrücken, so retirire ich vor den Knipkügelchen seitwärts in den ungeheuern Vorrath leeren Raums und rechne nach, wie gering und klein die hochherfahrenden Herren sind. Auch brauche ich mir zur Rettung keine Weltseele in die Materie hineinzudrechseln, mein eigener Gedanke, der schneller als Licht und Zeit alle Räume durchdringt, wird mir Zeugniß der Herrschaft des Geistes, und wiederum fühle ich ganz andere Gründe der Demuth, als daß ich nur 9 Zoll, ein ander kugelrundes Ding aber 9 Millionen Meilen im Durchmesser hat. — — —

Tieck an Raumer.

Den 31. December 1827.

— — — Lessing hat mich in diesen Tagen sehr beschäftigt. Ich meine, so sprichwörtlich sein Name unter uns ist, die Größe dieses Mannes ist noch immer nicht wahrhaft erkannt. Er ist recht eine Gewähr für meine Meinung, wie religiös der Zweifel sein könne und dem Gefühle der Frömmigkeit seine echte Nahrung zuführen müsse, wie der Leib dem Geiste. Ob dies, oder wie es bei ihm geschehe oder nicht,

das meine ich macht eben seinen Charakter und philosophisch-religiöse Stellung. Es ist schwer ohne längere Vorbereitung sich über diesen Gegenstand klar auszusprechen. Dem Buchstaben der Religion sieht er fast unmittelbar entgegen: er hätte die tiefsinnigen Religionssysteme durch Zweifel, Dialektik und Polemik gern von neuem belebt und erweckt, um durch sie seinen philosophischen Zweifel philosophischer und religiöser zu machen. Er wollte auch hier den tödtenden Buchstaben tödten, und es ist fast komisch, wie ihn kein Mensch verstanden, daß er es mit der Orthodoxie auch durch die Bekanntmachung der „Fragmente", gut und ehrlich meinte, und die neue Aufklärung, in der seine Freunde und Bewunderer das ganze Heil sahen, mit vollem Herzen verabscheute. Auch diesen wollte er Geist, Philosophie, Tiefsinn geben, die sich in den allerhöchsten Angelegenheiten mit bon sens, bon mot, Unwissenheit behalfen, da es ihr Grundsatz war, über diese Gegenstände solle man nichts wissen, ja dürfte es nicht; denn ihnen kam Lessing's Streben und Wirken geradezu unmoralisch vor, da sie seine Ehrlichkeit nicht einsahen.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 24. Januar 1828.

— — — Kann denn für alle Naturen eine und dieselbe äußerliche Form der Religiosität passen? Paßt doch für das Innere nicht eine Gestaltung. Der Puritaner schlägt Bilder und Orgeln in Stücken und erbaut sich nur in einer ganz kahlen ausgeweißten Kirche; der Katholik nennt dies gemein, unwürdig, skandalös. Der eine will predigen hören und hält jede Salbaderei der Art für Gottes reines Wort; der andere

ehrt nur die Meſſe, die dem erſten für verdammlich oder für poſſenhaften Hokuspokus gilt. O daß wir doch duldſam würden, und in dem Maße mehr, als wir uns ſelbſt beſſer begreifen. Wenn Sie ſagen: der Zweifel kann religiös ſein, und führt dem Gefühl der Frömmigkeit ſeine echte Nahrung zu, wie der Leib dem Geiſte, ſo verſtehe ich das aufs innigſte; aber wie Wenige werden uns beide begreifen, — und noch weniger ungeſteinigt unſeres Weges ziehen laſſen. Die völlig fertigen Leute, die Gott, Welt, Erlöſung, Freiheit, Seligkeit u. ſ. w. überall zur Hand haben, als Bonbons für alle guten Freunde, als Patronen für anders Denkende, ſind mir unbegreiflicher als alle getadelten unfertigen Leute. Jener Zuſtand iſt bei allem Schein des Poſitiven ſehr oft nur ein negativer, und dem Hochmuthe verwandter als er glaubt.

Gewiß meinte es Leſſing ehrlich mit Beantwortung der „Fragmente". Könnte das Chriſtenthum ſolchen Anfällen nicht widerſtehen, wäre wenig daran gewonnen oder verloren. Mich haben jene „Fragmente" nie beunruhigt; mein Glaube und mein Zweifel wurzeln oder wachſen an ganz andern Stellen. Nur da kann ich mich der Zweifel nicht erwehren, wenn ich mich (wie manche ſogenannte Frommen) als Mittelpunkt der Welt betrachten und Gott wie einen Bedienten täglich und ſtündlich klingeln und für mich in Bewegung ſetzen ſoll. Wer ſich ſelbſt nicht in gläubiger Hingebung opfern kann und will, in dem ſtecken verborgene Zweifel viel größer und bedenklicher, als er wähnt. Bisweilen ſind meine Zweifel frömmer als mein Glaube.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 29. Januar 1828.

— — — Die allgemeine Formel, welche Gott nur als ersten Beweger oder unermüdliche Urfeder hinstellt, genügt mir auf keine Weise. Ich möchte den Geist lebendiger, individueller sehen. Ja wenn die Geister der einzelnen Sonnen und Planeten ihre Freiheit (gleichwie die Menschen) einmal misbrauchten, in Fehde geriethen und arge Turbationen (Zerspringen von Planeten) erzeugten; mich würde das fast eher erfreuen und die Körperwelt verklären, als an Gott und seiner Weisheit zweifeln lassen. Soll der Geist nur Fulguration der Materie sein? Sowie seine Bewegung schneller ist als selbst die des Lichts, so ist denken auch das höchste Schaffen, und Zeugung durch den Gedanken die höchste Weise und die unzerstörbarste. Auf andern Weltkörpern muß der Geist übrigens anders mit der Materie verbunden sein, als auf der Erde, und die Auferstehung mit unsern Armen und Beinen auf dem Uranus, ja auf dem Monde, würde an sich schon einen neuen Tod in sich schließen. Alle Naturgesetze lassen sich vergeistigen. Was ist denn Anziehung anders als Liebe und Haß? Und umgekehrt, wird denn nicht alle Sittlichkeit materiell, wenn sie allein darauf hinausgeht: du sollst nicht stehlen, du sollst nicht tödten. Kant sagt: nichts ist gut als ein guter Wille; ich meine, es ist besser gesagt: niemand ist gut denn der alleinige Gott. Der bloße, kahle, sogenannte gute Wille, ist so oft nur ein Blendwerk des Geistes und Charakters; ein Ruhekissen, ein Verderben für Einzelne und Völker. Nirgends ist das Gute und Wahre lediglich im Formalen, und es erscheint mir wunderlich in dem a priori der Speculanten unbedingt Untrügliches, über allem Irrthum

Erhabenes zu ſehen. Der abſolute Gegenſatz von a priori und a posteriori iſt ſo ungenügend, als der unbedingte von Vernunft und Glaube. Ich kenne keine unvernünftige Creatur, die da glaubte, und keinen wahrhaft Gläubigen, der da unvernünftig wäre. Sinne, Verſtand, Gedächtniß, Vernunft, alle haben den Faden der Ariadne zum Wahren und Guten, und allen kann er reißen und iſt ihnen geriſſen. Jede Wahrheit iſt zugleich ſubjectiv und objectiv, ſchwer aber, das Wechſelverhältniß richtig zu ſtellen und für Subject und Object angemeſſen feſtzuhalten. Woher denn die verlangte oder wirkliche Uebereinſtimmung, wenn wir von den Dingen an ſich gar nichts wiſſen und wiſſen können; woher die Abweichungen, wenn wir alle um der Erſcheinung habhaft zu werden, dieſelbe formale Brille auf der Naſe ſitzen haben? Der Verſtand, ſagt Kant irgendwo, ſchöpft ſeine Geſetze nicht aus der Natur, ſondern ſchreibt ſie dieſer vor. Wahr, in ſcharfer Einſeitigkeit gefaßt, doch ebenſo unwahr. Die chemiſche zerſetzende Philoſophie iſt nicht die höchſte, ſonſt aber allerdings am rechten Orte gebraucht auch von Werth. — —

Raumer an Tieck.

Berlin, den 5. Februar 1828.

— — Als Thatſache weiß der Phyſiker vielerlei, aber die ſogenannten Erklärungen ſind ſehr oft nur tautologiſche Umſchreibungen. Warum iſt denn z. B. die Verbindungsweiſe der Körper verſchieden? Warum hier eine Wahlanziehung, dort nicht? Je einfacher die angeblichen Regeln lauten, deſto todter und mechaniſcher ſind ſie gewöhnlich, und wenn Berthollet's Syſtem, daß eine gleiche Anziehung für alle

Körper und ihre handgreiflichen Atome stattfinde, bei Metallen und Salzen nicht ausreicht, wie so gar nicht wo alles sich noch individueller gestaltet, oder eigentliches Leben beginnt. Oder wenn Berzelius alle Stoffe als positiv und negativ entgegensetzt, gibt es da nicht einen Standpunkt, wo man das Negative ebenso gut als das Positive betrachten kann, und wissen wir irgend das Warum, weshalb in der Reihe diese Dinge in näherem, jene in fernerem Verhältnisse stehen? An einer Stelle heißt es: gleich und gleich zieht an; an der andern: es stößt sich ab. Die Imponderabilien endlich, Licht, Wärme, erscheinen noch immer unerklärt; wie Geister durchströmen sie alle Welträume, und doch wiederum höchst merkwürdig von eigentlicher Individualisirung, so scheint es, am weitesten entfernt; von Individualisirung, als dessen höchste Blüte das Denken hervorbricht. — So, meine ich, sind wir in der Erklärung des Schönen und Guten, in Philosophie und Politik schwerlich so weit hinter den Chemikern und Physikern zurückgeblieben, als diese bisweilen meinen, und man kann über jene Dinge auch das Thatsächliche nebst Erklärungen zusammenstellen und es System nennen. Leider zeigt sich nur auf einer Seite oft übereilte Abneigung gegen Empirie, auf der andern gegen Speculation. — — —

Der Hofrath Behrend an Hamm er.

Berlin, den 2. Februar 1828.

Ew. Hochwohlgeboren haben sich durch die Abhandlung über die Städteordnung um das allgemeine Beste sehr verdient gemacht, und ich statte Ihnen für die gefällige Mittheilung

Namens der Stadtverordnetenversammlung den verbindlichsten Dank ab.

Ich werde, soviel möglich, für die Verbreitung und daß solche in größern Kreisen gelesen wird, Sorge tragen, da gerade in dieser Zeit noth thut, dieser für die Städte der preußischen Monarchie so wichtigen Angelegenheit, alle Aufmerksamkeit zu widmen.

Mit Ew. Hochwohlgeboren Vorschläge zur Verbesserung, besonders was die Wahlen betrifft, bin ich gänzlich einverstanden, und es ist zu hoffen, daß dadurch regere Theilnahme an dem Gemeinwohl erweckt werden wird. Seit zehn Jahren, wo ich Mitglied der Versammlung bin, und besonders in der Zeit meines Vorsteheramts, habe ich manche Mängel der Städteordnung bemerkt, und besonders Lauigkeit der Bürger für die Geschäfte und das Gemeinwohl, einzelne rühmliche Erfahrungen ausgenommen, erfahren müssen. Soviel als möglich habe ich den Gemeinsinn zu erwecken und zu befördern gesucht, jetzt hoffe ich von Ew. Hochwohlgeboren Vorschlägen das Beste, da solche so allgemeine Theilnahme zu meiner großen Freude finden, und der Staat hoffentlich auch seinerseits wirksame Maßregeln treffen wird, um das schöne Werk zu erhalten und zu vervollkommnen. Wer, so wie ich, dem Gemeinwohl seine Theilnahme schenkt, und gern nöthige und nützliche Einrichtungen unterstützt und befördert, kann sich nur freuen, daß ein Mann, wie Ew. Hochwohlgeboren, von seinem Standpunkte aus es der Mühe werth achtet, seine Aufmerksamkeit einer Institution zu schenken, die nach meiner Einsicht eins der vorzüglichsten Geschenke unseres verehrten Königs ist, und wodurch Patriotismus und Bürgersinn nur erhöht werden können. Nehmen Sie daher dafür meinen verbindlichsten Dank und die Versicherung meiner aufrichtigen Hochachtung an.

Die Stadtverordneten von Berlin an Raumer.

Berlin, den 14. Februar 1828.

Ew. Hochwohlgeboren danken wir verbindlich für die freundliche Mittheilung Ihrer Schrift über die preußische Städteordnung.

Es hat uns nicht anders als sehr erfreulich sein können, daß Sie, ein so geachteter und geistvoller Staatsbeamter und Gelehrter, unserer städtischen Verfassung Ihre besondere Aufmerksamkeit gewidmet und Ihre Ansicht darüber aufgestellt haben, welche gewiß nicht unberücksichtigt bleiben wird.

Genehmigen Sie die Versicherung unserer vorzüglichen Hochachtung.

Der Minister vom Stein an Raumer.

Ew. Hochwohlgeboren danke ich auf das verbindlichste für die Mittheilung Ihrer gehaltreichen Abhandlung über die Städteordnung.

Eine zwanzigjährige Erfahrung spricht sich nun aus über den Werth der durch jenes Gesetz eingeführten Municipalverfassung, und im ganzen auf eine günstige Art. Dieselbe Erfahrung macht aber auch ihr Fehlerhaftes kund, und die verschiedenen Landtagsverhandlungen enthalten sehr gründliche Aeußerungen, sowol des Beifalls, als Rügen des Fehlerhaften.

Diese Erfahrungen, diese Urtheile, sind also eine Quelle, woraus man, jedoch prüfend, die Verbesserungen schöpfen kann, aber auch eine andere sollte man benutzen, die Verfassungen der Reichsstädte und die Geschichte ihrer Bildung,

die sie genossen. Keine unbedingte Freiheit, sondern sie bewegten und entwickelten sich unter Oberaufsicht des Kaisers und Reichs, und zunächst des Reichshofraths.

Ich fand mich daher veranlaßt, näher mich mit der Verfassung der noch jetzt bestehenden freien Städte bekannt zu machen, und hier fand ich die Ergebnisse der Kämpfe und Streitigkeiten über Bürgerrecht, Zünfte, Verhältniß zwischen Magistrat und Bürgerschaft, ihre gemeinschaftliche, ihre besondere Befugniß und über Einrichtungen, um die zwischen beiden entstehenden Uneinigkeiten zu beseitigen.

Die hamburger Verfassung, so sich langsam unter hundertjährigen Kämpfen entwickelte, besitzt große Vorzüge; sie ward daher Anno 1814 unbedingt und einstimmig von der Bürgerschaft wieder angenommen. Dem Inhalt der Abhandlung Ew. Hochwohlgeboren über Bürgerrecht (Seite 23), Wahlformen (Seite 31) trete ich unbedingt bei.

In der an einen höhern Staatsbeamten den 9. December v. J. gerichteten Anlage sprach ich meine Meinung aus über die Grenzen der Rechte des Magistrats und der Stadtverordneten, und über eine Anstalt zur Ausgleichung der unter beiden entstehenden Meinungsverschiedenheiten; ich erlaube mir darauf zu beziehen.

Die Freunde der abstracten politischen Principien (Seite 20) sollten sich an das Schicksal ihres Oberalten, des Abbé Sieyès, des großen politischen Maschinenbauers erinnern, dem ein praktischer Soldat, ein Gut zur Abfütterung und einen Orden zur Verzierung anwies und ohne weitere Umstände in Ruhe setzte, und überhaupt bedenken, daß der Staat nicht ein Aggregat von mathematischen Figuren ist, sondern ein Verein von Menschen, daß ein Hauptelement, so bei einem solchen in Betracht kommt, der Nationalcharakter sei; daß für Menschen, so mit den qualités éminement françaises begabt sind, andere Einrichtungen erfordert werden, als für uns Deutsche,

die gesunden Verstand, Besonnenheit, Rechtlichkeit, Frömmigkeit besitzen, freilich mit Neigung zum Schleudrian und zur Philisterei versetzt. Ich wünsche, Ew. Hochwohlgeboren unterwürfen unser ständisches Institut einer ernsten Prüfung.

Auszug.

Die Grenzen der beiden Behörden scheinen mir ganz richtig bezeichnet in der hamburger und bremer Verfassung, und noch etwas im Einzelnen entwickelt in dem Gutachten der kurmärkischen Stände.

Dem Magistrat und den Stadtverordneten ist das Gemeinwesen übertragen, keiner von beiden ist dem andern untergeordnet; hiernach steht I. dem Magistrat und den Stadtverordneten das Recht zu, Statuten zu machen, unter Genehmigung des Staats zu besteuern, zu veräußern, zu vererbpachten, Abschluß von Vergleichen, Anleihen, so jedesmal mit einem Tilgungsplan zu verbinden, Neubauten, Gehaltszulagen, Errichtung neuer Anstalten, für Erziehung, Armuth und öffentliche Bequemlichkeit, Abnahme der Rechnungen. II. Dem Magistrat allein ist beigelegt: Aufnahme der Bürger, Gerichtsbarkeit (wo sie besteht), Patronat, Scholarchat, Armenwesen, Verwaltung des städtischen Vermögens, Besetzung der Aemter. Bei dem Schulwesen, Bauwesen, Armenwesen und öffentlichen Stiftungen, Polizei, Kassenaufsicht, werden Deputationen aus der Bürgerschaft zugezogen.

Die Attributionen der Stadtverordneten allein sind: Wahl des Magistrats und der Bürgermeister, Berathung und Theilnahme am Beschluß über die ad I. aufgeführten Gegenstände, Ernennung der Deputationen. Ich würde daher der so nöthigen Vereinigungsanstalt folgende Einrichtung geben:

1) Der Magistrat läßt durch eine Deputation der Versammlung der Stadtverordneten seine Anträge eröffnen, diese nimmt sie in Berathung, übersendet ihren Beschluß

an den Magiſtrat durch Deputirte und auf dieſelbe Art wird es mit den Anträgen der Stadtverordneten an den Magiſtrat gehalten.

2) Im Fall der Verſchiedenheit der Meinung wird die Sache zwei Monate vertagt, alsdann der Antrag erneuert, geſchieht dieſes abermals ohne Erfolg, ſo wird
3) eine Deputation aus dem Magiſtrat und den Stadtverordneten gewählt, und in dieſer eine Vereinigung verſucht;
4) erfolgt ſie, ſo wird ſie zur Genehmigung an die Committenten gebracht.
5) In dem entgegengeſetzten Fall, ſo wird die Angelegenheit auf unbeſtimmte Zeit zurückgeſetzt, es wäre dann, daß die eine oder die andere Behörde auf Entſcheidung der Staatsbehörden provocire,
6) alsdann entſcheidet dieſe, aber nur nach vorhergegangener Anhörung und Unterſuchung durch eine hiezu ernannte Lokalcommiſſion.

Der Miniſter vom Stein an Rammer.

Den 28. April 1828.

Ew. Hochwohlgeboren Schreiben datirt vom 24. erhalte ich ſoeben und eile Ihnen vor dem nahen Abgang der Poſt zu antworten. Ich überlaſſe es Ihnen von dem Inhalte meines Schreibens Gebrauch zu machen. Meine Anſicht nahm ich aus dem Geſchichtlichen und in unſern alten Hanſeſtädten Beſtehenden, die ihre Verfaſſung unter Stürmen und Kämpfen durch Jahrhunderte gebildet. Zu dieſer Meinung habe ich mich in einer Correſpondenz mit des Herrn Schuckmann

Excellenz bekannt und trage auch kein Bedenken, wenn es der guten Sache frommt, mich öffentlich dazu zu bekennen.

Naumer an ein Hohes Ministerium für die geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten.

Berlin, den 19. Juni 1828.

Wenn in unsern Tagen ein Werk lobend oder tadelnd recensirt wird, so pflegt ein verständiger Schriftsteller (der da weiß, wie es mit den meisten kritischen Blättern und deren namenlosen Mitarbeitern bestellt ist) sich deshalb weder zu freuen noch zu betrüben, sondern mit ungestörter Gemüthsruhe auf seiner Bahn weiter zu gehen. Sobald dagegen eine vorgesetzte Behörde, welche zu verehren Gründe, Neigung und Pflicht gebieten, selbst das Geschäft des Beurtheilens übernimmt, wäre es anmaßlicher Hochmuth davon keine nähere Kenntniß zu nehmen, oder kriechende Schmeichelei sich gedankenlos zu unterwerfen. Beide Stimmungen sind mir von Natur fremd, und sich hinter die letzte zu verstecken, wäre ein großes Unrecht, da ein Hohes Ministerium mit außerordentlicher Humanität auch abweichende Ansichten hört und duldet.

Wenn mir dasselbe also in dem Schreiben vom 23. Mai Mangel an Aufmerksamkeit und sorgfältiger Prüfung vorwirft, und meine Ansichten oberflächlich, irrthümlich, unwürdig u. dgl. nennt, so muß ich zu so harten Vorwürfen (quot verba, tot pondera) doppelte Veranlassung gegeben haben, sonst hätte ein Hohes Ministerium gewiß nicht Ausdrücke gewählt, die selbst ein gewöhnlicher Recensent (um seinet- und des Beurtheilten willen) zu vermeiden sucht. Leichter wäre ich übrigens

zur Selbsterkenntniß gekommen, wenn ein Hohes Ministerium geruht hätte, seinem Verdammungsurtheile Gründe beizufügen; da dies indessen nicht geschehen ist, so will ich statt darüber zu klagen, nun mit verstärktem Eifer dieselben selbst aufsuchen.

Der erste Vorwurf geht also dahin, daß ich über Dinge abgesprochen, denen ich keine Aufmerksamkeit gewidmet, von denen ich nichts gelernt hätte. Diesen Vorwurf glaube ich aus folgenden Ursachen ablehnen zu dürfen.

1) Bin ich mehrere Jahre bei Landesbehörden Codecernent und beim Fürsten Hardenberg vortragender Rath in Schulsachen gewesen.
2) War ich viele Jahre Mitglied, selbst Director der wissenschaftlichen Deputation und hatte damals (sowie vorher und nachher) Gelegenheit, unzählige Schularbeiten zu sehen und Prüfungen von Schulen, sowie Prüfungen und Probelectionen von Lehrern beizuwohnen.
3) Examinirte ich in den verschiedenen Verhältnissen meines Lebens Studenten, Referendarien, Rectoren, Conrectoren, Doctoren u. a. m., und hatte erst als Geschäftsmann, dann seit sechzehn Jahren als Professor, Dekan und Rector auf zwei Universitäten ungemein viele Veranlassung über die Art des Lernens und Lehrens auf Schulen und Universitäten, und die Früchte desselben, Beobachtungen anzustellen.
4) Sind mir die Ansichten und Urtheile vieler ausgezeichneten Geschäftsleute und Schulmänner in den beiden größten Städten der Monarchie nicht fremd geblieben.
5) Erlaubte die Wichtigkeit meines Berufs (auf welchen ein Hohes Ministerium mich mit Recht aufmerksam macht) mir zwar nicht, alle pädagogischen Moden, Grillen und Träume kennen zu lernen, nach welchen seit funfzig Jahren bis auf den heutigen Tag an der deutschen Jugend

experimentirt worden ist; indeß betrachte ich die wichtigsten von Basedow bis zur Turnliebe und zum Turnhasse vielleicht um so unbefangener, weil meine Verhältnisse mir nicht auflegten, die eine oder die andere Ansicht, oder gar abwechselnd entgegengesetzte, geltend zu machen. Dies alles führe ich nicht aus Eitelkeit so lang und breit auf, sondern um zu erweisen:

a) daß ich wol ebenso viel Vorübungen gemacht habe, um in diesen Sachen mitsprechen zu dürfen, als mancher, dem sein Amt, das Handeln und Entscheiden zur Pflicht macht.

b) Daß nicht Mangel an Fleiß und Kenntnissen mir den Tadel eines Hohen Ministeriums zugezogen hat, sondern der Grund des Uebels in meinem Verstande und Urtheile liegen muß.

Wie sehr aber Urtheile, die sich auf gleiche Thatsachen stützen, auseinander gehen können, zeigt sich auch hier. Während nämlich viele Männer, und darunter ganz eigentliche Sachverständige, meine Ansicht mündlich und in Briefen billigen, während ein Recensent in den „Leipziger Jahrbüchern" (B. 219) sagt: „Ich trete dem Verfasser vollkommen bei, wenn er die Unvollkommenheiten unsers gelehrten Schulwesens ernst und bitter rügt", — verwirft ein Hohes Ministerium meine Darstellungen und Forderungen ganz unbedingt. Zunächst folgt hieraus gewiß so viel: daß wenn ich das Entgegengesetzte vertheidigt hätte, mir der Beifall jener Männer unfehlbar entgangen, der eines Hohen Ministeriums aber zu Theil geworden wäre. Bei solcher Lage ist eine neue Berathung mit sich selbst nöthig, welche ergibt, daß, so werth mir auch der Beifall der Vorgesetzten sein muß, ich doch, um ihn zu erlangen, meine Ueberzeugung nicht verleugnen, wohl aber mich bemühen soll, sie zu berichtigen und deutlicher auszusprechen. Zu diesem Zwecke bemerke ich Folgendes:

Erſtens, dem Lobe, was mir über die Form, Präciſion oder gar den Witz der in Anſpruch genommenen Stelle zugekommen iſt, entſage ich ſehr gern; kann es aber im allgemeinen nicht unwürdig finden, wenn bei Erörterung ſelbſt wichtigerer Gegenſtände (wie viel eher alſo der Schulexercitien, mit Zurückſetzung des oft langweiligen und unwirkſamen Ernſtes) auch einmal Scherz und Spott mit glücklicherem Erfolge angewendet wird.

Zweitens ergibt ſich, ſo tadelnswerth und undeutlich meine Ausdrücke auch ſein mögen, meines Erachtens doch ganz offenbar, daß ich keineswegs über die Geſammteinrichtungen des Schulweſens in der preußiſchen Monarchie, die ſo ungemein viel Preiswürdiges zeigen, habe tadelnd abſprechen wollen; ſondern daß ich nur von Mängeln der Gymnaſien rede, insbeſondere ſofern ſie größtentheils auch die Bürger und Handwerker bilden ſollen. Auch kann ein Hohes Miniſterium unmöglich glauben, mir ſei die Verſchiedenheit der Elementar-, niedern, Gewerbeſchulen u. ſ. w. unbekannt. Deren Richtung und Beſchäftigung habe ich ſo beſtimmt ausgeſprochen, daß meine Rügen darauf nirgends Anwendung finden; wogegen ich keine Gründe entdecken kann, weshalb ich ſie auch in der Beziehung zurücknehmen ſollte, in welcher ich ſie ausſprach.

Uebrigens treffen ſie keineswegs ausſchließlich die preußiſchen Gymnaſien, oder zunächſt (was ein Hohes Miniſterium anzunehmen ſcheint) die vorgeſetzte, in ihren Mitteln oft ſo beſchränkte Behörde; ſondern oft für alte Irrthümer noch eine Vorliebe hegende Aeltern, und vor allem die Lehrer und eine philologiſche Richtung, welche unter andern der treffliche Böckh durch Wort und That bekämpft und die, wenn ſie herrſchen würde, unendlichen Schaden, ja den Untergang des ganzen Studiums für unſere Zeiten vollkommen begründen, oder es aus einem edlen Mittel echt menſchlicher Bildung für jeden dereinſt Studirenden, in eine wunderliche Liebhaberei

für wenige, angeblich Eingeweihte verwandeln müßte. In einer Abhandlung über die londoner Universität wird sehr richtig gesagt: Es kann für den einen Pflicht sein sich lebenslang mit dem Griechischen zu beschäftigen, für den zweiten Thorheit auch nur eine Stunde darauf zu verwenden. Zugegeben nun (was sich aber auch sehr bestreiten läßt), daß Grammatik das beste Mittel sei, den Kopf aller Knaben zu bilden; so haben doch in neuern Zeiten haarspaltende Feinheiten und für ungemein wichtig erklärte Kleinigkeiten (mit denen gottlob! selbst die athenische Jugend nie geplagt war) dergestalt überhandgenommen, daß einzelne Kinder, welche dafür keine Anlage besitzen (man erlaube den unwürdigen, aber passenden Ausdruck), darüber ganz eigentlich verdummen.

Meine Einreden wider den Zeitverlust durch die Beschäftigung mit später ganz unnützen Dingen (non vitae, sed scholae discimus), wider das höchst nachtheilig wirkende System des gleichen Fortrückens in allen Gegenständen, wider die Art zu prüfen und Zeugnisse zu ertheilen; ferner meine Behauptung, daß aus dem nur zu oft pedantischen Treiben der Philologie auf den Gymnasien, nachmals völlige Gleichgültigkeit und Vernachlässigung aller classischen Literatur hervorgehe; — dies und was ich sonst auf meine Gefahr irgend ausgesprochen habe, würde ich sogleich fallen lassen, ja widerrufen, wenn mir nicht so viele würdige Männer (Rectoren, Examinatoren, Dekane, Geschäftsmänner, Räthe aller Art, bis zu Ministern hinauf) als Eideshelfer zeugend zur Seite ständen. Um jedoch keinen Lebenden das Misfallen eines Hohen Ministeriums zuzuziehen, will ich mich beispielsweise nur auf des trefflichen Manso Programme und Berichte beziehen, wo alles das, was ich mit einzelnen Worten blos andeuten konnte, vom Standpunkt echter Wissenschaft und reifer Erfahrung gründlich entwickelt, und bisjetzt noch nicht widerlegt ist.

Je mehr man einerseits aus vielen Gründen die feste Ueberzeugung haben muß, daß die Schulen und Universitäten in der preußischen Monarchie, größtentheils durch die preiswürdige Vorsorge eines Hohen Ministeriums allen andern in Deutschland, ja in Europa voranstehen, desto mehr scheint es mir andererseits Pflicht des wahrheitsliebenden, unabhängigen Gelehrten keinen Mangel jener Anstalten ungerügt zu lassen, damit man nicht in der Freude über das Erreichte, statt rastlos und umsichtig der Vollkommenheit immer näher zu kommen, unvermerkt (wie, trotz aller Anstrengungen Kapitän Parry auf der südlich fließenden großen Eisscholle) rückwärts gehe, oder gar sich allmählich gewöhne, das Tadelnswerthe für einen eigenthümlichen, ehrenwerthen Vorzug zu halten.

Das Ministerium für den Cultus an Raumer.

Berlin, den 12. Juli 1828.

Sie haben in Ihrer Eingabe vom 19. v. Mts. wegen der auf die Einreichung Ihrer Schrift über die preußische Städteordnung erlassenen Rüge des darin enthaltenen Urtheils über die inländischen öffentlichen Schulen, statt Ihren Misgriff auf bescheidene Weise zu entschuldigen, Sich so unziemlich geäußert, daß das Ministerium es nicht dabei bewenden lassen kann, Ihnen sein ernstes Misfallen über eine so schwere Verletzung des Verhältnisses zu der Ihnen vorgesetzten Behörde zu erkennen zu geben, sondern Sie hiermit in eine Ordnungsstrafe von zehn Thalern nimmt, zu deren Einziehung die Hauptkasse der wissenschaftlichen Anstalten heute angewiesen ist.

Das Miniſterium erwartet, daß Ihnen dies zur Warnung gereichen werde, damit es in Zukunft der unangenehmen Pflicht überhoben bleiben kann, Sie durch nachdrücklichere Ahndung in die Schranken der Ordnung zurückzuführen.

Antwort an ein Hohes Miniſterium für die geiſtlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten. *)

Berlin, den 10. Auguſt 1828.

Als ich Sr. Excellenz dem Herrn Miniſter von Altenſtein (gleich mehreren andern Herren Staatsminiſtern) ein Exemplar meiner, auch von Sr. Majeſtät dem Könige beifällig aufgenommenen Schrift über die Städteordnung als ein Zeichen perſönlicher Hochachtung überreichte, konnte ich nicht vermuthen, daß dies als ein amtliches Geſchäft oder eine Dienſtſache betrachtet werden würde. Wenigſtens dürfte der Herr Miniſter ohne jenes Ueberſenden meiner Schrift, nie von Amts wegen davon Kenntniß genommen und mir Verweiſe zugeſandt haben. Mithin wäre ich durch jene Höflichkeit in eine Lage gekommen, die ſehr unangenehm iſt, und die ein entgegengeſetztes Verfahren mir erſpart hätte. Ich darf nicht vorausſetzen, daß die andern Herren Miniſter mit allem übereinſtimmen, was ich in jener ihnen zugeſandten Schrift geſagt habe; kein einziger hat mir aber deshalb unmittelbar Verweiſe gegeben, oder verſucht ſie mir durch andere geben zu laſſen. Sehr richtig; weil es ſich hier von Anſichten und Grundſätzen handelt, die ganz außerhalb amtlicher Zurechtweiſung einer vorgeſetzten Behörde liegen und nur literariſch

*) Auf dies Schreiben habe ich keine Antwort erhalten.

aufgefaßt, angegriffen und vertheidigt werden können. In diesem Sinne hat Herr Geheimrath Streckfuß Irrthümer meiner Schrift angemessen berichtigt, und mir Gelegenheit gegeben, andere Punkte, womöglich mit neuen Gründen zu unterstützen. Selbst Beamte, die in strengern Abhängigkeitsverhältnissen leben, können durch ihre Vorgesetzten über wissenschaftliche Ansichten nicht (als wären es Dienstverletzungen) in Anspruch genommen werden; wie viel weniger Geistliche, Professoren, Schulmänner, die in viel freieren Verhältnissen stehen, und stehen müssen. Wenn also eine Behörde jemand in Dingen, welche nicht zum Kreise unbedingter Amtspflichten gehören, tadelt oder gar herbe zurecht weiset, so läßt sie sich mit ihm in einen literarischen Streit ein, wo Antikritiken erlaubt sind, ja pflichtmäßig erscheinen. Meine Antikritik hat ein Hohes Ministerium nun aber so übel aufgenommen, daß es von verbalen Zurechtweisungen zu realen Strafen übergeht und mit noch härtern droht; — als sei ich, der auf Schulen, Universitäten, und in siebenundzwanzigjährigen mannichfaltigen Dienstverhältnissen nie zu Verweisen und Strafen Veranlassung gegeben habe, jetzt plötzlich so aus der Art geschlagen, daß nur die nachdrücklichsten Ahndungen mich in die Schranken der Ordnung zurückführen könnten!

Viele ehrenwerthe Geschäftsmänner und Rechtsgelehrte, denen ich mein Schreiben vor dem Absenden mittheilte, fanden es nach Form und Inhalt angemessen (z. B. mein Oheim der Wirkliche Geheimrath von Raumer, der bekanntlich über Dienstverhältnisse und Anstand strenge Grundsätze hegt). Alle sind noch jetzt der Meinung daß ich deshalb, da es keine Dienstsache betreffe, nicht könne in Ordnungsstrafe genommen werden, sondern ein Hohes Ministerium (sofern es sich verletzt fühle) den Weg Rechtens gegen mich einschlagen müsse. — Ich stelle es dem Gefühl und der Gerechtigkeitsliebe desselben anheim: ob es auf den Grund dieser Darlegung die Zahlung

der zuerkannten Strafe noch verlangen, oder den Weg Rechtens eröffnen will?

Die Publicität, welche diese Sache übrigens dadurch erhalten hat, daß ein Hohes Ministerium meine Bestrafung der hiesigen Universität anzeigte, ist so groß, daß schon von andern Orten darüber Anfragen an mich ergangen sind, und die allgemeinste Bekanntmachung des Schriftwechsels fast unerläßlich erscheint, damit irrige Erzählungen mich nicht mehr oder weniger schuldig erscheinen lassen, als ich wirklich bin. Doch habe ich mich für jetzt damit begnügt, dem hiesigen Senate die Actenstücke mittels des abschriftlich anliegenden Schreibens zu überreichen.

Nummer an Se. Magnificenz den Herrn Rector und den Senat der Universität Berlin.

Berlin, den 10. August 1828.

Ein Hohes Ministerium für die geistlichen Angelegenheiten u. s. w. hat Ew. Magnificenz und einen verehrten Senat benachrichtigt, daß es mich in Strafe genommen hat. Ich gebe mir die Ehre, den hierüber stattgefundenen Schriftwechsel abschriftlich beizulegen, und füge zur nähern Erläuterung Folgendes hinzu:

Die Bemerkungen in meiner Schrift über die Städteordnung, welche zu der ersten Zurechtweisung des Ministeriums Veranlassung gaben, stimmen so sehr mit dem überein, was oft in Gesprächen und amtlich in Senatssitzungen über Prüfungen, Zeugnisse, Unterrichtsgegenstände u. dgl. behauptet und erwiesen worden ist, daß ich mich, Gleichgesinnten gegenüber, deshalb nicht zu rechtfertigen brauche. Ebenso natürlich

werden es meine geehrten Herren Collegen finden, daß ich, bevor man mir Gründe und Beweise vorlegt, mich nicht dazu verstehen kann, Misgriffe, Irrthum und Unwissenheit einzugestehen, und Grundsätze zu verleugnen die jetzt noch von Einzelnen getadelt, hoffentlich aber bald allgemein obsiegen werden. Daß meine erste Antwort nicht die ungebührliche Absicht hatte, das Ministerium zu beleidigen, wissen diejenigen meiner Herren Collegen am besten, denen ich sie vor dem Absenden zur Prüfung vorlegte; welchen neuen Tadel sie mir zugezogen und was ich darauf geantwortet habe, ergeben die Anlagen.

Die letzte geht von einem Standpunkte aus, den meine verehrten Herren Collegen hoffentlich billigen werden. Es fragt sich nämlich: was daraus folgt, wenn vorgesetzte Behörden und Geschäftsmänner direct über rein wissenschaftliche Gegenstände aburtheilen und den Gang derselben leiten wollen? Zweifelsohne kann die Wahrheit auf ihrer Seite, der Irrthum bei den angeblich wissenschaftlichen Kennern sein; allein die Macht, welche jenen zu Gebote steht, legt ein solches Gewicht in ihre Schale, daß die freie Entwickelung der Wissenschaft und Wahrheit dadurch fast unausbleiblich gefährdet werden muß. Lob und Lohn, Zurechtweisungen und Strafen von so großer Bedeutung können, wo nicht die Wahrheit unterdrücken, doch allerdings Schriftsteller und Gelehrte einschüchtern, und lange Zeit einer einseitigen, fehlerhaften Richtung die Oberhand verschaffen.

Die Meinung: jede Behörde dürfe wenigstens in ihrem eigensten Kreise Mittel solcher Art, Aufmunterungen und Abschreckungen anwenden, mindert nicht das Uebel, sie mehrt es: denn hienach würde der Justizminister in Rechtssachen, der Finanzminister in Finanzsachen u. s. w. neben der gesetzlichen hinlänglich strengen Censur, noch eine neue, höhere, gewaltigere ausüben. Geschäftsmänner (z. B. Juristen), durch

deren Hände die mannichfachsten Sachen gehen, sind deshalb nicht Kenner und Sachverständige für diese Dinge; sie befragen vielmehr Sachverständige, richten sich nach deren Ansicht und Urtheil, und es wäre so unbillig, wenn man ihnen jene allgemeine Kenntniß zumuthen, als übereilt, wenn sie sich dieselbe zutrauen wollten.

In der protestantischen Welt hat man selbst die Beschränkung kirchlicher Ansichten verworfen, wie sie der Katholicismus für nöthig hält; viel größer und umfassender wäre aber der Irrthum, wenn eine Akademie, Universität, Behörde, oder wie die machthabende Körperschaft heiße, gewisse Ansichten und Richtungen in allen Fächern der Wissenschaft und Kunst ausschließend begünstigen, oder sie auf anderem, als öffentlichem, literarischem Wege, rügen und bekämpfen wollte.

Alexander von Humboldt an Raumer.

Berlin, Freitags, 1828.

Ich höre soeben von dem Könige, daß ich Morgen (Sonnabend) früh um 11 Uhr im Grunewald sein muß, wo er den Geburtstag der Fürstin von Liegnitz im Stillen feiert. Erlauben Sie mir daher verehrungswerthester Herr College, daß ich Sie übermorgen, Sonntags früh gegen 9 Uhr besuchen darf, um Ihnen die Gesinnungen der tiefsten Hochachtung auszudrücken, welche mir Ihre Talente, Ihre Arbeiten und die edle Unabhängigkeit*) Ihres Charakters längst eingeflößt haben.

*) Eine ganze Reihe von Briefen, welche mir Herr von Humboldt schrieb, bleibt für jetzt ungedruckt.

Professor Voigt an Raumer.

Königsberg, den 8. September 1828.

Sie haben mich durch Ihr gütiges Schreiben vom 24. August sehr erfreut, theils durch das lehrreiche und angenehme Geschenk Ihrer trefflichen Abhandlung über die pisanischen Stadtgesetze, welches Ihre Zeilen begleitete und mir viele Belehrung gewährt hat, theils durch den freundlichen Inhalt Ihres liebevollen Briefes. Daß Ihnen meine Geschichte Preußens meinen Namen ins Gedächtniß zurückgerufen hat, kann mir nicht anders, als angenehm sein, denn wer wünscht nicht im Andenken von Männern zu leben, die man in Hochachtung und Liebe selbst gern im Herzen trägt und deren Bild man sich gerne immer wieder zurückruft; aber daß Sie mir danken für die freundliche Weise, mit der ich Ihrer herrlichen „Hohenstaufen" mehrmals in meinem Buche erwähnt habe, möchte ich — wenn Sie den Ausdruck nicht misverstehen wollen — fast unrecht nennen, denn es war meinerseits bloße Pflicht, Ihrer so zu gedenken, wie es geschehen ist. Ich glaube Ihre Verdienste in der Geschichtschreibung viel zu richtig würdigen zu können, als daß ich ohne pflichtwidrig in der Wissenschaft zu handeln, in anderer Art von Ihrem großen Werke hätte reden dürfen. Also danken Sie mir nicht; sondern sehen Sie die Art, wie ich von Ihrem Werke gesprochen habe und immer sprechen werde, als ein Anerkenntniß Ihrer Verdienste um die Wissenschaft an, auf welches Sie ein Recht haben, welches Sie also fordern können. Sie haben dieses nicht überall gefunden, wie Sie in Ihrem Briefe erwähnen. Ich weiß es, und bevor Sie mich mit Ihren freundlichen Zeilen erfreuten, hatte ich mich schon in meinem Briefe gegen denjenigen aus-

gesprochen, auf welchen wahrscheinlich die Worte Ihres Schreibens zu beziehen sind. Mir sind solche mit Gift und Galle vermischte Ausfälle durchaus zuwider; sie zeugen weder von wahrer Biederkeit des Herzens, noch von wahrer Humanität des Geistes, noch auch von der Lauterkeit und dem Adel rein menschlicher Gesinnung, den unsere Wissenschaft im Menschen erzeugen muß, wenn sie für das Leben studirt wird. Steht es überhaupt mit einem, der die Geschichte studirt, noch auf dem Punkte daß er eine unrichtige Notiz, ein unrichtiges Citat, eine unrichtige Ansicht eines einzelnen Gegenstandes weit höher anschlägt, als den ganzen Geist, der durch ein Werk hindurch herrscht, glaubt ein Jünger darum den Meister meistern zu dürfen, weil er hie und da manches anders sieht und eine Einzelheit in einem großen Werke zu verbessern weiß, oder glaubt der Jünger sogar den gefeierten Namen eines Meisters dann überflügeln zu können, wenn er den Stab über dessen Leistungen bricht, dann steht es meines Erachtens ebenso schlecht mit seinem Geiste, als mit seinem Herzen. — — —

Raumer an Tieck.

Berlin, den 22. September 1828.

— — — Ich erlebe alle Stufen der religiösen, politischen, philosophischen u. s. w. Ansichten, mein Kopf und mein Herz versenken sich darin, spielen sie, und nicht blos äußerlich und in leerem Scherze, sondern innerlich und ernstlichst durch — und doch hege ich keine Furcht, daß ich mir selbst ganz abhanden käme und nicht mehr der Professor von Raumer wäre!

So wenig ich mich durch ſolche Verwandlung mir ſelbſt entfremde, oder an mir treulos werde und handle, ſo wenig ſoll man es als Treuloſigkeit bezeichnen, daß man zu allen Umgebungen nicht immer in demſelben Verhältniß bleibt. Es wäre gewiß unnatürlich, wenn man von Kindesbeinen bis zum Greiſenalter dieſelben Menſchen, Kunſtwerke, Schriftſteller u. ſ. w. ganz gleichmäßig betrachten und verehren wollte. Daß ich hiermit nicht leichtſinnige Gemüthloſigkeit vertheidigen will, verſteht ſich von ſelbſt. In Jacobi's Briefwechſel wird einmal die Unterſuchung: ob man ſich für einen Freund, der wahnſinnig oder grundhäßlich geworden, noch wie zuvor intereſſiren würde, ziemlich mühſelig und mit Aufwand von Gefühlen geführt, ohne den Nagel auf den Kopf zu treffen. Ich kann den Verſtand des Wahnſinnigen, die Schönheit des Entſtellten unmöglich mehr ſehen, anerkennen, daran fortleben und mich fortbilden; aber Zärtlichkeit, Theilnahme, Sorgfalt kann nach eingetretenem Unfall noch ſteigen, wie die Mutter das kranke, leidende, geiſteeſchwache, verſtümmelte Kind doppelt liebt, hegt und pflegt, oder wie der rückkehrende verlorene Sohn die höchſte Theilnahme erweckt.

Haben Sie den Briefwechſel Jacobi's geleſen? Er würde Sie (wie mich) in hohem Grade intereſſiren, der Perſonen wie der Sachen halber. Seit mehr als 30 Jahren werde ich immer wieder zu Jacobi hingezogen, kann nicht lange fortleben, ohne auf ihn zurückzukommen, nur bleibt zwiſchen uns etwas Incommenſurables, und neben dem Beifall und der Anhänglichkeit läuft eine ſtillere oder lautere Oppoſition her. Jene Anhänglichkeit beruht weſentlich mit darauf, daß Jacobi eine durchaus edle Natur iſt, und dieſe Grundlage ſoll nachſichtig machen gegen die kränkliche Empfindlichkeit, die ſich nicht ſelten in perſönlichen Beziehungen offenbart. Von hier aus iſt aber auch manches in ſeine Werke übergegangen, welche mir bisweilen da kränklich erſcheinen, wo manche am

lauteſten die Geſundheit preiſen. Dahin rechne ich ſeine Anſicht der Geſchlechtsverhältniſſe, ſeine Noth über Sinnlichkeit und Nichtſinnlichkeit, Heirathen oder nicht Heirathen u. dgl. Sofern die Dichtkunſt ihm nur die dienende Magd der Philoſophie iſt, ſteht er Fichte (der das Schöne dem Guten unterordnet) näher, als er glaubt, und kann deshalb meines Erachtens den Dichtern nicht beigezählt werden. Würfe ein feindlich Geſinnter weiter die Fragen auf: kann ein Gegner der Wiſſenſchaft Philoſoph heißen; oder einer, dem der hiſtoriſche Theil des Chriſtenthums eigentlich nichts iſt, ein Chriſt? ſo müßte ich, die Dinge in ſcharfer Vereinzelung betrachtend, wol Nein antworten. Und doch eilen die getrennten und herabgewürdigten Theile wieder zueinander, und Jacobi ſteht als ein ganzer, geiſtreicher, gefühlvoller, heilſam einwirkender Mann wieder vor mir, der nur verlieren würde wenn man ihm dieſen oder jenen Zweig abſchneiden, und ein anderes Auge darauf oculiren wollte. Ueber Jacobi's Briefe ließen ſich ebenſo viele Briefe ſchreiben und gern ginge ich noch auf einzelnes ein, z. B. ob denn das Herz nicht ſo gut verführen kann als der Kopf, der Glaube ſo gut als die Wiſſenſchaft? Wenn Jacobi ſagt: im Urtheil ſind wir alle gleich, aber nicht im Wahrnehmen; ſo ſcheint mir der umgekehrte Satz nicht minder wahr; wie denn überhaupt da, wo Manche unbedingte Gegenſätze aufſtellen, ich nur untergeordnete ſehe, die ſich irgendwo und wie müſſen ausſöhnen laſſen: z. B. Theorie und Praxis, Kopf und Herz, Glauben und Wiſſen, Rationalismus und Supernaturalismus, hiſtoriſche und philoſophiſche Schule, hiſtoriſches und myſtiſches Chriſtenthum u. ſ. w. Wer z. B. das hiſtoriſche Chriſtenthum fallen läßt, muß folgerecht dahin kommen, daß jeder ſein eigener Chriſtus ſein könne, oder dieſer und jener Philoſoph das Chriſtenthum erſt zu Verſtande gebracht habe. —

Tieck an Raumer.

Jena, den 6. October 1828.

— — Bei W. Schlegel habe ich in Bonn sechzehn Tage gewohnt und es ist mir lieb, daß wir uns ganz so nahe gekommen sind, wie es nur irgend vor fünfundzwanzig Jahren war. Ich finde ihn eigentlich nicht verändert, außer was die Zeit über ihn vermocht hat. Auf den Bruder in Wien ist er sehr böse. Man kann ihm nicht unrecht geben. Wenn er öffentlich gegen ihn auftreten wird, so wird es ganz von der Art und Weise abhängen, ob er etwas Treffliches oder Tadelnswürdiges thut. Ich habe seine Leidenschaftlichkeit zu mäßigen gesucht, aber die funfzehn Vorlesungen des Friedrich sind für mich ganz ungenießbar: ich habe in Bonn oft den Anlauf genommen, habe aber kein Interesse für diese sophistischen und größtentheils schlecht geschriebenen Anklagen des Bessern, und Vertheidigungen des Schlechten finden können. —

Raumer an seinen Bruder Karl.

Berlin, den 12. November 1828.

— — Von hier aus bietet sich der Uebergang zur Hauptsache, zu Deinen religiösen Bemerkungen. Zuvörderst möchte ich fragen, wie komme ich dazu, mich hier auszuweisen und rechtfertigen zu sollen? Die Hälfte meines Lebens habe ich dem Studium der Religion und Kirche, der Entwickelung des Christenthums gewidmet, mich in größern und kleinen Werken darüber aufs klarste ausgesprochen. Wenn ich aber das alles,

bis auf fliegende Blätter hinab, wohlbeglaubigt den neuen Zionswächtern vorlege, weisen sie mich ab, weil ich nicht den neuesten Schritt gehe, den sie in ihrem Gamaschendienst gelernt, nicht die Parole der letzten jesuitischen oder pietistischen Mode für das erlösende Wort des Lebens halte, oder mich nicht nach ihrem Zapfenstreich schlafen legen will. Einer solchen Tyrannei werde ich mich um so weniger unterwerfen, da mit diesem neuesten Puritanismus nicht (wie einst in England) ein edler Freiheitssinn, sondern ein Ultraismus der Tyrannei im Staate verbunden ist, von welchem Du wenigstens in Deiner Turnzeit vielleicht zu weit entfernt warest und den Du auch jetzt in Wahrheit unmöglich billigen kannst. In meiner Geschichte der letzten drei Jahrhunderte wird mein politisches und religiöses Credo noch deutlicher zu Tage kommen, und (mehr noch, als wegen der „Hohenstaufen") von Ultrakatholiken und Ultraprotestanten verketzert werden. Das soll mich aber (und rückten die Gegner mir auch noch näher auf den Leib, und wären Brüder und Schwestern die Anführer) nicht abschrecken, an dem festzuhalten was keineswegs Erzeugniß spielender Willkür, sondern der angestrengtesten Arbeit und des ernstesten Nachdenkens ist. Wer leugnet denn, daß das Christenthum das durch alle Verhältnisse hindurchdringende, sie verklärende Lebensprincip der neuern Zeit ist? Aber die geben sich oft für die besten Christen, welche es nur zur Schau, nach der neuesten Schneidermode übergeworfen haben. Sie haben ihre fromme Zeit und ihre weltliche Zeit, wo die Frau keift, der Mann säuft, das Kind schreit, und das ganze Christenthum nicht hinreicht, der kleinsten leidenschaftlichen Aufregung oder des faulen Vegetirens Herr zu werden. Wenn es schon unbillig ist, Virtuosität in irgendeiner Kunst und Wissenschaft zu fordern, die der Himmel jemand nicht gab, so ist es noch unbilliger da zu verdam-

men, wo ſich diejenige Virtuoſität für Religion nicht zeigt, nach welcher gerade Nachfrage iſt.

Allerdings iſt Maß und Weg und Schnelligkeit der Bewegung auf den Wegen zu dem einen Ziele verſchieden, und ich verſtehe Dich nicht, wenn Du jedem ein individuelles Leben zugeſtehſt und doch die Verſchiedenheit der Wege leugneſt.

Alle bedürfen gleichmäßig der Heiligung, aber nicht alle werden auf gleiche Weiſe geheiligt. Erſt in Chriſtus und dem Ziele treffen ſie zuſammen, aber unterwegs nimmt einer den Prieſter, der andere den Biſchof zum Leiter, einer kehrt in kunſt- und bilderreichen Kirchen, der andere in weißangeſtrichenen ein. Welchen willſt Du ſteinigen? Freilich gibt's nur eine Wahrheit, aber die iſt in Gott, wie er allein gut iſt; diejenigen Menſchen, welche ſich einbilden die ganze Wahrheit zu haben, ſind im Princip allemal hochmüthig und verfolgungsſüchtig.

Das Chriſtenthum iſt die heiterſte Religion, weil ſie die tröſtlichſte iſt. Die, welche um Chriſti willen ſich in trübſinnige Schwärmer verkehren, haben nichts von ihm begriffen. Wie kann's denn echten Ernſt ohne echte Heiterkeit geben, und umgekehrt. Eins iſt ja das nothwendige Gegenſtück zum andern, wie Nord- und Südpol, oben und unten, Tag und Nacht, jung und alt, Komödie und Tragödie.

— — — Du ſagſt: der jüngſte Tag fragt nicht nach Bildung, ſondern nach einem Glauben, der in der Liebe thätig iſt. Iſt denn aber dieſe liebevolle Thätigkeit nicht für jeden nothwendig mit Bildung verknüpft, nur in verſchiedenen Quantitäten und Qualitäten? Iſt es nicht verboten, ſein Pfund zu vergraben? und führen nicht hier leichtwachſende Miſsverſtändniſſe bis zu dem muhamedaniſchen Glauben des Khalifen Omar, der auch keine Bildung wollte, weil ſie im Koran vollſtändig begriffen oder ihm zuwider ſei. — — Du ſagſt: was ſollen die Surrogate, mag ſie der Dichter oder Philoſoph

gebraut haben! Aber welcher Vernünftige behauptet denn, daß Homer, Sophokles, Shakspeare, Goethe die Surrogate des Christenthums und der Religion sein sollen? Wohl aber haben angeblich Eingeweihte unter den neuen Christen gesagt: Homer sei der unzüchtigste aller Dichter. Ist dies nicht dumm und unwissend zugleich? oder hat nicht diese Sekte (z. B. Pußkuchen, der doch nur ein Windbeutel ist) thörichte Anklagen über Goethe erhoben und Tieck über seine „Verlobung" verkehrt und seine unerreichten „Cevennen" ignorirt, weil sie ihre Uebertreibungen angreifen und auf Höheres hinweisen, ja es siegreich darstellten?

Du sagst ferner: man solle über das jetzt so wichtige Leben, den statum in statu, das Theater, vergessen. Warum? das Leben hatte immer die erste und höchste Wichtigkeit. Siehst Du es denn aber nicht ebenso gut in der Dichtkunst und im Theater, als in Handel und Wandel, und ist eine Erscheinung wie Goethe und Schiller nicht so wichtig, als ein Feldzug in der Moldau und Walachei? Sollen wir etwa zu Schlözer's Maßstab in der Geschichte zurückkehren, der die Mongolen bewunderte und die Griechen, gleichwie alle kleinern Staaten, herabsetzte? Wo Geist sich zeigt, da ist Leben; der Staat kann so gut geistlos sein, als die Kunst, und die Kirche so gut, als die Wissenschaft.

Ich sehe in der Weltgeschichte ebenso furchtbare Abwege herbeigeführt durch Ernst ohne Heiterkeit (so alle Religionsverfolgungen), als durch Heiterkeit ohne Ernst (Untergang durch Ueppigkeit). Ich wiederhole, daß man nicht mit einem auskommen und vorwärts gehen könne. Die Gefahren des falschen einseitigen Ernstes, der uns mit kirchlicher Tyrannei und politischen Rückschritten bedroht, sind jetzt an der Tagesordnung, darum soll man sich vorzugsweise wider dieselben wenden, wie zur Zeit Ludwig's XV. wider die entgegengesetzten.

Jeder thue hierbei was ſeines Amts iſt, und das habe ich nicht unterlaſſen, nehme Deinen liebevollen Rath mit herzlicher Theilnahme auf, und beantworte Deine freundlichen Worte nicht in Hochmuth oder Zorn. Aber ich habe meine Natur, gebrechlich wie jede andere, jedoch eben die meine, und deshalb nicht umzuwandeln nach dem Belieben jedes Einredenden. Wollte man Staat und Kirche, Kunſt und Wiſſenſchaft nach den Grundſätzen jeſuitiſcher oder puritaniſcher Conventikel umgeſtalten, ſo würde die ſcheußlichſte Zerrüttung der nicht nachſtehen, welche durch die wilde Leidenſchaftlichkeit philoſophiſcher, finanzieller und anderer Irrlehren herbeigeführt würde.

Neander an ſeinen Bruder Karl.

Berlin, den 12. Januar 1829.

— — Eine Hauptſache aller Argumentationen, die in der von Euch betretenen Richtung liegen, beruht darauf: daß Ihr nur eine quantitative Religion und Sittlichkeit kennt und wollt. Das heißt, ihr ſeht blos nach dem Geſetz (dem Objectiven), was gleich erſcheint für alle, aber nicht nach dem Subjectiven, Individuellen. Ihr fragt nach dem *was*, nicht aber nach dem *wie, warum, wozu, auf welche Weiſe?* Eine Elle iſt demnach immer eine Elle, und es gilt gleich, ob man Band einen Zoll breit oder Tuch ¾ breit mißt. Ich meine dagegen: wenn man nur das Subjective und Qualitative im Auge behält, verſchwindet Geſetz und Regel; und wenn umgekehrt dieſe unbedingt herrſchten, verſchwindet über dem Buchſtaben Geiſt und Leben.

Sätze wie: z. B. Tanzen iſt ſündlich, in die Kirche gehen gottgefällig, ſchöne Mädchen anſehen Teufelsluſt, ſchlecht eſſen preiswürdig u. dgl. m., haben für mich gar keinen Sinn, man kann ſie umkehren wie einen däniſchen Handſchuh, ſie erhalten erſt Bedeutung wenn ſie aus leerer willkürlicher Abſtraction, in beſtimmte Verhältniſſe geſetzt und danach qualitativ beſtimmt werden.

Sind gewiſſe puritaniſche oder ultrakatholiſche Anſichten der Mittelpunkt und Gipfel der Religion, ſo ſind ſie für mich ſo unerreichbar, daß ich ebenſo leicht mit gleichen Füßen über den Straßburger Münſter ſpringen könnte. Daß ich dies nun nicht kann, rechne ich zu meiner Subjectivität, und es iſt unbillig, mir einen ſo ernſten salto mortale zuzumuthen, da Ihr ſchon glaubt den Hals zu brechen, wenn Ihr über eine Bank im Komödienhauſe ſteigen, oder einen Hopspas auf einem Balle machen ſollt.

Ich tanze nicht mehr, werde wahrſcheinlich dem Theater von Jahr zu Jahr ungetreuer, und vielleicht auch einſt ſo gleichgültig gegen Schönheit, daß ich ebenſo gern einen großen polniſchen Ochſen, als die mediceiſche Venus ſehe, daß ich aber dadurch der wahren Weisheit und Tugend näher gekommen wäre oder käme, werde ich weder jetzt noch künftig behaupten. —

Goethe. Iſt er denn mein Dalai Lama? Zu der Zeit, als die Wahlverwandtſchaften erſchienen, kämpfte ich mit meinen beſten Freunden, welche des Buches anbrüchige Seite leugneten. Ich bin nie ein Götzendiener geweſen, brauche alſo auch kein Abtrünniger zu werden. Wer hat denn Goethe mit Chriſtus etwa als frère et compagnon verbinden wollen? Wer lieſet denn Ethik über die römiſchen Elegien? Und doch getraue ich mir dies auf gut römiſch eher zu Stande zu bringen, als über manche Büchlein, welche die Quinteſſenz der chriſtlichen Religion enthalten ſollen, und Gottes Daſein

und Vorsehung etwa daraus beweisen, daß der Briefbote zur erwünschten Zeit Geld bringt, oder ein Stein, der vom Dache fällt, kein altes Weib, sondern einen Hund todt schlägt. Bliebe das Geld aus, würde das alte Weib todt geschlagen, so müßte das ganze Christenthum solcher Leute folgerecht zusammenstürzen oder doch wackeln.

Theater und Kunst. Gut, daß Du nicht stürmen willst, allein es scheint mir doch, nach Deinen Ansichten wird von der Musik wenig übrig bleiben, die meisten Gemälde müssen umgedreht und den Bildsäulen müssen Hosen gemacht werden. Jede Kunst, das behaupte ich, bedarf der christlichen Reinigung; bei der Deinigen dürfte aber auch der Schmelz der Schönheit von den scharfen Säuren angegriffen werden. Mir ist die puritanische Angst ganz fremd, daß Schönheit der Sittlichkeit schade. Wäre nur alles um uns herum schön, dies würde die Sittlichkeit viel mehr fördern und den Menschen veredeln.

Weltgeschichte. Zeige mir doch nur eine Stelle in meinen historischen Werken, wo ich den Gegensatz von gut und böse, recht und unrecht aufhöbe oder alles gleichartig zum Bedeutungslosen, Gleichgültigen, Nichtigen hinabzöge, wo ein solches philosophisches System oder praktische Indifferenz mich vorsätzlich und mit Besinnung fesselte? Aber freilich, meinst Du die höchste Ansicht der Weltgeschichte sei ein eiliges Richten, in den Himmel Erheben und Verdammen nach irgendeiner Mode oder einem kurzen Vorurtheil, so mußt Du meine Schriften ganz zur Seite liegen lassen; aber Du wirst andere genug finden, welche die kleinen Weltrichter machen, und wie Barth im Goethe sagen: „So redete ich, wenn ich Christus wäre!“ Meine Mission ist, Geschichte zu schreiben, wie ich nun eben nur kann und will; wir brauchen der Missionäre nicht blos bei Baschkiren und Kirgisen, sondern auch in der

Nähe, und was ich dabei ſchief mache, werden andere ſchon mit Gottes Hülfe in die Richte bringen.

Am wenigſten ſagt mir zu, daß Chriſtus nur für die Kranken ſei und für die traurigen und zerſchlagenen Herzen. In einem richtigen Sinne ſind alle Menſchen krank, und dann fallen die Gegenſätze weg; in enger Bedeutung feſtgehalten wäre Fröhlichkeit und Geſundheit vom Uebel, und Geißeln, Kaſteien u. dgl. die höchſte Weisheit. Folgerecht dieſe Anſicht zu Ende geführt wird dieſe Welt ein Zucht- und Marterhaus, angelegt, um in jener Welt die ohne Grund geſchlagenen Wunden ſalben und heilen zu können. Da trete ich lieber dem alten Heim bei, welcher ſagt: „Wenn's auch keine Zukunft gäbe, hätte ich doch unendlich viel Gründe, Gott für all das Gute zu danken, was er mir erwieſen hat!“

Nanmer an Tieck.

Hiebei die verlangten und verſprochenen kritiſchen Bruchſtücke.

Hume, „History of England“.

Was Spittler über Hume urtheilt, iſt ſo richtig daß man es faſt nur wiederholen kann. An ihm ſieht man, daß es eine Philoſophie gibt, die zu einer klaren unbefangenen Anſicht der Weltgeſchichte führt. Das einfache Gemüth, der ruhig heitere, rein erfreuliche Charakter Hume's ſpiegelt ſich im ganzen Werke. Nicht die Kraft des Thucydides, nicht die zornige Begeiſterung des Tacitus iſt hier zu finden, aber ein Fluß der Rede, der alles deutlich vor Augen legt, eine friedliche Erzählung wie man ſie auch wol mündlich geben ſollte.

Man könnte glauben, man könne nicht anders denken und schreiben, es sieht alles so kunstlos aus, aber man versuche nur es nachzumachen.

Diogenes Laertius.

Es ist eine schwere Aufgabe bei solchen Hülfsmitteln wie sie Diogenes zu Gebote standen, eine geschmackloſere, unkritischere, oberflächlichere Darstellung, ein schlechteres Vademecum von Anekdoten zusammenzuschreiben. Und dennoch, wie froh müssen wir sein ihn zu haben, und wiederum wie so ganz verkehrte Ansichten würden wir haben, wenn er allein übrig wäre. Man sage gegen Tennemann was man will, aber er hat mit Wenigem zehnmal mehr geleistet als Diogenes in seinem Reichthum.

Athenai Deipnosophistae.

Innerliche Armuth und dabei der Kitzel eine unerhörte Form zu wählen, scheinbare Gewandtheit neben der größten Pedanterie. Die erhabensten Schätze der Wissenschaft, der Dichtung, der Geschichte zu nichts benutzt und ausgezogen, als um uns ein Verzeichniß von Eßwaaren, Saucen, Fressern u. dgl. zu geben. Freilich müssen wir, da alle jene Schätze verloren gingen, auch diesen Wust von Geschmacklosigkeit benutzen, aber um recht einzusehen wie abgeschmackt Plan und Ausführung ist, gedenke man nur, daß jemand unternähme ein solches Werk aus den Schätzen deutscher Literatur zusammenzuschmieren!

Davila, Historia delle guerre civili di Francia.

Einer der ersten Geschichtschreiber, vor allem ausgezeichnet durch die größte Klarheit der Erzählung und die Lebendigkeit, mit welcher die einzelnen Personen und die einzelnen Parteien heraustreten. Selbst die größte Umständlichkeit wird nicht langweilig, obgleich die Kriegsgeschichte (wie fast immer) minder

anziehend iſt, als die Entwickelung der übrigen Triebfedern und Ereigniſſe. Selten tritt eine Reflexion heraus, aber in der ganzen Erzählung liegt die Reflexion verborgen, ſodaß jeder das Urtheil leicht hinzufügt. Davila iſt nicht parteiiſch für die Katholiken, ob man gleich ſieht daß er einer iſt. In jenen Zeiten ſo durchaus gründlicher Entzweiung hatten Männer die Kraft der Unparteilichkeit, ſie hatten Ehrfurcht vor der hiſtoriſchen Wahrheit, und uns will mancher jetzt das Lügen zur Pflicht machen!

Spittler, Geſchichte der däniſchen Revolution von 1660.

Ein ſpitziger Vortrag, Erzählung und Betrachtung nicht rein geſondert, und bei aller Kenntniß der Quellen doch vorſätzlich zu einer Würdigkeit hinaufgetrieben, die die Sache nicht hat. In Beziehung auf Adel und König iſt die Anſicht beſonders einſeitig, und die Volksführer, die nicht das Rechte auszuführen verſtanden, ſind zu hoch geſtellt. Sie wußten wo der Schuh drückte, konnten aber keinen beſſern machen.

Planck's Geſchichte des proteſtantiſchen Lehrbegriffs. 4 Bde.

Mit Fleiß und Umſicht gearbeitet, aber etwas breit und mit gar zu vieler Feinheit. Daraus entſteht es, daß die Darſtellung weniger fortſchreitet, die Erzählung ſelbſt nicht unabhängig hervortritt und der Verfaſſer bisweilen den Wald vor Bäumen nicht ſieht. Wozu überall Nebenabſichten, unbekannte Gründe, eine ewige Verkettung künſtlicher Intriguen ſuchen, wo ſich alles viel einfacher von ſelbſt entwickelt. Gott hat die Menſchen einfältig erſchaffen, aber ſie ſuchen viel Künſte; aber Karl V. ſuchte gewiß nicht ſo viel, als Planck in ihm. Daher bleibt vom ganzen Werk, das auch die zarteſten Fäden darzulegen ſich vorſetzt, doch nur ein verwirrter Eindruck, den erſt die Vergleichung der Quellen wieder zerſtört und vereinfacht.

Tieck, William Lovell. Neue Ausgabe.

Ein Werk von außerordentlichem Talente. In solchem Alter, eine solche Masse von bestimmten Gestalten, Dichtungen und besonnenen Resultaten. Diese Tiefe der Speculation, diese Darstellung aller Greuel falscher Genialität, ist auch für den Autor selbst eine Feuertaufe, ein Ausscheiden des Bösen gewesen. Der heitern, tugendhaften Seite fehlt freilich noch das Leben und die Beweglichkeit, welches besonders durch religiöse Haltung erst möglich wird.

Niebuhr, Preußens Recht an den sächsischen Hof.

Durchaus von niedern Standpunkten ausgehende, zu irrigen Zielen führende, sich vornehm und groß anstellende Sophistik. Dahin können also selbst wohlwollende und grundgelehrte Männer kommen, wenn sie sich blinder Parteilichkeit hingeben.

Schleiermacher gegen Ammon.

Ein siegreiches dialektisches Talent, aber doch unmilde angewandt. Der Sünder mag hingerichtet werden, aber ich bin kein Freund von solchem Foltern, Zerfetzen und Seciren.

Voltaire, Candide, le destin, discours sur l'histoire univ. etc.

Alles über Verdienst geschätzt. Wie oberflächlich ja albern und verrückt ist die Polemik gegen den Optimismus, wie ganz willkürlich die Anhäufung des Unnatürlichen, wie gering der meiste Witz. Im Briefwechsel, wie schnell wächst Friedrich II. weit über den eiteln allerweltsklugen Franzosen hinaus. Zur Universalgeschichte fehlt zuletzt immer noch weit weniger die gelehrte Kenntniß, als die wichtigere Geschicklichkeit, Geschichte zu verstehen. Voltaire ist schlechthin unfähig, andere als seine Zeiten zu begreifen, und neben einem guten, falsche Vorurtheile treffenden Einfall, stehen zehn, das Gute zwar nicht zerstörende,

aber das Eigenthümliche auf verkehrte Weise befehdende Einfälle.

Görres, Deutschland und die Revolution.

Vieles so wahr, als daß es Nacht auf Erden gibt, aber es gibt auch einen Tag und eine Lichtseite. Nirgends zu friedlicher Vermittelung, zur Demuth hingewandt, sondern mit Blitz und Donner eingeschritten. Und während gesagt wird, man solle nicht revolutioniren, lieset der Haufen heraus: es bliebe nichts anders übrig. — Doch Brutus war ein ehrenwerther Mann! Hätte man das Buch laufen lassen, es wäre nicht populär geworden, schon Stellen halber wie die über den Papst u. s. w.

Müller, Hellenische Geschichten.

Gelehrt, aber doch auch willkürlich z. B. gegen alle übers Meer kommende Ansiedelungen. Der Handschuh ist wieder einmal umgekehrt, und jeder meint, er trage die rechte Seite auswendig.

Cervantes, Novelas exemplares.

Meisterstücke in jeder Art. Möchten unsere Novellenschreiber, bei denen die Leute auf dem Kopf stehen und denen nichts mehr pikant ist als spanischer Pfeffer und Teufelsdreck, hier lernen, was gut schreiben, einfach und doch interessant anordnen und erzählen sei.

Schleiermacher's Dogmatik.

Unwandelbar ist das dogmatische System nicht festgestellt und anerkannt, und die Bildung und Entwickelung rückt mit der Zeit unaufhaltsam vorwärts oder auch — rückwärts. Schleiermacher will Theologie und Philosophie trennen, während er stets philosophirt und seine Dogmatik auf psychologisch-philosophische Untersuchungen baut. Höchst scharfsinnig, geist-

reich, dialektisch; aber schwer — zum Theil weil ein einfacher, gläubiger Grundgedanke fehlt, und das kunstreiche Bestreben immer in Spannung hält, zuletzt also den minder Fähigen angreift und ermattet. Das Bemühen des Mittelalters, Offenbarung und Philosophie auszusöhnen oder ihr Wechselverhältniß aufzufinden, war gewiß ein natürliches und läßt sich gar nicht so kurzweg von der Hand weisen. Alles Offenbarte ist bei Schleiermacher in Philosophisches übersetzt, aber Melanchthon würde schwerlich damit stimmen, und Schleiermacher nicht so oft für sich citiren, als dieser jenen. — Nicht jeder Aufputz und Ausbau des alten überkünstlichen, oder strohern und geistlos gewordenen Systems ist sacro-sanctus; aber eine Dogmatik mit weniger philosophischem Zusatz kann es geben, und sie wird darum nicht minder wirksam und eingreifend sein. Die ganze Lehre von dem Abhängigkeitsgefühl ist so negativ gestellt, als sei es ein Uebel; sowie wol Leute meinen, Freiheit sei am größten, wenn man keine Gesetze befolge und zu befolgen habe. Und wie, wenn jemand sagt: er fühle sich nicht abhängig.

Augusti, Handbuch der Dogmatik. Neue Ausgabe, 1825.

Wie verschieden sind die dogmatischen Handbücher, welche doch alle vorgeben das Christliche rein und ganz darzustellen. Vergleiche (der Katholiken nicht zu gedenken) Melanchthon, Calvin, Schleiermacher, Augusti, Wegscheider u. s. w. Jeder hat vom Evangelio einen Theil, wer hat den ganzen Christus? Soll ich die ganze Dogmatik eines Mannes einer Schule annehmen, so gerathe ich immer in oppenirende Stimmung und kann mich gar nicht für einen Christen ausgeben, wenn er nicht anders sein darf, als man ihn daselbst verlangt.

Schleiermacher, Reden über die Religion. Dritte Ausgabe.

Die Zusätze zu dieser Ausgabe sind ungemein lehrreich und führen manches Uebertriebene auf die bessere Mitte,

manches Negative zum Positiven; doch möchte ich gegen dies und das Erinnerungen machen, z. B. daß das Gefühl, ganz von übrigen Functionen des Menschlichen getrennt, allein und einzig Religion bieten und zu ihr führen soll; auch der Gedanke, der Begriff (bis auf die sehr vom Gefühl entfernt stehende Mathematik) kann Religion erwecken, ins Leben rufen. Schwachen Gefühlspietisten, die Denken und Wissenschaft verwerfen, will ja Schleiermacher auch die rechte Religion nicht zugestehen. — — Die unbedingte Trennung von Kirche und Staat genügt mir so wenig, als die der Philosophie und Theologie; jedes hat eigene Natur, Boden, Geschäft, Zweck; und wiederum greift dies alles ineinander und übereinander. Objectiv ist also Gleichheit und Verschiedenheit; auch schließen Kirche und Staat dieselben Subjecte in sich, welche beides im Auge behalten, mit beiden und durch beide zusammenleben. Leib und Seele nennen wir auch verschieden, heißen aber ihre gänzliche Trennung Tod. Die Systeme der Muskeln, Nerven, Adern sind selbständig und abhängig und wechselwirkend zugleich im menschlichen Körper, so im Geiste Theologie, Philosophie, Kirche und Staat.

Uebrigens geben wenige Schriftsteller so viel zu denken, sind so erregend, belebend als Schleiermacher.

Lettres de la Marquise de Sevigné. 8 Vol., ed. Grouvelle.

Nun ja, die Frau ist gebildet, gewandt, schreibt ihre Muttersprache leicht und richtig und macht ihrer Tochter große Freude, daß sie ihr 1000 Briefe mit 10000 Lobeserhebungen angefüllt zusendet. So weit alles löblich und natürlich; wenn man aber diese Briefe als ein classisches Werk allen Völkern und Zeiten zum Lesen empfiehlt, so ist dies ein Aberglaube gleich dem, daß Boileau ein außerordentlicher Dichter sei. Allerdings ist die Natürlichkeit der Sevigné besser, als die vorher bewunderte, gezierte Phraseologie Voiture's und Balzac's;

doch taugt die Meinung auch nicht: das Weſen eines guten Briefs beſtehe darin, daß er eben ein angenehmes Nichts ſei und weder in die Höhe aufſteigen, noch in die Tiefe dringen dürfe. Was könnte, was ſollte nicht in acht Bänden vertraulicher Briefe einer in alle Verhältniſſe ſo eingeweihten Frau, über jene denkwürdige Zeit Ludwig's XIV. ſtehen? — Und was ſteht drin? Nichtigkeiten, Lappalien in Unzahl, vielleicht anziehend für einen Tag, damit Frau von Grignan über die Klatſchereien aus der Hauptſtadt in der Provinz weiter klatſchen könnte. Aber für uns? Wer nicht auf Methuſalem's Alter rechnet, darf ſich mit buchſtäblichem Leſen ſolcher Bücher nicht abgeben. Weder über Staat, noch Kirche, noch Kunſt und Wiſſenſchaft etwas tiefer Eingehendes, oder nur genau Berichtendes, überall (als ſei dies die echte Eleganz und Schönheit) auf der Oberfläche herumſpielend, nicht einmal über die Skandale der Zeit in leichtſinnigem Scherze oder bitterem Ernſte genügende Auskunft. Die Aeußerlichkeit der Form ohne Inhalt iſt eben nur eine Aeußerlichkeit, und in den Briefen der Villars, den Berichten der d'Aulnoy iſt bei hinreichender Schreibgeſchicklichkeit verhältnißmäßig weit mehr Anziehendes und Lehrreiches.

Jean Paul's Briefwechſel mit Jacobi.

Faſt in keiner ſchriftlichen Mittheilung ſpricht ſich die Individualität der Menſchen ſo anſchaulich und lebendig aus, als in einem echten Briefwechſel. Ich nenne echten Briefwechſel einen ſolchen, wo es nicht von Haus aus auf Publicität, auf eine Kunſtausſtellung, ebenſo wenig auf ellenlange gelehrte Abhandlungen abgeſehen iſt (wie bei manchen Schriftſtellern des 16. Jahrhunderts). Weil die Weiber dieſe Verirrungen beſſer vermeiden als die Männer, ſchreiben ſie in der Regel beſſere Briefe. — Sonſt hat die Mode auch ihre Gewalt über die Briefſtellerei; es gab gelehrte, citirende, witzelnde, grobe,

höfliche, verhätschelnde Briefweisen. Von der letzten Richtung ist die Zeit Klopstock's, Wieland's, Jacobi's nicht frei. Verhätscheln und Uebelnehmerei stehen sich einander immer gegenüber, während es Charakter der Freundschaft ist, Lob und Tadel gleich unbefangen auszusprechen und aufzunehmen.

Goethe's Wahlverwandtschaften.

Form und Schreibart ist so vollkommen, daß sie das Urtheil mit Recht eher bestechen, als zu Einreden Veranlassung geben. Besteht ferner die Moral darin, daß das Unsittliche böse Folgen trägt und sich straft, so dünkt mich die Buße, welche für Eduard und Ottilie eintritt, nicht mehr zu gelinde, sondern eher zu hart, und der Vorwurf begibt sich aus dem Moralischen in das Aesthetische.

Nach dem Gange der Erzählung schreitet alles ohne Kampf, Besonnenheit, Gewissensbiß so allmählich weiter, daß die vier Personen entweder bequem ihre Plätze wechseln könnten (was selbst Ottilien anfangs behagt) oder sich beruhigen sollten. Plötzlich aber wendet sich alles ins Tragische und Gewaltige, während Eduard immer nur als eitles verzogenes Kind handelt, und auch in Ottilien (trotz des ihr beigelegten Tagebuchs) schwächliche Kränklichkeit vorherrscht. So erscheint ihr Hinscheiden leider kläglich und beklagenswerth; aber es fehlt die Macht und Tiefe der Charaktere, die Erhabenheit der sittlichen Kraft, welche wir in Kunstwerken mit Recht fordern, die bis zum Tode hinanführen. Man sieht nicht das wahrhaft Incommensurable, das unlösbare Räthsel, was in menschlichen Verhältnissen bisweilen collidirend hervortritt; sondern statt dieser aus den tiefsten Tiefen unserer Natur hervorbrechenden, das Leben auseinander treibenden Kräfte, eine äußerliche Wahlverwandtschaft, die sich mit etwas mehr Salzen oder Säuren willkürlich umstellen ließe. Die letzte Periode des Werks soll als schließende und verklärende Con-

fenanz wirken, ist aber keine. Denn wenn der Hauptmann und Charlotte mit auferstehen, geht der Tanz von neuem an; bleiben Ottilie und Eduard ungestört für sich und lassen sich's miteinander gefallen, so kann ein strenger Nachsatz nicht ausbleiben; ist aber die Auferstehung keineswegs bloße Fortsetzung der jetzigen Tagesgeschichte, so müßte über beide noch ein anderes Purgatorium kommen, und die Einsicht, daß nur Verwandtschaften höherer Art die Bürgschaft ewiger Zuneigung sein können und sollen. Gereinigt von dem Irdischen werden alle freundlich neben- und miteinander gehen können, wer aber dies irdisch Leidenschaftliche, Zerstörende unverändert festhalten will und das höchste Ziel darin sieht, wird in jener Welt so wenig wahrhaft selig werden, als in dieser sein können. So zeigt sich allerdings die physische Seite, das willenlose Geschehen (oder doch das willkürliche Machen und Machenwollen) zu gewaltig, der unter freien Wesen unpassende Begriff von Wahlverwandtschaften zu vorherrschend, das Höhere, was aus einer viel tiefsinnigeren Philosophie als diese der todten Natur, den Menschen anziehen und bestimmen soll, zu unbedeutend, und die wahre Universalmedicin gegen derlei Krankheiten, die Religion als gar nicht existirend. Die Philosophie, die Religion können in Thätigkeit gesetzt, und doch ein Roman geschrieben und die Saiten menschlicher Schwäche angeschlagen und ein tragischer Untergang unvermeidlich werden. Das bei allem Glanze künstlerischer Geschicklichkeit Zurückstoßende, ja Zerstörende des Buchs liegt darin: daß wir die physische, ethische und ästhetische Nothwendigkeit für diese Personen nicht einsehen, oder wenn wir daran bona fide glauben, doch des Centrums entbehren, wo Wahrheit, Schönheit und Güte nur Zweige eines Stammes sind und ungetrennt bleiben sollen.

Herr von Hormayr an Raumer.

München, den 5. März 1829.

Der Tod der zwei großen Tartuffe, Friedrich Schlegel und Adam Müller, welche mit Gentz verbunden, soviel Geistesdruck und so bittere Verfolgung in Wien organisirt haben, ließ (wie Sie aus der Beilage sehen) auch in München die Gemüther nicht unbewegt. Adam Müller hat insonderheit die Todsünde auf sich, daß 1814—15 den Tirolern durch elende Sophismen mit dem himmelschreiendsten Undank, ihre alte geheiligte, noch vom Kaiser Franz 1792—97 bekräftigte Verfassung höchst unpolitisch entrissen und dadurch die Stimmung dieses Landes unwiederbringlich verscherzt worden ist.

Tieck an Raumer.

Dresden, den 2. April 1829.

Ueber Ihre Novelle „Marie“*) hätte ich Ihnen nur gleich schreiben sollen, wie Herz und Phantasie ganz voll davon waren. Lange hatte mich nichts so sehr aufgeregt, ja erschüttert. Es ist das alte, oft angeregte, nie erschöpfte, nie in Harmonie aufgelöste dissonirende Thema des Lebens, wenn dieses zum geistigen Bewußtsein gelangt, wenn es geistig Erde und Himmel, Zeit und Ewigkeit, Leben und Tod in Liebe verbinden will. Diese Aufgabe ist wol überall nicht zu lösen; das heißt genügend, befriedigend für Herz und Phantasie, für Wahrheit und echtes Leben. Entweder — Resig-

*) Sie ist noch ungedruckt.

nation: Aufgeben des Höchſten und Würdigſten, Fallenlaſſen des Herzens und der edelſten Neigungen, der Sympathie: oder Surrogate in ſogenannter Moral, Religion u. ſ. w. ſogenannter, denn die wahre Durchdringung derſelben müßte wol anders ſprechen: oder das Durchhauen des Knotens mit dem Schwerte, ein Genuß, wo Sinnlichkeit und Geiſt ſich verbinden, in Liebe ſich kühlen und mäßigen und dadurch ſpäter auf einem Umwege zu einer milden und wehmüthigern Reſignation als jene oben angedeutete zurückkehren. Denn mittelmäßig ſein, beſchränkt ſein und ſich fühlen, iſt denn doch die Aufgabe des Lebens, als Lebens, alſo ſchon ſynonym mit jener Reſignation. Aber freilich, jedes echte Gefühl, jeder wahre Moment iſt auch eine Ewigkeit; das Ganze, kein Theil: und alſo würde ich, individuell, immer für dieſe Löſung und Kühlung jener zu geſteigerten unſterblichen Gefühle ſein, wenn der arme Menſch immerdar, vor den Geſpenſtern der Eiferſucht, Reue, Gewiſſen u. ſ. w. ſicher wäre, vor allen den Nervenfiebern, die ſich auch aus der Sphäre der Geſundheit entzünden. Wo Weiber ſind, wie im Alterthum, wo die Caſuiſtik der fein und vielfach geſponnenen Empfindung nicht aus der Schönheit in die Herzens- und Seelenfibern ſchmerzhaft hineingezogen iſt, wie es im ganzen Mittelalter, möchte ich doch ſagen bis Anno 1770, bis zu meiner Geburt nicht war, da entſtehen dieſe Fragen und Aufgaben gar nicht, höchſtens verwandte, die ſich aber des Lebens nicht ſo bemächtigen können. Was iſt Liebe? Was Ehe? Was Treue? Alle dieſe ſchnell beantworteten Fragen laſſen nur, wenn ich die individuellſten Verhältniſſe und Empfindungen kenne oder ſchildere, eine Art von Antwort zu, und wenn der jugendliche Goethe, ſeine damalige „Stella" ein Schauſpiel für Liebende nannte, ſo war denn doch nur die Gattung in jenem Augenblick gemeint, die wol eine doppelte Neigung in ſich erlebt hatten; aber die Phantaſtiſchen, die lieben und verachten können,

die einer wilden Eifersucht bedürfen — die in der Leidenschaft schon ihre künftige Untreue voraus ahnden — die, wie Tristan und Isolde, wie vom Zauber umsponnen, weder Reue noch Gewissen kennen; die aus zu großer Zärtlichkeit und Wollust, die Wollust fliehen, die das religiöse Gefühl mit dem Reiz der Sinnlichkeit vermischen, wo sind diese und so viele Gefühlsarten wol schon charakterisirt? Sie sehen, mit Ihrem Ausgange bin ich nicht zufrieden, aber auch nicht mit der Einleitung einverstanden, sie scheint mir etwas zu dünn und gewöhnlich, und doch ergreift uns die einzige Situation wol mit deswegen so gewaltig, weil sie so plötzlich aus dem Gewöhnlichen auftaucht. Das Leben, gleich Leben: das ist und bleibt der Inhalt alles Fühlens und Denkens. Und wird es je anders sein oder sein können? Wenn Existenz nur unter Bedingungen Existenz ist, oder ein und derselbe Begriff, gewiß niemals. Darum ist Schmerz und Wehmuth ewiger Natur, und unser Titanengefühl des Himmelsstürmens, was uns auch oft beseligt, eine Erinnerung an einen frühern Zustand und an ältere Götter. — Träume, Schäume, aus Schaum entstand die Aphrodite. Ein schönes Wortspiel.

Ueber Friedrich Schlegel hätte ich Ihnen viel zu sagen, und wie wir uns beide mit jedem Tage mehr abstarben. Die erschütternde plötzliche Wirklichkeit war mehr ein körperlicher Schreck, als ein Seelenverlust, und doch muß ich mir das Zeugniß geben, daß ich zu diesem Entfremden und gegenseitigen Ableben nichts aus Eigensinn oder willkürlichem Unglauben und Unfrommheit that; ich konnte es aber ebenso wenig hindern. Die Liebe ist aber dadurch unbegreiflich, daß ich ihn dennoch lieben mußte, obgleich sich unser Wollen und Erkennen, und unsere Wahrheit fast gar nicht berührten; obgleich er mir in manchen Stunden wie ein Gespenst erschien, für welches es keine Wahrheit mehr geben kann. Mündlich über diesen Gegenstand recht viel. Ich habe durch Friedrich

während seines Hierseins viel gelernt, aber freilich auf die entgegengesetzte Weise, als er es wollte. Sie werden mich verstehen. Was ist der Geist des Menschen! Wie sonderbar, daß er sich oft am größten fühlt, wenn er sich aus der Unermeßlichkeit in kleine Dürftigkeit zurückzieht und im Gespenstischen, Fremden, Willkürlichen, im Abenteuer und Aberglauben (ganz dem Sokrates entgegengesetzt) die höchste Weisheit sucht und findet, und doch das Süße der Beschränktheit und des Irdischen, die hohe Fülle im scheinbar Vergänglichen, das Geistige und Lebendige im Zufälligen, Materiellen, Todten (was so oft so misgenannt wird) verkennt.

Raumer an seinen Bruder Karl.

Dresden, den 12. April 1829.

— — — Wäre ich nicht Vertheidiger meiner selbst, würde ich gegen mich schlimmere Dinge beibringen, als Du mir vorwirfst. Du suchst (ich möchte auf diese Bemerkung fast meine weitere Antwort zurückbringen) die Gefahren fast lediglich in dem von außen Gegebenen, Sehen, Hören, Tanzen, Schauspiel u. s. w.; ich erkenne sie vorzugsweise im Innern, in der eigenen Persönlichkeit, welche sich zu demselben Aeußern ganz verschieden verhalten kann und wirklich verhält. Die Art der Wahlverwandtschaft und Anziehung gibt dem Aeußern erst die Qualität, und alle Tanzböden und Komödienhäuser in der ganzen Welt haben noch nicht so viel Böses zu Tage gefördert, als unter der Firma der Religion als Fanatismus zur Wirklichkeit gekommen ist. Das lag gewiß nicht in der echten Religion, sondern in der Teufelei, welche die Leute hinzubrachten. — Was Du von den falschen Freuden der Welt sagst, hat keinen Zweifel; nur besteht der rechte Ernst,

ohne welchen keine echte Heiterkeit möglich ist, nicht in ascetischer Selbstpeinigung. Der Tod macht ja nicht blos unserem Scherze, sondern auch unserem Ernste ein Ende, und es fragt sich: ob nicht manches gering Geachtete von jenem dereinst so viel gelten wird, als manches Ueberschätzte von diesem. Der Gedanke an den Tod soll nicht das Leben selbst tödten, sonst ginge es nach dem Alarkos: aus Furcht zu sterben, ist er schon gestorben.

Hammer an den Professor Löbell.

Berlin, den 30. April 1829.

— — — Mir entstand die Novelle „Marie" als ein Beispiel zu vielen Gesprächen, die besonders in Dresden geführt worden waren; sie berührt eine Menge der unergründlichsten Fragen und Räthsel. Besser vielleicht, wer diese sich nie aufgeworfen hat, und auf glatter Chaussee durchs Leben fährt; allein ein anderer, den der Himmel nicht auf diese Weise mit der Schnellpost befördert, darf, ja muß seinen eigenen Weg gehen. Die Fragen über das Verhältniß des Allgemeinen und Besondern, des Gesetzes und der Individualität, des Gegebenen und Anzulernenden, des Verstandes und der Phantasie, der Sinnlichkeit und des Stoicismus, der Schönheit und Tugend, der Begeisterung und Besonnenheit, der Liebe und des Hasses, oder wie man diese Gegensätze weiter ausführen will; — wer über dies Alles so im Klaren und Sichern ist, wie über zwei mal zwei macht vier; ich weiß nicht ob ich ihn bewundern oder beklagen soll. Vielleicht beides, je nachdem der Grund der Sicherheit so oder anders gestaltet war. Mir erscheint mit menschlichen Kräften auf

dieſer Unterwelt eine volle harmoniſche Löſung nicht möglich, vielmehr beſteht ja das Leben nur in der fortlaufenden Verflechtung der Conſonanzen und Diſſonanzen.

Nanner an den Profeſſor Löbell.

Berlin, den 12. Mai 1829.

— — — So weit ein Streit; jetzt zu einem zweiten. Sie haben A. W. Schlegel's Aufnahme wol zu finſter gedeutet. Wenn jemand zu mir käme, im Augenblick wo ich vielleicht ausgehen oder irgendetwas Beſtimmtes vernehmen wollte, vielleicht machte ich einen ähnlichen Eindruck wie Schlegel. Sie wiſſen, daß er ſich hier um viel kleine Leute bekümmerte und von mir lange gar keine Notiz nahm; mich hat's nicht gekümmert, als weil ich mit einem ſo reichen Geiſte gern in eine nähere Verbindung gekommen wäre, — und nachher wie offen, freundlich, zuvorkommend hat er ſich gegen mich benommen; wie angenehm hat Tieck bei ihm gelebt und ſich mit ihm verſtändigt. Ich kann auf ſeine kleinen Eitelkeiten kein Gewicht legen, jeder hat dergleichen in irgendeiner Art, und ſie ſind mir bei ihm ſo gutmüthig und offen erſchienen. Z. B. der kleine Spiegel, und ſollte nicht jeder einen mit ſich führen, der Taback ſchnupft, rothe Augen hat, eine bewegliche Perrüke trägt u. ſ. w.?

Friedrich Schlegel hat freilich das böſe Schickſal derer gehabt, die mit Gewalt die Schranken alles Menſchlichen durchbrechen wollen. Er war zuletzt nichts weniger als Katholik im kirchlichen Sinne, ſondern ſtand auf einer Stelle, die ihn der Kirche gegenüber als Ketzer bezeichnet hätte. Auslegungen der Apokalypſe, darauf gegründete myſtiſch-ſymboliſche

Zeichnungen und Bildchen galten ihm für das Höchste. Er erwartete Wunder, Umstellungen der Sterne am Himmel, große Veränderungen auf Erden vor Eintritt der vorigen Ostern, ja er sprach als werde er binnen kurzem Wunder thun, Todte erwecken und Berge versetzen. Und das alles mit und durch jene Zeichen und Bilder; Magnetismus, Hellseherei, Glaube — und Unglaube durcheinander. — Als Tieck die Größe des Gedankens der Hierarchie anerkannte, aber auf die Mängel in der Ausführung aufmerksam machte, sagte er ungeduldig: das alles nenne ich ja nicht Hierarchie! — Und was denn? Wenn Gott Feuer durch Elias vom Himmel fallen läßt. Und er meinte wol nächstens solchen Beruf anzutreten. Besonders suchte er die Weiber zu gewinnen und als er mit Dorothea zerfiel, hat er doppelt Frau von *** zugesetzt. Von Gott so begünstigte Naturen müßten sich von allem Thun und Denken der gewöhnlichen Welt lossagen, anderen Offenbarungen und Erleuchtungen hingeben — das heißt sich ihm und seiner Leitung unbedingt unterwerfen! Hätte Marie (sagte er der widersprechenden Frau) dem Heiligen Geist so widerstehen wollen, wäre Christus nicht geboren!! Doch genug, damit ich von diesem Punkte aus, die Klagen und Betrachtungen Ihres Briefes nicht wiederhole.

Raumer an seine Schwester Luise.

Berlin, den 23. Mai 1829.

— — — Es ist freilich das Natürlichste, Bequemste und für die meisten Gemüther Heilsamste, alle Erscheinungen, Gefühle, Handlungen des Lebens kurzweg in gut und böse, recht und unrecht zu zerfällen und danach loszusprechen und zu ver-

urtheilen; ich habe darin nie Geschicklichkeit besessen, nie mich mit diesem mechanischen Spruchgeschäft begnügen können, und je älter ich werde, desto mehr fühle ich, daß dies Verfahren fast niemals ausreicht. Wer hat denn Recht: Alexander der Große oder Demosthenes, die Hohenstaufen oder die Päpste, Elisabeth oder Marie Stuart — und so hinab bis auf Streitigkeiten zwischen Herrschaften und Gesinde, Studenten und Senat, Schüler und Lehrer. — Glaube nicht, daß ich damit Recht und Gerechtigkeit an sich leugne, nur ist der abstracte Begriff, den viele lediglich davon geltend machen wollen, gewiß nicht das weltenerhaltende Auge Gottes. Kann doch das allereinfachste Geschäft des Rechtsprechens nach dem Buchstaben des Rechts damit nicht auskommen, sondern muß sich oft zu der hülfreichen Sonne der Gnade hinwenden, und wer wird seine Kinder danach erziehen, seine Ehe allein nach dem Landrechte binden und lösen?

Hofrath Heeren an Raumer.

Göttingen, den 24. Mai 1829.

— — — Das Interesse, welches Ihr Werk mir einflößte, war vielfach. Es ist in meinen Augen etwas Großes, wenn ein Schriftsteller sich einen Hauptgegenstand wählt, dem er seine besten Kräfte und einen Theil seines Lebens widmet. Dies haben Sie gethan, und der Gegenstand ist von solchem Umfange und von solcher Wichtigkeit, daß in der ganzen Geschichte des Mittelalters kein anderer damit verglichen werden kann. Sind es doch aus diesem ganzen Zeitraum die größten Charaktere, die hier auftreten; und was ist die Geschichte ohne diese? Es war eine schwere Aufgabe, hier diejenige Unpar-

teilichkeit zu beobachten, welche bei der Darstellung des Kampfes so entgegengesetzter Gewalten so schwierig ist. Auch diese Aufgabe ist von Ihnen glücklich gelöset. Was aber Ihrem Werke eigentlich sein Leben einflößt; was seine Dauer ihm sichert, weil auch der Leser sich wieder dadurch ergriffen fühlt, ist Ihre eigene lebendige Theilnahme an dem Gegenstande. Die Werke unserer großen Compilatoren, wie gelehrt sie auch sein mögen, bleiben doch todte Werke. Es gibt keinen großen Geschichtschreiber, ohne jene eigene Theilnahme, die aus dem Gemüth des Historikers hervorgehen muß. Wo anders schöpft er die Wahrheit der Darstellung, die doch die Aufgabe für die Geschichte ist?

Urtheilen Sie nach diesem allen, mit welcher Theilnahme ich Ihr Werk gelesen habe. Gern würde ich Ihnen meine geringen Bemerkungen mittheilen, wenn ich sie mir sogleich damals aufgezeichnet hätte. Jetzt bedarf es erst einer wiederholten Lesung. Bei der Flut des Mittelmäßigen und Schlechten in unserer Wissenschaft, war das Erscheinen eines neuen classischen Werkes in derselben stets mein größter Genuß, und diesen soll mir selbst mein zunehmendes Alter nicht schwächen. — — —

Tieck an Raumer.

Juli 1829.

— — — Das reine Interesse für Wissenschaft, Kunst, Wahrheit, Religion, Geschichte und alles Edle ist höchst selten. Man begreift, wenn ich den Freund preise, er ist ein Freund, sagen die übrigen; man vergibt mir, wenn ich den

Feind gering schätze, weil er mein Widersacher ist! Lobe ich am letzten irgendwas, so sucht man nach der Absicht, die ich damit durchsetzen will; tadle ich am Freunde, so bin ich undankbar, oder schlechten Herzens, oder stehe im Begriff ihn anzufeinden. Die Schreier machen der Menge die Meinung. Weiche ich ab, widerspreche ich, so ist es Hochmuth, Eigensinn. Die Wahrheitsliebe, die unerschütterliche Verehrung dessen, was ich für das Rechte erkenne, daran glaubt kein Mensch. Kehren die Schreier nach Jahren zu jener Meinung zurück, die ich vertheidigte, so haben sie längst vergessen, daß sie ihretwegen mit mir stritten. Es scheint mir Naturgesetz: man soll nur mit sich und seinen Freunden leben. Jene Zeiten, wo Wahrheit und Schönheit allgemeiner anerkannt wurden, sind die seltenen lichten Punkte. Haben Sie nicht schon recht viele Verehrer des Rafael und Sophokles gekannt, die mit den elendesten neuen Schmierereien oder halbsüßen Kindereien, sowie mit Hofmann und noch schlimmeren völlig einverstanden waren? Können Sie dergleichen unmöglich vereinigen, nun so zuckt man vornehm die Schultern; sie sind einseitig, mit der Zeit nicht fortgeschritten, ein universeller Sinn fehlt u. dgl. — — —

Raumer an Tieck.

Berlin, den 30. August 1829.

— — — Vorgestern gab man den „Götz" zu Goethe's Geburtstag recht brav, sonst ohne Prolog und Vivat, ganz kahl. Der König, sagen die Leute, liebe dergleichen nicht; ob er gleich an tausend Dinge nicht denkt, die sie ihm aufbinden um ihre Faulheit oder ihre Vorurtheile zu rechtfertigen.

Mein Bruder Karl ſchreibt mir: ich ſolle ja nicht zu viel an den „Hohenſtaufen" ändern und ſie dadurch verderben. Das fiel mir bei Goethe's Aenderungen des „Götz" ein. Adelheid und Weislingen werden gar zu geringe, und die pure Vortrefflichkeit, die dem Götz angekünſtelt iſt, droht immer loszubröckeln. Das Ganze hat eine ultraariſtokratiſche Richtung für den Adel, und nie hätte Shakſpeare den Kaiſer und Luther und alles Große der Zeit ſo beiläufig über das Theater traben laſſen. Selbſt Götz wird auf dieſe Weiſe unverſtändlich und dreht ſich wie in einem engen Seitenwirbel eines großen Stroms umher, während dieſer Strom ſelbſt und die bewegende Größe und Kraft eigentlich unſern Augen entzogen iſt.

Am 16. d. M. feierte die Univerſität ihr zwanzigjähriges Stiftungsfeſt, wo einmal alle Fehde ein Ende hatte und Schleiermacher, Schmalz, Hegel u. ſ. w. ſich zuſammenfanden, ſprachen und als ehrenwerth behandelten. Gewiß gut, daß Humanität die Grobheit austreibt, und verſchiedene Anſichten und Richtungen nebeneinander ſich entwickeln, gefördert und bekämpft werden, ohne des Anſtandes zu vergeſſen, oder die Perſönlichkeit übereilt zu verdammen.

Wie richtig ſagen Sie in Ihrer Vorrede, daß z. B. leidenſchaftliches Zanken über Vernunft und Myſtik, Philoſophie und Religion nur beweiſe, man habe die vernünftige Mitte nicht gefunden. Aber freilich iſt dieſe Mitte nicht der todte Niederſchlag zweier lebendigen Kräfte, die ſich völlig gegeneinander aufgehoben haben und Null geworden ſind. Dies kommt mir vor, als wenn einer behauptete, das Einathmen, der zweite, das Aushauchen ſei das wahre ganze Leben, und der dritte gar das Nichteinathmen und Nichtaushauchen, dieſer Indifferenzpunkt mancher neuern Lehre!

Ohne Mühe habe ich die Attiker, Spanier und ſonſt mannichfache Formen des Drama begriffen, aber immer von Shakſpeare herkommend, an Ben Jonſon keinen Geſchmack

finden können. Es kam mir alles so gemacht, pedantisch, nüchtern vor; er gab mir nicht das, was ich für meine Person beim Dichter suche. Auch Spenser gefiel mir nur, solange ich seine sans foi, sans roi, sans loi vergaß; diese Art Allegorien sind nun einmal meine Antipathie. Sie sind nicht einmal ein Knochengerüst zur Poesie, viel weniger mehr.

Sie stellen die tragische Oper der romantischen gegenüber. Dieser Gegensatz scheint mir nicht ganz scharf und erschöpfend. Denn sowie es eine romantische Tragödie gibt, gibt es auch eine romantisch-tragische Oper. Beide stehen (gleichwie die romantische Komik) den mehr antiken Formen gegenüber. Daß wir nicht viel romantisch-tragische Opern haben, beweiset nichts gegen ihre Möglichkeit; die unerreichte „Armide" Gluck's kann für tausend gelten und ist nach Text, Inhalt, Behandlung mehr werth, als was jetzt romantisch heißt und nur eine zusammengewürfelte Rummelei ist, wo man nicht einmal disjecta membra poetae erkennen kann. An Ihren Einwurf, dem ich entgegensehe: „Armide" sei in gewissem Sinne keine romantische Oper, ließe sich viel anreihen, wobei ihr aber doch zuletzt unfehlbar mehr Eigenthümlichkeit und eigenes Leben bleibt, als — doch exempla sunt odiosa. — Und was ist denn „Don Juan", tragisch oder komisch, ist das Teufelholen Ernst oder Spaß, das letzte Chor nöthig oder wegzulassen? Ist „Oberon" eine romantische Oper, weil er durch die Luft fährt, oder komisch weil Fatime unmäßig lacht, oder tragisch weil Roschane in den Sack gesteckt wird. Der Held thut eigentlich gar nichts, als daß er sich der Kammerjungfern Roschane's erwehrt. Und doch wäre es romantischer für ihn, er griffe zu, und für sie, sie ließe den großen — — — (dies Costüm hat er hier) ungeschoren laufen. Doch ich gerathe in unnütz Geschwätz, und fürchte Zurechtweisungen! — — —

A. W. Schlegel an Hammer.

Bonn, den 17. August 1829.

Ich habe Sie tausendmal um Verzeihung zu bitten, mein verehrtester Herr und Freund, daß ich Ihre Abhandlung so lange behalten habe. Auf eine so interessante Mittheilung durfte die Erwiderung doch nicht ganz inhaltsleer ausfallen, und ich konnte nie die Zeit finden, meine Gedanken nur einigermaßen zu ordnen. Ich habe mittlerweile zwei Ausgaben indischer Werke in die Welt ausgehen lassen; wenn Sie mir die Ehre erzeigen wollen, die lateinischen Vorreden dazu zu lesen, die Sie von Herrn Böckh oder Geheimrath Schulze haben können, so werden Sie mich entschuldigen. Seit vielen Jahren habe ich mich von der Kunstrichterei zurück in das Gebiet historischer und philologischer Forschung gezogen, und bin einheimischer in Asien als in Europa. Meine kritischen Schriften mußte ich denn doch sammeln, allein es hat kein Hahn darum gekräht. Meine Lorbern blühen nicht in Deutschland. Ueberhaupt machte ich niemals Anspruch darauf ein Theoretiker zu sein, et si, par ci par là, j'ai fait un peu de théorie, c'était à mon corps défendant et par la contagion de mes contemporains. — Aber ein Kritiker habe ich mich allerdings bemüht zu sein, und zwar ein praktischer und kosmopolitischer. Dies habe ich auch jetzt noch nicht ganz aufgegeben. Sollte ich jemals auf mein Buch über die dramatische Literatur zurückkommen, so werde ich gewiß Ihre Abhandlung sorgfältig vergleichen, um zu sehen, was ich anders zu bestimmen habe. Was die Poetik des Aristoteles betrifft, so will ich nur gestehen, daß Sie mich nicht sonderlich bekehrt haben. Wenn auch, wie Goethe oder Mephistopheles sagt, alle Theorie unvermeidlicherweise grau

ist, so finde ich doch diese gar fahl und aschgrau. Wegen des den Philosophen schuldigen Respectes, ziehen wir uns am besten aus dem Handel, wenn wir annehmen, es sei ein Bruchstück von einem schlechten Collegienheft. Sollte aber Aristoteles die edle und göttliche Poesie wirklich so tumultuarisch abgefertigt haben, so müssen wir uns damit trösten, daß auch andere hochberühmte Philosophen darüber wenig Ersprießliches, oder daß sie gar viel Verkehrtes zu Markte gebracht. Aus Spinoza's Schriften sollte man wol gar nicht argwöhnen, daß es etwas dergleichen, eine Poesie und Kunst in der Welt gäbe. Und ist es mit Leibniz viel anders? Kant hat in der Kritik der Urtheilskraft einige schöne Blicke gethan, hinter dem Rücken seiner Metaphysik. Wenn er sich aber näher an die Ausübung hineinwagt, so fällt es so aus, daß es einen Stein erbarmen möchte. Fichte hat mir oft in der Poesie Unterricht ertheilen wollen: ich hörte es geduldig an, weil es mir nicht geringe Unterhaltung gewährte. Die einzigen, mit denen ich mich verständigen konnte, waren mein Bruder Friedrich, als er noch ein Denker war, und Schelling.

Wenn aber auch die Alten in die philosophische Theorie der Poesie nicht tief eingedrungen sind, so haben sie eine gute Entschuldigung. Sie kannten ja nichts als die griechische Poesie, welche, wiewol sehr vorzüglich, doch nicht frei von nationalen Eigenheiten und Beschränkungen war. Sie glauben, Aristoteles würde den Werth der romantischen Dichter anerkannt haben, wenn er sie hätte lesen können. Dies muß ich bezweifeln. Man kennt ja die albernen Einbildungen der Griechen von dem durchgängigen Gegensatze zwischen Hellenen und Barbaren, und dem unermeßlichen Vorrange der ersten. Und gestehen Sie nur, in diesem Punkte war Aristoteles ein recht crasser und verstockter Grieche.

Die erste Grundlage einer philosophischen Theorie der

Poesie und der schönen Künste muß wie mich dünkt, der Beweis sein, daß die Anlage dazu und das Bedürfniß ein wesentlicher Bestandtheil der menschlichen Natur sei. Hierbei thun wir denn doch wol besser von der Thatsache auszugehen, als wenn wir uns bei der Philosophie Raths erholen.

Also ist die allgemeine Geschichte der Poesie und der Künste eine nothwendige Vorarbeit. Das, worin die verschiedensten Zeitalter und Völker in ihren Forderungen übereinstimmen, gehört zum Wesen der Sache, das übrige ist individuelle und vielleicht zufällige Ausbildung. Ich habe mich bemüht, hierzu meinen Beitrag zu liefern, indem ich das Genialische auch unter einer fremden Hülle, besonders das verkannte oder vergessene, ans Licht zu ziehen strebte; und es ist mir damit auch ziemlich gelungen. Da konnte es nun leicht begegnen, das ich in der ersten Freude des neuen Fundes etwas überschätzte. Es ist mir lieb, wenn mein Urtheil durch Freunde berichtigt wird, und ich danke Ihnen für die mich betreffende Anmerkung Seite 77.

Gegen Ihr strenges Urtheil über den „Amphitruo", besonders über den des Molière, den ich allerliebst finde, muß ich protestiren. — Ueberlassen wir es doch den Methodisten, an so guten Späßen Aergerniß zu nehmen.

Ich wiederhole meine Bitte, die lange verzögerte Zurücksendung und den geringen Gehalt dieses Briefes zu entschuldigen. Leben Sie recht wohl und behalten Sie mich in recht freundschaftlichem Andenken. Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung.

Raumer an Professor Löbell.

Berlin, den 7. December 1829.

— — — So machen es die ehemaligen Jakobiner; überall pure Tyrannei, erst unter der Firma, Freiheit und Republik, nun unter der Firma des Gesetzes und Königthums. In Dresden ging mir die Geduld aus, mit einem aufgeschossenen, jetzt in die Reihe der sogenannten Gutsbesitzer hineingerathenen, weitgereiseten Jünglinge. Er schimpfte auf die Gesetzgebung von 1810, klagte, daß er die Bauern nicht prügeln dürfe, wollte statt der Klassensteuer eine für alle gleiche Kopfsteuer u. s. w. Es war sehr leicht ihn wegen dieser Dummheiten in den Sand zu setzen. Vor 1810 hätte der Herr keinen Fuß breit adelichen Landes erwerben können, er müßte nach den alten Grundsätzen aus der Adelsversammlung herausgeworfen werden, er hätte damals als cantonpflichtig selbst die schönsten Prügel bekommen — und doch!! — Und es war ein sogenannter gebildeter, gereiseter Mann.

Nun zur Beantwortung Ihres Briefes: Studentenbeifall irrig genug, oft der Maßstab, wonach selbst das Ministerium den Werth eines Menschen abmißt. Muß jeder Student (wie in Königsberg) halbjährig ein Collegium bei der philosophischen Facultät hören; muß im Zeugniß Geschichte aufgeführt sein, bin ich ohne Mühe sogleich ein außerordentlicher Docent.

Umgang. Seien Sie nicht zu kiesätig, kiesetig. Ich war, das zeigen meine Briefe, darüber ehemals überstreng und verdrießlich. Bunter Wechsel meiner Lebensverhältnisse lehrte mich allmählich mit Leuten der verschiedensten Art, von Prinzen bis zu Bauern hinab, mich leicht bewegen und Sie glauben nicht, wie viel ich auf diesem Wege gelernt habe.

Jedes Inſtrument will auf ſeine Weiſe geſpielt ſein, ſonſt gibt es keine oder falſche Töne. Ganz Gleichartiges ſcheint zwar das Förderlichſte, läßt aber oft auf derſelben Stelle. Daß wir über manches verſchieden dachten und urtheilten, von Hammelcoteletten aufwärts bis zu theologiſchen Syſtemen, war eben förderlich und hinderte daß die geiſtige Mühle nicht zum Stillſtand kam, oder blos eintönig klapperte. — — —

Dorothea Tieck an Raumer.

Dresden, den 27. December 1829.

— — — Ihre Novelle „Marie“ hatte mich im Frühling, als ich ſie zum erſten male las, ſo erſchüttert, daß ich einige Zeit geiſtig und körperlich wie vernichtet war. Wie das Werk aus Ihrem Innern, aus bittern Erfahrungen und Kämpfen hervorgegangen iſt, ſo bei mir das Verſtändniß und lebhafte Intereſſe. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie viel ich über das kleine Werk, das in ſo engem Raum ſo unendlich vieles umfaßt, nachgedacht habe, wie es dazu beigetragen hat, mein Gemüth zu reifen, und mir über ſo manches, was noch dunkel in meiner Seele lag, ein Licht verbreitet. Wie dankbar ich Ihrer dabei gedenke, brauche ich Ihnen wol nicht erſt zu ſagen. Auch Ihre Meinung, daß man ſein Licht nicht unter den Scheffel ſtellen ſoll, bewährt ſich von neuem dadurch, daß etwas Erfahrenes in ſolchem Grade auf andere wirken und ihnen nützlich ſein kann. Ich ſchob das Leſen immer auf, weil ich mich ſcheute, jene Empfindungen, welche das erſte Leſen mir erregt hatte, zu erneuern. Geſtern entſchloß ich mich endlich dazu, und las ſie nicht mit jener ſchmerzlichen Spannung aber mit größerem Verſtändniß und Intereſſe.

Ich möchte Ihnen gern recht viel darüber ſagen, und nicht ſowol Aengſtlichkeit als Ungeſchicklichkeit hält mich davon ab. In den Wahlverwandtſchaften iſt der freie Wille ganz aufgehoben: hingegen ſcheint es mir, Sie wollen zeigen, wie unrecht die Menſchen thun, wenn ſie ſich nicht genug auf dieſen Willen, der ſich natürlich auf höheren Beiſtand ſtützen muß, verlaſſen. Dadurch verfällt man in die Krankheit der Puritaner, die alles als gefährlich abweiſen, was das Leben verſchönern und die Seele erheben könnte. Dies gilt für Strenge gegen ſich ſelbſt, mir hat es aber immer die größte Weichlichkeit geſchienen. Sollen wir eine Kraft, eine Empfindung aus unſerer Seele ausrotten, weil es uns einigen Kampf koſtet, die Schlacken herauszuſchmelzen und die Empfindung ſo zu erziehen, daß ſie nicht nur für dieſes, ſondern auch für ein ewiges Leben Früchte tragen kann? Mir ſcheint, wir thun uns ſelbſt ſehr zu nahe, wenn wir ſo wenige geringe Forderungen an uns machen; und mir ſcheint es nicht zu viel, wenn wir es wagen auch ſchon hier uns in unſern Empfindungen den Geiſtern anzureihen, die weder freien, noch ſich freien laſſen; muß doch jede Liebe, jede Freundſchaft von dem unreinen Feuer ſich frei machen, das alles in ſich ziehen, alles ſelbſtſüchtig verzehren möchte. Man muß ſich gewiß nicht gleich irre machen laſſen, wenn es in der Freundſchaft Augenblicke gibt, in denen wir uns von einem zu leidenſchaftlichen Gefühl hingeriſſen fühlen, wo man denn wol denkt, dies Gefühl überhaupt iſt ſündlich, dies iſt aber nicht der Fall, ſondern nur der irdiſche Stoff, der ihm noch anhängt, iſt Sünde. Je mehr wir geben, ohne Lohn zu erwarten, je mehr uns an dem Gefühl an ſich genügt, ohne es ſelbſtſüchtig auf uns zu beziehen, deſto einiger und reiner wird unſer Gefühl, deſto feſter unſer innerer Frieden werden, und ſelbſt Erwiderung wird uns dann weit eher zu Theil werden, ſodaß man wol jenen Spruch darauf beziehen kann: Suchet zuerſt

das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit (das Reich Gottes nämlich, das durch die reine hingebende Liebe in euerem Herzen erblüht, und die Gerechtigkeit die nichts an sich reißen will) so wird auch das Uebrige dazu gegeben werden (die äußere Befriedigung, die der irdische geringere Theil in jeder Empfindung ist). Es kann uns dann wol das Herz zerreißen, wenn wir unsere Perlen einer Königin anbieten, und diese sie abweiset und sich lieber an unechten erfreut; aber erbittern kann es uns nicht, weder gegen diese Königin, noch gegen uns, noch gegen das Leben. Alles dies ist mir durch die Schmerzen und Kämpfe vieler Jahre geworden, und ich kann sagen, daß ich immer jünger mich fühle, je älter ich werde, und daß ich jetzt anfange zu hoffen, ich werde noch einst wie die Kinder, die in das Himmelreich eingehen können.

Verzeihen Sie, liebster Raumer, ich schwatze Ihnen wol zu viel vor und Sie werden am Ende aus meinen confusen Reden nicht einmal klug. In mir ist es klar und ich weiß recht gut was ich meine, aber mir fehlt die Gabe ganz diesen Gedanken eine Form zu geben, die sie auch andern deutlich machte. Dies nennen Sie immer mein Licht unter den Scheffel stellen. Nein, glauben Sie mir, es steht unter keinem Scheffel, es ist aber ein kleines, trübe brennendes Licht, mit dem ich wohl zufrieden bin, und das hell genug brennt damit ich meine Strümpfe dabei stricken kann, das aber wahrlich nicht gemacht ist, andern zu leuchten.

Raupach an Professor Löbell.

Berlin, den 30. Januar 1830.

Jetzt ist wieder ein Trödel im Gange, angeregt von Puritanern über das neue Gesangbuch. Sie könnten einem den Supernaturalismus, wie andern den Rationalismus verleiden. Mir kommen diese Parteien vor wie Leute, die sich streiten, ob die Vorderbeine oder Hinterbeine des Pferdes den Reiter tragen, als thäte dies nicht das eine ganze Pferd. Doch diese Vergleichung sans comparaison.

Noch mehr werden Sie sich über mein Lob Raupach's wundern. Sein „Heinrich VI." hat meine Erwartungen auf alle Weise übertroffen und während das ordinäre Publikum nicht recht weiß, was es mit dem Stücke anfangen soll, habe ich die vier ersten Acte mit höchstem Interesse gehört und gesehen und der fünfte, wo er die Vergiftung Heinrich's annimmt, ist leichter zu tadeln als besser zu machen. Es ist keine Frage, daß das Stück allen Tragödien voransteht, die er bisjetzt gedichtet hat, und wenn er auch kein Shakspeare ist, sollen wir uns doch freuen daß nicht blos pariser Hanswarten auf der Bühne umherhüpfen, sondern einmal ein deutscher Kaiser darüber hinwegschreitet.

Professor Raupach an Raumer.

Berlin, den 28. Januar 1830.

Wenn schon der Beifall eines jeden durch seine Bildung zum Kunstrichter Berufenen dem Dichter (erlauben Sie mir der Kürze wegen diesen Ausdruck) angenehm ist, wie viel

mehr muß es derjenige für mich sein, den Sie mir in Ihrer freundlichen Zuschrift von gestern so gütig zu erkennen gaben, da wol unter allen meinen jetzigen und etwa künftigen Zuhörern nicht einer sein dürfte, der mit dem von mir behandelten Stoffe so vertraut wäre wie Sie. Wir sind einander schon sehr früh in der Liebe zu den Hohenstaufen begegnet: denn schon im Jahre 18, wo ich zum ersten male die Geschichte des Mittelalters öffentlich vortrug, machte ich die ersten Entwürfe zu einer Reihe von Tragödien aus der Geschichte dieses Heldengeschlechts und seiner Vorgänger der Salier; weil ich schon damals den Glauben hegte, es sei das wünschenswertheste Ziel, ja recht eigentlich die Aufgabe des deutschen Dichters, Deutschland mit seiner Geschichte wieder zu vereinigen und zu versöhnen. Umstände hinderten mich in jener Zeit Hand ans Werk zu legen, gewiß zu meinem und der Sache Besten. Später, als die Zeit der jugendlichen Kühnheit, die sich vermessen an alles wagt, vorüber war, fand ich meine Kräfte immer unzulänglicher und unreifer, je mehr ich diesen welthistorischen Stoff betrachtete, der alle andern jemals von Dichtern behandelten überragt. Auf diese Weise hatte ich meine Idee so ziemlich aufgegeben, um so mehr, da es mir trotz aller Mühe nicht gelungen war, andere Dichter, z. B. Müller und Grillparzer, zu Mitarbeitern an diesem großen Werke zu gewinnen, als auf einmal in der neuesten Zeit sich mehrere Dichter dieses Stoffes bemeisterten, und ihn auf eine Art behandelten, die mich nicht durchaus befriedigte. Da erwachte meine alte Neigung wieder, und die Folge davon war der Versuch, den Sie mit so vieler Nachsicht beurtheilen. Ich habe mir erlaubt, dies alles hier anzuführen, um Ihnen zu zeigen, wie sehr unter diesen Umständen der Beifall des Kenners für mich im Werthe steigen muß. Schade nur, daß der strenge Stil, den meines Erachtens die wahrhaft historische Tragödie unerläßlich fordert,

dem Publikum nicht zuzusagen scheint, was eben nicht zur Fortsetzung ermuntert. Empfangen Sie nochmals meinen Dank für Ihre gütige Zuschrift und zugleich die Versicherung der vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit.

Hammer an Tieck.

— — Neben dem Lesen ging allerdings das Schreiben her, und als Anhang zu der Auswahl aus meinem Verzeichniß gelesener Bücher, will ich Ihnen mittheilen, was ich seit 1818 schrieb:

1818. Die Geschichte Friedrich's II. bis 1239; das zweite Buch der Hohenstaufen, sowie die Vorlesungen über die alte Geschichte revidirt.

1819. Unglückliches Rectorat in Breslau, Störungen in Menge. Geschrieben die Geschichte Friedrich's II. bis 1245, die Abhandlungen über die italienischen Städte, Notizen über die Klöster zusammengestellt, mehrere Kapitel in den Vorlesungen über die alte Geschichte neu ausgearbeitet, z. B. Indier, Aegypter, Verfassung, Finanzen.

1820. Die Hohenstaufen weiter ausgearbeitet bis zum Anfange des letzten Hauptstücks im achten Buche. — Letzte Revision der Vorlesungen über die alte Geschichte. — Fast in jedem Jahre einige Recensionen geschrieben für die „Wiener Jahrbücher" u. s. w.

1821. Die Hohenstaufen ganz revidirt und die Ausarbeitung fortgesetzt.

1822. Desgleichen, besonders Band V u. VI. — Rede zur fünfundzwanzigjährigen Regierungsfeier des Königs. — Recensionen.

1823. Band VI beendet, zwei Bände gedruckt.

1824. Die neuere Geſchichte Band I bis zum Tode Karl's V. geſchrieben.

1825. Neuere Geſchichte bis zum Tode Heinrich's IV. — Abhandlung über die Begriffe von Recht, Staat und Politik. — Anzeigen fürs „Converſationsblatt".

1826. Geſchichte der Königin Eliſabeth, der Niederlande bis 1618. — Ueber Familie und Ehe zu meinem Staatsrecht u. ſ. w.

1827. Geſchichte Deutſchlands von Karl V. bis zum Tode Guſtav Adolf's. — Pariſer Briefe, Abhandlung über die Geſetze der Stadt Piſa. — Abhandlungen über die Städteordnung.

1828. Abhandlung über Ariſtoteles' „Poetik". — Geſchichte vom Tode Guſtav Adolf's bis zum weſtfäliſchen Frieden und vom Tode Heinrich's IV. bis zum Tode Ludwig's XIII.

In jedem Jahre kleine Beiträge für das „Converſationsblatt".

Tieck an Raumer.

Dresden, den 3. Februar 1830.

— — — Weh thut mir — 's Darſtellung von Schlegel. Alſo einem Gelehrten laſſen wir Schmutz, Cynismus, Taback, Faulheit, Eigenſinn, Grobheit, Unwitz und Ungeſelligkeit, wenn er ſonſt nur tüchtig iſt, gern hingehen: wenn aber ein ausgezeichneter Mann einmal (aus Haß gegen die Steife der meiſten deutſchen Gelehrten) den Chevalier etwas ſpielt, da verdammen wir ihn! Schlegel iſt auf ſeine Ringe um nichts eitler, wie ich auf manche meiner Bücher. Der Menſch iſt

dabei so kindlich und wohlwollend, daß ich dies und manches gern übersehe, wenn ich es auch nicht loben kann. — — verdirbt sich dadurch den geistreichen Umgang und Witz dieses meines alten Freundes. Wie heißt's im Tasso: seiner Freunde schonend sich erfreun? so ungefähr. Das muß mit allen, Bruder, Schwester, Geliebten geschehen, sonst verfahren wir barbarisch.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 15. Februar 1830.

— — — Die historische Kritik, wie die ganze Geschichtschreibung, ist ja etwas Persönliches, ein Talent, eine Gabe Gottes, die sich durch Regeln so wenig allein beibringen läßt, als ich aus Gottsched's und Hübner's Dichtkunst alle Leute zu Poeten erziehen kann. Auch richtet sie sich nicht blos auf Mauerverband, Abputz und Zierath, sondern der Gedanke und Entwurf des ganzen Baues, ist Geschäft des Meisters und kommt von ihm. Wenn ich ein Ereigniß auf einen falschen Tag versetze, die Zahl der Lebendigen und Todten in einer Schlacht irrig angebe; man soll prüfen, berichtigen, bessern, aber dadurch wird kein Geschichtschreiber groß oder klein. Wie würde es sonst dem armen Herodot oder Livius ergehen müss. 2.

Ich kann mich mit dem Gedanken nicht vertragen, daß es einen gewissen gleichartigen guten Stil für alle Theile der Geschichte gebe. Bei weltgeschichtlichen Uebersichten, die das Individuelle in den Hintergrund stellen müssen, gibt es allerdings einen gleichgetragenen mittleren Stil, seit Diodor bis — —; wie aber könnten Herodot und Thucydides nach einem

Maßstab gemessen, wie könnten die persischen und der peloponnesische Krieg in demselben Tone angestimmt werden?

Mit dem, was Sie über Schlegel schreiben, bin ich ganz einverstanden, und habe — im wesentlichen schon dasselbe geschrieben. Ich würde mich mit Schlegel gewiß sehr gut vertragen. Vor einem unbedingten Maßstabe besteht niemand, darum ist's eben kein echter Maßstab. Unter Freunden und geistreichen Leuten ist vierzehn und sechzehn auch eine Mandel, der Rechenmeister und die Hökerfrau sagen dagegen, nur funfzehn ist die rechte Zahl.

Raumer an Dorothea Tieck.

Berlin, den 25. Februar 1830.

— — — Warum das Nächste nicht ergreifen und sich an dem dargebotenen Reichthum begnügen? Warum nach Briefen der Königin Christine und Katharina umherkutschiren und am Ende eine langweilige Memorie für gelangweilte Akademiker daraus zusammenschmieren, anstatt zu den lebendigen Königinnen nach Dresden zu reisen und ganz andere Offenbarungen zu holen. — Der Beruf erfordert jene Forschungen, das habe ich mir erwiesen und kann es noch nicht leugnen; beim Mangel schriftstellerischer Eitelkeit, ja schriftstellerischen Selbstvertrauens, scheint mir aber bisweilen das Bücherschreiben wie eine Last, die ich mir dummerweise aufgelegt habe und wol abschütteln könnte oder sollte.

Mit den Puritanern, diesen Stoikern des Christenthums, die alle Weisheit in das Versagen, Verneinen, Absperren und Einschnüren setzen, kann ich meiner Natur nach nicht übereinstimmen, obgleich ich die Möglichkeit dieser Richtung begreife

und ihr als Gegengift, wider entgegengesetzte Extreme, selbst einen Werth zugestehe. Wo sie aber herrscht, wird die freudige Botschaft des Christenthums eine sehr verdrießliche.

Professor Hermann an Raumer.

Leipzig, den 9. April 1830.

Erst jetzt, verehrtester Herr Professor, haben mir meine überhäuften Arbeiten erlaubt, Ihre Abhandlung über die „Poetik" des Aristoteles zu lesen. Daher kommt es, daß ich Ihnen so spät meinen Dank für diese Schrift sage, die so reich an ausführlichen Erörterungen und treffenden Bemerkungen ist. Erlauben Sie mir, mit wenig Worten einige Punkte zu berühren, in denen ich eine etwas abweichende Meinung hege.

Die Worte ἡδυσμένῳ λόγῳ, χωρὶς ἑκάστου τῶν εἰδῶν ἐν τοῖς μορίοις können keinen andern Sinn haben, als daß die verschiedenen Gattungen der anmuthigen Rede, d. i. metrische blos gesprochene Rede und Gesang, jede besonders in den einzelnen Theilen der Tragödie, den Dialogen, den anapästischen Reden des Chors, den Threnen und ἀπὸ σκηνῆς und den Chorgesängen gebraucht werden.

Ueber die κάθαρσις τῶν παθημάτων ist meine Ansicht kürzlich diese: Die Furcht des bevorstehenden Unglücks erregt ein pathetisches Interesse, sie muß aber den Unschuldigen betreffen, weil sie sonst aufhören würde Furcht zu sein. Dadurch entsteht Mitleid, welches auf die moralische Kraft hinweist, das unverdiente Unglück standhaft zu erdulden: Diese Empfindungen erwecken das Gefühl der moralischen Kraft und der unbesiegbaren Freiheit, und dadurch reinigen sie das Ge-

müth von der Uebermacht der Leidenschaften, und man kommt von der Aufführung einer Tragödie gestärkt und über das Schicksal erhaben zurück.

Soll der Komödie eine κάθαρσις zugeschrieben werden, so ist sie nicht eine Reinigung der Leidenschaften, sondern von Vorurtheilen und geht blos den Verstand, nicht das Gemüth an. Das würde vielleicht Aristoteles gesagt haben, wenn er die Natur des Lächerlichen ganz erkannt hätte. Denn ästhetisch kann das eigentliche Lustspiel mit der Tragödie nicht unter einen gemeinsamen Begriff gebracht werden, indem es dazu kein fundamentum dividendi gibt.

Daß Plato den Begriff der Nachahmung niedriger gefaßt habe, als Aristoteles, scheint mir noch streitig. Die Alten setzten überhaupt das Wesen der schönen Künste in Nachahmung. Was sie damit gemeint haben, glaube ich, läßt sich nur so ausmitteln, wie überhaupt ihre Philosopheme zu betrachten sind, daß der Punkt bestimmt werde, von wo aus sie den nicht scharf genug bestimmten Begriff bald zu weit, bald zu eng nehmen.

Bei der Frage über das Verhältniß der Tragödie zur Sittlichkeit scheint es mir darauf anzukommen, daß überhaupt die Grenzen bestimmt werden, wie das Unmoralische Gegenstand der schönen Kunst sein könne, denn das geht gleichmäßig auch die bildende Kunst an, die, inwiefern sie nicht blos inhaltlose Figuren, sondern wirkliche Gegenstände darstellt, nicht nur der Poesie ähnlich, sondern wirklich selbst Poesie ist. Das Christenthum hat dabei, wie Sie mit Recht urtheilen, keine andere Stimme, als jede Religion. Gut und nöthig war es, daß Sie das sagten, da jetzt eine Art von Hyperchristen wieder Macht machen will, und wenn es auf den λατρόμανες Heinroth, der übrigens ein Jugendfreund von mir ist, ankäme, das Christenthum sogar officinell werden würde.

Bei dem, was Sie über das Verhältniß des Aristoteles

zur romantiſchen Dichtkunſt ſagen, bin ich über den Begriff derſelben in Ungewißheit. Sollte, was wir romantiſch nennen, nicht für die Griechen ihre ganze Tragödie und die meiſten ihrer alten Epopöen geweſen ſein? Der Begriff ſcheint mir ein relativer geweſen zu ſein, ſowie der des Modernen. Auch die Alten hatten ihr Modernes, uns aber ſcheint es antik.

Mögen dieſe Zeilen Ihnen zeigen, daß ich Ihre Schrift mit Aufmerkſamkeit geleſen habe. Ich wiederhole meinen aufrichtigſten Dank und empfehle mich mit Hochachtung und Ergebenheit Ihrem fernern Wohlwollen.

Tieck an Raumer.

Dresden, den 6. Juni 1830.

Ich habe Barante's „Geſchichte von Burgund" ganz (24 Theile) und aufmerkſam geleſen, und halte es für ein ganz mittelmäßiges verfehltes Werk, um nicht ſchlechtes zu ſagen, und ſetze mich der Gefahr aus, auch bei Ihnen anzuſtoßen. Ich kann mit Wahrheit ſagen, ich habe gar nichts daraus gelernt, und ſogar hätte ich Zuſätze machen mögen, wichtige Sachen, die völlig fehlen. Dabei der affectirte Stil der alten Chronik! Und nun höre ich und leſe an ſo vielen Orten, dies ſei ein ganz neues Geſchichtswerk, mache eine neue Epoche u. dgl. Ich bin nicht mehr ſo jung, daß ich mich völlig irren, und dieſe meine Ueberzeugung ändern könnte. — Sehe ich dieſe Milde gegen Befreundete und Bekannte bei Ihnen, ſo muß ich mir ja ſagen, daß Sie auch mir zu viel Gutes zuſchreiben, der ich mehr, der ich Ihr wahrer Freund bin. — Wie viel ſchlechter ich!

Immer mistrauiſcher, härter, krittelnder gegen meine Freunde! Oft wol das Unmögliche verlangend. Daran thun Sie mir unrecht, wenn Sie glauben, ich ſei parteiiſch für Sie. Goethe ſagte mir ſo oft ein großes Wort: Nur wer mich liebt, ſoll mich tadeln. So halte ich es mit Goethe, Solger und Ihnen, und das hat Steffens an mir ſo misverſtanden.

Raumer an Tieck.

Paris, den 15. Juni 1830.

— — — Sie ſagen: meine Geſchichte Europas müſſe meinen Ruhm noch mehr gründen, als die erſte; ganz recht gründen, weil er noch gar nicht da iſt. Warum nehmen Sie aber nicht das Natürlichere an, daß es mir ergehen werde wie Vitet und Mérimée, die ſich nach Ihrer Meinung nicht auf der erſten Höhe erhalten haben. Sie und Löbell quälen ſich ohne Noth mir in die Reihe der erſten Geſchichtſchreiber aus Freundſchaft hinaufzuhelfen (nur Sie nicht durch Recenſionen), aber ich purzele immer wieder herunter; ohne Schaden: denn komme ich auch nicht auf Beinen zu ſtehen, die wie ein Koloß die enge Welt beſchreiten, dann doch auf meine Raumer'ſchen Beine, die für mich gerade hinreichen, und mich tragen werden, mag die Welt mich für ein Meerwunder oder für einen Eſel halten. Zeit und Kraft (das meine ich) reichen nicht hin um den zweiten großen Plan durchzuführen; dieſe Ueberzeugung macht mich indeß nicht läſſig; ſondern ich arbeite täglich und unermüdet darauf los, ſolange Leib und Augen es ertragen. Das iſt meine Natur und Pflicht, und ich werde dabei heiter und gutes Muths verharren, bin und bleibe ich auch nur ein Lilliput unter den Hiſtorikern.

H— an Kummer.

Den 18. November 1830.

— — Manche ſuchen den jetzigen Geiſt der Unruhen, Unzufriedenheit, der Empörung, der Rebellion zu ſehr und faſt ganz allein in den Mängeln, Fehlern, Schlechtigkeiten, Schandthaten der Regierungen. Dem kann ich in dem Maße nicht beiſtimmen. — Dieſer Geiſt hat ſeine Wurzel ebenſo ſehr in dem Herzen der Menſchen überhaupt, unabhängig von dem wer regiert und wie regiert wird, und wie dieſer Geiſt jetzt einmal iſt, ſo mag ein Engel vom Himmel kommen, er wird ihnen nicht genügen, eher möchte ſie der Teufel zufrieden ſtellen, der ſie mit glänzenden Thaten blendet und mit eiſerner Gewalt zertritt. Iſt es Pflicht, dieſe Mängel u. ſ. w. der Regierungen ins rechte Licht zu ſtellen, damit ſie erkannt, verabſcheut und verbeſſert werden; ſo iſt es jetzt noch viel größere Pflicht, den Menſchen und den Völkern die ungeheuern heilloſen Verirrungen und Frevel vor Augen zu halten, und wer das erſte nur einſeitig thäte, legte ein ſchweres Gewicht in die ſchon ſinkende Schale.

Die Treue löſet ſich jetzt in ſpitzfindige Auslegung aller Pflichten auf; die Feigheit der höhern Stände ſchickt den Pöbel voran, um die Kohlen aus dem Feuer zu holen und dann triumphirend die eingebildeten Weltverbeſſerungen einzuführen, und es kommt ihnen ganz unerwartet, daß das Geſindel ſich nachher auch über die gnädigen Gönner hermacht. — Niemand iſt mit dem Stande, den ihm Gott auf Erden verliehen, zufrieden; ein ungebändigtes, auf nichts begründetes Streben nach oben, nach Genuß und Wohlleben ohne Anſtrengung erzeugt allgemeinen Neid. — Das Fortſchreiten zum Beſſern von ſeiten der Regierung wird nicht

anerkannt oder absichtlich verkannt; erhaltene Wohlthaten werden vergessen; jeder will haben, niemand will geben. — Zu allem diesen ist freilich immer in der Welt der Keim gewesen, er tritt aber jetzt anmaßender und ungescheuter hervor.

— — Ferner wünsche ich, daß Du alle Ausdrücke vermeidest, die auch nur entfernt dahin deuteten, Du gehörtest zu einer Partei, gleichviel welcher, es verdirbt dies die Wirkung und benimmt den Worten die Kraft und das Vertrauen. Z. B. will ich „das Junkerthum" anführen. Die Ausartung, die dieses Wort andeuten soll, kann kein Vernünftiger in Schutz nehmen, aber die Neigung frühere Vorrechte zu behaupten, ist wenigstens ebenso verzeihlich als die, neue Vorrechte zu erwerben. — Scharfer Spott bessert und belehrt nicht, und ist hier um so weniger nöthig, als er nicht den siegenden, sondern unterliegenden Theil betrifft. Was ich von Dir dargestellt zu sehen wünsche, mit allem Talent, mit aller Kraft des Geistes und des Gemüths, die Dir zu Gebote steht, und die durch die Größe des Gegenstandes und die Wichtigkeit des Zeitpunkts noch erhöht wird, ist: das Heil des Friedens und des Völkerverkehrs, der über engherzigen Eigennutz erhaben ist.

Das Heil eines treuen engen Verbandes des Deutschen, zur Wohlfahrt des Vaterlandes, zum Schutz und Trutz.

Das Heil eines gesetzlichen Schutzes gegen Frevel einzelner Herrscher, damit sie nicht Veranlassung und Beschönigung der Ruchlosigkeit des Pöbels werden.

Das Heil einer mäßigen Theilnahme der Völker am Regieren durch Landstände.

Das Heil der gegenseitigen Treue und Liebe zwischen Fürsten und Volk.

Darüber wünsche ich und andere ein Wort der Belehrung, des Trostes und der Liebe zu hören.

H— an Raumer.

Hierzulande gibt es wie faſt überall drei wohl zu unterſcheidende politiſche Parteien.

1) Der Pöbel, das Geſindel ſieht die Zeit als eine gute Gelegenheit an, ſeinen Zuſtand zu verbeſſern, will weniger arbeiten und mehr Genuß, iſt Feind aller übrigen, und begeht jeglichen Frevel, ſobald die Furcht ihn nicht im Zaume hält.

2) Die Neuerer unter dem Mittelſtand tadeln alles, wiſſen alles beſſer; erkennen das Gute nicht, und dabei fehlt es ihnen an Einſicht, an Fähigkeit, Beſonnenheit und an edler Selbſtverleugnung ihres Intereſſes. Was ſie von andern mit Ungeſtüm fordern, das kömmt ihnen, ſobald es ihre Perſon betrifft, gar nicht in den Sinn und dünkt ihnen eine Beſchränkung ihrer Freiheit und ihrer Rechte.

3) Die Regierenden legen den Hemmſchuh auf gleichen Wegen an, aus Furcht vor ſteilen Abhängen. Wer irgendeinen Wirkungskreis von einiger Bedeutung hat, hat auch mit allen dreien zu kämpfen. Den erſten muß man in nützlicher Thätigkeit und in Schranken erhalten; den zweiten wäre zu wünſchen, ſie erhielten in angemeſſenen Kreiſen Gelegenheit ihre Weisheit zu prüfen und die Schwierigkeit des Regierens zu erkennen. Den dritten iſt die Ueberzeugung zu verſchaffen, daß man auf dieſe Weiſe nicht mehr fortkommt, ſondern nur eine Kriſis veranlaßt, deren unheilbringende Folgen nicht immer zu berechnen ſind. — Nun genug hiervon, man wird ſelbſt ohne es zu wollen in dergleichen Betrachtungen fortgeriſſen.

Professor Leo an Raumer.

Halle, den 1. Januar 1831.

— — Ich bin durch den Umstand, daß zu gleicher Zeit an meinem letzten Band italienischer und an meinem ersten niederländischer Geschichten gedruckt wird, in der That in einem sehr großen Gedränge, was um so größer dadurch wird, daß ich mich seit anderthalb Jahren mehr und mehr politischen Studien hingegeben habe, die allmählich bei mir Hauptinteresse werden zu wollen und die historischen in das Gebiet der Hülfsstudien zu drängen scheinen. Der Haß gegen die atomistischen, modern-liberalen Richtungen der Politik, die Freude an einer dahingeschwundenen Zeit, wo sich das Bauer- und Bürgerleben wie das Leben des Adels, der Kirche und der Universitäten, jedes nach seinem natürlichen Princip organisch entwickelte, wo das politische Gesammtleben einer Nation nur als Resultat dieses organischen Lebens der einzelnen Kreise und noch nicht in der ebenso prosaischen als übermüthigen Thätigkeit einer Hierarchie von Staatsbeamten beschlossen war, — dies sind die Interessen, deren wissenschaftliche Verfolgung mich erquicken und mir bei mancher anderweitigen trockenen Untersuchung und ungeduldig machenden Arbeit, Muth und Frische erhalten. Ich werde nächsten Sommer, wenn das Ministerium nichts dawider hat, eine Vorlesung halten, die mir hoffentlich später zum Hauptwerke meines Lebens erwächst und welcher ich den Titel gebe: die Naturlehre des Staats. Da meine politischen Ansichten der Hauptsache nach in meinen Aufsätzen in den „Berliner Jahrbüchern" ausgesprochen sind und bisher nicht die mindeste Hinderung erfahren haben, hoffe ich, das Ministerium wird mir bei meiner Absicht nichts in den Weg legen.

Ich will mit alledem nun aber keineswegs ausgesprochen haben, daß ich mich später vom historischen Studium abzuwenden gedächte, vielmehr ist fürs erste durch unternommene Arbeiten mancher Art, die zu Ende geführt werden müssen, gesorgt, daß dies nicht geschehe, und selbst wenn sie zu Ende geführt sind, hat mein politisches Studium bis in das geringste Detail eine so innige Beziehung zur Historie, daß ich dieser höchstens als Schriftsteller untreu werde.

Von Frankreich und England aus tönt alles jetzt, mit sehr geringen Ausnahmen, in modern-liberaler Weise, und was von daher kommt, findet Anklang bei uns, bei dem platten Volk aller Stände, und diese, sich mit ihrer geistlosen, öden, numerischen Fabrikanten- und Bankiersansicht blähende Welt ist es, die in mir allerdings einen Fanatismus hervorbringt. Es mag sein, daß diese Regung in mir dem alten Adam angehört, aber sie läßt sich nicht bannen, weder mit trockenem Raisonnement noch (was bei mir gar nicht verfängt) von der Seite des Mitgefühls; — ich sehe immer die herrliche, mannichfaltige, reiche Welt, die da war und daneben die Spitzbuben, die sie mit ihrer schlechten Pöbelphilosophie gestohlen haben, — ich sehe die Reste dieses natürlichen guten Staatslebens, die noch rettbaren Trümmer und sehe die ausgestreckten gierigen Hände des platten Gesindels, was einen Stein nach dem andern abbrechen und am Ende ein linearisches Haus ohne malerischen Anblick, ohne Bequemlichkeit für verschiedenartige Hausgenossen, ohne wohnliche anheimelnde Räume erbauen will. Was ich Ihnen jetzt für das „Historische Taschenbuch" bieten könnte, würde doch nur nach der einen oder andern Seite das Gepräge dieses politischen Grimmes in mir tragen; auch bin ich durch andere Arbeiten so bedrängt in meiner Zeit, daß die Behaglichkeit, die bei anschaulichen Darstellungen die Arbeit begleiten muß, die fröhliche Heiterkeit, die objective Haltung der Farben, einem Aufsatze von mir ganz abgehen

würden. In dieſen Tagen iſt mir von einem Buchhändler der Antrag gemacht worden, ein Journal zu redigiren, ein politiſches Wochenblatt, in der Richtung der entſchiedenſten Oppoſition gegen die Staatslehre, die von Frankreich ausgeht: ich habe aus Gewiſſenhaftigkei dem Mann vorgeſtellt, wie viel er dabei an Geld auf das Spiel ſetze und ihn dadurch wieder wankend gemacht; glaubt er aber am Ende doch auf ſeine Rechnung kommen zu können und bringt mir die Offerte zum zweiten male, ſo greife ich mit Herzensluſt zu und raufe mich mit den liberalen Leuten herum, ſolange Klingen und Fäuſte halten wollen. Meine Haut trage ich gern zu Markte. — —

Rammer an den König von Preußen.

Berlin, den 1. Januar 1831.

Bei keinem von mir herausgegebenen Werke bin ich ſo in Zweifel geweſen, ob ich es Ew. Majeſtät überreichen ſolle als bei den anliegenden Briefen aus Paris. Sie betreffen nicht die Reſultate meiner hiſtoriſchen Unterſuchungen über die Vergangenheit, ſondern handeln lediglich von der Gegenwart und enthalten gar mancherlei unbedeutende, leicht hingeworfene einſeitige Aeußerungen, welche Freunde zu deuten wiſſen und gewöhnliche Leſer rügend berichtigen, — die aber nicht würdig ſind einem Könige vorgelegt zu werden. Andererſeits verdanke ich Ew. Majeſtät die Möglichkeit jene Briefe zu ſchreiben. Ihr Zurückbehalten würde alſo entweder den Schein der Undankbarkeit auf mich laden oder die Vermuthung erwecken können, ſie wären in einem weſentlich verkehrten, für einen treuen Unterthan Ew. Majeſtät verdammlichen Sinne geſchrieben. — Wenn ich in Darlegung und Beurtheilung einer

ſo ſturmbewegten Zeit (trotz alles Strebens nach Wahrheit und Unparteilichkeit) in vielem Einzelnen irrte, ſo werden Ew. Majeſtät nach Ihrer bekannten Milde dieſe menſchliche Schwäche mit der dem Ganzen zu Grunde liegenden Geſinnung entſchuldigen. Dieſe Geſinnung ließ es mir als eine Art Pflicht erſcheinen, das Gute wie die Mängel jeder Partei anzudeuten. Denn nach dem alten Sprichworte liegt die Wahrheit gewöhnlich in der Mitte und Ew. Majeſtät (welche ſich dadurch vor ſo vielen Königen auszeichnen, daß Sie über allen Parteien ſtehen und jeder Gerechtigkeit widerfahren laſſen) geben ein Muſter, das jeder ſich auch im kleinſten Kreiſe vorſtecken kann und ſoll, wenn er auch weit hinter demſelben zurückbleibt.

Mit unbegrenzter Verehrung und Dankbarkeit — —

Niemer an den König von Baiern.

Ich würde es nicht wagen Ew. Majeſtät die anliegenden zwei Bändchen Briefe zu überreichen, wenn es mir nicht als eine Art von Pflicht erſchiene. Sie haben das ungemeine Vertrauen in mich geſetzt, Sr. königlichen Hoheit dem Kronprinzen Vorleſungen über die neue Geſchichte zu halten; eine Aufgabe die an ſich ſehr ſchwer iſt und in dieſem Fall mir in Wahrheit große Verantwortlichkeit auflegt. Nun habe ich zwar meine geſchichtlichen und politiſchen Anſichten nie verhehlt; allein die neueſten Begebenheiten ſchieben alles ſo auf eine Spitze hinauf, daß es unmöglich wird allen zu gefallen, und es eine Pflicht iſt nicht wenigen zu widerſprechen.

Ob ich in jenen Briefen, im ganzen und großen den richtigen Mittelweg aufgefunden habe, kann ich nicht beurtheilen; wohl aber liegt mir ob, mich Ew. Majeſtät zu zeigen wie ich

bin, damit Sie entscheiden können, ob es angemessen sei, daß ich in solchem Sinne zu Ihrem Sohne spreche. Der strengsten Wahrheit gemäß muß ich bezeugen, daß seine Theilnahme, Aufmerksamkeit und Gesinnung mir des größten Lobes werth erscheinen und er sich in dieser Beziehung nicht blos vor manchen Prinzen, sondern selbst vor sehr vielen Jünglingen geringeren Standes auszeichnet.

Die Augen aller Gutgesinnten in Norddeutschland sind jetzt auf Ew. Majestät gerichtet. Sie leben alle der festen tröstlichen Ueberzeugung, die edle Begeisterung, welche Kopf und Herz des Jünglings füllte, werde mit königlicher Manneskraft verstärkt, Deutschland aus den Gefahren erretten, die es von neuem zu bedrohen scheinen. Verführende Schmeichelreden zweizüngiger Diplomaten, sowie Geschenke bringende Danaer, können auf den König keinen Eindruck machen, der einen deutschen Ehrentempel gründete und in der deutschen Geschichte Ehrenstellen und Lorberkränze mehrfacher Art erworben hat und erwerben will. Welch Verderben, welche Schmach kam über Deutschland, welcher jammervollen Zukunft gingen wir entgegen, wenn Baiern und Preußen (die nur in unzertrennlicher Einheit Deutschland auf ihren Flügelschwingen emporhalten können) sich in Zeiten der Noth aus geringhaltigen verdammlichen Rücksichten jemals verlassen könnten! Gottlob, das ist unmöglich!

Mit diesem unerschütterlichen Vertrauen ersterbe ich — —

Tieck an Raumer.

— — — Wer es erlebt hat in Gefühlen der Andacht in der Natur oder Idee, oder im Verständniß eines Kunst-

werks die Ewigkeit und das ganze Unermeßliche unſeres Geiſtes, indem wir auf einen Augenblick im Anſchauen ganz vergehen, zu erleben, der weiß, daß der Geiſt unvergänglich iſt, und es fragt ſich einem ſolchen nur, unter welchen Bedingungen das Leben ein Leben ſein wird, mit welchen Hemmungen, die die Freiheit ſchaffen, und ob die Gnadenwahl wieder auf ähnliche Weiſe eintreten wird. Auf dieſen Punkt kommt meine Imagination oft zurück. So viele Menſchen wiſſen ihres Jammers und der Anklage kein Ende, und ich weiß in Dankbarkeit gegen Gott keine Ausdrücke zu finden über ſo unermeßliches Glück, deſſen er mich gewürdigt hat. Von dieſen Aeltern gerade geboren zu ſein, in dieſer Zeit, in Deutſchland, in Berlin, ſo fern vom wüſten Aſien und Afrika, unberührt von jenen finſtern Zuſtänden der Sklaverei und des Aberglaubens, der Unwiſſenheit und ſo vielem menſchlichen Elend; daß der Himmel mir dieſe Fähigkeiten und Einſichten gönnte, davon ich mich, ohne hochmüthig zu ſein, bei jedem guten Buch, bei jedem trefflichen Menſchen bewußt werde. Daß mein Gedächtniß und mein Erinnern die Bilder und Vorſtellungen feſthalten kann, daß meine innere Jugend eher zu- als abnimmt, daß ich ſo vielen herrlichen Menſchen, wie auch Ihnen, befreundet war — und daß doch weder Andacht, noch Idee, noch Kunſtverſtändniß ohne Gnade, ohne jene unmittelbare Vereinigung mit dem Göttlichen, zu der mein Ich nichts thun kann, in mir aufgeht und daß ich doch täglich ſo in verſchiedener Geſtaltung die Ewigkeit in dem Unnennbaren in meinem Innern fühle. — Wodurch habe ich es verdient, daß die Gnade mich ſo vor Tauſenden, vor Millionen ausgewählt hat? Dies Geheimniß bleibt unerforſchlich. — Der alſo, der ſo viel für mich, ſo unwiderſprechlich gethan hat, wird mich nicht fallen laſſen, wenn ich ſeine Gnade nicht ſündlich misbrauche. Das Innerſte, der Geiſt deſſen, was ich gedacht, gearbeitet, geſchaut, jede Begeiſterung und Entzückung folgt

mir nach, oder vielmehr ich finde ſie da wieder, von wo ſie mir auf Augenblicke in meine Seele herabſtieg. — Wie mein Umgang mit dieſem Himmliſchen ſein wird? Welche Unnatur- oder Uebernaturgeſetze ihm dann entgegentreten werden? — Ich weiß nicht. Aber ich weiß, ich habe ſchon hier mit Unſterblichen und Göttern Umgang gepflogen, ſie haben mir geſagt, daß ich ihnen ebenbürtig bin, und dieſe Engel werden mich künftig in keiner Geſellſchaft verleugnen. — Herzlichen Gruß und Umarmung.

Kanmer an Tieck.

Berlin, den 18. September 1831.

— — — Iſt das Weſen und Kern der Religion, was dieſe Ultras dafür ausgeben, ſo exiſtirt ſie für mich nicht, iſt mir nicht mehr Princip des Lebens, ſondern das fünfte Rad am Wagen. Dieſe verkümmerte Sorte von Theologie und Philoſophie führt denn auch in die Religion des Glaubens, die Sie in Ihrem letzten Briefe abweiſen. Indem Sie nicht in dieſem Sande mühſelig fortſchreiten wollten, erheben Sie Ihren Flug bis zu prophetiſchem Schauen und einer eigentlichen Offenbarung, die da höher iſt als aller Menſchen Vernunft. Wer in der Sonne lebt, ſteckt zur Erleuchtung keine Lampe an. Aber gerade dies Lämpchen heißt ſo vielen allein Religion, Theologie, Philoſophie. Die Anſicht von poſitiver Gnadenwahl, welche Sie ausſprechen, führt zu Frömmigkeit, Demuth, Dankbarkeit; wenn aber jener Begriff nur negativ und beſchränkt aufgefaßt wird, um Gott als einen eigenſinnigen Tyrannen darzuſtellen, ſo kann ich mich damit nicht befreunden.

Den bloßen Argumentationen des Verſtandes bleibt die Zukunft caliginosa nox, und der Kantiſche Verſuch, welcher behufs einer moraliſchen Ausgleichung die ganze Ewigkeit in Anſpruch nimmt, hatte für mich von jeher nichts Anſprechendes, weil ich nach meinem Gefühl ſchon unendlich viel Gutes in der kurzen Zeitlichkeit erhielt, die ganze Zukunft alſo nur bezweckt hätte, mir zur Herſtellung des Gleichgewichts Böſes zuzufügen. So wird den meiſten die Ewigkeit der Hölle oder des Himmelreichs nur zu einer leeren Abſtraction, welche in dieſem Leben faſt ſo oft ſtört als fördert.

Andererſeits muß man billig ſein: der Menſch treibt ſo viel Unnützes; warum ſoll er Vergangenheit, zeitliches Leben und Zukunft nicht von allen nur irgendmöglichen Standpunkten betrachten? Nicht phyſiologiſche, pſychologiſche, dogmatiſche, ſkeptiſche Verſuche darüber anſtellen, den Irrthum allmählich ausſcheiden, ſich auf eine größere Höhe des Ueberblicks hinaufarbeiten. Nur zu oft iſt freilich Eitelkeit mit im Spiele, oder man hält Schwebeln und Nebeln für echte Offenbarung. Leute, die ſich Atheiſten nannten, beſaßen wol nur ſehr ſelten die Geiſteskraft ſich dies Wort irgend zu verdeutlichen, und viele unſerer Ueberchriſten, welche den Mangel der Glaubenskraft an andern bitter tadeln, haben ihr Haupt wie der Vogel Strauß nur in einen Buſch geſteckt, und meinen der rechte Glaube gehe an, wenn man die Augen zumache. Jeder Tag hat nicht nur ſeine eigene Plage, ſondern auch ſeine eigene Freude; und redliches Arbeiten in ſeinem Beruf hält ab, ſich in eine Taucherglocke oder einen Luftball zu ſetzen.

Professor Löbell an Raumer.

Bonn, den 18. Februar 1831.

— — Sich durch abweichende Urtheile oder Tadel irre machen zu lassen, sind Sie der Mann nicht, und es wird auch keinen sonderlichen Eindruck auf Sie machen, wenn ich Ihnen sage, daß Schlegel Ihre Aufsätze platt findet und nennt. Noch nie ist mir weder unter Todten noch unter Lebendigen ein Mann vorgekommen, der bei eminentem Talent auf einem geschichtlichen Felde, in der Politik (in welchem Sinne Sie dieses Wort aufnehmen wollen) so durchaus bornirt und jammervoll verkehrt wäre, wie dieser mit Hochmuth herablassende, mit Adelstolz demokratische, mit Heißhunger nach Prunk und Hofesherrlichkeit republikanische Herr von Schlegel. So leer und abgegriffen sind alle seine Reden über diese Zeit, wo das Weltgeschick mit so vernehmlichem Ernste hervortritt, daß jenes Epitheton in seinem Munde fast zu einem ehrenden wird.

Ohne Vorwurf und Kritik sollen Sie, mein Bester, indeß auch bei mir nicht durchkommen. Es ist mein alter Tadel, Sie sind zu milde. — — —

Raumer an Tieck.

Berlin, den 4. März 1831.

Sowie jedes Organ seine eigene Function hat, wol auch jeder Freund: es ist thöricht von einem das zu verlangen,

was ihm gar nicht zukommt. Die leichteſte und freieſte Mittheilung ſucht ihr Echo, gleichwie die tiefſinnigſte und ernſteſte: aber die Handſchuhe ſteckt man nicht an die Füße und Strümpfe zieht man nicht über die Arme. Jedem das Seine. Daraus folgt aber nicht, daß alle Organe gleiche Wichtigkeit und Würdigkeit haben; man kann ſich ohne einzelne behelfen; einige ſogar abſchneiden; der Verluſt von andern ginge dagegen aus Leben. In gewiſſen Augenblicken geiſtigen Schwindels greift man wol falſch und erhebt dann irrige Klagen, während man bald nachher alles an der rechten Stelle wiederfindet oder dahin ſetzt, wohin es naturgemäß gehört.

Raupach hat einige politiſirende Luſtſpiele geſchrieben, welche aber von der ängſtlichen Cenſur gewiß zurückgewieſen werden. Wenn die Lächerlichkeiten der Zeit gar nicht berührt werden dürfen (Pietiſten, Ultras aller Art u. ſ. w.), ſo iſt man auf junge verliebte Mamſells, eiferſüchtige alte Vormünder, arme edle Schlucker, reiche ſchuftige Miniſter und ander Geſchmeiß angewieſen, was kein Menſch mehr ſehen will. Man muß ganz in der Gegenwart wurzeln wie Ariſtophanes, oder außerhalb aller Zeit herrſchen und erfinden wie Shakſpeare. Das Baumeln zwiſchen Himmel und Erde iſt kein poetiſcher Zuſtand.

Baron von Beſſerer an Raumer.

Berlin, 27. März 1831.

Ew. Hochwohlgeboren habe ich die Ehre, verabredetermaßen die Anlage zu übermachen; mit welchem Intereſſe Se. königliche Hoheit der Kronprinz von Baiern Ihre Vorträge ange-

hört, ſagt Ihnen Ihr eigenes Bewußtſein; Höchdeſſen Empfindung darüber auszudrücken, iſt mir zur beſondern Pflichterfüllung gemacht worden. Empfangen Sie der Baiern Dank für die gehaltenen lebendigen und ſinnreichen Vorleſungen, und genehmigen Sie meinen Ausdruck vorzüglicher Hochachtung, mit welcher ich zu verharren die Ehre habe.

Raumer an Herrn Baron von Beſſerer.

Als Ew. Hochwohlgeboren mir den Antrag zu Vorträgen an den Kronprinzen von Baiern machten, war das Ehrenvolle des mir zu Theil werdenden Zutrauens nicht zu verkennen; allein ich konnte in der That nicht vorausſehen, welch Vergnügen mir dies Geſchäft gewähren würde. Wären doch alle Studirende von ſolcher Begeiſterung für die Wiſſenſchaft ergriffen wie der Kronprinz, ſo eifrig ſich für ihren Beruf auszubilden wie er, ſo theilnehmende, ununterbrochene aufmerkſame Zuhörer! Durch die Art und Weiſe, wie der Prinz ſich benahm, verſchwand das Bedenken, welches ich anfangs gegen das Privatiſſimum hegte; die Wechſelwirkung konnte nur auf dieſem Wege wahrhaft lebendig und mir eine Gunſt zu Theil werden, welche der Profeſſor ganz entbehrt, der blos zu ſchweigenden Studenten ſpricht.

Der König von Baiern an Raumer.

München, den 7. April 1831.

Herr Hofrath und Professor von Raumer!

Ich hatte das Vergnügen, Ihre Zuschrift vom 27. Januar zu empfangen, mit welcher Sie Mir zugleich zwei Bände Ihrer Briefe übermachten. Ich bin Ihnen für diese Aufmerksamkeit aufrichtig verbunden und freue Mich auf den Zeitpunkt, wo Ich Muße finden werde, Mich mit diesem Ihrem, eines unserer vorzüglichsten Geschichtschreiber, Werke zu beschäftigen. Die ausgezeichneten Lehrer der hohen Schule zu Berlin auch zu hören, war der Zweck, warum Ich Meinen Sohn den Kronprinzen dahin sandte, und es freut Mich, daß er insbesondere Ihren Vorlesungen über die neue Geschichte seine Aufmerksamkeit gewidmet hat, und was Sie in dieser und anderer Beziehung Mir Lobenswerthes von ihm melden. Empfangen Sie mit Meinem Danke die Versicherung, daß Ich mit ganzer Werthschätzung bin

Ihr

wohlgewogener

Ludwig.

An

den Herrn Hofrath und Professor von Raumer.

Hammer an Professor Löbell.

Dresden, den 2. April 1831.

— — Daß Niebuhr's Urtheile über die neuesten Begebenheiten beide Extreme verletzen würden, war vorauszusehen, ist aber kein Tadel. Die Vernünftigen billigen die erste Hälfte und betrachten die zweite als eine sehr zeitgemäße Warnung, wenn auch nicht als eine unbedingte Weissagung. Mich hat die Gleichgültigkeit verdrossen, mit welcher viele seinen Tod vernahmen. Mit allen seinen Einseitigkeiten war er ein Riese gegen diese Lilliputer, und wenn der Tod solch eines Mannes in unsern literarischen Kreisen kein großer Trauerfall ist, auf welche Theilnahme können wir kleinen Leute rechnen? Schon die gemeinste Eitelkeit sollte zur Theilnahme führen, fehlte es auch an größern und echtern Gründen. — Freilich hat jede Individualität, eben weil sie eine solche ist, ihre Beschränkung und Einseitigkeit; wer aber diese aufheben und eine leere allgemeine Abstraction an ihre Stelle setzen will, hebt Wissenschaft und Kunst, ja das ganze Leben auf. Auch fallen Niebuhr's Einseitigkeiten gar nicht einmal in den Kreis gewöhnlicher Zurechnung, und von dem Irrthum, er sei ein großer Geschäftsmann, war er wol selbst zurückgekommen.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 25. April 1831.

— — Der Arzt heilt keineswegs alle Kranke, doch bringt man dieſe zu ihm, und nicht zum Schuſter oder Schneider. Die meiſten politiſchen Schneiderärzte haben irgendeine homöopathiſche Univerſalmedicin zur Hand (z. B. Gewalt, Milde, Erhaltung des Alten, Gründung des Neuen, Krieg, Friede u. dgl. m.); dieſe wird für die verſchiedenartigſten Krankheiten auf den Grund der oberflächlichſten Beobachtung verſchrieben, und jede aus tieferem Eindringen hervorgehende Mannichfaltigkeit der Behandlung als inconſequent zur Seite geworfen. Dem einen iſt das Recht gar nichts; er treibt Götzendienſt mit allem, wo ſich Gewalt und Empörung zeigt; der andere kann nicht begreifen, daß weltgeſchichtliche Ereigniſſe immer ein Rechtselement in ſich ſchließen, weit höherer Art als der Buchſtabe des Privatrechts ausſpricht. Jener lamentirt, wenn die Obrigkeit plündern und brennen nicht geſtatten will, als ſei dies ein Eingriff in die rechte menſchliche Freiheit; dieſem iſt die Befreiung der Schweiz, der Niederlande, Amerikas, die Reformation u. ſ. w. ein Abfall vom göttlichen Geſetz zu bloßer nichtsnutziger Willkür. Aus Kosmopolitismus will dieſer alle Ruſſen, aus Patriotismus jener alle Polen ausrotten. Weil der Anfang einer großen Reihe von Ereigniſſen nicht tadelfrei war, kümmert ſich der zweite gar nicht um das, was ſich ſpäter daran reihte; weil der Fortgang preiswürdig iſt, will der erſte gar keine Auswüchſe einräumen.

Mit ſolcher unbedingten Seligſprecherei oder unbedingtem Verdammen geht alle wahre Geſchichte, wenigſtens alles Große und Tragiſche in derſelben zu Grunde. — Zum Schluſſe

nochmals herzlichen Dank für die freundliche Aufnahme Ihnen und allen übrigen. In der Erinnerung kommt's mir immer vor, als sei ich ganz dumm gewesen. Jedenfalls habe ich mich mit meinen Lesereien zu breit gemacht. Man verhätschelt mich überhaupt in Dresden; hier gibt kein Christenmensch einen Heller für mich und meine ganze Weisheit. Das ist sehr heilsam und sehr bequem. —

Heinrich an Friedrich von Raumer.

Jonitz, den 16. Mai 1831.

— — Die Freude über die Geburt des Erbprinzen war mehr als eine sonst wol herkömmliche und gebräuchliche; die Theilnahme an dem frühern Unglück der herzoglichen Familie war aufrichtig; ebenso an der Erfüllung ihrer Wünsche. Die hohe Achtung, die sich die Herzogin durch ihren edeln Charakter und durch die seltene Geduld und Standhaftigkeit, mit der sie alles ertragen, erworben hat, erstreckte sich nicht blos auf den Kreis des immer bewundernden Hofes; das ganze Land hatte Ursache, bei der Möglichkeit des Aussterbens der regierenden Fürsten von Anhalt bange zu werden: denn was man auch anführen mag, um die Zusammenschmelzung mehrerer kleiner Länder und Anschließung an ein großes vortheilhaft zu schildern — ich kann nichts Gutes darin finden.

Anstatt reicher generöser Fürsten bekommt man hungerige, rechnende Regierungsräthe; anstatt Gärten, Schauspiel, Kapelle, Bibliotheken, Kunstsammlungen —, Soldaten, Kanonen, Kasernen; und die paar Fabriken, die sich etwa mehr etabliren möchten, sowie das bessere Bier, was gebraut werden könnte, ersetzt den Schaden nicht, den das abgestandene Wasser der

geiſtigen Armuth, das ſich über ſolche zu Landſtädten erniedrigte Reſidenzen ergießt, anrichtet.

Profeſſor Löbell an Raumer.

Bonn, den 4. Juni 1831.

— — — Ihnen jetzt noch über Ihre pariſer Briefe, nach allem, was Sie mündlich, ſchriftlich und gedruckt von ihrer Wirkung vernommen haben, etwas Ausführliches ſagen zu wollen, würde viel zu ſpät ſein. Sollte ich aber auch der letzte der Dankenden ſein, ſo bitte ich doch zuverſichtlich, mich in die erſten Reihen der Erfreuten zu ſtellen. Die beiden Bände haben mir und den Frauen meines Hauſes — denen ich ſie regelmäßig vorlas, und in deren Namen ich noch eine beſondere Dankſagung abzuſtatten habe — einen großen Genuß gewährt. Wie oft war es mir, als ob ich Sie in den verſchiedenſten Lagen lebendigſt vor mir ſähe, wie oft glaubte ich den ſubjectiven und individuellen Eindruck zu empfinden, der gerade Sie zu dieſer oder jener Nüance des Urtheils und der Empfindung brachte. So wahr iſt es, daß wir jedes Buch, in deſſen Weſen die Perſönlichkeit des Autors hineinſpielt — und wie viele gibt es, in denen dies nicht mehr oder weniger der Fall iſt? — erſt verſtehen durch die Anſchauung dieſer Perſönlichkeit und daß das aus dem Leben ſtammende Bild derſelben unendlich höher ſteht, als das durch Reflexion und Abſtraction geſchaffene. In den Anſichten von Leben, Staat, Wiſſenſchaft und Kunſt im allgemeinen divergiren wir in nichts irgend Erheblichem, in der religiöſen ſtehen wir uns wenigſtens ſehr nahe, obſchon ich Sie hier, ohne daß Sie die vollkommenſte Toleranz, die freieſte

Beweglichkeit, die Fülle der Lebensheiterkeit in allen ihren Gestaltungen aufgeben dürften, etwas positiver wünschte. Nur in dem einen der rothen Fäden, die durch das Buch hindurchgehen, stimmen wir nicht, aber dieser betrifft zuletzt etwas Persönliches, und die Forderung, sich in allen Gefühlen, die von persönlichen Beziehungen durchflochten sind, zusammenzufinden, wäre wahrhaft absurd. Desto größere Freude gewährt mir die Anerkennung und Würdigung freundschaftlicher, gemüthlicher, liebevoller Verhältnisse überhaupt / und Aeußerungen, wie II, S. 56, 116, haben mich mit wahrer und tiefer Rührung erfüllt, ich habe in ihnen die Wurzel unsers innern Zusammengehörens erkannt, dessen, was uns aneinander fesseln würde, wenn wir auch in mehr gegenständlichen Dingen voneinander abwichen, als es wirklich der Fall ist.

Hofrath Heeren an Rammer.

Göttingen, den 12. Juni 1831.

Ich verfehlte Sie, mein verehrter Freund, in Berlin, um Ihnen noch ein Lebewohl zu sagen, und Ihnen für die viele, viele Freundschaft zu danken, die Sie uns bewiesen haben. Die genauere persönliche Bekanntschaft mit Ihnen betrachte ich als eine der schönsten Früchte meiner Reise und knüpfe daran um so mehr die sichere Hoffnung, daß diese Freundschaft dauernd sein wird; da ich die Uebereinstimmung unserer Gesinnungen und Ansichten über literarische nicht nur, sondern auch rein menschliche Angelegenheiten so viele Veranlassung gehabt habe, kennen zu lernen. Ich selbst befinde mich, mit den meisten Wortführern in unserer Kritik, die kein

anderes Verdienſt, als das einer möglichſt vollſtändigen Compilation zu ſchätzen wiſſen, im Widerſpruch; da ich noch immer nicht über die Schwäche Herr werden kann, auch auf die Methode der Behandlung, die Correctheit der Schreibart und die Schönheit der Darſtellung einigen Werth zu legen. Und ſo werden Sie es ſich erklären können, wie das Zuſammentreffen mit einem Mann, der darin gleiche Geſinnungen mit mir hegt, mir ſo erfreulich ſein konnte.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 26. Juni 1831.

Zu jedem Verſtändniß auf Erden gehören ja aber immer wenigſtens zwei; ſo ward es mir geſtern bei Schleiermacher ſehr ſchwer, Couſin's Tadel zu widerlegen: daß unſere Staatspapiere ſo hoch ſtänden und nach richtigem Calcul kein Menſch ſein Geld darin anlegen ſollte. Es ſei aber bei uns nicht blos eine affaire de calcul, ſondern (gottlob) auch eine affaire de croyance, de devoir et même de sentimentalité.

Couſin unterrichtet ſich hier, im löblichen Auftrage ſeiner Regierung, mit großem Fleiße über unſer Schulweſen und urtheilt überall wie ein verſtändiger Mann.

Aus einem Briefe Tieck's.

Wer mit Muſen hat verkehrt
Lacht ob der verkehrten Welt,
Denn er iſt ja nicht bekehrt

Nicht ſind ihm die Schatten werth
Die der Thor für Wahrheit hält
Wenn an Narrheit mancher zehrt
Und nur Götzenbilder ehrt,
Die er blind für Götter hält,
Warſt du früh dem Gott geſellt
Der mit Luſt fährt durch die Welt
Frohſinn bleibt der ſtärkſte Held.
Wen die Muſe einſt genährt
Dem iſt Freud und Leid verklärt,
Das hat Dir ein Gott gewährt
Wer da trägt des Witzes Schwert
Und Begeiſterung nicht entbehrt
Hat Olymp zum eignen Heerd
Was mehr iſt als Gold ihm werth.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 3. Auguſt 1831.

— — Iſt es nicht kränklich, wenn Schiller ſagt: „Es iſt ein armſeliges, kleinliches Ideal für eine Nation zu ſchreiben; einem philoſophiſchen Geiſte iſt dieſe Grenze durchaus unerträglich.“ Heißt das zuletzt etwas anderes als: es iſt armſelig ein Individuum, eine Perſon zu ſein. Nur als tüchtige Perſon findet man den Uebergang zu ſeinem Volke, nur aus der Tüchtigkeit des Volks geht die Brücke in jene angeſtrebte kosmopolitiſche Wirkung. Ich geſtehe, daß mich der Wunſch oder die Hoffnung dieſe zu erreichen, nie ergriffen oder begeiſtert hat. Bei dem Beſten, was ich je ſchrieb, habe ich nicht einmal an mich, ſondern gewiß nur an das gedacht, wovon es ſich handelte. In den Zeiten, wo die Friedriche, Manfred, Konradin, Karl V., Eliſabeth und Ihn-

liche große Gestalten meine ganze Seele füllten, wußte ich kaum noch von meiner eigenen Persönlichkeit; ich erlebte eine demüthige Incarnation in ihren Geist und ihre Sinnesart. Freilich wirken solche Naturen auch auf die Gattung, auf die ganze Menschheit: für mich bestand das Erregende, Begeisternde, zunächst aber nicht in der Expansion, sondern in der Concentration.

In spätern Jahren, das deuten andere Stellen an, stand Schiller meiner Ansicht wol näher.

Was Humboldt über oder wider die schöne Seele im „Meister" sagt, ist von jeher auch meine Ansicht gewesen. Anspruchsvolle Bornirtheit und selbstgefällige Caricatur ist nie schön. Zu hart ist Schiller, wenn er im Homer gar keine schöne Weiblichkeit erkennt; sein sentimental-idealistischer Standpunkt macht ihn ungerecht, und selbst von diesem aus ist Andromache und Penelope ganz etwas anderes, als die von ihm darüber hinaufgestellte schöne Seele. Wenn er ferner den griechischen Trauerspielen Armuth und Leerheit vorwirft, so ist dies Beweis daß ein Undichterischer bisweilen vielseitiger sein und auffassen kann, als ein Dichter.

Wenn Schiller sagt: die Arten der Poesie wären die Grenzen des Gattungsbegriffes, so ist mir das so wenig begreiflich, als wenn er tadelt: das griechische plastische Ideal habe zwar von bestimmten, aber noch nicht von allen Erfahrungen abstrahirt. Wie ist dies jemals möglich? Käme man auf dem Wege nicht bei bloßen Gespenstern an oder eigentlich ins leere Nichts? Auf demselben Boden erwächst das Yeh: Goethe habe in der natürlichen Tochter um der hohen Symbolik willen, alles Stoffartige vertilgt und jegliches nur als Glied eines idealen Ganzen behandelt.

Nicht blos einen Nebenpunkt, sondern ich möchte sagen, den Kern und Mittelpunkt meiner Lebensansicht und Lebensweise greift endlich Schiller an, wenn er sagt: das ästhetische

Ideal unterscheidet sich vom moralischen darin, daß jenes in einer Mannichfaltigkeit von Exemplaren, dieses hingegen nur in einem einzigen kann realisirt werden.

Zuvörderst erscheint mir das Trennen des καλος vom ἀγαθος übertrieben, obgleich ich weiß, daß beides nicht überall zusammenfällt; dann ist jenes angebliche Ideal nichts als das auf dem untergeordneten Standpunkte der Abstraction gefundene Negative. Alle Individualität, alle Historie wird auf diesem Wege wo nicht getödtet, doch auf verkehrte Weise beschnitten und verschnitten. Es ist keineswegs thörichter, die Venus mit einem Bart und den Jupiter mit Weiberbrüsten darstellen, als Kaiser Friedrich II. und einen Bettelmönch über denselben moralischen Leisten schlagen: — sei's nun der abstracte Kaiser- oder der abstracte Mönchsleisten. Diese Normalleisten unlebendiger Sittenlehre haben nicht minder Verkehrtheit und Schmerzen und Leiden erzeugt, als die entgegenstehende Lehre der anarchischen, Gesetz und Regel ganz verwerfenden Willkür.

Ich breche ab, denn dies Thema läßt sich nicht auf dem Reste des Blättchens erschöpfen. Heut höre ich zu Ehren des Königs Böckh's Rede, morgen lese ich zu Ehren des Königs über Masaniello, und übermorgen esse ich zu Ehren des Königs in der Sandbüchse, hier zu Lande Tivoli genannt. Viel Strapazen und Pflichterfüllungen und Tugenden: das dritte zu Pflicht und Tugend, das höchste Gut, fehlt freilich dabei ganz. Schlosser in Heidelberg hat den friedfertigen und liebenswürdigen Heeren von seinem Throne des historischen Weltrichters herab, mishandelt. Heeren ist nicht so gelassen oder so faul gewesen, wie ich in ähnlichem Falle; sondern hat geantwortet, gemäßigt und doch siegreich. Uebrigens sind so verdrießliche Naturen wie Schlosser zu beklagen, nichts ist ihnen recht, und selbst ihr Judiciren und Verdammen macht sie nicht heiter. Pfeift irgendein lustiger Vogel aus einem

andern Winkel, müſſen ſie, wie die Puter, ſich von neuem ärgern. Ich werde aber auch ärgerlich werden und fluchen und wettern, wenn Sie nicht eiligſt ſchreiben.

Profeſſor Löbell an Raumer.

Bonn, den 17. Auguſt 1831.

— — Ich weiß, womit Sie meine Rede unterbrechen, mein optimiſtiſcher Freund! Das Schlechte iſt auf Erden dem Guten von Anbeginn beigemiſcht geweſen und hat doch die Entwickelung deſſelben nie verhindern können. So wird es auch diesmal ſein, das Geſchlecht wird durch dieſe Reibungen zu einem neuen Fortſchritt gelangen, und ein großer Theil der Kunſt, nicht nur zu leben, ſondern auch zu wirken, beſteht darin, ſich durch die Thorheiten und Verkehrtheiten anderer die nöthige Heiterkeit nicht rauben zu laſſen.

Sehr wahr, aber die Zeiten haben ihre eigenthümlichen Farben, und die Gegenwart wie die nächſte Zukunft fordern auch ihr Recht. Und ich fühle mich alle Tage zu der Frage gedrungen, was ſoll zunächſt aus uns werden, wenn die vermeinte Weisheit des Tages uns wieder ganz in den revolutionären Strudel ſtürzen will und was ihm entgegentritt entweder ein nicht minder falſches und verderbliches Extrem, oder Lauheit, Unſicherheit, Schwanken, Halbheit und Kraftloſigkeit iſt?

Der literariſche Name gehört auch zu den Münzen, deren Geltung unſere Zeit gewaltig herabgeſetzt hat. Wie die Zahl der Schreibenden wächſt, ſchrumpft die der Leſenden zuſammen, nur was die Intereſſen des Tages behandelt, kann ſich

noch eines, freilich auch nur ganz ephemeren Intereſſes erfreuen; für alles andere nimmt die Apathie immer mehr zu. — hat jetzt eine Werkſtatt aufgerichtet, wo ſeine — auf andere Leute ſchelten, und es ſcheint mir dabei vorzüglich auf die abgeſehen zu ſein, die das Unglück haben, mit Ihnen in freundſchaftlicher Berührung zu ſtehen. Kein Tadel iſt wohlfeiler, als die Nachweiſung deſſen, was der Geſchichtſchreiber noch alles hätte darſtellen und ſchildern, welche Verhältniſſe noch in ihren tiefſten Gründen entwickeln können.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 12. Auguſt 1831.

— — Was iſt denn endlich ausgemacht und erwieſen und lehrreiches Reſultat der Geſchichte, wenn Männer, wie z. B. hier Profeſſor Jarke, in der religiöſen Duldſamkeit unſerer Zeiten lauter Irreligion ſieht und behauptet, die Zeiten Alba's und der Dragonaden ſeien beſſer geweſen? Oder wenn ein anderer ſagt: wer für ſeine Ueberzeugung nicht andere umbringen könne, habe keine Ueberzeugung? Iſt das die Lehre der chriſtlichen Märtyrer? ja wußte nicht ſchon Plato: es ſei beſſer unrecht leiden, als unrecht thun?

Das alles iſt gutentheils Folge der Lehre von der unbedingten Wahrheit, gegen welche Sie ſich auch in Ihrem letzten Briefe erklären. Kein Menſch hat die Wahrheit ganz, jeder wurzelt aber mehr oder weniger in ihr, hat Antheil am

Göttlichen, ſoll danach lehren und bekehren, aber nicht hochmüthig zwingen und grauſam verfolgen und verketzern.

Ebenſo iſt's mit dem Rechte. So viele vergeſſen, daß es ſich ja in der Zeit (ſo gut wie der Menſch und die Menſchheit) erzeugen und entwickeln ſoll, daß ein Recht ohne Bewegung und Fortſchritt eben todt iſt. Dieſe Ultraverehrer ſogenannter Principien wollen hier in ihrem Stabilitätswahnſinn jeden Misbrauch, bis zu Sklaverei und Ketzerverfolgungen, aufrecht erhalten und ſanctioniren; gleichwie umgekehrt für ihre Gegner keine Vergangenheit exiſtirt, ſondern jeder Einfall des letzten Tags für ewige Weisheit gilt. Wer zu dieſen Fahnen nicht ſchwören will, wird von beiden Seiten geprellt und geſchlagen.

Je älter ich werde, deſto gleichgültiger wird mir nicht ſowol literariſcher Ruhm (deſſentwillen ich mich nie in Bewegung geſetzt, alſo auch das Ziel nicht verfehlt habe), ſondern das, was man gewöhnlich ein Hauptwerk, ein Lebenswerk u. ſ. w. nennt, erſcheint mir wie der Ballaſt, auf dem die Seele der angeblichen Seele obenauf ſchwimmt, wodurch ſie ſich einſtweilen conſervirt, bis ſie ihre Flügel leichter und beſſer wird regen dürfen. Wenn zwei Geiſter ſich berühren und gleichſam aus dem Nichts die leuchtende Flamme des Gedankens und der Erkenntniß emporſchlägt; wenn zwei Herzen, die todt und unbewegt nebeneinander einhergehen, plötzlich Blut und Lebenswärme austauſchen, und am eigenen Tode fremdes Leben entzünden; iſt das nicht mehr, nicht höhere Offenbarung des Würdigen, Ewigen und Beſeligenden, als alles, was man auf die Packwagen der Gelehrſamkeit, oder in die Schläuche matter Sentimentalität laden oder einfüllen kann?

So bleibt der Künſtler auf Erden der eigentliche Schöpfer, und wer ihn verſteht, gehört zu ſeinem Gefolge.

Ich bin ein Thor: ich werde immer jünger, während alle

um mich herum älter werden. Die blos berechnende Klugheit ſcheint mir täglich unzulänglicher, der Haß gegen ganze Nationen immer einſeitiger, die Unzufriedenheit über einzelne Uebel immer unbegründeter, die Hoffnung auf einzelne Mittel immer unzuverläſſiger, die Parteiwuth immer widerwärtiger. — Alſo weiſeſt Du, ſagt man mir, auf das Chriſtenthum hin. Allerdings, aber da komme ich in dieſelbe Klemme, deren ich ſchon erwähnte; denn ich bin dem einen nicht katholiſch, dem andern nicht proteſtantiſch genug.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 25. September 1831.

— — Selbſt unſre beſſern Schauſpieler wollen immer allein ſtehen und allein glänzen; daß in ſo vielen Shakſpeare'ſchen Stücken, jeder, der auch nur ein Wort ſagt, ſein eigenes Gewicht hat und verlangt, iſt ihnen ein Eingriff in ihren Abſolutismus, und aus ähnlichen Gründen ziehen ſie die Verſtümmlung des Effects, wie in Goethe's Bearbeitung des „Romeo", der Shakſpeare'ſchen Vertheilung vor. — Ueberhaupt geht man ſo vielen Bewunderern Shakſpeare's näher auf den Leib, ſo kommen oft gar wunderliche Dinge zum Vorſchein; die meiſten tragen einige Witze, Sprüche, Stellen als Parole bei ſich, und werden gutmüthig darauf in die engern Kreiſe echter Verehrer eingelaſſen. Solcherlei Bewaffnung könnte man aber zur Noth auch aus Iffland und Kotzebue zuſammenſuchen; man kommt damit noch gar nicht an das wahrhaft dichteriſche Leben. — —

Raumer an Professor Löbell.

Berlin, den 11. October 1831.

— — Sie wollen, ich soll meine Geschichte bändeweise herausgeben. Glauben Sie denn, daß irgendeine Seele davon so viel Kenntniß nehmen wird, daß das abgedroschene Gerede über Karl V., Elisabeth dadurch abkäme oder auch nur berichtigt würde? Vielmehr würde man aus den alten stereotyp gewordenen Ansichten beweisen, ich habe nichts von Sachen und Personen begriffen und ein dummes Buch geschrieben. Und könnten denn derlei Urtheile, oder die noch gewöhnlichere völlige Apathie mir wirklich (wie Sie hoffen) neue und frische Kraft geben? Sie Melancholikus müssen sich von mir Leichtsinnigen solche eitle Jugendhoffnungen austreiben lassen. Freilich ist's schlimm, wenn man sich alle Begeisterung aus den eigenen Fingern saugen soll, man vertrocknet auf diesem Wege und wird zuletzt wie dürres Holz in den Ofen geworfen. Aber wer kann es ändern?

Sie werden nach solchen Reden an meinem angeblichen Optimismus irre werden. Warum? Ich bilde mir nicht ein, wie ein historischer Weltrichter im Centrum des Universums zu sitzen, sondern treibe mich bedeutungslos an einer sehr kleinen Stelle des Umkreises umher, und verschwinde gelassen in der großen Entwickelung des Guten und Bösen, das täglich um uns her vorgeht. Es fällt mir nicht ein, meiner Länge etwas zusetzen zu wollen; mein Mikrokosmus hält bis er zerbricht, oder größer wird. Dies ist nicht irreligiös; denn ich kann die Religion nicht (wie manche) darin finden, daß man ungeheuer anmaßliche Ansprüche an unsern Herrgott macht.

Ihre Reden für und wider die Gestaltung unserer Zeit,

kann ich beide unterschreiben; denn sie stellen das Leben in seiner Doppelrichtung dar. Nur, was in Worten zersetzt und als Gegensatz erscheint, ist im wahrhaften lebendigen Leben ungetrennt und unzertrennlich. So finden Sie es in allen Abschnitten der Weltgeschichte; nirgends offenbart sich allein das Gute oder allein das Böse in der Entwickelung der Völker und der Einzelnen. Wer erführe nicht an sich selbst, daß das, was einem bisweilen am höchsten und verdienstlichsten angerechnet wird, vor der innersten Prüfung wie ein ganz Nichtiges zerfließt; und umgekehrt hängt an dem, was alle Welt mir als Unrecht und Sünde auslegen würde, das Edelste, was Kopf und Herz zu erschwingen im Stande ist. — Sie reden von den Puffen, die gegen Uebermuth schützen. Mein theurer Freund, ich habe deren ganz andere im Leben und bitterer erfahren, als Sie; schon deshalb, weil ich mich mehr zwischen Felsen und Klippen weichmüthig, verwitzig, oder wie Sie wollen — hinausgewagt habe. Und noch immer kann ich, trotz aller Erfahrungen, es nicht lassen, mich auf das Eis des Lebens zu begeben, und mit allen Kräften nach allerlei Richtungen zu träumen, zu hoffen — und am Ende mit einer langen Nase nach Hause zurückzukehren. Man lernt viel auf diese Weise, aber freilich nicht ohne Schmerzen, die man besser verschweigt, als darüber viel schreit und lamentirt.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 15. November 1831.

Liebster Freund! Die Cholera nimmt hier gottlob so ab, daß es nicht mehr nöthig ist, ihrer zu erwähnen. Auch der Streit über Contagiosität und Nichtcontagiosität ist längst

langweilig und nur dadurch unbeendet, daß man mit und über Worte ſtreitet, ohne feſtzuſetzen, was ſie bedeuten und bedeuten ſollen. Was heißt alſo Anſteckung? Muß eine Empfänglichkeit dafür vorhanden ſein? Iſt das andringende Gift unwiderſtehlich? Auf welche Entfernung und welche Zeit wirkt es u. ſ. w. Auf alle dieſe mediciniſchen Betrachtungen ſehen unſre Puritaner hinab und rühmen ſich des höhern Standpunkts: die Krankheit ſei eine Strafe Gottes, zugefügt in dem Maße der Sünden. — Allerdings ſteht alles, was geſchieht, in Gottes Hand und kommt von ihm. Iſt's aber nicht abſurd daß der General, welcher die Cordons geleitet hat, ſo ſpricht, als könne er durch Soldaten und Häuſerſperren Gottes Strafgericht vereiteln? Gewiß iſt die Cholera eine ſehr ernſte Hinweiſung auf die Hinfälligkeit und Eitelkeit alles Menſchlichen, auf die Verdammlichkeit mancher Genüſſe, Faulheit u. ſ. w. Verkehrt aber iſt es, wenn jemand daraus, daß eine Krankheit erſcheint, die Verdammlichkeit mancher Beſchäftigungen, z. B. der Kunſt, ableitet. Sind denn die Ueberlebenden tugendhafter als die Geſtorbenen, die Alten tugendhafter als die Kinder? Obbeſagter General leitete die geringere Sterblichkeit in Berlin davon ab, daß hier weniger geſündigt und geſtraft werde, als anderwärts, blieb aber die Antwort auf die Frage des Herrn von Knobelsdorf ſchuldig: ob er glaube, daß das arme Driesen zwanzigmal ſo gottlos ſei, weil daſelbſt im Verhältniß zwanzigmal mehr Menſchen geſtorben ſind. Ich habe keinen Begriff, wie man glauben kann, Gott und göttliche Gerechtigkeit zu erkennen und zu ehren, wenn man ihm ein Verfahren beilegt, wofür man jeden menſchlichen Richter caſſiren würde. — Niemand will demüthig anerkennen, daß die meiſten göttlichen Anordnungen höher ſind, als die menſchliche Einſicht; war doch ſchon das Nichtwiſſen der Alten auf richtigerem Wege. Doch genug hiervon. —

An Berliner Witzen und Caricaturen über die Cholera fehlt es, trotz der Ernsthaftigkeit der Sache nicht; z. B. ein Mann mit allen Präservativen behangen, sodaß kein Fleck seines Leibes frei bleibt. — Ein Kranker, der beim Bürsten immer schwärzer und vom Arzte aufgegeben wird, bis der Bürstende sagt: ich habe in der Eil' die Schuhbürste gegriffen. — Eine Köchin fragt den Fleischer: „Warum wird das Kalbfleisch nicht wieder wohlfeil?" Antwort: „Weil die Kälber so lange an der Grenze aufgehalten werden, daß sie als Ochsen ankommen." Ein Schneider stellt sich viermal krank, um nacheinander in vier Lazarethen aufgenommen zu werden und beiläufig zu stehlen. Endlich erkennt man seine Gesundheit an der ganz vortrefflichen Verdauung. Die Acten lauten: „Gegen den N. N. Wegen angemaßter Cholera." — Haben Sie Börne's Briefe aus Paris gelesen? Ihre Erwartungen, so groß sie auch sind, werden übertroffen werden. Vorher schaffen Sie aber alle Dispositionen zum Aerger aus dem Leibe. Ich will nicht mehr von dem edlen, anständigen, wohlerzogenen, humanen Kunstwerke verrathen!!

Soeben erhalte ich die sehr traurige Nachricht, daß Hegel gestern den 14. November an der Cholera gestorben ist. Schon immer war seine Gesundheit, besonders seine Verdauungswerkzeuge angegriffen, und Diätfehler sollen hinzugekommen sein. Er ist der erste Mann von wahrer Bedeutung, der in Berlin dieser Pest erliegt. Sein Verlust ist zunächst unersetzlich. Selbst seine Gegner müssen zugestehen, daß er eine ungemeine Kraft des Geistes besaß; er war ein starker Denker und wenn von seinem dogmatischen und dialektischen Standpunkte aus manches minder beleuchtet und klar erschien, so darf man eine solche Beschränkung auch der größten menschlichen Naturen, nicht zu stark hervorheben. Ich habe ihn oft gegen unbillige Angriffe vertreten, ob ich gleich nicht leugne, daß er sich dergleichen auch selbst zu Schulden kommen ließ.

Unsere Akademie, die ihn immer verhorrescirte, wird sich gegen kleinere Halbphilosophen wahrscheinlich nunmehr sehr nachsichtig erweisen. Es wäre unbillig Herrn Ritter nicht zum Ordinarius zu machen, wen man auch sonst berufen will. Mich schmerzt Hegel's Tod persönlich sehr, stets vertrug ich mich gut mit ihm, immer war sein Gespräch, selbst sein Examiniren (trotz der unbequemen Form) interessant und lehrreich.

Wie vergänglich ist der Mensch, vor vier Tagen saß Hegel drei Stunden abends im Tentamen neben mir, und wir sprachen heiter über sehr viele Gegenstände, und morgen um drei Uhr soll ich mit zu Grabe gehen und um sechs Uhr bei einer Cousine Gevatter stehen!!

Raumer an Tieck.

Berlin, den 25. November 1831.

Friedrich Schlegel hatte unrecht, die Kunstform der Geschichte zu verwerfen, was zuletzt nur auf eine falsche, vorgeblich wissenschaftliche Objectivität hinweiset. Wiederum steht dies mit der Ethik im Zusammenhange und ich möchte dem Aristoteles darin beitreten, daß er das Sittliche und Natürliche in enge Verbindung stellt, wo er ohne alle Zurechnung irrig wird und die Lehre vom individuellen Berufe ganz dahin fällt. Mit Recht will er jedes eigenthümliche Leben auf die vollkommenste Entwickelungsstufe hinaufheben oder hinaustreiben; findet in dieser Tugend auch die echte Lust und weiß bereits, daß und warum das Lieben höher steht, als das geliebt werden. — Was ist's doch für ein miserabel Ding

um ſogenannten literariſchen Ruhm. Herr Schwenke ſagt: ich ſei mit puritaniſchen Redensarten friſirt; Herr Kobbe: ich ſei ein Jakobiner ohne Grundſätze und Einſicht; Herr Börne: ich ſei ein geſchmeidiger Kammerdienerhiſtoriker, der ſich für ein Ordensbändchen der Lüge verkauft habe; unſere Ultras: ich lehre Rebellion und verdiene fortgejagt zu werden! Iſt's denn ſehr zu verwundern, wenn viele, Auſtern und Rheinwein all dem literariſchen Narrenſchneiden vorziehen? — — — —

Raumer an Frau von Lüttichau.

Berlin, den 12. November 1831.

— — Was Sie auf der letzten Seite Ihres Briefes über Hamlet ſagen, iſt gewiß richtig und tief. Die Löſung und Befriedigung geht nicht aus den Perſonen und ihren Schickſalen hervor, die Diſſonanz tönt fort, ſie tönt in jedem menſchlichen Gemüthe ganz anders nach, als etwa durch Macbeth oder Richard III. Hat denn nicht jeder ein Stück Hamlet's in ſich? einen Pips, ſagt das gemeine Sprichwort. Wenn ich Hamlet nur ſo äußerlich hin, als eine Reihe von Thatſachen betrachte, ſcheinen ſie faſt willkürlich und ergreifen minder tief; gehe ich aber ein in die Seelenzuſtände, auf den rothen hindurchgehenden Faden, ſo ſchlingt ſich der um Kopf und Herz und der Athem vergeht einem, wie dem ergriffenen Laokoon. Die ganz neue Welt, den Beweis daß mit dem Untergange dieſer Perſonen nicht alles zu Ende ſei, bringt Fortinbras. Es iſt ebenſo gut der Anfang eines neuen, als das Ende des alten Stücks. Geht denn nicht jeder wie eine unaufgelöſete Diſſonanz durchs Leben, und ſtreben die Leute,

welche vorzeitig mit vollen Conſonanzen der häuslichen, wiſſenſchaftlichen, künſtleriſchen u. ſ. w. Allgenugſamkeit leben wollen, nicht zu oft auf bloße Philiſterei hinaus. Die Diſſonanz treibt uns zu weiterem Leben, Denken, Fühlen, Wirken; darum hielten die Pythagoräer auch die ungerade Zahl für vollkommener, als die gerade: daß im Hamlet die Diſſonanzen doch nicht zu thatenreichem Fortſchritt treiben, iſt vielleicht das Eigenthümlichſte und Ergreifendſte. — — — Hamlet ſchließt diſſonirend in dis, und nun kommt Fortimbras und ſetzt durch enharmoniſche Tonverwechſelung den vollen Accord in Es ein, und wir nehmen dieſe kühne Wendung als genügend und beruhigend hin. Daß der Monolog to be etc. nicht von a bis z vom Selbſtmorde handeln könne, iſt klar wie die Sonne, auch kann der frühere Gedanke, ſich umzubringen, nach dem ſpätern Gebet und Auftrage des Geiſtes, unmöglich in der alten Form und Richtung wiederkehren. Mir ſcheint es aber noch immer nicht unnatürlich, daß dem Hamlet in der Miſchung von Beſonnenheit und künſtlichem oder natürlichem Wahnſinn, Gedanken und Worte ineinander ſpielen, von einem Unternehmen, welches das Leben aufs Spiel ſetzt, und einer Selbſthülfe, die über das Unternehmen hinweghilft. — —

Raumer an Tieck.

Berlin, den 1. December 1831.

Mein geliebter Freund! Es gibt Zeiten der Ueberreizung, wie der Apathie, der Freude wie des Schmerzes, der Hoffnung wie des Verzagens, wo man Freundes Wort und Zuſpruch am meiſten bedarf, am herzlichſten erſehnt. Wie viel ſolche einzelne Laute habe ich in meinem Leben durch alle

Tonarten hindurch gegen Befreundete ausgerufen, und gegen Sie zehnmal mehr als gegen andere. Meist fand ich gar kein Echo; vielleicht der glücklichste Fall, weil sich dann alles ins Unendliche hinaus abschwächt und verflüchtigt und durch Ausbleiben der Gegenwirkung das (freilich oft unbedeutende) Gleichgewicht hergestellt wird. Und was ist das gewöhnliche Echo? das eigene Selbst, damit man sich daran verhätschele und in reichlicher Eitelkeit zu Grunde gehe. Ein rechtes Herz muß mehr ertragen lernen. Das ist ein miserables Herz, welches stirbt, weil es einmal gebrochen wird. Welches wahrhaft große Herz kann zählen, wie oft es dies Schicksal im Leben erlitten hat! Es wird gebrochen durch Liebe, wie durch Haß, durch Gleichgültigkeit wie durch Eifersucht, durch Entgegenkommen wie durch Entfliehen, und träte nicht Aeußeres hinzu, würde es durch eigene Kraft zerspringen und sein Blut ausströmen lassen, bis nachher die beruhigten Theile zusammenheilen, der ruhige Pulsschlag wieder beginnt und sich allmählich bis zu einer neuen Explosion steigert. Wenn ich mir in schmerzlicher Besonnenheit das Herz ausriß und es als ein unnützes Möbel oder verdammlichen Störenfried zur Seite warf, wuchsen mir deren gleich zwei, und hätte ich die Wunde, wie Hercules die der lernäischen Schlange ausbrennen wollen, ich glaube, es wären deren noch mehr geworden und alle wären mir über das Haupt gewachsen. Das ist das Wesen und Glück des Dichters, daß sich ihm jedes Streben und jedes Wiederaufleben, jede Explosion nach außen und jede Rückkehr zum Innern, zum Kunstwerke gestaltet. Aus ihm entstanden und von ihm abgelöset, wird es in demselben Augenblick zu sicherem Heilmittel, während unglückliche historische Naturen, wie ich, nur Wehen und Nachwehen haben, aber keine Kinder gebären zu Trost und Beruhigung. Der Dichter schafft, der Historiker erlebt nur; jener verjüngt sich an Gedanken, Empfindungen und Werken, dieser consumirt

ſich daran — und geht ſeinem Ende entgegen. Wie ich dazu komme, dies alles zu ſchreiben? Aus tauſend Gründen, zunächſt von Ihrem Hexenſabbat herkommend! Nach ſo mancher erſchütternden Aufregung von innen und von außen, Uebereizung durch choleriſicirte Atmoſphäre, Verirrungen in fremde Gebiete, wo ich nicht hingehöre; hatte ich mir die alte Drehorgel wieder ſo ziemlich geſtimmt und leierte ſchon gelaſſen darauf los, da ſpringen feindliche Geiſter von neuem in meine Kreiſe, und als ich mich eben rüſte ſie niederzukämpfen, fällt gar der ganze Hexenſabbat hinein, und ſo — iſt mir Kraft und Ruhe wieder auf lange Zeit entzogen! Bis auf das innerſte Mark der Gebeine bin ich erſchüttert, mir iſt als ſchnitten die ſchmerzlichen Töne vieler gigantiſchen Aeolsharfen Gehirn und Herz in tauſend Stücke, und wenn ſo Wahrheit und Dichtung gleichmäßig von allen Seiten auf mich eindringen, ſchwindet mein eigenes Selbſt zu einem Nichts zuſammen.

Alles was ſeit Romeo bis Werther von unglücklicher Liebe gedichtet oder gefaſelt ward, iſt ja nur ein Nippen an einem Honigkelche; im Vergleich mit dieſer Geſchichte der Katharina, Robert's, Friedrich's, des Dechanten. Alſo das iſt auch möglich, wirklich! Alles Leiden was das Haſſen je über einen Menſchen bringen kann, erſcheint als eine bloße Kleinigkeit gegen die unausbleiblichen Leiden der Liebe. Zwar ſpreche ich hinſichtlich der erſten Hälfte wie der Blinde von der Farbe, denn ich kenne die Leidenſchaft des Haſſes und der Rachſucht nicht. Wenn ich aber dieſe Unbekanntſchaft nicht als Verdienſt darſtellen kann, warum trafen mich denn auf der entgegengeſetzten Seite leider gerade da am meiſten Leiden, wo Gefühl und Geſinnung am edelſten und reinſten waren? Und iſt dieſe Erfahrung nicht die allgemeine? Erkläre das Ihr Lucifer, von dem Sie hier mehr offenbart haben als bisher. Meinem Gefühl und meiner Einſicht nach gehört vieles, was Labitt

ſpricht zu dem Großartigſten und Tiefſinnigſten, was jemals gedacht und ausgeſprochen iſt. Zu einer eigentlichen Kritik der Novelle bin ich noch völlig unfähig, dazu iſt mein Gemüth viel zu bewegt. — Wo iſt, könnte einer ſagen, der beruhigende Schluß. Er beſteht ſelten, und hier gewiß nicht darin, daß man die Dämpfung auf die Saiten fallen läßt und in einem Nu alles ſo ſtumm und ſtill iſt, daß man von andern Lappalien ſchwatzen kann; er beſteht vielmehr darin, daß man alle Dämpfung des Schmerzes aufhebt und dieſen ungeſtört nachhallen läßt bis die Thränenquellen verſiegen. — —

Raumer an Tieck.

Berlin, den 22. December 1831.

— — Wir erweiſen die Barbarei der Griechen aus dem Opfern der Iphigenia. Was iſt dieſe That milde, ja in einer Beziehung (wie Iſaak's Opferung) religiös, im Vergleich mit dem Molochsdienſte der Inquiſition und der Hexenverbrennungen. Was hat man nicht aus dieſer Religion der Liebe gemacht! Und wenn ich die Greuel des Dreißigjährigen Kriegs verdamme, ſo heißt es, ich ſei ohne Kraft und Begeiſterung, indifferent, weder kalt noch warm u. ſ. w. Je älter ich werde, deſto widerwärtiger, wenigſtens fremder wird mir das, was manche als Weſen der Religion bezeichnen. Dieſe Furcht, Angſt, Weltverachtung, dieſer Gott, der wie ein Cerberus darauf wartet, die armen Menſchenſeelen in Ewigkeit zu quälen, dieſer Wahnſinn den Satan in aller Kunſt, Schönheit und Wiſſenſchaft zu wittern, dieſe eng gezogenen Kreiſe angeblich höchſter Tugend und Entwickelung, dieſes Anſtoßnehmen an aller Heiterkeit, dieſer troſtloſe Aberglaube von dem ſteten

Schlechterwerden der Menschheit und der Geschichte, dieses Entsetzen vor dem Tode, dem ich mit wachsenden Jahren immer ruhiger ins Antlitz schaue. Wäre das Verbrennen noch an der Tagesordnung, ich entginge ihm schwerlich und wäre zu eigensinnig, um mich durch falsches Leugnen oder Bekennen zu retten. Doch ich schreibe unzähligemale dasselbe. Wenn das Herz voll ist, geht der Mund über. — Variationen über ein sehr reiches Thema!

Raumer an den Herrn Geheimrath von Raumer.

Ew. Excellenz verehrliches Schreiben vom heutigen Tage veranlaßt mich Sie zu ersuchen, meine Entlassung als Mitglied des Obercensurcollegiums um so mehr zu bewirken, da ich allerdings einsehe, daß ich meine bisherige Entfernung nur der Nachsicht des Collegii verdanke und die Geschäfte durch eine Fortdauer dieses unpassenden Verhältnisses leiden.

Erlauben Ew. Excellenz zugleich mit voller Aufrichtigkeit die Gründe meines bisherigen Benehmens und meines jetzigen Gesuchs vorzutragen:

1) Beschäftigt mich mein Beruf dergestalt, daß ich schon früher keine Zeit für Censurangelegenheiten finden konnte. Seitdem sich diese aber durch neuere Bestimmungen gemehrt haben, bin ich noch weniger im Stande, an denselben einen doppelten Antheil zu nehmen.
2) Kam ich in ein Misverhältniß zum Obercensurcollegium, als dasselbe den Druck der (später in Leipzig erschienenen) Rede untersagte, welche ich am Tage der fünfundzwanzigjährigen Regierungsfeier Sr. Majestät des Königs als Rector der Universität in Gegenwart Sr. Hoheit des

Kronprinzen und einer erlauchten Verſammlung hielt. Zu meiner Rechtfertigung darf ich indeß bemerken: daß Se. Majeſtät ſelbſt die überreichte Handſchrift gnädigſt aufnahmen. Ich würde indeß die für meine geſchichtlichen Arbeiten nöthige Zeit vielleicht gefunden und gewiß die nebenerwähnte perſönliche Thatſache leicht verſchmerzt haben, wenn ich mich

3) mit voller Ueberzeugung dem Verfahren anſchließen könnte, welches zeither das Obercenſurcollegium geleitet zu haben ſcheint. Anſtatt nämlich die ſchreibende und leſende Welt für größere, echte Freiheit zu erziehen und, ich möchte ſagen der literariſchen Großjährigkeit immer näher zu bringen, hat vielmehr die Strenge und Aengſtlichkeit der Aufſicht allmählich zugenommen, ſodaß Preußen (einſt in dieſer Beziehung der freigeſinnteſte und der Treue, ſowie dem Verſtande ſeiner Unterthanen am meiſten vertrauende Staat) jetzt faſt hinter allen andern zurückſteht.

Die Zahl der Verbote von Büchern und Zeitſchriften wächſt, obgleich dieſer geiſtige Cordon das etwaige Böſe noch weniger abhalten oder vernichten kann, als der jetzt aufgegebene, mediciniſch-militäriſche die Cholera. Hierbei wird der wiſſenſchaftlich gebildete Mann behandelt wie das unerfahrene Kind, das ſich in der Leſebibliothek ſchlechten Zeitvertreib holt; fremde Buchhändler beziehen den Vortheil, welcher den einheimiſchen entgeht, und das Ausland druckt das, was (ich war ſelbſt mehreremal in dem Fall) hier das Imprimatur nicht erhält. Preußen, auf welches das übrige Deutſchland wie auf ſeinen Leitſtern hinblickte, hat hierdurch unglaublich an Popularität verloren und zwar durch Maßregeln, die, für ſich betrachtet, unbedeutend erſcheinen, aber mehr auf die wichtige Geſammtſtimmung der Deutſchen wirken, als derjenige glaubt, dem es an Verbindungen mit dem Auslande fehlt.

Ja die unwahren und ungezogenen Angriffe der Fremden auf Preußen finden nirgends eine angemeſſene Stätte der Widerlegung, weil man nicht erlaubt daß neben der Rechtfertigung auch die Anerkenntniß etwaiger Mängel eintrete. Sollte ich mich indeſſen in dem hier mehr Angedeuteten als Entwickelten ſchlechthin irren, ſo werden Ew. Excellenz und ein verehrtes Collegium doch billigen, daß ich mich aus einem Verhältniß zurückziehe, welches mich zwingen würde gegen meine Ueberzeugung zu handeln, und mich für Maßregeln mit verantwortlich machte, die ich misbillige.

Dieſe Erklärung lege ich übrigens erſt jetzt ab, weil mir Ew. Excellenz nicht eher dazu eine unabweisbare Veranlaſſung gaben. Früher würde ſie mir vorlaut und anmaßlich erſchienen ſein; auch wollte ich den Schein vermeiden, als ſuchte ich durch einen auffallenden Rücktritt falſchen Ruhm und zweideutige Popularität zu erwerben.

NB. Ob ich gleich weiß, beſter Onkel, daß Ihnen die Anlage nicht angenehm ſein kann, erlaubt doch mein Gewiſſen und meine wohlbegründete Ueberzeugung nicht, ſie anders zu faſſen. Und ob ich gleich ferner weiß, daß mein Stoßſeufzer ſo wenig Wirkung thun wird, als wenn (nach dem Sprichwort) der Hund den Mond anbellt, muß ich doch verlangen, daß er in die Hände der drei Miniſter komme.

An die Miniſterien des Innern, des Cultus und der auswärtigen Angelegenheiten.

Ew. Excellenzen ſind ohne meine Verſicherung gewiß davon überzeugt, daß mir der Abdruck meines Geſuchs um Entlaſſung vom Obercenſurcollegium höchſt unangenehm war. Obgleich

mir nun wol kein Unbefangener zutrauen konnte, eine ſolche Unſchicklichkeit begangen zu haben, hielt ich die in der „Staatszeitung" darüber gegebene, hiemit an Eidesſtatt wiederholte Erklärung für nothwendig und bemühte mich ſeitdem, nicht ohne Erfolg, den Hergang der Sache aufzuklären. Herr Buchhändler Reimer nämlich hatte Irriges über mein Entlaſſungsgeſuch gehört und wünſchte theilnehmend die Wahrheit zu erfahren. Ich trug kein Bedenken ihm, als einem Mann, den ich ſeit vielen Jahren kenne und mit dem ich in mannichfachem literariſchen Verkehr ſtand, daſſelbe mitzutheilen. Nachdem indeß der Abdruck des Geſuchs erfolgt war, ſtellte ich ihn zur Rede, ob er denſelben veranſtaltet habe? worauf er mir aber ſein Ehrenwort gab, daß er daran unſchuldig ſei. Erſt geſtern hat einer ſeiner Buchhalter, Schönrock, dem er aufgetragen eine einfache Abſchrift anzufertigen, reuig bekannt, daß er ohne Herrn Reimer's Wiſſen und Willen eine zweite Abſchrift genommen und nach Stuttgart geſchickt habe.

Die urſchriftlich anliegenden Erklärungen des Herrn Reimer und des Herrn Schönrock beſtätigen, daß ich an dem Abdruck ſchlechterdings unſchuldig bin. Sollte indeß hierüber noch der leiſeſte Zweifel obwalten, ſo bitte ich die Vereidigung des Schönrock (zu welcher er ſich erbietet) zu veranlaſſen.

Beilage 1. Reimer an Raumer.

Der Ueberbringer iſt das corpus delicti. Es iſt nämlich mein Neffe, der zugleich in meinem Geſchäfte ſteht und dem ich die Abſchrift Ihres Abſagebriefs übertragen hatte. Er hat aber, ſtatt meinen Auftrag zu erfüllen, ihn verdoppelt und deren zwei gemacht, wovon eine durch ſeine Hand — aber auf mein Ehrenwort ganz wider mein Wiſſen und meinen Willen — nach Stuttgart gelangt iſt an ſeinen ehemaligen Principal, den Buchhändler Erhardt (Metzler'ſche Buchhandlung), der zugleich Verleger der Stuttgarter Zeitung iſt.

Verfahren Sie nur mit dem Verbrecher möglichst billig. Vor der Hand habe ich ihm gesagt, daß er sofort an Erhardt schreiben soll und sich von ihm bescheinigen lassen, daß der Abdruck durchaus ohne Ihr Mitwissen und noch vielmehr ohne Ihr Zuthun stattgefunden habe.

Der Ihrige Reimer.

Beilage 2.

Ich erkläre hiermit auf Pflicht und Gewissen, daß ich, als mir Herr Buchhändler Reimer auftrug, zu seinem Privatgebrauch das Abschiedsgesuch des Herrn Professors von Raumer zu copiren, ich ohne Wissen und Willen beider und ohne sie zu befragen oder zu benachrichtigen, eine zweite Abschrift meinem ehemaligen Principal, dem Buchhändler Erhardt in Stuttgart, mitgetheilt habe, durch welche Mittheilung das Abschiedsgesuch in öffentlichen Blättern abgedruckt worden ist. Ich werde die meine Aussage bestätigende Erklärung des Buchhändlers Erhardt beibringen und wiederhole meine mündliche Aeußerung, daß es mir sehr leid thut, durch eine Handlung, welche ich irrigerweise für ganz unverfänglich hielt, dem Herrn Professor Raumer soviel Unannehmlichkeiten bereitet zu haben. Uebrigens bin ich bereit, sofern es verlangt oder die unbedingte Wahrheit dieser Erklärung irgend in Zweifel gezogen wird, dieselbe eidlich zu erhärten.

Berlin, den 20. Januar 1832.

L. Schönrock.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 3. Februar 1832.

— — — Mancherlei las ich in den neuen Staatengeschichten, die bei Perthes erscheinen. Alles recht fleißig und gründlich, — aber ich kann fast nichts davon behalten, und während ich oft darauf losleſe, denke ich an etwas anderes oder an gar nichts. Das kommt freilich zunächst aus Mangel an Aufmerksamkeit; aber dieſer Mangel muß doch wiederum hier ſeinen beſondern Grund haben. Ich ſehe ihn vorzugsweiſe darin, daß Geſchichtſchreiber alle und jede Ereigniſſe wenigſtens mit einem Worte erwähnen wollen. Da fehlt denn zuletzt keine Faſer — wol aber Saft und Kraft, und dieſe trockene Oſteologie des Lebens wird keine Phyſiologie und noch weniger Pſychologie. Ich meine: vieles muß ganz über Bord geworfen und lediglich das Denkwürdige, wahrhaft Lehrreiche feſtgehalten werden. Hätte Gibbon z. B. dieſe Regel nicht befolgt, wer könnte ſein Werk durchleſen, wer würde etwas daraus lernen? Ich kann mich nicht entſchließen dieſer ſandigen Unerſchöpflichkeit nachzuſtreben; wenn ich auch deshalb von manchem ungründlich geſcholten werde. Das Excerpt muß nicht ſo kahl hervorſcheinen, und die Freude über das unendliche Bagatellenwiſſen iſt kindiſch und verkehrt.

Raumer an Tieck.*)

Den 20. Februar 1834.

Das ſteigende Alter gibt ſich unter vielem andern auch dadurch kund, daß von Bekannten und Freunden immer mehr und mehr abſterben; kein Jahr vergeht ohne erheblichen Verluſt. So wird Schleiermacher's Tod auch auf Sie einen tiefen Eindruck gemacht haben. Es iſt in vielen Beziehungen ein unerſetzlicher Verluſt: denn wenn ſchon mittelmäßige Leute ſich nicht ganz ebenſo wiederfinden, wie viel weniger ausgezeichnete Geiſter. An Scharfſinn und dialektiſcher Kraft ſtand ihm niemand gleich, und er verband damit eine Kunſt der Entwickelung und Darſtellung, welche Hegel trotz aller großen Vorzüge faſt ganz fehlte. In den mannichfachſten Richtungen hat er preiswürdig eingewirkt und nicht blos die wichtigſten Gegenſtände angemeſſen behandelt, ſondern auch dem Kleinſten und Wiederkehrenden immer eine neue Seite abgewonnen. Ob man in allen Dingen ſeiner Meinung war und iſt, darauf kommt es gar nicht an; wer darf verlangen, daß allen Bäumen eine Rinde wachſe? Donnerstag vor ſeinem Tode ſah ich ihn noch auf der Akademie und ſchalt ihn, daß er bei großer Heiſerkeit ausgehe. Er behandelte es als unbedeutend, legte ſich aber in der Nacht und ſtand nicht wieder auf. Viele Tauſende drängten ſich zu ſeinem Begräbniſſe, ein erfreuliches Zeichen, wenngleich blos Neugierige ſich den Theilnehmenden zugeſellten. Natürlich aber litt ſtrenge Ordnung und Feierlichkeit dieſer Maſſen halber, und abwechſelnde Hitze, Kälte und Näſſe hat manchen krank gemacht. Ich bin mit vierundzwanzigſtündigem Kopfweh davongekommen.

*) Da die Briefe Polen betreffend aus dem Jahre 1832 jetzt nicht abzudrucken ſind, mögen als Anhang einige ſpätere folgen.

Steffens hielt (einige Wiederholungen abgerechnet) eine sehr löbliche Denkrede in der Aula der Universität. Manche rügten, daß er am Schluß derselben zu großen Nachdruck auf den Umstand legte, daß Schleiermacher kurz vor seinem Tode noch das Abendmahl genommen. Ich möchte diesem Einwande beitreten: denn das, was bei einer andern Form der Krankheit ganz unmöglich gewesen wäre, kann nicht füglich als ein nothwendiges, das ganze Leben erst krönendes und zum Verständniß bringendes Ereigniß betrachtet werden. Ueberhaupt will ich gewisse Ansichten vom Abendmahl nicht tadeln, kann mich aber für meine Person nicht hineinkünsteln oder darin das eigentliche punctum saliens der christlichen Weltentwickelung sehen. Einige haben ferner in diesen Tagen lebhaft darauf hingewiesen, der Mittelpunkt der ganzen Natur Schleiermacher's sei die Liebe gewesen. Dieser Ausdruck hat zum mindesten etwas Unbequemes, und ist vielleicht deshalb am meisten hervorgehoben worden, weil das Liebevolle bei Schleiermacher am wenigsten in Aeußerlichkeiten hervortrat. Ich bin um so entfernter, hierauf entscheidende Wichtigkeit zu legen, weil ich mir dadurch wol selbst den Stab bräche, da ich an dem süßlichen Hätscheln keinen Gefallen finde, und die tiefsten Empfindungen am wenigsten zur Schau legen mag. Andererseits zeigte sich bei Schleiermacher die Kraft des Geistes so sehr vorherrschend, daß man hier den Schlüssel seines Wesens leichter findet. Jemand sagte: es sei eigentlich die Rede von der Liebe zur Wahrheit; aber es fragt sich, ob diese z. B. eine so bitter mitspielende Polemik erforderte, wie sie der Ueberlegene bisweilen gegen kleine Leute übte. In Tauler, Thomas a Kempis, Neander, zeigt sich das, was wir kurzweg an dieser Stelle Liebe nennen können viel deutlicher, als bei Luther, Bossuet, Schleiermacher u. a. Darum suum cuique und nicht alles über einen Leisten geschlagen. Aus seinem Nachlaß wird gewiß noch sehr Lesenswerthes zu Tage gefördert,

hoffentlich mit beſſerer und ſtrengerer Auswahl als bei Goethe und Zelter.

Ich habe nun auch den dritten Band ihres Briefwechſels geleſen; nein, das iſt nicht möglich — ſondern durchgeblättert und Gold aus dem Wuſte herauszufinden verſucht. Ueber mich und auf mich bin ich zornig, daß ich — wie ſoll ich ſagen — zu dem ganzen Verkehr kein recht Zutrauen faſſen kann. Von dem dreifachen Panzer zieht Goethe kaum einen aus, ſodaß ich auch in einer kalten diplomatiſchen Stimmung bleibe, von der ich bei Leſſing's, Solger's, Forſter's, Jacobi's, Müller's Briefwechſel nichts ſpüre. Vielmehr fühle ich mich bei dieſen allen bequem zu Hauſe, befreundet, theilnehmend. Hier fürchte ich hingegen, daß der überlegene Goethe mir armen Schlucker die Thür vor der Naſe zuſchlägt und Zelter mich zur Thür hinauswirft. Doch ich weiß am Ende nicht was ich will und ſage, und ſchelte mich deshalb aus. Thun Sie desgleichen, damit mir mein Unrecht klarer wird und ich mich dann beſſern kann.

Heute gibt die Singakademie eine Hälfte der großen Meſſe aus H-moll von Sebaſtian Bach. Rungenhagen hat das größte Verdienſt dies große und ſchwere Kunſtwerk, trotz aller Widerſprüche kleiner Herren und Dämchen, zur Aufführung zu bringen. Einige Gelbſchnäbelchen meinen was ſie nicht vom Blatt wegkakeln oder wozu ſie nicht mit Armen und Beinen tanzmäßig Takt ſchlagen können, das ſei eben veraltet oder nichts. Deſto eifriger zeigt ſich der Stamm echter Kunſtfreunde und Kunſtfreundinnen.

Berlin, den 9. März 1834.

Haben Sie die Aufsätze in der „Allgemeinen Zeitung" über Schleiermacher gelesen? Der zweite wird hier viel besprochen und allgemein getadelt, ja als schändlich und niederträchtig bezeichnet. Ich liebe derlei heftige Beiwörter nicht und fühle mich dann immer geneigt den Punkt aufzusuchen, von wo aus sich der Angegriffene, wenn nicht rechtfertigen, doch begreifen läßt. So ist diesmal der Schreiber ein Mann, welcher alle Weisheit zuletzt etwa in den Satz zusammenfaßt, daß die Welt tagtäglich fortschreite, ja in den Julitagen hiezu wol Siebenmeilenstiefel angezogen habe; Schleiermacher aber nicht mehr in dem Maße vorwärts gekommt, sondern zusammengesunken sei. Lassen wir den doppelten Aberglauben zur Seite: daß das Paradies mit dem Juli 1830 zugeschlossen oder aufgeschlossen worden, so ist etwas Wahres an der Sache, daß manche Rüstige des Jahres 1813 müde geworden sind und Schlendrian und Gleichgültigkeit überhandnahmen. Dies erfährt man täglich in der Akademie und in der Universität. Auch Schleiermacher kam bisweilen über seine künstliche Dialektik nicht zum einfachen Handeln und zog sich in diejenigen Kreise zurück, wo ihn niemand turbiren konnte. Thut jeder so das Seine, geht's freilich am besten; aber die Kreise sind nicht abgeschlossene Monaden, und es ist z. B. übel, wenn die tüchtigsten Professoren sich gar nicht mehr um die Universität bekümmern, obgleich ich mich auch auf diesem Wege befinde — aus vielen Gründen, die ich Ihnen wol mündlich vortrage. Sonderbar daß Hegel's Polemik hauptsächlich gegen Schleiermacher's Gefühlslehre gerichtet ist, obgleich bei diesem der denkende Scharfsinn eine so große Rolle spielt. Für mich ist Denken und Fühlen gar kein unbedingter Gegensatz; die Hälfte ist nie das Ganze. Denken drängt zum Fühlen und

umgekehrt, sowie auch Allgemeines und Besonderes zueinander gehört und sich nicht untereinander aufhebt. Das Individuellste ist zugleich das Allgemeinste, und die größten Personen hatten auch das meiste Göttliche (*θειον*) in sich. Ferner kann das Denken so gut irren als das Fühlen. Die Subjectivität in beiden sucht und findet objective Bestätigung. Gedanken enthalten so wenig immer das wahrhaft Allgemeine, als Gefühle; beide müssen auf die Kapelle genommen, geprüft und gereinigt werden. Die Ansicht, welche allein dem Menschen das Denken, das Fühlen aber auch dem Thiere zuschreibt, ist nur halb wahr; denn das Gefühl des Thieres ist ebenso wesentlich vom höheren menschlichen Gefühle verschieden, als seine Quasigedanken von dem Tiefsinn des Weisen. Auf diese Betrachtungen führt mich der zweite Band von Hegel's „Geschichte der Philosophie", aus Heften zusammengetragen. Natürlich ist die Form mangelhaft und scholastisch, aber scharfsinnige Gedanken finden sich in bedeutender Zahl, mag man nun beistimmen oder widersprechen. Das alte Lied von der Ironie wird denn auch noch einmal durchgespielt, obgleich Hegel in seiner letzten Auflage der Encyklopädie sich schon zweckmäßiger als in diesen früher gehaltenen Vorträgen ausgesprochen hatte. Daß dies Wort seine großen Unbequemlichkeiten hat und Misverständnissen ausgesetzt ist, habe ich schon früher gegen Solger behauptet. Ebenso wird Hegel's Sonderung der Sittlichkeit und Moralität, sein Satz: das Wirkliche ist vernünftig u. dgl. künftig wie bisher misverstanden und misgedeutet werden. Der Sprachgebrauch unterwirft sich in solcher Weise der Schule nicht; man muß auf andere Weise die Wissenschaft damit versöhnen.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 3. November 1836.

Wie oft werden wir von außen durch das bestimmt, was wir wol Zufall nennen, weil der eigene Beschluß dazu gar nicht oder wenig mitwirkt und wir die Reihe der Ursachen nicht genau erkennen. Wie oft kommen wir umgekehrt nicht zu dem, was wir uns fest vornehmen und bezwecken. Täglich hat man zu dieser trivialen Bemerkung Veranlassung; so auch ich.

Hätte J. Murray mir nicht die schöne Ausgabe der Werke Byron's geschenkt, hätte die Verwundung meines Fußes mich nicht so lange an mein Sofa gekettet, schwerlich wäre meine Aufmerksamkeit von neuem und gründlicher auf jenen Dichter geleitet worden. Hieraus entstand Neigung und Vorsatz, etwas Ordentliches und Geregeltes über ihn niederzuschreiben. Da aber dieser Vorsatz gewiß nie ausgeführt wird, so will ich dies und das in bunter Unordnung anmerken, was mir als Randglosse einfällt. Zusammenhang entsteht vielleicht dadurch am ersten, daß ich das Zerstreute und Unbedeutende an Sie richte, der Sie es auszulegen und zu berichtigen verstehen. Moore's „Leben Byron's" gehört zu den anziehendsten Büchern, die ich je gelesen. Es ist kein biographisches Kunstwerk, erreicht aber durch die Unmittelbarkeit des Mitgetheilten und durch die Zusammenstellung mehr, als auf jedem andern Wege; und wird es eben dadurch nicht ein Kunstwerk im höheren Sinne und richtigerem Maßstabe? Es gibt Wahrheit; — nicht Wahrheit und Dichtung in Goethe'scher Weise. Die Dichtung zur Wahrheit geben Byron's poetische Werke; in der Lebensbeschreibung herrscht die Wahrheit allein — und ich möchte sagen mit Recht. Ja ich sehe selbst in allem

Gewaltſamen, Leidenſchaftlichen und Unſittlichen die Kraft und das Recht der poetiſchen Natur. Da der Vorwurf auf der Oberfläche liegt und Byron ſeine Blößen nirgends bedeckt oder verſteckt, ſo bin ich geneigt dieſe Blößen milde zu verhüllen und die Abſolution theils für die Aufrichtigkeit zu geben, theils weil hinter der Oberfläche das Beſſere und Tiefere verborgen liegt. Ich kenne den Mann ganz und ſtehe deshalb mit ihm in einem innigeren Verhältniß, als wenn er ſich nur halb oder theilweiſe gäbe. Weil ich in die Tiefen ſeines Gemüths ſehe, dringt ſein Wort, ſeine Größe, ſeine Schwäche auch in die Tiefe meines Gemüths. Trotz der Ueberlegenheit Byron's iſt mein Verhältniß zu ihm ein durchaus klares, verſtändliches, offenes und darum menſchlich freie und herzlich! Iſt's unnatürlich, wenn man in Bezug auf Goethe anders fühlt? Iſt er nicht im Recht, wenn er ſelbſt ſein Leben in ein poetiſches Kunſtwerk verklärt, wenn er die Schlacken beiſeite wirft und dem Silberblick ſeines Daſeins höhere Dauer und Haltung gibt? Wozu große und kleine Skandale mittheilen, wozu dem Pöbel die Freude machen, zu ſehen, daß der große Mann doch auch bisweilen ein kleiner Mann iſt? Ich ſage mir dies und Aehnliches, aber ich fühle und denke es eigentlich nicht ſelber. In Byron und Moore — Byron habe ich Dichtung und Wahrheit unvermiſcht; ich kenne den Dichter und den Menſchen in ihrer geſonderten Erſcheinung, und ſehe doch zugleich aufs deutlichſte, wie ſie ſich bedingen und ineinander übergehen. Sofern ich das Schlimmſte von Byron und durch ihn weiß — iſt es ſchon nicht mehr das Schlimmſte. Und gäbe es denn für dieſes Schlimmſte keine Gründe, keine Buße, keine Reue, keine Beſſerung? —

Goethe zeigt ſich gebügelt und geſchniegelt, à quatre épingles, in full dress, liebenswürdig überall. Wäre es denn aber unvernünftig, bei Beurtheilung der Dichter die

Forderung zu stellen, welche Paris bei Beurtheilung der drei Göttinnen machte? Byron hat sich ohne Zwang der Welt unverhüllt gezeigt; Goethe hat mehr wie ein Feigenblatt vorgehalten und vollgeschrieben, und seine unbedingten Verehrer halten diese Feigenblätter für sein Fleisch und Blut. — Weil Goethe seine vielleicht bittere Wahrheit mit schöner Dichtung umpanzerte, kann niemand ihm so nahe auf den Leib, wie Berufene und Unberufene Byron, kommen. Die Welt hat Goethe erhoben und Byron verfolgt; jenem hat man Weihrauch geopfert und diesen mit Schmach überhäuft. — Welche Erziehung ist die lehrreichste? (Ich denke an Gustav Wasa, Elisabeth, Heinrich IV., Friedrich II., Napoleon III.)

Ein Haupthalle hat die londoner Welt über Byron's Heirath und Scheidung erhoben. Ich begreife nicht weshalb? Jene war ein großer Irrthum: die geregelte, immerdar gemäßigte, sittliche, verständige und anständige Frau paßte nicht zu dem kühnen, leidenschaftlichen, ungemäßigten, dithyrambischen Dichter. Sie trennten sich, worüber ich weder der Frau noch ihm einen Vorwurf machen will. Byron war gewiß kein ordentlicher und treuer Ehemann, und Lady Byron trotz edler Eigenschaften doch keine den Dichter beherrschende Muse. Warum aber solch Geschrei, soviel Haß, Verfolgung und Lüge über Geschichten, wie sie leider oft genug vorkommen?

Byron's Verhältniß zu den Weibern ist wesentlich von dem Goethe's verschieden. Beide veredelten und verschönerten wol manchen Gegenstand, aber Goethe that es wie der Herr und Meister, der Maler oder Bildhauer. Die Weiber waren ihm Mittel, Vorwürfe, Gegenstände für seine poetischen Zwecke, er beherrschte, er verklärte sie.

Byron war seinen Geliebten gegenüber nicht ihr Herr und Meister, er war ihnen hingegeben, unterthan mit Leib und Gut, mit Kopf und Herz. Ihm blieb keine nüchterne Ueberlegung, keine besonnene Wendung, keine Vorsicht für Auswege,

kein Gedanke an möglichen, ja wahrscheinlichen Ueberdruß oder nothwendiges Abbrechen. Er stürzte sich dem Sturm, dem Regen, dem Schnee entgegen, in den Strom der sinnlichen wie der geistigen Liebe, und schwimmt wie Leander von Sestos nach Abydos hinüber. Und wenn der allzu kühne Schwimmer erläge, sein Untergang bliebe ein Zeugniß für die Begeisterung seines Kopfes und die Glut seines Herzens. — Goethe scheint dagegen für seine Liebesfahrten ein Schiff so wohl bemannt und bemastet zu haben, daß er mit jedem Winde wo nicht rasch segeln, doch laviren, überall landen, einnehmen, aussetzen, aussteigen kann, immer untadelich zur rechten Zeit und an der rechten Stelle.

Um jenes Vorzugs oder Mangels willen ist Byron vorzugsweise ein lyrischer Dichter, und weil es der Lyrik vielleicht am schwersten wird sich selbst Maß und Gesetz zu geben, richtet Byron seinen Blick auf den gemäßigten und gesetzlichen Pope. Ich kann mir wenigstens seine Bewunderung für diesen Dichter kaum anders erklären, als daß er daselbst zu finden glaubte, was ihm fehlte, ohne daß Pope ihm als Nebenbuhler gefährlich werden konnte.

Berlin, den 4. November.

Ich fahre fort mit meinen Randglossen. Byron, sagt Moore (II, 11), hatte keine Heimat. Gewiß ein Verlust. Wenn er sich diesen Verlust zum Theil zugezogen, so waren andere in nicht geringerem Maße Urheber seiner freiwilligen oder erzwungenen Verbannung. Denn an dem Talente einheimisch zu werden und der Neigung, lange an einem Orte zu beharren, fehlte es ihm keineswegs. Für jeden größern Beschluß, z B. England, Venedig, Ravenna, Italien zu verlassen,

gab er gute Gründe, und mancher einzelnen Liebschaft war er wol länger treu als es sich gebührte. Die wilde Wirthschaft in Venedig hat er nachher selbst misbilligt und bereut. Es war indeß ein durchaus eigenthümlicher, nicht so kurzweg nach allgemeinen Regeln zu verurtheilender Zustand. Theils wirkte Schmerz des verwundeten Herzens, theils Ekel an der Fischblutstugend seiner Gegner und Gegnerinnen, theils Verzweiflung über seine Lage, theils trunkene Begeisterung für die Schönheit, von welcher gottlob die meisten Leute keinen Begriff haben. Sehr natürlich sagt Byron: „Es ist ein Unglück, daß wir weder mit noch ohne Frauen leben können."

Die Melancholie Byron's war nicht die blos verdrießlicher Personen — weil sie nicht gut geschlafen, sich den Magen verdorben, zu viel getrunken haben u. dgl.; sie bezog sich auf die tieferen Geheimnisse des innern Menschen und der äußern Welt, sie vertrug sich mit dauernder Zuneigung. So sagt er: „Ich habe nachgedacht über die Leiden der Trennung. O wie selten sehen wir die, welche wir lieben; doch leben wir Jahre in Augenblicken des Zusammenseins. Der einzige Trost während der Abwesenheit ist die Betrachtung, daß keine persönliche oder geistige Entfremdung stattfinden kann."

Berlin, den 5. November.

Eben war der Vater R—l bei mir. Er erzählt, sein Sohn lese vor allem Byron's Gedichte. Eine üble Wahl: denn bei seiner Natur wird dieser filius nichts herauslesen als das: sobald er mehr Geld ausgibt als einnimmt, und seinen Leidenschaften die Zügel schießen läßt, er seine Genialität beweiset und auf dem geraden Wege ist, ein großer Mann zu werden. Duo cum faciunt idem, non est idem.

Gäbe es denn aber nicht ſittliche Geſetze, gleich verbindlich für alle, für Hochbegabte wie für kleine Leute? Und unterliegt nicht die Unſittlichkeit des Handelns und des Schreibens (der Dichtkunſt) gleichen Geſetzen? — Dieſe Fragen führen auf ſo ſchwere und tiefe Unterſuchungen, daß ich ſie gewiß nicht in einem Briefe beginnen und zu Ende bringen kann. Doch will ich einige vereinzelte Bemerkungen nicht zurückhalten. Das Allgemeine, das Geſetz, die Regel mag noch ſo großen und überwiegenden Werth haben, ſo iſt doch die ihr gegenüberſtehende Perſon keine bloße Null, ſondern es findet ein wechſelſeitiges Verhältniß, eine Wechſelwirkung ſtatt. Aus der Natur, der Stellung, den Anlagen, dem Beruf, ja ſelbſt aus den Leidenſchaften der Einzelnen geht eine natürliche, erlaubte, gerechte Modification des Allgemeinen hervor, und nur da findet die rechte Gleichheit vor dem Geſetz ſtatt, wo alle dieſe Verhältniſſe in angemeſſener Weiſe berückſichtigt werden. Wenn den Geſetzen dieſe lebendige Bildſamkeit fehlt, wird ihr Buchſtabe ertödtend; ſteigert ſich umgekehrt der Anſpruch des Einzelnen, ſodaß er ſich über alle Geſetze hinausſetzt, ſo geräth er in Laſter und Wahnſinn. Das ganze Leben iſt eine Vermittelung des Allgemeinen und Beſondern, geſchickt oder ungeſchickt, harmoniſch oder mit verwalteten Diſſonanzen.

Gewiß kann es eine ſittliche und unſittliche Dichtkunſt geben, aber es iſt ſchwer zu ſagen, worin ſie beſteht. Oft iſt das ſittliche Beſtreben gewiſſer Dichter völlig undichteriſch, und die Gnomiker oder die directen Lehrgedichte wird doch niemand für den Triumph der Poeſie halten. Ferner kommt, wenn ich nicht von dem Urheber, ſondern von den ſittlichen oder unſittlichen Wirkungen eines Werkes rede, viel darauf an, auf welchen Boden die Saat fällt. Ein achtzigjähriger Mann wird durch Ovid's Anweiſungen nicht verführt und ein junges Mädchen durch Wallenſtein nicht zum Verrath verlockt werden. Die Lehre vom Verführen iſt mindeſtens zur Hälfte eine

Absolution, die man selbst gibt; man kommt auf halbem Wege entgegen. Gar viele Fanatiker haben die heiligen Schriften zur Rechtfertigung ihrer Greuel angeführt, wie sollen da die armen Poeten sich vor Anklagen retten? Gewiß ist Euripides im vollen Rechte gegen A. W. Schlegel, wenn dieser ihm vorwarf, daß in jenes Trauerspielen ruchlose Personen ihrem Charakter gemäß sprechen. Ebenso behauptet Byron seinen Tadlern gegenüber mit Recht: Lucifer könne nicht reden wie der Bischof von London. Ebenso wenig kann sich Werther die Grundsätze aneignen, welche der würdige Verfasser der Kunst das menschliche Leben zu verlängern, für anders geartete Personen sehr überzeugend ausspricht. Dem Dramatiker und ebenso dem Epiker wird man also die Befugniß einräumen müssen, daß sie ihre Personen charakteristisch sprechen lassen und nicht über einen sogenannten moralischen Kamm scheren. Warum soll aber nicht auch der Lyriker seine Lieder in fremden Zungen ertönen lassen? Je größer der Dichter, desto weniger wird man seine Person herausfinden, er ist überall und nirgends: so Homer, Sophokles, Euripides, Shakspeare u. a. Nur wo Wahrheit und Dichtung gemischt ist, wird man zu solchen Versuchen hingedrängt. Sie haben aber selten rein sittliche oder rein poetische Zwecke; sie werden öfter von bloßer Neugier hervorgetrieben. Ganz einfache Anempfehlungen des Unsittlichen (ohne dramatische Motivirung) kommen wol nur äußerst selten vor, und thun gewiß am wenigsten Schaden; sowie umgekehrt eine trockene Anpreisung des Sittlichen nicht auf den dichterischen Dreifuß erhebt.

Sofern ein Misverhältniß der Mittel und des Erreichten, der Anstalten und Zwecke sich kund gibt, kann mich das scheinbar Sittlichste verletzen. Oder ließe sich nicht von einem keineswegs verwerflichen Standpunkte darthun: Byron's Kain sei sittlicher als manche angeblich christliche Epopöen? Wenigstens war es Mäßigung (σωφροσύνη), daß Byron nur den

Teufel und nicht unseren Herrgott sprechen läßt, was in der Regel blasphemisch oder albern herauskömmt. Nicht Lucifer, Kain, Manfred und ähnliche Charaktere sind zu verdammen, denn sie geben sich einfach nur für das, was sie wirklich sind; sehr anstößig ist mir dagegen in Byron das willkürliche und schon deshalb tadelnswürdige Umspringen vom Edelsten zum Gemeinsten, das übermüthige Vernichten oder untereinander Aufheben des einen und des andern. Auch ist der Uebermuth oft wol nur der einer kalten Bitterkeit und Verzweiflung, und eben deswegen unpoetisch, ja unsittlich. Die Bemerkung: dies Verfahren sei satyrischer Zwecke halber nothwendig geworden und dadurch gerechtfertigt, erscheint mir ganz ungenügend.

Wenn die Moral (der gewöhnlichen Meinung gemäß) wesentlich darin besteht, seine Persönlichkeit der allgemeinen Regel unterzuordnen, so erscheint mir Byron an einer Stelle in ästhetischer Beziehung moralisch — zu seinem eigenen Schaden. Vielleicht trieb ihn das Gefühl sonstiger übermäßiger Ungebundenheit, diese an einer Stelle freiwillig zu opfern, und die selbst auferlegte Beschränkung desto sorgsamer und gewissenhafter zu tragen. Sein Aberglauben an die misverstandenen Lehren des Aristoteles über die sogenannten drei Einheiten, seine ungenügende Einsicht in das Wesen der antiken und modernen Tragödie, haben ihn in Hinsicht auf Wahl und Behandlung der Stoffe zu Misgriffen geführt; er fühlte wohl daß er Shakspeare in seiner Bahn nicht übertreffen könne, und träumte deshalb von Erfindung einer ganz neuen englischen Tragödie. Er ist gewiß nicht vorzugsweise ein dramatischer Dichter, doch darf man bedauern, daß er sich in dieser Beziehung die Schwungfedern vorsätzlich verkürzte oder ausriß.

Ich komme zurück auf Byron's Immoralität. Was man in seinem Leben so nennen mag und muß, liegt auf der

Hand. Es iſt darüber nicht zu ſtreiten, es iſt kaum der Rede werth. Aber was über Trinken und Liebeln hinausberichtet oder gefolgert worden iſt, ermangelt des Erweiſes. Wer ſich in londoner routs nicht gefällt, oder nicht jedem hergelaufenen Laffen williges Gehör bewilligt, iſt deshalb noch kein Menſchenfeind. Sein Ich vergaß er in der Liebe zu andern, in der Hingebung für fremde Zwecke, er opferte Geld, Gut, Bequemlichkeit, Geſundheit, Leben, und wenn in ihm wie in jedem ein Stück erblicher und eigener Sünde ſteckte, ſo kann man doch auch ſagen: numine afflatur. Dem Teufel (mit dem er ungebührlich ſpielte) würde er bei längerem Leben wol immermehr den Laufpaß gegeben haben. Bei allem Abſtoßenden, Sündlichen war in ihm kein zum Haß geneigtes Gemüth; er zog ſich einen Harniſch über, hielt ein Meduſenhaupt vor ſich, weil im Innerſten ein nur zu weiches, verletzbares, ſich hingebendes Gemüth wohnte. Der Egoismus, welcher Fehler verheimlicht oder künſtlich verdeckt, war nicht in ihm, und noch weniger der, welcher in angeblicher Allgenugſamkeit alles zurückweiſet, was ſeine eigenen Kreiſe ſtören könnte. Er hatte in dieſer Beziehung eher zu wenig als zu viel Egoismus. Er wollte kein Jupiter ſein und lieber andere anbeten, als ſich anbeten laſſen. Mit Recht konnte er, ungeachtet einzelner Streitigkeiten, ſagen: er lebe in Frieden mit der ganzen dichteriſchen Brüderſchaft (II, 293), denn das Feld der Gedanken ſei unermeßlich, und das Univerſum ſei der Tempel des Ruhms. Byron's poetiſche Politik iſt allerdings von der proſaiſchen verſchieden; und doch iſt das, was er für Irland ſprach und für Griechenland dachte, fühlte und that, mehr werth als die herzloſen Berechnungen und die juridiſchen Deductionen, auf welche ſich angeblich weiſere Leute etwas zugute thaten. Er hatte Muth des Charakters. An Murray ſchreibt er: „Mögen diejenigen, welche meine Ausdrücke über Irland nicht verſchlucken können, daran kauen. Sollte auch

Herr Croker mit all seinem Schrecken gegen mich auftreten, es kümmert mich nicht."

Croker ist derselbe, welcher mich aus ähnlichen Gründen im „Quarterly review" so erschrecklich heruntergemacht hat. Ich folge indeß Byron's Beispiel. Ein andermal (Bestätigung des oben Gesagten) schreibt Byron (II, 87): „Ich könnte jetzt sehr sentimental sein, aber ich will nicht. Die Wahrheit ist, daß ich mein ganzes Leben hindurch mich bestrebte mein Herz zu verhärten; noch ist es mir aber nicht vollkommen gelungen." Und in einer andern rührenden Stelle ruft er schmerzlich bewegt aus (II, 285): „Mich kalten Herzens, mich unempfindlich nennen! Ebenso gut könnten sie sagen, das Glas ist nicht zerbrechlich, welches in einen Abgrund hinabgeworfen ward und in Stücken zertrümmert zu ihren Füßen liegt!"

Aus einem andern Briefe (geschrieben im großen Styl II, 141) hebe ich nur eine Stelle aus: „Sie machten aus mir ohne mein Zuthun eine Art von Volksgötzen (popular Idol). Wiederum warfen sie (ohne Vernunft oder Urtheil, lediglich aus Eigensinn ihrer Willkür) jenes Bild hinab von seinem Fußgestell. Es ward durch den Fall nicht zerbrochen, und sie möchten es (so scheint es) wieder hinaufstellen; — es soll aber nicht geschehen."

Ich sollte nun wol näher auf die Beurtheilung einzelner Werke Byron's eingehen, aber dieser Brief ist schon übermäßig lang geworden. Sollten Sie oder irgendjemand finden, er sei zu apologetisch, zu lobpreisend, so habe ich nur meine Schuldigkeit gethan, sofern ich früher wol streng urtheilte, weil ich den ganzen Menschen noch nicht so kannte und begriffen hatte wie jetzt. Hoffentlich werde ich für mein Reden weder von Dichtern noch Moralisten gesteinigt. Was sich von echt religiösem Standpunkt noch beibringen und erinnern ließe, stelle ich heut zur Seite. Die Poesie des Teufels, der Zerrissenheit, des Hochmuths, der Nacht, des Häßlichen u. s. w.

ist gewiß nicht die rechte, aber es bleibt nach dem Verwerfen von dem allen doch eine echte Poesie übrig, welche gewisse hölzerne oder eiserne Zienswächter gewiß mit Unrecht miskennen oder verdammen.

Sollte jemand fragen: warum ich an dieser Stelle nicht umständlicher und begeisterter von Goethe spreche? — dem antworte ich wiederholentlich: „Wer auf dem Throne sitzt, braucht nicht hinaufgehoben zu werden. Rettungen schreibt man nur für angegriffene und verkannte Personen!“

Druck von H. L. Brockhaus in Leipzig.

Berichtigungen.

Erster Theil.

Seite 21, Zeile 18 v. u., statt: testamus, lies: testamur
" 28, " 15 v. u., st.: ersten, l.: ernsten
" 53, " 10 v. o., st.: allen, l.: allem
" 55, " 9 v. u., st.: Husarenanbehandlung, l.: Husarenbehandlung
" 64, " 5 v. o., st.: von, l.: vor
" 74, " 4 v. u., st.: einer mit Gehalt verbundenen, l.: eine mit Gehalt verbundene
" 126, " 2 v. u., st.: die, l.: bei der
" 281, " 12 v. u., st.: in, l.: im

Zweiter Theil.

Seite 104, Zeile 8 v. o., statt: Ausgabe, lies: Aufgabe
" 28[illegible], " 7 v. o., st.: Sekte, l.: Seite